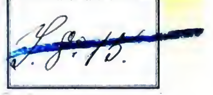
WIENER-MODEN-ZEITUNG UND ZEITSCHRIFT FÜR KUNST SCHÖNE LITERATUR UND...

Johann Schickh





Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Dienstag den 2. Jänner 1849. №1. Vier und dreißigster Jahrgang.

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.



Pränumerations-Einladung

auf den 34. Jahrgang der, in den gebildeten Kreisen bekannten

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater, Mode und sociales Leben.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

☞ Vom neuen Jahre an im vergrößerten Format und sehr bedeutender Preisermäßigung.

Wir wollen bei der Gelegenheit des Jahreswechsels nur wenige Worte zur Empfehlung unsers Blattes voranschicken — denn es werden bei Pränumerationsankündigungen gewöhnlich eine Menge von großsprecherischen Tiraden und Versprechungen gemacht, und wenige davon geleistet; es wird von guter Gesinnung gesprochen, ohne solche Gesinnung zu haben. — Die Wiener Zeitschrift, von langen Jahren her wegen ihrer Loyalität, jedoch auch wegen ihrer freisinnigen Haltung gekannt und geachtet, hat ihrem Ruf unter allen Verhältnissen Rechnung getragen, und sie wird dieß im erhöhten Maße von nun an, wo es doppelte Pflicht geworden ist, das Verständniß zwischen den Partheien zu ermitteln und dem, politisch noch lange nicht mündigen Publikum die Bahnen vorzuzeichnen, auf denen es seinen Ansprüchen auf gesetzliche Freiheit, aber auch seinen Pflichten gegenüber des constitutionellen Thrones, gegenüber allen Schichten der Gesellschaft, gegenüber der großen Sache der Civilisation, gerecht werden kann. Die Wiener Zeitschrift wird deshalb zu jenem vollkommensten journalistischen Standpunkte zu gelangen suchen, wo die Wahrheit allein als Strebeziel erscheint, und nur ihr zugestrebt wird, unbekümmert um die Parthei-Interessen, welche zur Rechten und Linken der Straße liegen bleiben. Wir wollen bloß wahr sein, wahr selbst um den Preis, den Machthabern zu mißfallen; und in diesem Sinne werden wir fortan unsere eigene Bahn verfolgen, auf welcher wir des Beifalls aller Redlichdenkenden, aller Besonnenen, aller Freunde des wahren Fortschritts versichert sein dürfen. Wir werden kein Partheiblatt geben, wohl aber ein Bild aller Partheien, aus dem sich die Wahrheit von selbst herausstellen soll!"

Die Wiener Zeitschrift wird im neuen Jahre gediegene leitende Artikel bringen; im Fache der Novelle treffliche Originalarbeiten der besten deutschen Erzähler; authentische Nachrichten der Vorfallenheiten in Wien, unpartheiische, kritische Besprechungen über die Leistungen der 5 Theater in der Residenz, eben solche Besprechungen über alle neuen literarischen Erscheinungen des In- und Auslandes. Wahrheitsliebende Correspondenten aus der Ferne berichten die Ereignisse fremder Städte und Länder, kurz, unser Blatt soll an Mannigfaltigkeit alles aufbiethen, um die Gunst des Publikums in hohem Grade sich eigen zu machen.

Das Blatt erscheint wöchentlich 5 Mal in größtem Quartformat, elegant ausgestattet; die beigegebenen, als höchst elegant bekannten Modebilder werden so wie früher nur Original-Wiener-Moden enthalten, in Stahl gestochen, fein kolorirt. Man pränumerirt auf die Wiener Zeitschrift für Wien und die Provinzen einzig und allein in der Expedition dieses Blattes, in Wien, Stadt, Dorotheergasse, Nr. 1108. Auswärtige wollen auf den Geldbriefen nur bemerken: In „Zeitungsfachen" wo dann kein Porto zu entrichten ist. Der Pränumerationspreis ist für Wien mit Kupf. ganzjährig statt früher 24 fl. CM. auf nur 14 fl., halbj. 7 fl. viertelj. 3 fl. 40 kr. gestellt. Ohne Kupf. (nur für Wien) ganzj. 10 fl., halbj. 5 fl., viertelj. 2 fl. 40 kr. CM. Für Auswärtige durch die Post franco zugesendet, kostet es ganzj. statt früher 26 fl. 48 kr., jetzt 16 fl. 48 kr., halbj. 8 fl. 24. kr., viertelj. 4 fl. 30. kr. CM. Die Versendung ins Ausland besorgt wie früher die Buchhandlung Gerold und Sohn in Wien, ganzj. zu 11 Thaler 12 Gr. sächsisch.

Wien im Dezember 1848.

Die Redaktion der Wiener-Zeitschrift.

Oesterreich's staatlicher Neubau.

(S.) Für den Neubau des Oesterreichischen Staates ist von vielen Seiten das Föderativ-Sistem als die geeignetste Form angeregt worden, und in der That scheint sich ein solches den Bedürfnissen der verschiedenen Nationalitäten, welche sich in unserem Staaten-Complexe vereinigen, am meisten anzupassen; zahlreiche und wichtige Gründe sprechen dafür. — Als Prototip für dasselbe müßten, nach unserem bescheidenen Dafürhalten, die Vereinsstaaten des freien Nordamerika angenommen werden, deren Verfassung indessen dahin zu modifiziren wäre, daß vorerst die conföderirten einzelnen Provinzen mit einer besondern, eigenthümlichen Verfassung betheilt würden, und der constitutionelle Kaiser ihnen als unverantwortlicher Vorstand beigegeben erschiene, welchem ein Ministerium, gebildet aus den Capacitäten der Einzelntheile obiger Föderation, zur Seite zu stehen und die Verantwortlichkeit seiner Gestion zu tragen hätte.

Der Zweck dieses Sistems würde für alle Elemente der Föderation ein gemeinsames sein, und es braucht derselbe wohl hier nicht erst näher bezeichnet zu werden; die Mittel aber zu seiner Realisirung würden sich in jedem Falle nur sehr verschiedenartig gestalten können, da sie von den Besonderheiten der einzelnen Provinzen abhängen müßten. So z. B. dürfte die gleichmäßige Betheiligung an der Staatsschuld, an der Volkswehr, an den Steuerlasten und dgl. nicht füglich zu vermeiden sein; in der Durchführung der diesfälligen Regierungs-Maßnahmen würde sich jedoch nothwendigerweise eine Modifikation nach dem Spezial-Verhältnisse der conföderirten Provinzen von selbst als Nothwendigkeit herausstellen. —

Wir wollen es den Erörterungen der berufenen Organe überlassen, die nähere Auseinandersetzung dieser Andeutungen zu bringen; wir sind indessen der vollen Ueberzeugung, daß die Basis des kräftigen Oesterreichischen Staatsbaues nur schwer auf anderen Pfeilern werde ruhen können, als auf den eben vorgezeichneten. Zur Zeit, wo der alte, vermoderte Polizei-Staat die einzelnen Nationalitäten in ein buntes Gemengsel zusammenwarf, wo die Eine auf Kosten der sämmtlichen anderen zu einer unbilligen und unklugen Supremarie berufen wurde, da war die Lage eine andere: der Terrorismus der Gewalt hielt jede freie Bewegung nieder und der gemeinsame Zweck wurde erreicht, zwar nicht durch den ungebundenen Willen der Völker, aber doch mittelst der gemeinsamen Knechtung. Jetzt ist die Sache wieder eine andere geworden und will demgemäß auch ihre Geltung erhalten; gewiß aber dürfte es sein, daß alle, dem letzten Endzweck einer freien Constituirung entgegenstehenden Hemmnisse nur durch ein Förderations-Sistem hindanzuhalten sind.

Wenn es noch eines Beweises für diese Annahme bedarf, so ist derselbe gewiß nicht schwer zu finden und wir brauchen blos das obige Beispiel festzuhalten, um unsere Argumentation einleuchtend genug zur Evidenz zu bringen.

Das Föderativ-Sistem der amerikanischen Freistaaten ist anerkanntermassen eines derjenigen, welches die meisten Garantien für die Beglückung der Völker darbiethet: nun so mache man denn das lohnende Experiment, dasselbe für Oesterreich zu adoptiren und als Grundlage einer constitutionellen Monarchie in Anwendung zu setzen! Dort wie hier gähren die heterogensten Nationalitäts-Elemente; dort wie hier drängt es zur chemischen Zersetzung der widerstrebenden Bestandtheile; gehe man hier wie dort zu Werke, und das Resultat wird ein befriedigendes sein, nämlich ein Amalgam, in welchem die mannigfaltigen Ingredienzien sich zu einem tüchtigen, starken, compacten Ganzen vereinigen!

Aber um dies genauer zu benennen, gestalte sich die besprochene Entwickelung in Folgendem:

Von Seite jedes einzelnen, conföderirten Theilganzen würden die Persönlichkeiten zu erwählen sein, welche in der Aufgabe der allgemeinen Regierung, Einfluß zu nehmen hätten, um die Berechtigungen ihrer provinziellen Kommittenten gegen allenfällige, reactionäre Uebergriffe oder absolutistische Tendenzen zu wahren, (obwohl die Völker bereits wissen, daß unsere Regierung zu ehrlich ist, um unwürdigerweise unter dem Hütchen spielen zu wollen.) Provinzial-Landtage und ein Reichstag in der Residenz hätten sonach die beiden Instanzen zu bilden, in welchen die Geschicke der österreichischen Völker ihrer Erledigung zuzuführen sein würden!

Der jetzige Reichstag (ein Witzbold nennt ihn unsere Reichs-Nacht) steht unverkennbar an der Schwelle seines (un) seligen Hintrittes, da in ihm weder Ungarn, noch Kroatien, Slawonien, Siebenbürgen oder Italien vertreten sind, während doch diese Provinzen sämmtlich in die künftige Central-Regierung Oesterreichs einbezogen werden müßten; — er scheide also im Frieden, ohne daß auch wir einen Stein auf ihn werfen wollen, deren ihm bereits zur Genüge auf den Nacken geflogen; wenn aber ein anderer, will's Gott! republiklicher Reichstag zusammengetreten sein wird, dann wollen wir die vorstehenden Werke reassumiren und die „Väter des Vaterlandes" bitten, selbe, wenn nicht im Ganzen, doch wenigstens im Einzelnen zu berücksichtigen, und, wo möglich, in's wirkliche Leben zu rufen!

Die Volksherren Füster, Goldmark, Fischhoff, Umlauft, Violand, Scherzer, Schuselka und Consorten werden hoffentlich dann unmöglich geworden sein, und Oesterreichs staatlicher Neubau dürfte somit unter einem reinen Sterne beginnen!

Der Deutsche und sein Kind.

Aus dem Amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.

Mit dem „gut gekupferten und schnellsegelnden Dreimaster Rose Bertram," — wie die Anzeige im Hamburger Börsenblatt gelautet — das von dieser Stadt aus am 15. April 1839 nach New Orleans in den vereinigten Staaten von Nord Amerika abging, war auch eine arme Familie, Vater, Mutter und zwei Kinder ausgewandert, um in dem Land ihrer Hoffnungen und Träume das zu finden, was ihnen die eigene Heimath nicht mehr im Stande war zu bieten — eine ruhige sorgenfreie Existenz, und eine gesicherte Zukunft.

Die Reise lief ziemlich glücklich ab, denn sobald sie nur erst einmal den Englischen Canal hinter sich hatten und in ein südlicheres Klima kamen, zeigte auch der Himmel eine fast ununterbrochene Reine, so daß sie, mit einem ebenfalls ziemlich günstigen Wind, nach etwa achtwöchentlicher Fahrt, die sieben Mündungen des Mississippi im Golf von Mexiko erreichten und hier von dem Schleppboot Herkules, gegen die mächtige Strömung des Riesenflusses an, der „Königin des Südens" zugeführt wurden, wie die Republikaner ihre Hauptstadt New-Orleans nennen.

Unser Deutscher, Hermann Schwabe aus Baiern, staunte aber nicht wenig, als er in dem Amerika — das er sich bis dahin fast nur als eine einzige große Wildniß, mit Farmen, gedachte, eine Stadt fand, wie er sie in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Häusermassen dehnten sich ohne erkennbares Ende am Ufer hin, das seinerseits wieder von einer ununterbrochenen Kette aller Arten Fahrzeuge eingefaßt und umschlossen wurde, während dort wieder Omnibus-Wägen und zahllose Güterkarren mit lebensgefährlicher Schnelle ein wildes geschäftiges Menschengedränge zu durchschneiden und zu theilen schienen. Trotz dieser Menschenmasse aber, fühlte er sich recht verlassen und allein — kein einziges Gesicht war unter dem ganzen Schwarm der wogenden Menge, das er gekonnt — keine Hand streckte sich ihm hier zum freundlichen Willkommen entgegen und Alle gingen kalt und theilnahmlos an ihm vorüber. Es machte einen recht wehmüthigen Eindruck auf ihn, einen Eindruck, der nicht beschrieben werden kann, der gefühlt sein will, und obgleich ihn das Drängen und Treiben der südlichen Stadt gar sehr ansprach, und Alles was ihn hier umgab, neu, fremdartig, und deshalb interessant war, so eilte er doch soviel als möglich, wieder fortzukommen, und den Ort zu erreichen, wo er Freunde zu finden hoffte, ja wo er seine Verwandte wohnen hatte, auf deren Briefe er all sein kleines Eigenthum in Europa verkaufte, um mit dem darausgelösten Geld einzig und allein die Ueberfahrt zu bezahlen.

Dieser Verwandte, ein weitläufiger Vetter von ihm, wohnte in Cincinnati am Ohio, und Schwabe mußte jetzt vor allen Dingen ein Dampfboot finden, das ihn, den Mississippi und Ohio hinauf, seinem neuen Ziele entgegen führte, das war aber nicht schwer — in dieser Jahreszeit, vor dem Eintreffen des gelben Fiebers, laufen fast an jedem Tage fünf bis sechs Boote stromauf und zwei oder drei von diesen sind dabei gewiß für den Ohio bestimmt: bald hatte er denn auch — wenn gleich unter nicht geringen Schwierigkeiten, da er kein Wort Englisch verstand — seiner und der Seinigen Passage akkordirt und noch an dem nämlichen Nachmittag glitten die Auswanderer auf dem keuchenden mächtigen Boot stromauf, gegen die gelbe unheimlich rasch dahin strömende Fluth des „Vaters der Wasser" an.

Zwischen reizenden Plantagen schossen sie hin, deren graue Schindeldächer gar freundlich zwischen dichten, schattigen Orangenhainen und Granatbüschen hervorschimmerten, an breiten gewaltigen Zucker- und Baumwollenfeldern vorüber, wo unglückliche Sklavenschaaren den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt und von Peitschenbewehrten Aufsehern überwacht, ihre lange Tagesarbeit verrichten.

Als sie weiter hinauf kamen, nahmen aber die offenen Plantagen mehr und mehr ab — der Wald, der bis dahin wohl mehre englische Meilen weit durch die urbar gemachten Felder zurückgedrängt wurde, näherte sich immer auffallender dem Ufer, und endlich, nach einzelnen waldigen Strecken besonders an der linken Seite, drängte er sich ganz dem Rande des Mississippi zu, und das grüne wehende Moos hing in langen düstern Streifen von den weitgespreizten Aesten herunter und schwankte und schaukelte in dem scharfen, stromaufstreichenden Luftzug. Aber auch dieser nahm nach und nach ab — flaches monotones Sumpfland, von riesigen Bäumen bestanden und nur hie und da von einem kleinen Städtchen oder einzeln liegenden Holzhaus unterbrochen, bildete die Scenerie beider Seiten des Flusses, bis endlich oben, von der Mündung des Ohio an, ihre Umgebung einen ganz andern Charakter bekam und jetzt mit Hügeln und Bergen das klarere Wasser des „schönen Stroms" einschließend, die an Bord befindlichen Deutschen fast wieder in ihre Heimath, an die Gestade des vaterländischen Rheins zurückversetzten.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Der Karneval in Rom.

Der Karneval, eines der größten Volksfeste Italiens, beginnt sogleich nach Weihnachten und dauert bis zur Fastenzeit. Er erreicht erst zu Ende seiner Dauer seinen Höhepunkt, indem erst die letzten Tage vollkommene Maskenfreiheit gestatten. Wir entlehnen folgende überaus gelungene Beschreibung dieser Tage, wie sie in Rom festlich begangen werden, aus dem Reisetagebuch eines berühmten Schriftstellers:

„Montag und Dienstag“, sagt er, „sind die beiden letzten und besten Tage des Faschings. Am Montag Nachmittag um ein oder zwei Uhr begann ein starkes Wagengerassel im Hofraume unseres Hotels; ein Hin- und Herrennen sämmtlicher Dienerschaft. Dann und wann huschte ein einzelner Fremde im Maskenkleide über einen Thorweg oder Balkon, an den Anputz noch nicht so gewöhnt, um ihn mit Selbstvertrauen zu tragen und der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten. Alle Wagen waren offen und über dem Futter sorgfältig mit weißem Kattun ausgeschlagen, um zu verhüten, daß diese Zierrath nicht durch den unaufhörlichen Regen von Zuckermandeln Schaden litte. An jedem Wagen waren Leute mit Aufpacken ungeheuerer Düten und Körbe von diesen Confetti und mit Hineinstopfen solcher Massen von Blumensträußern beschäftigt, daß einige Wagen nicht nur bis an den Rand voll Blumen waren, sondern im wahren Sinne des Wortes überströmten, indem bei jedem Ruck oder Stoß einiges von dem Ueberfluß zu Boden fiel. Um in diesen wesentlichen Erfordernissen nicht nachzustehen, ließen wir schleunigst ebenfalls zwei ganz anständige Düten mit Zuckerwerk (jede ungefähr drei Fuß hoch) und einen tüchtigen Wäschkorb voll Blumen in unsere gemiethete Kalesche bringen, was wir von unserem Observatorium aus, einem der obern Balkone des Hotels, mit lebhaftester Zufriedenheit mit ansahen. Da die Wagen jetzt ihre Gesellschaft einnahmen und sich entfernten, so stiegen auch wir in den unsrigen und fuhren, das Gesicht mit Drahtmasken geschützt, von dannen, denn das Zuckerwerk ist stark mit Gyps versetzt.

„Der Corso ist eine Straße, etwa eine halbe Stunde lang; eine Straße von Läden, Palästen und Privathäusern, die sich an manchen Stellen zu einer breiten piazza erweitert. Fast an jedem Hause befinden sich Verandas und Balkone von jeder Größe und Form — nicht in einem Stock allein, sodern häufig vor verschiedenen Zimmern in jedem Stock — im Allgemeinen mit so wenig Ordnung und Regelmäßigkeit angebaut, daß, wenn es Jahre lang Balkone geregnet, Balkone gehagelt, Balkone geschneit, Balkone gestürmt hätte, sie kaum in ungeregelter Weise hätten entstehen können.

„Dies ist der große Brennpunkt des Karnevals. Weil aber alle Straßen, in denen der Karneval abgehalten wird, von Dragonern scharf bewacht werden, so müssen die Wagen zuerst in einer Reihe eine andere Straße hinabfahren und an dem entferntesten Ende des Corso an der Piazza del Popolo in denselben gelangen. Auch wir schlossen uns einer Kutschenreihe an und bewegten uns eine Weile langsam vorwärts; ein Mal krochen wir hin wie die Schnecken, ein andres Mal trabten wir ein halb Dutzend Schritte, ein drittes Mal mußten wir funfzig Schritte wieder zurück, ein viertes Mal hielten wir ganz still, wie es das Gedränge vor uns nothwendig machte. Wenn irgend ein ungestümer Wagen in der sonderbaren Meinung, schneller vorwärts zu kommen, aus der Reihe fuhr und vorwärts rasselte, so wurde er sogleich von einem Kavaleristen eingeholt, der, taub wie sein blankes Schwerdt gegen alle Entgegnungen denselben an das äußerste Ende der Reihe brachte und ihn in der entferntesten Perspective wie einen dunkeln Punkt erscheinen ließ. Gelegentlich tauschten wir eine Salve von Confetti mit der nächsten Kutsche vor oder hinter uns aus; doch war bis jetzt das Abfangen der ungehorsamen Kutschen durch das Militär die Hauptunterhaltung.

„Jetzt gelangten wir in eine enge Gasse, wo sich zu der Reihe der hinfahrenden Kutschen noch eine Reihe der zurückkehrenden gesellte. Hier begannen das Zuckerwerk und die Blumensträußer schon recht tüchtig herumzufliegen, und ich war glücklich genug, einen als griechischen Krieger verkleideten Herren zu bemerken, welcher einen blondbärtigen Räuber (eben im Begriff, einer jungen Dame im ersten Stock einen Blumenstrauß zuzuwerfen), mit einer Präcision auf die Nase traf, die bei den Zuschauern lebhaften Beifall fand. Als dieser siegreiche Grieche gegen einen dicken Herrn in einem Thorwege, der auf der einen Seite schwarz, auf der andern weiß war, als ob er halb geschält wäre — darüber eine witzige Bemerkung machte, flog eine Orange von einem Hause herab gerade an sein linkes Ohr, was ihn etwas aus der Fassung brachte, vorzüglich da er gerade aufrecht stand. Da sich noch obendrein zu gleicher Zeit der Wagen wieder in Bewegung setzte, wankte er schmachvoll und fiel bis über den Kopf in die Blumen.

„Nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde gelangten wir in den Corso ein so heiteres, glänzendes, lustiges Schauspiel, wie dieselbe vor Augen führte, würde man sich kaum denken können. Von allen den unzähligen Balkonen, dem entferntesten und höchsten bis zu dem untersten und nächsten, wehten Teppiche: roth, grün, blau, weiß und goldig in dem strahlenden Sonnenschein aus den Fenstern, von den buntesten und feurigsten Farben zur Straße herab. Die Häuser schienen ihre innere Seite nach außen gekehrt und all' ihre Fröhlichkeit gegen die Straß gewendet zu haben. An den Verkaufsgewölben waren die Läden weggenommen und die Fenster wie Logen im Theater mit Gesellschaft besetzt; Thüren waren aus den Angeln gehoben und ließen einen Blick thun in lange tapezirte Gänge, mit Blumen- und Immergrünguirlanden behängt; Baugerüste bildeten üppige Tempel, in Silber, Gold und Sammt, und in jeder Ecke, in jedem Winkel, von dem Erdboden bis an die Schornsteinspitze, wo nur Frauenaugen glänzen konnten, da tanzten und lachten und funkelten sie, wie Lichte in dem Wasser. Jede Art bezaubernder Tollheit im Anzug war zu sehen. Kleine wunderliche, scharlachrothe Jacken, sonderbare alte Brustlätzchen, schalkhafter als die nettesten Leibchen; polnische Pelze, knapp und gespannt, wie reife Stachelbeeren; niedliche griechische Mützen, schief auf dem Kopfe sitzend und, Gott weiß wie, an den Haaren haftend; jede sonderbare, abenteuerliche, kecke, schüchterne, eigensinnige Narrheit hatte ihren Vertreter in einer Tracht; und jede Sorge war von ihrem Träger im Tumult der Lust so gänzlich vergessen, als ob die drei alten Aquädukte, die noch unversehrt vorhanden, auf ihren massenhaften Bogen diesen Morgen den Lethestrom nach Rom gebracht hätten.

„Die Wagen fuhren jetzt zu dreien nebeneinander, an breiteren Stellen zu vieren; oft mußten sie lange Zeit zusammen still halten; immer bildeten sie eine dichte Masse der verschiedenartigsten Pracht, indem sie in den Blumen eigen, mit dem die ganze Straße überschüttet wurde, selbst wie Blumen größerer Art aussahen. Bei einigen waren die Pferde reich mit prächtigen Decken geschmückt, bei andern vom Kopf bis zum Schweif mit flatternden Bändern bedeckt. Die Kutscher hatten theilweise ungeheure Doppelgesichter, das eine auf die Pferde hinstarrend, das andere mit wunderbaren Augen in den Wagen schielend, beide unter dem Hagel des Zuckerwerks klappernd und rasselnd. Andere waren als Weiber verkleidet, mit Locken, ohne Hüte und nahmen sich bei der schwierigen Lenkung der Rosse lächerlich genug aus.

(Schluß folgt.)

Wiener Signale.

Die Verbindung der Gloggnitzer mit der südlichen Staatsbahn wird durch eine Bahn durch das Reichenauer Thal hergestellt. Den Plan hiezu hat Dr. Ghega geliefert.

Diejenigen Geschäftsleute, welche auf die Weihnachtsfreuden spekulirten, haben schlechte Geschäfte gemacht; auch den Sylvesterspekulanten ging es nicht besser, — und die Ballgeber haben ganz das gleiche Loos zu erwarten. — Die Zeit ist zu ernst, der Denkende meidet die Oeffentlichkeit und zieht sich so viel als möglich in den Kreis seiner Familie oder seiner Angehörigen zurück.

Anzeige für das schießliebende Publikum. Die „schlimmen Frauen,“ welche am ersten Abende ihrer Wiederaufführung im Nationaltheater an der Wien gar nicht geschossen haben, weil ihnen, wie Frau Schäfer ganz aufrichtig bekannte, das Pulver ausgegangen war, haben, von der zweiten Vorstellung angefangen, doch Pulver erhalten, und feuern nun jeden Abend nach Herzenslust, wovon wir das schießliebende Publikum geziemend in Kenntniß setzen. — Nachschrift: Soeben vernehmen wir, daß ein ehemaliger, entsetzlich kouragirter Stadtgardist bei der Kunde dieses aufrührerischen Spektakels die Stadt Wien alsogleich verlassen und sich wieder nach Baden geflüchtet haben soll.

In einem hiesigen Blatte hieß es, daß Elmars „Unter der Erde“ am Hoftheater zu Dresden mit genauer Noth dem Durchfalle entgangen sei. Wir sind im Stande, diese Unwahrheit durch folgende Zeilen ddo. Dresden am 4. Dezember zu berichtigen: „Gestern kam Elmar's „Unter der Erde“ auf der hiesigen Hofbühne zur Aufführung und wurde mit Beifall überschüttet, und zwar von einem Publikum, welches sehr feine Kost in dieser Art von Gerichten gewohnt ist. Die Aufführung war bis auf das Lokale und Kostüm tadellos, insbesondere Frl. Herbst als Resine ganz charmant. Der hiesige Komiker Räder spielte vortrefflich, die Musik hat sehr gefallen, besonders das Duett. Wenn ich mich nicht sehr täusche, so wird das Stück hier Kasse machen; ich erinnere mich seit meinem Hiersein keines ähnlichen Successes“ u.s.w. So weit ein vor uns liegender Privatbrief.

Einen sehr lächerlichen in anderer Beziehung wieder sehr traurigen Eindruck gewähren die Prager Blätter mit ihrem ewigen Sprachenstreite und mit ihren ewigen Mahnungen zur Einigkeit. Diese Rivalität: ob czechisch oder deutsch, ob früher czechisch und dann deutsch, ob oben deutsch und unten czechisch ob links czechisch und rechts deutsch, diese Rivalität war anfangs lächerlich jetzt fängt sie aber an, eklig zu werden. Der als Reichstagsabgeordneter unsterblich gewordene Hawliczek will sogar in dem Umstande, daß kein czechisches Regierungsblatt erscheint, eine Demonstration gegen das Slaventhum erblicken!!! — Eine Notiz im Redau'schen Abendblatte bemerkt hierauf sehr ironisch, daß die Regierung so lange Hr. Hawliczek sein Blatt in dem Sinne wie bis jetzt fortführe, kein Regierungsblatt benöthige.

Die vielversprochenen Briefe, welche aus dem „National“ in die „Wiener-

Zeitung" übergingen, beginnen die Runde durch die Provinzblätter. Die „allgemeine Zeitung von Böhmen" bringt sie Wort für Wort, ohne irgend eine Anmerkung, ganz so wie die „Wiener-Zeitung.

Herr von Schmerling tritt, bevor er seine Stelle als Reichstagabgeordneter nach Kremsier übernimmt, eine Reise nach Frankfurt an, wohin ihn eine Mission an die Centralgewalt nöthiget. Er wird erst in einigen Wochen wiederkehren.

Provinz-Signale.

Olmütz. Man will wissen, daß hier nicht der Großfürst Michael, sondern Alexander von Rußland eintreffen werde. Im Fürst-Erzbischöflichen Pallast werden schon seit 10 Tagen 4 Zimmer geheizt, die für den russischen Prinzen bestimmte Wohnung, und dem Heizer ist täglich 1 Klafter Holz bestimmt. Wenn das ganze Holz verbraucht würde, so müßte eine Schwitzbad-Temperatur werden. Mit diesem Holze könnte manche eisige Stube der Armen erwärmt werden, und es wäre besser verwendet. — Das erinnert mich an eine Hofgaunerei, welche ich irgendwo gelesen. Die Kaiserin Katharina von Rußland übersah einmal ihren Haushalt und fand in der Rechnung 28,000 Fr. für Talglichter verzeichnet. Diese ungeheuer Summe fiel ihr um so mehr auf, als sie den strengsten Befehl gegeben hatte, daß an ihrem Hofe keine Talgkerzen gebrannt werden. Sie stellte Untersuchungen an und da ergab sich's, daß der Prinz, nachmaliger Kaiser Alexander, sich ein Talglicht hat kommen lassen, um damit seine aufgesprungene Lippe zu bestreichen. Der Lakey, der dasselbe kaufte, stellte 4 Pfund in Rechnung, der Vorgesetzte über ihn machte eine Summe von 300 Fr. daraus, und so vom Diener hinaufsteigend, schwoll die Summe immer höher an, bis endlich der Oberhof-Intendant die runde Summe von 28,000 Fr. zu Papier brachte. So hat Ludwig XVIII. berechnet, daß ihm jedes frische Ei, das er verzehrte, auf 30 Fr. zu stehen komme. — Das nenne ich doch geniale Beutelschneiderei!

Aus der Zeit.

Cöln. Das Gastspiel des Hrn. C. Formes erweist sich wider Erwarten für die Kasse nicht vortheilhaft. Die Vorstellungen sind nur schwach besucht.

Paris. Herr Thiers hat sich von seiner reichen und noch jungen Frau getrennt. Zwar bewohnen sie noch ein und dasselbe Haus, sind aber von Tisch und Bette geschieden.

Berlin. Es ist hier eine eigenthümliche Stellenjägerei im Gange. Die die Ausweisung fürchtenden Demokraten suchen nämlich von Diesem und Jenem einen Beschäftigungsschein in irgend einer Eigenschaft zu erhalten, um ihn der ausweisenden Polizei vorlegen zu können. Selbst bei der „Neuen Pr. Ztg." sollen sich Einige eventuell darum beworben haben.

Hamburg. Ein Riese erregt ein nicht gewöhnliches Aufsehen — nicht etwa ein soi-disant Riese, nicht etwa ein phantastisch angeputzter Flügelmann von irgend einem Garde-Bataillon — nein, ein wirklicher Riese, ein Nachkomme Goliaths, ein 18jähriger Jüngling, Engländer von Geburt, 9 Fuß, sage neun Fuß hoch. Im Gebäude der Tonhalle stellt er sich zur Anschauung aus. Er ist colossal, aber proportionirt gebaut und von angenehmem Aeußern. Ich freute mich darauf, so recht angeführt zu werden, als der Zettel hinlockte — aber wie hoch auch die Erwartungen gespannt sein mögen, der Riese guckt doch darauf hinab. Wenn ich meinen Arm so hoch streckte, als es nur möglich war, so gelangte ich doch nicht auf seinen Kopf und ich messe gegen sechs Fuß. Der Riese ist ohne Arm so dick, wie zwei starke Männer mit ihren vier Armen zusammen genommen. Wenn er seinen Daumen auf einen Champagnerthaler legt, so deckt er ihn ganz zu. Wenn vier Männer-Fäuste auf einem Teller ruhen, so überspannt er sie mit einer Hand und hebt den Teller mit den Fäusten in die Höhe. Man sehe ihn! Es gibt so wenige Größen — fragt nur die Politik, und die Kunst, und die Literatur, und die Tugend — hier ist denn doch eine wirkliche Größe. Ach die neunfüßigen Staatsmänner, Künstler, Literaten und Tugendhaften sind selten.

Wie ein Kuhhälter Mitglied eines Ehrengerichts wird. Vor Kurzem waren die Mitglieder einer Compagnie der Prager Nationalgarde zu einer Versammlung eingeladen, in welcher 6 Mitglieder der Compagnien behufs der Zusammensetzung eines Ehrengerichts gewählt werden sollten. Da die Zahl der Versammelten, wie gewöhnlich bei solcher Gelegenheit, nicht sehr groß war, so konnte man sich nicht entschließen, die Wahl heute nicht vorzunehmen. Da erhob sich ein ehrenwerthes Mitglied der Kompagnie, ein Kuhhälter, und nahm das Wort in böhmischer Zunge und sprach: „Ich wäre auch der Ansicht, daß die Wahl heute nicht vorgenommen werde, da in der Versammlung hier kaum so viele zu finden wären, denen man ein solches Amt anvertrauen könne!" Ein schönes Kompliment für die ganze Compagnie. Dennoch schritt man endlich zur Wahl, und siehe da! der Kuhhälter ward Mitglied des Ehrengerichtes! — Welche Kenntnisse muß nicht dieser Kuhhälter besitzen?! Mehr als seine Zöglinge gewiß!

Ein Correspondent der deutschen allgemeinen Zeitung schreibt aus Prag: Der Kaiser lebe ruhig auf dem Hradschin und habe dem Bürgermeister Wanka, der ihm in einer Audienz von der Forderung des Militärs bezüglich der Hauptwache sprach, gesagt: „Habt's Recht, wenn es nicht anders ist, geh' ich selbst unter die Gard' und ich werd' schauen, ob sie mich mit Gewalt von der Wach' wegjagen werden." Solche Aeußerungen machen ihn hier noch populärer und er wird von allen Klassen der Bevölkerung verehrt.

Einem Berichte des „Morning Chronicle" zu Folge wird Fürst Paul Esterhazy in London erwartet, um den in Oesterreich stattgefundenen Thronwechsel anzuzeigen, und dann den dortigen Botschafterposten anzutreten.

Aus Ollmütz schreibt ein Correspondent: Tagtäglich langen Bauerndeputationen an, welche durch ihre ohrenzerreißende Musik jedem Aesthetiker das Mittagsmahl verleiden. Alle wünschen sehnsuchtsvoll, die Landleute mögen ihre Ergebenheithsgefühle nicht in so jämmerliche Noten setzen.

Die Agramer Zeitung berichtet: In Folge der Niederlage, welche die Ungarn vor Kaschau erlitten, hat Kossuth den Aufstand in ganz Oberungarn und der Theißgegend wieder aufgeboten. Meszaros hat das Kommando in dieser Gegend übernommen.

Eine hochbejahrte, im Geruch großer Heiligkeit ganz neuerdings in Straßburg verstorbene Jungfrau hatte in ihrem Testament verfügt, daß zwei Straßburger Bürger von wenigstens 30 Jahren, die durch einen feierlichen Eid erwiesen, daß sie sich stets der größten Sittenreinheit und Keuschheit befleißigt, ihren Sarg zur Gruft tragen und dafür ein Jeder 10,000 Frs. erhalten sollten; allein es meldet sich Niemand zur Uebernahme dieser ehrenvollen und einträglichen Funktion.

Conversations-Saal.

Politische Losungsworte, welche sich seit 1788 in Frankreich gefolgt sind.

(Aus dem Manchester-Guardian.)

1788. Es lebe der König! Es lebe der Adel!

1789. Fort mit dem Adel, fort mit der Bastille! Es leben die allgemeinen Stände!

1790. Fort mit den allgemeinen Ständen! Es lebe Necker! Es lebe Mirabeau! Es leben die Patrioten des Orleans und die Geistlichkeit!

1791. Fort mit dem Adel, fort mit der Geistlichkeit, mit Necker! Es lebe Bailly, Lafayette! Es lebe der constitutionelle König!

1792. Fort mit dem königl. Veto, mit Lafayette! Fort mit Bailly und der Constitution von 1791!

1793. Fort mit dem König Ludwig Capet! Fort mit dem Thron und der Constitution von 1793! Fort mit Brissot und Dumouriez! Es lebe die französische Republik! Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft! Es leben die Girondisten!

1793. Tod dem Könige! Fort mit dem Adel, den Aristokraten, den Reichen und der Geistlichkeit! Es leben die Jakobiner! Es lebe Robespierre! Es lebe Marat, der Volksfreund! Es lebe die Schreckensregierung!

1794. Fort mit den Girondisten! Es lebe Barrere und Couthon! Es lebe die Guillotine!

1794—95. Fort mit den Terroristen, den Blutmenschen! Fort mit Robespierre!

1796—99. Es lebe das Direktorium! Es leben Barras und Bonaparte! Es leben die 500! Fort mit dem Direktorium! Es leben die Consuls! Es lebe Bonaparte, der erste Consul!

1799—1806. Fort mit den Consuln und der Republik! Es lebe der Kaiser Napoleon! Es lebe der Krieg und die Ehrenlegion! Es leben die Titel! Es lebe Josefine!

1806—13. Fort mit dem Papst! Es lebe Marie Louise und der König von Rom!

1814. Fort mit Josef Hieronymus und Murat! Fort mit dem Senat und dem kaiserlichen Adler! Es lebe der legitime König der Verbündeten!

1815 im März. Fort mit den Verbündeten, den Bourbons und den Legitimisten! Es lebe Napoleon!

1815 im Juni. Fort mit dem verjagten Korsikaner! Fort mit der Armee, mit den Verräthern Ney und Lavalette! Fort mit der Revolution von hundert Tagen! Es lebe Ludwig der Ersehnte!

1816—30. Fort mit den Ultras, es lebe Decazes! Fort mit Decazes, es lebe Villele! Es lebe Angouleme und Karl X. der Geliebte! Fort mit Polignac und den Ordonanzen! Fort mit Karl X., der Legitimität und den Bourbons! Es lebe Ludwig Philipp, der Bürgerkönig!

1848. Fort mit Ludwig Philipp und Guizot! Fort mit Nemours, Joinville rc. Es lebe die Revolution, es leben die Barrikaden, das Arbeitervolk, die Blousenmänner!

1849. ?.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Mittwoch den 3. Jänner 1849. № 2. Vier und dreißigster Jahrgang.

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Der Deutsche und sein Kind.

Aus dem Amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Schnell glitten sie an den reizenden Ufern vorüber, passirten vor Louisville — um die Stromschnellen zu umgehn, den durch Fels gehauenen Canal, und kamen am achten Tage nach ihrer Abfahrt, Nachmittags vier Uhr, in Cincinnati an.

Auch hier umgab sie wieder ein lebendiges, reges Treiben; viele stattliche Dampfboote lagen an der Landung und schnelle Fährboote, mit kleinen rasch puffenden Maschinen glitten zwischen Newport und Covington an der Kentuckyseite und Cincinnati im Ohio hin and wieder. — Unmassen von Gütern lagen am Ufer aufgehäuft und die Mannschaften der verschiedenen Boote waren gar eifrig beschäftigt, die Fracht aus- oder einzuladen und ihre eigenen Fahrzeuge wieder in Stand zu setzen zu neuer Reise.

Der Deutsche konnte sich übrigens, so interessant ihm das auch zu jeder andern Zeit gewesen wäre, nicht lange bei der Betrachtung des ihn Umgebenden aufhalten, denn der Abend rückte heran und es mußte noch vorher für ein Obdach auf die Nacht gesorgt werden. Jetzt galt es daher vor allen Dingen, die Wohnung seines Verwandten zu finden, und dessen Adresse stand deutlich genug in dem erhaltenen Briefe angegeben.

„Fürchtegott Wagner, Kaffeehaus zur Stadt München, nordöstliche Ecke der siebenten und Syca-morestraße Nr. 41 Cincinnati Ohio.“

Das war nicht zu fehlen — der Brief hatte ihm überhaupt den ganzen Weg zum Leitstern gedient, und er überflog auch jetzt noch einmal mit stiller Zufriedenheit die Zeilen.

„Komm nur nach Amerika,“ stand darin, „Du glaubst gar nicht, wie schnell und geschwind es ein armer Teufel hier zu was bringen kann. — Du weißt doch, daß ich fast mit gar Nichts von zu Haase wegging, und jetzt habe ich in Cincinnati, eine der größten Städte in ganz Amerika, ein Kaffeehaus, das sie hier coffeehouse nennen, alle Tage dreimal Fleisch, und bin mein eigener Herr. Und wie lange hat's gedauert, bis ich mir das Alles erarbeiten konnte — anderthalb Jahr — so lange hab ich auf der Eisenbahn geschafft, mit 16 Dollar die Woche Lohn, und jetzt sitze ich ganz bequem in Cincinnati und thue gar nichts mehr.“

Wetter noch einmal, schon ein Kaffeehaus! dachte Schwabe, was muß der Mensch für ein Glück gehabt haben — wie lange müßte man sich da in Deutschland schinden und quälen, daß man nur erst eine Concession kriegt — Gott sei Dank, daß ich in Amerika bin, jetzt arbeite ich auch ein paar Jahre an der Eisenbahn, und dann mache ichs grade so. —

Mit dieser löblichen Ansicht war er vom Boot heruntergegangen, um einen Karrenführer zu finden, der ihm sein Gepäck an Ort und Stelle schaffen konnte; denn er beabsichtigte, bei seinem Vetter abzusteigen, da in einem Kaffeehause doch auch Raum für sie und ihre paar Kasten sein würde. Es bot sich ihm auch bald, und zwar ein Deutscher, an, der ihn leicht nach seiner ganzen Tracht und Manier für einen Landsmann erkannt hatte, lud seine Siebensachen auf, und während Schwabe mit seinem Jungen und seiner Frau, die das kleine Mädchen auf dem Arme trug, neben der sogenannten „Dray“ hergingen, schlenderten sie langsam die berganlaufende Sycamorestraße, die neben der Mainstreet der Dampfbootlandung zumündete, hinauf. Schwabe, der sich natürlich nicht mit der als nordost bezeichneten Lage vertraut machen konnte, hatte auch schon von weitem, als sie nach und nach die vierte, fünfte und sechste Straße hinter sich gelassen, ein großes stattlich aussehendes Backsteinhaus im Auge, das ihm am ehesten dem Begriffe gleichzukommen schien, den er sich bis dahin im Geiste von einem amerikanischen Kaffeehause gemacht. Es konnte auch fast kein anderes Gebäude von den vier Eckhäusern sein, denn zwei von diesen waren Kaufläden und das dritte — Heiliger Gott — an dem kleinen, weißangestrichenen Breterverschlag klebte ein großes schwarzes Schild, auf dem mit weißen Buchstaben — wachte er denn oder träumte er —

Coffeehouse zur Stadt München

stand. Die Buchstaben selber ließen gar keinen Zweifel — das halb Englische halb Deutsche gehörte einem Landsmann an und diese Breterbude war — das erwartete Asyl.

„Ist denn das hier das ganze Kaffeehaus?“ — stammelte er fast unwillkührlich und ergriff den Arm des Karrenführers, als ob er durch das Aufhalten der Fracht auch sein Geschick verzögern könne. —

„Es trifft“ — meinte der Andere trocken, und schien in dem Aeußeren des Gebäudes gar nichts Außerordentliches zu finden, — „hier ist der Ort — der Gentleman wird wohl zu Haase sein!“ und mit dieser lakonischen Bemerkung ließ er die lange Peitsche um des Pferdes Ohren sausen, das, theils hierdurch, theils durch das gleich darauf ausgestoßene Tschü — Tschü — wo — ah! vor die fragliche Thüre einlenkte und mit einem plötzlichen Ruck dort Halt machte.

„Fremder Besuch!“ rief der Draymann dann, und stieß die kleine niedere Pforte auf — „sollen die Sachen hier hereingeschafft werden?“

Schwabe stand noch immer, kaum eines Entschlusses fähig, auf der Straße und konnte die Augen nicht wegwenden von dem schwarzen Schild: Coffeehouse — das also war ein Amerikanisches Kaffeehaus. Die Mutter drückte ihr Kind leise an sich, und es mochte ihr jetzt vielleicht zum ersten Mal eine Ahnung von dem dämmern, was aus ihren, bis dahin wild aufgebauten Plänen wohl etwa werden könne. In der Thür des Kaffeehauses erschien in diesem Augenblik Niemand anders, als der wirkliche Schreiber des so folgeschweren Briefes, und anstatt nun, — wie es Schwabe, seit er das wirkliche Kaffeehaus gesehen, gar nicht anders erwartet hatte — bestürzt und vernichtet dazustehn und vor Schaam jeden beliebigen Moment bereit zu sein in die Erde zu sinken, erkannte er kaum die Deutschen, als er ihnen froh erstaunt die Hände entgegenstreckte, dem Mann dann um den Hals fiel und ihn und seine Frau herzlich willkommen hieß. Schwaben blieb denn auch jetzt gar keine Zeit, weder seine Verwunderung noch seine Bestürzung auszudrücken,

er sah sich nur gleich darauf mit Sack und Pack in das kleine enge Gemach hineingedrängt und hier auch noch so mit Fragen und Erkundigungen über die alte Heimath bestürmt, daß er endlich nur froh war, als er erst wieder einmal frei und ungehindert aufathmen konnte. Dann aber versäumte er auch weiter keine Zeit, in dem unansehnlichen Raum, der sie umgab, umher zu schauen, und die natürlichste Frage, die sich ihm jetzt aus vollster Seele auf die Lippe drängte war —

„Und das nennst du ein Kaffeehaus?"

„Jawohl," sagte der schon etwas amerikanisirte Vetter ganz unbefangen — das ist hier so Sitte — wo der liebe Gott nur den Arm herausstreckt, da wirds gleich K a f f e e h a u s getauft, und wenn auch ein paar Gläser und Flaschen mit Doppelkümmel, Brandy und Whiskey hinter der Baar stehn — gerade wie's bei mir der Fall ist, denn ich habe auch nichts weiter. Das laßt Euch aber nicht kümmern, und daß Ihr große Rosinen im Kopf gehabt, geht anderen Leuten auch nicht besser — damit kommen sie Alle van Deutschland herüber. Jetzt heißt's nun fleißig geschafft und gearbeitet, und die Hände gerühet, nachher macht sich das Uebrige von selbst."

Wagner, der Kaffeewirth hatte ganz recht — es sieht Manches in Amerika, von Deutschland aus betrachtet, wie ein Kaffeehaus aus, und kommen wir nachher hin so schreien wir — „Ach du lieber Gott — das sind ja lauter Lügen und Erfindungen — das waren Prahlereien und Märchen, das ist ja gar kein Kaffeehaus, das ist ja nur eine gewöhnliche Bretterbude!" Für den Augenblick, und nach u n s e r e n Ansichten haben wir auch allerdings recht, sobald wir aber nur erst einmal dort eingerichtet sind, und den alten deutschen Staub aus den Augen geschüttelt haben, dann sehen wir die Sache von einer ganz anderen Seite an, und finden nun plötzlich, daß es doch wirklich ein Kaffeehaus ist, oder daß wirs wenigstens d a z u m a c h e n d ü r f e n u n d k ö n n e n, wenn wir nur den recht festen und kräftigen Willen haben, es auszuführen. Dann sehen wir ein, daß uns dort nicht, wie hier, die Hände gebunden sind zu freier That und lernen uns gern und freudig in das fügen, was uns im Anfang, als die Kruste und äußere Schale des Ganzen so herb und bitter, so hart und unverdaulich geschienen.

Es ist das aber nicht allein mit den Kaffeehäusern so, nein fast durchgängig mit all den dortigen Verhältnissen und Einrichtungen; gewöhnlich werden ü b e r t r i e b e n e Berichte hierher geschickt, oder wenn auch nicht einmal übertriebene, doch wenigstens so gestellte, daß sie, wenn sie auch vielleicht b u c h s t ä b l i c h wahr sind, der Einbildungskraft einen zu freien Spielraum, alles Gute und Vorzügliche ahnen laßen und die Fehler und Mängel dabei nicht andeuten. Der Deutsche, und besonders der, in dessen Kopf die Auswanderung schon wirklich spukt, ist dann nur zu gern geneigt, sich alles das was er hört, noch mit den schönsten, buntesten Farben auszuschmücken und zu putzen und kommt er dann an Ort und Stelle und findet das Alles, was er sich vielleicht nur selbst hinzugedacht, nicht wirklich realisirt — was beiläufig gesagt, n i e geschieht — so wird er muthlos und macht sich selbst und denen, die solche Berichte geschrieben, die bittersten Vorwürfe. Es ist schon gefährlich genug, wenn man die dort bevorstehenden Unannehmlichkeiten nur erwähnt, und nicht recht besonders heraushebt, denn in dem Falle springt der Lesende ebenfalls leicht darüber hin, und denkt — a bah, das sind Kleinigkeiten, die sich schon geben werden — sind auch vielleicht nicht einmal so schlimm wie man sichs hier denkt!

Deßhalb sollten es sich die, welche Berichte über Auswanderungen schreiben, zur besonderen Pflicht machen, Alles — auch das Kleinste und Unbedeutendste, was sie zum Nachtheil des sonst gepriesenen Landes wißen, nicht allein anzuführen, sondern sogar hervorzuheben, und lieber in dieser Hinsicht etwas übertreiben als zu wenig thun; die Phantasie der Auswanderungslustigen glättet doch die rauhen Kanten ab. Der Europäer wird dann nicht, oft gleich bei seinem ersten landen, zurückgeschreckt und gerade zu einer Zeit muthlos gemacht, wo er aller seiner Energie und Festigkeit am meisten bedarf. Das aber, weshalb Manche den Tadel verschweigen, weil sie wißen, daß alles dieß doch immer eigentlich nur Unannehmlichkeiten und keine wirklichen Fehler sind, sollte sie gerade im Gegentheil antreiben, ihn auszusprechen, denn Amerika bietet dem deutschen Auswanderer solche ungeheuere Vortheile, daß man getrost Alles das nennen und aufführen kann, was dem Land oder den Sitten jenes Welttheils zum Nachtheil gereicht, ohne befürchten zu müßen, den Ackerbauer, den eigentlichen Mann für Amerika, dadurch zu schrecken. — Bleiben nachher die geschniegelten und gebügelten Herrchen drüben in Europa, weil sie tausend Bequemlichkeiten nicht haben können, tausend Genüsse — was nämlich für sie Genüsse sind, entbehren, ei, so ist das auch nur wieder ein Vortheil für Amerika, denn derlei Gesellen, mit parfümirten Taschentüchern und wohlfrisirten Locken brauchen sie drüben nicht, die mögen hier ausharren, bis sie später einmal, mit dem alten Schlendrian selbst, zu Grunde gehn.

Doch ich kam ganz von meiner, keineswegs hinauszielenden Erzählung ab und will lieber wieder so schnell als möglich in's „Kaffeehaus zur Stadt München" zurückkehren.

Hier saßen indessen die Deutschen ganz gemüthlich — nicht etwa bei einer Tasse Kaffee, denn der war nur Morgens zum Frühstück zu bekommen, sondern bei einem guten Glas Cincinnati-Bier zusammen und plauderten und besprachen ihre gegenseitigen Aussichten.

Wagner hatte allerdings in Allem, was er seinem Vetter geschrieben recht gehabt; durch eigener Hände Arbeit wußte er sich ein kleines Capital zu verdienen und that damit, was in allen Städten Amerikas, besonders aber in Cincinnati, die Deutschen nur zu oft thun, er errichtete einen Schenkstand — was dort nun einmal ohne seine Schuld K a f f e h a u s genannt wird. Wohl war der Verdienst jetzt, der ungeheueren Concurrenz wegen, nicht mehr so besonders wie früher, er hatte aber doch zu leben, und konnte sogar, da er gerade auf seine eigene Bequemlichkeit sehr wenig verwandte, immer noch jährlich eine Kleinigkeit zurücklegen.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n.

Der Karneval in Rom.

(Schluß).

Anstatt im Wagen auf den Polstern zu sitzen, hatten in dieser Zeit allgemeiner Freiheit die schönen Römerinen auf der zurückgeschlagenen Kutschendecke Platz genommen und ihre Füße auf die Spitze gestellt, um so besser zu sehen und gesehen zu werden und gewähreten mit ihren schmucken Taillen, vollen Gestalten und lachenden Gesichtern einen überaus lieblichen Anblick. Auch große Leiterwagen waren zu sehen, voll der schönsten Mädchen, dreißig und noch mehr in einem, und die Salven, welche in diese reizenden Brandschiffe geworfen und aus ihnen entsendet wurden, erfüllten die Luft mit Blumen und Bonbons auf zehn Minuten. Wagen, die lange an einer Stelle halten mußten, begannen ein ordentliches Gefecht mit andern Wagen oder mit Leuten in den untern Fenstern, und die Zuschauer auf höheren Balkonen mischten sich in den Streit und griffen beide Partien an, indem sie große Konfektdüten über sie ausschütteten: wie ein Wolkenbruch ging es alsdann nieder und die darunter Befindlichen wurden im Nu weiß wie Müller. Immer Wagen auf Wagen, Trachten auf Trachten, Farben auf Farben, Scharen auf Scharen ohne Ende. Männer und Knaben, die sich an den Rädern festklammern und sich mit fortziehen lassen oder unter den Pferden durchkriechen, um die verstreuten Blumen zum Verkaufe aufzulesen; Masken zu Fuß in phantastisch übertriebenen Hofmoden, durch ungeheuere Augengläser die Menge betrachtend und wie von Liebeswuth ergriffen, vorzüglich wenn sie eine alte Dame an einem Fenster entdecken; lange Reihen von Pulcinellen, mit Schweinblasen an den Stöcken, um sich schlagend; ein Wagen voll Verrückter, naturgetreu schreiend und heulend; eine Kutsche voll ernster Mameluken, um einen aufgerichteten Roßschweif versammelt; ein Haufen Zigeunerinen im schrecklichen Kampfe mit einem Schiffe voll Matrosen; Menschenaffen auf einem Pfahl, von sonderbaren Thieren mit Schweinsköpfen und Löwenschwänzen umgeben, die sie unter ihren Armen festhalten oder graziös über die Schulter geworfen haben; noch immer Wagen auf Wagen, Trachten auf Trachten, Farben auf Farben, Schaaren auf Schaaren ohne Ende. Im Verhältniß zur Anzahl der Masken werden zwar gerade nicht viele wirkliche Charaktere dargestellt und ausgeführt; das Hauptvergnügen besteht vielmehr in der allgemeinen vollständigen Heiterkeit, in der mannigfaltigen Abwechselung und dem gänzlichen Hingeben an die Tollheit der Zeit, welches so unwiderstehlich und ansteckend ist, daß der ernsteste Fremde, bald in Blumen und in Zuckerwerk stehend, wie der wildeste Römer kämpft und bis um halb fünf Uhr an nichts Anders denkt, wo er durch den Schall der

Trompeten und der heransprengenden Dragoner, die die Straße frei machen, daran erinnert wird, daß dies nicht das einzige Geschäft seines Daseins ist. Die Wagen fahren alsdann in die Nebenstraßen oder bis zu der Piazza del Popolo; einige sitzen an letzterem Platze auf Gallerien und viele Tausende umstehen den Corso auf beiden Seiten. Die Pferde werden gebracht — an den Fuß derselben Säule, die seit Jahrhunderten auf die Spiele und Wettrennen im Circus maximus herabsah.

„Auf ein gegebenes Signal beginnen sie den Wettlauf. Wie der Wind fliegen sie die ganze Länge des Corso hinab — ohne Reiter, wie Jedermann weiß, mit glänzendem Zierrath an den Nacken und Mähnen, und kleinen Kugeln, die mit Spitzen versehen an den Seiten hängen, um sie anzuspornen. Das Klingen dieses Schmuckes, das Rasseln der Hufen auf den harten Steinen, die wilde Eile über die wiederhallenden Straßen, ja selbst die Kanonen, welche dabei abgefeuert werden — alles ist nichts gegen das Brüllen der Menge, das Geschrei und Händeklatschen. Doch bald ist's vorüber — fast augenblicklich. Neuer Kanonendonner erschüttert die Stadt. Die Pferde sind gegen die Teppiche gerannt, welche man über die Straße gespannt hat, um sie aufzuhalten, das Ziel ist erreicht, die Preise gewonnen und die Lust des Tages ist zu Ende.

„Am letzten Tage jedoch erreicht der Karneval den Höhepunkt bunten Glanzes, lärmenden Treibens und fröhlichen Rasens. Dieselben Unterhaltungen, noch erhöht und verstärkt, haben bis zu derselben Stunde Statt. Das Rennen wird wiederholt; die Kanonen werden abgefeuert; das Geschrei und Händeklatschen erschallt von neuem; die Kanonen donnern zum zweiten Mal; das Rennen ist vorüber und die Preise sind gewonnen. Aber die Wagen, einen Fuß hoch mit Zuckerwerk gefüllt und mit Blumen und Staub bedeckt, so daß man sie kaum mehr für dieselben, die man vor drei Stunden sah, erkennen möchte, fahren nicht von dannen, sondern drängen sich in den Corso, wo sie eine fast unbewegliche Masse bilden. Denn das Spiel der Moccoletti, die letzte tolle Lust des Karnevals, ist im Beginnen und Verkäufer kleiner Kerzen schreien lustig „Moccoli, Moccoli! Ecco Moccoli!“ ein neuer Ton im Tumulte, welcher jenen andern „Ecco Fiori! Ecco Fior-r-e!“ der den ganzen Tag über erschollen war, verdrängte.

„Wenn nun die glänzenden Decken und Masken in der Abenddämmerung in ein schwarzes, finsteres, einförmiges Grau übergehen, so beginnen die Lichter hier und da zu flattern, in den Fenstern, auf den Dächern, den Balkonen, in den Kutschen und den Händen der Fußgänger, nach und nach, mehr und mehr, bis die ganze lange Straße wie ein großes Feuermeer aussieht. Jetzt hat jeder nur einen Gedanken, mit dem er sich beschäftigt, nämlich die Lichter Anderer auszulöschen und das seinige brennend zu erhalten. Und Jedermann, Mann, Weib oder Kind, Herr oder Dame, Fürst oder Bauer jauchzt und schreit und brüllt, als Spottwort für den Besiegten „Senza Moccolo, senza Moccolo!“ (ohne Licht, ohne Licht) bis man zuletzt nichts vernimmt als den gigantischen Chor dieser Worte, mit lautem Gelächter gemischt.

„Dieses Schauspiel ist eines der außerordentlichsten was man sich denken kann. Wagen fahren langsam heran, Alles steht auf den Sitzen oder auf dem Bock, die Lichter in Armeslänge ausstreckend zur größeren Sicherheit; einige mit Papierschirmen, andere mit einem Bündel unbeschützter kleiner Kerzen, die sämmtlich brennen, einige mit Fackeln, andere mit schwachen kleinen Lichtern; Männer zu Fuße, unter den Rädern herumkriechend, um die Gelegenheit abzupassen, wo sie Jemand das Licht auslöschen können; Andere klettern in den Wagen, um sich derselben mit Gewalt zu bemächtigen; andere stehen mit abgenommenem Hute an einem Kutschenschlage und bitten irgend eine gutherzige Dame, sie die Cigarre anzünden zu lassen, und während die Dame noch zweifelt, ob sie es thun soll oder nicht, blasen sie ihr das Licht aus, welches sie weise mit der Hand zu beschützen sucht; andere in den Fenstern; die mit Haken nach Kerzen fischen; andere in Winkeln, die mit ungeheuren Lichtlöscher auf willkommene Beute warten. „Senza Moccolo, senza Moccolo!“ Schöne Frauen spöttisch auf ausgelöschte Lichter zeigend und im Vorüberfahren in die Hände klatschend und rufend: „Senza Moccolo, senza Mocco!“ Niedrige Balkone voll lieblicher Gestalten und bunter Masken, die im Kampfe mit Vorübergehenden begriffen sind — herrliche Arme und Busen, glänzende Lichter, wehende Gewänder, senza Moccolo, senza Moccolo, senza Moc-co-lo-o-oo! Da endlich, im wildesten Enthusiasmus des Schreiens und in vollster Tollheit, läutet es das Ave Maria von den Kirchthürmen und der Karneval ist vorüber — ausgelöscht wie eine Kerze vom Windhauch.“

Wien.

Nationaltheater an der Wien.

Der Silvesterabend brachte zwei Novitäten von Friedrich Kaiser und zwar „Nacht und Licht“ eine Parabel sammt Epilog in einem Akte, ferner: „Zum ersten Mal im Theater“, Posse mit Gesang in einem Acte.

In „Nacht und Licht“ sehen wir den jungen Grafen Eginhard welchem so eben durch einen Arzt das Augenlicht gegeben wird. Der junge Mann schwelgt in der Freude des Sehens; Vater, Geliebte, Freund, Dienerschaft, sind von ihm mit Entzücken der Freude wieder erkannt. Eginhart erbittet sich vom Vater ein Schwert „das Freiheit schafft und Sclaven macht“ und erhält es. Nur der Priester ists, dessen Aeußeres ihn abstößt. Um dem angestrengten Auge Erholung zu gönnen, bleibt der Jüngling, die Binde um die Augen, unter der Obhut des Priesters zurück, er befiehlt diesem, ihn zu verlassen, und zwingt ihn hinzu; es geschieht. Um sich hievon zu überzeugen, reißt Eginhart die Binde von den Augen, die erwachte Herrschsucht findet bald Gelegenheit sich noch mehr zu erheben; das Bildniß eines der väterlichen Ahnen, welches der junge Mann für ein lebendes Wesen hält, wird angesprochen, dann zum Kampf gefordert und zertrümmert, ein Aehnliches geschieht mit einem Spiegel, aus welchem ihm das eigene Bild entgegenschaut, eine Zerstörungswuth bemächtiget sich seiner, der mahnende Priester wird verwundet, in der That wurde auch dem Priesterthum durch das Licht die tiefste Wunde geschlagen, bis endlich die Uebermacht den jungen Tollen fest nimmt. Als nun der Vater das Licht, welches seinem Sohne zu Theil geworden, zu schmähen begann, erwiedert der Arzt: Was schmäht ihr das Licht — nicht das Licht ists, welches an diesem Unheil die Schuld trägt, sondern die frühere Finsterniß u. s. w. — In diesen letzten Worten liegt die Tendenz des Dramolets, welches wir deshalb keine Parabel nennen, weil wir wohl in einigen, aber nicht in allen erscheinenden Hauptpersonen bestimmte Beziehungen wahrnehmen. Das Volk aus Nacht in Licht tretend, das neidische mißgünstige Priesterthum haben ihre Repräsentanten, die Freiheit in der Person der Braut ist nur schwach gezeichnet, darzustellen, hätte nicht versäumt werden sollen; die Charactere von Vater und Arzt finden eben keine bestimmte Anwendung. Sehen wir also von dem nicht gerechtfertigten Titel einer Parabel ab, so gehört dieses Dramolet zu den bessern Gelegenheitsstücken, welches sogar auf einen gewissen Grad von poetischen Werth Anspruch hätte, wenn die mitunter sehr ordinäre Diction und die schlechtgepflasterten Jamben sich nicht dagegen empören würden. Der erklärende Epilog war von einem trefflich arangirten Tableau begleitet. Das Stück fand stürmischen Beifall, Herr Kaiser wurde dreimal stürmisch gerufen, die versöhnende Idee, welche in dem Stücke liegt, hatte das ganze Publikum wahrhaft begeistert. Fräulein Weißbach als Eginhard und Herr Nalte als Priester verdienen unsere ganze Anerkennung.

Ueber die Posse: „Zum ersten Mal im Theater“ werden wir uns viel kürzer fassen. Es ist ein pudelnärrischer Schwank, dessen Pointen durch die Dummheit eines Bedienten herbeigeführt werden, der ohne es zu wissen, sich im Schauspieler-Foyer eines Theaters befindet. Voll Unwahrscheinlichkeiten, mitunter von Derbheiten gespickt, aber wie gesagt, pudelnärrisch, kommt man fast nicht aus dem Lachen heraus, wozu auch das vortreffliche Spiel des Herrn Nott, der die ganze Last des Stückes zu tragen hat, nicht wenig beitrug. Zwei Lieder, ein heiteres und ein ernstes wurden mit vielem Beifalle aufgenommen. Das Haus war sehr gut besucht.

Br.

Wiener - Signale.

Das 7. 8. und 9. Armeebülletin melden die erfreulichsten Fortschritte unserer Truppen in Ungarn, und zwei Siege, welche über Abtheilungen derselben erfochten wurden. Die Besetzung von Pesth und Ofen stehen in nächster Aussicht.

Pillersdorf wurde als Abgeordneter nach Frankfurt gewählt.

In Prag spricht man davon, daß S. k. Hoheit der Erzherzog Wilhelm Kommandirender in Böhmen werden soll.

Im Carltheater wurde am Neujahrstage zur Feier des neuen Jahres, wie es auf dem Zettel hieß, gegeben: „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen.“

Viele Wiener haben bisher den Walzergeiger Strauß für ihren Landsman gehalten, aber prosit die Mahlzeit! Herr Strauß, welcher nächstens nach Prag geht, um dort bei einem Gesellschaftsballe mit seinem Orchester zu spielen, wird in einem dortigen Lokalblatte anempfohlen, und der Umstand besonders hervorgehoben, daß er ein geborner Budweiser ist!!! — Es ist dies ein gewaltiges Glück, denn sonst hätte es kommen können, daß es die Slowanska Lipa gegen die Gleichberechtigung der Nationalitäten gefunden hätte, wenn czechische Beine nach dem Tacte einer deutschen Geige die Polka hopsen.

Die nächste Novität im Nationaltheater an der Wien wird ein Märchen von Elmar sein.

Provinz-Signale.

Man berichtet aus Prag, daß das Ministerium durch eines seiner letzten Dekrete die politischen Aemter angewiesen habe, über die Associationen Berichte zu erstatten; eben so sollen sie überwachen, welche politischen Blätter zumeist und mit welchem Erfolge sie gelesen werden.

Aus Körmend in Ungarn wird berichtet, daß FZM. Nugent noch bis zum 29. Dezember daselbst und in der Umgegend gestanden war. Er erwartete dort weitere Dispositionsbefehle vom Marschall Fürsten Windischgrätz, mit welchem er nun in unmittelbarer Verbindung steht. Die Truppen des FZM. waren wohl durch ein insurgirtes, zum Theile bewaffnetes und desorganisirtes Land marschirt, hatten aber nirgends Widerstand gefunden.

Aus der Zeit.

— Den 15. Dezember hatten die Serben bei Alibunar ein unglückliches Gefecht mit den Magyaren zu bestehen.

Zu einem Konzert in Dresden sollen circa 300 Freibillets gehören, dort scheint die Konzertfreiheit am ausgedehntesten, auf breitester, demokratischer Grundlage aufrecht erhalten zu werden. Jeder Kammermusikus bekommt zwei Stück, die Musikdirektoren so viel sie wollen, die Musiklehrer nebst ihren Familien nach Befinden, genug, fast jeder zehnte Mensch in Dresden, der sich für die Kunst interessirt, muß, wenn er nicht Feind des Konzertgebers werden soll, ein oder mehrere Billets bekommen. Auch eine sehr schöne Einrichtung!

Hamburg. Nachdem wir kurz auf einander folgend Frl. Elsler und Grahn auf unserer Bühne gesehen, ist nun auch die Cerito eingetroffen, und wir werden Gelegenheit haben, die Leistungen dieser Künstlerin gegen ihre vorhergegangenen Kunstgenossinnen zu messen.

Nach Frankreich wird ein bedeutender Handel mit — Papageien getrieben; in Marseille allein sollen sich deren über sechstausend befinden, und mehrere Menschen fortwährend nur damit beschäftigt sein, Papageyen-Käfige anzufertigen.

Der Irländer Daniel Smith fertigt Spiegel aus Pappe, indem er die eine Fläche derselben auf chemischem Wege mit einer Krystall-Kruste überzieht, die an Glanz nicht nur dem aller Glas- und Metall-Spiegel gleichkommt, sondern theilweise ihn sogar übertrifft. Dergleichen Spiegel leiden nicht nur nicht durch Fall oder Erschütterung, weswegen sie sich namentlich für Eisenbahn-Waggons und Schiffs-Kajüten eignen, sondern sie sind der elastischen Eigenschaft des Ueberzuges wegen auch zusammenrollbar, ohne daß sich beim Wiederentfalten auch nur der geringste Fleck an der Glanzfläche zeigt.

Der Doktor Pedro Maria Rubio, Leibarzt der Königin von Spanien, hat eine vergleichende statistische Uebersicht der Geistesabwesenden in den verschiedenen Ländern Europas veröffentlicht. Gemäß der darin enthaltenen Angaben stellt sich das Verhältniß der Irren zu der Bevölkerung folgendermaßen heraus; in Schottland kommt Einer auf 417, im Kanton Genf auf 446, in Norwegen auf 550, in Belgien 816, in England auf 700, in Preußen auf 1000, in Holland auf 1233, in Spanien auf 1607, in Frankreich auf 1733, in Irland auf 3,698 und in Piemont auf 3,818. In Frankreich, Belgien und Holland kommen derartige Fälle häufiger bei den Frauen als bei den Männern vor; in England, Preußen, Rußland, Italien und Spanien ist dies umgekehrt der Fall.

Paris. Herr von Girardin hat entdeckt, daß Cavaignac ein Protestant ist! Die katholische Geistlichkeit von Brüssel habe seinem Vater, der dort im Exil starb, deshalb eine Grabesstätte auf dem katholischen Kirchhof verweigert.

Paris. Die am 24. Dezember abgehaltene Heerschau ist ruhig vorübergegangen, ohne daß die Truppen, wie man besorgt hatte, Louis Napoleon zum Kaiser ausgerufen hätten.

Seit 14 Tagen ist in der Kölner-Zeitung nachstehendes Inserat zu lesen:

Bürger Kölns, Hört! Hört!!! Schrecklich!!!

Die reichen Direktoren der Rheinischen Eisenbahn mit dem reichen Banquier Oppenheim an der Spitze, haben den unglücklichen verzweifelten Aktionären von den ungeheuren Einnahmen des Jahres 1847 noch immer keine Zinsen gezahlt, ja noch mehr sie veröffentlichen sogar die Einnahme nicht mehr, gewiß aus merkwürdigen Gründen. Können diese Herren sich wohl mit ihrem Gewissen abfinden, wenn sie bedenken, daß ihre Verwaltung manchen Familienvater vielleicht zum Selbstmorde treibt und manche hungernde Witwe mit Leibin die Grube stürzt?

Aus Amerika. Im Monat Mai 1848 kamen in New-York 19331 und im Juni 20367 Auswanderer von Europa an, worunter 8000 Deutsche.

Die Ausfuhr von Mexico, meist über Vera Cruz, wo der Handel 70,000 Maulthiere beschäftigt, betrug 1845 20 Millionen Dollar, wovon 40000 Dollar Vanille, 5000 Pfund Jalapa — 100000 Pfd. Cochenille blos vom Distrikt Oaxaca, Sassaparill, 1 Mill. Dollar Häute u. s. w., und 24 Millionen Gold und Silber.

Zunahme der deutschen Buchhandlungen. Vor 20 Jahren zählte man in Deutschland 400 Buchhandlungen, jetzt über 1400 — und doch gibt es noch Länder, wo die Behörden Jahrelange Debatten gestatten — ob ein Buchhändler, ein Schuster, Schneider ꝛc. mehr wird leben können. Die Welt geht vorwärts, der Verstand bei manchen Menschen nicht.

Neueste Literatur.

Gesammelte dramatische Werke von Deinhardstein. Erster Band: „Liebe und Liebelei." „Der Egoist." — Zweiter Band: „Brautstand und Ehestand." „Das diamantene Kreuz" und „Modestus." Leipzig 1848. Verlag von J. J. Weber.

— Es gibt kaum ein undankbareres Geschäft, als in Druck erschienene dramatische Werke zu besprechen, über welche bereits bei Gelegenheit ihrer Aufführungen vielseitig abgeurtheilt wurde. Deinhardstein hat für die deutsche Bühne Vieles und Vorzügliches geleistet; seine Stücke fanden vom Hofburgtheater den Weg zu allen deutschen Bühnen, sein Name ist hochgeachtet und wird niemals in der Reihe Derjenigen fehlen, welche sich um das deutsche Bühnenwesen verdient gemacht haben. Diesen Verdiensten gegenüber gebühre es sich, die in den vorliegenden Bänden enthaltenen Stücke ausführlich zu besprechen; allein wir müßten mit Reminiscenzen belästigen, und verweisen unsere Leser auf die Urtheile, welche bei den ersten Aufführungen dieser Stücke in der „Wiener Zeitschrift" abgegeben wurden. Wie in dem Werke selbst angezeigt, wird diesen zwei Bänden bald der dritte folgen, dessen Inhalt die beiden Lustspiele: „Verwandlungen der Liebe" und „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten" bilden.

Mit dem Lesen von dramatischen Werken hat es ein ganz eigenes Bewandtniß: bei manchen ist der Eindruck ein tieferer, als jener, den man bei der Darstellung empfand; manches Lustspiel erheitert im Buche, während es auf den Bretern langweilt; manches Drama birgt wieder Effekte, die sich nur auf der Bühne entfalten. Bei manchem der in obigen beiden Bänden enthaltenen Stücke ergibt sich diese Wahrheit vollkommen. Das Lustspiel „Modestus" gefiel uns im Buche besser als auf den Bretern; das Lustspiel „Das diamantene Kreuz" ist dagegen wirksamer auf der Bühne.

In allen Stücken Deinhardsteins herrscht eine schmucklose aber würdige Sprache, er meidet gewaltsame Effekte und sucht durch die Natürlichkeit und Einfachheit der Situation zu wirken. Die Stoffe sind den gesellschaftlichen Beziehungen entnommen, die Tendenz tritt mehr oder minder offen hervor. Bei dem Ernste der jetzigen Zeit glauben wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir diese dramatische Sammlung als eine erheiternde, Zerstreuung gewährende Lektüre anempfehlen. Druck und Papier sind sehr würdig, und die ganze Ausstattung ist am besten charakterisirt, wenn wir sagen, daß das Buch bei J. J. Weber in Leipzig erschienen ist.

Aus der musikalischen Welt.

Paris. Das musikalische Leben regt sich bei uns wieder in allen möglichen Formen. Die philharmonische Gesellschaft von Paris, die seit 24 Jahren und gegenwärtig unter der Leitung Loiseau's besteht, gab kürzlich ein großes Konzert im Saale Montesquieu. Der größte Theil der ausübenden Mitglieder sind Kunstfreunde, Kaufmannssöhne aus den Bezirken Montmartre, Saint-Denis und Saint-Martin. Ebenso betheiligen sich die jungen Zöglinge des Konservatoriums an solchen Aufführungen. Junge Künstler machen hier die Schule ihrer Berühmtheit. Da hört man natürlich allerlei Unvollkommenes, halb ausgebildete Stimmen, schülerhafte Virtuosenleistungen auf verschiedenen Instrumenten u. a.; der eine tritt mit großer Schüchternheit, der andere und zwar die meisten mit großer Prätension auf. Alles wird gebührend anerkannt. Chansonetten, die der Franzose über Alles liebt, besonders wenn ihnen ein pikanter Text zum Grunde liegt, spielen die Hauptrolle. Auch fehlt es nicht an Deklamationen. Die Ouvertüren unter Loiseau's Leitung werden sehr gut aufgeführt. Ganz anderer Art sind die Konzerte, welche der Konzert-Verein Album Etienne Armand im Saale des Fürsten von der Moskwa gibt. Der Konzertsaal gleicht in seiner schmucklosen Einfachheit einer protestantischen Kirche. Hier ist so eigentlich der Vereinigungspunkt der Chansonetten. Aber Mad. Sabatier trägt auch große Arien von Auber vor, junge und ältere Virtuosen lassen ihre Kunststücke auf dem Pianoforte oder der Violine hören. Wird das Programm in irgend einer Weise verletzt, so entsteht Tumult, parlamentarische Discussionen, es bilden sich Berg und Thal, wie in den Revolutionsdebatten. In dem letzten Konzert kam Levassor, der im Theater beschäftigt gewesen war, nicht zur rechten Zeit. Wie er erscheint, wird er mit Zischen, Pfeifen und andern Beweisen, daß er nicht den Bellowillen gehörig respektire, empfangen. Mit Zeichen der Indignation entfernt er sich und wirft seine Noten auf das Piano. Nun geht die Debatte los. Der Sturm beruhigt sich. Levassor erscheint und wird mit stürmischem Beifall empfangen. Friedliche Vereinigung. So sind wir Franzosen.

Riga. Mad. Schröder-Devrient wird binnen Kurzem wieder zu Gastrollen eintreffen.

— Der keine bleibende Stätte habende rühmlichst bekannte Komponist Conr. Kreutzer, welcher seiner Tochter stets in ihrem Engagement nachfolgt, so auch jetzt, wo solche der Direktor Ringelhardt für seine Bühne gewonnen hat, beabsichtigt nun, hier einen Gesangskursus zu eröffnen. Jedoch glauben wir, daß er damit keinen Erfolg erzielen wird, da für diesen Zweig der Musik in Folge des kalten Klimas wahrscheinlich gar zu wenig Interesse herrscht.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Donnerstag den 4. Jänner 1849. № 3. Vier und dreißigster Jahrgang.

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Der Deutsche und sein Kind.

Aus dem Amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Was nun seine jetzige Wohnung betraf, die so beschränkt war, daß sie die ersten Nächte alle mit einander in einem Zimmer schlafen mußten, so dachte er gerade daran, ein größeres Lokal zu nehmen, wie auch sein Geschäft etwas mehr auszudehnen, und bot nun Schwaben und seiner Frau an, die erste Zeit bei ihm zu bleiben und ihm im Haus und im Geschäft bei allen vorkommenden Arbeiten mitzuhelfen. Dafür sollten sie Kost und Logis, und auch noch einen kleinen, freilich unbedeutenden Lohn erhalten. Wagner hatte darin aber auch ganz recht, daß sie nicht gleich hoffen dürften von vorn herein viel zu verdienen, denn sie beginnen jetzt eine ganz neue Lauf- und Lebensbahn, und darin müsse nun Jeder einmal, es möge sein wer es wolle, sein Lehrgeld bezahlen.

Schwabe, der sich nach dem ersten traurigen Anblick des Hauses die Sache weit schlimmer gedacht, als sie sich wirklich jetzt herausstellte, war gern damit einverstanden und schon in den nächsten Tagen, wo ein Tischler kam und den Boden etwas mehr erweiterte, da Wagner seine Wohnung in dem dicht danebenliegenden Haus zu nehmen gedachte, begannen die verschiedenen, bei solchem Ausräumen nicht zu vermeidenden, Arbeiten, denen sich auch beide Gatten mit gutem Willen unterzogen, und dadurch mit ihren Verwandten im bestem Einverständniß blieben.

•

So vergingen wohl sechs Monate und nichts trübte die Freundschaft und das gute Vernehmen der Verwandten; das rege Schaffen und Treiben ließ ihnen keine Zeit, auf irgend etwas anderes als ihre Geschäfte zu denken; gar verschieden gestaltete sich die Sache aber, als der neue Schenkladen erst einmal ordentlich hergerichtet worden, und nun das gleichförmige ruhige Leben wieder begann, bei dem sich keineswegs soviel Arbeit herausstellte, Alle nun gleichmäßig beschäftigen zu können. Jetzt fielen zuerst, und zwar besonders zwischen den beiden Frauen kleine unangenehme Scenen vor und einzelne bittere Worte wurden gewechselt. Im Anfang ging man jedoch noch leicht darüber hin, eine Versöhnung ward entweder gar nicht für nöthig gehalten oder doch bald zu Stande gebracht, und der Gedanke auch, das sie ihren Verwandten doch eigentlich manches verdankten, was sie suchen mußten, wieder gut zu machen, hielt Schwaben's noch manche Woche in einer Stellung, die vielleicht weniger drückend für sie gewesen wäre, hätten sie sich nicht immer sagen müssen: „das sind Verwandte, und spielen jetzt die Herren, während wir die Knechte machen sollen."

Schwabe bekleidete nämlich, während der, seinen Leichnam jetzt auf das Beste pflegende Wagner ruhig in den Ecken herumsaß und sein eigenes Bier trank, die Ausschenkerstelle, und war somit ein förmlicher „Barkeeber" geworden, die Frau aber, die auch noch nebenbei ihr zweijähriges Kind zu besorgen hatte, mußte waschen und bügeln, nähen und stricken, ausbessern und alle nur möglichen übrigen häuslichen Arbeiten verrichten, indeß Missis Wagner, wie sie sich nur zu gern nennen hörte, nur selten mit angriff und, was ihrer Base das peinlichste war, auch schon manchmal begann statt des früheren freundlichen Tones, das ganze Wesen einer Gebieterinn anzunehmen.

Schwabens wären schon lange fortgezogen und hätten ihr Glück allein, in dem weiten fremden Lande gesucht; es kommen ja so Viele glücklich durch, warum sollte es ihnen nicht ebenfalls gelingen? Eines nur hielt sie bis dahin noch immer von einem solchen Schritt zurück und bannte sie an die Stelle, wo sie anfingen, sich recht unbehaglich zu fühlen — ihr Kind — die kleine zweijährige Louise und die Zuneigung „die Wagners Frau wirklich zu der Kleinen zu haben schien. Sie behandelte sie fast ganz wie ihr eigenes Kind, und die Mutter glaubte da schon Manches ertragen zu müssen, wo es der armen Kleinen ja wieder zu Gute kam. Carl, ihr zehnjähriger Knabe machte ihnen weit weniger Sorge; der griff schon ordentlich mit zu, verdiente sich das Brod, das er aß, durch tausend kleine leichte Arbeiten die er verrichtete, oder Wege die er lief, und wäre ihnen auch, so sie wirklich selbstständig in das Leben hinaustraten, gewiß nicht zur Last geworden.

Auf solche Art waren sie etwa ein volles Jahr in dem Hause gewesen, das jetzt, da sich des Eigenthümers Geschäfte verbesserten, auch seinerseits einen etwas vornehmeren Titel annahm, und aus der einfachen „Stadt München" zu einem „city of München" avancirte. Aber gerade mit diesem zunehmenden Wohlstand wich auch der Friede immer mehr, der besonders in den letzten Monaten schon so schwankend und zweifelhaft geworden. Wagner's selbst mochten das fühlen und es konnte ihnen dabei auch nicht verborgen bleiben, was es eigentlich noch sei, das sie in der, ihnen peinlich werdenden Lage zurückhielt, und Missis Wagner hatte endlich wenig genug Takt, ihrer Base auf halbem Wege entgegenzukommen. Sie bot dieser nämlich eines Morgens an, ihr kleines Töchterchen, da sie selbst kinderlos sei, für sie aufzuziehn — heißt das natürlich, wenn Schwaben's überhaupt einmal fortziehen sollten — und so lange an Kindesstatt zu behalten, bis sie in bessere Umstände, und vielleicht zu eigener Selbstständigkeit gelangt, im Stande wären, sie wieder abzuholen.

Zwar konnte sich die Mutter nicht gleich dazu entschließen, das Kind, wenn auch wohl versorgt, doch gewissermaßen unter fremden Menschen zurückzulassen, endlich aber siegten die äußeren, keineswegs günstigen Umstände. Schwabe sprach mit seinem Vetter offen über das, was ihn drücke und hemme, dieser gab sich keine besondere Mühe ihn zurückzuhalten, und nach acht Tagen schon fuhren sie, vorher einen sehr wehmüthigen Abschied von dem Kinde nehmend, und dieses der Sorge seiner neuen Pflegeeltern auf das dringenste und wärmste an's Herz legend, auf dem Dampfboot „General Harrisson", den Ohio stromab, und dem Staate Louisiana zu, wo ihnen, von einem Deutschen, der sich kürzlich einige Zeit in Cincinnati aufgehalten, günstige Anerbieten gemacht waren.

Viele Jahre hindurch standen die Sachen, wie wir sie im letzten Abschnitt verließen. Schwabe fand in St. Francisville, einem kleinen Städtchen unfern vom Mississippi, der Ansiedlung von Pointe Conper gegenüber, gute und lohnende Arbeit, sein Sohn wuchs zu einem kräftigen Burschen heran, der ihn bald gar wacker unterstützen konnte, und durch die sparsame Sorglichkeit der Frau sah er, wie sich seine Lage mehr und mehr verbesserte und er zuletzt sogar darauf denken konnte, selber etwas anzufangen, um, ohne gerade immer zu arbeiten, durch die Welt zu kommen.

Seines Vetters Beispiel in Cincinnati mochte viel dazu beitragen ihn auf solche Gedanken zu bringen; die Zeiten schienen ebenfalls günstig, — Kaffeehäuser gab es in St. Francisville nur sehr wenige und so säumte er dann auch nicht lange und schaute bald darauf, wenn er auf der andern Seite der Straße an seinem eigenen kleinen Haus vorüber ging, mit ganz absonderlichem Vergnügen nach dem großen blauen Schild hinüber, das mit goldenen Buchstaben verkündete, wie Hermann Schwabe hier, nicht allein ein Kaffeehaus, sondern auch „kalte und warme Getränke, frische gebackene und marinirte Austern, Pfefferkuchen und Fleischpasteten," und überdieß noch ein „Lager von ächten in Boston verfertigten Schuhen und Stiefeln und Penitentiny Filzhüten" halte.

Was er mit eigener Hände Arbeit, und zwar mit harter, schwerer Arbeit begonnen, führte er mit Hülfe einer vorsichtigen aber richtigen Speculation weiter, und galt nach gar nicht so langer Zeit, für einen wenn auch nicht reichen, doch sicherlich wohlhabenden Bürger des kleinen Städtchens.

Jetzt erwachte aber auch in den Eltern der bis dahin oft gewaltsam unterdrückte Wunsch, ihr Kind, ihre kleine Louise wieder zu sich zu nehmen, von der sie nun schon eine entsetzlich lange Zeit nicht einmal etwas erfahren hatten.

Das Briefschreiben gehörte nämlich zu einer von Schwabes schwachen Seiten, er fällte lieber einen vier Fuß im Durchmesser haltenden Baum, als daß er eine einzige Seite bekritzelte; immer war es daher sein Entschluß gewesen, lieber gleich hinauf nach Cincinnati zu reisen und die Tochter dort selber abzuholen; dringende Geschäfte, wie eine plötzliche Krankheit seiner Frau, nöthigten ihn aber endlich, entweder seine beabsichtigte Reise noch aufzuschieben, oder wirklich zu schreiben. Wie aber war das Kind, unter lauter fremden Leuten glücklich nach St. Francisville zu bringen? — Durfte man wagen, es Einem der tollkühnen Dampfboots-Kapitäne zu übergeben? Amerikanische Eltern hätten das augenblicklich gethan, aber die Deutschen waren zu ängstlich, und Schwabe fürchtete schon, er würde den so lange genährten Wunsch noch länger müssen unbefriedigt lassen, als sich ihm ganz unvermuthet ein treffliches Auskunftsmittel bot, das er und seine Frau auch mit dankbarer Freude ergriffen.

Ein junger Deutscher aus dem kaum eine Viertelstunde entfernten Bayou Sarah, reiste zufälliger Weise gerade in dieser Zeit nach Cincinnati, um dort indeß von Deutschland gekommene Verwandte zu treffen und nach Louisiana mit zu nehmen. Eine bessere Gelegenheit, Louise ihren Eltern wieder zuzuführen, ließ sich kaum denken; Schwabe setzte sich denn auch augenblicklich hin und brachte endlich mit vieler Noth und Mühe einen ziemlich ausführlichen Brief zu Stande, in welchem er seinen Vetter mit den eigenen, bis dahin erlebten Schicksalen bekannt machte, ihm für die treue Wahrung seines Kindes dankte, und ihn bat, dasselbe durch den Ueberbringer dieses, einen wackern, jungen Mann aus seiner Gegend und guten Freund von ihm selber, den sich herzlich nach ihm sehnenden Eltern zurückzuschicken.

Welbauer, wie der junge Mann hieß, ging mit dem nächsten, noch an demselben Abende in Bayou Sarah anlangenden Boot stromauf, und Schwabe erwartete nun in freudiger Ungeduld die Ankunft der, seit dreizehn Jahren von ihnen getrennten Tochter, denn so lange war es schon, daß sie Cincinnati verlassen und sich in Louisiana zuerst aufgehalten und später angesiedelt hatten. Vor dem Ablauf von wenigstens drei Wochen konnte Welbauer aber kaum wieder zurück sein, denn die Entfernung zu Wasser, zwischen Bayou Sarah und Cincinnati beträgt 1350 englische Meilen; die Eltern benutzten aber diese Zeit, ein kleines, freundliches Stübchen für das erwartete Kind herzurichten, damit es sich gleich vom Anfange an recht wohnlich und zufrieden im elterlichen Hause fühlen möge und schafften All und Jedes herbei, womit sie nur glauben durften, dem lieben, so lange elternlos gewesenen Kinde, eine Freude zu machen.

Die bestimmte Zeit war endlich verstrichen, Welbauer aber noch immer nicht zurückgekehrt; ja, noch eine vierte Woche verging sogar, ohne daß weder ein Brief noch eine andere Nachricht von dem so sehnlich Erwarteten eingetroffen wäre. Schwabe, der bis jetzt seine Frau immer nur gebeten hatte, Geduld zu haben, da man ja gar nicht wissen könne, was die Rückkehr des jungen Mannes vielleicht verzögert hätte, fing nun selber an, ängstlich zu werden, und lief des Tages zwei oder dreimal nach Bayou Sarah hinunter, um zu hören, was für Boote angekommen wären, und welche man, und woher man sie erwartete.

Endlich, in der fünften Woche traf der so heiß Ersehnte mit der „Diana" wieder ein, aber — Schwabe erschrack, als er ihn erblickte und wurde todtenbleich — allein war er — das Kind war nicht bei ihm und der zitternde Vater fürchtete schon das Schlimmste. Das, was ihm im Anfange das Herz mit so unendlichem Weh durchzuckt, erwies sich jedoch als unbegründet. Welbauer beruhigte ihn bald über das Befinden und Wohlergehen seiner Tochter — er hatte das junge Mädchen gesund und heiter angetroffen, sie war gar rasch in die Höhe geschossen, und sollte kräftig und blühend aussehen — das Uebrige aber verkündete ein Brief, den er — statt dem Kinde — als Antwort mitbrachte.

Schwabe ahnte jetzt fast, was das Schreiben enthielt — in letzter Zeit, als die Erwarteten immer und immer nicht kommen wollten, waren ihm so allerlei trübe und häßliche Gedanken durch den Sinn gefahren, die er sich ordentlich gefürchtet hatte seiner Frau mitzutheilen, weil er sie doch nicht mit nur bloßen vielleicht sogar unbegründeten Vermuthungen ängstigen wollte. Rasch erbrach er jetzt den Brief und sah hier seine schlimmsten Besorgnisse bestätigt. Das Schreiben lautete also:

Lieber Freund und Vetter —

„Recht sehr hat es mich gefreut zu hören, daß es Dir wohl geht und Du Dir durch Arbeit und Sparsamkeit, wodurch man in Amerika nur allein zu etwas kommen kann, ein kleines Vermögen erworben hast. Uns geht es auch hier recht gut, und viel besser als damals, wo Du mich zuerst in dem kleinen Häuschen an der Ecke der Sykamor-Straße aufsuchtest. Ich bin jetzt auf den Mittelmarkt — Du weißt ja schon, in der fünften Straße — gezogen, habe ein gutes Boardinghaus*) errichtet, und mache sehr gute Geschäfte, habe aber auch sehr viel zu thun, und weiß kaum wie ich fertig werden soll.

Was nun Deine Tochter Louise anbetrifft, so ist die recht gewachsen, und ein braves gutes Mädchen geworden, meine Frau hat sich aber so an sie gewöhnt, daß sie gar nicht daran denken kann; sich von ihr zu trennen. Seid deshalb auch nicht böse, daß ich Euch Euren Wunsch nicht erfülle und sie mitschicke. Eigentlich kannst Du es uns auch gar nicht verdenken. Sieh, wir haben bis jetzt blos die Noth und Sorge mit dem kleinen Kind gehabt und sollen es jetzt, da es groß geworden ist und anfängt, uns für all die Mühe und Auslage zu belohnen, wieder herausgeben. Meine Frau hält es dabei wie ihre eigene Tochter. Wir lassen es noch immer in die Schule gehen und geben ihm eine ganz gute Erziehung. Was willst du meh.? Aber trennen möchte sich meine Frau nicht wieder von dem Kinde und wir bitten Dich daher recht dringend es uns zu lassen.

Mit dem Wunsche, daß es Euch in St. Francisville Allen gut geht und Ihr manchmal unser gedenkt, unterschreibe ich mich als Dein

Dir treu ergebener Freund und Vetter

Fürchtegott Wagner.

Mittelmarkt — nordwestliche Ecke von Walnut street.

Nachschrift. Louise läßt schönstens grüßen und Euch Allen Glück und Gesundheit wünschen. Was kostet denn bei Euch die Butter — hier ist sie gestern auf zwei Bit gestiegen, das Schweinefleisch ist aber dafür noch billiger geworden als wie damals, wie Du hier warst.

Dein Vetter.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Kosthaus, oder eine untergeordnete Art von Hotel.

Feuilleton.

Die freie Presse.

Als in den Blüthetagen der Demokratie die Journalisten Wiens jedes nicht ultra klingende Wort der Mitglieder der legislativen und exekutiven Körper auf's anatomische Bret legten, in's Detail zersetzten und nach dieser Operation zur „Vereinbarung" einer Erhebung des Volkes an den Pranger stellten, als man mit blutigen und flammenden Lettern dem Prinzipe des Ultra-Radikalismus huldigte: da waren wir mit dieser Methode der Proselytenmacherei nicht einverstanden, denn wir erblickten in diesen Männern wohl eifrige Anhänger der Volkssache, aber keine künftigen Heilande, die, anstatt die alten Formen über Bord zu werfen, in diesen Tagen der Gefahr das auf den Meereswogen von dem Sturme der Verwirrung umhergeschleuderte Schiff des Vaterlandes gerettet und geleitet hätten nach einem sichern Bord, nach dem Bord einer festen Constituirung! — Die Liebe zum Volke, die Liebe nach neuen, zeitgemäßen Institutionen riß auch die von der Freiheit begeisterte und schwärmerische Jugend mit sich fort zum Götzendienste utopistischer Tendenzen, und man scharte sich um sie her, brachte Opfer und streute Weihrauch vor den Heroen: doch donnerte sie in diesen seligen Zeiten keine mahnende oder warnende Stimme zum Selbstbewußtsein, zur Wirklichkeit empor, ihre Augen, von Wonne trunken, durchdrangen nicht die Nebel, die ihnen die Tiefe des Abgrundes verbargen, vor dem sie standen und herabzustürzen drohten, kein von Lebenserfahrung kluger Mann erbarmte sich der von Enthusiasmus erfüllten Jugend, um ihr die Worte ins Ohr zu raunen: „Haltet ein mit eueren Opfern, stillt die glühenden Herzen, denn das Volk ist euerm Streben nicht hold!

Aus diesem Mangel einer leitenden Geisteskraft ging also die Demokratie, mag man immerhin in magyarischen Umtrieben den Grund der tragischen Oktoberereignisse suchen, durch sich selbst zu Grunde, und dennoch kann man ihr das Verdienst und den Ruhm nicht abwendig machen, daß sie alle Völker mit der Gluth der Liebe und Gleichberechtigung umfaßte, daß sie alle Nationen zur Freiheit und Humanität emancipiren wollte.

Als sie nun darniederlag, besiegt und gebrochen von dem unerwarteten Erfolge des Kampfes, da tauchte die konservative Presse aus dem Scheinleben der Dunkelheit wieder kühn an's Tageslicht empor, beschimpfte den besiegten Feind mit unehrlichen Worten, weil ihr Gegner todt ist und sie auf keinen Widerstand, keine Opposition zu stoßen fürchtet, während sie nicht bedenkt, daß es schon in dem von Kultur entfremdeten Mittelalter Pflicht der Ehrlichkeit war, offen und entschieden, Mann an Mann den Kampf zu wagen, dem unbewehrten Gegner eine Waffe in die Hand zu drücken, um das Gottesurtheil zu entscheiden; doch damals gab es keine Kultur, aber Ehrlichkeit, jetzt wollen wir Kultur besitzen, aber keine Ehrlichkeit! Schwere Rüge muß ich daher führen gegen jene Verfechter der konservativen Presse, welche so manches ehrlich gemeinte Wort der verblendeten Jugend persifliren und in engherziger Kleinheitskrämerei über Gefallene spottende Reden führen, die durch unbarmherzige Enthüllung häuslicher Verhältnisse und kleiner Lebensereignisse das Heiligthum jedes Menschen mit Geifer bewerfen und die Organe der sogenannten Wühler mit dem Namen der Schandblätter bezeichnen, während sie eben gerade durch ihre Schmähungen diesen Titel adoptiren; die über die gefallene Jugend kein Wort des Erbarmens und Mitleids sprechen, sondern nur das hohle, teuflische: Dies irae, dies illa — — und sie bedenken nicht, dies vertrage sich nicht mit der Humanität der Organe der freien Presse, dies sei nicht ehrlich, kein Beweis von gutem Herzen oder redlichem Willen!

Und doch ist die freie Presse das Centralorgan der heiligsten Interessen der Menschheit, es ist ihre Aufgabe, liebend und versöhnend das Gewirre der Parteien zu lichten und dem Rechte Klang, der Wahrheit Worte zu leihen, in jeder Brust den Brand nach den höchsten Tendenzen der Sterblichen zu entzünden! Sie ist sodann der Spiegel, der geistige Ausdruck, der Typus der Civilisation eines jeden Zeitalters, und wenn die freie Presse nach den obigen Bemerkungen das Heiligthum der Menschen in den Staub tritt und nur Sonderinteressen verfolgt, dann können wir uns fürwahr keinen Vorzug wissen vor dem ehernen Mittelalter, wo der Servilismus und die Feudalmacht sammt dem ascetischen Spiritualismus die Menschen gemacht zu Sklaven, zu Verfechtern eines schändlichen und obscuranten Principes!

Prager Abendblatt.

Wiener-Signale.

Der im Ministerium des Innern angestellt gewesene Abgeordnete Umlauft hat, wie die konstitutionelle Zeitung berichtet, seine Entlassung erhalten, Violand dürfte sein Adjutum bei den Wiener Landrechten auch einbüßen, Füster und Fischhof sind auch entlassen, auf diese Weise spricht sich das Ministerium ziemlich deutlich aus.

Im „Prager Abendblatte" lesen wir Folgendes, es ist nämlich dort die Rede, daß die Ungarn unterliegen müssen, und da heißt es wörtlich: „Mancher, der auch nicht für die Sache der Magyaren schwärmt, wird doch mit einer Art von Mitgefühl von ihren Niederlagen lesen; denn schmerzlich ist nun einmal jeder Untergang, und zumal eines tapfern Volkes. Aber es darf nicht anders sein — so erfordert es einmal das Interesse Europas u. s. w. — Nur ein Tollhäusler oder ein fanatischer Czeche kann diese Zeilen niedergeschrieben haben. Das Interesse Europas fordert es, daß die Magyaren untergehen!!! Der Schreiber dieser Zeilen scheint das Manifest nicht gelesen zu haben, in welchem es ausdrücklich heißt, daß es sich nicht um die Unterdrückung der ungarischen Nationalität handle u. s. w.

Einer Ministerialverfügung zu Folge hat von nun an in Reisepässen die Rubrik; „Religion" ganz wegzubleiben. — Neu eintretenden Staatsbeamten ist der bisherige Eid, daß sie keiner geheimen Gesellschaft angehören, so wie die Ausstellung eines Reverses hierüber erlassen.

Der als Schriftsteller bekannte von Alvensleben wurde wegen seiner Theilnahme am bewaffneten Aufstand zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt.

Wie wir hören, ist Herr Seidlitz von der Redaktion des „österreichischen Korrespondenten" zurückgetreten. — Die „allgemeine österreichische Zeitung" erscheint jetzt wieder. —

Bei Eröffnung des Kongresses der Slovanska-Lipa-Vereine in Prag, befand sich in der Mitte des Saales das Bildniß Se. Maj. des regierenden Kaisers, und an dessen Seite die Bildnisse von Huß und Ziska. Dieß Arrangement scheint uns sehr censurwidrig.

Provinz-Signale.

Böhmen. Aus dem Königgrätzer Kreise. Welche Willkührlichkeiten sich die Landbeamten noch manchmal erlauben und wie wenig manche darunter ihr vormärzliches Dorfpotentatenthum zu vergessen vermögen, kann folgender Fall darthun. Ein junger Wiener Akademiker, welcher sich seit dem Juli hier in seiner Heimat aufhielt, und aus allerlei Gründen dem Herrn Amtsdirektor von N......z nicht behagt haben mochte, erhielt am 20. November eine Vorladung zum Direktorialamte. Er begab sich in die Kanzlei, wo ihn der Herr Direktor, nachdem er eine Assistenz von zwei Gerichtsdienern geholt hatte, also anredete: „Er ist Rekrut, es ist vom Kreisamte gekommen und bis Morgen bleibt er in der Verwahrung des Gerichtsdieners!" Der Akademiker fragte um die Ursache, deutete auf das Gesetz, welches den Künstler vom unmittelbaren Militärdienste befreit, wurde aber vom Direktor barsch zurückgewiesen, und bei der geringsten Widersetzlichkeit mit „Eisen" bedroht. Der Akademiker fügte sich, und begab sich in den Arrest. Dort entwarf sein Bruder, ein Schuhmacher, der ihn besuchte, einen Rettungsplan, in welchen der Akademiker nach vielem Sträuben endlich willigte. Andern Tages wurde er in Begleitung seines Bruders vom Gerichtsdiener nach Josephstadt eskortirt, wo es sich herausstellte, daß er vom Herrn Direktor als Aufwiegler und Herabreißer kais. Manifeste beanzeigt worden, und daß er auf sein, des Direktors, Wort assentirt werden solle. Die beiden Brüder wußten im Assentirungszimmer die List durchzuführen, daß sich der Schuhmacher entkleidete, und auch ungeachtet seiner Gebrechen unter des Akademikers Namen assentirt wurde, während dieser sich aus dem Staube machte. — Am 3. Dezember erscheint plötzlich zum Erstaunen Aller der Akademiker in Reitnitz, geht geraden Weges zum Herrn Direktor, ihm zu melden, „er möge sich keine Mühe mehr seinetwegen geben, er stehe jetzt unter gesetzlichem Schutze." Die Wuth des entsetzten Direktors kann man sich vorstellen, besonders als sich der eigentliche Sachverhalt herausstellte. Der Akademiker war mittlerweile in Kremsier gewesen, dort von dem Deputirten des betreffenden Wahlbezirkes dem Herrn Minister des Innern vorgestellt worden, welchem er den Thatbestand eröffnete, und die Klage gegen den Direktor wegen Mißbrauch seiner Amtsgewalt überreichte. Der Herr Minister hatte ihn freundlich aufgenommen, eine strenge Untersuchung versprochen, verbunden mit der alsogleichen Weisung an's böhm. Landes-Präsidium. Der Akademiker war darauf nach Königgrätz gereist, und hatte sich dort unter den Schutz des Kreisamtes gestellt. Der Herr Kreishauptmann verargte es ihm, daß er das Kreisamt übergangen, da dasselbe von der Sache nichts wisse. — Und dennoch hatte der Direktor vorgegeben, im Auftrage des Kreisamtes zu handeln, hatte mithin seine vorgesetzte Behörde zum Deckmantel seines, nicht des ersten ungesetzlichen Verfahrens mißbraucht. Man erwartet nun in kurzer Frist die Kommission, welche den Sachverhalt untersuchen soll. So meldet die „Bohemia."

Der Grazer Zeitung wird geschrieben: Fischhof soll um Enthebung von der Last des Ministerialrathsoldes pr. 4000 fl. CM. gebeten haben. So unwahrscheinlich es auch klingen mag, es findet diese Sage dennoch Glauben, um so mehr, als die Bemerkung daran hängt, Stadion wolle nicht darauf eingehen, weil er li-

berale Männer mit der Führung der Staatsgeschäfte betraut zu sehen wünsche. Dies wäre gewiß sehr schmeichelhaft für den ehemaligen Vorsitzer des Ausschusses der Bürger, Studenten und Nationalgarden zur Wahrung der Volksrechte; insbesondere, wenn man in Erwägung bringt, daß Stadion und Fischhof verschiedenen Parteien des Parlamentes angehören. Doch den fleißigern Beobachter nimmt auch dieß nicht Wunder: Fischhof, das weiß jeder, ist zu sehr Weltmann, zu fein gebildet als daß er wie sein College Goldmark mit Männern anderer Färbung in Zwist gerathen sollte. Im Gegentheile, er versteht es, unbeschadet seiner Freisinnigkeit, conservativ und zugleich liberal ohne Anfeindung des Conservatismus zu sein. Man könnte dieß für Gesinnungslosigkeit halten, allein Sie werden ganz wohl wissen, daß es gewisse Seiten im alten System gegeben, die man auch für unsere Verfassung anwenden kann, und darauf stützt sich der Conservatismus Fischhofs.

Aus der Zeit.

Die ungarische Landesvertheidigungskommission soll entschlossen sein, sammt dem Repräsentantenhause nach Szegedin zu übersiedeln, sobald die kaiserliche Armee in die Nähe von Ofen-Pest angelangt sein werde. Die Magnatentafel besteht jetzt faktisch gar nicht mehr, da beinahe sämmtliche Mitglieder dieser Tafel an der letzten Gestaltung der Dinge keinen Antheil nehmen mochten und sich lieber von Pesth auf ihre Güter oder gar ins Ausland zurückzogen.

Venedig. Immer noch werden in Venedig neue Schaaren Bewaffneter organisirt. Die Hoffnung, aus den Konferenzen in Brüssel werde Venedig als selbstständiger Lagunenstaat hervorgehen, spornt Alles und Jeden zu erneuten Anstrengungen an. Da durch das Ausscheiden des päpstlichen Truppenkontingents in der Garnison von Venedig eine Lücke entstanden, war man bedacht, diese durch die Schaffung neuer Legionen auszufüllen. Zunächst wurde eine Legion von Alpenjägern gebildet (Crocciatori dalle Alpi), meist aus Leuten von Cadore, Feltre, Belluno und den Sette communi bestehend. Eben so ist die Organisirung einer dalmato-istrianischen Legion im Zuge. Alle diese Korps werden in jeder Beziehung der venetianischen Infanterie gleichgestellt. In letzter Zeit ist Venedig sowohl von der Land- als Seeseite her reichlich verproviantiert worden. Namentlich liegen täglich zahlreiche Trabocoli aus Istrien in den Lagunen vor Anker, und setzen ihre Waaren gegen baare Bezahlung ab. Malghera ist neuerdings von den Venetianern mit Vorwerken versehen worden.

London. Ueber den Kongreß, der nächstens in Brüssel zur Erledigung der lombardischen Frage in Wirksamkeit treten soll, schüttelt der praktische Engländer bedenklich den Kopf. Welchen Grund sollte Oesterreich, das in seinem guten Rechte ist, bewegen, auch nur einen Zollbreit Landes abzutreten? Wird Frankreich auf der andern Seite von seinen Prätensionen abstehen? Was aber für die Rolle, die England als vermittelnde Macht hier spielen soll, entscheidend ist: kann irgend Jemand zur Vermittlung ungeeigneter sein, als Lord Palmerston, der so ziemlich allen Parteien gleich verhaßt ist, der alle Anerbietungen Oesterreichs während des Krieges hochmüthig zurückwies, der durch seine Rathschläge den König von Sardinien in seine gegenwärtige verzweifelte Lage brachte, und dem revolutionären Geiste, der von der völlig unausführbaren Herstellung einer großen italienischen Republik träumt, allen möglichen Vorschub leistete? Das „Morning-Chronicle" behandelt diese Fragen in einem treffenden, für Lord Palmerston und Lord Minto, seinem frühern Helfershelfer in Italien, eben nicht sehr schmeichelhaften Artikel und kommt schließlich zu dem Resultat, England thäte am besten, seinen Gesandten in Brüssel, Sir Henry Ellis, von dem „unmöglichen Kongresse in Brüssel schleunigst abzurufen, besonders da die Niederlage Cavaignacs in der Präsidentschaftsfrage wahrscheinlich auch die Abberufung des französischen Gesandten Tocqueville nach sich ziehen werde.

Neulich wurde im „Klubb der Frauen" in Paris über die Frage: Gibt es einen Gott? debattirt. Die Diskussion währte gegen zwei Stunden und war äußerst stürmisch. Endlich wurde das Dasein Gottes durch zwölf Stimmen Majorität festgestellt. (Dieses Factum erinnert uns an eine Anekdote: Glauben Sie an einen Gott? fragte man einen jungen Freigeist. Gott bewahre! antwortete der großartige Schwachkopf).

Die große Sängerin Madame Malibran fühlte sich bei der ersten Vorstellung des „Mädchens von Arteia" in London, während sie mit ihrem Geliebten da lag und ein langer Zug von Soldaten vorüberging, die sie suchten, durch die Anstrengung im Spiele so erschöpft, daß sie fürchtete, das Finale nicht singen zu können. In der obigen Lage aber, bei angeblichem Schlafe gab sie dem Direktor zu verstehen, wenn er ihr ein Fläschchen füllen und zustecken könne, würde sie so gut singen, daß das Publikum das Stück „da Capo" verlange. Der Direktor ließ deshalb die Soldaten länger, als eigentlich bestimmt war, marschieren, füllte die Flasche und schob sie, dem Publikum unbemerkt, der Malibran zu, welche den Inhalt ausleerte, sich dadurch stärkte und das Finale mit endlosem Applause sang.

Die berühmte Schauspielerin Déjazet wurde von einem Bettler um ein Almosen angesprochen. Sie beschenkte ihn und er versicherte sie seiner Fürbitte bei Gott. Aber die Déjazet erwiderte lächelnd: Die Mühe, armer Teufel kannst du dir ersparen, denn du scheinst mir im Himmel nicht gut angeschrieben zu sein, sonst würde er auf Erden dich nicht Hunger leiden lassen.

Ein Soldat von der Garnison von St. Michel fand auf tragische Weise seinen Tod. Er stand in einem Liebesverhältniß mit einem Dienstmädchen, welches von ihrer Herrschaft sehr streng und stets zu Hause gehalten wurde, da ein Hausknecht die Wege machen mußte. Die Liebenden konnten sich daher nur höchst selten und eigentlich fast nie sehen. Durch eine List des Mädchens gelang es ihr, den jungen Militär zu benachrichtigen, daß ihre Herrschaft an einem Nachmittag nach ihrem Landhause fahren und erst am anderen Morgen wiederkehren würde. Freilich nähme der Herr den Hausschlüssel mit, er könne aber leicht zu ihr ins Fenster steigen, sie würde schon Acht geben. — — Voll Glück und Wonne will der Verliebte diesem Rufe folgen — — — der Plan der Herrschaft aber hatte sich zerschlagen! Muthvoll klimmt er hinan und rüttelt, ohne große Vorsicht, denn er hält sich für sicher, an einem Fenster, und noch dazu an einem unrechten, welches sich gerade unter dem Schlafgemach des Herrn befindet. Dieser vernimmt augenblicklich den Lärm, ergreift sein Pistol, sieht das ängstliche Bemühen des Kletternden, das Fenster zu erbrechen, glaubt es sei ein Dieb und schreit „Wer da?" Zum Tode erschreckt kann der arme Schelm kein Wort hervorbringen, sondern bleibt regungslos in seiner Stellung. Da drückt der Herr das Pistol ab und der auf Liebesglück gehofft hatte, stürzt todt zur Erde. —

Jenny Lind will die sechstausend Pfund Sterling, den Betrag der Einnahmen auf ihrer Kunstreise durch die Provinzen Großbritanniens, nach Stockholm senden, um das Hospital, welches dort unter ihrem Schutze gegründet wird, vollenden zu lassen.

•

Inserate.

Einladung
zur
Pränumeration auf die „Gratzer Zeitung"
für das Jahr 1849.

Der Inhalt der Gratzer Zeitung dürfte den Zeiterfordernissen und den Erwartungen der verehrten Leser entsprechen. Wir haben hiebei Alles aufgeboten, um für dieses Organ der Oeffentlichkeit das Vertrauen der Leser zu gewinnen. — Wir wollen aber auch in diesem Streben fortfahren und keine Mühe — keine Kosten scheuen, um durch umfassenden Inhalt immer das Neueste und Interessanteste der Zeit-Ereignisse schnell und verläßlich zu bringen. — Die ausgedehnteste Correspondenz und tüchtige Mitarbeiter stehen uns zur Seite.

Der Gratzer Zeitung wird wie bisher das Provinzial-, Amts- und Intelligenzblatt und dreimal die Woche das belletristische Blatt „der Volksfreund," beigegeben.

In die „Sprechhalle," welche einen Theil des Intelligenzblattes bildet, und auf welche die Redaktion keinen Einfluß übt, werden gegen Entrichtung der Insertionsgebühr Aufsätze angenommen, welche gegen Sitte und Recht nicht verstoßen. Für dergleichen Aufsätze übernimmt der zu unterfertigende Einsender die Verantwortung.

Die Gratzer Zeitung erscheint wie bisher täglich, mit Ausnahme des Oster- und Pfingstsonntages, des Frohnleichnams- und Christtages, und wird täglich mit der Post an die Orte außer Gratz versendet. — Die billig gestellten

Pränumerations-Preise

für die siebenmal in der Woche erscheinende Gratzer Zeitung sammt Volksfreund sind wie im verflossenen Semester folgende:

a) für Gratz im Zeitungs-Comptoir (Stempfergasse Nr. 142) ganzjährig 16 fl., halbjährig 8 fl., vierteljährig 4 fl. CM. für Zustellung der Zeitung durch Austräger entfällt vierteljährig der Betrag von 40 kr. CM.

b) bei allen Postämtern mit täglicher Zusendung unter Couvert ganzjährig 20 fl., halbjährig 10 fl. CM.

Wir müssen an die verehrten Abnehmer, welche die Zeitung durch die Post zugesendet wünschen, das Ersuchen stellen, die Pränumeration bei den Postämtern möglichst bald einzuleiten, damit die Zusendung der Zeitung vollständig und mit 1. Jänner pünctlich erfolgen könne.

Redaction: **Schulheim. Firbas.**

Verleger der Gratzer Zeitung: **Andreas Leykam's Erben.**

Schnellpressdruck von Josef-Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Freitag den 5. und Samstag den 6. Jänner 1849. **№ 4&5.** **Vier und dreißigster Jahrgang.**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Pränumerations-Einladung

auf den 34. Jahrgang der, in den gebildeten Kreisen bekannten

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater, Mode und sociales Leben.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

☞ Vom neuen Jahre an im vergrößerten Format und sehr bedeutender Preisermäßigung.

Wir wollen bei der Gelegenheit des Jahreswechsels nur wenige Worte zur Empfehlung unsers Blattes voranschicken — denn es werden bei Pränumerationsankündigungen gewöhnlich eine Menge von großsprecherischen Tiraden und Versprechungen gemacht, und wenige davon geleistet; es wird von guter Gesinnung gesprochen, ohne solche Gesinnung zu haben. — Die Wiener Zeitschrift, van langen Jahren her wegen ihrer Loyalität, jedoch auch wegen ihrer freisinnigen Haltung gekannt und geachtet, hat iherem Ruf unter allen Verhältnissen Rechnung getragen, und sie wird dieß im erhöhten Maße von nun an, wo es doppelte Pflicht geworden ist, das Verständniß zwischen den Partheien zu ermitteln und dem, politisch noch lange nicht mündigen Publikum die Bahnen vorzuzeichnen, auf denen es seinen Ansprüchen auf gesetzliche Freiheit, aber auch seinen Pflichten gegenüber des constitutionellen Thrones, gegenüber allen Schichten der Gesellschaft, gegenüber der großen Sache der Civilisation, gerecht werden kann. Die Wiener Zeitschrift wird deshalb zu jenem vollkommensten journalistischen Standpunkte zu gelangen suchen, wo die Wahrheit allein als Steebeziel erscheint, und nur ihr zugestrebt wird, unbekümmert um die Parthei-Interessen, welche zur Rechten und Linken der Straße liegen bleiben. Wir wollen bloß wahr sein, wahr selbst um den Preis, den Machthabern zu mißfallen; und in diesem Sinne werden wir forton unsere eigene Bahn verfolgen, auf welcher wir des Beifalls aller Redlichdenkenden, aller Besonnenen, aller Freunde des wahren Fortschritts versichert sein dürfen. Wir werden kein Partheiblatt geben, wohl aber ein Bild aller Partheien, aus dem sich die Wahrheit von selbst herausstellen soll!"

Die Wiener Zeitschrift wird im neuen Jahre gediegene leitende Artikel bringen; im Fache der Novelle treffliche Originalarbeiten der besten deutschen Erzähler; authentische Nachrichten der Vorfallenheiten in Wien, unpartheiische, kritische Besprechungen über die Leistungen der 5 Theater in der Residenz, eben solche Besprechungen über alle neuen literarischen Erscheinungen des In- und Auslandes. Wahrheitsliebende Correspondenten aus der Ferne berichten die Ereignisse fremder Städte und Länder, kurz, unser Blatt soll an Mannigfaltigkeit alles aufbiethen, um die Gunst des Publikums in hohem Grade sich eigen zu machen.

Das Blatt erscheint wöchentlich 5 Mal in größtem Quartformat, elegant ausgestattet; die beigegebenen, als höchst elegant bekannten Modebilder werden so wie früher nur Original-Wiener-Moden enthalten, in Stahl gestochen, fein kolorirt. Man pränumerirt auf die Wiener Zeitschrift für Wien und die Provinzen einzig und allein in der Expedition dieses Blattes, in Wien, Stadt, Dorotheergasse, Nr. 1108. Auswärtige wollen auf den Geldbriefen nur bemerken: In „Zeitungssachen" wo dann kein Porto zu entrichten ist. Der Pränumerationspreis ist für Wien mit Kupf. ganzjährig statt früher 24 fl. CM. auf nur 14 fl., halbj. 7 fl. viertelj. 3 fl. 40 kr. gestellt. Ohne Kupf. (nur für Wien) ganzj. 10 fl., halbj. 5 fl., viertelj. 2 fl. 40 kr. CM. Für Auswärtige durch die Post franco zugesendet, kostet es ganzj. statt früher 26 fl. 48 kr., jetzt 16 fl. 48 kr., halbj. 8 fl. 24. kr., viertelj. 4 fl. 30. kr. CM. Die Versendung ins Ausland besorgt wie früher die Buchhandlung Gerold und Sohn in Wien, ganzj. zu 11 Thaler 12 Gr. sächsisch.

Wien im Jänner 1849.

Die Redaktion der Wiener-Zeitschrift.

Hoffnungen und Befürchtungen.

I.

Es ist ein bekanntes Wort von Napoleon, „daß Europa im Jahre 1850 kosakisch oder republikanisch sein werde." Wir sind nun bereits bei 1849 angelangt, rücken folglich dem angedeuteten Termin schon ziemlich nahe; es dürfte daher an der Zeit sein, die Sache in Erwägung zu ziehen und zu untersuchen, nach welcher Seite hin die Wage der Wahrscheinlichkeit sich neige.

Sehr Viele glauben, die überwiegenden Chancen seien für die Republik; denn die Muster-Republik ist in Frankreich verwirklicht, Republik wird an diesem und jenem Orte in Aussicht gestellt, Hecker, Struve und Genossen sind mit ihrem republikanischen Putsch kaum fertig geworden, Zeitungen, Clubbs und Demonstrationen von allerlei Art, wie sie hier und da in Europa auftauchen, verleiten Viele zu dem Glauben, daß die reine Monarchie allgemach zu den Todten gehöre, daß auch die konstitutionelle Monarchie im Verscheiden sei und daher Europa binnen wenigen Jahren republikanisch werden müsse. —

Wir wollen Jedem seinen Glauben lassen, unseres Bedünkens jedoch möchte die Frage noch keineswegs so entschieden sein, als man anzunehmen geneigt erscheint. Vielmehr sind wir zu dem Glauben versucht, daß die konstitutionelle Monarchie, anstatt zu verscheiden, zusehends an Lebenskraft gewinne, und, walle Gott, daß wir bei ihr stehen bleiben, ohne etwa gar zur reinen Monarchie zurückzukehren!

Wenn dies nicht geschieht, so ist es gewiß nicht Schuld der Republikaner und ihrer Bestrebungen; denn ärger wird die „Reaktion" von Niemandem betrieben als von ihnen! Diese Gerechtigkeit muß man ihnen widerfahren lassen. In allen Theilen von Europa legen sie es gewissenhaft darauf an, uns

so zu sagen, zu dem geoffenbarten Rechte zurück zu führen, dessen Anhänger wahrhaftig ihnen allein die Hoffnung auf Wiederkehr der alten Zustände zu verdanken haben, welche sie mit Gewalt heraufnöthigen.

Das Frankreich von 1793 hat schon vielen Fürsten 32 Jahre reiner Monarchie verschafft, oder doch, wenn sie dies nicht war, eine Monarchie mit geringer Beschränkung. In diesen 32 Jahren haben sich die Ideen und die Dinge modifizirt, die Befürchtungen, die Beargwöhnungen waren beschwichtigt worden; Fürsten und Völker, jedes von ihrer Seite, thaten einzelne Schritte, um sich gegenseitig anzunähern, zu verständigen, sich einzelne Zugeständnisse zu machen, zu unterhandeln und sich unter einander zu vergleichen.

Das ging ganz gut in seinem Geleise, als plötzlich, wo es Niemand sich versah oder doch nicht so nahe bevorstehend glaubte, vom Himmel herab über das Haupt Frankreichs die berüchtigte phrigische Mütze niederfiel.

So ist denn Frankreich nunmehr Republik!

Vielleicht irren wir mit unseren Voraussichten; allein wir können uns der Befürchtung nicht entschlagen, daß eine andere Epoche im Werden sei, während welcher leicht die reine oder halbreine Monarchie ihr sturmzerschelltes Wrak aufs Trockene bringen, dessen Rippen kalfatern, und es überhaupt in den Stand setzen mag, um den Stürmen trotzen zu können, welche ihm von unsern Söhnen und Enkeln bereitet werden dürften.

Ich will Frankreich keinen Vorwurf machen, daß es Republik geworden; ich will es um seiner blutigen Zerwürfnisse willen nicht anklagen. Die Völker sind so, wie sie es durch die vorigen Regierungen geworden. Wenn jetzt die Republik der Monarchie in die Hand arbeitet, so hat vordem die Monarchie für die Republik, ja selbst für die Anarchie gewirkt.

Keine Arbeit gelingt den Partheien besser (leider sind seit einiger Zeit die Regierungen in Europa selbst nur Partheien), als immer die, der Gegenparthei zu nützen. Ludwig Philipp, diese Celebrität der Verschmitzheit, hat es so anzustellen gewußt, daß er nach 18 Regierungsjahren, während welcher alle Partheien ihn, als das verhältnißmäßig kleinste Uebel, getragen hatten, über den Canal von La Manche entwischen mußte in dem Kleide, das er eben am Leibe trug.

Unglücklicherweise hatte man, als dies geschehen war, eben keinen andern fertigen König bei der Hand; was blieb also übrig, als eben — Republikaner zu werden. Alles par la grace de Louis Philippe!

So hatte dieser schlaue König die Anstrengung von 18 Jahren daran gesetzt, um — die Republik unvermeidlich zu machen.

Ob nun diese nicht ihrerseits wieder für die Interessen der Monarchie thätig ist, ob sie nicht die Civilisation ihr direkt zuführt, das scheint uns eine Frage, deren Beantwortung wir unterlassen wollen. Soviel möchte gewiß sein: Die Verurtheilungen des Revoluzions-Tribunals, der Terrorismus und die Proscription haben Europa bei Weitem nicht so sehr in Schrecken gesetzt als die Parthei, welche „provisorisch, auf den Juni-Barrikaden besiegt worden ist. — Im Jahre 1793 handelte es sich um den Kopf; im Jahre 1848 stand Eigenthum, Familie, Alles auf dem Spiele; man war daran es als ungesetzlich, als einen Mißbrauch, wohl gar als „Diebstahl," als „Tirannei" zu erklären. Eine solche Republik muß natürlich zu Gunsten desjenigen arbeiten, welcher Eigenthum und Familie zu sichern weiß, und — sie arbeitet gewiß auf das Rascheste!

Wie aber hängt dies zusammen?

Zunächst liegt es an dem Mangel des Verständnisses, daß die Form der Regierungen kein Ding der Willkühr sei, wie es von ein Paar politischen Plusmachern auf gut Glück auserkoren wird und wie man es mittelst eines Decretes in's Leben rufen kann, allenfalls wie eine Kokarde oder den Schnitt einer Uniform.

Die Form einer Regierung ist die nothwendige Folge von dem socialen Zustand eines Volkes; denn jeder gesellschaftliche Zustand hat eine ihm eigenthümliche politische Form, die ihn darstellt, ihm als Ausdrucksweg dient; sie ist seine nothwendige Consequenz, gehört ihm, ihm ausschließlich an. Wollte man ihm eine andere aufnöthigen, so könnte man dieselbe vielleicht für eine Weile mit Gewaltsmitteln aufrecht erhalten; sobald aber der Druck aufhören würde, so würde die wahre, in der Realität der Sachlage begründete Form, gleich wie der die Oberhand erhalten, sich festsetzen, und erst dann würde das politische Leben, mit seinem normalen Fortschritte, ohne Gewaltsmaßregeln und in fester Ordnung, bestehen können.

Die Welt ist voll von Klagen über die Regierungen; allein kein Volk hat eine andere Regierung als die in seinem socialen Zustand begründet ist, also jene, die es verdient.

Von dem alten Blücher seiner Frau.

Von George Hesekiel.

„Schenken Sie ein, Dugald, schenken Sie ein!" rief der lustige Major indem er sein Glas umkehrte und die Nagelprobe machte, „schenken Sie ein und Sie, Herr Kamerad von der Infanterie, erzählen Sie uns armen Reitern ein lustiges Stückchen, aber was recht lustiges, es trinkt sich besser, wenn man dazu lacht!"

Der angeredete Infanterie-Offizier war ein alter Knabe schon, obwohl immer noch Lieutenant; man erzählte sich seltsame Geschichten von dem Graubaarigen, er solle in früherer Zeit ein Duell gehabt, oder sonst irgend eine derartige Affaire, mit seinem Obristen und das ihn gehindert haben am Avancement, denn seine Bravour war außer allem Zweifel und seine sonstige Conduite musterhaft. Der Graubaarige schien sich eben nicht sehr darüber zu grämen, daß er noch immer der Herr Lieutenant war, wie vor 30 Jahren und noch früher, im Gegentheil, er war der lustigste alte Knabe, den man sich denken konnte und überall, wo er war, war er die Seele der Gesellschaft und ein außerordentlich gern gehörter Erzähler, weil er mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt die wunderlichsten Dinge erzählte und wieder mit einem gar seltsamen Lachen Ernsthaftes und Tieftrauriges vortrug. Uebrigens hatten die Herren Kameraden den graubaarigen Lieutenant in dem bösen Verdacht, daß er Komödien schreibe, ja sogar Verse mache und selbige in verschiedene Zeitschriften pseudonym einrücken lasse. Entsetzlich!

Der Graubaarige schenkte sich den Rest der Flasche in den kleinen Zinnbecher, den er immer bei sich trug und den sein Bursche jeden Morgen putzen mußte, dann sah er die Kürassier-Offiziere, die um ihn saßen, mit einem sehr ernsthaften Gesichte Einen nach dem Andern an und meinte endlich: so was Lustiges, wie der Herr Obristwachtmeister befohlen, wisse er nun freilich nicht, indessen sei da eine kleine Geschichte, die wäre nicht so ganz übel fürs Bivouac.

Einstimmig um die kleine Geschichte gebeten, begann der Graubaarige ernsthaft:

„Im Jahre 1813 stand ich beim Gardejägerbataillon, kommandirt dazu, damit ein paar alte Offiziere beim Bataillon wären, denn die Gardejäger waren lauter Freiwillige aus den ersten Familien im Lande, junge, zarte Knaben, vom besten Willen beseelt, aber ohne Erfahrung. Ich will mein Lebtag an die Burschen von 1813 denken — so ein Soldatenleben hat nicht leicht eine andere Zeit gesehen: da lagen die zarten Jungen am Bivouacfeuer und sprachen lateinisch, um nicht aus der Uebung zu kommen, Jeder hatte seinen Lieblingsdichter oder Schriftsteller in der Tasche; der Eine den Homer, der Andere den Livius, der Dritte den Tacitus; ja, ja, es war eine wunderliche Soldateska, die Preußische von 1813! Da wurde disputirt über die leges der Gracchen, oder über die therapia des Galenus, ich habe selbst einmal ein paar tapfere Jungen, sie mögen jetzt längst Pastoren oder sonst so was Gutes sein, hebräische Psalmen lernen hören auf der Feldwacht; so wars und in der nächsten Minute klangen die Flügelhörner, zu den Büchsen griffen meine Griechen und Lateiner und in den Kugelregen hinein gings, so lustig, so stolz, als wären sie alte Soldaten und wenn sie dann niedersanken, getroffen vom tödtlichen Blei, dann murmelten sie mit blasser Lippe ein horazisches: dulce et decorum est pro patria mori! oder etwas dem Aehnliches und damit starben sie — die braven, die edlen Narren," der Lieutenant lachte laut, „ja, die Narren mit ihrem Livius im Büchsenranzen und dem Homer im Czako — hm! wer von den Herren bei Großgörschen mitgefochten hat, der hat sie gesehen, meine Lateiner pro rege et patria, da bei Großgörschen, da liegen ihrer siebenhundert, das Bataillon war tausend Mann stark, begraben;" — der Lieutenant lachte wieder und noch lauter als vorher — „unter denen, die übrig waren, befand sich ein junger Potsdamer, sein Vater war Kriegs- und Domainenrath, der hatte sich so ausgezeichnet: daß

er zum Offizier ernannt wurde und ich muß sagen, einen bessern Kameraden konnte man nicht finden. Ich habe in drei Feldzügen an seiner Seite gefochten und da lernt man die Leute etwas kennen; nur eine Schwäche hatte der brave Lieutenant Seekatz, wie ich ihn nennen will, eine arge Schwäche, er hatte nämlich ein sehr empfindsames Herz und war verliebt in Alles, was Unterrock trug und Busentuch; alt oder jung, schön oder häßlich, galt ihm Alles gleich, er mußte sein Wort anbringen und courmachen, so gut's gehen wollte. Nun aber hatte der arme Seekatz entschiedenes Unglück, denn wenn auch seine kurze, dicke Figur noch allenfalls Gnade gefunden hätte vor schönen Augen, so reizte doch sein Gesicht unwillkürlich zum Lachen. Seekatz litt nämlich an gewissen Zuckungen, die ihm angeboren waren und sein kleines, rundes Gesicht auf eine so lächerliche Weise bald rechts, bald links zerrten, daß man lange mit ihm bekannt sein mußte, wenn man ernsthaft bleiben wollte im Gespräch mit ihm. Dazu kam noch, daß der arme Bursche heftig gesticulirte und eine laute, krächzende Stimme hatte und nun werden Sie begreifen, welche wunderlichen Scenen er oft mit den Damen aufführte, denen er den Hof machen wollte. Doch endlich zu meiner Geschichte. Der Winterfeldzug von 1814 hatte meine Lateiner sehr verändert, die schmucken Jungen sahen aus wie die Teufels, Lieder von Körner, von Arndt und Schenkendorff sangen sie noch immer lustig, der Livius aber und der Tacitus, der Homer und der Horaz kamen wenig mehr zum Vorschein — ja, die Ideale waren zerronnen, meine Herren, aber die Begeisterung war geblieben und das war hübsch, das gefiel mir. In diesem Winterfeldzuge war's, daß mehrere Offiziere, am Abend nach einem hitzigen Gefecht, um ein brennendes Haus standen und sich die erstarrten Finger wärmten. Zu diesen Offizieren gesellten wir uns, Seekatz und ich, und als Seekatz sich in seiner lauten Weise mit krähender Stimme an dem leise geführten Gespräch betheiligen wollte, wurde ihm mit Pst! Pst! geantwortet und ein Capitän deutete mit der Hand auf eine nicht ferne Gruppe. Unter einem halb abgedeckten Scheunendach nämlich, dicht an einer schon mächtig geschwärzten Brandmauer, loderte ein tüchtiges Feuer, neben dem Feuer aber saßen zwei in graue Mäntel gehüllte Gestalten vor einem Tisch. Beim Schein der Flamme erkannte man deutlich das edle Antlitz Gneisenaus, das sich bald tief herabbeugte auf eine auf den Tisch ausgebreitete Karte, bald sich erhob, um mit leiser Stimme an ab- und zugehende Adjutanten Ordres auszutheilen. Das Gesicht der andern Gestalt konnte man nicht sehen, weil es dem Feuer zugekehrt war.

Seekatz hatte kaum einen Blick auf die Gruppe geworfen, so fragte er auch neugierig: „Wer ist denn die Dame neben dem General Gneisenau?"

Die Gestalt, der wir nicht ins Gesicht sehen konnten, trug allerdings einen grünen Damenhut mit langem Schleier.

Der Capitän, an den sich Seekatz mit seiner Frage gewendet, fragte erstaunt dagegen: „Das wissen Sie nicht?"

„Nein, Herr Kamerad!"

„Je," schüttelte der den Kopf, „Sie wissen nicht, daß gestern dem alten Blücher seine Frau im Hauptquartier eingetroffen? Na, da sitzt sie, eine schöne Frau!"

Wir Andern sagten kein Wort, Seekatz ging unruhig hin und her.

Nach einer ziemlichen Weile stand General Gneisenau auf und ging mit seinem letzten Adjutanten freundlich grüßend an uns vorüber.

Die Dame saß allein am Feuer und Seekatz verwendete keinen Blick von ihr.

„Hm!" begann jetzt der Capitän wieder, indem er uns zuwinkte, „ich möchte wissen, wo der alte Vorwärts bleibt? Einer von uns sollte die Excellenz dort ersuchen, sich in die Schenke da drüben zu verfügen, es ist da ein ganz hübsches Zimmer für sie in Bereitschaft gesetzt und die arme Frau könnte sich hier im Freien erkälten; Seekatz, Sie verstehen ja, mit Damen umzugehen, allons! führen Sie die Excellenz hinüber!"

Seekatz, äußerst geschmeichelt, schnitt Gesichter wie ein Pavian, der ein Stück Seife gegessen und strampfte sofort hinüber an's Feuer; wir bissen uns fast die Zungenspitzen ab.

Mit fünf bis sechs Reverenzen, eine immer komischer als die andere, leitete Seekatz seine Rede ein, endlich krähte er: „Excellenz verzeihen, wollen Dieselben nicht die Gnade haben, meinen Arm anzunehmen und sich hinüber in das Hotel zu verfügen, allwo bereits Zimmer für Excellenz in Bereitschaft gesetzt sind, Excellenz könnten sich hier erkälten, Dieselben könnten des Herrn Feldmarschalls Excellenz auch drüben erwarten!"

Der grüne Hut nickte.

„Es ist," krähte Seekatz nun noch lauter, „ein kühler Abend und der Aufenthalt im Freien zarten Damen eben nicht zu empfehlen —"

Dabei stand Seekatz, gräßliche Gesichter schneidend, dicht am Stuhl und bot fortwährend der Dame seinen krummen Arm, erwartend, daß dieselbe aufstehen und sich von ihm fortführen lasse.

— „Erzeigen mir Excellenz die Gnade und nehmen Sie meinen Arm, ich würde sehr glücklich sein —"

— „Na nu, was solls?" fuhr plötzlich die Dame mit grober Stimme empor, riß den Schleier vom Gesicht und fragte barsch: „was gibts? was wecken Sie mich denn?"

Entsetzt starrte Seekatz in das grimmige Gesicht des alten Blüchers, der ärgerlich schrie: „Reden Sie doch!" was schneiden Sie denn für verfluchte Gesichter? Donnerwetter! thun Sie endlich das Maul auf!"

„Entschuldigen," nahm Seekatz jetzt ziemlich gefaßt das Wort, „ich glaubte, es wäre Ihrer Frau Gemalin Excellenz!„

„Meine Frau? was? meine Frau?" schrie der alte Blücher laut lachend, indem er den grünen Weiberhut vom Kopf riß, den er aufgesetzt hatte, um seine entzündeten Augen gegen den grellen Schein des Feuers zu schützen, „wo soll denn meine Frau hieherkommen?"

„Ihre Excellenz sind gestern schon im Hauptquartier eingetroffen!" stammelte Seekatz.

Der alte Blücher lachte wie ein Unsinniger und es dauerte eine ziemliche Weile, ehe er antworten konnte: „Na, gehen Sie nur, ich merke schon, es hat Ihnen Einer eine derbe Nase gedreht — Donnerwetter! was schneiden Sie mir denn für Gesichter? Herr, ins Teufels Namen! sind Sie denn verrückt?"

„Excellenz," entgegnete Seekatz ziemlich barsch, „ich leide seit meiner Geburt an Zuckungen im Gesichte, entschuldigen, ich bin der Lieutenant Seekatz!"

„Na nu!" schrie der Feldmarschall begütigend, „ich glaube gar, närrischer Kerl, Er nimmts dem alten Blücher übel, daß er lacht, laß Er's gut sein, ist nicht so schlimm gemeint, Kamerad!"

Der alte Blücher und Seekatz schüttelten sich die Hände.

Seekatz kam sehr glücklich über dieses Händeschütteln wieder zurück, doch fragte er sogleich außerordentlich ernsthaft nach dem Capitän, der ihn zu dem komischen Auftritt verlockt hatte, dieser war aber bereits abgerufen worden. Da ich Seekatz kannte, so ging ich sofort zu diesem Capitän, um ein Duell zu verhüten, der Capitän war auch gleich bereit zu einer Entschuldigung, die von Seekatz günstig aufgenommen wurde. Wir verbrachten die Nacht bei einem vollen Glase und hier fiel es dem Capitän ein, dem wakern Seekatz das Du und die Brüderschaft anzubieten. Sei es nun, daß Seekatz wegen Blücher's Frau noch immer einen geheimen Groll auf den Capitän hatte, oder aus einem andern Grunde, kurz, er entzog sich kalt höflich dem Anerbieten und entschuldigte sich gegen mich, der ich ihn darob zur Rede setzte, damit: er habe den Capitän noch nicht im Gefecht gesehen, und ehe er mit Jemandem Bruderschaft schließe, müsse er ihn vor dem Feind gesehen haben.

Dieser Wunsch sollte unserm Seekatz bald erfüllt werden. Einige Tage später kam's am Walde von Etoges zum Gefecht; zwischen zwei weit vorspringenden Waldspitzen hielt eine preußische Batterie, die von den Feinden mehrmals heftig angegriffen wurde, weil sie die breite Straße bestrich und sehr viel Schaden that.

Diese verschiedenen Angriffe, obwohl immer abgeschlagen, wurden den Artilleristen doch zuletzt lästig und unsere Compagnie erhielt Befehl, bei der nächsten feindlichen Attaque auf die Batterie aus der Waldspitze, in der wir versteckt lagen, hervorzubrechen und den Feind in die Flanken zu nehmen; mit uns war der obenerwähnte Füsilierkapitän, der mit dem Bajonnet vollenden sollte, was wir mit der Büchsenkugel begonnen. Wir brauchten nicht lange zu warten. Ein prächtiges Lancierregiment sauste im vollen Rosseslauf heran, an uns vorüber, die Anhöhe hinauf, die Stücke donnerten, die Kor-

tätschen schmetterte Mannen und Rosse reihenweise nieder. Die Lanciers prischten in Unordnung zurück.

Hurrah! Hurrah! die Flügelhörner! ein mörderisches Büchsenfeuer, das in weniger als einer Minute fünfzig Sättel leer machte, und aus der Waldspitze heraus brachen die Füsiliere mit blitzendem Bajonnet, die Jäger mit aufgepflanztem Hirschfängern.

Allen weit voran war Seekatz, entsetzliche Gesichter schneidend, er riß einen Lancierofficier vom Pferde und wehrte sich wie ein Löwe gegen drei oder viere, die ihre Lanzen fallen ließen, ihre Pferde um ihn tummelten und ihn mit der Klinge angriffen.

„Hier wird Bruderschaft gemacht, Capitän!" rief er da mit lauter Stimme und mit drei Sätzen war dieser Officier an seiner Seite und half ihn heraushauen. Die Lanciers flohen, da wendete sich Einer im Fliehen auf dem Sattel, er hob die Pistole, Blitz, Knall, Seekatz taumelte einige Schritte zurück und fiel dann in meine Arme — ich hielt ihn, der Capitän trat zu uns. „Capitän," stöhnte Seekatz. „Ihre Hand, Bruderschaft ist gemacht, kann Dich nicht mehr sehen, Kamerad!

Noch einige Secunden und ich ließ die Leiche des tapfern Freundes langsam zurücktragen, hinterdrein schlich der Capitän von den Füsilieren und heulte als ob ihn der Bock stieße. Ha! haha! hahaha!"

Der Grauhaarige lachte, als spräche er von dem Spaßhaftesten von der Welt, plötzlich aber verzog er sein Gesicht, trank seinen Wein hastig aus und entfernte sich ohne Gruß von den Kürassieren. Diese sahen ihm ruhig nach, sie kannten seine Art schon längst. Der Lieutenant aber dachte die ganze Nacht an seinen wackern Kameraden Seekatz und weinte wohl auch dazu. So ein seltsamer Kerl aber war dieser Grauhaarige.

Politische Waschweiber.

Waschweiber emsig am Brunnen stehn,
Zu waschen;
Sie lassen der Zunge freien Lauf,
Der raschen;
Sie waschen und kneten viel altes Zeug,
Und schwatzen dabei viel dummes Zeug:
Und waschen und waschen und waschen.

„O Jesus! Maria! wie will das Ding
Noch werden!
Was bringt noch Alles das heurige Jahr
Auf Erden!
Und alle die Schrecken und alle die Noth,
Das ist eine Geißel vom lieben Gott,
Vom lieben Gott dort droben."

„Und Zeichen und Wunder, die sieht man jetzt
Geschehen;
Man hat so gräßliche Dinge noch nie
Gesehen;
Wie man zur Stunde bemerket und sieht;
Das bedeutet sicher das jüngste Gericht,
Das nahende jüngste Gericht."

„Mein Mann erzählt mir — er hat noch nie
Gelogen, —
Daß gestern der Amtmann den Hut vor ihm
Gezogen;
Man sah den Junker am hellen Tag,
Der höflich mit seinem Kutscher sprach;
O welche gräßliche Zeichen!"

„Die Fledermäuse, das schwarze Gethier,
O Wunder!
Das flattert am hellen Tag umher
Jetzunder —
Der junge Lieutenant, der vornehme Mann,
Der redet mit „Sie" den Gemeinen an;
Das deutet sicher auf Krieg!"

„Die Herren Doctoren, ich hab' es mit Schreck
Vernommen,
Die sind zusammen zu einem Verein
Gekommen:
Daß die sich vereinen, das hört man jetzunder
Zum erstenmal, das ist ein Wunder,
Und deutet auf Pestilenzen."

„Zu Schilda, da hat sich ein Bauer erfrecht
Zu wagen,
Ein Zehnthuhn einem hochwürdigen Herrn
Zu versagen;
O Jammer! Fürwahr beim Sonnenlicht,
Das deutet sicher das jüngste Gericht
Für viele Küchen und Keller.

„Auf Deutschlands Städt' ist des Himmels Zorn
Gefallen,
Und Frankfurt am Main ist das Babylon
Von Allen.
Das Volksparlament ist des Teufels Sohn
Es will der heiligen Religion
Mit keiner Sylbe gedenken."

Das Volksparlament ist schlecht, da liegt
Der Fehler;
Waschweiber, die hätten müssen sein
Die Wähler!
Wir hätten gesandt von nah und fern,
Aus jeglichem Ort die hochwürdigen Herrn,
Die hochwürdigen Herrn Pastöre!"

„Dann hätt' es Gott nimmer mit Wundern so weit
Getrieben;
Der Amtmann und Junker, die wären schön grob
Geblieben;
Die Herren Doctoren vereinten sich nicht,
Die Bauern bezahlten die Zehntenpflicht —
Und die Welt, die ginge nicht unter."

„Komet."

Der Deutsche und sein Kind.

Aus dem Amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Der Brief war verworren, der Inhalt desselben aber doch auch wieder einfach und deutlich genug, und Schwabe ging wohl eine halbe Stunde lang, wie vor den Kopf geschlagen, an der Dampfbootlandung hin und her — Sollte er das was hier mit klaren dürren Worten in dem Brief stand, seiner Frau mittheilen? — Aber wie konnte er es ihr auch verheimlichen, hatte sie am Ende nicht gar geglaubt es wäre ihrem Kinde irgend ein Unglück zugestoßen? Der Verdacht übrigens, den er gegen Wagner hegte, wurde von Weibauer noch bestätigt.

Dieser hatte sich nämlich, da er den Eltern doch versprochen, das Kind zu bringen und nun dort, wo er es am wenigsten vermuthete, so unverhofften Widerstand gefunden, nach den Verhältnissen und dem ganzen Leben und Treiben jener Leute genauer und näher erkundigt. Hier erfuhr er nun, daß sie allerdings die angenommene Tochter im Hause selbst sehr gut behandelten, aber keineswegs so viel in die Schule schickten, als Jener hier in den Brief geschrieben; im Gegentheil mußte das arme Mädchen, wenn es auch keine schwere Arbeit zu thun hatte, von Morgens früh bis spät Abends auf dem Platze sein, während sich Missis Wagner fast ganz

und gar von jeder Arbeit zurückgezogen habe, und nur allein die Dame spiele. Louise war ihnen dabei durch ihren unausgesetzten Fleiß von ungemeinem, ja unbezahlbarem Nutzen. Gaben sie das Mädchen heraus, so mußten sie jedenfalls eine fremde Haushälterin annehmen und diese nicht allein mit theuerem Gelde bezahlen, sondern ihr auch — etwas besonderes Gefährliches in Amerika, wo die Leute oft, Gott weiß woher, geschneit kommen — Alles und Jedes im Hause anvertrauen. Bei Louisen dagegen, die sich ihrer eigenen Mutter kaum noch erinnerte, ihren Pflegeeltern aber mit aller Liebe einer wirklichen Tochter anhing, hatten sie das Eine nicht nöthig, das Andere nicht zu fürchten, und es ließ sich daher voraus sehen, wie sie unter diesen Umständen gewiß Alles thun würden, was in ihren Kräften stand, die Pflegetochter den vollen Ablauf der gesetzlichen Frist, also bis zu deren einundzwanzigstem Jahr bei sich zu behalten.

Gewöhnlich konnte Schwabe, wie Wagner ebenfalls gut genug wußte, keine Schritte mit nur irgend einer Aussicht auf Erfolg thun, denn ein wirklicher Kontrakt war gar nicht abgeschlossen, und wenn es zur Klage kam, so würde dem Verklagten entweder die obenerwähnte gesetzliche Frist zugestanden, oder der Kläger hätte eine Kostenberechnung zahlen müssen, die dieses eigene Mittel jedenfalls weit überstiegen haben würde. — — Der Frau übrigens ein Geheimniß daraus zu machen, ging nicht an, über kurz oder lang hätte sie es doch erfahren müssen, und gemeinschaftlich konnten sie auch besser berathen, welche Schritte jetzt am besten zu thun wären.

Er ging denn auch ohneweiters nach St. Francisville zurück, zeigte ihr erst den Brief und ließ sie dann später Alles das, was sie noch zu wissen wünschte, von Walbauer selber erfragen. Im Anfange war sie nun, als sie die Nachricht wie ein Schlag aus heiterem Himmel traf, außer sich, wollte ohne weiters „an die Gerichte gehen,“ und meinte, kein Gesetz der Welt dürfe ihr solcher Art und widerrechtlich, das eigene Kind gewaltsam zurückhalten. Schwabe hatte durch einen zwölfjährigen Aufenthalt in Amerika die Sitten und Gesetze des Landes so ziemlich genau kennen gelernt, und fürchtete nicht ohne Grund, durch eine Klage erstlich einmal sein gutes Geld einzubüßen, und dann nicht einmal etwas auszurichten.

„Selbst ist der Mann,“ reifte endlich der Entschluß in ihm, „einen bloßen Brief können sie Dir leicht mit „Nein“ beantworten, gehst Du aber als Vater, und forderst Dein eigenes Kind zurück, so werden sie es Dir, wenn sie es auch wirklich vor dem Gesetze dürften, doch nicht länger vorenthalten können.“

Jetzt hatte er gerade alle die Geschäfte, die ihm vor mehreren Wochen noch eine Reise unmöglich gemacht, beendet, , er entschloß sich also kurz, beruhigte seine Frau, der er fest versprach ihr Kind zu bringen, und wenn er es stehlen sollte, und rüstete sich fröhlich zur Fahrt nach Ohio.

„Sei gutes Muthes, Mutter,“ lachte er dabei, als er sich zu der rasch beschlossenen Fahrt rüstete, „was ist's denn auch weiter! geben sie mir mein Kind nicht gutwillig, ei, so thue ich, als wenn ich mich in das Unabänderliche füge, verabrede mich aber heimlich mit Louisen, bringe sie auf ein Dampfboot und gehe förmlich mit ihr durch. Nachher mögen sie uns verfolgen oder gar verklagen, kein Gesetz wird einen Vater verdammen, daß er sein eigenes Kind gestohlen, wenn sie es ihm auch vorher nicht freiwillig zusprächen.“

Die wenigen Vorbereitungen waren bald getroffen, es galt ja hier auch nur eine kurze Fahrt und schnelle Rückkehr; nur etwas gab ihm die Mutter noch mit, das sie schon seit vielen Jahren für ihr Kind bestimmt, dessen Absendung sie aber bis jetzt noch immer verschoben hatte — ihr Bild. Ein junger deutscher Maler, der vor einigen Jahren mehre Monate lang bei ihnen gewohnt und dort krank geworden war, hatte aus Dankbarkeit für die treue Pflege der guten Leute, die Miniaturbilder der Beiden gemalt und ihnen zum Andenken zurückgelassen, und das ihre schickte jetzt die Mutter dem Kinde. Warum? wußte sie selber nicht, erwartete sie ja doch das Heißgeliebte in wenigen Tagen, dennoch trug sie dem Vater auf, die Ablieferung desselben ja nicht zu vergessen, und es war fast, als ob sie mit dem Bewußtsein, daß es bald in den Händen ihrer Louise sein werde, auch ruhiger würde, und der Zukunft gefaßter entgegensähe.

Schwabe schiffte sich auf dem nächsten, stromaufgehenden Dampfboote ein, ging mit diesem bis nach Kairo, an der Mündung des Ohio, benutzte von hier aus ein anderes, das gerade Fracht für Pittsburg einnahm, und betrat neun Tage später die Stadt wieder, in der er vor vierzehn Jahren, ein armer heimatloser Auswanderer, gelandet war, und zuerst Schutz und Aufnahme gefunden hatte.

Sonderbarer Weise schlug und klopfte ihm aber jetzt das Herz so bang und ängstlich, als ob er irgend eine böse That begangen oder beabsichtige, und doch wollte er ja Nichts, gar Nichts auf der weiten Gotteswelt, als sein Kind, sein eigenes liebes Kind zurück in die Arme der Mutter führen. Das peinliche Gefühl wuchs sogar noch, als er den steilen Landungsplatz hinaufstieg, durch die Mainstraße ging und endlich links in den Mittelmarkt einbog — er mußte sogar ein paar Mal stehn bleiben und erst ordentlich wieder Athem holen.

Anders wurde es ihm freilich, als er die sonderbare Scheu endlich überwunden hatte, das, ihm durch den Brief und von Walbauer bezeichnete Haus betrat, und dort sein liebes, lang entbehrtes Kind sehen und in die Arme schließen konnte. Da kehrte der alte Muth zurück, frisch und frei schoß ihm das Blut wieder durch's Herz und ohne Rückhalt wollte er schon seinen Gefühlen die ihm die Brust zu zersprengen drohten, Raum geben, als er merkte, wie ihm die Thränen in die Augen traten — sie liefen ihm hell und klar an beiden braunen Wangen herunter und das — das brauchten die fremden Menschen nicht zu sehen, die von allen Seiten des Hauses herbeieilten und ihn jetzt umstanden. Er riß sich gewaltsam los, drückte seinen Hut, den er noch gar nicht abgelegt, fester in die Stirn und zog Wagner mit sich fort, in dessen Stube hinauf — er schämte sich, daß ihn die Leute sollten weinen sehn und hoffte sich später schon besser zusammen nehmen zu können.

(Fortsetzung f. g.)

Feuilleton.

Die Fremdwörter der Deutschen.

Als der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt über eine Reihe von eingelaufenen Anträgen, Bitten und Beschwerden Bericht erstattet wurde geschah auch einer Bittschrift, die wie ich glaube von Hamburg ausging, Erwähnung, welche darauf antrug, die Nationalversammlung solle irgend etwas gegen den Mißbrauch der Fremdwörter im Deutschen thun. Diese Bittschrift ward als Beweis erwähnt, bis zu welcher Lächerlichkeit sich die Anträge bei der Nationalversammlung versteigen. Wenn nun auch nicht geläugnet werden kann, daß diese Versammlung jetzt und noch auf lange hin wichtigeres zu thun hat, als gegen die Fremdwörter einen Krieg zu eröffnen, daß demnach jener Antrag als nicht rechtzeitig keine weitere Beachtung finden konnte, so ist er doch so lächerlich nicht, als man ihn machen will. Der überhandnehmende Brauch der Fremdwörter hat eine so ernste politische Seite, daß er der Beachtung der Nationalversammlung wol würdig sein dürfte. Denn dieser Brauch schreibt sich aus der Zeit her, wo der Verfall der deutschen Macht, der deutschen Einheit begann. Eine der wesentlichsten Ursachen jener Unfälle ist die Einführung des römischen Rechts in Deutschland; wer mag aber läugnen, daß just dieses Einführen eines fremden Rechts, wodurch die Oeffentlichkeit, die Mündlichkeit und der Grundsatz der Anklage aus dem Rechtsverfahren entfernt wurde, auf das nachtheiligste auf den Volksgeist einwirkt? Und ist ein Verkümmern des Volksgeistes nicht eine Schwächung der staatlichen Macht? Eine zweite Ursache des Eindringens der Fremdwörter liegt in dem Umstand, daß die französische Sprache zur Sprache des Volksverkehres (zur diplomatischen) gemacht wurde. War das aber nicht erst dann möglich, als Frankreichs staatliche Bedeutung größer geworden war, als die des deutschen Reichs und deutet demnach dieser Umstand nicht recht eigentlich auf eine politische Schwäche unsers Vaterlandes hin? Eine dritte Ursache der Fremdwörter liegt in dem lächerlichen Streben der kleinen deutschen Fürsten, den französischen Hof nachzuäffen, wo jeder Fürst strebte, ein Ludwig XIV. in einer Neunkreuzerausgabe zu sein und sagen zu können: l'état c'est moi. Damals, als die deutschen Höfe Französisch zu ihrer Sprache machten, drangen die Fremdwörter mit Gewalt in das Deutsche ein. Ist aber jenes Streben der kleinen Fürsten nicht die Ursache des Verfalls deutscher Einigkeit und Größe? Ich kann die übrigen Ursachen jenes heillosen Mißbrauchs übergehen; es wird genügen diese anzuführen, um nachzuweisen, daß das Sinken von Deutschlands staatlicher Größe und der Gebrauch der Fremdwörter dieselben Ursachen hatten und daß beide im innig-

sten Zusammenhang stehen. Demnach dürfte es, wenn auch nicht jetzt, doch später eine würdige Aufgabe des deutschen Reichstags sein, sich mit diesem Gegenstand zu beschäftigen. Ist doch die Sprache eines der schönsten Volksgüter, ist sie doch der treffendste Ausdruck der Volkseigenthümlichkeiten, ist doch namentlich die deutsche Sprache das einzige Band, das die deutschen Volksstämme zusammengehalten hat, das sicherste Kennzeichen dessen, was staatlich zusammengehört, somit ein Eckstein des neuen Gebäudes, das in der Paulskirche aufgerichtet werden soll — und deshalb hat die deutsche Sprache wol das Recht, die deutschen Volksvertreter anzugehen und zu sagen: beachtet mich und wenn ihr könnt, säubert mich von den Schmutzlecken, mit denen die Zeit der staatlichen Erniedrigung Deutschland mich beschmutzt hat. Daß übrigens dieser Punkt in Frankfurt wol Beachtung gefunden hat, geht aus dem erfreulichen Umstand hervor, daß sowohl die Reichsministerien als auch die Gesetzentwürfe und Berichte der Abgeordneten der Versammlung sich wirklich deutscher Redeweise und deutscher Ausdrücke für bisher übliche fremde befleißigen.

Es ist schon viel über diese Fremdwörtersucht geschrieben worden und doch kann billigerweise nicht eher über diesen Gegenstand geschwiegen werden, bis irgend ein Erfolg erzielt ist und jeder der es gut meine mit unserer herrlichen Muttersprache, jeder der irgend eine neue Seite diesem Gegenstand abgewinnen kann, muß seine Stimme gegen die Ausländerei erheben. Sehen wir einmal zu, wer die fragliche Unsitte am meisten befördert, wer die Fremdwörter in das Deutsche am meisten eingeschmuggelt hat, so finden wir: das Volk hat es nicht gethan, in der Volkssprache finden sich nur wenige Fremdwörter, der eigne Geist der Sprache, der eben in der Gestaltung der Volksmundart zur Erscheinung kommt, wahrt sich entschieden gegen jede fremde Zuthat. Das Volk versteht wenig oder keine Fremdwörter, dem Volke werden sie schwer auszusprechen und dringt ein solches Fremdwort mit Gewalt ein, so erfährt es im Mund des Volks die sonderbarste Umgestaltung. Ich habe z. B. lange darüber gegrübelt, woher in der kölnischen Mundart die Worte Baselmanns und Fisselant stammen. Fisselant ist nun der verdorbene Aussprache für vigilante, eine eigene Art von Droschken, die in Belgien üblich sind und Baselmanns kommt offenbar von baiser les mains, (oder dem spanischen besos las manos) her, denn es bedeutet einen ehrerbietigen Gruß gegen eine vornehme Person. Will man einen Beweis dafür haben, wie sich der Geist der Sprache des Fremden erwehrt, so beobachte man ein Kind, das sprechen lernt. Während ihm die schwierigsten deutschen Wörter leicht auszusprechen werden, hat es niemals ein rechtes Ohr für Fremdwörter und behält dieselben schwer. Vom Volk also geht die Fremdwörtersucht nicht aus, sondern just von denen, die am meisten berufen sind, für die Reinheit der Sprache zu sorgen, von den Gelehrten und — es ist schmählich genug — von den Schriftstellern. Daß die Gelehrten eine förmliche Wuth haben, fremdländische Ausdrücke zu erfinden, ist eine der vielen Lächerlichkeiten, mit denen just die deutschen Gelehrten behaftet sind, und doch mag es bei ihnen noch am Verzeihlichsten sein, denn es gibt sehr wenig deutsche Gelehrte, die ihre Muttersprache verstehen. Dieser Ausspruch mag etwas hart klingen, ich wiederhole ihn aber mit voller Ueberzeugung. Denn die Thatsache ist wahr, daß die Gelehrten nur ausnahmsweise das Deutsche lieben und für diesen Mangel an Liebe kann ihnen nur der Umstand zur Entschuldigung dienen, daß sie es nicht verstehen, daß ihnen fremde Sprachen geläufiger sind. Doch mögen immerhin die Gelehrten ihre fürchterlichen Wörter auf graphie und logien bilden, so schadet das so viel noch nicht. Die eigentliche Gelehrsamkeit ist nicht das Wissen und mag in Gottesnamen dem Volke fern bleiben; aber mit den Schriftstellern die das schöne Deutsch mit fremden Wörtern vermantschen, soll man keine Gnade haben. Der Schriftsteller, der Dichter hat die Pflicht, deutsch zu schreiben, ein Schriftsteller, der ohne dringendste Nothwendigkeit ein Fremdwort braucht, begeht ein Verbrechen. Das ist viel gesagt, wird man mir entgegnen. Es mag sein, daß es viel gesagt ist, aber sicher nicht zuviel. Ich wiederhole es, der unnöthige Gebrauch von Fremdwörtern ist ein Verbrechen erstens am Volke, zweitens an der Sprache.

Ein Verbrechen am Volk, denn das Volk versteht seine Dichter nicht. Warum klagen unsere Schriftsteller so viel, daß das Volk sie wenig beachtet, daß sie nicht volksthümlich werden? Weil sie nicht für das Volk schreiben, weil sie meist nur den „Salon“ im Auge haben, weil sie Fremdwörter im Uebermaße brauchen und mit den Fremdwörtern auch fremdländische Wendungen und Redweisen. Welches Volk der Welt hat nun das Unglück — und die Schmach — wie das Deutsche, daß es seine eigne Sprache ohne Wörterbuch nicht verstehen kann? Will man einen Beweis dafür? So lese man die Buchhändleranzeigen von Fremdwörterbüchern. Es gibt deren eine große Anzahl und alle erleben die dreizehnte, vierzehnte, zwanzigste, überhaupt zahlreiche Auflagen. Demnach ist es für das deutsche Volk ein dringendes Bedürfniß, Fremdwörterbücher zu haben, demnach versteht es ohne diese seine eigene Sprache nicht. Und das wäre keine Schmach? Und die das verschulden, begingen kein Verbrechen?

Doch sie thun noch mehr, sie versündigen sich auch an der Sprache. Die Sprache ist kein fertiges Ganzes, sie ist in der steten Fortbildung begriffen, sie muß das sein, soll sie nicht absterben, in Ungeschmack versinken. Der Gebrauch der Fremdwörter aber ist das größte Hemmniß für die Fortbildung der Sprache. Statt für neue Begriffe neue deutsche Worte zu finden, zu erfinden, gebrauchen wir einfach Fremdwörter: statt aus den Wurzeln unserer Sprache neue Keime und Blüthen treiben zu lassen, pfropfen wir ein fremdes Reis auf den deutschen Sprachstamm. Je nun, wem es Spaß macht, auf einer Eiche Pappelblätter wachsen zu lassen, dem mache es Spaß; mir erscheint es wie die größte Geschmacklosigkeit, wie eine ekelhafte Spielerei. Man wird mich der Uebertreibung zeihen — mag man. Ich gestehe aber ganz offen, daß sich in mir nach und nach der Abscheu vor dem unnöthigen Gebrauch der Fremdwörter bis zum Ekel gesteigert hat und daß ich, so oft ich ein so dumm „kokettes“ Fremdwort lese, innerlich rufe: Schafskopf. Und dieses „Schafskopf“ bezieht sich auf den guten Schriftsteller mit dem fremden Wort. Wird mir denn nicht jeder ehrliche Deutsche beistimmen, daß neuerdings, namentlich in den Zeitungen, das Fremdwörterunwesen zum Ekel getrieben wird? Um so mehr da zu der Geschmacklosigkeit der Schreiber sich auch noch die Unwissenheit gesellt und sie nicht nur die Sprache verpfuschen, sondern auch die fremden Sprachen, denen sie entlehnen, auf das gräulichste mißhandeln. Oder ist es keine Mißhandlung, wenn man neuerdings ganz sorglos aus Hauptwörtern Zeitwörter bildet, während schon diese Hauptwörter als Zeitwörter gebildet sind. Sind denn Zeitwörter, wie petitioniren, functioniren, intentioniren, executiren, nicht mehr als gräulich? Früher sagte man doch etwas richtiger: petiren, fungiren, intendiren, exequiren, jetzt brauche man die obigen haarsträubenden Formen, die die offenbarste Unkenntniß der Sprache verrathen. Wie lange wird es dauern, so kommt noch ein Dümmerer und macht aus obigen Zeitwörtern wieder Hauptwörter und wir lesen dann von Petitionirung, Intentionirung, Functionirung. Habe ich doch das Wort Mattrossität wirklich in einer Breslauer Zeitung gefunden. Sind denn Wörter wie Präsidentur, Referat, statt Präsidium und Relation, nicht gegen allen Sinn und Verstand? Ist es denn zu stark, wenn ich diese Mißhandlung der eigenen und fremden Sprachen ekelhaft nenne? Doch es bedarf wohl keines Beweises, keiner Ausführung mehr, daß das Fremdwörterunwesen ein Mißbrauch ist, dem alle, die die herrliche Muttersprache lieben, entgegentreten sollen. Man wird mich nun fragen: wie kann man die Fremdwörter in allen Fällen vermeiden? Hier will ich zugeben, daß man erstens nicht alle fremden Ausdrücke vermeiden kann daß zweitens; eine Reinigung der deutschen Schriftsprache, nicht plötzlich, daß sie nur allmälig vor sich gehen kann. Will man näher auf diesen Umstand eingehen, so sehe man die gebräuchlichen Fremdwörter an und theile sie in verschiedene Abtheilungen. Deren sind hauptsächlich drei:

1. Solche, für welche wir ein ganz entsprechendes Wort haben.
   Diese zerfallen wieder:
   a. in solche, bei welchen das deutsche Wort ebenso gebräuchlich ist;
   b. in solche, welche gebräuchlicher als das deutsche Worte sind.
2. Solche, die wirklich einen Nebenbegriff, eine Schattirung ausdrücken, welche das entsprechende deutsche Wort nicht bezeichnet.
3. Solche, für welche wir kein Wort haben.

Was nun die erste Abtheilung betrifft, so vermeide man dieselben einfach, und fließen sie unwillkürlich aus der Feder, so streiche man sie bei Wiederdurchsicht des Geschriebenen aus. Z. B. pittoresk, komplett, curiren, Reconvalescent, decent, dediciren, defect, demoliren, demonstriren, depeschiren, influenziren, decoriren u. s. w. Die deutschen Worte: malerisch, Verschwörung, heilen, Genesender, züchtig, widmen u. s. w. drücken genau dasselbe aus; man brauche also die deutschen Worte, da es gar keinen vernünftigen Grund gibt, die fremden zu brauchen.

Es gibt nun andere Fremdwörter, die gebräuchlicher sind als die deutschen: z. B. Präsident, Majorität, Minorität, politisch, social, Officier, Resultat, Princip, kritisiren, Geographie, degradiren, Insurgenten, denunciren, melioriren, consequent. Hier wird es allerdings anfangs auffallen, wenn man dafür die deutschen Worte braucht, als Vorsitzender, Mehrheit, Minderheit, staatlich, gesellschaftlich, Führer, Ergebniß, Grundsatz, beurtheilen, Erdkunde, herabsetzen, Aufständische, angeben, verbessern, folgerecht — allein man kehre sich nicht an das Auffallende, man brauche frischweg die deutschen Ausdrücke, die Leser gewöhnen sich rascher an das Deutsche als sie sich an das Ausländische gewöhnt haben.

Die zweite Abtheilung von Fremdwörtern wird schwieriger zu vermeiden sein. Wir haben z. B. für debattiren, debitiren, deroutiren, defraudiren, Methode, mobilisiren keine gebräuchliche Wörter, welche genau die Schattirung, die Nebenbedeutung dieser Wörter ausdrucken. Trotzdem müssen sie doch zu vermeiden sein. Man füge anfangs erläuternde Beiwörter hinzu, man umschreibe, man setze selbst neue Wörter zusammen. — Die Leser werden sich rasch daran gewöhnen, auch den deutschen Wörtern dieselbe Nebenbedeutung zu geben, die man jetzt den fremden beilegt.

Die dritte Abtheilung wird am schwersten zu vermeiden sein. In ihr gibt es nun viele Wörter, die bereits als eingebürgert zu betrachten sind und die man denn in Gottesnamen beibehalten kann; denn man muß die Sache nicht zu weit treiben, und gestatten, daß eine Sprache von der andern im Nothfall entlehnt. Zu dieser Abtheilung gehören z. B. Billard, Thee, Kaffee, Maschine, Katholik, Musik, Punkt, Person, Familie u. s. w.

Allein es gibt deren auch, die nie und nimmer sich einbürgern werden, und

für welche man deutsche Worte finden muß, will man das Volk nicht immer mehr von dem Verständniß der Schriftsprache ausschließen. Z. B. Realnom, Viaduct, Tunnel, Polizei, Redaction, Mimik, System, Theorie, Praxis, Charakter, poliren u. s. w. Fragt man mich nun, wo man Wörter finden soll, um diese zu ersetzen, zu übersetzen, so will ich zwei noch unerschöpfte Quellen für Stammwörter angeben, aus welchen man alles schöpfen kann. Das sind die Kunstausdrücke der Handwerker und die Mundarten des Volkes. Wer sich ein wenig mit den Mundarten des Volkes beschäftigt hat, wird wissen, daß in ihnen ein ungemeiner Schatz von Stammwörtern verborgen liegt, die zum größten Theil durch die Fremdwörtersucht ungebräuchlich geworden sind. Fragt man z. B. wie Satyriker mit einem deutschen Worte zu geben ist, so findet man im Volksmund das Wort Grinlächer, das ganz bezeichnend ist. Das Wort greinen heißt weniger weinen, wie man es häufig braucht, als vielmehr den Mund breit ziehen, wenigstens braucht es das Volk in dieser Bedeutung, wenn es sagt greinen, Grinlächter wäre also ein Mensch, der mit spöttisch verzogenem Mund lacht, und wirklich bezeichnet das Volk mit diesem Worte einen Menschen, der über andere sich aufhält, der andere durchhechelt. Es ist hier nicht der Ort, in Beispielen weitläufiger zu werden, man suche aber nur im Munde des Volkes, man wird schöne Worte genug finden. Ist das Wort Twingiant (Zwingland, Landzwinger) nicht ein herrlicher Ausdruck für Tirann? Man sehe z. B. einmal das Holländische, das Flämische an, beides deutsche Mundarten, und man wird finden, daß diese Sprachen noch deutsche Stammwörter brauchen, wo wir längst an Fremdwörter uns gewöhnt haben. Der Flamländer sagt z. B. für componirt gewonzet (getonsetzt), für correspondirend brik wisselend (briefwechselnd).

Wäre nun im Deutschen tonsetzen nicht ebensogut und bezeichnender als als componiren? Beide Wörter sind zusammengesetzte, das Deutsche ist nur dreisilbig und drückt seinen Begriff geradezu aus, während man bei componiren erst noch lernen muß, was es bedeutet. Doch genug der Beispiele. Der Satz aber wird nicht zu bestreiten sein, wir können für jeden Begriff ein deutsches Wort finden oder ableiten wir haben niemals Fremdwörter nöthig. Man wolle demnach nur die Sprache reinigen, es wird schon gehen.

Hier wird mancher sagen: das ist alles gut und schön, aber wie bringen wir die Schriftsteller dazu? Wenn der Einzelne es thut, wird er verspottet, und eine Vereinigung der Unzählige die in Deutschland die Feder führen, ist nicht zu Stande zu bringen. Je nun, wenn nur einzelne sich eines reinen Deutsch befleißigen, so wird das schon viel heißen und sollte die Einzelnen Spott treffen, so trage man den. Wer entgeht heutzutage im Kampfe der Parteien dem Spotte? Ist es doch eine gute Sache, für die man ihn trüge.

Zum Schluß aber will ich noch ein Mittel vorschlagen, das nach und nach viele zwingen wird, Fremdwörter zu vermeiden. Dieses Mittel könnten die Redactionen von Zeitschriften anwenden und es bestünde einfach darin, jedes Fremdwort mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen, wie es noch vor hundert Jahren Sitte war. Man würde so durch den Augenschein belehrt, wie unsere Redeweise von Fremdwörtern wimmelt und es würde sich am Ende jeder schämen, wenn seine gedruckten Aufsätze recht buntscheckig von lateinischen Buchstaben aussähen. Wenn sich einige Redactionen verbänden, dies Mittel anzuwenden, ja wenn es nur einzelne thäten, es würde sicher wirken. Denn namentlich die politischen Zeitungen sind es, die die Masse von geschmacklosen und gräulich gebildeten Fremdwörtern bringen.

Also man wolle nur, und es wird schon gehen.

Roderich Benedix.

Wien.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor.

Mittwoch den 3. Jänner, „Robert der Teufel." Frau Hammermeister die Alice als Gast.

Wenn irgend Jemand in seinem Hause einen ihm und allen Uebrigen fremden Gast beherbergt, so pflegt er seine Angehörigen mit dem Gaste bekannt zu machen, aber dieser ganz gewöhnliche Hausverstand verließ für diesmal der Theaterzettel, die sonst gewissenhaften Anzeiger der Gäste aus Prag, Pesth, oder Grätz. Und kommt etwa Frau Hammermeister aus einer geringeren Stadt, als Grätz? Nein, so viel wir wissen, kommt sie gerade von dort, so wie unlängst Fräulein Sulzer direkte v. Mailand nach Wien reiste. Wenn man aber behauptet, eine Gesangskünstlerinn kommt von Mailand, so versteht sich von selbst darunter, daß sie in der Scala sang, die Scala aber macht eine Künstlerinn eben auch nicht größer oder kleiner, immer jedoch ist es artig, wenn man den letzten Wirkungskreis erfährt, in welchem ein Künstler sich bewegte. Wir kommen nun speciell zur Frau Hammermeister, die sich in der Rolle der Alice im Ganzen mit Vortheil bewegte. Die Stimme klingt zwar nicht ganz gleich, sondern manchmal voll, manchmal aber auch hohl und gaumenartig. Dagegen wirkt Fr. H. besonders hübsch mit ihrer Kopfstimme, bei welcher sie ein oft zartes Mezza voce anzubringen weiß, auch kann sie Töne der oberen Lage unendlich lange halten, der Vortrag ist meistens verständig und verständlich, die Coloratur gut gebildet, aber bei weitem nicht ausgebildet. So z. B. wurde ein Triller an mehr als einer Stelle, mit Sorgfalt — vermieden. Für Provinzbühnen wäre Fr. H. jedenfalls eine vorzügliche Acquisition, hier könnte sie sich nur mit Glück in einem zweiten Fache bewegen. Sie wurde von dem Publikum häufig acclamirt und mit dem Beneficianten des Abends, Herrn Draxler einigemale gerufen. Wir freuen uns der näheren Bekanntschaft der Sängerin und gedenken, noch mehr über sie zu sagen. Das Haus war voll. —l.—

Wiener = Signale.

Man spricht hier von der Gründung eines Vereines, welcher, um dem Kleiderluxus der weiblichen Dienstboten zu steuern, den Zweck hat, für dieselben eine Livree einzuführen. Für die Werktage soll ein grauer, für Sonntage ein grüner Stoff bestimmt werden. — Wir sind neugierig auf die Unterscheidungszeichen zwischen Stubenmädchen, Köchin und Küchenmagd, oder wird vielleicht gar Alles nach dem Gesetzen der Schwesterlichkeit behandelt?

Die Wahl der Mitglieder der hiesigen Handelskammer wird am 10. Dieses statt finden.

Nach einem Berichte im „Lloyd" wurde die Verwaltung der österreichischen Marine einem Hofrathe zugetheilt, der nebst der Marine das Witwen und Waisendepartement versieht!!!

Herr Zahlbrucker hat im Gewerbvereine eine neue gezeichnete Landkarte auf Kautschuk gezeigt. Zu deren besonderen Vorzügen gehört, daß jedes kleine Fürstenthum durch Anziehen auf den entgegengesetzten Seiten zu einem großen Königreiche ausgedehnt werden kann.

Um die vielbesprochenen 80 Millionen zu Stande zu bringen, liefern Rußland und Holland 50 Millionen in Metall, und in den übrigen 30 Millionen theilen sich Rothschild und Sina.

Herrn von Schmerling wurde ein Courier nachgesendet, welcher ihn in Leipzig einholte. Er erhielt eine Zuschrift unseres Ministeriums, in welcher er zum österreichischen Bevollmächtigten bei der Centralgewalt ernannt wurde.

Beim Graben der Pesther Schanzen, so melden magyarische Blätter, wurde ein Brückenkopf entdeckt, der aus den Zeiten der Römer stammen soll. Ebenso soll bei Fehervár eine goldene ungarische Krone gefunden worden sein.

Die Verfügung des Ministeriums, daß von jedem Blatte, so oft es erscheint, ein Exemplar mit der Unterschrift des Redakteurs der Behörde übergeben werden soll, hat hier mißbilligende Stimmen gefunden, da diese Verfügung eine Plackerei ist und keinen vernünftigen Zweck hat, denn sobald der Name des verantwortlichen Redakteurs auf dem Blatte abgedruckt ist, was ohnedem geschehen muß, wozu soll seine Unterschrift auf **einem** Exemplare nützen???

Aus der Zeit.

Der „Grazer Zeitung" wird berichtet: Aus Ungarn vernehmen wir, daß ein großer Theil der weiblichen Bevölkerung Pesth's schon seit längerer Zeit als Amazonen unter den Waffen stehe. Die Kleidung dieser Amazonenschaar ist die ungarische Nationaltracht; welches einen überraschenden Anblick gewähren soll. Es kann überhaupt keine splendidere und imposantere Kleidung gedacht werden, als die ungarische Nationaltracht beider Geschlechter, welche, wie so vieles andere Nationale der Ungarn, schon in das Orientalische schillert. Im Costüm des weiblichen Geschlechtes ist auffallender Schimmer mit Einfachheit vereint. Gold und Silberverzierung auf weißem Grunde verdrängen alles Farbenspiel. Schnitt und reichster Faltenwurf heben den Wuchs anständig heraus, Vortuch und Schleier, die nie fehlen, vollenden das Ganze. Freilich dürfte es derzeit mit der Gold- und Silberstickerei einen Umstand haben, aber gewiß bleibt es doch, daß selbst die unbemittelte Bauersfrau ihrer Tracht einen schimmernden Metallschmuck nie fehlen läßt. Unter den ungarischen Insurgententruppen befinden sich auch sehr viele katholische und evangelische Geistliche; auch einige Bischöfe sollen als Führer höheren Ranges unter den Truppen stehen. Kossuth hält sich für ein Licht der Welt! Aus Pesth erzählt man sich folgende Anekdote. Ein Laternenbube, deren es in Pesth immer auf den Straßen gibt, fragte den an einem sehr dunkeln Abende durch die Stadt gehenden Kossuth, ob er ihm leuchten solle. Nein, antwortete Kossuth, ich bin selbst ein Licht der Welt. Nun so wünsche ich, entgegnete der Junge, daß Sie am Ende dieser Straße aufgehenkt würden, denn da ist es immer sehr finster. — Der Junge soll seinen Witz schwer gebüßt haben.

Vor ihrem Abzuge von Raab haben die Ungarn 18 Schiffe mit Getreide — Privateigenthum — in die Donau versenkt.

Man vernimmt, daß König Ludwig von Baiern befohlen habe, sämmtliche von ihm begonnene Bauten, die jetzt ruhten, mit kommendem Frühjahr rasch wieder in Angriff nehmen zu lassen; so viel möglich, soll auch während des Winters an Zurichtung des Materials zur Beendigung des Siegesthors und der neuen Pinakothek gearbeitet und mit Eintritt der milderen Jahreszeit auch an der Befreiungshalle bei Kelheim fortgebaut werden.

Zu einem socialistischen Damenbankett, das am 19. November an der „Barrière du Maine" in Paris stattfand, haben nicht weniger als vierhundert Damen — verheirathete — theilgenommen. Unter anderen befand sich auch eine Madame D. Gay darunter, die aber nicht mit Madame Delphine Gay Girardin, der bekannten Schriftstellerin, zu verwechseln ist und die den Trinkspruch ausbrachte: „A l'union de l'homme et de la femme." — — Die französischen Journale sagen nicht, welcher Union, ob der durch die Kirche, oder der durch die Civilstandsregister, oder ganz einfach der nach dem Codex der Fourieristen und der Ikarier. — — Wahrscheinlich war letzteres gemeint, denn es wurde bald darauf auch dem Herrn Cabet ein Toast ausgebracht. Eine andere Dame trank „auf die Brüderschaft zwischen Mann und Frau," eine dritte: „auf das sociale Wohlsein, das ohne das Wohlsein der Frauen unmöglich ist", und eine vierte endlich: „auf das Mißtrauen!" (à la méfiance!) was vermuthlich so viel heißen sollte, als: „Trauet den Männern nicht!"

Bei der ersten Kunde von Blum's Tod ging in viele deutsche Blätter, eine biographische Notiz über, welche durch einige Unrichtigkeiten die Hinterbliebenen schmerzte und einige Angehörige verletzte. Die Trauer der ersten Tage ließ sie nicht zu einer Berichtigung kommen, welche vielfach gefordert wurde. Blums Eltern ernährten sich kümmerlich, hatten aber nie Brodmangel; auch hat der Sohn die Pfaffenschule nicht unentgeltlich besucht. Der Vater hatte mit einigem Erfolg in seiner Jugend studirt. Er erhielt dann eine Schreiberstelle am Lagerhause zu Köln; sein Vater, der Großvater Robert Blums, war Faßbinder. Robert kam früh in die Jesuitenknabenschule und gab, selbst noch ganz jung, Unterricht im Rechnen an der Mädchenschule derselben Pfarre, wo seine Tante Lehrerin war. Auf den Rath eines Lehrers, der die Anlagen des Knaben erkannte, schickten die Eltern ihn ins Gymnasium. Sie konnten aber die Kosten auf die Dauer nicht erschwingen. Robert wollte nun Goldarbeiter werden, seine Augen waren aber zu diesem Geschäfte zu schwach. Seine weitere Laufbahn ist bekannt. Unwahr aber ist es, daß er von seinem Stiefvater mißhandelt worden sei. Dieser Mann, früher Besitzer einiger Rheinschiffe, die in einem Eisgang zertrümmert wurden, war vielmehr sehr gutmüthig, arbeitete rastlos, um sich und seinen Kindern durchzuhelfen und hat das Seinige zu ihrem Gedeihen beigetragen.

In einer kleinen englischen Stadt ist der Friedensrichter zu einer Geldstrafe von fünf Schilling verurtheilt worden, weil er, während er mit seinen richterlichen Funktionen beschäftigt war, heillos geflucht habe.

Das „Journal des Debats" theilte unlängst eine Reihe von Anekdoten zur Geschichte der Präfecten von Paris seit der ersten Revolution mit, unter Anderem Nachstehendes von dem Präfecten Frochot, der unter Napoleon an der Spitze der Verwaltung der Hauptstadt stand: Der Kaiser kannte die Beredsamkeit und die Oppositionslust seines Präfecten, der zugleich Mitglied des Staatsrathes war, sehr wohl und wußte sich darnach zu richten. Der Staatsrath versammelte sich einst ganz unerwartet, und man disputirte heftig über die Wiederherstellung der Adels-Titel und Auszeichnungen. Hr. Frochot sprach mit großem Eifer dagegen. Die Sitzung wird einen Augenblick suspendirt, und der Kaiser nähert sich dem Platze des Hrn. Frochot, setzt sich auf den Arm seines Lehnstuhls, und in dieser vertraulichen Stellung läßt er sich noch einmal alle seine Gründe wiederholen, auf die er auch in der That einzugehen scheint. Nach dem Hotel de Ville zurückgekehrt, findet der Präfect auf seinem Bureau eine Depesche aus dem kaiserlichen Cabinet mit folgender Adresse: „An den Herrn Grafen Frochot, Präfecten des Seine-Departements." Das Couvert enthielt das Patent seines neuen Titels und, wie es scheint, auch die Beschwichtigung seiner alten Opposition gegen den Adel.

Scherz und Laune.

Von dem Aeußern des Volksmannes. Eins muß der Volksführer vor Allem meiden. Ein echter Freund des eiligen Fortschritts trägt keine Hosenträger sondern nur einen Riemen um den Leib; grobes Rindsleder mit derber Schnalle. Mit gegürteten Lenden muß er dastehen, ein rüstiger Kämpe. Frei muß die Brust sein, unbeengt, selbst ohne Elastik. Elastisch soll überhaupt Nichts am Volksfreund sein, sondern Alles spröd, starr, unnachgiebig. Pfui, Hosenträger!

Er trage ferner den breitrandigen, aufgekrempten Hut, schwarz oder grau; beides ziemlich gleich; doch dürfte der alte graue, vom Regen verwaschene vielleicht der etwas geeignetere sein. Wichtiger als das, was unter den Hut kommt, ist das, was auf demselben getragen wird. Hier gilt im Allgemeinen die Regel: Etwas Rothes muß darauf! die Straußenfeder ist schon zu aristokratisch; am schönsten steht doch die grimme Hahnenfeder. Ein Kokärdchen, ein Stückchen Band oder auch nur Papier thun es auch; am besten Alles mit einander zu gleicher Zeit, nur recht grimmig! Schwarz-roth-gold ist die Farbe der Bourgeoisie, der Philisterei. — Gamaschen sind sehr zu empfehlen, sie haben etwas Energisches. Schwere Schuhe, aber nicht gewichst, sondern mit Thran geschmiert.

Nun aber haben wir die wichtigste Toilettenfrage des Wühlers vor uns, den Bart. — Ein echter Kunstpatriot muß möglichst viel Haupthaar haben. — — Der Mund ist die Schießscharte, aus welcher das Kartätschenfeuer der Volksberedsamkeit hervordonnert. Diese Schießscharte sei angebracht in einer starken Haarbarrikade, darüber als rothe Blutfahne eine wein- oder wuthglühende Nase, zwei funkelnde Augen als Musketenfeuer und ein struppiges dunkles Haupthaar wie ein schwerer Wetterwolkenhimmel hoch darüber. So ist das Revolutionsgemälde fertig. Fliehe, feiger Bourgeois, und verkrieche dich!

Es wäre interessant, alle Weltverbesserer einmal geschoren zu sehen. Wie manches Löwenhaupt würde zum Lammesantlitz! Man würde sie gar nicht wieder erkennen, sie selbst sich am wenigsten. Es ist ein neues Geschlecht der Simsone aufgestanden. Hütet euch vor der Delila! Zu verwundern ist deshalb, daß in die Grundrechte des deutschen Volkes nicht das Recht des freien Haarwuchses aufgenommen worden ist.

Ich will die Theorie des Bartes in einige wenige Sätze zusammendrängen.

1) Kein Bart. Philister, Epicier, Bourgeois. Ist der Mensch sehr elegant gekleidet, trägt er gar Glacéhandschuhe, so gehört er unter die diplomatischen Reaktionäre. Sehr gefährlich; kann aber grob behandelt werden.

2) Kleiner, sorgfältig gewichster Schnurbart. Kinn glatt. Aristokratischer Reaktionär. Schießt zuweilen gern mit Pistolen; deßhalb mit Vorsicht zu behandeln.

3) Schnurbart mit kleinem Zwickelbart an der Unterlippe. Dürfte mitunter der Polizei angehören, deßhalb gleichfalls mit der nöthigen Vorsicht zu behandeln, es sei denn, daß man viele gute Freunde bei sich hat.

4) Schnur- und starker Knebelbart ohne Backenbart. Gehört dem linken Zentrum an. Keine entschiedene politische Farbe. Durch etwas Rasiren: Uebergang zur Reaktion; durch etwas mehr Wachsenlassen: Uebergang zum Kunstpatriotismus. Muß wo möglich gewonnen werden, man darf ihm aber nicht zu viel trauen.

5) Gar nicht rasirt. Bart von einem Ohre zum andern.

a) Mit der Scheere gleichmäßig und kürzer abgeschnitten. Steife Haare, mehr ins Borstenreich spielend. Entschiedener Volksfreund. Mehr in der Praxis als in der Theorie zu verwenden. Charakterisirt die fünfte Klasse der Kunstpatrioten:

b) Naturwuchs. Unberührter Haar-Urwald. Nie naht ihm ein schneidendes Werkzeug. Herab wallend; meist mehrfarbig. Paßt für die 6. Klasse der Kunstpatrioten. Erzvolksfreund. Communistischer Träumer. Radikaler Verbesserer ohne allen historischen Boden, aber zuweilen doch mit praktischer Selbstbestimmung. Messias des vierten Standes; verspricht Wunder zu thun.

Aus den aufgestellten Sätzen erhellt zur Genüge, daß Volksdienst und Rasiermesser zwei unverträgliche Dinge sind, und daher erklärt sich die alle Männerkinne plötzlich umwuchernde Bartzucht. Neunzehntel datiren von Februar 1848. —

Peter Struwel.

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Dienstag den 9. Jänner 1849. № 6. Vier und dreißigster Jahrgang.

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Hoffnungen und Befürchtungen.

V.

Frankreich verdiente die schmähliche Regierung nicht, welche aus den spanischen Heirathen hervorgegangen war; eine solche Regierung war keineswegs der Ausdruck seines sozialen Zustandes und Frankreich stieß sie auch von sich, etwa wie ein Riese ein Blatt von seinem Haupte schüttelt. Allein eben so wenig verdiente Frankreich die Republik, und es hat sie auch nicht, und wird sie so lange nicht haben, als es ihrer nicht würdig ist!

Die Republik ist jene politische Form, unter welcher das Individuum am wenigsten Schwierigkeiten zu bekämpfen hat, um sich in der Ausübung seiner Fähigkeiten zu bewegen, unter welcher es diese seine Fähigkeiten freier als unter jeder andern Regierung benützen kann, eben sowohl zum Vortheil als zum Schaden der allgemeinen Sache. Die Republik ist demnach jene politische Form, die nur bei einem Volke Anwendung findet, wo die Masse der Staatsbürger die Zügel, welche das Gesetz ihnen nicht auferlegt, freiwillig und selbstthätig über sich verhängt, das heißt so viel als: bei einem Volke, wo große moralische, bürgerliche und politische Tugenden vorhanden sind; wo die Mehrzahl stets bereit ist, sich selbst zu opfern, seine Begierden, seinen Ehrgeiz, seine Meinungen, seine Interessen, seine Ruhe, sein Vermögen, ja selbst sein Leben am Altare des Vaterlandes niederzulegen; wo die Vaterlandsliebe alle Leidenschaften überwiegt, wo nicht allein Achtung, sondern Andacht, Ehrerbiethung vor dem Gesetze vorherrscht, wo man die Möglichkeit, es zu verletzen, nicht begreift, wie dieß bei den klassischen Alten der Fall war, und noch bei den Engländern der Fall ist.

Ob nun die Franzosen zu dem Porträt eines Volkes, wie es eben geschildert worden, sitzen können, ob es überhaupt auf irgend eine Nation in Europa passe, — allenfalls die Britten ausgenommen — das bedarf wohl keiner eigenen Beantwortung.

Faktisch hat die republikanische Freiheit in Frankreich vier Monathe gedauert. Betrachten wir nur einmal, auf welche Weise diese Freiheit gebraucht worden ist, was für republikanische Tugenden sie hervorgerufen hat, was in diesem Zeitraum geschehen ist!

Regierungs-Mitglieder haben unter der Hand ihre Amtsgewalt benützt, nicht zum Vortheile der öffentlichen Sache, sondern zum Vortheile der Parthei, welcher sie angehörten; man hat unerhörte Beispiele von Bestechlichkeit, von Corruption, von politischer Unredlichkeit bei den Behörden gesehen, man hat eine wüthendere Hetzjagd nach Anstellungen und Aemtern als je gesehen, es gab ein Drängen, ein Ueberstürzen der Bewerber und ein Protektions-Wesen, schlimmer als je! Außerdem wurden die „National-Werkstätten", „das Recht auf Arbeit" erfunden, und von Tausenden vernünftiger Personen für baare Münze genommen; man sah eine weitgreifende Verschwörung sich erheben, welche das Gebäude der Gesellschaft in ihren Grundfesten zerstören wollte. Man sah mit Einem Worte, daß die Republik nicht den sozialen Zustand des französischen Volkes repräsentiren, daß es in derselben nicht existiren könne, daß es ihrer derzeit noch nicht werth sei, denn kaum hatte das Gesetz den Staatsbürgern einen etwas freieren Spielraum gestattet, so entstand ein wimmelndes Ringen aller Parteien, aller einzelnen Individuen, um die eigenen Angelegenheiten zu fördern, keineswegs aber die gemeinsamen Interessen des Ganzen gerecht zu ordnen.

Die Macht der Verhältnisse, die Nothwendigkeit hat nun dieses Volk zu jener Regierung zurückgeführt, die ihm gehört, und zu welcher dermalen nichts als eben nur ein Name abgeht, jener eines constitutionellen — Königs oder auch Kaisers. Man kann auch füglich beisetzen, daß rücksichtlich der Freiheit die jetzige Regierungsform wenig mehr darbietet, als eine konstitutionelle Monarchie gewähren würde. Allerdings haben die convulsivischen Unordnungen der letztern Zeit die Nothwendigkeit strengerer Maßregeln herbeigeführt, wie anderwärts, doch darf angenommen werden, daß sie nur vorübergehend sein werden.

Damit will aber durchaus nicht gesagt sein, daß Frankreich den Belagerungszustand verdient habe, und daß eine Militärregierung die ihm zusagende sei; allein es leuchtet von selbst ein, daß dort, wo man den Kreis seiner Freiheiten über das Bedürfniß seines gesellschaftlichen Zustandes erweitern will, ein vorübergehender Despotismus unvermeidlich sei, damit wieder ein harmonischer Zustand gewonnen werde, gewissermaßen ein Uebergangs-Zustand, um zu der nothwendigen, eigenthümlichen Regierungsform zurückzukehren.

Wir wünschen gewiß von ganzem Herzen das Glück und die Wohlfahrt dieser edlen Nation, welche für das Gedeihen der Civilisation eine Nothwendigkeit ist. Wir wünschen demnach aufrichtig, daß sich Frankreichs dermalige Regierung befestige und kräftige; allein wir fürchten sehr, keine falschen Propheten zu sein, wenn wir sagen, daß die Gesellschaft in Frankreich (und um so mehr im übrigen Europa) kein Boden sei, in welchem bis nun die Republik lebenskräftige Wurzeln schlagen könne!

Wie wäre dies auch möglich!

Es wäre dieß ein Zeichen, daß die menschliche Gesellschaft besser sei, als sie es in der That von sich rühmen kann!

Die Charakteristik der Republik liegt schon in ihrem Namen! In ihr muß die res publica den Grundgedanken bilden; so lange bei demselben noch die res privata betheiligt ist, muß an eine andere Regierung gedacht werden.

Sollen die Menschen im Stande sein die res privata der res publica zu opfern, so muß vorerst in ihnen (man kann dies nicht oft genug wiederholen) eine tiefinnerste Ueberzeugung, ein politischer und religiöser Glaube glühend und unerschütterlich vorwalten, denen sie freiwillig ihre individuellen Leidenschaften, ihre Begierden, ihre Habsucht, ihre Eifersüchteleien, ihren Ehrgeiz, ihren Haß und Neid zu opfern im Stande sind.

Leider gab es zu keiner Zeit in der menschlichen Gesellschaft einen absoluten Mangel an diesen Eigenschaften als in der jetzigen.

Jene Nationen, wo sich diese Bedingungen wenigstens bis zu einem gewissen Grade vorfinden, können eine Art von Republik haben, wie dies z. B. mit den nordamerikanischen Freistaaten der Fall ist. Ich sage aber immer: eine Art von Republik, weil ich nicht glaube, daß man seine vielgepriesene

Regierungsform als eine wahre Republik begreifen könne! Eben diese Staaten bieten den unwiderlegbaren Beweis dessen, was oben gesagt worden ist.

Bei den Völkern obigen Bundes ist die allgemeine Sache in fortwährender Blüthe und Förderung. Sie gewinnt immer mehr Raum, Kraft, Macht, Ordnung und Regelmäßigkeit des Fortschrittes unter seiner republikanischen Regierung, weil der religiöse und politische Glaube im Allgemeinen wurzelt; und wenn die Culte verschieden sind, so ist doch der Glaube in den verschiedenen Gemeinden gleich fest und glühend. Wenn die Partheien verschieden sind, so haben sie doch besonnene und beharrliche politische Ueberzeugungen. Das Volk in den Vereinsstaaten ist wesentlich religiös und wesentlich überzeugungsstark in Betreff der Regierungs-Angelegenheiten!

Ihnen zur Seite, von einer fast gleichen Constitution regiert, finden wir Mexiko. Die gleiche Constitution bringt dort entgegengesetzte Wirkungen hervor. Die öffentliche Sache verfällt dort mehr und mehr; fortwährend grassiren Ohnmacht, Unordnung, Hader. Und weshalb? Weil es in Mexiko weder religiösen, noch politischen Glauben gibt. Während ein Nordamerikaner in sich selbst, in seiner Erziehung, in seinen Tradizionen, in seinen Glaubensatzungen immer Motive findet, um sich dem allgemeinen Interesse zu opfern, hat der Mexikaner keinen derlei innerlichen Haltpunkt, sondern opfert vielmehr die gemeinsame Sache der eigenen auf und — handelt dabei ganz gut logisch.

So gleicht in Mexiko die Regierung der Republik, die Administration, das Beamtenthum, die Befehlshaberschaft der Volkswehr u. dgl. ganz jenen Preisstücken, welche man auf der Spitze eines Kletterbaumes aufpflanzt. Jedermanns Gedanke ist nur, hinauf zu gelangen, gleichviel, um welchen Preis die Mitringenden hinuntergebracht werden!

(Fortsetzung folgt).

Der Deutsche und sein Kind.

Aus dem Amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Ein Gespräch mit Wagner allein, wie er es im Anfang gewünscht, sollte ihm aber nicht vergönnt werden, denn Missis Wagner, welche behauptete, dieß sei eine Sache, bei der sie selbst am meisten und innigsten betheiligt wäre, schloß sich ihnen gleich darauf an, und brach augenblicklich jede weitere und von Schwabe allerdings vorher beabsichtigte Einleitung dadurch ab, daß sie die Absicht ihres Besuchs ohne Umstände beim Schopf erfaßte und an's Tageslicht zog. Eines Theils war dieß nun gut, denn Schwabe hatte schon in aller Verlegenheit gar nicht gewußt, wie er am Besten beginnen solle, anderen Theils gab es ihm aber auch bald die keineswegs ermuthigende Ueberzeugung, daß hier, und dieser Frau gegenüber, ein gütlicher Vergleich unmöglich sein würde, denn Madame erklärte jetzt rund heraus, mit ihrer Bewilligung verließe das Mädchen ihr Haus nicht, und ohne ihre Bewilligung wäre noch weniger daran zu denken. Dabei gab sie dem armen Vater auch ohne die mindeste Schonung zu verstehn, wie freundlich er selbst und seine ganze Familie bei ihnen beherbergt worden, mit welcher Sorgfalt sie sich dann später selbst eines Kindes angenommen, von dem sie bis seit ganz kurzer Zeit, nur Sorge, Mühe und Auslagen, aber nicht den geringsten Nutzen gehabt. Jetzt dagegen, wo eben dieses Kind das Alter erreicht habe, in welchem sie hoffen durften, das zu ernten, was sie durch lange Zeit hinausgesäet, jetzt komme er, der Vater, der Jahre lang nicht einmal nach seinem Kinde gefragt, zurück und wolle es ohne weiteres abholen und mit sich fortnehmen. Daraus würde aber Nichts, so lange noch Recht und Gerechtigkeit im Lande existire, und so lange sie selber noch eine Zunge zum Reden und eine Hand es zu verhindern habe, solle das nicht geschehen, dafür stehe sie; „Missis Schwabe müsse dann“ wie sie mit beißendem Ton hinzufügte, „die Kleinigkeit von 3500 Dollar übrig haben, um aufgelaufenes Kost- und Schulgeld für ihre Tochter zu bezahlen, dann möge er sie ihretwegen mitnehmen und wenn das Mädchen nachher wirklich ginge, wirklich die verließe, die ihr mehr als eine, wenigstens als ihre Mutter gewesen, so wolle sie denken, sie habe eben nur eine undankbare Natter an ihrem Busen genährt und müsse sich, ob ihr auch das Herz blute, darüber zufrieden geben.

Was sagte aber die, um deren künftigen Aufenthalt, um deren glückliche oder unglückliche Zukunft vielleicht, es sich hier handelte, was sagte Louise zu alle dem? nach welcher Seite neigte sich ihr Herz und wie empfing sie den Vater, dessen Ankunft sie überraschte, ja erschreckte?

Was konnte das arme Mädchen sagen? — Von der Zeit an, wo sie ihre Mutter, ein kleines, keines Nachdenkens fähiges Kind zurückließ, war sie stets gewohnt gewesen, das Wagner'sche Haus als das elterliche — wenigstens als ihre Heimath — zu betrachten. Hier wurde sie auch heimisch, den wirklichen Eltern aber mehr und mehr entfremdet, je mehr die Erinnerung an frühere, einzelne Scenen in ihrem jugendlichen Herzen frischeren und lebendigeren Eindrücken Raum geben mußte. Selbst den Namen Mutter hatte sie vergessen, und nur manchmal, wenn sie ihn von anderen Kindern hörte, zog es wie fernes liebliches Glockengeläute durch ihre Seele. — Das war die Erinnerung jener Zeit, wo sie den theuren Namen an dem Hals der eigenen Mutter selbst gelispelt, aber es war auch eben nur wie fernes Glockengeläut, und der Klang zu weich, zu unbestimmt, um ihm nähere, erkennbarere Formen geben zu können.

Wagner selbst hatte dabei in letzterer Zeit, und besonders seit Welbauers Besuch, nicht versäumt, das arme unwissende Kind, weniger mit klaren Worten wie mehr mit hingeworfenen und unbestimmten Aeußerungen ahnen zu lassen, daß dort, wohin man es holen wolle, eine keineswegs freudige Existenz seiner harre, denn nie würde es irgend ein Mensch wieder so lieb haben, wie man es hier, in seiner wirklichen und einzigen Heimath gehabt. Auch Missis Wagner schien seit der Zeit viel freundlicher und herzlicher mit Louisen zu werden, nannte sie oft Kind und Tochter, verbesserte die zwar einfache aber doch sonst reichliche und anständige Garderobe derselben und ließ ihr weit mehr Freiheit, als das bisher der Fall gewesen. Nichts destoweniger klopfte der Armen doch das Herz, als sie vernahm, ihr Vater wolle sie sehen — hatte sie denn nicht schon früher gehört, ihre Eltern verlangten sie zurück und war er denn nicht vielleicht gerade zu dem Zweck jetzt her nach Cincinnati gekommen? Ihre Pulse flogen fieberhaft und eine Angst überkam sie, als ob irgend ein gewaltiges Unglück sie bedrohe, das sie nahen sehe, dem sie aber nicht entgehen könne.

Schwabe verließ indessen, nach seiner Zusammenkunft mit Wagners, sehr betrübt und niedergeschlagen ihr Haus, schlenderte langsam den Mittelmarkt hinauf, der katholischen Kirche zu, und dachte mit recht schwerem Herzen an die letzten Worte der gereizten Frau Base — „daß sie Louisen wie eine Natter betrachten werde, die sie in ihrem Busen genährt —“ Undankbar — der Vorwurf schnitt ihm tief, tief in die — ehrliche Seele und langsam, die Augen fest auf die Trottoirs geheftet, wanderte er die breite, sonnige Straße entlang.

„Halloh, Schwabe — so wahr ich lebe — und in tiefen Gedanken?“ rief ihn da plötzlich eine laute fröhliche Stimme an, „bist doch nicht etwa Bankdirektor geworden, daß du so grimmige Gesichter schneid'st, calculirst und deine alten Freunde nicht mehr kennst?“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Montag nach heil. drei König.

Der Sherwood-Wald in England ist ein Distrikt, in welchem noch vieles von den seltsamen Gebräuchen und Festtags-Spielen der alten Zeit übrig ist. Als ich einen oder zwei Tage nach meiner Ankunft in der Newstaat-Abtei in den Kreuzgängen umherging, hörte ich Töne ländlicher Musik und dann und wann Ausbrüche der Heiterkeit, welche aus dem Innern des Hauses kamen. Alsbald kam der Kämmerling zu mir und benachrichtete mich, eine Gesellschaft junger Bursche sei in der Gesindehalle, um den Montag nach h. drei König durch die herkömmlichen Spiele zu feiern, und ich sei eingeladen, ihre Posse mit anzusehen. Ich willigte freudig ein, denn ich bin auf solche Ueberbleibsel von Volkssitten ein wenig neugierig. Die Gesindhalle war zur Aufführung des alten Gothischen Spieles ganz geeignet. Sie war ein sehr geräumiger Saal, der in der klösterlichen Zeit als das Refectorium der Abtei gedient hatte. Eine Reihe massiver Säulen ging der Länge nach durch die Mitte des Raumes, und von diesen liefen Gothische Bogen aus, welche die nie-

drige gewölbte Decke trugen. Ich fand hier eine Schaar von Bauernburschen, welche so ziemlich in der Art gekleidet waren, wie die Werke über Volksalterthümer das Kostüm der frühern Zeiten angeben. Der eine trug ein rohes Gewand von gekräuseltem Wollzeug (Frieß), sein Kopf war in eine Bärenhaut gewickelt und hinten hatte er eine Glocke hängen, welche bei jeder Bewegung klingelte. Er war der Rüpel oder der Hanswurst der Gesellschaft, wahrscheinlich ein traditioneller Stellvertreter des alten Satyrs. Die Uebrigen waren mit Bänder geschmückt und mit hölzernen Schwertern bewaffnet. Der Anführer der Schaar sagte die alte Ballade von St. Georg und dem Drachen her, welche seit Jahrhunderten unter dem Landvolke gäng' und gebe ist; seine Gefährten begleiteten den Vortrag mit einem rohen Versuche von Geberdenspiel, während der Rüpel alle Art von Possen trieb.

Diesen folgte eine Schaar Morentänzer, bunt herausgeputzt mit Bändern und Falkenschellen. In dieser Schaar sahen wir Robin Hood und Maid Marian; die Rolle der letztern spielte ein glattwangiger Knabe; auch Beelzebub, mit einem Besen ausgerüstet und von seiner Gemahlin, Bessy, einem zankessigen alten Schätzchen begleitet, fehlten nicht.

Diese ländlichen Spiele sind die Ueberbleibseln der alten Gebräuche am Montag nach drei König, an welchem Banden von Bauernburschen, phantastisch herausgeputzt und mit Pfeife und Trommeln versehen, den sogenannten „Narren-Pflug" von Haus zu Haus schleppten, Balladen sangen und Possen rissen, wofür sie mit Geld, Essen und Trinken belohnt wurden.

Aber nicht in dem „lustigen Sherwood-Walde" allein findet man die Ueberreste aus alten Zeiten. Man begegnet ihnen in den meisten Gegenden nördlich vom Trent, welcher klassische Fluß die Grenzlinie der alten Sitten und Gebräuche abzugeben scheint. Während meines neulichen Aufenthalts zu Barlborough Hall, an den Grenzen von Derbyshire und Yorkshire, war ich Zeuge von vielen solchen ländlichen Festlichkeiten, welche dieser heitern Jahreszeit eigen sind, und welche zu voreilig von solchen, deren Erfahrung lediglich auf das Stadtleben beschränkt sind, für veraltet ausgegeben werden. Ich habe am Christabend den großen Jul-Kloben an das Feuer bringen und den Festbecher, von seinem würzigen Getränke schäumend, die Runde machen sehen. Ich habe unter meinem Fenster Weihnachtslieder von den Chorsängern des benachbarten Dorfes singen hören, welche der seit undenklichen Zeiten bestehenden Weihnachtssitte gemäß, um Mitternacht die Runde um den alten Landsitz machten. Wir hatten auch Vermummte und Possenreißer und Balladen, und aus alten Zeiten herstammende Dialoge und das berühmte alte Zwischenspiel von dem Steckenpferd, was alles in dem Vorsaal und in der Gesindestube von Burschen aufgeführt wurde, welche die Sitte und die Possen von frühern Geschlechtern überkommen hatten.

Der Eberkopf, mit Rosmarin gekrönt, hatte seinen Ehrenplatz bei dem Weihnachtsmahl eingenommen; an dem Festtisch waren fröhliche Sänger und Minstrels aus dem Dorfe, welche die Gesellschaft während des Essens mit herkömmlichen Liedern und Chören unterhielten; und das alte Pyrrhische Spiel, der Schwerttanz, der noch aus den Zeiten der Römer herstammt, wurde vortrefflich in dem Hofraume des Hauses von einer Bande junger Leute dargestellt, die, schlank und geschmeidig in ihrem Bau und anmuthsvoll in allen ihren Bewegungen, in den Dörfern und Landsitzen umher, wie man mir sagte, während der Weihnachtsfeiertage die Runde machten.

Ich zähle diese ländlichen Feste und Feierlichkeiten, welche ich während meines Aufenthalts in dieser Gegend sah, hier, weil es den Anschein gehabt hat, als wenn viele der Mittheilungen über die Festtagsgebräuche, wie ich sie in meinen frühern Berichten gegeben habe, sich auf Sitten bezögen, welche ganz und gar außer Uebung gekommen. Kritiker, welche in Städten wohnen, haben kaum eine Vorstellung von den alterthümlichen Sitten und Gebräuchen, welche in entfernten und ländlichen Gegenden Statt finden.

In der That, wenn man über den Trent kömmt, scheint es, als schreite man in die alte Zeit zurück; und in den Dörfern des Sherwood-Waldes sind wir wirklich in einem mittelalterlichen Bereiche. Die mit Moos überwachsenen Hütten, die niedrigen Wohnungen von grauem Steine; die Gothen-Kreuze an jedem Ende der Dörfer, und der hohe Mai-Baum in deren Mitte führen uns im Geiste in vergangene Jahrhunderte zurück. Alles und jedes hat ein seltsames alterthümliches Aussehen.

Die Bewohner des Gebietes der Abtei theilen diesen ursprünglichen Charakter. Einige der Familien haben hier seit fast drei Jahrhundert Pachthöfe, und obgleich ihre Wohnungen in Trümmern fielen und alles um sie her die allgemeine Verödung und Ordnungslosigkeit der Familie Byron theilte, konnte sie doch nichts von ihrem heimischen Boden vertreiben. Ich schätze mich glücklich sagen zu können, daß Obrist Wildmann diese wackern treugesinnten Familien unter seinen besondern Schutz genommen hat. Er hat sie in dem Pachtgelde begünstigt, ihre Meierhöfe ausgebessert oder vielmehr neu aufgebaut, und Familien, welche fast in die Klasse der gewöhnlichen Feldarbeiter herabgesunken waren, in den Stand gesetzt, wieder unter den Freisassen des Landes anständig aufzutreten.

Ich besuchte eines dieser wieder aufgebauten Pachthäuser, das erst vor Kurzem eine bloße Ruine und nun ein solider Meierhof war. Er ward von einem jungen Paar bewohnt. Die gute Frau zeigte mir jeden einzelnen Theil der Anstalt mit bescheidenem Stolze und freuete sich der Behaglichkeit und Anständigkeit derselben. Ihr Mann hatte, wie man mir sagte, mit der Verbesserung seines Hauses an Ansehen gewonnen, und fing jetzt an, unter seinen ländlichen Nachbaren unter dem Namen „der junge Squire" (Gutsherr) bekannt zu werden. W. I.

Wiener Signale.

Ein neues Lustspiel: „Die Brieftasche" von A. R. Schreiner, welches am 5. d. M. im Burgtheater zur Aufführung gelangte, fiel total durch. Es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe, mehr darüber zu sagen, da auch nicht ein Funken Talent darin zu entdecken war.

Freitag am 5. wurde im Nationaltheater a. d. Wien „Die Dienstbothenwirthschaft" gegeben, in welchem Stücke ein Frln. Jenny Devie in der Rolle der Sophie als Gast auftrat. Das Haus war leer, gleich im Anfange des ersten Akts erblindete der große Gaslanderlaber, es mußten an den Galleriebrüstungen einige Kerzen angezündet werden; schade um die Beleuchtung, sie war für obige Vorstellung viel zu splendid. Es gibt gewisse Theaterabende, an die man nicht gern erinnert sein will, diese Vorstellung der Dienstbothenwirthschaft gehört dazu.

Der Gratzer Zeitung wird aus Wien geschrieben. Die Verordnung, welche gestern zur größeren Beschränkung der Presse so ganz unerwartet erschien, wie uns recht bald noch mehrere ähnliche Erläße überraschen dürften, hat im Nachklange mit sehr ernster Stimme an das Bedürfniß einer baldigen Constituirung Oesterreichs erinnert, und die Frage zur Tagesordnung gebracht, ob wir ein Preßgesetz haben oder ob wir keines mehr haben, oder ob es für jeden Monat, für jede Periode, ein neues Preßgesetz gebe? Traurig, ja unverantwortlich ist es freilich, daß wir seit dem März bereits unzählige Preßverordnungen studiren mußten, dennoch aber kein der freien Presse würdiges Gesetz erhalten konnten. — Die Schuld des Volkes ist die aber nicht; denn oft genug ließ dieses eine laute Stimme vernehmen, welche an die Nothwendigkeit eines entsprechenden Preßgesetzes mahnte. Ich gehöre nicht unter Diejenigen, welche eine zügellose Presse herbeiwünschen; aber eine freie Presse ist mein Begehren. Zu bedauern ist es, daß das freie, wahre Wort wieder gleichsam unter polizeiliche Aufsicht gestellt ist, und sich nur innerhalb der Schranken einer gewissen Sphäre bewegen darf. Jedem Redlichgesinnten wird sein Herz, sein innerer Richter, Censor sein, — auch ohne Preßgesetz wird er die Schranken der Mäßigung und Nothwendigkeit nicht überschreiten; — den Verräther, den Verläumder, den Sittenlosen — den treffe die ganze Schwere des Gesetzes, ohne deßhalb das Wort, welches Wahrheit kündet, nur im Entferntesten zu beschränken, wenn die Preßfreiheit anders in Ehren erhalten werden soll. Freilich ist es wahr, daß mancher Dachstubchen-Politiker ganz erbärmlich raisonnirt; aber wem schadet sein Geschreibsel. Nur ihm selbst. Wir wollen die schlechten Schriftsteller um die wenigen guten gern ertragen, und die Preßübel dem strengsten Gesetze überlassen, wenn es uns die freie Presse nicht antastet.

Die hiesigen Juden beabsichtigen, sich an die nach Kremsier bestimmte Prager-Deputation anzuschließen, um dem Reichstage über die Nothwendigkeit ihrer Emancipation mündliche Begründungen mitzutheilen.

Der „Grazer Gemeinderath" hat dem Ministerium ein Vertrauensvotum überbracht. Wir fürchten dieser Gemeinderath ist dießmal nicht: „Zu spät" sondern „Zu früh" gekommen.

Die „Presse" tadelt das Rundschreiben des Ministers des Innern, welches er an die Provinzgouverneure erlassen hat. Sie deducirt die unheilvollen Consequenzen, welche aus den ministeriellen Anordnungen hervorgehen. Wenn schon konservative Blätter so entschieden tadeln, wie würde erst die Oppositionspresse schreiben?

Was wir stillschweigend geahnt, ist geschehen. Im „Prager Abendblatte" macht sich der czechische Patriotismus gegen die Einladung des Geigers Strauß Luft. Ein Patriot fragt, warum man nicht Herrn Labitzky, dessen ganze Kapelle aus Böhmen besteht, nach Prag berufen habe, er sucht dadurch nicht nur die ganze böhmische Nation beleidiget(!!!!) sondern auch dem Einheimischen den Verdienst entzogen(!!!) — Hat der würdige Borrosch nicht recht, wenn er von Nationalitätsliebhabereien spricht?

Die Postverbindung mit Raab ist auch wieder hergestellt. — Am 3. wurde die erste Probefahrt von Cilli bis Tüffer unternommen. — Nächstens soll die Telegraphenlinie von hier bis Laibach hergestellt seyn.

Der Handelsstand gedenkt eine Sonntagsschule für Handelswissenschaften zu errichten. —

Die „Allgemeine Zeitung von Böhmen" bringt in einem bedeutungsvollen Leitartikel: Zuruf an den Reichstag von Ch. einen köstlichen Witz, über den man lachen könnte, wenn der ministerielle Protest gegen §. 1 der Grundrechte nicht zu anderen Gefühlen zwänge. Herr Ch. meint nämlich, daß alle Gewalten im Staate vom Volke ausgehen, denn die Söhne des Volkes bil-

den die Armee, und das Geld des Volkes erhält die Armee, dann die Armee die Gewalt der Regierung schützt, geht die Gewalt des Staates vom Volke aus!

Das 12. Armeebülletin meldet, daß unsere Truppen am 5. Dieses, in Buda-Pest eingezogen sind.

Im hiesigen Militärspitale sind mehre Cholerafälle vorgekommen.

Sowie das Jahr 1848 in Allem außerordentlich war; so gab es auch in seiner Herbstsaison keinen einzigen Klavierpauker und kein einzigesWunderkind; was in unserer musiklustigen Zeit ein Ereigniß war. — Dem Jahre 1849 wird der Männergesangverein sein Wiegenlied singen, und auch ein Gesellschaftskonzert ist bereits angekündigt.

Die bekannten Literaten Kalisch, Gritzner, Frank und Engländer geben in Leipzig eine politische Wochenschrift unter dem Titel: „Die Wienerboten" heraus. —

Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß die Minister Thienfeld und Bruck Entlassung genommen hätten. Bis jetzt entbehrt diese grundlose Vermuthung noch jeder Bestätigung. —

Eine Petition von 300 beim Elisium beschäftigten Personen um die Eröffnungsbewilligung für dasselbe, soll bei dem Gemeinderath eingereicht worden sein. — Wir zweifeln nicht, daß den Wienern ihr alter gemüthlicher Faschingszug in diesem so sehr beliebten Lokale von den hohen Behörden erlaubt werden wird. —

Provinz-Signale.

Kremsier. Die galizischen Reichstagsdeputirten erhalten aus ihrer Heimath Zuschriften, sie möchten der dortigen zahlreichen Judenbevölkerung nicht vergessen und dahin wirken, daß den galizischen Israeliten Kolonien in Ungarn und Dalmatien angewiesen würden.

Krakau. Wer hätte wohl vor etwa einem Jahre daran gedacht, daß ein Mitglied jenes verachteten Stammes, mit dem man hier nicht eine Luft athmen wollte, und den man in einem Ghetto absperrte, aus freier Wahl der Bürger zum Volksdeputirten hervorgehen würde! Darum verdient es gewiß als ein Ereigniß gemeldet zu werden, daß die hiesige zum größten Theile doch katholische Einwohnerschaft den Rabbiner der jüdischen Gemeinde zum Deputirten nach Kremsier gewählt hat.

Olmütz. Fürst Paul Esterhazy, der durch mehrere Wochen von der Partei Kossuths in seinem Schlosse zu Eisenstadt förmlich gefangen gehalten war, ist durch das siegreiche Vorrücken der k. k. Truppen im Königreiche Ungarn aus dieser seiner Haft befreit worden, worauf er es für seine erste und angelegentlichste Pflicht hielt, mit seinem Sohne, dem Fürsten Nikolaus, nach Olmütz zu eilen, um Sr. Majestät dem Kaiser die Huldigung seiner Treue und Ergebenheit darzubringen. Zu gleichem Zwecke begab sich Graf Louis Szecseny, die ihm durch unsere siegreichen Truppen wiedergegebene Freiheit benützend, an das hiesige Hoflager.

Prag. Aus verläßlicher Quelle erfahren wir, daß Minister Schwarzenberg gesonnen ist, ein Journal auf Aktien herauszugeben. — Es soll die Aktie auf 1000 fl. CM. ausgegeben werden.

Semlin. Die Serben wurden durch die Nachricht von dem Tode des Woiwoden Generals Suplicatz aufs schmerzlichste ergriffen. Am 27. Dez. ritt derselbe den Serbiern, die uns wider die Magyaren zu Hilfe eilten und bei Pancsova ans Ufer traten, entgegen und bewillkommte sie mit einer ergreifenden Rede. Plötzlich wurde er auf dem Pferde von Brustkrämpfen befallen. Er konnte trotz aller Anstrengung kaum das erste Bauernhaus in Pancsova erreichen, wo er nach einigen Minuten das Leben endete. Die Serben haben einen ihrer trefflichsten Männer, der Staat einen der eifrigsten Diener, and die Menschheit einen Freund in ihm verloren. — Er war zu Petrinja in Kroatien im J. 1786 geboren und erreichte also das 62. Jahr. — So eben vernehmen wir, daß der Verblichene von Sr. Majestät zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, und ihm die geheime Rathswürde verliehen wurde.

Triest. Die hiesige Stimmung ist im Ganzen düster genug. Von dem scheidenden Jahre trennt man sich nicht eben mit den besten Hoffnungen für die Zukunft. Die Geschäfte gehen flau und so viele Opfer dieses Jahr auch erforderte, so gewahrt man keine zufriedenstellenden Resultate. Schlechter noch als im Handel geht es mit den Gewerben. Tagelang bleiben die Kaufläden leer und selbst die gegenwärtige sonst so bewegte Zeit der Festtage hat keine Aenderung im stockenden Verkehre bewirkt. Die k. k. Cameral-Cassa, die städtische Casse, die Sparkasse sind umworfen von Menschen umlagert, welche Bargeld für Papier umtauschen wollen und immer seltener wird die Münze. Es ist nun bereits einige Wochen, daß die neuen Zweikreuzerstücke hier ankamen. Ein einziges, sage Eines! ist mir erst zu Gesichte gekommen. Wenn man schon anderwärts über Münzmangel klagt, so mögen Sie sich vorstellen, wie es bei uns damit beschaffen ist, wo das Geld zunächst Waare ist.

Aus der Zeit.

Einer verbürgten Nachricht zu Folge soll die k. k. oberste Hofpostverwaltung aufgelöst, und den Provinzial-Oberpost-Verwaltungen ein größerer Wirkungskreis eingeräumt werden, die dann unmittelbar unter dem Handels-Ministerium stehen werden.

Unter den Bulletins der französischen Präsidenten-Wahl, die verworfen oder angefochten, sollen sich viele denkwürdige Beiträge zur Charakteristik des allgemeinen Stimmrechts befunden haben. Im Süden lauteten viele Stimmen auf „Laggy Bompar"; im Osten stimmte man für „Ludwig Bonaparte." Auf einem Zettel hieß es: „Der General Cavaignac, aber ohne seine Umgebung." Ein Anonymus hatte statt eines Namens die Worte geschrieben: Dieu protège la France und der Wahlbeamte darunter gesetzt: Annullé. In Boulogne hatten die Fischer sich vereinigt, ihre Stimmen Cavaignac geben zu wollen, als am Tage vor der Wahl einer ihrer Zunft vom Meere heimkehrend erzählte, er habe am Himmel eine Constellation von Sternen gesehen welche ein N gebildet. Das schien seinen Genossen, die ihm aufs Wort glaubten, eine deutliche Weisung des Himmels, und sie stimmten alle für Ludwig Napoleon.

London, 27. Dezember. Ludwig Philipp hat die ihm von Marquis von Bristol angebotene Wohnung zu Brighton abgelehnt, weil er besorgt, in diesem belebten Badeorte seine bisherige zurückgezogene Lebensart nicht fortsetzen zu können. — Der erste Weihnachtstag ward in der City wie gewöhnlich aufs Strengste gefeiert, und sämmtliche öffentliche Vergnügungsorte blieben geschlossen.

Irland. In einem Kommissionsbericht über das Elend im Kirchspiel Skibbereen heißt es unter Andern: Von den 6000 Menschen, welche die Bevölkerung dieses Kirchspiels bilden, haben 1000 kaum noch einen Mundbissen, keine Feuerung, kaum etwas auf dem Leibe, was den Namen einer Kleidung verdiente, keine Bedeckung zur Nacht; Viele haben gar keine Wohnungen, sondern leben unter Ueberhängen von Klippen und Felsen; ihre Nahrung besteht zum Theil nur aus Seetang, Muscheln, Kartoffelkräutig und was sonst von Kartoffeln nach der Ernte noch im Boden zurückbleibt u. s. w. Außer diesen 1000 Verschmachtenden und gänzlich Preisgegebenen zählt dieses unglückliche Kirchspiel noch 939 Arme, welche einige Unterstützung aus öffentlichen Mitteln erhalten, aber auch diese haben keine hinlängliche Nahrung, geschweige Feuerung oder Kleidung. Die Bevölkerung scheint geistig und körperlich ganz gebrochen zu sein; auf alle Fragen hört man nur die eine Antwort: es ist die Heimsuchung des allmächtigen Gottes. Auch in andern Theilen Irlands sieht es nicht besser aus. Der „Atlas" sagt: „Nahe bei Limerick fand man eine Familie, welche von Aas lebte; der ganze Süden Irlands bietet fast einen eben so jammervollen Anblick, wie während des Hungerjahrs, nur daß die englische Mildthätigkeit der irischen Noth jetzt nicht in so ausgedehnter Weise wie damals beispringt."

Lewin Schücking bringt in der „Kölner Zeitung" zwei Briefe aus Frankfurt. In dem letztern finden wir folgende merkwürdige Stelle; er spricht von dem Austritte der österreichischen Deputirten, und da heißt es: Auf der andern Seite könnte es bedenklich sein, eine Anzahl von Männern bei unserer Konstitution mitbeschließen zu lassen, welche nicht vom Gesetze geschützt sind, und welche besorgen müssen, nach der Heimkehr in ihr konstitutionelles Vaterland für ihre Voten und ihr Wirken in Frankfurt nach dem Spielberg oder nach Munkacz gebracht zu werden. Man erzählt sich, daß bei der letzten Soiree des Reichsverwesers ein österreichischer Abgeordneter von der entschiedenen Linken dem Erzherzog in der That schon seine Bedenken, nach Oesterreich zurück zu kehren, geäußert und seinen Entschluß mitgetheilt habe, sich anderswo anzusiedeln, um nicht auf irgend eine Weise von der Olmützer Regierung gemetternicht zu werden. — Und wo wollen Sie hingehen? fragte der Reichsverweser. — Vielleicht nach Constanz, kaiserliche Hoheit! — Gehen Sie doch lieber gleich nach Nordamerika! antwortete lächelnd der Erzherzog.

Im Feldspital zu Verona lag neben einem Croaten ein blutjunger Piemontese, der am Kopf eine Wunde hatte. Der Croate bemerkte jedoch, daß der Jüngling jedesmal nach der ärztlichen Visite sich auch am Fuße selbst verband. Der Croate meldete es dem Chirurgen, der Piemontese versicherte jedoch, daß ihm außer der Kopfwunde nichts fehle. Da aber die Selbstanlegung des Fußverbandes fortdauerte, so bestand der menschenfreundliche Grenzer auf genauer Untersuchung, die vom Oberarzt vorgenommen wurde und zur Ueberzeugung führte, daß der piemontesische Schütze eine Schützin sei. Das arme Mädchen gestand, daß sie nur aus Angst für ihren Geliebten mit diesem unter männlicher Maske in's Feld gezogen leider aber durch ihre in einem Gefecht erfolgte Verwundung von ihm getrennt worden sei. Das ist treue Liebe!

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.



Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Mittwoch den 10. Jänner 1849. **№ 7.** **Vier und dreißigster Jahrgang.**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Hoffnungen und Befürchtungen.

II.

(Fortsetzung.)

Europa und vor Allem Frankreich sind keinesfalls zu jenem traurigen Grade socialen Kerbsübels herabgesunken wie Mexiko; allein sie besitzen auch durchaus nicht den mächtigen und ernsten Glauben der Vereinsstaaten. Vor Allem ist der politische Glauben, welchen man während eines ganzen Lebens, gegenüber dem Glücke wie dem Unglücke, in Sieg und Niederlage offen bekannt hat, etwas ziemlich Seltenes, und die Wenigen, welche sich seiner rühmen können, wenn sie allenfalls hinreichen, einen nutzbringenden Samen zu erhalten, reichen nicht hin, um es zu bewirken, daß dieser Same keime und sprieße und Ranken treibe über die ganze Gesellschaft.

Wäre zum Mindesten doch der Glaube, die Treue in der Häuslichkeit gerettet worden, im Eigenthume, in der Unverletzlichkeit der eigenen Mauern! Wenn wir die Annalen der Welt durchgehen, so hat sich dieser Glaube, diese Treue zu allen Zeiten, in allen Climaten und unter allen Culten bewahrt, bewahrt sowohl in der Gesellschaft bei den Barbaren, als bei den gesitteten Völkern, und ist immer die Angel gewesen, um welche sich der menschliche Verkehr gedreht hat. Doch auch dies dürftige Ueberrestchen von Gesinnung ist in Europa nicht mehr zu finden; oder wenn sie es ist, vielleicht sogar bei Vielen, selbst bei der Mehrzahl ist, so wird sie doch bezweifelt, geläugnet, bekämpft, mit Hartnäckigkeit angefochten von einer Fraktion des Volkes, welche leider zahlreich genug ist, um durch einen frevelnden Terrorismus die ganze Gesellschaft in die äußerste Gefahr zu stürzen, wie sich dies im Juni zu Paris nur allzudeutlich bewahrheitet hat.

Ist nun diese Treue erloschen, was für eine Moral bleibt noch übrig und wenn ihre Gegner triumphiren, was soll aus der Menschheit werden? Der menschliche Verstand würde sich zu dem fortgesetzten Rasen einer Herde hungeriger Wölfe gestalten, die eine Beute zerreißen, und sich mit gieriger Bissigkeit deren Stücke streitig machen!

Einem solchen thierischen Zustande schritt neuerlich Frankreich zu, nachdem kaum die Zügel des Gesetzes gelockert worden waren und die republikanischen Freiheiten „auf breitester Basis" Fuß gefaßt hatten. Der politische Zustand war mit den socialen in greller Disharmonie. Man warf dem letzteren eine Regierung auf dem Nacken, welche nicht die dem Kern der Gesellschaft zusagende war; die Verhältnisse gewannen einen Umschwung, welcher die, so am Ruder des Staates waren, nöthigte, nach Rückwärts umzukehren. Es handelte sich um die Frage von Leben oder Tod, Sein oder Nichtsein; die Lage war dringend, drohend, man mußte sich entschließen, schnell entschließen, augenblicklich entschließen; es war wie die Lage eines Schiffes, das sich auf die Seite gelegt hat, und wo eine Bewegung des Steuerruders hinreicht, ihm, jenachdem dieses Manöver gut oder übel ausgeführet worden, Rettung oder Untergang zu bereiten. Zum Glücke fanden sich in Frankreich Männer, welche der Wichtigkeit des Momentes gewachsen waren, und so wurde Frankreich gerettet, welches unter minder günstigen Umständen rettungslos verloren gewesen wäre. Frankreich aber ward nur gerettet durch das Kanonenthum, durch die Diktatur, durch den Belagerungszustand, welcher ihm ein Segen geworden ist, gleichwie anderwärts, gleichwie an vielen Orten.

Frankreich und das Menschengeschlecht werden vielleicht mittelst der Ströme vergossenen Blutes einsehen lernen, daß weder Republiken, noch Monarchien, noch irgend andere Verwaltungsformen durch das allmächtige „Werde" des Schöpfers ins Leben gerufen werden, daß die politischen Formen — wir wiederholen dies abermals — keine willkürlichen Dinge sind, noch sich durch eine Emeute, durch einen Krawall, oder auch durch ein Dekret einen Traktat ohneweiters in Scene setzen lassen!

Italien hat bis nun es in der Erkenntniß nicht so weit gebracht! In der That! wenn es unter der allgemeinen Trauer über die Zustände dieses schönen Erdtheiles nicht Frevel wäre, sich zur Lustigkeit hinreißen zu lassen — man müßte versucht sein, in ein homerisches Gelächter auszubrechen, wenn man hört, das von verschiedenen Seiten mit mehr oder minder Ernsthaftigkeit der Gedanke ausgesprochen worden ist, diese gesegnete Halbinsel als Republik zu proklamiren!

Frankreich hat wenigstens das voraus, daß die Gewohnheit und die Uebung des Repräsentativ-Sistems daselbst schon lang genug gedauert hat, um das Volk mit dem Verständnisse von Rechten und Pflichten vertraut zu machen. In Frankreich weiß eine zahlreiche Classe der Bewohnerschaft, was die Regierungsverantwortlichkeit, was Wahlrecht, Aufgabe der Volksvertreter u. dgl. sei; man hat Erkenntniß und Uebung dieser Grundfesten der Ausübung einer Macht, welche von der Allgemeinheit ausgegangen ist; man würdigt die alberne Farce von „souveränem Volke" aus ihrem rechten Standpunkte. In Frankreich besteht wenigstens eine republikanische Partei seit 1789, welche stets in ihrem Schooße Männer gezählt hat und noch zählt, die durch ihr vergangenes Leben, durch ihren Charakter, durch ihre Talente, durch ihr Wissen überhaupt geeignet erscheinen, um als Führer an die Spitze gestellt zu werden, Vertrauen einzuflößen, Bürgschaften darzubieten, einen Einfluß zu üben; Männer in Verhältnissen, wodurch allein Kraft und Ansehen für Partei-Häupter erwählt, denen kein anderer Weg gebahnt ist, um die Massen zu überreden und fortzureißen als der Weg, auf welchem alle großen Charakter sich Geltung verschaffen, nämlich indem sie Vertrauen erobern und die Gelehrigkeit der Menge durch die Erhabenheit ihrer Talente und durch die Makellosigkeit ihres Charakters und ihres Lebens hervorrufen.

In Frankreich kommt noch ein anderer Umstand zur Erwägung: Dort nämlich sind alle Dinastien, welche man als „möglich" bezeichnen könnte, vielmehr ganz und gar „unmöglich." Die Bourbone haben es dahin gebracht, daß sie in Frankreich verabscheut werden wie im übrigen Europa; die Napoleoniden haben „la redingote grise," aber sie haben nicht Napoleon. Wo soll also heut zu Tage ein König für Frankreich herkommen?

Demgemäß erübrigt ihr wohl nichts anders, als vorläufig Republik zu bleiben; nur hat es darauf zu sehen und halten, daß keine der genannten Dinastien „möglich" werde; die Republik — wir merken dies täglich

mehr — hat einen schweren Kampf, wenn sie nicht noch „unmöglicher“ werden soll als jede, was immer für eine Dinastie!

(Fortsetzung folgt).

Der Deutsche und sein Kind.

Aus dem Amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Schwabe sah rasch auf und erkannte, ebenfalls zu seinem freudigen Erstaunen einen alten Bekannten und Schiffsgefährten, der mit ihm von Deutschland ausgewandert und nach Cincinnati gefahren, dort aber, anstatt wie Schwabe nach Louisiana zurückzukehren, die ganze lange Zeit geblieben war, hier eine Brauerei errichtet hatte und sich nun gar wohl befand und glücklich fühlte. Er stand gerade in der Thür der Rehfußischen Apotheke und streckte dem überrascht vor ihm stehen Bleibenden mit herzlichen Worten die Hand entgegen.

„Aber nun sage nur einmal, Alterchen,“ frug er den Niedergeschlagenen, als die ersten Begrüßungen gewechselt und er den Arm desselben in den seinigen gezogen. „Du siehst ja gerade so aus, als ob Dir die Petersilie verhagelt, oder sonst ein entsetzliches Unglück passirt wäre — was gibts, was hast Du und wo willst Du jetzt hin?“

„Nirgends hin,“ meinte Schwabe, „ich schlenderte nur hier in Gedanken fort — was es aber—“

„Dann kehren wir auch augenblicklich wieder um!“ rief der Brauer, und schwenkte ohne weiters um. — „Da draußen haben wir Nichts zu suchen, und meine Brauerei und Bierstube liegt hier drinnen, dort mußt Du beichten, mein Bursche, und wenn das Uebel nicht gar so tief sitzt, so werden wir schon Rath schaffen.“

Schwabe, dem es überdieß lieb war, seinen trüben Gedanken sowohl auf kurze Zeit entrissen zu werden, wie auch Jemanden zu haben, gegen den er einmal unverholen sein Herz ausschütten konnte, lenkte willig mit ihm ein und erzählte nun dem neugefundenen Freunde, in dessen Haus sie endlich angelangt waren, umständlich seine ganze Geschichte, die Verbindlichkeiten, die er Wagnern schulde, dessen jetzige Meinung, und die Verzweiflung, in der seine Frau sein werde, wenn er ohne dem Kinde zurückkehre.

Der Brauer hörte ihm, den Kopf in beide, auf den Tisch gestemmte Arme gestützt, aufmerksam zu, unterbrach ihn nicht ein einziges Mal, und that nur manchmal lange, mächtige Züge aus dem vor ihm stehenden riesigen Blechmaas, das an die alten, deutschen Humpen erinnerte, dann aber, als Jener geendet und nur noch das erwähnte, wie ihn der Vorwurf, undankbar zu sein, so wehe thue und ihn ganz unschlüßig mache, was er thun oder lassen solle, da schlug der Brauer so kräftig auf den Tisch, daß die Fensterscheiben erschreckt zusammenklirrten und rief: der Wagner sei ein Lump, das wolle er ihm schriftlich geben, ihm aber werde er jetzt beweisen, daß, wenn Jemand wirklich dankbar zu sein hätte, es Niemand Anderer als in der That nur Wagner selbst sein müsse, der an dem Mädchen die langen Jahre hindurch einen wahren Schatz besessen.

Und nun theilte er dem mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörenden Vater mit, was das Kind seit seinem achtzehnten Jahre, also jetzt schon beinahe ein Zeitraum von wieder achten, gethan und gearbeitet, wie es seit dem eilften Jahre die Wirthschaft dort fast ganz allein geführt und bei dem Allen fast in keine Schule gekommen, sondern immer nur zu Haus behalten sei, um der sogenannten Missis Bequemlichkeit nicht zu stören und zu unterbrechen. Dabei habe sie, als diese vor drei Jahren am Tode mit dem wüthendsten Nervenfieber gelegen, wochen- und monatelang Tag und Nacht an ihrem Bette gewacht, erst im vorigen Jahre wieder eine gleich langwierige, wenn auch weniger gefährliche Krankheit bei ihr ausgehalten und überhoupt das, was Jene vielleicht an ihr gethan, als sie noch ein kleines Kind war und nicht arbeiten konnte, reichlich, ja im Uebermaße vergütet. Wenn also Jemand zur Dankbarkeit verpflichtet sein sollte, so wären es Wagner's selber, und daß sie damals das kleine Kind zu sich genommen, ei, das hätten sie auch eher aus Eigennutz, als aus Menschlichkeit gethan, denn selbst kinderlos freuten sie sich des kleinen, muntern Wesens, während es den Eltern wehe genug that, es zurückzulassen.

„Das Uebrige Alles bei Seite,“ fuhr der Brauer plötzlich in seinen Trostworten fort, und etwas leiser redend, bog er sich, die Hände herunternehmend, näher zu dem Freund hinüber, „so gibt es doch noch einen Grund, über den wir hier in der Stadt, wenns uns auch nichts anging, schon oft gesprochen, und der allein hinreichend wäre, es Euch, Schwabe, sogar zur Pflicht zu machen, Euer Kind mit fortzunehmen.“

„Schwabe horchte hoch auf, Jener aber, die Stimme zu einem Flüstern herunterdrückend, sagte:

„Wenn ich Vater wäre, so nähme ich mein Kind, und besonders ein Mädchen, heute noch mit mir fort, das in dem Hause nichts Gutes lernen kann. Wovon ist Wagner so rasch und plötzlich ein wohlhabender Mann geworden? Von seinem Schenkstande etwa? — Das soll mir Keiner weiß machen; nein, von der heimlichen Spielhölle, die er in seinem Hause, klug genug, so versteckt hält, daß ihm die Gerichte, obgleich sie schon dreimal, und zwar ganz unerwartete Nachsuche gehalten, doch nicht auf die Spur kommen können. Das arme Mädchen nun, da es keinem fremden Vorkeeper das Geheimniß anvertrauen kann, muß fast jede Nacht bis ein oder zwei Uhr bei diesen rohen Gesellen auf sitzen, und wenn auch Wagner ebenfalls im Zimmer bleibt, so hört sie doch dort — denn wie könnte sie's verhindern — all die gemeinen wüsten Reden einer Menschenklasse, die sich in der Leidenschaft des Spiels noch unter das Thier erniedrigen. Das arme Kind, seit langen Jahren daran gewöhnt, weiß das nun freilich nicht besser; wäre ich aber Vater, mir bliebe sie keine Stunde länger in dem Hause.“

„Aber lieber, bester Freund!“ sagte Schwabe, hierdurch einestheils von der ersten Besorgniß erlöst, aber dann auch wieder mit einer neuen, fast noch schwereren auf der Seele — „wie will ich sie fortbekommen? Fordere ich sie dem Manne durch das Gesetz ab, so macht er mir nachher eine Kostenberechnung, die ich nach dem, was ich schon von der Frau gehört, gar nicht im Stande wäre zu bezahlen.“

„Nein, dahin darfs nicht kommen!“ entgegnete rasch der Brauer, „wenigstens müßtet Ihr erst den Hauptvortheil vorne weg zu gewinnen suchen, und das ist — das Recht des Besitzes, in dem sich Wagner jetzt befindet. Wer eine Sache einmal wirklich hat, dem ist sie hier in Amerika verdammt schwer, aus den Zähnen zu reißen, selbst wenn er noch weniger anscheinendes Recht darauf hätte, als Wagner hier in diesem Falle, verhielt sich aber die Sache umgekehrt, wäre die Tochter bei Euch, und wollte sie Wagner nun wieder haben, aber die Entschädigungssumme ausgezahlt bekommen, dann müßte er klagen und Ihr, in St. Francisville könntet nachher eine Gegenrechnung für geleistete Dienste aufsetzen, die sich gewaschen hat.“ —

„Dann bleibt mir weiter Nichts übrig, als mein eigenes Kind zu stehlen!“ rief Schwabe.

(Fortsetzung folg.)

Feuilleton.

Ueber Nationalerziehung.

II. Der Ruf nach einer Umgestaltung der Nationalerziehung ertönt jetzt von allen Seiten und fürwahr, es thut noth, daß er beherzigt, daß recht ernst an die Lösung dieser hochwichtigen Aufgabe gegangen werde. Jene mangelnde Rechtsachtung unter den niederen Ständen, jene Geltendmachung des nur persönlichen Vortheils, jenes Auflehnen gegen jede gesetzliche Ordnung, jene bedauerlichen Ausbrüche der Rohheit und des Pöbelsinnes, wem habt ihr sie zuzuschreiben? Dem schlechten Zustande unserer Volksschulen, wo der Kreis des Wissens so dürftig, so armselig gezogen ist, wo die Jugend nur von Geboten, die sie befolgen müssen, aber nicht von

Gesetzen, denen sie innere Achtung schulde, hört; wo ihr Ehrgeiz nicht geweckt, ihr Charakter nicht gebildet, ihr nicht ein patriotischer, dem Gemeinwohl sich hingebender Sinn eingeflößt wird. Und jener Mangel an politischer Einsicht selbst bei den Gebildeten, jener noch immer herrische Sinn der Beamten, und unklare, unstäte, dem Einfluß selbstsüchtiger Wühler hingegebene der andern, wer trägt mehr die Schuld davon, als die Einrichtung und das Studium auf den höheren Schulen, wo meistens nur das positive, massenhafte Wissen gepflegt, dem freien menschlichen aber so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Darum ist für die Erneuerung unserer nationalen Zustände nichts weniger als die Umgestaltung unserer Nationalerziehung, über welche ein ächt deutscher Mann kürzlich folgende Grundzüge veröffentlicht hat:

Die Organe der Beaufsichtigung und Vertretung des Lehrerstandes müssen durch alle Kreis-, Bezirks-, Provinzial- und Centralschulbehörden hindurch bis zum Unterrichtsminister und aus ihm selbst gewonnen werden.

Der Staat erweitere die Volksschule durch einen allseitigen, den Forderungen der Zeit und der Würde des deutschen Volkes angemessenen Unterricht, und statte die deshalb auch eine höhere, allgemein-wissenschaftliche Vorbildung verlangenden Schullehreranstalten mit aller Munificenz aus.

Die höheren Bürger- und Berufsschulen fördere und begünstige er auf jegliche Weise, damit das deutsche Volk, das Volk der Wissenschaftlichkeit andern Nationen nicht länger mehr im Praktischen aller Art nachstehe. Er bewahre den Gymnasien das unverkümmerte, nur immer tiefer, ernster und umfassender für das Leben auszubeutende Studium der Alten, und fördere, daß die Universitäten ihre häufig noch zu mechanische, zu massenstoffartige Ueberlieferung einer für die Zwecke des Staates angeerbten Staatscultur immer mehr und mehr auf schlagende Resultate und geistvolle Uebersicht beschränke.

Der biblische Unterricht, das Princip des Orients vertretend, herrscht in den Volksschulen vor; die Gymnasien durchdringe überwiegend das Princip der klassischen Welt und die höheren Bürger- und Berufsschulen erfülle vorzugsweise das Princip des modernen Lebens.

In der Brust der Jugend werde früher Ehrfurcht vor dem Gesetze und Liebe und Treue zu dem gemeinsamen deutschen Vaterlande gepflanzt, damit der Blick sich erweitere und der Isolirungssucht sowohl der Affenliebe zum Fremden, den beiden politischen Erblastern der Deutschen, kräftig entgegen gewirkt werde.

Vor Allem aber werde ein nach und nach das gesammte Volk umfassendes System der Turnkunst und der Gesangbildung in größtem Style auferbaut, damit die Gesundheit, die Heiterkeit, die Wahrhaftigkeit und Schönheit des deutschen Volkes mit seiner Versittlichung Hand in Hand gehen.

Eröffnen wir sofort einen gemeinsamen pädagogischen und staatspädagogischen Feldzug gegen die furchtbare Macht der Vorurtheile und ihre Consequenzen; damit nicht eine Zeit wiederkehre, wie die seit dreiunddreißig Jahren, wo schon noch während der sogenannten Befreiungskriege die verblaßte Romantik zum Fenster hereinsah, bald darauf als hungernde Restauration uneingeladen, an unserm Tische Platz nahm, um sich zuletzt als üppige Reaktion in unserm eigenen Hause, ganz behaglich einzurichten, und kaum hinausgeworfen, in diesem Augenblick schon wieder dasselbe unverschämte Gelüste verspürt.

Die Kleinkinderbewahrschule und die wichtigste aller Schulen, die Mutterschule, lese die Bibel der Natur, mache durch Gleichniß einen jeden Markt zum Tempel, verbanne Märchen und Wunder, diesen Peststoff der Romantik aus ihren stillen heiligen Räumen, und halte sich immer und immer nur an die sittliche Substanz aller Zeiten und Völker.

Die Volksschule führe neben den zu diesem Zwecke besonders bearbeiteten Geschichten und Leben der heiligen Schrift in die Bibel der deutschen Geschichte und Dichtkunst ein, in die klare, offene Welt der bestehenden Gemeinde- und Staatsverhältnisse.

Das Gymnasium (und die Berufsschulen jeder Art) verweise vorerst aus seinen Klassen die verstands- und maßlosen Epiker, diese Urväter aller Nebelhaftigkeit, oder lese sie mit Vorsicht und nur mit den Schülern vorgerückten Alters, führe hingegen die Jugend möglichst früh zu den übrigen Dichtern, besonders zu den Meistern der dramatischen Poesie, der sonnenhellen Wirklichkeit.

Die Universitäten haben das Denken zu einem solchen zu steigern, das sich als beständigen Schutz und Hort gegen jeden unseligen, verknöcherungssüchtigen Dogmatismus und Doctrinarismus in den Aussprüchen seiner wissenschaftlichen Journale zu bewähren hat, und die allgemeine deutsche Akademie hat für diesen Zweck den Fluß des Denkens der ganzen Nation in höchster Instanz und Ordnung zu halten, Felsen zu sprengen, Dämme zu durchbrechen, Versumpfungen zu verhüten, Schleusen anzulegen und Eisgänge aller Art unschädlich zu machen.

Möge immerhin die Ausführung dieser Grundsätze auf Schwierigkeiten stoßen, (wir erinnern nur an die Beschränktheit der Unterrichtszeit und die übergroße Schülerzahl so vieler Landschulen und an die Befangenheit und Stumpfheit so mancher Mitglieder des Lehrerstandes selbst) eine große schöpferische Zeit weiß auch die Hindernisse leichter zu beseitigen und die Geldopfer, welche sie für ihre großen Zwecke den Staatsbürgern ansinnt, sind in Wahrheit nur kleine Zinsen von dem Kapital welches eine bessere Volksbildung dadurch herbeischafft, daß sie praktische Kenntnisse und die Gewandtheit des Geistes und somit auch Kenntniß und speculativen Geist in Sachen des Verkehrs und der Industrie zu fördern weiß.

Wiener Signale.

Der Schaden, welcher durch die Oktoberereignisse herbeigeführt wurde, ist nach amtlicher Abschätzung, für die

Innere Stadt	197,400 fl.	—	kr.
Jägerzeile	1,880,722 „	12	„
Leopoldstadt	669,980 „	—	„
Wieden, Schaumburgergrund, Laurenzergrund und Nickolsdorf	478,080 „	—	„
Hundsthurm, Matzleinsdorf und Margarethen . .	300,000 „	—	„
Landstraße, Weißgärber und Erdberg	300,000 „	—	„
Altlerchenfeld, Josephstadt, Breitenfeld und Alservorstadt	32,700 „	—	„
St. Ulrich, Neubau, Mariahilf, Schottenfeld, Laimgrube	14,779 „	30	„
Rossau, Lichtenthal, Althann, Thury und Himmelpfortgrund	13,621 „	12	„
Holzschaden	215,000 „	—	„
Gesammtsumme	4,102,892 fl.	44	kr.

Provinz-Signale.

Pesth. Die „Gratzer Zeitung" berichtet von hier aus: Kossuth's Agitations-Talent ist wirklich ganz einzig in seiner Art. Als das unaufgehaltene siegreiche Vorwärtsschreiten der kaiserlichen Truppen die Insurgentenbesatzung in Pesth entmuthigte, und jene Helden, welche noch vor Kurzem einig waren, nur einen Schutthaufen, nie eine Stadt Pesth den kaiserlichen Truppen übergeben zu wollen, bald verzagt auf den Mangel der erforderlichen Geschütze hindeuteten und an der Möglichkeit, Pesth zu halten, — tröstete Kossuth mit fulminanten Worten und schwur, er werde zehntausend Kanonen und Mörser in einem Tage auf die Wälle zaubern, wenn dieß helfen könne! — Wirklich standen einige Tage darauf große Kanonen und ungeheuere Mörser aus Eis gedrechselt, in zahlloser Menge auf den Schanzen Pesth's. Das Eis hat die Form der Geschütze, welche auf leichten Lafetten ruhen, vollkommen angenommen. Die Ladung geschieht wie gewöhnlich mit Pulver und mit Kugeln ebenfalls von Eis. Die Explosion beschädigt das Eis nicht im Geringsten und nach jedem Schusse werden die Röhren mit Löschpapier gereinigt. Daß im Jahre 1740 auf der Newa zu Petersburg und im Jahre 1795 in Baiern auf der Donau aus Eiskanonen anhaltend gefeuert wurde, ist Thatsache.

Prag. In der zweiten Sitzung der Slowanska Lipa sprach Herr P. Stule: In Wien seien an 60,000 Böhmen, die dort größtentheils als arbeitende Klasse ihr Leben fristen. Die Liguorianer, welche unter dem Vorwande, daß sie die Seelsorge für die slawische Bevölkerung Wiens besorgen werden, dahin gebracht wurden, sind jetzt vertrieben, ob zwar ihr Verlust nicht zu beklagen sei. Es wäre demnach Pflicht der Böhmen sich ihrer Brüder in Wien anzunehmen und eine Bittschrift an das h. Ministerium und die geistlichen Oberhirten mit dem Ansinnen einzubringen, daß in jener Kirche, wo jetzt ein einziger, kaum der böhmischen Sprache gewachsener Geistlicher die Seelsorge ausübt, eine Pfarrei mit mehreren Geistlichen und eine böhmische Schule errichtet wird. Dieses wurde nach einem kleinen Intermezzo mit Herrn Sabina, der sich bloß auf eine Schule beschränken wollte, angenommen.

Aus der Zeit.

Ueber das „konstitutionelle Blatt von Böhmen fällt der „Korrespondent" folgendes Urtheil. Nachdem es nur ein Verkaufsunternehmen von Neuigkeiten genannt wird, heißt es: Interessant wäre es zu beobachten, welche politische Ansicht sich wohl in einem Leser gestaltete, der exklusiv nur zum Genusse dieses konstitutionellen Blattes verurtheilt wurde; der beste Beweis für die Redaktionsweise liegt darin, daß die Redaktion ganz von den Posttrains abhängt; kommt der Train zu spät an, da liefert die Redaktion ihren Lesern nächsten Morgen blos einen halben Bogen, statt des bedungenen ganzen, und erklärt ganz naiv, sie habe keine Briefe bekommen; von leitenden Artikeln, von zuständlichen Uebersichten in heutiger so thatengebährender Zeit, hat die Redaktion keine Ahnung, eigentlich also ist der Briefträger der Redakteur dieses Blattes.

Stuttgart. Würtenberg ist das erste Land Deutschlands, in welchem die Grundrechte des deutschen Volkes als Gesetz publizirt wurden.

Rom. In der Christnacht wurde in diesem Jahre, wohl zum ersten Male, die übliche Celebration nicht abgehalten; die Thore des Domes waren geschlossen.

Schleswig-Holstein. Die Zentralgewalt zu Frankfurt hat die Vertheidigung der schleswig-holsteinischen Küsten angeordnet. Es sollen die Strandbatterien in so ausgedehntem Umfange errichtet werden, daß man 200 Kanonen dazu verwenden muß. Wie wir vernehmen, werden in Brüssel zu obigem Zwecke Kanonen angekauft.

Paris. Der Präsident kann mit dem ihm bewilligten Gehalte von 600,000 Franks nicht auskommen und gedenkt daher eine Erhöhung seiner Civilliste von der Nationalversammlung zu verlangen. Diese dürfte aber schwerlich auf ein solches Ansinnen eingehen. — Herr Guizot wird in Paris erwartet; er will an der Sorbonne Vorlesungen über die Geschichte der Zivilisation halten.

Marseille. In Toulon bereitet man sich auf die Ankunft des Papstes vor, und es werden im Präfekturgebäude die Gemächer, die früher die Prinzen der Familie Orleans bei ihrer Durchreise bewohnten, für ihn eingerichtet.

Turin. Der König von Sardinien soll Willens sein, 30.000 Mann Schweizertruppen anwerben zu lassen, um damit den Krieg gegen Oesterreich wieder zu beginnen.

Neueste Literatur.

Carit Etlar's gesammelte Schriften. Erster Band: „Der Sohn des Schmugglers." Zweiter Band: „Der Haidemann." Leipzig 1848. Verlag von J. J. Weber.

Soviel wir uns auch Mühe gaben, bei diesem uns bisher unbekannten Novellisten eine besondere, hervorragende Eigenthümlichkeit zu entdecken, wir fanden keine! — Beide diese Erzählungen, der Verfasser nennt sie Romane, haben Jütlands Küste zum Schauplatze — die erste ist eine Schmuggler- und die letztere eine Zigeunergeschichte, und soll eine „Fortsetzung" der ersteren sein, und doch ist es nur ein loser Faden, welcher sich vom ersteren herüberzieht. Man sollte glauben, eine Scenerie, wie die der jütländischen Ostküste, die Eigenthümlichkeiten und Sitten, wie jene der dortigen Bewohner, müßten jedem nur halbwegs phantasiebegabten Novellisten Anhaltspunkt genug bieten, frappante Bilder hinzustellen, die durch ihre Originalität und Lebenswahrheit das Interesse anregen und die Aufmerksamkeit zu fesseln im Stande wären; in vorliegenden beiden Bänden haben wir dies nicht gefunden. Beiden Stoffen mangelt Originalität, den Personen fehlt der dänische Typus, der Verfasser kümmert sich wenig um das Aeußere und um das Innere seiner Figuren, daher kommt es auch, daß man sich für keine von Allen interessirt. Sogenannte **Momente**, wie sonst in jedem Romane anzutreffen sind, fehlen hier ganz, matt gezeichnete Staffagen wechseln mit noch matter gezeichneten Situationen ab. Es ist vielleicht möglich, daß wir bei dem Interesse, welches dänische Verhältnisse jetzt bei jedem Deutschen erwecken, uns mit besonderen Erwartungen über diese Bände hermachten, und in Folge der Täuschung ein um so schärferes Urtheil fällten, es ist vielleicht möglich, daß mancher anspruchlose Leser sich mit dem Verfasser und seinen Werken sogar befreunden wird, so viel jedoch ist bestimmt, daß sie die Ansprüche des größeren Theils der Leser nicht befriedigen werden. Die Ausstattung ist geschmackvoll, Druck und Papier elegant.

Konversationssaal.

Ein Vorfall aus der ersten französischen Revolution.

Ein Offizier von den Nationalgarden kam zu einem Tabakshändler und forderte ein Päckchen Taback. Der Kaufmann reichte ihm das Geforderte und setzte einen äußerst billigen Preis dafür an. Der Offizier antwortete: „ganz gut! ganz gut!" legte dem Kaufmanne ein Assignat von 50 Livres vor, und verlangte, daß ihm derselbe darauf herausgeben möchte. Der Kaufmann entschuldigte sich, daß er nicht auszahlen könne, indem er noch nicht so viel Assignaten eingenommen habe, als sein Käufer verlange. Der Offizier forderte baares Geld, der Kaufmann machte Vorstellungen und appellirte an die Billigkeit des Nationalgarden, indem er ihn ersuchte, das Päckchen ohne Geld zu nehmen, wenn er keine klingende Münze geben wollte. Der Kaufmann glaubte damit den Franzosen los zu werden; allein er irrte sich. Der Offizier griff nach seinem Degen, und forderte drohend Geld für sein Assignat. Der Kaufmann, dem vor der Klinge und dem drohenden Gesichte des Frankreichers bange war, und der sich der Strenge erinnerte, womit man in Frankreich die bestraft, welche sich weigern, Assignate zu nehmen, entschloß sich zitternd, zahlte das Assignat in baarem Gelde, und verbarg dasselbe in seine Kasse. Der Offizier strich das Geld ein, und entfernte sich auf eine kleine Strecke; plötzlich kehrte er wieder zurück, und sprach ganz freundlich zu dem Kaufmann: „So nehmen Sie sich denn etwas von ihrem Geld, weil Sie ein ehrlicher Mann sind, und geben mir dafür mein Assignat wieder." Der Kaufmann wollte den größten Theil der Summe an sich ziehen, allein der Offizier nahm die Summe ihm wieder aus den Händen, und ließ blos einige Laubthaler liegen. Der Offizier, dem es bei der Sache doch nicht wohl zu sein schien, bat endlich den Kaufmann, ihm doch das Assignat wieder zu geben, da es ihm nichts nützte, indem es nicht echt, sondern von ihm selbst verfertigt sei. Beide unterhandelten noch einige Zeit: als sich aber der Kaufmann nicht ohne den größten Theil seines baaren Geldes wollte zufrieden geben, ging der Offizier endlich trotzig seines Weges. Der Kaufmann, den dieser Verlust empfindlich schmerzte, eilte nun auf der Stelle zu dem Generalstaabe, und beklagte sich über den Betrug des Nationalgarden-Offiziers. Man fragte ihn sogleich, ob er den Offizier kenne, und er antwortete, daß er denselben zu einem andern Kaufmann habe gehen sehen, wo er gewiß den nämlichen Betrug spielen werde, und wo man ihn sicher noch finden könne. Man gab also von Seiten des Staabes dem Kaufmann einen Sekretair und zwei Gens'darmen mit. Der Kaufmann führte seine Franzosen nach dem bestimmten Orte, wo sie auch wirklich den Offizier antrafen.

Der Sekretair verlangte sogleich die Börse des Offiziers; der Kaufmann nannte die Geldsorten, worin er das falsche Assignat bezahlt habe, und der Thäter war überwiesen. Die Gens'darmen rissen hierauf dem Offizier Epaulette und Aufschläge von der Uniform, und führten ihn vor den General, wo der Sekretair auf der Stelle das Protokoll vernahm. Der Offizier wurde, nach dem Schlusse desselben, als Verbrecher in Eisen gelegt, und unter einer Eskorte von drei Gens'darmen nach **Landau** abgeschickt. Des andern Tages brachte der Sekretair dem Kaufmann sein Geld und das Antwortschreiben des Kommandanten der Festung Landau an den General **Lefevre**, worin demselben gemeldet wurde, daß der Verbrecher gleich nach seiner Ankunft sei erschossen worden. Der Sekretair bat den Kaufmann im Namen des Generals um Verzeihung, wegen der Unannehmlichkeiten, die er um des Bösewichts willen gehabt habe, und versicherte ihn, daß das französische Gesetz dergleichen Verbrechen, auf gehörige Anzeige, jederzeit bestrafe, und dem Beleidigten die schuldige Genugthuung gebe.

Haß gegen Advokaten.

Wie mancher Andere konnte ein Staats-Beamter in Dublin, Namens Parsons, die Advokaten nicht leiden. Dessenungeachtet wurde er eines Tages um einen Beitrag zur Bestreitung der Begräbnißkosten eines in größter Dürftigkeit gestorbenen Sachwalters angegangen. Er gab sofort eine Pfundbanknote. „Das ist zu viel" versetzte der Bittsteller, „keine Gabe soll mehr als ein Schilling sein." — „Nehmen Sie, nehmen Sie nur", entgegnete Parsons, „wenn es gilt, einen Advokaten unter die Erde zu bringen, steuere ich jeden Tag herzlich gern 20 Schillinge." — „Aber ich darf nicht mehr als einen Schilling annehmen", war die Antwort. „Zu diesem Begräbnisse, gut", lächelte Parsons, „so lassen Sie für die übrigen 19 Schillinge noch 19 Advokaten begraben."

Inserate.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Josefer Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Donnerstag den 11. Jänner 1849. **№ 8.** **Vier und dreißigster Jahrgang.**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Hoffnungen und Befürchtungen.

III.

(Fortsetzung.)

In Frankreich, innerhalb seiner ganzen Grenzen, finden sich 32 Millionen vereinigt, die sämmtlich, wenn nicht in ihren politischen Meinungen, doch in dem absoluten, festen und entschiedenen Willen einig sind, ihre Angelegenheiten abzuthun, wie sie selbe verstehen, und ausschließlich darüber Bestimmungen zu fassen. Diesen ihren Willen führen sie mittelst kräftiger und zahlreicher Heere durch und entwickeln darin eine Eintracht, welche besonders in dem Punkte, sich gegenüber des Auslandes nichts zu vergeben, einzig in ihrer Art ist. Wenn man in Frankreich, wenn man zu Paris eine Regierung modifizirt, gestürzt oder neu geschaffen hat, ist Alles abgethan, und es bleibt weiter mit Niemandem mehr eine Rechnung saldirt zu werden.

Anderwärts — in Italien z. B. — erfüllen sich alle genannten Bedingungen im entgegengesetzten Sinne.

Das Volk, von welchem fast allerwärts die früheren Regierungen mit aller Anstrengung jede Gelegenheit zur Erwerbung politischer Bildung ferngehalten haben, hat keinerlei Kenntniß seiner Rechte, noch vielweniger seiner Pflichten. Das Volk — wir verstehen darunter die Masse, etwa 90 Perzent der Bevölkerung — hatte bis gestern noch keine andere politische Idee, als daß auf einer Seite seiner Grenzen — (um das Beispiel von Italien festzuhalten) der Pabst sei, dann einige andere Fürsten und endlich Oesterreich, welches letztere ihm wie eine Art von geheimnißvoller Zaubermacht, fern, aber doch allgegenwärtig, etwa wie ein Alp vorkam, dessen Natur man nicht kennt, dessen Lasten aber im traumschweren Morgengrau die Brust beengt.

Von der andern Seite nun umstanden dieses Volk Jakobiner, Freimaurer, Carbonari, umgeben mit allen Schrecken des Unheimlichen, wie sie den Kindern in Knecht Rupprecht und in andern Schauergestalten erscheinen.

Der große Haufe sah diese beiden Feldlager in beständigem Kampfe; die Freimaurer wollten, dem Teufel, ihrem Meister, zu Gefallen, alle Geistlichen und den Pabst niedermachen, der Pabst hingegen beabsichtigte, zur Verherrlichung und zum Vortheile der Kirche, alle Freimaurer in die Hölle zu spediren; im fernen Hintergrunde sah das Volk, wie Oesterreich in dem Momente, wo der Sieg sich auf Seite des Teufels zu neigen schien, zu Gunsten des Pabstes sein Schwert in die Wagschale warf und ihm den Sieg zuwandte.

Das war die ganze Politik des Pöbels, zumal auf dem Lande, welches denn doch die überwiegende Majorität im Volke darstellt und auf welches immerhin die politischen Planmacher, wie es scheint, viel zu wenig Bedacht nehmen. Von Nationalität, Freiheit, Gleichberechtigung, Unabhängigkeit und anderen Errungenschaften fehlte auch das A B C.

Man erzählt, daß Männer aus den besseren Ständen in der Lombardie, wenn man ihnen von der Möglichkeit sprach, daß die Oesterreicher vertrieben werden könnten, unwillkürlich in die Frage ausbrachen: „Und dann? — wer wird denn dann kommen?"

Von Freiheit war unter dem Volke zumeist auf dem Lande, eine Art von Tradizion bei den Greisen hinterblieben, denen zuweilen die Einschaltung: „Ja zu Zeiten der Republik" — in den Mund kam; sie erinnerten sich, daß einst die Franzosen gekommen seien; diese hatten die Republik mitgebracht, aber dafür Alles, was sie konnten, mitgenommen, den Pabst mitgerechnet; dann hatte Napoleon ihre Söhne fortgeschickt, um ihre Gebeine in Rußland zu lassen, und endlich, als es Gott gefiel, waren die Deutschen gekommen und der Pabst, hatten die Jakobiner und Freimaurer verjagt, und so wäre die Republik und die Freiheit verloren gegangen; aber die Conskription hätte aufgehört und sie hätten viel ruhiger gelebt als je. Noch jetzt, wenn man einen Mailänder Bauern frägt: „Was ist denn die Republik?" wird er antworten: „Wenn Alle regieren" und bedenklich den Kopf schütteln.

So und nicht anders war und ist noch zum großen Theil die Vorbereitung des italienischen Volkes zum öffentlichen Leben, zur Ausübung der Rechte eines Repräsentativ-Sistems, oder auch zu den Freiheiten einer Republik.

Die Parthei, welche die Republik erzielen möchte, und die in Frankreich stets viele Chancen des Gelingens für sich hatte, ist in Italien weder zahlreich, noch hat sie Capacitäten der Leitung, weder politische Kenntnisse, noch den Takt des Momentes, weder Reichthum, noch Waffen, weder Kraft, noch Kühnheit. Sie besitzt keinen jener Männer, welche ihrer Parthei Lebenskräfte einflößen oder ihr Halt gewähren, welche ihr den Nimbus ihrer eigenen Geltung zuwenden, ihr den Glanz eines erhabenen Charakters mittheilen, oder jener einer auserlesenen Intelligenz, eines Lebens, verherrlicht durch großartige Opfer und gewaltige Thaten, wie sie Frankreich von einem Lafaiette, Amerika von einem Washington und Franklin zu rühmen hat, mit einem Worte, es besitzt nichts, was Ansehen oder Einfluß verschafft.

Die italienische, republikanische Parthei hat sich wesentlich durch die Auswanderung gebildet, und hat jene irrige Weise in der Beurtheilung des Vaterlandes angenommen, welche überall der Auswanderung anzukleben pflegt. Deshalb haben auch die Projekte, die Kundmachungen und Prinzipien der „Giovine Italia" stets Begriffs-Verwirrung auf den großen Haufen des italienischen Volks bewirkt.

Ihre Unternehmungen, die stets zu Wasser wurden, das Erbarmen mit den edlen Schlachtopfern, die man für Wagnisse von unbegreiflicher Tollheit gleichsam in den gewissen Tod sandte, der Mangel sozialer Bedeutsamkeit, oft auch der zweifelhafte Ruf, ja die moralische und bürgerliche Verworfenheit der Individuen, die man als Prediger republikanischer Ideen nach Italien schikte, die armselige Beschränktheit ihrer Mittel und ihres Wirkungskreises, welche die Achtsamkeit der Regierungen fast gänzlich lähmte, Alles dies benahm der republikanischen Parthei die Macht, auf breiter Basis national, durchgreifend und augenfällig zu wirken, und gestaltete sie am Ende zu einer Art von Secte, die einen geheimen, religiösen Ritus übten beschränkt auf wenige Eingeweihte.

Die geheimen Gesellschaften, welche, weil sie heimlich waren, keinen wohlthätigen Einfluß auf den öffentlichen Geist rücksichtlich des guten Theiles ihrer Ansichten über Unabhängigkeit und Freiheit üben konnten, übten im Gegentheil eine sehr schlimme Ingerenz, indem sie Kopf und Herz von

diesen Ideen und von dem Verlangen entfernten, dieselben Früchte tragen zu sehen.

Die „Giovine Italia“ mit ihren Programme, die schon die einfache, gesunde Vernunft verwarf, mit ihren Unternehmungen, welche verdientermaßen nie vom Erfolg gekrönt waren, mit ihren geheimen Verbindungen, die auf die Massen nicht wirkten und dieselben vielmehr einschüchterten und verblüfften, mit ihren gutgemeinten, oft heroischen Opfern, erreichte gerade das Gegentheil des Zieles, welches sie anstrebte, im verjüngten Maßstabe rief sie dieselbe Wirkung hervor, wie die erste französische Republik: sie entfernte die Massen von den Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit. Man verwarf die Lehre wegen ihren Verirrungen, man wies das Apostolat wegen der Apostel zurück. Also ergeht es demjenigen, der Menschen und Dinge lenken will, ohne sie zu studiren oder zu kennen, er begnügt sich, sich an eine Idee zu klammern und mit ihr durch imaginäre Räume herumzusegeln.

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche und sein Kind.

Aus dem Amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.).

„Ganz meiner Meinung!“ sagte der Brauer und leerte den letzten Rest des Blechmaaßes auf einen Zug — „ganz meiner Meinung,“ wiederholte er, als er fertig war, und das Gefäß klappernd auf den Tisch zurückstellte — „und Nichts leichter als das! Ich bin heute Morgen mit dem Mailboot von Louisville gekommen, und habe unten an der Landung das Sternwheelboot*) Raritan getroffen, das, wie mich der Capitän fest versicherte, morgen früh mit dem Schlage Acht, Cincinnati verläßt. Der Raritan geht allerdings nur bis zur Mündung des Arkansas, den Mississippi hinunter; das schadet aber Nichts, dort langen täglich wenigstens zwei oder drei stromabgehende Boote an, und Ihr Beide könnt in fünf bis sechs Tagen in Louisiana sein.“

„Aber wie bekomme ich Louise aus Wagners Händen, ohne daß dieser etwas davon merkt?“

„Louisen? Ei, Ihr geht einfach zusammen fort, denn Wagner läßt sich nie Morgens vor neun Uhr unten sehen — so lange schläft er, weil er die Nacht so spät aufbleibt, und das arme, junge Mädchen muß schon von sechs Uhr an Frühstück und Alles besorgen, dann auf dem Markt einkaufen, die Eier oder vielmehr die Bäckereien in Ordnung halten, und Gott weiß, was sonst noch für Sachen und Geschäfte verrichten. Du siehst also zu, daß Du heute Abend noch einmal Gelegenheit bekommst, mit Deiner Tochter zu sprechen, und das Uebrige überlasse mir — ich bin dort im Hause bekannt wie ein bunter Hund, und werde das Alles schon besorgen. Jetzt aber, damit Du keinen unnöthigen Verdacht erregst, oder einen vielleicht schon erregten wieder beschwichtigst, gehst Du zu Wagners Haus zurück, und erklärst dorten, daß Du sie — Wagner's, bittest, Deinen Wunsch nochmals zu überlegen und zu prüfen, stelle ihnen dabei vor, wie sich die Mutter sonst grämen wird rc. — das hilft doch Alles nichts, aber es macht sie sicher — hiernach theile ihnen mit, daß Du gesonnen seist, drei Tage in Cincinnati zu bleiben und nach Ablauf dieser Frist wünschest, eine bestimmte Antwort von ihnen zu hören — das sagst Du ihnen übrigens nur, wenn Du allein mit ihnen bist, verstehst Du? Ihr braucht dazu gerade keine Zeugen. Apropos, haben sie Dich schon eingeladen, bei ihnen zu wohnen?“

„Nein — sie wissen ja gar nicht, wie lange ich hier bleiben wollte.“

„Gut, desto besser — thun sie es jetzt, so sagst Du, Du hättest es mir schon versprochen; morgen früh hast Du denn weiter nichts zu thun, als in dem Augenblick, wo ich das Zeichen von unten herauf bekomme, daß das Boot die Springkette losläßt, Dein Kind abzuholen, in Mainstreet soll dann ein Wagen für Euch stehn, und daß sie unten nicht eher abfahren bis Ihr an Bord seid, dafür will ich auch schon Sorge tragen.

Alle weiteren Bedenklichkeiten des immer noch nicht recht fest Entschlossenen, machte übriges der wackere Brauer zu Schanden, bewies ihm, daß er, wenn er nicht ein wahrer Rabenvater wäre, sein Kind mitnehmen müsse, und redete ihm so in's Herz hinein, daß sich Schwabe, dessen heißester Wunsch das Alles ja von Anfang an selbst gewesen, nur zu gern überreden ließ, in jeder Hinsicht dem Rath seines neugefundenen Freundes zu folgen, mit dem er auch jetzt die näheren Vorsichtsmaaßregeln besprach und festsetzte.

Allerdings ging er nun von hier aus wieder nach Wagners Haus zurück, so sehr er sich aber auch bemühte, seine Tochter, und sei es nur auf wenige Minuten, allein zu sprechen, so gelang ihm das doch keineswegs, denn eine direkte Unterredung mochte er nicht gern verlangen, weil er dadurch Verdacht zu erregen fürchtete; ja er hatte sogar schon, um seinen Vetter ganz sicher zu machen, diesem gesagt, daß er, da er sich doch jetzt einmal in Cincinnati befinde, einen guten Bekannten aufsuchen wolle, der mit ihm über See gekommen sei, und etwa zwei Stunden Wegs von der Stadt entfernt wohne, er würde daher auch wohl nicht vor morgen früh zehn Uhr zurückkehren können. Kaum vermochte er dabei mit dem fortwährend beschäftigten Kinde ein paar flüchtige Worte zu wechseln, doch hatten sie das vorausgesehn, und dafür schon Vorkehrungen getroffen. Der Brauer sollte nämlich, sobald ihm das nicht selbst gelang, den Abend bei Wagners zubringen, und die Tochter bei der ersten sich ihm dort bietenden Gelegenheit auf die beabsichtigte morgende Flucht vorbereiten. Der Klugheit Louisens hofften sie dabei ebenfalls viel vertrauen zu können und glaubten jetzt die ganze Sache auf das vortrefflichste und zweckmäßigste eingeleitet und berathen.

So brav und ehrlich unser wackerer Brauer aber auch sein mochte, und so gut er's sicher in diesem Falle meinte, so war er doch — das ließ sich kaum läugnen — nichts weniger als ein Diplomat und kam fast nie zum Ziele, wo es einiger List und Scharfsinn galt, sondern meistens nur, wo er gerade ohne weitere Umstände hinein tappen durfte. So hatte er es denn auch in diesem Falle wohl eine volle Stunde lang umsonst versucht, Schwabes Tochter nur so viel merken zu lassen, daß er ein Paar Worte an sie allein zu richten wünsche. Vergebens blieb er mitten in der Schenkstube, allen Gästen im Wege stehen, um sie im Vorbeigehen anzureden, vergeblich verstopfte er über eine Viertelstunde durch seine breite, vierschröttige Gestalt die Hofthür, sie kam nicht einmal hinaus, und er wurde endlich durch die vereinten Bemühungen des Barkeepers und der schwarzen Köchin bei Seite geschoben, und bedeutet, daß dieser gerade der allerletzte Platz wäre, wo man ihn gern sähe. Er fing schon an, die Aufmerksamkeit der Gäste zu erregen, und beschloß nun einen andern, weniger gefährlichen aber gewiß sichern Plan zu verfolgen.

Zu diesem Zwecke ließ er sich in einer der am wenigsten beobachteten Ecken des Zimmers nieder, und drückte sich hier, seinen Blechkrug und das brennende Licht — denn es war indessen dunkel geworden — dicht vor sich geschoben, fast gewaltsam zwischen die scharfe Tischkante und die hier angebrachte, mit mächtigem Gehäus umschlossene Wanduhr. Dadurch gewann er den Vortheil, daß er, ohne den Kopf zu wenden, das ganze Zimmer übersehen konnte, und sobald er sich jetzt einen Augenblick selber unbeachtet sah, schlug er mit der Lichtschere gegen das Blech, was, wie er recht gut wußte, Louise im Nu an seine Seite brachte.

Das junge Mädchen sprang rasch auf ihn zu, und streckte die Hand nach dem Blechmaas aus, um es wieder zu füllen; der Brauer hielt das aber mit der linken fest, während er mit der rechten ihren Arm ergriff, sie ein wenig zu sich hinüberzog und leise, aber schnell flüsterte.

„Erschrick nicht — er kommt morgen früh!“

Louise erschrack aber über das Plötzliche dieser Warnung und fast eben so über das sonderbare Gesicht, das der Brauer dabei machte, dermaßen, daß sie einen nur halbunterdrückten Schrei ausstieß. Eigenthümlich war die Wirkung, die dieser Schrei auf den Brauer ausübte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sternwheelboot ist ein Dampfboot, das, gewöhnlich mit zwei Maschinen, nur ein großes Rad hinten am sogenannten Stern hat, und von diesem also gänzlich vorwärts geschoben wird. Diese Art Boote sind aber nicht besonders praktisch, und es gibt deren nur sehr wenige auf den Amerikanischen Flüssen.

Feuilleton.

Ludwig Napoleon Bonaparte.

Als Ludwig Philipp die Asche Napoleon's dem Felsen von St. Helena — dem einzigen ihrer würdigen Grabmale — entriß, gleichsam um Europa zu zeigen, daß seine Dynastie es sogar wagen könnte, mit Napoleon's Asche ungestraft in Berührung zu kommen, dachte der Mann, der für den Sturz des zehnten Karl keine Thräne des Mitleids gefunden, in seinem Uebermuthe wenig daran, daß ein Neffe des großen Kaisers, ein Mann ohne alle persönliche Vorzüge, ohne Vergangenheit, ohne Ruhm, der Erbe einer Revolution sein würde, die ihn nach achtzehn Jahren einer Regierung, über welche die Fürsehung das Füllhorn ihrer Gunst ausgeschüttet zu haben schien, von dem mächtigsten Throne der Welt vertreiben sollte. Ludwig Philipp muß es erleben, wie der unbesonnene Held von Straßburg durch Millionen Franzosen an die Spitze des Staates gestellt wird, während der edle Herzog von Orleans vergessen ist, während der einsichtsvolle Nemours, der tapfere Joinville, der begabte Aumale in der Verbannung leben, während er selber seine letzten Tage in einem Otium sine dignitate zubringt.

Bevor wir untersuchen, wie dies gekommen, wie Ludwig Napoleon möglich wurde, wollen wir erforschen, wer der Mann ist, dem die Gunst oder — das Unglück zu Theil wurde, von der französischen Nation zum Guetius der Februar-Revolution auserwählt zu werden.

Als Napoleon die Fehler, wie die großen Thaten der französischen Revolution zu der Stufenleiter gemacht, auf welcher er zu der Weltherrschaft emporsteigen sollte, als er, auf dem Gipfel angelangt, sein Werk unerschütterlich begründen, den Grundbau seiner Schöpfung in die Zukunft senken wollte, versammelte er alle diejenigen, die seinen Namen trugen, um sich und machte sie zu Satrapen seines unermeßlichen Reiches, und ihre Kinder sollten mit den seinigen seine Dynastie verewigen. Als er Josephinen geheirathet, deren Kinder er wahrhaft väterlich liebte, suchte er zwischen dieser Familie, die er adoptirte, und der seinigen durch die Heirath seines Bruders Ludwig mit Hortense, der Tochter Josephinens und des Grafen von Beauharnais, ein noch engeres Band zu knüpfen. Ludwig's erster Sohn wurde allgemein als der Erbe des kinderlosen Consuls Bonaparte betrachtet, und letzterer schloß sich, sobald er Kaiser geworden, der Ansicht des Publikums an, indem er durch das Senatus-Consultum vom 18. Mai 1805 feststellte, daß bei Mangel an Erben seines ältesten Bruders Joseph die Kaiserwürde auf seinen Bruder Ludwig und dessen männliche Erben übergehen sollte.

Der jetzige Ludwig Napoleon Bonaparte besitzt also neben der ihm zu Theil gewordenen Volksgunst noch einen Rechtstitel, den er geltend machen kann, sobald die Umstände ihm angemessen erscheinen sollten, um als Erbe der Napoleonischen Dynastie aufzutreten. Denn er ist der dritte Sohn des oben erwähnten Ludwig, ehemaligen Königs von Holland, der später unter dem Namen eines Grafen von St. Leu verscholl. Napoleon sagte von seinem Bruder Ludwig, er habe Geist, sei eben kein böser Mann, aber ein Mensch könne bei diesen Eigenschaften manche Thorheit begehen. Ludwig's Geist, meinte er, sei von Natur aus verkehrt und dem Wunderlichen zugethan. Die Briefe von Rousseau hätten ihn verdorben. Er sei außer Stande, aus sich selbst große Plane zu fassen, und höchstens fähig, Local-Einzelheiten zu behandeln. So sprach Napoleon von seinem Bruder Ludwig in Worten, welche auf unseren Helden, seinen Sohn, vielfach Anwendung finden.

Der jetzige Präsident der französischen Republik wurde am 20. April 1808 zu Paris geboren und am 4. Nov. 1810 zu Fontainebleau von dem Kaiser und Marie Louisen über die Taufe gehalten, welche Cardinal Fesch vollzog. Der junge Ludwig stand bei dem Kaiser in besonderer Gunst und erwiederte dieselbe durch unerschütterliche Anhänglichkeit. Als der Kaiser nach seiner Rückkehr von Elba und den glorreichen hundert Tagen abermals die Verbannung antreten sollte, war Ludwig kaum davon abzuhalten, dem Kaiser zu folgen. Aus Frankreich verwiesen, brachte Ludwig einige Jahre in Augsburg zu, wo er sich, wie uns Augenzeugen aus damaliger Zeit versichern, mehr durch Gemüth als durch glänzende Geistesgaben auszeichnete. Bald finden wir ihn in der Schweiz, wo er unter andern den Militär-Studien, sei es aus Neigung oder auf den Rath seiner Umgebung, obliegt. Auch aus dieser Zeit schildern ihn Augenzeugen, welche sich in seiner unmittelbaren Nähe bewegten, als einen Mann, der bestimmt schien, sein Leben in unbeachteter Mittelmäßigkeit zuzubringen. Die Juli-Revolution nährte in den Napoleoniden Hoffnungen auf eine Wiederherstellung ihrer Dynastie, welchen mit Feuer anzuhangen, Ludwig, der damals auf der Kriegsschule zu Thun studierte, nicht der Letzte war. Diese Hoffnungen scheiterten nicht bloß, sondern es vergönnte die argwöhnische Politik Ludwig Philipp's den Napoleoniden nicht einmal, in ihr Vaterland zurück zu kehren. In diese Zeit fällt die erste thätige Theilnahme Ludwig's an den Weltereignissen: wir finden ihn mit seinem Bruder unter den Insurgenten der Romagna. Als aber letzterer zu Forli gestorben war, kehrte Ludwig nach einer Reise nach England zu seiner Mutter auf das Schloß Arenenberg bei Thurgau zurück, ohne aus seiner Theilnahme an dem italienischen Aufstande sonderlichen Nutzen für seinen öffentlichen Charakter gezogen zu haben. In Arenenberg schreibt er eine Broschüre unter dem Titel: „Rêveries politiques", und die „Considération politiques et militaires sur la Suisse"; auch gibt er sein „Manuel sur l'Artillerie" heraus, nachdem er 1834 in Bern zum Artillerie-Hauptmann ernannt worden war.

Ludwig Napoleon ist weder für die Fehler dieser Werke verantwortlich, noch können ihm deren Vorzüge angerechnet werden, zumal in den Augen derjenigen, welche wissen, wie er den Mentoren gehorcht, die ihm auf Schritt und Tritt seit seiner Jugend folgten. In seinen „Rêveries politiques" stellt er den Satz auf, Frankreich könne nur durch die Napoleoniden wiedergeboren werden, diese allein seien im Stande, die Ideen der Republikaner mit den Anforderungen des kriegerischen Geistes der Nation zu verbinden. Diese Broschüre trägt mit Recht den Namen „Rêveries" und verdient ihn heute mehr als je; denn trotz des Erfolges Ludwig Napoleon's bei den letzten Wahlen gehört jene Behauptung in das Reich der Träumereien.

(Fortsetzung folgt).

Wiener Signale.

Die Dreißigstämter an der ungarischen Gränze sind aufgelöst. Der Zoll wird von österreichischen Beamten erhoben.

Man spricht von der bevorstehenden Auflösung der Arcierenleibgarde.

Das Ministerium hat bekanntlich gegen den §. 1 der Grundrechte gesprochen. Diese Erklärung brachte in Kremsier große Aufregung hervor. Die czechische Parthei vereinigte sich mit der Linken und ein von ihr ausgehender Dringlichkeitsantrag, in welcher sich die Kammer gegen jeden Terrorismus von Seite des Ministeriums verwahrt, wurde von der Kammer angenommen.

Sonntag wird das Elysium eröffnet. Herr Daum erhielt die Bewilligung unter gewissen Beschrankungen. Er darf nämlich keine Maskenzüge arrangiren, auch kann das Lokale nur einmal wöchentlich geöffnet werden.

Eine stehende Tagesfrage im politischen Wienerleben bildet gegenwärtig die Stellung des Reichstages. Die widersprechendsten Gerüchte begegnen sich in derselben Minute. Bald läßt man ihn auflösen, bald treten andere Modifikationen ein. — Die überwiegende Meinung geht übrigens dahin, daß jedenfalls nach der Occupation Ungarns die neu eintretenden Verhältnisse Abänderungen in seiner Organisation baldigst erwarten lassen.

Die Erwartungen für den heurigen Fasching sind im Ganzen sehr nieder gestellt. Der allgemeine Geldmangel, die Unlust und die trübe Stimmung, die durch die Parteispaltungen hervorgerufen, noch immer nicht verwischt erscheint, lassen auch kaum etwas Anderes hoffen.

Die meisten neu auftauchenden konservativen Journale fangen an, bereits an fühlbarem Abonnentenmangel zu leiden. Seit einigen Tagen sehen wir Rosenthal's „goldene Mittelstraße" und Querin Endlich's „Schild und Schwert" nicht mehr. — Vielleicht sehen wir nach einer kleinen Weile wieder Eines nicht mehr! — „Blatt um Blatt, Zweig auf Zweig!" — Ungeachtet dieses keineswegs ermunternden Beispiels drängen sich doch die neuen Zeitungsanzeigen immer fort!

Ein hiesiges Blatt bringt die Nachricht, daß Häfner auf freien Fuß gesetzt sei.

Seltsam erscheint es, daß bei dem in Wien so beliebten politischen Tritschtratsch und der Neuigkeitenmanie doch so wenig Details über die Stellung der Verhältnisse in Ungarn bekannt werden. Die Gerüchteausstreuer wagen es nicht mehr der ernsten nackten Wirklichkeit der That entgegenzutreten.

Im Namen aller Derjenigen, die auf den eisglatten Trottoirs bereits schon unwillkürlich und unsanft die Erde geküßt haben, bitten wir die Hausherren um Sand oder Sägespäne! — Wie gut wäre es, wenn jetzt all der Sand, der den Wienern den Sommer hindurch in die Augen gestreut wurde, auf dem spiegelglatten Straßenpflaster liegen möchte.

Die nächste Deputirtenwahl für die konstituirende Reichsversammlung findet in Bruck an der Laitha Statt. — Der frühere Reichstagabgeordnete Fischer hat sein Mandat zurückgelegt. — Die Uebergriffe der ultraradikalen Partei haben allenthalben überall einen so gewaltigen Rückschlag geübt, daß selbst der Liberale mit Bangen jeder neuen Reichstagswahl entgegensieht, und etwas zu konservative Wahlen befürchtet. — Das „Maßhalten" ist in politischen Verhältnissen das Schwerste. —

Nestroy soll eine neue Posse vollendet haben, die nächstens im Karltheater zur Aufführung kommt. Auch ein neues Stück von dem fleißigen Blum steht in Aussicht. —

Die politischen Beamten sollen von nun an im Dienste Uniformen tragen; ebenso die manipulirenden Postbeamten und Gefällen-Angestellte. —

Aus der Zeit.

Frankfurt a. M., 3. Jän. Hr. v. Schmerling ist von seiner Reise nach Olmütz gestern in Frankfurt wieder eingetroffen. Er hatte sofort eine Conferenz mit dem Ministerpräsidenten Heinrich v. Gagern. Wie uns von verläßlicher Seite versichert wird, hat er in dieser Zusammenkunft eine Eröffnung von Seiten des österreichischen Cabinets in Bezug auf das von Hrn. v. Gagern der Nationalversammlung vorgelegte ministerielle Programm mitgetheilt; diese Eröffnung spricht, wie wir vernehmen, auf das bestimmteste aus, daß die Auslegung des Programms des österreichischen Ministeriums vom 27. Nov. eine durchaus irrige sei, wenn man annehmen wolle, daß das österreichische Ministerium durch dieses Programm die Ausscheidung Oesterreichs aus dem innigen Verbande mit Deutschland habe erklären oder auch nur irgend vorbereiten wollen; das österreichische Cabinet beabsichtige in keiner Weise eine Trennung von Deutschland, hege vielmehr den entschiedenen Wunsch, den ausdrücklichen Willen, auch ferner in innigem Verbande mit Deutschland zu verbleiben; das österreichische Cabinet glaube übrigens das Prinzip der Vereinbarung in Bezug auf die neue politische Verfassung Deutschlands, welche von der deutschen Nationalversammlung aufgestellt werden würde, rücksichtlich der deutsch-österreichischen Lande aufrecht erhalten zu müssen und dazu wie die Verpflichtung, so auch das Recht zu haben. Was die Aufnahme anbelangt, welche die österreichische Erklärung in der Nationalversammlung finden dürfte, so würde wohl mit Zuversicht angenommen werden können, daß die Mehrheit der Abgeordneten darauf bedacht sein werde, den Wunsch des österreichischen Cabinets für Fortbestand des innigen Verbandes mit Deutschland auf das kräftigste zu unterstützen, und das Vaterland davor zu bewahren, daß dessen wichtigste Interessen den ideellen Wünschen der unitarischen Partei zum Opfer gebracht würden. Hr. v. Schmerling ist, wie ferner versichert wird, als Bevollmächtigter Oesterreichs bei der deutschen Centralgewalt mit den ausgedehntesten Vollmachten behufs der Unterhandlungen über die Regelung der deutsch-österreichischen Frage versehen.

Paris. Der Clubb-Chef François Simon Bernard stand jüngst vor den Seine-Assisen. Die Staats-Anwaltschaft hatte in ihrer Anklage dreizehn gegen die drei Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft, Religion, Eigenthum und Familie, gerichtete Verbrechen artikulirt. Nachdem ihn der Präsident nach Namen, Stand und Wohnung gefragt, begann Bernard: „Bürger-Präsident:“ Ich habe eine präjudizielle Ausnahme oder einen sogenannten Nullitäts- oder Kompetenz-Grund geltend zu machen. In der gegenwärtigen politischen Regierungsform Frankreichs steht Niemandem das Recht zu, sich um die Versammlungs-Vorträge des souverainen Volks zu kümmern. Das Recht, frei zu sprechen, steht über allen geschriebenen Gesetzen; das Volk hat das Recht, alle nur erdenkliche Fragen und gesellschaftliche Einrichtungen zu besprechen, als da sind: Eigenthum, Familie und alle sonstigen Infamien (wörtlich), die sie enthält. Die Systeme, ich fühle mich glücklich, sie bekämpfen zu können und sie nicht so aufzufassen, wie Ihr, Bürger .....

Präsident: Aber Sie wollten ja eine Rechtsexception vorbringen!

Bernard: Mein Advokat wird die Rechtspunkte erledigen. Ich dagegen —

Präsident: Dann entziehe ich Ihnen das Wort.

Bernard: Und ich, ich entziehe Ihnen meine Gegenwart. (Er setzt den Hut auf und wendet sich dem Ausgange des Saales zu).

Präsident: Sie setzen den Hut auf, nachdem Sie den Gerichtshof und die Jury beschimpften?

Bernard: Wenn Sie mich kennten, würden Sie wissen, daß ich niemals einen Schimpf ertragen würde. Ich habe es schon einmal gesagt, ich gehe fort: ich habe das Recht hierzu.

Präsident: Ja, das haben Sie. Gehen Sie.

Bernard geht ab und der Gerichtshof verurtheilt ihn „in absichtlicher Abwesenheit des Angeklagten“ zu fünfjährigem Gefängniß und 6000 Franken Geldstrafe.

Erfurt, 28. Dec. Heute Morgens 7½ Uhr wurde unsere belagerte Stadt durch einen Kanonenschuß in nicht geringen Schrecken versetzt. Ein Kanonier, der wegen eines Vergehens degradirt worden war, feuerte auf dem ½ Stunde vor der Stadt gelegenen Fort Petersberg eine zwölfpfündige Kanonenkugel auf seine eigene Person ab. Die Kanone hatte noch vom 24. Nov. her die Richtung nach der Stadt, so daß die Kugel in dieselbe flog, einen Theil des Packhofes mit sich fortriß und noch 4 andere Häuser beschädigte; ein Arm des Unglücklichen wurde auf dem Wilhelmsplatze, Kopf und Füße im Stadtgraben aufgefunden, der mittlere Theil des Körpers ist in der Luft zerstoben.

Amusantes.

Gute Antwort. Friedrich der Große ritt einst in Begleitung mehrerer Generäle und des bekannten Quintus Icilius, der damals noch den Titel Hofrath führte, spazieren. Von ungefähr begegnete ihnen ein Geistlicher, der einen schönen Engländer ritt und gut zu Pferde saß. Seh' Er einmal, Quintus, sagte der König, wie der Pfaffe dort auf seinem Engländer stolzirt; reit' Er doch hin und mach' Er ihn etwas demüthig. Quintus ließ sich das nicht zweimal sagen. — Er ritt hin und sagte zu dem Geistlichen:

„Wie, mein Herr, Sie können ein so schönes Pferd reiten, während Ihr Herr und Meister, nur ein bescheidenes Eselein bestiegen?“

„Das würde ich auch gerne thun,“ sagte der witzige Sohn der Kirche, „allein seitdem Se. Majestät alle Esel zu Hofräthen gemacht haben, kann man ja keinen mehr auftreiben.“

Herr F. F. in B. erhielt neulich ein Liebesbriefchen, auf dessen Adresse stand: „Allein zum Erbrechen.“

Auf dem Schilde eines Hühneraugen-Operateurs liest man Folgendes:

„Franz Eidlitz, Heilkundiger der Hühneraugen und Leichdörner mit dem besten Erfolg und ohne der mindesten Schmerzen hervorbringen kann, so zwar, daß jede der beliebigen P. T., welche sich anderer Art bedient haben lassen, zufriedener sein kann, als wie man bei mir sich wirklicher Zufriedenheit wird überzeugen. Er ersucht daher höflichst Diejenigen, welche gesonnen sind, jener Heilkunde Gebrauch zu machen, sich mit derjenigen Adresse gefälligst wenden, oder wenn es beliebt in der Wohnung, welche in der ... Gasse, Nr. 80, rückwärts die Thür rechts ist, wo er alle Samstage den ganzen Tag zu sprechen sein wird.“ —

Eine der vielen sonderbaren Gewohnheiten der Indianer ist das Dhurna oder Trauer-Sitzen, indem sie vor der Thür ihres Klägers oder Gläubigers sich niedersetzen, und durch langes Sitzen und Entbehren sie zu bewegen und zu erweichen suchen.

Bei uns zu Lande möchte mancher arme und bedrängte Schuldner wohl lange und vergeblich vor der Thüre seines Gläubigers sitzen, zumal wenn er das Unglück haben sollte, auf Wechsel verklagt zu sein, auf welchem Fall ihm dann Gelegenheit gegeben werden dürfte, eine andere Art von Dhurna zu sitzen, welche leicht noch länger dauern kann, als jene der bedrängten Indianer.

Einladung
zur
Pränumeration auf die „Gratzer Zeitung“
für das Jahr 1849.

Der Inhalt der Gratzer Zeitung dürfte den Zeiterfordernissen und den Erwartungen der verehrten Leser entsprechen. Wir haben hierbei Alles aufgeboten, um für dieses Organ der Oeffentlichkeit das Vertrauen der Leser zu gewinnen. — Wir wollen aber auch in diesem Streben fortfahren und keine Mühe — keine Kosten scheuen, um durch umfassenden Inhalt immer das Neueste und Interessanteste der Zeit-Ereignisse schnell und verläßlich zu bringen. — Die ausgedehnteste Correspondenz und tüchtige Mitarbeiter stehen uns zur Seite.

Der Gratzer Zeitung wird wie bisher das Provinzial-, Amts- und Intelligenzblatt und dreimal die Woche das belletristische Blatt „der Volksfreund,“ beigegeben.

In die „Sprechhalle,“ welche einen Theil des Intelligenzblattes bildet, und auf welche die Redaktion keinen Einfluß übt, werden gegen Entrichtung der Insertionsgebühr Aufsätze angenommen, welche gegen Sitte und Recht nicht verstoßen. Für dergleichen Aufsätze übernimmt der zu unterfertigende Einsender die Verantwortung.

Die Gratzer Zeitung erscheint wie bisher täglich, mit Ausnahme des Oster- und Pfingstsonntages, des Frohnleichnams- und Christtages, und wird täglich mit der Post an die Orte außer Gratz versendet. — Die billig gestellten

Pränumerations-Preise

für die siebenmal in der Woche erscheinende Gratzer Zeitung sammt Volksfreund sind wie im verflossenen Semester folgende:

a) für Gratz im Zeitungs-Comptoir (Stempfergasse Nr. 142) ganzjährig 16 fl., halbjährig 8 fl., vierteljährig 4 fl. CM. für Zustellung der Zeitung durch Austräger entfällt vierteljährig der Betrag von 40 kr. CM.

b) bei allen Postämtern mit täglicher Zusendung unter Couvert ganzjährig 20 fl., halbjährig 10 fl. CM.

Wir müssen an die verehrten Abnehmer, welche die Zeitung durch die Post zugesendet wünschen, das Ersuchen stellen, die Pränumeration bei den Postämtern möglichst bald einzuleiten, damit die Zusendung der Zeitung vollständig und mit 1. Janner pünctlich erfolgen könne.

Redaction: Schulheim. Firbas.

Verleger der Gratzer Zeitung: Andreas Leykam's Erben.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Freitag den 12. Jänner 1849. **№ 9.** **Vier und dreißigster Jahrgang.**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Hoffnungen und Befürchtungen.

III.

(Fortsetzung.)

In Italien, um das Gleichniß weiter zu verfolgen, ist nicht allein die Monarchie oder das Auffinden eines Königs, wie in Frankreich, nicht unmöglich, sondern es finden sich vielmehr zu diesem Behufe drei Dinastien und die päbstliche Regierung, welche auszuscheiden unmöglich sein würde, weil sie von einer sehr großen Zahl von Partheigängern und fast von der Totalität der Massen aufrecht gehalten wird.

Der König Carl Albert, welcher schon von dem letzten Könige für sich und seine Dinastie die überwiegende Mehrheit von Piemont hatte, dessen Einwohner wohl Reformen aber keine Umwandlung der Monarchie in eine Republik wollten, ist gegenwärtig auf seinem constitutionellen Throne wieder gesichert.

Denn die republikanischen Häuptlinge, mit Ausnahme einiger Wenigen, die ein Stück Militär-Erfahrung erworben hatten, wußten nicht, daß die erste, unerläßliche Eigenschaft eines Partheiführers persönlicher Muth sei, und zwar bei dem Bürgerlichen wie bei dem Kriegsmann. Sie begriffen nicht, daß der jüngste Feldzug für sie die Brücke von Arcole war, wo es galt, die Fahne zu entfalten und sich, an der Spitze der Ihrigen, den Kanonen entgegen zu stürzen. Während der König und Jene, welche sie „die Königlichen“ nannten, dem Tod in's Auge sahen, lungerten sie und die Nichtköniglichen in der Stadt, machinirten Definitiv-Verschwörungen im Kaffeehause, streuten Zwietracht, Eifersucht, Gehässigkeit aus, bildeten zwei Theater-Partheien und wußten sie immer auf solche Weise zu halten, daß Derjenige, welcher die Leitung über sich hatte, im Falle der Noth seine Hände waschen und sagen konnte: „Ich bin nicht schuldig an diesem Blute.“

Ein solches Betragen aber ist heut zu Tage nichts Anderes als das indirecte Eingeständniß, man kenne weder Menschen noch Dinge, noch den Lauf der Welt in welcher dermalen nicht möglich ist „zu sein und nicht zu scheinen“, wo die Ueberlieferung von Mund zu Munde geht, und wo dem Ruf einer Parthei und ihrer Führer nichts so verderblich ist als das „Wollen und nicht Wagen,“ als der Mangel an Kühnheit, welchen man alsbald für Feigheit und „Unterdemhütchenspielen“ erklärt; am schlimmsten aber von Allen, wenn die Wirksamkeit dieser oder jener Parthei sich als eine Folgenreihe verfehlter Versuche darstellt. Eine verfehlte Unternehmung kann sich vor dem Fluche der Lächerlichkeit blos durch Kraft und Kühnheit retten, wie es in Frankreich mit der rothen Republik ergangen ist; eine Parthei, die auf solche Weise fällt, fällt zwar in der That, aber nicht in ihrer Reputazion: es ist ein rühmliches Sterben!

Aus Allem diesem geht hervor, daß Carl Albert, ungeachtet seiner verdienten Mißgeschicke, immer noch einer großen Parthei versichert sein kann, und daß wenigstens in seinem Lande, wenn die allgemeine Stimme zwischen dem König und einem der Wortführer der Republik zu wählen hätten, immer Er der Vorgezogene sein würde.

Derselbe Fall ist auch in Toscana. Kein Mensch würde an Leopold II. Stelle irgend einen dieser Radikalen sehen wollen. Niemand hat mehr als dieser Fürst entschiedene Proben von Güte des Charakters und der Loyalität in Vertretung der italienischen Sache abgelegt. Da aber das sicherste Mittel, Etwas zu scheinen, darin besteht, Etwas zu sein, so trifft das allgemeine Urtheil über Schein und Sein jenes Fürsten überein, und eben darum können immerhin sich noch Krawalle oder Excesse ergeben; gewiß aber wird es nie geschehen, daß der allgemeine Wille sich in dem Wunsche vereinigen sollte, den Großherzog fallen und irgend einen dieser „Volkstribune“ erheben zu sehen. —

Durch Leopold II. sind wir, so zu sagen, von selbst auf die Habsburgsche Dinastie geführt worden, deren Bestand für Italien, ja für Europa eine Nothwendigkeit sein dürfte. Wir wollen aber, um nicht als Wohldiener zu gelten, dieses Thema nicht weiter beleuchten und nur in Kurzem auf die Andeutungen hinweisen, die wir aus Anlaß der dinastischen Frage Frankreich's gegeben haben. Wißt Ihr, was dem Hause Habsburg seine Existenz sichert und sie ihm auch fürderhin sichern wird? — Seine Moralität, die es in der Achtung aller Welt auf eine Vorderstellung anweist und jenes zweideutige Wispern, Achselzucken, Augenblinzeln niederschlägt, mit welchem die scheue Stimme mißbilligender Nationen ihr langsames aber sicheres Urtheil spricht. Die Völker sind endlich so weit gekommen, daß sie über dem Nimbus der Hoheit nicht mehr den Menschen vergessen; begegnen sich nun Erhabenheit der Geburt und Reinheit der bürgerlichen Tugenden in Einer Familie, so stämpelt sich diese im Auge der Nationen mit einem Heiligenscheine, der selbst das frevelndste Beginnen im Zaume hält — und darum wird es sich — mit Gottes Gnade fügen, daß

„Austria Erit In Orbe Ultima.“

Was Pius IX. betrifft, so erscheint die Frage ziemlich complicirt; aber zuletzt ist die Auflösung eben auch keine schwierige.

Vor mehr als 300 Jahren machte Machiavelli an der priesterlichen Regierung das seltsame politische Phänomen ersichtlich, „daß sie Staaten habe und sie nicht vertheidigen, Unterthanen und sie nicht regiere“ — und dennoch hatte diese Regierung einen jahrhundertjährigen Bestand.

Da Alles sein Ende erreichen muß, so mag immerhin zugegeben werden, daß auch diese Regierung enden könne — dem Namen nach (virtualiter) hat selbe auch dermalen geendet; allein bis zur thatsächlichen Beendigung dürfte denn doch ein hübscher Weg sein!

Es stand vielleicht bei Pius IX., die größte moralische Macht der gebildeten Welt zu werden; er konnte Italien retten, den Katholicismus rehabilitiren, die Menschen unter das Joch des religiösen Sinnes durch die süßeste aller Gewalten beugen, nemlich durch die Ueberzeugung seiner Göttlichkeit, seines wohlthätigen Einflußes auf die Geschicke der menschlichen Familie.

Die Welt, erschüttert und profanirt durch den Untergang aller Autorität, alles Glaubens, fühlte endlich das Bedürfniß eines Princips, an welchem sie sich halten könne, eines Mittelpunktes, um welchen es sich sammeln könne und begrüßte mit Jubel, mit neubelebter Hoffnung das Licht, welches vom Vatican aufflammte, das gleich dem Sterne des Heilandes eben-

sowohl den Königen als den Hirten strahlte, den Dienern wie den Herren, den Mächtigen wie den Schwachen, den Gebietern wie den Sclaven, den Glücklichen wie den Bedrängten. Der Welt ward Friede, Eintracht, Versöhnung in Aussicht gestellt; den Schwachen, den Dürftigen ward Schutz gegen die Uebergriffe der Starken und Reichen verheißen; Diesen ward ein Wort des Friedens geflüstert im Namen Derer, welche so lange Bedrückung und Schmach erdulbt hatten, dem gesammten Stamme Adam's ward die Lehre vorgehalten, daß Willkühr dem Thäter wie dem Dulder verderblich ist, daß Ungerechtigkeit auf das Haupt des Ungerechten zurückfällt, daß die Tugend, die Wahrheit, die Gerechtigkeit alle Gesetzbücher ersetzen, alle politische Weisheit umfassen; — und Alles dies ward im Namen des ehrwürdigsten aller Gesetze verkündigt, im Namen der erhebendsten aller Autoritäten, nemlich im Namen des evangelischen Gesetzes und der Autorität des Allmächtigen! —

(Schluß folgt.)

Der Deutsche und sein Kind.

Aus dem Amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

In demselben Momente fuhren die Gäste nach dem ziemlich hörbaren Ausruf herum und natürlich richteten sich dadurch ihre Blicke auf den in der Ecke Sitzenden, dieser aber riß mit einem plötzlichen Ruck beide Hände zurück, saß starr und steif da, zog die Backen ein und preßte dabei die Lippen fest an einander, und schnitt ein so ungemein gleichgültiges und nichtsagendes Gesicht, daß Louise, die solch wunderbare Veränderung mit Blitzesschnelle vor sich gehen sah, in ein lautes Gelächter ausbrach, in das jetzt viele der Umstehenden mit einstimmten.

Der Brauer ließ sich nun allerdings nicht durch solche Kleinigkeit außer Fassung bringen, damit war ihm aber auch für den Augenblick der ganze Anlauf verdorben, und er mußte wohl eine halbe Stunde vorübergehen lassen, ehe er einen neuen Versuch wagen durfte.

Als er zum zweiten Male an das Blech schlug, sah sich Louise allerdings wieder nach ihm um, blieb aber stehen, und des Brauers rasch und seltsam verzerrte Physiognomie, rief ihr eben so rasch die Grübchen in die Wangen zurück, denn sie konnte doch wahrlich nicht ahnen, daß dieses gräuliche Gesichterschneiden irgend einen bedeutsamen Zweck für sich haben sollte. Und dennoch war das so; der Brauer gab sich die nur erdenklichste Mühe, irgend einen mimischen Eindruck auf sie hervorzubringen, sobald er das nur irgendwie unbemerkt thun konnte, und die halbschlauen, halb ängstlichen Seitenblicke, die er dazwischen im Zimmer und besonders nach rechts und links hinüber warf, waren so unwiderstehlich komisch, daß die, zu deren Besten der sonst so ernste Mann all diese Muskelverzerrungen vortrug, endlich in allen Freuden und dem festen Glauben, „der Brauer habe heute einmal einen Schluck über den Durst gethan," ihren Pflegevater darauf aufmerksam machte, und dadurch den ganzen, so schön und pfiffig ausgedachten Plan unseres Bierfabrikanten zerstörte. Wagner setzte sich bald darauf zu ihm, und der Brauer verließ eine Stunde später, höchst ärgerlich auf sich und die ganze Welt, die „City of München."

Dadurch war es den Verbündeten freilich unmöglich geworden, die Tochter gehörig vorzubereiten, um am nächsten Morgen nicht zu viel Zeit zu verlieren. Nichtsdestoweniger trafen sie alle nöthigen Vorkehrungen, und kauften besonders mehre Kleidungsstücke ein, denn Louise sollte unter keiner Bedingung auch nur ein Stück der ihr von Wagner geschenkten Kleidungsstücke mitnehmen; selbst ein Bonnet und das Nöthigste, was sie für den Augenblick brauchte, konnten sie leicht in dem 150 Miles entfernten Louisville bekommen, wo sie genug Zeit behielten, Einkäufe zu machen, während das Dampfboot langsam durch die Schleusen des Canals gelassen wurde.

Der von Schwabe in ängstlicher Ungeduld so sehnlichst herbei gewünschte Morgen brach endlich an, und unten an der Landung waren die Feuerleute und Deckhands des Raritan schon emsig beschäftigt, die Kessel zu heizen und die Verdecke mit unzähligen heraufgeholten Eimern Flußwasser zu scheuern und abzuspühlen. Oben in der fünften Straße öffnete der Barkeeper des deutschen Kaffeehauses die Laden, fegte das Schenkzimmer aus und ging dann an seine gewöhnliche Morgenarbeit, das im Hinterhaus versteckt liegende Spielzimmer nach seinem nächtlichen Besuch zu reinigen und zu lüften und zum nächsten vielleicht schon sehr baldigen Besuch wieder herzurichten, mit welchem Geschäft er selten vor neun oder halb zehn Uhr fertig wurde.

Louise war indessen vorn in der Bar beschäftigt, staubte die Flaschen und Tische ab, spülte und wischte die Gläser aus, breitete neue Servietten auf die verschiedenen Kaffeebretter, füllte die kleinen Flacons mit Staunton Bitters und Pfeffermünzessenz, putzte die blind gewordenen Fensterscheiben und that überhaupt Alles, um die Schenkstube in ihrer gewöhnlichen Sauberkeit und Reinlichkeit zu halten und war so emsig dabei beschäftigt, daß sie gar nicht bemerkte, wie schon ein Mann mehre Minuten lang in der geöffneten Thüre stand und ihrem thätigen Schaffen und Treiben sinnend aber aufmerksam zuschaute.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Ludwig Napoleon Bonaparte.

Der Tod des Herzogs von Reichstadt eröffnet Ludwig Napoleon ein neues Feld, auf welchem er sich auch bald, dann auf diesem, dann auf jenem Steckenpferde, herumtummelt. Er wirft sich nunmehr zum höchsten Träger und Fortsetzer der Napoleonischen Dynastie, der Napoleonischen Ideen auf, und sucht seinen Rechten durch die abenteuerlichsten Unternehmungen Geltung zu verschaffen.

Die erste war das Attentat von Straßburg, welches am 30. October 1836 erfolgte. Dieser tollkühne Streich findet heute vor den Augen der Schmeichler des neuen Gewalthabers nicht bloß Gnade, sondern wird als eine Handlung großer Klugheit gerühmt. Ludwig Napoleon hatte nämlich durch dieselbe gegen die Proscribirung seiner Rechte Protest einlegen wollen.

Wir wollen in kurzen Zügen jenes Ereigniß in das Gedächtniß unserer Leser zurückführen. Es war seit einiger Zeit eine ungewöhnliche Bewegung unter den Napoleoniden bemerkt worden. Der Graf Survilliers war aus America zurückgekommen und hatte sich die Erlaubniß erwirkt, die Hälfte des Jahres auf Gütern, die er in Corsica besaß, zuzubringen. Mehrere Getreue waren nach Arenenberg einberufen worden, andere reisten unaufhörlich zwischen diesem Orte, Straßburg und Paris. Plötzlich brach in Straßburg am 30. October, des Morgens um 4 Uhr, die Verschwörung aus, für welche man den Obersten Vaudrey zu gewinnen gesucht hatte, so wie das 4. Artillerie-Regiment, das er befehligte. Nachdem in der Caserne der als Napoleon verkleidete Ludwig (damals 23 Jahre alt) zum Kaiser unter dem Namen Napoleon II. ausgerufen worden war, ging er zum Präfecten, welcher noch im Bette lag, und zum Commandanten der Stadt, General Voirol, der gleichfalls noch schlief. An der Entschlossenheit des letzteren scheiterte die tolle Unternehmung. Voirol warf in den bittersten Worten Vaudrey seine Treulosigkeit vor, und stieß Ludwig Napoleon zurück, als dieser ihn umarmen wollte. Die Verschwornen hatten sich in dem Geiste des Heeres geirrt, denn nur 200 Mann vom eben erwähnten Artillerie-Regiment wankten, während das 46. Infanterie-Regiment die Aufforderung des Prinzen nicht allein zurückwies, sondern denselben mit seinen Gefährten verhaftete. Der um 4 Uhr Morgens begonnene Aufstand war um 6 Uhr bereits beendigt. Die Entrüstung war allgemein in Straßburg wie in Frankreich. Die Zahl der Verschworenen war so gering und ihre Person so bedeutungslos, daß man nicht begreifen kann, wie selbst Ludwig Napoleon auf so schwache Elemente hin es wagen konnte, die consolidirte Regierung Ludwig Philipp's anzugreifen. Unter den Verhafteten befanden sich unter Anderen der Oberst Parquin, Escadrons-Chef der pariser Municipalgarde, der eben genannte Vaudrey, so wie der Lieutenant Laity, der sich auch jetzt bei der Person Ludwig Napoleons befindet. Das „Journal des Debats" von damals schrieb in Bezug auf diesen Vorfall: „Sie sind gekommen (die Napoleoniden), ihren Einfluß auf unsere Soldaten zu versuchen; sie sind gekommen, unsere Armee mit einem Namen anzugreifen, der an den glänzendsten Ruhm unserer Zeit erinnert, und den sie sich nicht scheuten, verächtlich zu machen und zu den geheimen Intriguen einer Verschwörung und den Gewaltsamkeiten eines hinterlistigen Streiches zu mißbrauchen; sie haben sich unseren Soldaten mit jener Uniform und jenem Hute des Sieges gezeigt, der zu einer anderen Zeit sie dem großen Heerführer überall nachriß. Was haben sie geerntet? Die traurige Berühmtheit von Verschwörern, die ohne Kampf besiegt, ohne Ruhm gefangen wurden und an

der Ergebenheit, welche sie zu verführen suchten, scheiterten." Das war am 2. November des Jahres 1836 die Sprache der „Debats" über den jetzigen Präsidenten der französischen Republik. Durch ein seltsames Zusammentreffen reis'te am Tage des Straßburger Attentats der greise General Bertrand an Bord des Dreimasters „Belisaire" nach Martinique ab.

Der Versuch, die Truppen von ihrem, der bestehenden Ordnung der Dinge geleisteten Eide abzubringen, war übrigens kein vereinzelter. Auch in Vedome fand am 30. October eine Militär-Insurrection Statt, welche trotz ihres republicanischen Charakters auf Rechnung der Umtriebe der Napoleoniden geschrieben wurde. Beachtenswerth ist ein Artikel, der in damaliger Zeit in den amerikanischen Blättern erschien, des Inhaltes: „Alle Prinzen der Familie Bonaparte sind bereit, nach Frankreich zurück zu kehren. So wird Joseph, der sich gewöhnlich zu London aufhält, nöthigen Falls bald in Paris sein, Lucian wird nicht zögern, ihm zu folgen, Ludwig und Hieronymus sind auf dem Continent. Von allen Brüdern hat der Aelteste die heftigste Stimmung gezeigt, als Karl X. nach Schottland gesandt wurde und Ludwig Philipp den Thron einnahm; man hat den von ihm zu jener Zeit veröffentlichten Brief nicht vergessen. Er behauptet, daß der Herzog von Reichstadt, österreichischer Gefangener, auf Frankreichs Thron berufen werden müsse; gleich nach dem Tode des jungen Prinzen verließ er schleunigst Amerika, wo er über zwanzig Jahre sich aufgehalten hatte, und zu London angekommen, sah man ihn häufig Conferenzen mit allen Mitgliedern seiner Familie halten." — Von Parquin, dem bedeutendsten Mitgliede der Verschwörung nach Vaudrey, erzählte man zur Entschuldigung seiner Ergebenheit für die Napoleonische Dynastie Folgendes: Bei einer Musterung Napoleon's stieg ein junger Cavallerie-Lieutenant nach beendigter Inspektion seines Regiments vom Pferde und stellte sich an das Ende der Fronte. Dem Kaiser fiel die stattliche Figur des Officiers auf, dessen martialisches Aussehen durch eine Wunde an der Oberlippe noch erhöht wurde. Der Kaiser fand ihn zum zweiten, dann zum dritten Mal auf seinem Wege. Ungeduldig hierüber, rief er ihm rasch zu: Wer bist du? Was willst du? — Neunundzwanzig Jahre alt, eilf Dienstjahre, eilf Feldzüge, fünf Wunden, einem Marschall das Leben gerettet, und dem Feinde drei Fahnen genommen — ich verlange das Kreuz. Er erhielt es. Es war Charles Parquin, der seitdem seinen Enthusiasmus für Napoleon unverhohlen äußerte. Parquin hatte sich auch dem Prätendenten ohne Hoffnung auf Gewinn angeschlossen, denn er war ein sehr vermögender Mann. Vaudrey war vielmehr ein Glücksritter, der im Jahre 1830 zum Obersten befördert worden, weil er sich seinem Regiments-Chef widersetzt hatte. Man hatte später Mühe gehabt, ihn bei der Armee unterzubringen. Voirol, der Mann, der den Aufstand unterdrückte war einer der ausgezeichnetsten Generäle Frankreichs, ein Mann, der sich als Gouverneur von Algerien die wesentlichsten Verdienste um die Colonie erworben hatte.

(Fortsetzung folgt).

Don Juan von Oesterreich.

Das Nationaltheater an der Wien ist unstreitig, was Novitäten anbelangt, das thätigste Theater in Wien! es sorgt für Mannigfaltigkeit, es sorgt für Abwechslung; wenn diese Mühe nicht immer belohnt wird, wenn jetzt die meistens sehr gelungenen Darstellungen nicht immer jene laute Anerkennung finden, die sie in der That verdienen, so liegen die Ursachen in Begebenheiten, in Verhältnissen, welche die Aufmerksamkeit des Theaterbesuchers nach außenhin gefesselt halten, ihm selbst im Theater die gute Laune verderben, und ihn jener Seelenruhe berauben, ohne welche kein Kunstgenuß möglich ist. Es ist traurig, daß gerade die Theater, die schon früher so hart darnieder lagen, unter dem Drucke der Gegenwart noch mehr leiden.

„Don Juan von Oesterreich." So ist ein fünfaktiges historisches Gemälde betitelt, welches am 9. d. M. im Nationaltheater zum Vortheile des Herrn Lußberger gegeben wurde. Der Verfasser des Stückes ist Casimir Delavigne, ein klangvoller Name, der Bearbeiter Dr. Bärmann. Wir haben es also hier mit keiner stümperhaften Uebersetzung des Herrn Kupelwieser zu thun; das Stück selbst gehört, trotz seiner Mängel, zu den gelungenen Produkten neufranzösischer Schule. Der Benefiziant ist, und das mit Recht, ein sehr beliebtes Mitglied dieser Bühne, die Darstellung war eine in allen Theilen vollkommen befriedigende, und doch war das Haus leer, und doch — o hört, hört — war selbst der Beifall kein den Verdiensten angemessener. Wir finden dieses Ergebniß nur durch jene Ursachen erklärbar, die wir kurz früher angedeutet haben, wir finden darin auch jenen Ausspruch bestätiget, den wir schon in einer früheren Besprechung äußerten, daß man jetzt im Theater nur lachen wolle, da man außer dem Theater Ursachen genug zum Traurigsein hat; — deshalb glauben wir, im Interesse der Direktion zu sprechen, wenn wir ihr die Aufführung mehr ernster Stücke abrathen, und ihr Posse und Lustspiel besonders empfehlen. —

Delavigne hat aus dem Leben „Don Juans von Oesterreich" aus diesem Leben, welches so reich an Abenteuern, so voll romantischer Züge ist, er hat aus diesem Leben des Helden von Lepanto nichts anderes als ein Liebesabenteuer mit einer Jüdin hervorgehoben, und diese Leidenschaft, gepaart mit der Idee der Freiheit, welche unvertilgbar in Juan's Herzen wurzeln, sie sind es, um welche sich die ganze Handlung des Stückes dreht.

Kaiser Carl V. befindet sich bereits im Kloster zu St. Just. Philipp II., dessen Herrschsucht in dem Bruder einen Prätendenten fürchtet, der überdieß noch als Nebenbuhler Juans erscheint, (der Gedanke, daß auch Philipp II. eine Jüdin liebt, ist echt französisch) zwingt ihn in ein Kloster, und sein Erzieher de Quezada bringt ihn nach St. Just, wo sich Carl V., Juans Vater, befindet. Die Art und Weise, wie hier Carl V., um seinen Sohn aus dem Kloster befreien zu können, die eben stattfindende Abtwahl zu seinen eigenen Gunsten betreibt, erinnert ganz an die modernen Wahlumtriebe, und zeugt von dem Leichtsinne des französischen Dichters, der keine Gelegenheit versäumt, um pikant zu sein, wenn auch dabei die Wahrheit in Scherben ginge.

Juan verläßt also das Kloster, und erscheint wieder im Hause der Geliebten, welche von Philipp II. bedroht und verfolgt wird. Im entscheidenden Augenblicke tritt Juan dem Könige, in dem er bisher nur einen Grafen vermuthet, mit entblößtem Schwerte entgegen. Diese Scene, in welcher Juan erfährt, daß sein Nebenbuhler der König sei, so wie jene, in welcher Florinda, um die Gier des Königs zurückzuschrecken, diesem entgegenruft: „Ich bin eine Jüdin!" diese beiden Scenen gehören zu den effektvollsten im ganzen Drama. — Im Augenblicke der höchsten Gefahr, denn Philipp steht auf dem Punkte, seinen Bruder zu vernichten, erscheint Carl als Abt von St. Just, versöhnt die Brüder, trennt Don Juan von Florinda durch einen Machtspruch, und schließt das Stück mit den Worten: „Kommt, ich gehe, um mein Leichenbegängniß zu feiern!"

Diese Inhaltsskizze reicht hin, die Fehler so wie die Vorzüge des Stückes zu enthüllen. Geschichte und Dichtung sind verwebt, die erstere enthält bei diesem Vermischungsprozeß manchen blauen Fleck; Carl V., den Lebensüberdruß und Schwermuth ins Kloster trieben, erscheint hier als ein alter Spaßmacher, Philipp II. als Liebhaber einer Jüdin, verdient in eine Parodie versetzt zu werden, Don Quezada, ehemaliger Geheimsekretär Carl V. und Erzieher Don Juans ist eine komische Figur, man sieht also, wie der Franzose in einem historischen (??) Gemälde mit historischen Charakteren umgeht, und doch ist das Stück spannend, von großer theatralischer Wirkung, und es zeugt von besonderem Geschicke, daß der Verfasser trotz obiger Mängel, doch die Grenze nicht überschritt, jenseits welcher die ganze Handlung ins Lächerliche überginge und aus dem Drama eine Parodie entstehen würde. — Der Dialog ist fließend voll treffender Wahrheiten, die auf unsere Verhältnisse bezogen, nicht unbemerkt blieben.

Gespielt wurde vortrefflich. Hr. Decker Don Juan, Rott Philipp II., Lußberger Carl V., Bretzl Quezada, ferner Frln. Weißbach, diese treffliche Künstlerin als Florinda, Frln. Müller in der Episode als Novize Pedro bildeten ein Ensemble, das in der That wenig zu wünschen übrig ließ; der gespendete Beifall stand an diesem Abende mit den Verdiensten der Mitwirkenden in keinem angemessenen Verhältnisse: das spärlich versammelte Publikum schien unter dem Einflusse sehr ernster Betrachtungen zu stehen, sah es doch in Carl V. auch einen Kaiser, der abgedankt hatte u. s. w.

Br.

K. K. Hof-Operntheater.

Mittwoch, den 10. Jänner, zum ersten Male: „Der Templer und die Jüdin." Große, romantische Oper in drei Akten, nach Walter Scott bearbeitet und in Musik gesetzt von Dr. Heinrich Marschner.

Daß das Dr. vor dem Namen eines Tonkünstlers gesetzt, alsbald einen Musikgelehrten bezeichne, dürfte mit Sicherheit anzunehmen sein, wie auch, daß Musikgelehrter, Pedant, kontrapunktischer Zopf ꝛc. sinonimn mit obiger Bezeichnung sind. Nun, wir brauchen es bei Herrn Dr. Marschner gerade nicht gar so strenge zu nehmen, denn wenn er auch den Contrapunkt im kleinen Finger hat, so zeigt er ihn eben so selten, als den kleinen Finger. Marschner ist ein tüchtiger Meister und die Figurirungen seines Orchesters, so wie seiner Singstimmen beweisen dies. Nur verfällt er häufig in den Fehler, die Singstimmen für Orchesterstimme, zu halten, sie also zu mißbrauchen und sie, nachahmenden Verschlingungen zu Liebe, ihrer Würde zu entkleiden und ein bedeutungsloses Ensemble aus Chor-Solo- und Orchesterstimmen zu bilden. Daß solche polyphonische Stellen, an und für sich betrachtet, die kundige Feder bethätigen, wir gestehen es zu. Kein Opernstyl ist aber dies durchaus nicht, trotz dem C. Weber und nach diesen Spohr als Vorbilder aus jeder Zeile hervorgucken. Diese ewige Ruhe in den Figuren, sowohl oben, als unten im Reiche der Instrumente, zeigt zwar von keiner Lebhaftigkeit und Frische des Styls, entschädigt aber nur schlecht für die Haltlosigkeit und das Undramatische desselben. Die Aufnahme dieser, in Deutschland übrigens längst bekannten und beliebten Oper, war hier eine retograde, d. h. der erste Akt machte Furore und der 2. Akt gefiel weniger, als der erste, so wie auch der 3. Akt am kältesten ließ. Besetzt waren die Parten ausgezeichnet, und dies Wort ist um so mehr hier am Platze, da sogar Künstler ersten Ranges in Episoden, wie Draxler als Comthur und Staudigl als Bruder Tuk, beschäftigt waren. Den Ivanhoe gab Herr Ander mit Wärme und Ausdruck, und wohlthuender Weichheit seiner Stim-

me, die Rebekka Fr. v. Hassell zwar meisterhaft, wie immer, aber die Stimme stellte sich in den Duetten mit Herrn Andee als tonlicher Widerpart heraus. Noch nennen wir die Herren Hölzl (König), Brandes (Wemba, Narr) und Fräul. Kronfuß, als in ihren Nebenparten, so gut, wie möglich wirkend. Die Szenerie, wie auch das Costüme erfreuten sich der Anerkennung des zahlreich versammelten Auditoriums. —l.—

Wiener Signale.

Die Eisenbahnunglücke sind jetzt à jour — wir wollen hoffen, daß man über alle vorgekommenen Nachlässigkeiten mit Nachdruck die Untersuchungen pflegen wird.

Morgen oder Uebermorgen geht im Nationaltheater der „Zauberschleier“ über die Breter.

Der oder das „Lloyd“ zeigt es jetzt selber an, daß die Zahl der Diebstähle täglich zunehme.

Die ungarischen Gefangenen werden im Falle der Tauglichkeit zum Militär assentirt, ansonsten aber in ihre Heimath abgeschoben.

Ein Wiener Correspondent der Gratzer Zeitung zeichnet sich dadurch aus, daß er in jeder Correspondenz von Verhaftungen oder Verhören der Deputirten in Kremsier spricht. Als ein besonderes Kennzeichen an ihm geben wir an, daß er für ein Octroieren schwärmt.

Die Nachrichten aus Kremsier nehmen die ganze Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch. An allen Orten werden über den Antrag des Abgeordneten Pinkas die verschiedensten Ansichten geäußert. Wenn man den jetzt auf einmal überaus lautgewordenen konservativen, und selbst offen reaktionären Bier- und Kaffeehauspolitikern Glauben schenken dürfte, so hätte der Reichstag keine besondere Sympathien für sich. Wir wollen nicht glauben, daß Oesterreich schon seinem ersten konstitutionellen Reichstag wenig Vertrauen schenkt! Das wäre ein übles Anzeichen von der politischen Bildung; und möchte keine heitere Aussicht für eine schöne Zukunft geben! —

Die stürmische Zeit der letzten Monate des Jahres 1848 hatten die Equipagen in Wien selten, und die Fiaker verdrießlich gemacht. — Die Wiener entwöhnten sich, immerwährend den Wagen aus dem Wege zu laufen. Um so schwerer wird es uns jetzt, da das Straßenpflaster so eisglatt ist. Wir ersuchen dem schnellen Fahren energisch Einhalt zu thun! —

Auch auf der Bastei haben sich noch unausstehliche Ueberbleibseln unserer vorsündfluthlichen Zeit erhalten. Wenn man früher an diesen Orten so zudringlich led von Kindern angebettelt wurde, so duldete man schweigend, und ließ sich die Kreuzer erpressen! — Nachdem jedoch die Ordnung wieder hergestellt, und das Gesetz Kraft erhalten hat, bitten wir um Abstellung dieses doch so in die Augen springenden Uebel's. —

Die abenteuerlichen Gerüchte geheimer Klubbs, die in Kellern u. s. f. Versammlungen halten, sind nach und nach wieder aus der Rede gekommen. Es scheint doch, daß man selbst in den radikalsten Schichten zur Einsicht eines so tollen Schrittes, wie der eines Kravalls unter den jetzigen Verhältnissen ist, vollkommen gelangte. Wir wünschen dringend, daß sich überhaupt die Gemüther von dem Leidenschaftlichen beruhigen möchten. —

Vorgestern wurde keine „Ost-deutsche Post“ ausgegeben, und den Abonnenten auf Zurückleitung des Abonnentengeldes bezugnehmende Worte gesagt. Wir hoffen daß diese Nachricht auf einem Mißverständnisse von Seite derjenigen, die sie verbreitet haben, beruht.

Nach der Presse soll ein Herr Ritter v. Zalesky Unterrichtsmeister werden.

Die deutsche Angelegenheit hat hier leider viele Sympathien durch unrichtiges Verständniß der Sachlage verloren. Auch gibt man sich von mancher Seite viele Mühe, die traurigen Erinnerungen des Jahres 1805 und 1809 aufzufrischen! — O Politik, der es so sehr an Politik fehlt!

Von der neuen politischen Verwaltungsorganisation, von der doch vor Neujahr so bedeutend und allgemein die Rede war, hört man wieder nichts. Ist der Plan auf Hindernisse gestoßen?! Das bekannte Dekret des Grafen Stadion an die Gouverneure über die Stellung der Beamten findet in der „Presse“ einen gewandten kräftigen Gegner, der, wenn uns nicht unser Auge täuscht, von einem großen Theile der allgemeinen Meinung getragen wird. —

Provinz-Signale.

Prag, 6. Jan. Seit kurzem hört man wieder Gerüchte von Unzufriedenheit unter den Kattundruckern und sonstigen Arbeitern, die die eintretende strenge Kälte und die durch die Ereignisse hervorgerufene Noth fortwährend anschürt. Wir hoffen, daß die Umsicht des Bürgermeisters und des Stadtverordneten-Collegiums diese Zerwürfnisse ausgleichen werde. Ld.

Reichenberg, 5. Jan. Heute nur wenige Worte, sie melden aber ein großes Unglück! Unsern biedern, allgemein hochgeehrten Carl Herzig hat heute Vormittag ein schrecklicher Tod unter den einstürzenden Trümmern seiner brennenden Fabrik in Grünwald ereilt. Man spricht auch noch von mehreren andern Menschen, die hierbei ihr Leben verloren, und gibt die Zahl der Verunglückten verschieden an, die höchste nennt deren acht. Die Fabrik gerieth schon zeitlich früh heute in Brand. Herr Herzig soll beim Eintritt in ein Gewölbe zu ebener Erde, welches von den einstürzenden Mauern durchbrochen wurde, verschüttet worden sein.

Er befand sich, mit Urlaub von Kremsier vor etwa 14 Tagen angenommen, in unserer Mitte und wollte in kurzer Frist wieder als Reichstagsabgeordneter zurückkehren. Das Bedauern, die laute Klage über sein unglückliches Loos erfüllt die ganze Gegend. Ld.

Triest am 7. Jänner. Heute kam ein neapolitanischer Kriegsdampfer hier an, mit einem Obersten an Bord, nach dessen Ankunft sogleich Couriere nach Wien und Mailand abgingen.

Amüsantes.

Ein junger Mann und sein Vater kommen zu einer Gerichtsperson, um einen Kontrakt zu unterzeichnen; der Sohn wird befragt:

„Sind Sie 21 Jahr alt?“

„Ja, Sir!“ war die Antwort; „hier ist mein Geburtsschein.“

„Ganz recht.“ Sich zum Vater wendend, fragte der Protokollführer ebenfalls: „Sie sind 21 Jahre alt?“

„Ich sollte denken, ja, ich werde doch auf alle Fälle so alt sein, wie mein Sohn.“

„Wo ist der Beweis, Ihr Taufschein?“

„Den habe ich nicht mitgebracht.“

„So kann ich den Kontrakt nicht ausfertigen. Kommen Sie wieder und bringen Sie den Schein mit.“

In einem Intelligenzblatte stand wörtlich: „Zu einer großen Landwirthschaft wird unter sehr guten Bedingnissen ein Individuum gesucht, welches Alles übersieht.“

Ein Kaufmann sollte den Taufzettel seiner Tochter unterschreiben; er unterzeichnete: Peter Robert & Co.

Verkaufs-Anzeige. Da dem Unterzeichneten durch Verhältnisse die Hände gebunden sind, seine Wirthschaft weiter fortzuführen, so ist derselbe entschlossen, sie aus freier Hand zu verkaufen. N. N.

Bei der Militär-Bekleidungs-Kommission in ** machte Jemand den Vorschlag, daß, zur Ersparung der Kosten, die Cavallerie nur einen Sporn tragen möge, da wenn das Pferd von der einen Seite gespornt würde, die andere Seite von selbst mitlaufe.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Samstag den 13. Jänner 1849. №10. Vier und dreißigster Jahrgang.

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Hoffnungen und Befürchtungen.

III.

(Schluß.)

So war die Stellung Pius IX., die Versöhnung schien ihn zur herrlichsten aller Sendungen berufen zu haben, und demgemäß gestaltete sich auch das Urtheil, welches die ganze Welt sich von dem, durch ihn angebahnten Werke gebildet hatte.

Doch ach — eine bittere Erfahrung hat uns neuerdings gelehrt, daß die Wege des Ewigen dem menschlichen Sinne unerforschlich sind.

Pius IX. hat kürzlich seiner Macht über die Geschicke des Menschen entsagt, die er ursprünglich mit so liebevollem Herzen übernommen hatte.

Doch wir wollen gerecht sein; warum hat er entsagt? Weil er neben dem Gewebe jener Parthei, welche die Fahne des Wiedererstehens Italiens aufgepflanzt hatte, indem sie Unabhängigkeit, Reformen verlangte und jenen Fürsten zujauchzte, die sich willfährig dafür zeigten, eine andere Parthei sich erheben sah, welche weder Frieden noch Unterhandlung mit irgend einer bestehenden Macht wollte, sondern auf deren Ruinen ein neues Gebäude aufzuführen anstrebte!

Doch nein; er sah sie nicht sich erheben, er sah dies nur mit den Augen Anderer, denen es darum zu thun war, ihn zu erschrecken und ihm Das als eine mächtige Parthei darzustellen, was im Grunde nichts als eine kläglich winzige Kameraderie war.

Diese Elenden wußten ein zartes Gewissen zu überrumpeln, ihm dort Gefahr zu zeigen, wo Rettung bevorstand, Gift für Arzenei zu biethen. Sie verriethen dergestalt den Retter Italiens, welcher vielleicht ein Retter der ganzen Menschheit werden konnte! Welcher der Lohn, der Sold eines solchen Werkes der Finsterniß gewesen sei, wird hiernieden schwer zu ergründen sein; gewiß aber steht es bereits mit ehernem Griffel eingeschrieben im Buche der ewigen Vergeltung!

Wenn das Ansehen des Papstthums und die Beständigkeit seiner irdischen Herrschaft darunter gelitten hat, so sind doch beide weit davon entfernt, vernichtet zu sein und in keiner Stadt wird schwerer als in Rom sich die republikanische Form behaupten können.

Rom bedarf des Papstes nöthiger als der Papst Rom's benöthigt, und ehe die Einheit des Kirchenstaates gebrochen werden kann, würden Rechnungen mit Mächten abgeschloßen werden müßen, denen die Provinzen des Patrimoniumus St. Peter wohl nicht gewachsen sein würden.

Man vergeße nie, daß man, um über sich zu verfügen, stark und zahlreich sein muß; eine Nation von 20—30 Millionen wird stets ihren eigenen Weg gehen; ein Volk von 2—3 wird sich hingegen immer nach Andern zu richten haben.—

Von allen italienischen Souveränen sollte man den König von Neapel als Denjenigen betrachten, welcher am leichtesten zu beseitigen wäre, um seinem Untergange eine republikanische Verwaltung folgen zu machen. Und dennoch hat er nicht nur die Terraferma unterworfen, sondern auch die Unabhängigkeit Siciliens dergestalt in Frage gebracht, daß die Antwort schwerlich zu seinen Ungunsten ausfallen wird. Was vermochte also gegen ihn — ich will nicht sagen: die Parthei der Republik, sondern jene der Billigkeit, des guten Glaubens, der Humanität?

Um eine geordnete und bewaffnete Macht niederzuwerfen, müssen ihr Ordnung und Bewaffnung wenigstens ebenbürtig gegenüberstehen — dann entscheidet sich allenfalls ein rascher Sieg! Indessen giebt es zu diesem Zwecke auch noch einen andern Weg, länger aber sicherer: Moralische Gewalt; eine einstimmige, wohlgeleitete und zur rechten Zeit geoffenbarte öffentliche Meinung!

Das erste dieser Mittel steht der republikanischen Parthei nicht zu Gebote, das zweite weiß sie nicht zu benützen oder vielmehr es kennt die Manier dabei nicht, da ihm die Massen nicht günstig sind; und da nun König Ferdinand mit seinem Heere weder Widerstand noch moralischen Gegendruck vorfand, so ward es ihm leicht, 8 Millionen zu bewältigen.

Kommen wir nun auf die Vergleichung Italiens mit Frankreich zurück, so ersehen wir leicht, daß Ersteres keineswegs wie dies in Verlegenheit ist, Könige zu finden! Leicht stellt sich's heraus, ob in Italien die republikanische Form nützlich, ja, ob sie möglich sei, ob überhaupt Italien sich auch nur den Gedanken beifallen lassen könne: die Republik passe zu seinem politischen und socialen Zustande, sei also die ihm „gebührende“ Verwaltungsform!

Man braucht nach diesen Prämissen in Italien die Republik weder zu hassen, noch zu fürchten, noch zu bekämpfen, weil sie unmöglich ist und Niemand etwas Unmögliches bekämpft, haßt oder fürchtet.

Zu fürchten aber, zu bekämpfen und zu hassen ist für Italien und für alle Nationen der Welt jene Brut von Abentheurern, die, weil sie weder durch Bildung, noch durch Größe des Geistes oder Charakters, noch durch Muth oder andere mächtige Gaben sich eine Stellung zu verschaffen im Stande sind, sich einen Namen und eine Subsistenz zu gewinnen suchen, indem sie die verwerflichen Tendenzen des Volkes aufstacheln, der Menge schmeicheln und ihre Begriffe verwirren; Menschen, die, weil sie nicht durch Vernunft und Charakter zu siegen vermögen, durch schmähliche Umtriebe, Treulosigkeit und Sophisterei durchzudringen trachten, die, weil sie nichts Besseres zu sagen wißen als Andere, sich darauf verlegen, mehr als Andere zu schwatzen und den großen Haufen durch das unträgliche Mittel tönender Schlagworte und trügerischer Phrasen zu blenden, durch Uebertreibungen die Wahrheit zu umnebeln die unter dem Deckmantel der Freiheit die republikanische Fratze verbergen, welche sie stets bereit halten und bei jeder Kleinigkeit in ein Zetergeschrei ausbrechen, daß jenes heilige Gut gefährdet sei und zu Grunde gehe!

Diese nun sind es, nicht die Befürchtung der Republik, welche man hassen und bekämpfen muß; denn wie allerwärts, und nur von ihrer gänzlichen Unterdrückung ist Heilung für die schweren Wunden der Gegenwart zu hoffen. Diese Hoffnung nun wollen wir zustreben mit unseren besten Kräften — denn erst durch ihre Verwirklichung wird der Weltfriede wieder allmählig eine Möglichkeit werden!

N. d'A.

Der Deutsche und sein Kind.

Aus dem Amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Dem armen Mädchen gingen aber auch gar viele trübe und ernste Gedanken im Kopf herum — war nicht, wie ihr Mrs. Wagner gesagt, ihr Vater gekommen, und wollte er sie nicht ihrer jetzigen liebgewonnenen Heimath entreißen, um sie einer andern — wie ihre Pflegeeltern sagten — traurigen und freudlosen Existenz entgegen zu führen? war sie gezwungen ihm zu folgen, oder durfte sie bleiben, wenn sie ihm verweigert wurde? — Ja — durfte sie in dem Fall wirklich bleiben, oder zwang sie die kindliche Pflicht, dem zu folgen, der von der Natur das erste heiligste Recht auf sie erhalten hatte? Ach, wer half ihr aus diesen Zweifeln, welcher redliche Freund rieth ihr, was sie thun, was sie meiden sollte? —

„Louise!" sagte da eine leise — zärtliche Stimme, — „mein Kind — meine Tochter." —

Und Louise, als sie die bekannten Laute hörte, fuhr zusammen, daß ein Glas, an welchem sie gerade putzte, ihrer Hand entfiel und auf dem Boden klirrend zerbrach. Blitzesschnell fuhr sie herum, vor ihr aber stand, die Arme freundlich und liebend nach ihr ausgestreckt — ihr Vater. Das arme Kind wurde todtenbleich, zitterte an allen Gliedern und vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen; Schwabe aber ergriff ihre Hand, zog die kaum Widerstrebende langsam an sich und flüsterte, indem er ihr liebkosend die Haare aus der Stirn strich:

„Mein Kind — mein liebes, gutes Kind, nicht wahr, jetzt läßt du mich nicht wieder allein zu Deiner Mutter zurückkehren? der bräche das Herz darüber; nein, jetzt, jetzt verläßt du mich nicht wieder, jetzt bleiben wir beisammen, und Du, nicht wahr, meine gute Louise, Du gehst mit mir zu Deiner Mutter nach Louisiana?"

„Aber wird mich Missis Wagner fortlassen?" murmelte in Angst und Unentschlossenheit das arme Mädchen — „wird sie —"

„Das sind böse Menschen, die Dich Deinen Eltern vorenthalten wollen," drängte der Vater — „Du bist in dem Hause hier auch nicht gut aufgehoben, der Brauer hat mir Alles erzählt. Doch davon später, jetzt drängt die Zeit, in wenigen Minuten geht das Dampfboot ab — die Ketten sind schon eingenommen, es hängt nur noch an einem einzigen Tau und wartet auf uns."

„Jetzt?" rief Louise erschreckt, und suchte ihren Arm frei zu machen — „jetzt soll ich fort — heimlich fliehen?"

„In die Arme Deiner Eltern sollst Du, Louise — zu den Deinigen, die Dich auf den Händen tragen und für Dich sorgen werden, wie sie es sich schon so lange Jahre gewünscht."

„Und ohne Abschied sollte ich fort von meinen Eltern, fort aus diesem Hause?" bat, immer ängstlicher werdend, die Arme — „Niemand ist hier im Laden — sie haben mich wie ihr Kind behandelt — sie haben mich lieb und ich — ich —"

Ein starkes Klopfen an den Fensterscheiben schreckte sie wieder empor und gleich darauf steckte ein kleiner Negerbursche den Wollkopf in die noch offene Thüre herein und rief mit seiner feinen, piepigen Stimme: „Kapitän geht, Massa — haben schon steam 'nausgelassen, soviel — Wagner steht an der Ecke."

„Siehst Du, mein Kind — es ist alles vorbereitet," flüsterte der Vater und zog die Tochter der Thüre zu, „in wenigen Minuten können wir auf dem Dampfboote, in fünf Tagen kannst Du in den Armen und an dem Herzen Deiner Mutter sein — komm, komm, Louise!"

„Heiliger Gott! ich kann und darf ja doch nicht wie ein Dieb hier aus dem Hause entfliehen, das mir so lange Jahre Schutz und Nahrung gegeben — ich möchte schon mit Ihnen gehen, Vater, aber — so, so nicht, so auf keinen Fall."

„Louise — mein Kind!" bat noch einmal der Vater, und die Heftigkeit seiner Gefühle drohte ihm die Stimme zu ersticken — „Du wirst und darfst mich nicht allein zu Deiner Mutter zurückkehren lassen — Du mußt mit mir gehen — ich befehle es Dir als Dein Vater."

„Um Gottes Willen, Vater! Sie zerdrücken mir den Arm — ich darf wahrhaftig nicht fort."

„Holla da! wer will Dich zwingen?" rief plötzlich eine rauhe, finstere Stimme, und Wagner, noch im Morgenkostüm, mit verschlafenen Augen und hoch aufsträubenden Haaren, trat in die Thüre, wo er — sobald er sah, daß Schwabe bei seinem Erscheinen den Arm der Tochter fast unwillkürlich losließ und sich rasch nach ihm umwandte, stehen blieb, und mit höhnischem Tone in seiner Rede fortfuhr. „So, Sir — also ordentlich Versteckens wird gespielt, um denen, die uns das eigene Kind lange und schwere Jahre hindurch gepflegt und erzogen, dieses, wenn man nachher anfängt seine Freude daran zu haben, förmlich zu rauben und zu stehlen? — da werde ich wohl am Besten thun, wenn ich gleich auf's Gericht gehe und die saubere Bescherrung anzeige — ich bin Bürger hier und will doch einmal sehen, ob mich das Gesetz nicht in meinem Eigenthum schützen wird."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Franz Xaver Sinöler.

Die Leser der „Wiener-Zeitschrift" werden sich dieses Namens vielleicht entsinnen; wir hatten schon einige Male Gelegenheit, von dem seltenen mechanischen Talente, und von den merkwürdigen Erfindungen dieses Mannes zu sprechen; in den jüngsten Tagen wurde dieses Namens auch bei viel ernsterer Gelegenheit erwähnt, Herr Sinöler war nämlich wegen der Aufsicht, welche er in den Oktobertagen über den Barrikadenbau führte, zu mehrjähriger Schanzarbeit verurtheilt, wurde jedoch vollkommen begnadiget.

Wenn wir also jetzt abermals von diesem Manne sprechen, so geschieht dieß darum, weil es uns tief in der Seele schmerzt, ein so seltenes, so offen ausgesprochenes Talent unbenützt dahin siechen zu sehen, weil wir mit Bedauern den Kampf sehen, in dem es sich abmüht, der harten Zeit eine Krume Brodes abzuringen, während stupide, unbrauchbare Personagen sich wohlversorgt in Anstellungen mästen. Wenn wir abermals von diesem Manne sprechen, so geschieht dieß darum, weil wir uns schämen, und es für Pflicht halten, diese Schande aller Welt bekannt zu geben, daß es den Anschein hat, als ob es im ganzen österreichischen Staate kein Plätzchen gäbe, um einem solchen Talente einen angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen, ja wir schämen uns, weil wir auch in diesem Falle die Erfahrung machten, daß so wie früher auch jetzt noch das Prophetenthum im Vaterlande keine goldenen Früchte trägt.

Sinöler, ein Schlesier von Geburt, kam in frühester Jugend nach Triest, wo er die nautische Akademie besuchte, um sich der Schifffahrt zu widmen; diese Beschäftigung scheint ihn nicht gefesselt zu haben, denn wir finden ihn hierauf in Rom, wo er bei Canova und Torwaldsen die Bildhauerkunst studirt, sich aber nebenbei mit Musik und besonders mit Akustik beschäftiget, was mit nicht geringem Erfolge geschehen sein mag, da er später sowohl im Theater S. Carlo in Neapel und im Fenice-Theater in Venedig als Virtuos auf der Pedalharfe engagirt war, und an diesem Instrumente auch bedeutende Verbesserungen machte. Daß ein so lebhafter Geist nach Abwechselung und Reisen sich sehnt, liegt in seiner Eigenthümlichkeit; Sinöler erhielt bei der deutschen Gelehrtenmission eine Stelle als Pflanzen- und Landschaftszeichner, er durchreiste Griechenland, den ganzen Orient, Persien bis Delhi, Ostindien, Syrien, Malta, Isola leone, ganz Spanien, Portugal, Frankreich, Deutschland, ferner Rußland bis hinter Tobolsk u. s. w., seine verschiedenen deutschen Kunstinstituten gelieferten Zeichnungen dürften Kunstliebhabern nicht unbekannt sein. Eine besondere Frucht dieser Reisen ist ein plastisches Modellen-Kabinet der berühmtesten Gebäude und Kirchen, welche er im verkleinerten Maßstabe (1/100 der natürlichen Größe) aus Holz verfertigte, und welches er nun zur Schau stellt.

Die Erfindungen Sinöler's, welche er theils wirklich ausgeführt, theils in Modellen besitzt, sind folgende:

1) Ein mechanisches Gehwerk, als Ersatz für Dampfmaschinen, deren Kraft es ersetzt, ohne so gefährlich wie sie zu sein. Ist anzuwenden bei Eisenbahnen, Schifffahrten, und seiner besondern Billigkeit wegen selbst in kleineren Fabriken.

2) Eine mechanische Compositions-Vorrichtung beim Fortepiano, wo beim Spielen zugleich die gespielten Noten abgedruckt werden.

3) Eine Vorrichtung, um Kanäle und Teiche zu vertiefen, zu entgrasen und zu entschleimen.

4) Ein Handwurzelreißer, um Waldungen fruchtbar zu machen.

5) Eine Ackermaschine, um blos mit Menschenkraft einen dreifachen Flächeninhalt in derselben Zeit wie mit Rossen aufzuackern.
6) Einen Schneeschorrpflug. Für Eisenbahnen und Fahrstraßen.
7) Ein Heizapparat durch Benützung einer Oehllampenflamme. Für kleinere Wohnungen und für Reisende.
8) Die k. k. priv. Rettungsmaschine. Ist bei Feuersgefahren, Bauten, beim Weißen und Anstreichen hoher Gegenstände u. s. w. zu verwenden.
9) Eine ganz eigenthümlich konstruirte Pedalharfe.
10) Papierrollen-Harmonie.
11) Ein Fagott, um die Physharmonika zu ersetzen. Besonders bei Serenaden und Kirchenmusiken verwendbar.
12) Eine Wäschpresse, welche von 30 bis 500 Stück Wäsche preßt, ohne daß man nöthig hat sie auszuwinden. Sie erspart Zeit und schont die Wäsche.
13) Eine Vorrichtung, um das Violon ganz leicht und richtig mit Klappen spielen zu können.
14) Ein Mittel, um Farben auf der Palette und auf der Leinwand jahrelang frisch zu erhalten.
15) Eine mechanische Vorrichtung, welche an Fahrwagen angebracht, die Entfernung mißt, welche der Wagen bei etwaiger Bewegung zurückgelegt.
16) Ein Höhenmesser.
17) Ein auf Rädern beweglicher Telegraph. Durch 4 Farben liefert er 64 Zeichen, durch 8 Ziffern 256 Zeichen ohne alle Irrung. Die Maschine steigt auf 15 Klafter Höhe, das Zeichengeben wird von unten mittelst einer Schnur bewerkstelliget.
18) Eine bewegliche fertige Fahrbrücke, die in 5 — 10 Minuten die Verbindung so herstellt, daß die größten Lasten überführt werden können. Die Brücke kann auf jedem der Ufer nach Belieben aufgezogen, und fort transportirt werden.
19) Ein beweglicher, fertiger Observationsthurm. Eine einzelne Person erhöht mehre Personen um 12 Klafter mit der größten Schnelligkeit und Sicherheit.
20) Eine Flachs-Brech- und Hechel-Maschine, welche den Flachs seidenähnlich ausarbeitet und täglich dreißig Mal mehr liefert, als die gewöhnlichen Vorrichtungen.

Bei der Menge und Mannigfaltigkeit dieser Erfindungen fällt es gleich ins Auge, daß nicht alle gemeinnützig, daß nicht alle einen gleich praktischen Werth haben, nichts desto weniger zeugen sie aber von dem Fleiße, von langjährigen Erfahrungen und von den ausgebreiteten Kenntnissen ihres Erfinders, und man kann nicht umhin, einem solchen Manne vollkommene Achtung zu zollen und ihm das Wort zu sprechen.

Wir ersuchen daher befreundete Redaktionen, von diesen Zeilen gefälligst Notiz zu nehmen, um die Aufmerksamkeit auf einen Mann zu lenken, der bisher vielleicht nur deshalb unbekannt geblieben, weil er nicht zu jenen Auserwählten gehört, die es verstehen, Kratzfüße und Bücklinge so zu machen, daß man ihnen unmöglich eine einflußreiche Verwendung versagen kann. Br.

Ludwig Napoleon Bonaparte.

(Fortsetzung).

Die Regierung hatte ein solches Zutrauen zu der öffentlichen Meinung gefaßt, daß sie die Schuldigen nicht vor ein Kriegsgericht stellte, sondern sie vor die Assisen verweisen ließ. Indessen entzog sie den Prätendenten der gewöhnlichen Jurisdiction und bereits am 13. November stand im „Moniteur" zu lesen: „Den Ansichten des Königs gemäß ist Napoleon Ludwig Bonaparte aus dem Arresthause zu Straßburg, wo er verhaftet war, am 10. November abgeführt worden, um an Bord eines Staatsschiffes nach Amerika gebracht zu werden." Der „Courrier français" schrieb in Bezug hierauf: „Der junge Napoleon hat sein Wort gegeben, nichts mehr gegen die jetzige Dynastie zu versuchen, und mehrere Mitglieder seiner Familie haben sich für sein Wort verbürgt." Als aber die Mitschuldigen des Prätendenten vor ihren Richtern erschienen, nahmen die Geschwornen als das Volk das Recht in Anspruch, von welchem der König Gebrauch gemacht, und begnadigten sie gleichfalls durch fast einstimmige Freisprechung.

Schon im nächsten Jahre suchte Ludwig Napoleon in der Krankheit seiner Mutter einen Vorwand, um nach Europa heimzukehren. Als die Königin Hortense aber am 5. October 1837 gestorben war, fand sich der Prinz dennoch nicht veranlaßt, nach Amerika zurück zu reisen, und als Ludwig Philipp auf seiner Ausweisung aus der Schweiz bestand, verließ er dieselbe mit der Erklärung, er wolle um seinetwillen ein Land nicht in einen Krieg verwickeln, das ihm die Gastfreiheit geschenkt, und begab sich nach England. Hier schrieb er seine „Idées Napoléoniennes", deren Inhalt gerade aus den letzten Ereignissen seine größte Bedeutung schöpft. Der Kaiser Napoleon wurde in dieser Schrift als der Vollzieher des letzten Willens der französischen Revolution bezeichnet, dessen Pflicht und Sendung es gewesen, die Herrschaft des Gesetzes wieder herzustellen, die Verschiedenheit auszusöhnen, welche jene große Umwälzung in der Gesellschaft verursacht, die Rechte des Bauers zu begründen und seine Lage zu verbessern, die Fabriken zu beschützen, kurz, eine Regierung zu gründen, welche die demokratischen Neigungen der Franzosen berücksichtigen sollte, während sie für sich selbst die Autorität behielt, die erforderlich ist, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und den Staat zu regieren. Frankreich sei im Jahre 1789 demokratisch geworden, es sei aber schwer, in irgend einem europäischen Staate an eine Republik zu denken ohne Aristokratie. Ferner meinte der Verfasser: obschon aristokratische Regierungen am besten ohne Oberhaupt bestehen und in einer republikanischen Form große Thaten verrichten können, so verlange eine demokratische Gesellschaft doch nothwendig, durch eine erbliche Regierung einer Familie vertreten zu werden, deren Interessen mit denen des Volkes innig verwachsen seien und die im Stande, jene Beständigkeit und Kraft zu verleihen, welche der Demokratie nicht inne wohne. Das sei der Grund, warum das französische Volk mit drei und einer halben Million Stimmen Napoleon im Jahre 1804 die erbliche Kaiserwürde übertragen habe. Diese Kundgebung des Volkswillens ist die Grundlage, auf welcher die Bonaparte die Hoffnungen und die Ansprüche ihrer Dynastie schon damals begründeten. Sie brüsteten sich damit, daß diese Dynastie selber aus dem Herzen des Volkes hervorging, und daß sie allein aufrecht und populär blieb, während seit sechzig Jahren jede andere Regierung von den Franzosen selber über den Haufen geworfen wurde; von Sympathie aber zwischen dem Volke und ihrem Namen leiteten sie es her, daß selbst ihre Irrthümer und Fehler bei der Nation Nachsicht fanden, während jede Handlung eines weniger populären Geschlechtes eine harte und feindselige Deutung fand. Von diesem Grundplane ausgehend, behauptete Ludwig Napoleon, daß Freiheit und Friede die zwei großen Elemente seien, durch welche die Plane der kaiserlichen Regierung in Erfüllung gehen sollten. Der Prinz behauptete ferner, daß keine andere Gewalt der Ausübung des unbedingten politischen Stimmrechtes günstiger sein könnte, weil sie dem allgemeinen Stimmrechte der Nation ihren Ursprung schuldig sei und ihre Stärke nicht in den Ueberbleibseln der Aristokratie liege, wie der Heinrich's V., oder in den oberen und mittleren Classen, wie die der Orleans, sondern in den Massen des Volkes und in den Bewohnern des Landes mehr, als in denen der Städte — eine Behauptung, welche sich in der That als wunderbar begründet erwiesen hat. — Der Prinz erklärte sich übrigens für einen aufrichtigen Freund des Friedens, gegründet auf die gemeinsamen Interessen der Nationen, und für einen Gegner jener Conflikte, welche oft aus Feindseligkeiten rivaler Fürsten und Dynastieen entstehen, zum größten Nachtheile der europäischen Familie.

Eine verständigere Sprache läßt sich kaum wünschen; leider zeigen uns die Unternehmungen von Straßburg und Boulogne, daß der Prinz nur der unverantwortliche Herausgeber dieser Ideen war. Die eben erwähnte Schrift sollte als Einleitung zur Boulogner Komödie dienen, welche am 6. August des Jahres 1840 aufgeführt wurde. (Fortsetzung folgt).

Wiener Signale.

Beim Josefstädter Theater wird den allenfalls erkrankenden Mitgliedern keine Gage ausbezahlt. Solche Bedingungen in Kontrakten müssen wir gelinde gesagt, als sehr inhuman erklären.

Man bemerkt seit einiger Zeit unter den Kindern eine Art von Blatternepidemie.

Der § 1 der Grundrechte wurde aus dem Grundrechte in den zweiten Theil der Verfassung verwiesen.

Dr. Kattmayer wurde zum Oberst-Feldarzt ernannt.

Das neueste Armeebülletin (14) meldet eine förmliche Niederlage des unter Meszaros gestandenen ungarischen Armeecorps.

Die sogenannte Schleiertaxe, welche die Israeliten in Niederösterreich bei Vermählungen bisher bezahlen mußten, ist aufgehoben.

Im Carltheater wurde vorgestern das Scribe'sche Lustspiel: „Der Puff" zum ersten Male aufgeführt und mit ziemlichem Beifall aufgenommen.

Eine kleine Zahl begüterter Männer und Frauen beabsichtigt, sich zu vereinigen, und den aus dem Kampfe für die Sache der österreichischen Monarchie zurückgekehrten Kriegern, welche durch erhaltene Wunden und Verstümmlungen unfähig geworden sind, ihren Lebensunterhalt zu verdienen und ruhige Asyle zu bereiten. Die Aufsicht der einzelnen Institute soll würdigen Offizieren, Gefährten der Veteranen, übertragen werden. Schon hat ein Menschenfreund, Besitzer einer Herrschaft in der Nähe Wiens, erklärt, zu diesem Zwecke ein jetzt unbenütztes Gebäude zu widmen, in welchem 60 Invaliden mit Bequemlichkeiten untergebracht werden können. Es wäre zu wünschen, daß dieses treffliche Unternehmen hinreichende Unterstützung finden möchte.

Bei der Wahl eines Abgeordneten für die Frankfurter Nationalversammlung wurde in Gumpendorf an die Stelle des abgetretenen Deputirten Herrn Karavan. Doktor Klasseck gewählt. Auf Herrn Herzig fiel als Stellvertreter die Wahl. Es sollen sich bei der Wahl über 64 Wahlmänner betheiligt haben.

Allgemeine Entrüstung erregt das neuerliche Schußattentat, welches beim rothen Hause auf die Patrouille geschah. Wir können die Unglücklichen, welche sich zu so sinnlosen und verabscheuungswürdigen Handlungen durch ihren Haß verleiten lassen, nur bedauern. Eine solche ungezügelte, willenbrechende Leidenschaft verdient die strenge Strafe der Gerechtigkeit.

Die Cholera hat sich, das Militärspital ausgenommen, noch nicht gezeigt. — Es soll bis jetzt nur noch Ein ernster Brechdurchfall in Wien vorgekommen sein. Wir hoffen nicht, daß ein plötzlicher Wechsel der Witterung Nachtheil bringen wird.

Nach dem Ausweise der Verstorbenen, Getrauten und Gebornen in Wien für 1848 stellt sich heraus, daß sowohl weniger Personen im Jahre 1848 getraut worden als auch geboren und gestorben sind, wie im Jahre 1847. Lungenübel haben über 3000 hinweggerafft. An Altersschwäche starben über 1000. Die nahmhafte Anzahl von 80 todtgebornen Kindern erscheint als eine üble Folge des Schreckens und der Aufregung des Jahres 1848.

In neuester Zeit häufen sich wieder die Eisenbahnunfälle. Auch hört man in den Zeitungen viele Klagen über die Unregelmäßigkeit der Ankunft und Abfahrt der Eisenbahntrains. Wo bleiben denn die Vorzüge der Eisenbahnen, wenn ihre Expedition nicht leicht, sicher, schnell und präcis sein kann?!

Die Gaben für die k. k. Armee in Ungarn mehren sich täglich. Fürst Windischgrätz spricht in einer eigenen Kundmachung für die ganze Armee in chevaleresker Weise seinen herzlichsten Dank für diese schönen patriotischen Spenden aus.

Die Handelskammern scheinen Institute zu werden, welche bald unter den Männern der Industrie zur vollen Popularität gelangen dürften. Der n. öst. Gewerbeverein entwickelt eine lobenswerthe, energische Thätigkeit für die Wahlen.

Der bekannte südslavische Dichter Wuk-Stefanowitsch bereitet ein sehr bedeutendes sprachliches Nationalwerk zum Drucke vor, welches einen neuen Beitrag zum Aufschwung der slavischen Literatur liefern soll.

Schusella's wohlgetroffenes Porträt ist in den hiesigen Kunsthandlungen erschienen. Es führt das ehrliche, echtdeutsche Motto: Herzlich und herzhaft.

Baron Dietrich soll, einem Gerüchte nach, das Nationaltheater an der Wien übernehmen.

Provinz-Signale.

Prag. Der Herr Unterstaatssekretär Helfert sollte einen Abänderungs-Vorschlag zu dem Commissionsentwurfe der Grundrechte vorlegen. Dieser fiel so aus, daß die konstitutionelle Zeitung ganz einfach sagt: „daß jeder Böhme bedauern soll, Helfert zum Landsmann zu haben." — Dr. Strobach wurde abermals als Deputirter gewählt.

Aus Mailand wird vom 3. d. gemeldet, daß Montecuccoli bereits die Einleitung getroffen habe, daß die lombard. venet. Provinzen auf Grundlage des im Ministerprogramm ausgesprochenen Grundsatzes: „eines einigen Oesterreichs" den österr. Reichstag beschicken.

Treviso. Die Lagunen sind heuer seit einigen vierzig Jahren wieder zugefroren, so daß die Eisdecke Geschütze vom schwersten Kaliber ertragen kann. Alle Anstalten sind zum Sturme auf die Inselstadt vorbereitet, und so dürften die k. k. Truppen demnächst ihren Einzug in Venedig halten. In dem Kantonement von Mestre und Umgebung sind bedeutende Erkrankungen unter der Mannschaft eingerissen.

Aus der Zeit.

Berlin. Sämmtliche Abgeordnete der Nationalversammlung, welche die letzte Katastrophe derselben mitgemacht, haben ihre Bildnisse anfertigen und lithographiren lassen, und sich dieselben gegenseitig als Neujahrsgeschenke verehrt, so daß man im Hause eines jeden von ihnen künftig die ganze Galerie der Leidensgefährten antreffen wird. In dieser Kategorie läßt es sich mehr und mehr mit den Mitgliedern der Versammlung an, denn bald werden Alle, welche am Steuerverweigerungsbeschluße thatsächlichen Antheil genommen haben, davon zu erzählen wissen.

Leipzig. Der französische Reisende Hommaire de Hell ist in Teheran am Typhusfieber gestorben; er war durch eine Reise in der Krim und den umliegenden Städten bekannt, und wurde von Salvandy in den Orient geschickt, wozu er vielleicht nicht alle erforderlichen Kenntnisse hatte, aber er war doch ein ernsthafter und beobachtender Mann, und im Ganzen einer der besten unter den vielen Reisenden, welche die französische Regierung oft so leichtsinnig ausgeschickt hat.

Konstantinopel, 23. Dec. In der vorigen Woche hat man den Grundstein zu einer neuen, für Kinder armer Aeltern bestimmten Schule gelegt. Es ist die durch ihren Wohlthätigkeitssinn bekannte Sultanin-Mutter, welche diese Schule in der Nähe des Grabes des Sultans Mahmud erbauen läßt.

Smyrna. Von Aidin ist die Nachricht hier eingetroffen, daß es den dortigen Behörden gelungen ist, den berüchtigten Räuberchef Sari-Oglu, welcher seit vier Jahren bereits die Landstraßen unsicher machte, nebst drei seiner Spießgesellen nach einem hartnäckigen Kampfe zu tödten. Die Räuber hatten sich in einem Hause verschanzt und erst nach einem 21 stündigen Kampfe, in welchem fünf Soldaten getödtet und verwundet wurden, und nachdem den Hauptmann eine Kugel getroffen hatte, konnte man das Haus erobern.

Amüsantes.

Die Universität zu Pedantria stellt folgende Preisaufgaben:

1) Wie viel Pfund wog Herkules Keule?
2) Aus welchem Holze war das Faß des Diogenes?
3) An welcher Hand hat Diomedes die Venus verwundet?
4) Welchen Namen führte Achill, da er als Mädchen verkleidet zu Skyros unter den Töchtern des Lykomedes lebte?
5) Wie oft hat sich Cicero während des Vortrages seiner Rede für den Roscius Amerinus geräuspert

Bei einer Auction geriethen die Trödler vor Eröffnung derselben in einen Streit, der zu Thätlichkeiten überging — da trat der Auctionator ein und rief mit kräftiger Stimme: „Wie kann man hier zuschlagen, bevor ich da bin!"

Als in *** das Haus des Rathsdieners eingestürzt war und man nicht gleich eine neue Wohnung für ihn hatte, decretirte der Hochweise Rath: „Besagter Rathsdiener soll vorläufig theilweise bei den guten Bürgern unserer Stadt einquartirt werden."

Ein Reisender wurde mittelst des Nachtzettels in dem Gasthofe befragt: Wessen Glaubens? und er schrieb zur Antwort: Ein Ungläubiger, da ich nichts glaube, sondern Alles, was ich für wahr halte, als Ueberzeugung anerkenne.

Wie trefflich manche Romanenschreiber zu stylisiren wissen, kann man unter andern in einem neueren Romane lesen. Es heißt wörtlich in demselben: „Wohin wollet ihr hin, sprach ihn der Eremit von hinten an."

Bei der Copulation eines Schusters, der sechs Weiber gehabt hatte und sich mit dem siebenten trauen ließ, wählte der Geistliche zur Traurede folgenden Text: „Aus sechs Trübsalen hat Dich der Herr errettet und in dem siebenten wird Dich kein Unfall treffen."

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Josefsthaler Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Dienstag den 16. Jänner 1849. | № 11. | Vier und dreißigster Jahrgang.

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Der Deutsche und sein Kind.

Aus dem Amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

„Wagner," murmelte Schwabe, und hielt noch immer den finsteren Blick auf sein Kind geheftet, das, keiner weiteren Bewegung fähig, jetzt, da sich sein Schicksal entschieden, an dem Schenktisch lehnte und weinte, als ob ihm das Herz brechen wollte — „Wagner, möge Gott Dir verzeihen, daß Du den Eltern das Kind verweigerst — die Summe, die Du verlangst, bin ich aber, das weißt Du recht gut, nicht im Stande zu bezahlen; Du weißt aber auch, daß Du die Summe nicht verdienst, daß mein Kind mehr für Dich gearbeitet, als das Wenige beträgt, was sie verzehrt und womit sie sich gekleidet. Gott nur sieht den Menschen in's Herz, ihm werden auch die Mittel bekannt sein, die Du angewandt, sein junges Blut gegen mich zu kehren. Daß ich mein Kind heimlich mit mir fortnehmen wollte, leugne ich nicht, und hättest Du es verhindert, so würde mich das arg geschmerzt haben, aber — es weigert sich selber, mitzugehen — es will von seinen Eltern Nichts mehr wissen, und das ist hart, das hatte ich nicht erwartet, und das thut auch recht weh, weher, als mir je ein Wort von Dir thun konnte, Wagner. So lebt denn hier Alle recht wohl — ich kehre nun wieder nach Cincinnati zurück, Dir aber, mein Kind, meine Louise" — und die herausquellenden Thränen machten seine Worte fast unverständlich — „Dir wünsch ich, daß Du nie fühlen, nie ahnen mögest, welchen Schmerz Du Deinen armen Eltern bereitet, die, Gott ist mein Zeuge, nur durch ihre Lage gezwungen, Dich so lange fremden Händen zu überlassen — lebe wohl, und möge Gott Dich segnen, ich kann nicht böse auf Dich sein. Aber halt, hier, das hat mir Deine Mutter für Dich gegeben, ich hatte einmal geglaubt, ich würde es nicht abzuliefern brauchen — gut so, es hat so sein sollen — Deine arme Mutter."

Er ging auf die Tochter zu, legte ein kleines Paket neben sie auf den Schenktisch, drückte sie dann noch einmal rasch und heftig in die Arme, einen Kuß auf ihre Stirn und verließ, ehe Louise kaum wußte daß er sie losgelassen, das Schenkzimmer, vor dem eben wieder, jetzt aber mit breitem Erstaunen in den dunklen Zügen, das Gesicht des Negerknaben aufgetaucht war.

Wie er nach Mainstreet und in den dort harrenden Wagen kam, wußte er nicht — in eine Ecke gedrückt, die Hände krampfhaft gegen das Gesicht gepreßt, fühlte er nur, wie die leichte Gig blitzesschnell mit ihm die steile Straße hinunterrasselte, und bald darauf vor dem wild schnaubenden und keuchenden Dampfboot hielt; dort aber kam er erst wieder zur Besinnung als der hier harrende Brauer den Kutschenschlag aufriß und ganz verblüfft stehen blieb, als er den Freund allein zurückkehren sah. Hier war aber nicht lange Zeit mehr zum Besinnen, der ungeduldige Ruf des Capitains, der nun mit ganz außergewöhnlicher Gefälligkeit bis jetzt gewartet, trieb ihn an Bord —

„Sie wollte nicht mit!" rief der arme Vater nun trauernd dem Freunde zu, riß sich von diesem, der ihn noch zurückhalten wollte, los, sprang an Bord und keuchend und puffend drängte der Dampfer rückwärts in den Strom hinein, und warf die aufgerüttelten Wellen hinauf an das eben verlassene Ufer. In der Mitte des Stromes hielt die Maschine einen Augenblick und das Fahrzeug trieb eine kurze Strecke mit der Strömung hinunter, schwenkte dann nach der Seite hinüber, kehrte den Bug gen Westen und schoß blitzesschnell davon, während das eine mächtige Sternrad schäumende und zischende Wassermassen hinter sich hinaus schleuderte.

Und Louise? —

Das arme Mädchen war kaum im Stande, den Tag über ihre Geschäfte zu besorgen; das Hirn brannte ihr fieberhaft, und ihr war es, als ob sie fortwährend in einem Traume wandle, aus dem sie jeden Augenblick erwachen müsse. Ihr Vater? — das war ihr Vater gewesen, der sie hatte mitnehmen, zur Mutter mitnehmen wollen — ihr lebte eine Mutter, aber weit von hier, eine Mutter, die sie vielleicht lieb hatte, die ihrer harrte und sie? O wie dem armen Kind die Pulse flogen, wie seine Augen glühten und schmerzten. Sie konnte sich kaum noch aufrecht halten und Wagner, dem ihr verändertes Aussehen auffiel, schickte sie heute schon mit Dunkelwerden auf ihre Kammer.

Hier angelangt, wollte sie sich gleich aufs Bett werfen, da fiel ihr das kleine Paket in die Augen, das ihr der Vater heute beim Abschied gegeben, sie zündete sich ihr Lämpchen an und bei dem matten Schein desselben öffnete sie den Faden, der es umschlossen hielt — Ha — ein kleines Bild blitzte ihr entgegen und ein dicht zusammengefaltetes Briefchen glitt heraus und vor ihre Füße nieder. Das Bild? — das, das müßte ihre Mutter sein — ihre Mutter die sie mit den treuen blauen Augen so freundlich anlächelte — und diese Augen — mußten die sich nicht mit Thränen, mit heißen, schmerzlichen Thränen füllen, wenn der Vater, ohne das Kind zurückkehrte, und der Mutter sagte — daß die Tochter — Nichts von ihr wissen wolle — daß sie sich geweigert habe, ihm zu folgen?

Sie stützte den Kopf in die Hand und betrachtete lange und sinnend die theuern Züge, zu denen sie als Kind liebend emporgeschaut und den Namen „Mutter" hinaufgelispelt hatte. Ihre Augen füllten sich mit Thränen — da fiel ihr Blick auf das zusammengefaltete Blatt, sie hob es auf und entfaltete es.

„Mein liebes Kind", lauteten die Zeilen — „ich kann zwar nicht selber schreiben, denn erstens hab' ichs nie gelernt, und dann bin ich jetzt auch recht krank und schwach, aus Sehnsucht dich zu sehn, unser Barkeeper hat mir aber den Gefallen gethan, und die paar Zeilen aufgesetzt. Hätt ich schreiben gekonnt, ach wie oft hätt ich an Dich, Du liebes Kind, geschrieben. Doch nun schadet es Nichts mehr — nun kommst Du bald zu uns, und dann soll uns Nichts auf der weiten Welt mehr trennen. Ach Du glaubst gar nicht, wie ich mich nach Dir sehne, ich glaube ich stürbe, wenn ich Dich nicht bald in meine Arme schließen könnte. Ich habe dich wohl recht lange ohne Nachricht von mir gelassen, aber nicht wahr — Du bist Deiner Mutter nicht böse darüber ach ich will Dich ja jetzt so lieb dafür haben. Das dabei ist mein Bild — es ist recht ähnlich — ich habe ihm tausend Küsse für Dich gegeben — es mag sie Dir wieder geben, bis ich Dich selbst an's Herz drücken kann. Aber jetzt lebe recht wohl — recht wohl meine liebe

Tochter und möge Dich Gott recht bald und recht gesund in meine Arme führen. Es grüßt und küßt Dich viel hundert tausendmal

Deine Mutter."

Louise saß lange, lange auf ihrem Bett und starrte auf den Brief nieder; — wieder und wieder überflog sie die Zeilen, preßte sich die fieberheiße Stirn zwischen die kleinen kalten Hände und blieb dann auf's Neue in dem Inhalt dieser, mit bitterem Vorwurf an ihr Herz dringenden Worte verloren. Endlich brach sich der nicht länger dämmbare Schmerz Bahn — sie ergriff das Bild, preßte es unter einem heißen Thränenstrom an die Lippen und sank dann, mit dem leise und schluchzend hervorgerufenen Wehelaut „zu spät — zu spät, — nun ist Alles vorbei und ich habe die Mutter auf ewig verloren!" auf ihr Lager zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton

Ludwig Napoleon Bonaparte.

(Fortsetzung).

An demselben Tage langten in Paris zwei telegraphische Depeschen folgenden Inhalts an: „Boulogne, 6. August, 8½ Uhr Morgens. Der Unterpräfect an den Herrn Minister des Innern. Ludwig Bonaparte hat so eben einen Versuch auf Boulogne gemacht. Er wird verfolgt, und schon sind mehrere der Seinigen verhaftet." — „Boulogne, 9½ Uhr Morgens. Der Unterpräfect an den Herrn Minister des Innern. Ludwig Bonaparte ist verhaftet. Er ist so eben ins Schloß gebracht worden, wo er gut bewahrt werden wird. Das Benehmen der Bevölkerung, der Nationalgarde und der Linientruppen ist bewunderungswerth gewesen." „Galignani's Messenger" brachte die ersten Einzelheiten mit dem Bemerken der Prinz müsse toll sein. Am 8. August erschien in ministeriellen Zeitungen der officielle Bericht des Unterpräfecten von Boulogne, welcher im Wesentlichen lautet: „Boulogne, 6. August, Abends. Ludwig Napoleon und sein Gefolge scheinen diesen Morgen um 3 oder 4 Uhr zu Wimereux, einem kleinen, eine Meile von der Stadt Boulogne gelegenen Hafen, durch das englische Paketboot „City of Edinburgh" ausgeschifft worden zu sein, das sich hierauf auf der Rhede von Boulogne vor Anker gelegt hat. Sie haben sich vor Allem eines Douanier-Posten bemächtigt, welchen sie zwangen sie nach der Stadt zu führen. Auf dem Marsche haben sie Halt gemacht, um zu trinken, und sind gegen 5 Uhr in der Militär-Caserne angekommen; dort haben sie, unterstützt durch einen Lieutenant vom 48. Regiment, sich bestrebt, die Soldaten hinzureißen, die auf die Stimme ihres tapfern und ergebenen commandirenden Capitäns, sämmtlich in der Richtschnur der Pflicht beharrten. In dem Augenblicke, wo der Capitän in die Mitte seiner Soldaten zu dringen und zu reden suchte, richtete Ludwig Bonaparte ein Pistol auf ihn, dessen Kugel einem Grenadier in den Hals drang; man fürchtete für sein Leben. Aus der Caserne zurückgewiesen, wollten Ludwig Bonaparte und etwa 30 Mann Offiziere und Soldaten, die ihn begleiteten, die Stadt durchziehen, indem sie Proclamationen verbreiteten und Geld vertheilten. Sie nahmen ihre Richtung nach der oberen Stadt, und als sie vor der Unterpräfectur angekommen waren, rückte ich gegen sie und forderte sie im Namen des Königs auf, sich zu nennen und ihre Fahne niederzulegen. Sie machten einen Augenblick Halt, aber Ludwig Napoleon befahl ihnen, mich zurück zu treiben, worauf ich mich zum Stadtposten begab, wo die Nationalgarde sich versammelte. Ich marschirte an der Spitze einiger Mannschaft nach der Napoleon-Säule, wohin sich die Insurgenten begeben hatten, nachdem sie vergebens versucht, in die obere Stadt zu dringen. Dieselben flohen beim Anblicke unserer Colonne. Bald wurden Ludwig Bonaparte und seine Helfershelfer umzingelt, von allen Seiten verfolgt und mehrere zu Gefangenen gemacht. Indessen wollte der Prinz mit einigen Anderen ein letztes Mittel der Rettung versuchen und durch Schwimmen die Boote erreichen; allein der Hafen-Capitän wachte, und ihrer sieben, unter welcher Zahl Ludwig Bonaparte war, wurden durch ihn verhaftet und auf das Schloß gebracht. Zwei Insurgenten sind umgekommen, der Eine durch Ertrinken (er ist unbekannt), der Andere, Herr Faure, Unter-Militär-Intendant, durch einen Flintenschuß. Zwei sind verwundet; ein Pole durch einen Flintenschuß in der Schulter, er mußte amputirt werden, und sein Zustand ist verzweifelt; der Andere, der Oberst Voisin, durch zwei Kugeln in der Lende und in der Brust." Das Dampfboot, auf welchem Napoleon gelandet war, wurde mit Beschlag belegt. Man fand auf demselben neun Pferde, zwei Equipagen und einen lebenden Adler. Die Zahl der mit Napoleon Verhafteten betrug 52, unter welchen sich der General Montholon und der in der Straßburger Emeute bereits genannte Parquin befanden.

Charakteristisch und für unsere Zeit noch immer vom größten Interesse ist das Decret, welches Ludwig Napoleon erlassen hatte, und zwar des Inhalts:

„Der Prinz Napoleon decretirt im Namen des französischen Volkes, was folgt: Die Dynastie der Bourbonen von Orleans hat zu regieren aufgehört. — Das französische Volk ist wieder in seine Rechte getreten. — Die Truppen sind des Eides der Treue entbunden. — Pairskammer und die Deputirtenkammer sind aufgelöst. — Ein National-Congreß wird gleich bei der Ankunft des Prinzen Napoleon zu Paris zusammen berufen werden. — Herr Thiers, Präsident des Conseils, wird zum Präsidenten der provisorischen Regierung zu Paris ernannt. Der Marschall Clauzel wird zum Ober-Befehlshaber der zu Paris versammelten Truppen ernannt. — Der General Pajol behält das Commando der ersten Militär-Division. — Alle Corps-Chef, die nicht auf der Stelle diesen Befehlen nachkommen werden, sollen entsetzt werden. — Alle Officiere, Unterofficiere und Soldaten, die kraftvoll ihre Sympathien für die Nationalsache zeigen werden, sollen auf eine eclatante Weise im Namen des Vaterlandes belohnt werden. Gott schütze Frankreich!

„(Unterz.) Napoleon."

Die Proclamation des Prinzen an das französische Volk lautete:

„Franzosen! Die Asche des Kaisers wird neugeboren nach Frankreich zurückkehren. Die Manen des großen Mannes sollen nicht durch unreine und heuchlerische Ehrerbietung besudelt werden. Ruhm und Freiheit müssen frei stehen neben dem Sarge von Napoleon, während die Verräther an ihrem Lande verschwunden sind. Obwohl aus meiner Heimat verbannt, würde ich nicht klagen, wäre ich der einzige Leidende; aber Frankreichs Ehre und Ruhm sind mit mir verbannt, und, Franzosen, sie sollen mit mir zurückkehren. An diesem Tage, wie vor drei Jahren, komme ich, um mich der Sache des Volkes zu weihen. Obwohl der Zufall mich in Straßburg scheitern ließ, so bewies die Jury im Elsaß doch, daß ich mich nicht betrogen hatte. Was haben Eure jetzigen Beherrscher gethan, um Eure Liebe zu verdienen? Sie versprachen Euch Frieden, und sie erregten den Bürgerkrieg und den verderblichen Krieg in Africa. Sie versprachen Euch eine Abgaben-Verminderung, und dennoch genügt alles Gold, das Ihr besitzt, nicht zur Sättigung ihrer Habgier. Sie versprachen Euch eine geradsinnige Regierung, und sie regieren bloß durch Bestechung. Sie versprachen Euch Freiheit, und sie beschützen nichts als Privilegien und Mißbräuche. Kurz, sie versprachen gewissenhafte Vertheidigung unserer Interessen; aber sie haben unsere Ehre verkauft, unsere Rechte Preis gegeben und unsere Interessen verrathen. Es ist Zeit, daß so viele Unbilden ihr Ende finden, es ist Zeit, sie zur Rechenschaft zu ziehen über alles, was sie diesem Frankreich zugefügt haben, das im Jahre 1830 so groß, so hochherzig, so einstimmig war. Ackerbauer! sie haben Euch während einer Zeit des Friedens mit schwereren Abgaben belastet, als Napoleon während einer Zeit des Krieges erhob. Fabricanten und Kaufleute! Eure Interessen sind den Forderungen der Ausländer hingeopfert, sie verwenden das Geld zur Bestechung, das der Kaiser dazu brauchte, Eure Bestrebungen zu ermuthigen und Euch zu bereichern. Endlich, Ihr alle, Ihr arbeitenden und armen Classen, die in Frankreich die Bewahrer jeder edlen Gesinnung sind, erinnert Euch, daß aus Euch Napoleon seine Lieutenants, seine Marschalle, seine Minister, seine Fürsten, seine Freunde wählte. Unterstützt mich durch Eueren Beistand und zeigt der Welt, daß weder Ihr, noch ich ausgeartet sind. Ich hegte, gleich Euch, die Hoffnung, daß wir ohne eine Revolution den schlimmen Einfluß der Gewalt hemmen können; aber diese Hoffnung ist jetzt dahin. Während zehn Jahre haben zehn Ministerwechsel Statt gehabt — sollte aber das Cabinet auch noch zehn Mal geändert werden, so würden dennoch die Leiden und das Elend des Landes unverändert sein. Wenn ein Mann die Ehre hat an der Spitze eines solchen Volkes, wie die Franzosen, zu stehen, so gibt es nur ein unfehlbares Mittel, große Handlungen zu vollbringen, und dieses besteht darin, daß man den Willen hat. In Frankreich ist gegenwärtig nur Unordnung und Gewaltthat auf der einen, und Zügellosigkeit auf der andern Seite. Mein Wunsch geht dahin, Ordnung und Freiheit herzustellen. Ich wünsche mich mit allen, die im Lande hervorragen, ohne Ausnahme zu umgeben und dadurch, daß ich bloß auf den Willen und die Interessen der großen Masse des Volkes fuße, ein Gebäude zu errichten, das nie erschüttert werden kann. Ich wünsche Frankreich aufrichtige Bedürfnisse, dauerhaften Frieden zu geben und es nicht in alle Gefahren eines allgemeinen Krieges hineinzuschleudern. Franzosen! Ich sehe in der Ferne eine glänzende Zukunft für unser Land. Ich fühle, daß ich den Schatten des Kaiser hinter mir habe, der mich vorwärts zu gehen drängt, und ich werde nicht Halt machen, bis ich den Degen von Austerlitz wieder aufnehmen kann, bis ich die Adler wieder auf unsere Fahnen gesetzt und dem Volke seine Rechte zurückgegeben habe. Es lebe Frankreich!"

(Schluß folgt).

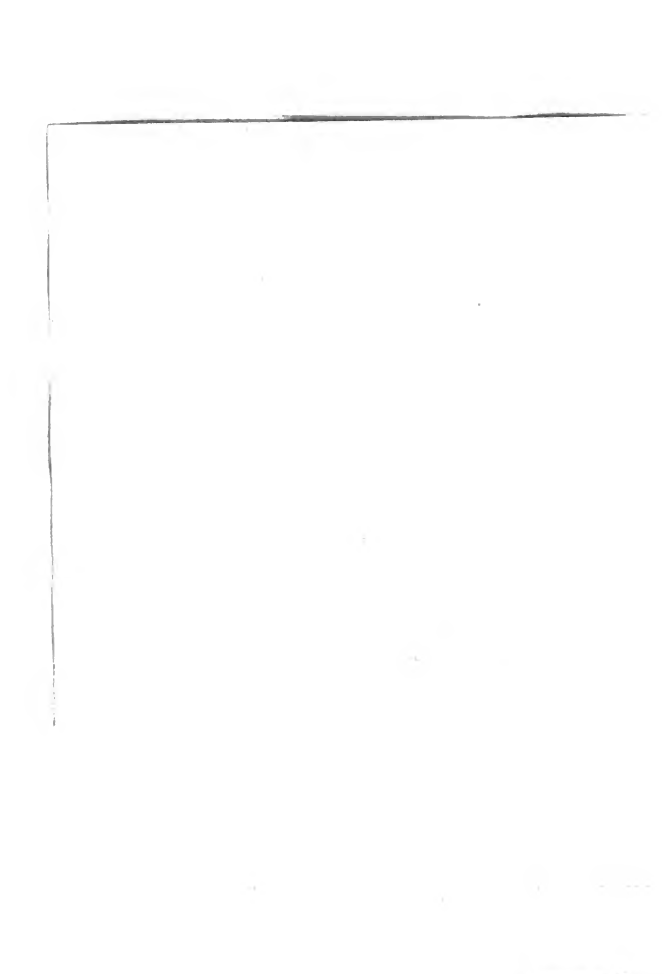
Ein Wiener Früchtl.

Jeder, der Wien kennt, wird sich unter der Benennung: „Ein Wiener Früchtl" einen jungen Menschen vorstellen, der oberflächlich gebildet, leichtsinnig, lebenslustig, heute als Lord den Volksgarten und Morgen als Marquis den Sperl besucht, einen jener feschen, gemüthlichen oder geckenhaften Pflastertreter, die spornbegabt über



WIENER MODEN.

Toilette von F Bohlinger Kohlmarkt N.



den Graben schlendern, dem lieben Herrgott den Tag abstehlen, das Geld ihres Vaters vergeuden, der eben so gut der Besitzer eines Hauses, ein überreicher Metzger, ein vermöglicher Greisler oder gar ein wohlhabender Träger oder Packer auf der k. k. Hauptmaut sein kann. Ein Wiener Früchtl macht Flausen, erzeugt tolle Streiche, verschwendet, hält sich eine Maitresse, kann in Paris und in London gewesen sein, besitzt eine oberflächliche Bildung, ja er kann sogar aufgeblasen, eitel, hochfahrend sein, kurz ein Wiener Früchtl kann Alles sein, nur kein roher, ungeschliffener ganz gemeiner Kerl, und ein solcher ist der Herr Pepi, den uns Herr Anton Langer als Wiener Früchtl, in einer gleichnamigen Posse im Josefstädter Theater am 13. d. M. vorführte.

Herr Anton Langer ist ein Wiener und sollte doch wissen, daß ein „Wiener Früchtl“ etwas ganz anderes ist, als ein sogenannter „Hackerbub“ oder „Kappelbub.“ Herr Anton Langer sollte wissen, oder doch wenigstens ahnen, daß wenn es schon widerlich ist, einen so hagelsgroben, ungeschliffenen, rohen, vierschrötigen Bengel Witze reißen und Reflexionen machen zu sehen, daß es dann ganz und gar empörend ist, wenn ein solcher Hackerbub ein Komplet singt von Mißtrauensvota, wenn Mitglieder der Linken lächerlich gemacht werden. Ist es noch nicht genug, daß man diese Partei der Kammer durch die Gossen gewisser Journale schleppte, will man sie nun auch noch in die Pfützen unserer Lokalpossen tauchen? Ist es noch nicht genug, daß die Characterlosigkeit sich über sie hergeworfen hatte, gedenkt nun noch die Unwissenheit und offen ausgesprochene Talentlosigkeit sich über sie lustig zu machen?

Ich frage einen Jeden, der so unglücklich war, die Anton Langer'schen Plattheiten und Dummheiten mit anhören zu müssen, ob sich nicht die höchste Indignation seiner bemeistert hat, so oft uns dieser Kloake von Rohheiten und Gemeinheiten irgend eine politische Anspielung aufgetaucht ist? Um's Himmels Willen! laßt die Politik aus dem Spiele! ihr seid keine Franzosen, Ochsen können nicht mit Blumen tändeln, nehmt euere böhmisch sprechenden Hausmeister, nehmt euere wuchernden Juden, euere Harfenisten, Fiaker, schneidet sie nach den zwanzigjährigen Chablonen zu, und peitscht sie über die Breter, aber nur keine Politik, denn diese fordert Bildung, fordert Gesinnung, fordert Charakter, fordert Consequenz, fordert Wissen, fordert Geist, und dieß Alles mangelt euch.

Das „Wiener Früchtl“ ist verdienter Maßen durchgefallen, mehr darüber zu sagen, wäre Sünde.

Und nun ein Wort an Denjenigen, der die Rollen vertheilt, Sekretär, Regisseur oder sonst wer.

Eine zweite komisch sein sollende Gesangspartie war durch Herrn Demmer besetzt. Herr Demmer war vor vielen, vielen Jahren ein ausgezeichneter Tenorist, Prag und Wien haben seine Triumphe gesehen, und nun finden wir ihn in einer quasi Scholz'schen Parthie im Josefstädter Theater. Selbst in dem Falle, wenn Hr. Demmer die Mittel besäße, eine solche Aufgabe lösen zu können, selbst in diesem Falle läge der Gedanke an seine einstige Größe nahe und man würde seine Leistung nicht ohne Mitleid hinnehmen, umsomehr muß dieß aber der Fall sein, da Herr Demmer gar keine Mittel mehr besitzt, und unter seinem schauderhaften Gesange sogar die mitbeschäftigte Lokalsängerin fast begraben hätte. Ich kenne das neue Personale an dieser Bühne noch nicht, sollte aber Herr Stöger mit Herrn Rusa und Herrn Weiß als Komiker auslangen wollen, so prophezeie ich ihm im Voraus, daß er mit diesem Zweigespann nicht weit fahren wird; Herr Rusa ist ein Schauspieler aber kein Komiker, Herr Weiß ist jetzt weder mehr Schauspieler noch Komiker. Um Scholz und Nestroy, Reit und Treumann nur in etwas die Wage halten zu können, müssen ganz andere Kräfte in Anwendung kommen, da doch die Posse und das komische Mährchen der Hauptnahrungszweig dieser Bühne ist und vor der Hand auch bleiben wird.

So viel für jetzt. Bei nächster Gelegenheit ein Mehres. So viel ich bemerke, scheint die Direktion dieses Theaters nicht recht berathen zu sein, ich werde nichts unterlassen, ihr die Augen zu öffnen.

Br.

Wiener Signale.

Die letzte große Rede des Deputirten Rieger im Reichstage über den §. 1 der Grundrechte, hat hier allgemeines Aufsehen erregt. Man mag stehen auf welcher Parteiseite man will, so wird man den bedeutenden Scharfsinn, die gewichtige ernste, treffende Redegabe dieses wahrhaft genialen Mannes zu würdigen wissen. — Wie Schade, daß ein so außerordentliches Talent durch nationale Leidenschaft getrübt wird! —

Nach den einlaufenden Berichten soll das Ultramagyarenthum, für welches Kossuth ficht, selbst unter den Magyaren wenig Anklang finden. Aus diesem Grunde erklärt sich auch das so unbedeutende schwächliche Kämpfen der ungarischen Streitkräfte, die an jedem Punkte zurückweichen und überall Verluste erleiden.

Dr. Sigmund Sarhir und Graf Szapary wurden in Pesth verhaftet. Einige erzählen auch, daß Kossuth, Bathyany und Meßaros gefangen genommen worden sind. Das letztere Gerücht hat sich bis jetzt noch nicht offiziell bestätigt.

Am 3. Februar werden die Vorlesungen für die medizinische, juridische und theologische Fakultät beginnen. Eine philosophische Fakultät gibt es nach der Eintheilung der alten Philosophiekurse in zwei Lycealklassen bis jetzt noch nicht. Sie wird erst im künftigen Jahre ins Leben treten. — Auch das Politechnikum bleibt geschlossen.

Die meisten österreichischen Studenten setzen in München ihre Studien fort, welches sie jetzt umsomehr zu thun berechtigt sind, da die Lernfreiheit offiziell anerkannt wurde.

Strobach, der Präsident des Reichstages, welcher, zum Appellationsrathe ernannt, sich einer neuen Wahl unterziehen mußte, wurde wieder gewählt.

Ueber die neue Uniformirung der nach Aufhören des Belagerungszustandes zu errichtenden Nationalgarde gehen seltsame Gerüchte herum, die gar keinen Glauben verdienen. Einige wollen von weißen Waffenröcken und Helmen wissen; Andere von Epaulets und Goldbinden. — Wir meinen, daß eine neue Uniformirung überflüssig und zugleich kostspielig erscheint! Nicht der Rock macht den Mann! —

Die akademische Legion in Prag soll ebenfalls aufgelöst worden sein; detaillirte Nachrichten darüber sind uns nicht bekannt. —

Herr Lußberger und Fräulein Weißbach sollen nächstens ihr Engagement im Nationaltheater verlassen. Für zwei solche bedeutende Kräfte dürfte schwerlich ein genügender Ersatz zu finden sein. —

Auf dem wegen Mangel an Thatbestand, auf freiem Fuß gesetzten ehemaligen Redakteur der „Constitution“ L. Häfner, wird auf Befehl der Stadt Commandantur neuerdings gefahndet. So berichtet Prechtlers „Patriot“.

Die Stimmung der Residenz, wie sie sich dem unbefangenen ruhigen Beschauer manifestirt, ist in vieler Hinsicht so bemerkenswerth, daß wir glauben, derselben erwähnen zu sollen; bemerkt die öst. Zeitung. Während ein nicht unbedeutender Theil der Bevölkerung nach dem Anlauf, den der Reichstag durch seinen energischen Protest gegen die ministerielle Erklärung genommen, mit Recht das Wiederaufblitzen großartiger Debatten und Beschlüsse erwartet, ist es einem andern nicht minder zahlreichen Theile der Bevölkerung ganz gleichgiltig, daß der Wiener Zeitung uns eines schönen Morgens belehrt, daß die einstigen Herren der Wiener Reitschule es verziehen, sich durch einen ministeriellen Zauberspruch, in ihr voriges durch die Entfernung aus Wien bedingtes Stillleben zurückversetzen zu lassen. Es zeigt sich leider hier überhaupt unverholen jene gierige Hast, welche schon die Früchte reif vom Baume pflücken will, ehe noch etwas für die Festigkeit und den Schutz des Baumes vor Sturm und Ungewitter geschehen ist: man will die Garantien konstitutioneller Freiheit, ehe eine gute Konstitution noch geschaffen worden.

Dieser krankhafte Zustand erklärt nicht blos die getäuschte Erwartung der Einen, sondern er ist auch Ursache der nach langem vergeblichem Warten auf die so heiß ersehnten Früchte der Konstitution eingetretenen Gleichgiltigkeit der andern Partei. Der Reichstag gebe uns daher fleißig Lebenszeichen, um die Aufmerksamkeit des Volkes öfters nach der Sommerwohnung des Erzbischofs von Olmütz zu lenken, als es seit langer Zeit der Fall war.

Im Münzamte herrscht fortwährend die größte Thätigkeit. Vom Februar v. J. bis Jänner d. J. wurden 12 Millionen Zwanziger, eine halbe Million Thaler, Guldenstücke und Kupfermünzen, und eben so viele Sechser geprägt. Von letzterer Münze sollen noch 3 eine halbe Millien zum Prägen bestimmt sein. Diese interessante Geldwerkstätte beschäftiget jetzt ungefähr 400 Mann. Die zeitlichen Arbeiter erhalten einen Taglohn von 40 kr. CM., die stabilen von 45 kr. CM., die kunstfertigeren Professionisten, wie Dreher, Schlosser, Schmiede, Tischler 1 fl. CM. Außerdem geben die starken Nachtstunden besonderen Verdienst. Eine Zierde dieses Amtes ist der als Künstler ausgezeichnete und ob seiner Humanität von seinen Untergebenen verehrte kaiserliche Kammer-Medailleur und Graveurdirektor, Joseph Böhm, der diese früher getrennten Aemter in seiner Person vereinigt. Blos von Februar bis Ende Dezember erzeugte derselbe mit Unterstützung von fünf Gehelfen abgesehen von den Matrizen und Punzen, 4000 Stämpel aller Münzgattungen, deren jedes Stück durch seine künstlerische Hand wandern mußte.

C. D.

Mosenthals neuestes Volksdrama „Deborah“ soll zum Benefice der trefflichen Schauspielerin Weisbach im Theater an der Wien in Scene gehen. Wenn dem so ist, wünschen wir der Direktion, der hochverdienten Künstlerin und — wir erlauben uns den günstigen Erfolg zu prophezeihen — dem Publikum Glück zur Acquisition dieses in Gesinnung und Poesie wie durch seinen trefflichen Volkston gleich gelungenen Stückes.

Der Wahrheit ihr Recht. Der „Gratzer Zeitung“ wurde aus Wien berichtet, daß der durch Anregung des Herrn Engländer in Wien entstandene „Schuldentilgungs- und Unterstützungs-Verein“ in eine recht fatale Lage gekommen ist, daß die versprochenen Unterstützungen an Geld nicht geleistet werden; deutet darauf hin, daß Alles Betrügerei sei, was für den wöchentlichen Beitrag pr. 6 kr. den Mitgliedern versprochen wurde und der Berichterstatter schließt mit den Worten: „Es dürfte nicht schaden, wenn die Stadthauptmannschaft, welche in die Triebwerke dieses Vereins bereits tiefere Blicke gethan haben soll, zur Belehrung der Theilnehmer mit öffentlicher Kundmachung schreiten würde, um dieselben, welche größtentheils in die

Klasse der tiefsten Armuth gehören, zu beruhigen." So weit der Aufsatz der „Grazer Zeitung". Wir können jedoch nicht umhin, ohne gerade als die Lobredner oder Vertheidiger dieses Vereins aufzutreten, aus Ueberzeugung, versichern, daß nicht lauter unbemittelte, arme Menschen sich dazu einschreiben ließen, sondern sehr viele bemittelte, die, ohne je den Verein in Anspruch zu nehmen beabsichtigend, selben nur durch ihren Beitritt unterstützen wollten, da ein solcher Verein sehr nutzbringend wirken kann; ferner wissen wir, ebenfalls aus Ueberzeugung, daß jetzt bei der großen Kälte arme Familien, die Theilnahme dieses Vereins sind, mit schönem harten Holz versehen wurden — und zwar nicht mit bloß einigen Scheitern, sondern in bedeutender Quantität; ohne diese Hilfe wären die Betheilten nicht im Stande gewesen sein, sich auf eine so hülfreiche Weise vor der Kälte zu schützen, wie es hier wirklich geschehen.

Am 12. d. M. kam im Theater an der Wien, neu in Scene gesetzt „Der Zauberschleier" zur Vorstellung, womit dessen dreihundert siebenundfünfzigster Geburtstag gefeiert wurde. — Die Leser werden uns gewiß gerne jede weitere Besprechung erlassen, da über dieses Stück schon so viel geschrieben wurde, daß man einen ganzen Jahrgang eines Journals damit füllen könnte; nur so viel wollen wir berichten, daß die Vorstellung mit vielem Beifall aufgenommen wurde, da sich die Hauptrollen in den Händen der Herr Rott und Treumann und der Damen Müller und Schäffer befanden. Die wandelnde Schlußdecoration war ganz neu, denn sie enthielt die anziehendsten Gegenden der Schweiz. Das Haus war trotz des kalten Wetters ziemlich gut besucht.

Delavigne's: Ludwig XI. „ist von Seerel bearbeitet und soll im Theater an der Wien zur Aufführung kommen. — Herr Erl soll sich vom Kärtnerthor-Theater zurück gezogen haben.

Die „Grazer Zeitung" bringt wieder eine sehr respectable Denunciation gegen Häfner. Dieselbe rührt von demselben Wiener-Correspondenten her, welcher es gewöhnlich auch auf den Reichstag abgesehen hat. Auch in dieser Correspondenz läßt er wieder gegen Violand einen Prozeß einleiten. Wir haben schon einmal auf die merkwürdige Manipulation dieses Referenten aufmerksam gemacht. In jedem seiner Briefe heißt es nämlich gegen Ende hin: Man sagt, oder Fama spricht: dieser oder jener Abgeordnete (natürlich von der Linken) sei in Anklagestand versetzt worden, oder habe Päſſe ins Ausland genommen, oder sei in Kremsier vor ein Gericht geladen worden u. s. w.

Provinz-Signale.

Agram, 5. Jänner. Neuesten Nachrichten aus Panczowa vom 23. Dezember zufolge haben sich die Magyaren aus Becskerek mit ihrer ganzen Macht über Zichidorf zurückgezogen. Man hörte am selben Tage starken Kanonendonner aus jener Gegend, was vermuthen läßt, daß die Magyaren auf eine Abtheilung Uhlanen stießen. — Es bestätigt sich, daß sich die Magyaren in Werschetz zu konzentriren gedenken, wohin sich auch ihre aus Siebenbürgen zurückgeschlagenen Truppen ziehen sollen, um mit vereinter Macht gegen das Banat und hauptsächlich gegen Panczowa zu operiren. — Nach der Aeußerung eines magyarischen Kavallerieoffiziers, Grafen Esterhazy, sollen die Magyaren in den letzten Gefechten bei Temesvar, Alibunar und Jarkovac 4000 Mann verloren haben.

Briefe aus Linz.

♂ Ein Jahr ist hinabgerollt in das Meer der Ewigkeit, ereignißschwer von seinem Anfange bis zu seinem Ende. Wir sind um ein Großtheil reicher geworden an Erfahrung und stehen dennoch immer am Anfange jener Bahn, die uns einer neuen freiheitsbringenden Zukunft entgegen führen soll. Wir verdanken dem Reichstage eine mit schwerem Geld bezahlte Geschäftsordnung und dürften vielleicht dagegen die Konstitutionsurkunde aus den Händen des Ministeriums empfangen. Das alte Sprichwort „nur langsam voran" bewährt sich von neuem wieder; allein ich will mich in keine Reflexionen über unsere Vergangenheit und Zukunft einlassen, denn sie sind nur zu sehr von Täuschungen erfüllt, sondern beschränke mich in meinem heutigen Berichte blos auf die nackte Erzählung des bisher in Linz halbwegs wichtig Vorgefallenen.

In der Person des Ministerialrathes und Reichstagsabgeordneten Dr. Fischer aus Salzburg erhielten wir einen neuen Landeschef, welcher bereits die Zügel der Regierung ergriffen, und bei einigen Behörden zeitgemäße Verbesserungen vorgenommen hat. Das Landesverordneten-Collegium, der Gemeinderath, der Stab der Nationalgarde und die Beamten haben demselben bereits ihre Aufwartung gemacht, und wurden auf das Freundlichste empfangen. So sagte unter andern Dr. Fischer dem Gemeinderath: „er sei ein aufgeschlagenes Buch in welchem Jedermann lesen kann, wessen Standes er auch immer sei, er liebe die Freiheit bis zu den äußersten Grenzen der Gesetze, aber auch keinen Schritt weiter darüber hinaus." Daß er stets freisinnig gewesen, sei ein Beweis, da er noch vor 11 Monaten unter polizeilicher Aufsicht gestanden habe, ꝛc.

Baron Skrbensky trat dem neuen Landeschef einige Zimmer seiner Wohnung im Landhause ab; da nun derselbe von der Stelle eines ständischen Präsidenten ebenfalls enthoben ist, so dürfte es nun bald zur Entscheidung der kitzlichen Frage kommen: „wer die Repräsentations-Appartements im Ständehaus künftighin bewohnen wird." — Es soll nämlich in dem Archiv der Staatsbuchhaltung eine Urkunde aufgefunden worden sein, worin es heißt: daß von dem Aerar anno 1800 als bei der großen Feuersbrunst auch das Landhaus eingeäschert wurde, zum Wiederaufbaue dieses Theiles eine Summe von 24000 Fl. mit dem Bedeuten beigesteuert wurde, daß der jeweilige Regierungspräsident der auch zugleich ständische Präsident ist, im Landhause seine Wohnung haben soll. Nachdem aber, durch die neuen Zeitverhältnisse diese beiden wichtigen Posten, nicht mehr in einer Person vereinigt bleiben; so ist die Benützung dieser eben so eleganten als großartigen Wohnung von Seite des jeweiligen Landeschefs in Frage gestellt. —

Linz ist nun wieder in seine alte Lethargie verfallen, das tumultuarische Element hat sich gelegt, da der Herd desselben, ich meine den demokratischen Clubb, von selbst auseinander ging. Man fängt an wieder Wohlgefallen an Spiel, Tanz, Musik und Theater zu haben, und leistet, ohne daß man es selbst will, Verzicht auf einige sogenannte Errungenschaften. Die Nationalgarde wird unter sich uneinig und der vernünftigere Theil derselben kömmt endlich auf die wohlgegründete Einsicht, daß eine Garde-Hauptwache und dergleichen militärische Nachäfferei in Linz eine unnütze Zeitverschwendung sei. Diese Stadt ist durch die Anlage der Maximilianischen Thürme zweifelsohne zu einem befestigten Lager bei allfälligen Kriegsoperationen gegen Westen bestimmt, sie wird nie ohne militärischer Besatzung sein, daher auch die Garden nicht leicht in die Lage kommen kann, Garnisonsdienste verrichten zu müssen.

Es steht daher in naher Aussicht, daß auch wir, so wie in jüngster Zeit Prag zu einer Hauptwach-Frage kommen. Diese sich selbst auferlegte Errungenschaft, kostet bereits der Gemeinde einige tausend Gulden, die bei dem Geldmangel in den städtischen Kassen zu viel besseren Zwecken hätten verwendet werden können. Sie entzieht den Bürger seinem Geschäfte, verursacht ihm vielerlei unnütze Auslagen und bringt eine wesentliche Erhöhung der Komunal-Umlage mit sich. In anderer Beziehung ist der Dienst der Gardehauptwache, dessen Nutzen selbst der nüchternste Kopf nicht einsieht, ein gewöhnlicher Polizeidienst geworden, und beschränkt sich größtentheils auf das Einfangen verdächtiger oder betrunkener Individuen, wobei die Garde gewöhnlich eine Schlappe bekömmt, was ihr weder zur Ehre noch der Gemeinde zum Nutzen gereicht.

Bei der allgemeinen Erwerbslosigkeit unter den untern Klassen der Bevölkerung will man nun den Bau eines öffentlichen Gerichtsgebäudes und einer Kavalleriekaserne in Angriff nehmen, doch ist man bis jetzt über die Aufbringung des nöthigen Fondes noch nicht im Reinen.

(Schluß folgt.)

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Mittwoch 17. u. Donnerstag 18. Jänner 1849. № 12 & 13. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Gedichte von L. v. Löhner.*)

I. Berg und Wolke.

Auf dem Berge hängt die Wolke
Sinnend, still in sich gebogen,
Aus den eilenden Genossen
Fühlt sie sich zu ihm gezogen.

Auch an seiner kahlen Stirne
Kämpfen schwere dunkle Schatten
Und wie Schmerz-Erinnern senkt sich
Blaue Nacht auf seine Matten.

Abendlicht mit Rosenhänden
Steht verlöhnend zwischen ihnen,
Bis die blassen Wangen strahlen,
Von vergangner Gluth beschienen.

Bis sie sich ins Auge schauend
Können Alles wieder lesen, —
Sei es auch so lang vergangen —
Was sie einmal sich gewesen.

Und der Berg denkt seiner Jugend,
Wo ihn Wälder noch umschlangen,
In des Gipfels Blüthenfluren
Bunter Sänger Lieder klangen.

Sie auch denkt der alten Zeiten,
Ist kristallne Quelle wieder,
Stürzt von seinem Riesennacken
Sonnig grünr Thale nieder.

Doch es bleicht die Abendröthe
Und sie werden was sie waren,
Wollen, weil ihr Glück vergangen,
Wenigstens den Stolz bewahren.

Sie zieht weiter, ihre schwarzen
Schleier strenger festgezogen;
Und er hebt die kahle Stirne
Stolzer aus der Dämmrung Wogen.

* * *

*) Aus dessen gesammelten Gedichten, die kürzlich bei Dunker in Berlin erschienen.

Der Deutsche und sein Kind.

Aus dem Amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.

(Fortsetzung u. Schluß.)

Wir wollen einen Zeitraum von fünf Monaten überspringen, und wiederum bitte ich den Leser, mit mir den etwas steilen aber kurzen Berg hinaufzusteigen, der von der äußersten Grenze Bayau Sarahs aus, bis zu den ersten Häusern des kleinen Städtchens Francisville hinaufführt.

Dort, gleich linker Hand, wenn wir hinaufkommen, da, wo das breite starke Reck die hereinkommenden Pflanzer einladet, ihre Pferde zu befestigen und indessen einen kühlen Trunk zu thun, steht noch das freundliche, weiße Haus mit den Jalousien und der breiten Veranda, mit dem niederen Dach und der gastlichen Bank vor der Thür, aber das Schild — wo ist das Schild hin, das mit den großen goldenen Buchstaben den Namen unseres wackeren Landsmannes trug? Wo ist die lange schmale Tafel, die all die Leckerbissen und Delikatessen in güldenen Worten aufzählte? Ach lieber Leser, in dem Hause sieht's jetzt gar bunt und wild aus, die Schilder sind aus ihren eisernen Hacken losgerissen, die Wände und Stuben leer und verlassen. Wo sonst das gemüthlich stille Stübchen war, da lag jetzt Stroh, einzelne Stückchen Packleinwand und kurze Bindfaden, während in der unteren Stube und in dem Schenklokale gescheuert und gewaschen wurde, als ob eben erst die eine Familie aus, eine andere eingezogen sei. Und das war auch so, denn traurige Veränderungen hatten in der selbstgegründeten Heimat unseres wackern Deutschen stattgefunden.

Als Schwabe damals ohne sein Kind zurückkehrte, und die arme Mutter nach und nach die ganze schreckliche Wahrheit erfuhr, ja erfahren mußte, da warf sie der Schmerz und Gram um das Verlorene auf das Krankenlager und ein schweres Nervenfieber bedrohte ihr Leben. Freilich siegte die sonst kräftige Natur der Frau endlich über den rüttelnden Tod, der frohe Muth war aber dahin, und bleich und abgezehrt wankte sie, einer Leiche ähnlicher als einem lebenden, fühlenden Wesen, im Haus herum. Auch Schwabe wurde immer trauriger, immer niedergeschlagener; er vernachläßigte seine Kunden und sein Geschäft, denn es machte ihm keine Freude mehr, und konnte dagegen stundenlang hinter dem Tisch sitzen, und in ein und dieselbe Ecke stieren.

Ein paar Monate hielt er das so aus; seiner Frau Krankheit beschäftigte ihn auch in der ersten Zeit viel zu sehr, um noch an sich zu denken, endlich aber sah er doch wohl ein, daß er so nicht länger fortbestehen könne.

Hier — ja hier hatte er ein hübsches Besitzthum, das ihn nährte, es ging ihm gut, und nichts fehlte ihm, was er zu körperlichem Wohlbefinden gebrauchte, was aber half ihm dies Alles, wenn trotz dem ein ewiger unvertilgbarer Wurm an seinem Herzen nagen sollte — wenn er die Frau in Sehnsucht nach ihrem Kinde hinsterben sah, und sich selbst am Ende noch Vorwürfe, und gegründete Vorwürfe machen mußte. Denn wie lange, wie viele Jahre hatten sie sich Beide nicht um die Tochter gekümmert, und konnte ihnen das

jetzt in ihrem eigenen Gewissen zur Entschuldigung dienen, daß sie das Kind bei den wohlhabenden Leuten besser aufgehoben geglaubt, als es bei ihnen selbst der Fall gewesen? Nein, denn die Ueberzeugung, die Schwabe jetzt und besonders durch des Brauers Worte erhalten, sagte ihm, daß sich sein Mädchen dort vielleicht körperlich, aber keineswegs geistig wohlbefunden haben könne, wo sie blos als Mittel verwandt wurde, eine Haushälterin zu sparen und ihren Erziehern von so großem Nutzen zu sein wie möglich. Und darnach hatte er, der Vater, Jahre lang nicht gesehen, darauf mußten ihn jetzt erst fremde Menschen aufmerksam machen.

Doch, noch war nicht Alles verloren, noch gab es Gott sei Dank! ein Mittel, seinen Fehler zu verbessern und das Mittel, es war der erste freudige Gedanke, der ihn wieder durchzuckte, das Mittel hatte er sich selbst durch seinen eigenen Fleiß erworben und verschafft. Als er hier in Amerika zu arbeiten anfing, besaß er wenig oder gar nichts; selbst die Erfahrung fehlte ihm, die man in den vereinigten Staaten gewöhnlich so theuer, so ungeheuer theuer erkaufen muß. Jetzt hatte er dagegen lange Jahre hindurch Erfahrung gesammelt, und kannte die Sitten und Gebräuche des Landes — mußte ihm nun nicht, und wenn er auch wirklich noch einmal von vornherein begann, der Anfang um so bedeutend leichter werden? — Gewiß, und sein Entschluß war gefaßt — es handelte sich hier nur um Geld, das er besaß, von dem er sich trennen konnte, und seine, seiner Frau Ruhe, seines Kindes Rückkehr war damit zu erkaufen. Was war es auch weiter, er entsagte ja nur einem errungenen Vortheil, einer nach und nach zum Bedürfniß gewordenen Bequemlichkeit und jetzt, da er sich überwunden, ja dem festen Willen sogar die That augenblicklich folgen ließ und all die hierzu nöthigen und erforderlichen Schritte that, da begriff er kaum noch, wie es möglich gewesen, daß er früher auch nur einen Augenblick gezaudert, und nicht schon lange, ja gleich damals als ihn der erste schmerzliche Schlag traf, Alles geopfert habe, was je in diesem Falle nicht einmal ein Opfer genannt werden konnte, wo es das Glück seiner ganzen Familie, all der Seinigen betraf.

Er sollte sich auch nicht getäuscht haben, seine Frau schien mit diesem Entschluß des Vaters neue Lebenskraft zu gewinnen, — hier öffnete sich ihr auf einmal die Aussicht, ihr Kind — das schon als todt beweinte — wieder zu gewinnen und fast gewaltsam schüttelte sie von diesem Augenblick Alles ab, was ihren Geist noch niederdrücken, ihre Seele befangen und ängstigen konnte. Die Hoffnung war eingezogen in das treue Mutterherz, und mit ihr wuchs und gedieh auch wieder die Liebe zum Leben, das Vertrauen auf ihres Gottes Schutz und Güte, der sie in der letzten schweren Zeit ach! fast verlassen.

Hätte es übrigens noch eines Antriebes bedurft, den einmal gefaßten und beschlossenen Plan auch auszuführen, so kam der nach etwa vier Monaten in der Gestalt eines Briefes, von unserem alten Freund, dem Brauer, der Schwaben noch einmal ernsthaft aufforderte, einen zweiten Versuch zu machen, sein Kind wieder zu bekommen, wenn es nicht in seinen dortigen Verhältnissen an Seel und Leib verderben sollte. Die Spielhölle in Wagners Hause, hatte, seiner Aussage nach, einen so gefährlichen Charakter angenommen, daß er aus guter Hand wisse, der Magistrat warte jetzt nur noch auf eine Gelegenheit, ernsthaft einzuschreiten, und Louise müsse dabei über ihre Kräfte angestrengt werden, denn sie sähe bleich und elend aus und habe, so oft er nun auch hingekommen sei, immer trübe und verweinte Augen.

Es war hier — das sah Schwabe aus dem ganzen Brief — gar keine Zeit mehr zu verlieren, den Verkauf seines Grundstücks betrieb er also so viel als möglich, und sandte zu gleicher Zeit den, indessen zu einem wackeren braven jungen Mann herangeschossenen Sohn nach dem Westen von Arkansas, wo er sich, als ehrlicher Farmer am Fuße der Ozark-Gebirge anzusiedlen gedachte. Carl sollte dort einen Platz aussuchen und vorher irgend eine kleine Hütte zu ihrem ersten Aufenthalt einrichten, daß sie, so lang die nöthigsten Arbeiten dauerten, doch wenigstens ein Obdach hatten. Der Andere fand sich später von selber, und dort, in einem Lande, wo man keine Ansprüche macht, unnütze Bequemlichkeiten nicht kennt, und sich deshalb gerade mit dem wenigen, was die Natur bietet, glücklich fühlt, wurde es ihnen auch leichter zu vergessen was sie einst besaßen, wenn sie nur das Wenige, was ihnen blieb mitsammen genießen konnten, und sich nicht immer sagen mußten, Eines fehle noch — eines von den Ihren, dessen Glück Gott dereinst von ihnen fordern könne und werde.

Manchmal zwar tauchte auch, selbst in diesen Vorbereitungen, noch das alte Gespenst der Angst und Ungewißheit auf — das Kind mag Nichts von den Eltern wissen — es liebt Die nicht, die es so lange vergessen und unter fremden Menschen gelassen haben — es hat ja nicht einmal mit dem Vater zu Hause gewollt, obgleich der Mutter fast das Herz darüber gebrochen; aber die Mutter selber beschwichtigte alle diese Zweifel.

„Daß sie zu Dir nicht gleich Vertrauen fassen konnte, ist natürlich," sagte sie unter Thränen lächelnd, „komme ich aber selbst zu ihr hinauf, hat sie nur einmal am Herzen der Mutter gelegen, dann geht sie von Der auch nicht wieder fort, und wenn Du sie gleich dazu zwingen wolltest. Bring Du nur die Geldangelegenheit mit Wagner in Ordnung, befriedige dessen Forderungen, und ich stehe Dir dafür, wir verlassen Cincinnati so froh und glücklich, als ob wir dem Reichthum und Ueberfluß entgegen gingen."

Man glaubt ja so gerne was man wünscht und Schwabe betrieb die Zurüstung mit allem nur möglichen Eifer; sein Haus hatte er auch bald verkauft, es lag vorzüglich, war noch neu und in gutem Zustand, da fehlte es nicht an Liebhabern. Ein Brief von seinem Sohne meldete ihm ebenfalls, daß in Arkansas, in einer reizenden Gegend und auf gutem trefflichen Lande Alles vorbereitet und des Pflugs gewärtig sei. Das was er an Gepäck mitzunehmen wünschte, stand bereit, und von dem, erst kürzlich eingetroffenen Malle oder Postboot hatte er ebenfalls gehört, daß noch an diesem Tage der, nach Cincinnati bestimmte „Eagle of the West" ein rasches wackeres Dampfboat, eintreffen würde. Dieses wollten sie benutzen, ihr Aufenthalt in Ohio sollte nicht lange dauern, und in gar kurzer Zeit konnten sie friedlich — glücklich mitsammen, in den freundlichen Thälern oder herrlichen Ozarkgebirge ihre Heimath gegründet haben.

Schwabes Frau schien aber mit der neuen freudigen Hoffnung, ihr Kind nun bald, recht bald wieder zu sehen, auch ein neues und freudiges Leben eingesogen zu haben; ordentlich verjüngt arbeitete sie nach Herzenslust, die noch etwa nöthigen kleinen Geschäfte zu besorgen und solche Vorbereitungen zu treffen, die ihnen den Aufenthalt im Zwischendeck eines Dampfbootes erleichtern konnten. Da hörten sie plötzlich unten vom Mississippi aus, eine Glocke und erschracken nicht wenig. Wenn dieß schon der Eagle of the West war, wie kämen sie dann noch, mit allem dem was sie mitzunehmen wünschten, zeitig genug herunter und an seinen Bord, denn die Capitaine solcher Boote warten selten lange, selbst auf Cajütenpassagiere, vielweniger denn auf „People", das im unteren Deck für wenige Dollar mitfahren will.

Schwabe faßte seinen Hut auf, gab rasch einem jungen Deutschen, einem Karrenführer, der mit seiner Dray gerade in der Nähe hielt, die nöthigen Anweisungen, Frau und Koffer, so schnell ihm das irgend möglich sei, nachzuschaffen und eilte dann selber mit flüchtigen Schritten voran, um, wenn er das irgend vermöge, das Boot aufzuhalten und noch mit fortzukommen. Kaum erreichte er aber den äußersten Stand des steilen Hügels, auf welchem St. Francisville steht, und von dem aus er das dicht am Mississippi liegende Bayou Sarah wie den ganzen Strom überschauen konnte, als er den weiß aufsteigenden Dampf des unten gelandeten Bootes bemerkte, der eben wieder durch die 'scape pipe auspuffte — gleich darauf wandte sich der Bug vom Lande ab, schwenkte nieder, und ging — den Strom hinunter.

„Gott sei Dank" murmelte Schwabe leise vor sich hin und wandte sich langsamer gegen sein Haus zurück, „ich glaubte schon, wir hätten das Rechte versäumt, und müßten vielleicht wieder ein paar Tage länger warten."

Die Sachen schickte er übrigens ohne weiteres an die Landung, denn um keinen Tag mehr zu versäumen, wollte er gar nicht wieder nach Louisiana zurückkehren, sondern gleich von Cincinnati aus, ein, für den Arkansas bestimmtes Boot benutzen.

Die Dray war um die Biegung der Straße und den Berg hinunter, verschwunden, Schwabes aber gingen noch einmal in's Haus zurück; theils um zu sehn, ob sie in dem ersten eiligen Aufbruch Nichts vergessen hätten, und dann auch, um ruhigeren Abschied von dem Ort zu nehmen, der bis jetzt ihre Heimath gewesen und den sie nun für immer, auf nimmer Wieder-

kehren, verlassen sollten. Den armen Leuten zuckte es dabei recht durchs Herz — erst beim Scheiden findet man ja nur zu oft, wie lieb man, bis dahin vielleicht nur gleichgültig betrachtete Räume und Gegenstände gehabt hat — der Gedanke aber an ihr Kind, das sie sich mit diesem Opfer zurück erkauften, nahm auch solchem Gefühl alles Bittere — sie sprachen kein Wort, sie standen nur lange und schweigend neben einander und drückten sich endlich, als Schwabe leise zum Aufbruch mahnte, still und herzlich die Hände.

„So komm denn, mein liebes Weib," bat der Deutsche und zog sie sanft der Thüre zu," komm und mache Dir nicht gar zum Abschied noch trüben Sinn; denke, daß wir das Alles ja nur zurücklassen, um mit unserem Kind wieder vereint zu leben."

„Trüben Sinn," lächelte die Frau unter Thränen, „glaube das ja nicht, Schwabe, kein trüber Sinn ists, der mir das Wasser in die Augen treibt, nein, in der Seele wohl thut's mir, daß ich gerade so ruhig und freudig von dem Ort fortgehn kann, den ich schon bis an mein einstiges Ende zu behalten geglaubt, stolz bin ich darauf, wenn ich —" sie horchte einem Geräusch das unten im Hause laut wurde —

„Es ist Nichts — wahrscheinlich die Packer, die ihr Geräthe mitnehmen," sagte Schwabe.

„Sie müssen oben sein" berichtete die Stimme eines Nachbars, die Schwabe kannte, irgend jemand Fremden, „ich habe sie erst vor kaum einer Viertelstunde hinaufgehn sehn, und sie sind noch nicht wieder hinunter gekommen."

Ein leiser Dank wurde erwiedert, und gleich darauf knarrte die hölzerne Stiege; Schwabe wandte sich der Thür zu, die sich in demselben Augenblick öffnete. Ein junges Mädchen trat herein. —

„Heiliger Gott!" schrie der Deutsche und fuhr erschreckt empor — „Louise!" —

„Louise?" stöhnte kaum hörbar die Frau — „unser Kind?"

„M u t t e r — M u t t e r" rief aber in diesem Augenblick die Tochter und flog in die ihr noch halb zweifelnd entgegengestreckten Arme — „Mutter — o mein Gott!"

Schmerz wie Freude wirken gleich stark, das Uebermaß der Gefühle macht das Blut stocken und lähmt die Thätigkeit der Nerven. Aber die Freude tödtet nicht so leicht, in ihr selbst liegt schon wieder die Heilung des ersten vielleicht zu mächtigen Schlages und der Augenblick des Erwachens ist auch der Augenblick der Rettung. Louisens Mutter war, vor dem Uebermaß des Glückes ohnmächtig zu Boden gesunken, jetzt aber, unter den vereinten Bemühungen des Gatten und Kindes, die lachend und weinend die Schläfe der Bewußtlosen rieben und alle möglichen anderen Belebungsversuche anwandten, kam sie bald wieder zu sich und hielt nun, kaum im Stande, ihr Glück zu begreifen, ja nur zu glauben, das lang entbehrte und ach, so geliebte Kind fest, fest umschlossen, als ob sie es nie im Leben wieder von sich thun und lassen wolle.

Doch welche Feder vermöchte die Gefühle der Mutter — die Empfindungen dieser drei Glücklichen zu beschreiben; lange Zeit fanden sie gar keine Worte und hielten sich nur still und selig umfaßt. Endlich aber, nach dem ersten Sturm der Grüße und Küsse frug Schwabe, was sie denn eigentlich hier herunter nach Louisiana gebracht, und wie es gekommen sei, daß sie Wagner überhaupt frei gegeben habe? Der Eltern Erstaunen läßt sich denken, als sie erfuhren, daß ihr Kind a l l e i n den ganzen weiten Weg die beiden mächtigen Ströme hinunter, a l l e i n auf dem großen Dampfboot, zwischen lauter fremden Leuten, zwischen dem rohen Volk des Zwischendecks hierher gekommen sei. Aber wir wollen sie selber reden und ihre Flucht erzählen lassen.

„Ach Vater" sagte sie, „wie weh mir um's Herz war, als S i e mich an jenem Morgen verließen —"

„Laß den Morgen Kind," unterbrach sie hier lächelnd der Vater, „laß das Vergangene sein, wir haben Dich ja jetzt und alle Noth ist vorüber — aber noch eines — nicht mit dem kalten höflichen S i e mußt Du uns anreden, wie es bei vornehmen Leuten Sitte sein mag, ich bin Dein Vater, das ist Deine Mutter und Du bist unser Kind; da gehört sich weiter Nichts als Du und Du, so haben wir's von je gehalten, und so solls bleiben."

Die Tochter drückte den Eltern mit einem thränengefüllten Blick die Hand und fuhr leise fort:

„Ich muß doch wohl den Morgen noch einmal erwähnen, lieber Vater, denn in dem Augenblick, wo ich Dich so erschüttert davoneilen sah und Zeuge sein mußte, wie häßlich und unfreundlich dich Herr Wagner behandelte, da war es, als ob ich zum ersten Male fühle, wie unrecht ich gethan hatte, nicht mit Dir, zu Euch, zur Mutter zu gehen. Und als ich nun endlich gar Dein Bild, liebe Mutter, und Deinen herzlichen Brief fand, als ich mir sagen mußte, wie Du Dich grämen würdest, wenn ich nicht mit dem Vater heim käme, da habe ich die Nacht, und die folgende und alle Nächte geweint und geweint und wußte mir keines Rathes und hatte Niemand, mit dem ich mich aussprechen, gegen den ich mein ganzes Herz ausschütten konnte. Dabei mag ich wohl manchmal meine Pflicht versäumt haben, denn es war mir zu weh um's Herz und ich dachte an Nichts weiter als an Euch — und Missis Wagner schalt mich und Herr Wagner wurde auch unfreundlich, denn er meinte, die Gäste in der Hinterstube würden sich kein Glas mehr von mir einschenken lassen, wenn ich immer feuerrothe, verweinte Augen hätte. Unter jenen Gästen waren aber auch recht böse Menschen, die ein paar Mal sogar mit Messern nach einander stachen, ja einmal trugen sie sogar Einen todt fort, und Herr Wagner stieß fürchterliche Drohungen gegen mich aus, wenn ich auch nur eine Sylbe darüber redete."

„Ich glaubte ich wäre verzweifelt, wenn ich länger hätte dort oben bleiben müssen, und dennoch wußte ich nicht was ich thun, was ich lassen sollte. Da kam zufällig, vor etwa acht Tagen eine Dame von Columbus zu uns, die am nächsten Morgn nach New-Orleans wollte und bei uns übernachtete. Das Dampfboot ging um 10 Uhr ab, und ich mußte ihr eine Hutschachtel und einen Reisesack hinunter tragen: sie hatte sich aber mit dem Anziehn ein wenig verspätet, wir kamen kaum noch zur rechten Zeit — die Planken sollten schon eingezogen werden — ich trug ihr die Sach.n in die Cajüte hinauf, lief wieder zurück und wollten an's Land. Da, Mutter, da war es mir plötzlich, als ob eine Stimme, als ob D e i n e Stimme mich bittend anrief zu bleiben, der Gedanke an Dich, daß mich dieß Boot in wenigen Tagen in Deine Arme führen könne, zuckte mir durchs Herz und zaudernd, unschlüssig stand ich noch und wußte nicht, ob ich vor oder rückwärts sollte, als die Glocke des Bootes zum letzen Mal tönte. In dem nämlichen Moment rißen aber auch die Matrosen die Planken um, die Maschine fing an zu arbeiten und wenige Secunden später befand ich mich, jetzt mit keinem freien Entschluß mehr von brausenden Wassern umgeben, von meiner bisherigen Heimath fortgerissen, auf dem breiten, gewaltigen Strom."

„Erlaßt mir die Beschreibung dessen, was ich die ersten Tage unter den fremden Menschen litt und ausstand. Auf dem Boot waren sie unfreundlich mit mir, weil ich die Passage nicht gleich bezahlen konnte, glücklicherweise trug ich aber ein kleines goldenes Kreuz, das ich damals von Missis Wagner bekommen, als ich sie nach dem Nervenfieber so lange gepflegt. Dies verkaufte der Schiffsschreiber in Louisville für mich, bestritt davon meine Passage und gab mir auch noch einen Dollar heraus, wofür ich mir Brod kaufen konnte, unterwegs davon zu leben. — Ich mußte eine recht traurige Zeit verleben, und bin fast in Angst und Sorge vergangen, jetzt aber — jetzt ist Alles gut, ich habe Euch — Dich meine liebe Mutter, meinen Vater wieder und nun — nicht wahr, nun seid Ihr auch nicht mehr böse auf Euer Kind, daß es die fremden Menschen so lange lieber hatte als Euch, und nicht fort wollte von ihnen."

Was braucht es weiterer Schilderung der glücklichen Familie, eine Stunde entfloh ihnen im Austausch ihrer Mittheilungen und Gefühle mit Zauberschnellen und erst die Meldung, daß der Eagle of No West bei Waterlow sichtbar wurde, mahnte Schwabe an die beabsichtigte Reise. Aber nicht in Cincinnati lag jetzt ihr Ziel nein in Arkensas, in den fruchtbaren Thälern des noch wilden Staates; nicht bis zur Mündung des Licking, nur bis zu der des Arkensas hinauf wollten sie mit dem Boote gehn. Ohne weiteres Zögern trieb denn auch der Vater zum Aufbruch; ihr Gepäck lag schon am Ufer; nur noch die nöthigen Kleidungsstücke für Louise kauften sie rasch bei einem der deutschen Juden an der Landung ein, bestiegen das gleich darauf heranbrausende Boot, auf dem jetzt Schwabe in aller Freude seines Herzens keineswegs Zwischendeck-, sondern Cajütenpassa-

ge für sich und die Seinigen nahm, und erreichten eilf Tage später das kleine Städtchen Ozark, von dem aus sie in kaum vier und zwanzig Stunden ihre neue Heimath betreten konnten.

•

Nun mußte Schwabe, nach all dem Vorhergegangenen wohl gut genug, daß Wagner rechtlicher Weise **keine** Ansprüche mehr auf irgend eine Vergütung für seiner Tochter dortigen Aufenthalt machen konnte; er wollte es sich aber auch nicht einmal nachsagen lassen, undankbar für etwas gewesen zu sein, das ihm doch wenigstens im Anfang als Wohlthat erschienen. Er schrieb deshalb, und zwar so bald sie auf ihrer neuen Farm eingetroffen waren, einen Brief an Wagner, worin er ihn von seiner Tochter Ankunft in Kenntniß setzte und zugleich aufforderte, offen und ehrlich zu sagen, was er glaubte für die Erhaltung des Mädchens in den ersten Jahren beanspruchen zu können, (denn für die letzten dürfe er schon deshalb nichts rechnen, weil er sie ja nicht einmal gutwillig habe wieder fortlassen wollen). Er versprach dabei den Forderungen zu genügen, soweit das in seinen Kräften stände und bat ihn auch dem Kinde nicht zu zürnen, das ihn ja nur deshalb verlassen habe, um in die Arme seiner Mutter zu eilen.

Auf diesen Brief erhielt er keine Antwort; ebenfalls nicht auf einen zweiten und dritten und erst im nächsten Jahre erfuhr er die Ursache dieses räthselhaften Schweigens von einem neuen Ansiedler der bis dahin in Cincinnati gelebt und Wagner recht gut gekannt hatte.

Die Geschichte der in seinem Hause verübten Mordthat, die auch Louise schon erwähnt, war ruchbar geworden, andere Klagen trafen noch mit dieser zusammen und Wagner entging nur durch die freundliche Warnung eines Deputy Sheriffs, der ebenfalls mit zu dem Spielklubb gehörte, der Verhaftung und vielleicht — dem Zuchthaus. Er verschwand in derselben Nacht aus der Stadt und man hat nie wieder weder von ihm noch seiner Frau etwas gehört — sie blieben Beide spurlos verschwunden.

Am Fuß des Ozarkgebirges blühte und gedieh aber indessen eine kleine wackere deutsche Colonie; üppige Maisfelder schmiegten sich an den Fuß, saftige Weingärten an die Hänge der Berge, zahlreiche Heerden weideten in den nicht fernen Prairien und deutscher Fleiß, deutsche Mäßigkeit verwandelte das in ein Paradies, was noch vor wenig Jahren öde trostlose Wildniß gewesen war.

Das Leichenhaus zu Weimar.

Erzählung.

Als ich auf meiner letzten Reise durch Deutschland das Leichenhaus in Weimar besichtigte, dem die Ehre gebührt, die erste Anstalt dieser Art zu sein, die in Deutschland errichtet worden, um vor dem entsetzlichen Geschick des Lebendigbegrabenwerdens zu sichern, erzählte mir mein Führer von dem ersten Aufseher dieses Ortes eine ziemlich verworrene Geschichte, die aber doch geeignet war, meine Neugierde dermaßen zu reizen, daß ich sie aus dem Munde der betreffenden Hauptperson selbst zu vernehmen wünschte, und da der Mensch, wie mir zugleich gesagt wurde, noch an dem Orte lebte, wo er als ein unschädlicher Wahnsinniger betrachtet wurde, ließ ich ihn, als ich in mein Gasthaus zurückgekehrt war, zu mir rufen. Er folgte auch der Einladung willig und da ich meine Bitte, mir seine Geschichte zu erzählen, mit dem Versprechen eines Geschenkes begleitete und zugleich zur Anfeuchtung seiner Kehle ein Fläschchen Herzstärkung auf den Tisch setzen ließ, fand er sich ohne Zögern zu der Erzählung bereit und begann wie folgt:

„Ich diente bei den Preußen. Bei Jena verwundet, wurde ich hierher in das Hospital gebracht, wo ich denn als Krankenwärter blieb, da ich, wieder hergestellt, des Gebrauches meiner Arme beraubt war, so daß ich keine Arbeit mehr verrichten konnte, die nur die geringste Kraftanstrengung erforderte.

Als das Leichenhaus errichtet wurde, ernannte man mich zum Aufseher desselben. Das war ein guter Posten und ich würde schwerlich dazu gelangt sein, hätten nicht die ältern Krankenwärter, die darauf den ersten Anspruch hatten, das beständige Beisammensein mit den Leichen gescheut. Ich aber hatte den Tod schon so oft gesehen, daß ich die Todten nicht scheute.

Lange Zeit wurde der Leichensaal geheizt und gefegt, ohne daß er eine Leiche aufzunehmen bekam. Ich hatte daher so gut wie gar nichts zu thun und wurde oft von dem Todtengräber verspottet, dem der Plan dieser Neuerung zuwider war und der mit Freuden sah, wie wenig das Leichenhaus seinem Zwecke entsprach.

Um mir doch einigen Zeitvertreib zu machen, legte ich mich zuweilen auf die Lagerstätten und bildete mir ein, irgend ein Todter zu sein, der hier erwache; ich dachte mir dann, wie mir wohl zu Muthe sein würde, wenn ich die Augen aufschlüge, mich an dem fremden Orte erblickte und den gellenden Ton der Weckerglocke hörte, die dem Wächter das Zeichen gibt; und was ich denken würde, wenn der erschrockene Aufseher mit kreideweißem Gesichte hereinwankte. Dann sah ich meine Nachbarn, den einen zur Rechten, den andern zur Linken, sich plötzlich aufrechtsetzen und einander zuwinken. So dachte ich fort, weiter als mir gut war, denn Gedanken beschlichen mich, die ich nie zuvor gekannt hatte, und ich wurde träumerisch und nachdenkend wie ein junges Mädchen, das zum erstenmal verliebt ist. Es begann sich in meiner Nähe etwas zu regen, was ich von andern einsamen Plätzen hatte erzählen hören, und oft hörte ich, wie eine Hand sich auf den Drücker der Thüre legte und sie zu öffnen versuchte; ließ ich sie aber halb geöffnet, so dachte ich jeden Augenblick, meine eigene Gestalt würde mich durch den Spalt anglotzen.

Se. Excellenz, der Herr Minister v. Einsiedel, hielt aber darauf, seine Erfindung geprüft zu sehen, und so wiesen seine Bemühungen mir mit der Zeit doch einen oder den andern Gast zu. Aber es waren so stille Gäste, als man sie nur wünschen konnte, und alle gingen, ohne mich zu beruhigen, aus meinen Händen in die des Todtengräbers über.

Nun kam der Rückzug der Franzosen aus Moskau und unser Vaterland stand auf gegen die Unterdrücker. Ich mußte still sitzen, meine gelähmten Arme pflegen und ruhig mit anhören, was bessere Männer vollbrachten. Das machte aber meine innere Unruhe nur schlimmer und erhielt mich in einem fortwährenden fieberhaften Zustande.

So rückte die Schlacht bei Leipzig heran und viele, die in den kleinen Gefechten, welche fast täglich in unserer Nähe vorfielen, verwundet wurden, brachte man in unser Lazareth, meistens französische Offiziere. Aber ich würde lieber den alten Rothbart unter meine Aufsicht zu bekommen erwartet haben, als einen von diesen Gästen; denn Kugel und Säbel lassen selten einen Zweifel übrig, ob der Mensch todt ist oder nicht.

So dachte ich wenigstens; eines Abends aber wurde aus dem Lazareth der Körper eines Offiziers gebracht. Er war von dem Luftdruck einer Kugel getroffen worden — gewiß eine eigenthümliche Todesart, dem Krieger aber wohlbekannte. Keine Wunde war an seinem Körper zu sehen, aber er war steif wie ein Stück Holz. Zu meiner Zeit würde man ihn begraben haben, ohne sich mit eitlen Fragen zu befassen; jetzt aber war man weiser geworden. Ueberdies war er ein Offizier von der Garde des Königs Hieronymus und nicht so kalt, wie Leichen sonst zu sein pflegen. Der Hospitalarzt glaubte also eine schöne Gelegenheit gefunden zu haben, dem Herrn Minister von Einsiedel eine Aufmerksamkeit zu erweisen, und sendete ihn deshalb nach dem Leichenhause.

Dies war der erste Todte von irgend einer Wichtigkeit, den ich unter meine Aufsicht bekam; neugierig, sein Gesicht zu sehen, schlich ich daher hinter den Chirurgus, als dieser ihn auf der Lagerstätte zurecht legte. — Ich erkannte ihn auf der Stelle! Zehn Jahre hatten zwar diese Züge verändert aber doch nicht genug, um sie aus meiner Erinnerung zu verwischen, oder mich vergessen zu machen, was ich diesem Mann schuldete: es war mein ehemaliger Tyrann, von Eichen.

Zum erstenmale seit der ganzen Erzählung verrieth der Mann hier eine heftige innere Aufregung und sein Auge begann zu flammen. Als ich ihm aber fest ins Gesicht sah und zugleich die Flasche seinem Bereiche entrückte, fuhr er nach einer kurzen Pause wieder gelassen fort:

„Er war ein junger Capitän in dem Regiment Stettin, als ich 1800 bei demselben eintrat. Die Leute wurden damals von den besten Offizieren der alten preußischen Schule nur wenig besser als die Hunde behandelt, er aber war ärger als die schlimmsten von ihnen. In Gotha, meinem Geburtsort, lebte er, als ob wir in Feindesland wären, und es schien seine größte Freude zu sein, den gemeinen Leuten, die ihn haßten wie den Bösen, alles mögliche Leid zuzufügen. Aber niemand hatte so viel Ursache ihn zu hassen als ich. Als wir in Sulbach im Quartier standen, hatte er mich gezwungen, zuzusehn, wie

er meinen Vater und meine Mutter, alte schwache Greise, aus ihrem eigenen Hause warf und dann meine Schwester —; Teufel, ich darf nicht daran denken: was nützt es auch! — Ich hätte ihn damals niedergeschossen, wäre ich nicht zu streng bewacht worden, und es wäre eine bessere That gewesen, als ein Dutzend Franzosen zu tödten. Aber was hätte es geholfen, mein Leben wegzuwerfen? Man würde doch nur über mich gelacht haben, und so wartete ich denn auf günstigere Gelegenheit. Sobald wir an die Grenze kamen, desertirte ich, und dann verlor ich ihn aus den Augen, zehn Jahre und darüber, obgleich die Truppen, bei denen ich eintrat, von 1803 an bis zum Ende des ersten Krieges mit den Preußen verbündet waren.

Hier also in dem Leichenhause trafen wir wieder zusammen, und von allen Menschen, die da lebten, mußte grade ich es sein, der darüber zu wachen hatte, ob er noch lebe, grade als hätte er meine Liebe verdient. Ich sagte weder dem Chirurgus noch den Trägern, daß ich wisse wer er sei. Ich wendete meine Blicke ab von seinem Gesichte, so lange sie zugegen waren; doch als sie sich entfernt hatten, setzte ich mich neben den Körper und dachte an alles das Böse, was dieser Mensch mir und den Meinen zugefügt hatte.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

Die deutsche Literatur.

Die Censurvorschriften des deutschen Bundestages waren nicht im Stande dem deutschen Volke den Einigungspunkt zu nehmen, den es vermöge seiner Bildung in der Nationalliteratur fand. Nur allein in der Literatur verschwand der Stämmeunterschied des deutschen Volkes; nur in den Büchern war der Deutsche, der sonst den Hohenzoller, Sigmaringer oder Liechtensteiner, ein gutes waldeckisches oder bairisches Ländchen repräsentirte, zum Schrecken aller Derjenigen, die ein einiges Deutschland fürchteten — ein Deutscher!

Daß das Aschenbrödel der deutschen Literatur schwer für diese unglückselige Förderung der deutschen Einheit büßen mußte, daß das Netz, das man um sie gezogen hatte, nur noch enger zu ihrem Ersticken gehalten wurde, braucht nicht mehr gesagt zu werden; das hat jeder Deutsche in den letzten Jahrzehenten genug gefühlt.

Eine ganz absonderliche Stellung erhielt aber noch die Literatur der Deutschen durch die Maßregeln des Fürsten Metternich und seiner Genossen, welche zwischen Deutschland und Oesterreich noch eine eigenthümliche chinesische Mauer ganz spitzfindiger und origineller Censurvorschriften aufführten und die arme österreichische Literatur zwangen, ihren eigenen, mit Mühsal und Bedrängniß gepflasterten Weg durch die verschiedenen österreichischen Bücherrevisionsämter zu gehen.

Es entstand eine österreichische Literatur neben der deutschen! Solche wunderbare Dinge, wie das Ereigniß, daß eine Sprache zwei Literaturen hat, konnte ein österreichischer Staatskanzler mit einer Hand voll Beamten zusammenbringen!

Eine österreichische Buchhandlungsfirma galt so viel, als ein Zeugniß, auf welchem steht: „Nicht zurechnungsfähig;“ und man legte solche österreichisch-censirte Bücher mitleidsvoll aber ungelesen auf die Seite!

Die österreichische Literatur, von Deutschland nicht beachtet, konnte sich nur mühselig durch die geringe Theilnahme in Oesterreich selbst, fristen, und begrub in ihrer unglücklichen Ausnahmsstellung so manche bedeutende Talente.

Als der März des Jahres 1848 kam, fielen plötzlich die Schranken des Preßzwanges weg, und die freie Presse erwarb ihr Recht. Nun stand Oesterreich mit Deutschland auf gleichem Boden, und die Sonderstellung der österreichischen Literatur war zu ihrem eigenen Vortheile vernichtet.

Noch mehr Bedeutung erhielt diese Gleichstellung mit Deutschland, als Oesterreich auch in politischer Hinsicht sich an Deutschland anzuschließen schien. Die tiefnachzitternden Momente der gewaltigen politischen Bewegungen ließen diesen außerordentlichen Vortheil für die Ausbildung des deutschen Volksstammes in Oesterreich, für die Kräftigung der deutschen Literatur und des deutschen Nationalbewußtseins, nicht so entschieden in den Vordergrund treten; aber der österreichische Schriftsteller, gedrückt durch die Nichtbeachtung Deutschlands, beleidigt durch die Theilnahmslosigkeit seiner Landesbrüder, und bis in's Tiefste verletzt durch die Verachtung des literarischen Standes in Oesterreich, der österreichische Schriftsteller jubelte mit frohem Herzen diesem Anschlusse an Deutschland zu und glaubte noch an eine schönere Zukunft. —

Die Verhältnisse haben sich wieder, wenigstens für die nächste Zeit, die da kommt, geändert, und der deutsche Mann in Oesterreich wird nicht in Verbindung mit Deutschland treten, die man vor Monaten gehofft.

Diese Trennung, deren politische Bedeutung nicht hier erörtert werden kann, darf aber, und wird auch nicht zurückwirken auf die Literatur, und sollten auch staatliche Verhältnisse die Trennung Oesterreichs von Deutschland bedingen, das Scheidemesser der politischen Richtung wird doch nicht mehr die deutsche Literatur auseinander schneiden!

Diese Einheit der deutschen Literatur, die auf mannigfache Weise gekräftigt werden kann, ist aber in einer Zeit, in welcher die Nationalität in der Politik eine solche große Rolle spielt, von immer steigender Bedeutung. Das deutsche Volk wird dann in seiner starken großartigen Literatur eine Waffe finden, die unablässig für seine Einheit kämpft, und welche durch die reichen Mittel der Bildung auch nie abgestumpft werden kann.

Die deutsche Literatur wird dann für den deutschen Oesterreicher selbst eine Stütze sein, um wenigstens seiner Nationalität den humanistischen Schwerpunkt zu geben, wenn sie schon den physischen in Oesterreich verloren. Wie günstig dieser Punkt für die europäische Bildung zurückwirkt, sieht Jeder ein, der Oesterreichs Umfang als Ganzes nicht vergißt.

Wir sind sehr begierig, wie sich der Schmelzungsprozeß der österreichischen in die deutsche Literatur in seinen nächsten Resultaten offenbart. Wir müssen bekennen, daß die noch immer fortbestehende Abneigung deutscher Gelehrten und Schriftsteller gegen einen Aufenthalt in Oesterreich, und die Auswanderung so mancher österreichischer Talente um das Ausland, um wie man sagt, Glück zu machen, besorgnißerregend ist.

Vertraut man in Deutschland der österreichischen Preßfreiheit nicht, oder trägt die geringe Empfänglichkeit unseres Stadtpöbels in Frack und Glacehandschuhen für literarische Erscheinungen, daran Schuld?

Wir wissen die Ursachen dieser Erscheinungen nicht zu finden: wir wünschen im Interesse der Fortbildung und Kräftigung der deutschen Literatur, daß sie keinen tieferliegenden Grund haben!

Ernst Rose.

Ludwig Napoleon Bonaparte.

(Schluß).

Herr Thiers also war vom Prinzen Napoleon damals schon zu einem wichtigen Posten auserlesen! Wie sehr aber der Präsident des Minister-Conseils in jener Zeit von der Idee entfernt war, sich den Napoleoniden anzuschließen, mag folgender Artikel des „Constitutionnel“ vom 7. August 1840, über das Unternehmen von Boulogne beweisen:

„Das tolle Unternehmen des Prinzen Ludwig Bonaparte kann nicht zu streng bezeichnet werden. Dieser junge Mann, der so viel Lärm von dem Namen macht, den er trägt, hat sehr wenig Gefühl von den Pflichten, welche dieser Name auflegt. Napoleon hat nichts Lächerliches gethan; Napoleon hat nie die Emigration nachgeäfft. Adel verpflichtet, sagte man ehemals: verpflichten die Ueberlieferung Napoleon's, sein heiliger Cultus des Vaterlandes nicht seine Familie? Der Sohn der Königin Hortense war unsinnig zu Straßburg gewesen; jetzt ist er verhaßt. Ueber seine Prätendenten-Monomanie zuckte man die Schultern; jetzt wird sie alle redlichen Herzen entrüsten. In dem Augenblick, wo sich das Land in der schwierigsten Lage befindet, will er uns mit seinen Tollheiten in die Quere kommen. Berathen oder nicht in seiner Narrheit, er verdient keine Entschuldigung. Was will uns dieser junger Mann, und was ist er uns? Das französische Volk umgibt mit seiner Achtung und Liebe das Andenken des Kaisers, heißt dies, daß alles, was sich Bonaparte nennt, das Recht hat, die Ruhe Frankreichs stören zu können? Herr Ludwig hat sich in den Kopf gesetzt, er habe Rechte auf die Krone. Auf diesen Anspruch hin, den 33 Millionen Franzosen sich eben so gut anmaßen könnten wie er, rafft er einige Mißvergnügte zusammen und kommt, Frankreich selbst anzugreifen. Er hält sich für einen Helden, und er ist nur zum Erbarmen lächerlich; er nennt sich einen Patrioten, und er dient, freilich nur auf eine elende Weise, der Sache der Todfeinde des Landes. In allem diesem liegt nicht einmal Muth. In unseren Zeiten wo die Menschlichkeit mit so lauter Stimme spricht, gibt es wenig Lebensgefahren für den Prätendenten. Die Politik hat ihre alten, schrecklichen Waffen abgelegt. Gott verhüte, daß wir uns darüber beklagen! Allein wenn die Milde unserer öffentlichen Sitten Achtung der Personen befiehlt, so muß die öffentliche Meinung wenigstens alle strafbaren Handlungen brandmarken, und ihre strengen Urtheile müssen deren Rückkehr verhüten. Frankreich hat sich eine Dynastie gegeben, es will sie behalten, weil diese Dynastie ihm alle Bürgschaften der Freiheit, der Ordnung, der Stabilität darbietet, die es sich durch seine Revolution hat sichern wollen. Es will diese Dynastie in der Gegenwart und in der Zukunft, und Niemanden ist es, weder im Innern noch auswärts, gegeben, das umzustürzen, was Frankreich errichtet hat. Die Dynastie Napoleon's hat mit ihm geendet, sein Ruhm gehört ganz Frankreich an. Er verdunkelt den Juli-Thron nicht, der sich durch die Huldigung, die er seinem großen Andenken leistete, geehrt und gekräftigt hat. Was die Familie Napoleon's betrifft, so hatte Frankreich und die Juli-Revolution ein Unrecht gegen sie. Man mußte ihrer Verbannung ein Ziel setzen. Aber der Prinz Ludwig hat es übernom-

men, dieses Unrecht zu verwischen. Man darf keine Bürger ächten — aber Prätendenten, wie lächerlich sie auch seien, müssen vom Boden des Vaterlandes ausgeschlossen werden."

Allein die Zeiten werden anders und reißen die Personen in ihren Strudel mit. Herr Thiers hatte damals erst die Geschichte der Revolution geschrieben, seitdem verfaßte er auch die des Consulats und des Kaiserreichs. Herr Thiers war am 6. August 1840 Minister-Präsident, während er sich im Jahre 1848 bei Ludwig Philipp in Ungnade befand. Herr Thiers hat seitdem zu der Fahne der Napoleoniden geschworen, weil diese es sind, welche er dazu auserlesen hat, ihm die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Wie kann er sich da noch des strengen Verdammungs-Urtheils erinnern, welches er über Ludwig Napoleon damals ausgesprochen hat?

Das Lächerliche der Boulogner Unternehmung wurde vielfach in Wort und Bild, sowohl auf dem Continent als in England ausgebeutet, von Niemand aber so glücklich, als von Cruikshank in seinem „Comic almanac" für 1841. In demselben kam eine Radirung vor, welche das Thor von Boulogne in der Form einer Mausefalle vorstellte, in der die französische Krone den Köder bildete. Napoleon und seine Gefährten hüpften derselben entgegen, lauter abgemagerter Gestalten, welche Körbe mit Flaschen trugen, auf denen geschrieben stand: Imperial pop. Das Bild trug die Überschrift: Idées Napoléoniennes.

Ludwig Napoleon büßte, nachdem er durch die Jury zu lebenslänglicher Haft verurtheilt worden, seinen Leichtsinn im Schlosse Ham, auf halbem Wege von Paris nach Brüssel, zwischen den Straßen von Lille und Valenciennes, bis zum Jahre 1846, wo es ihm gelang, am 25. Mai aus der Gefangenschaft zu entkommen. Als am Morgen dieses Tages Arbeiter mit einigen Ausbesserungen im Inneren des Forts in der Nähe des Zimmers des Gefangenen beschäftigt waren, erhob sich der Prinz aus seinem Bette, und legte einen Strohmann in dasselbe, so daß man vermuthen konnte, er selbst liege darin. Herauf zog er die Kleider eines Arbeiters an und verließ das Fort durch das gewöhnliche Thor. Erst Abends gewahrte man die Entweichung.

Der Prinz soll sich in der Gefangenschaft mit der Abfassung einer Broschüre über den Pauperismus beschäftigt haben, welche jedoch erst später erschien. Der Prinz verweilte von der Zeit an unbeachtet in England, bis die Revolution vom Februar und deren Folgen die Hoffnungen der Napoleoniden abermals rege machten. Ludwig Napoleon erschien in Paris, um der provisorischen Regierung seine Dienste anzubieten; als man aber dieselben ablehnte, kehrte er nach England zurück, ließ sich indessen durch seine Freunde als Candidat für die National-Versammlung melden, und wurde auch wirklich mit großer Stimmenmehrheit gewählt. Als aber seine Freunde merkten, daß die Zeit zum Auftreten noch nicht gekommen war und die geringste Unvorsichtigkeit auf einem noch brennenden Boden gefährlich hätte werden können, riethen sie ihm, auf die Wahl zu verzichten, und es wurden die Herren Laity und Persigny abgesandt, jener beim Straßburger, dieser beim Boulogner Attentat compromittirt, um ihm diesen Rath zu überbringen, welchen er denn auch willig und zu seinem größten Vortheile befolgte. Hätte er die Wahl angenommen, so wäre er vielleicht wie seine beiden Verwandten in der National-Versammlung verschollen; jetzt reizten die Hindernisse, welche sich seiner Candidatur in den Weg stellten, das Volk und vermehrten seine Anhänger dermaßen, daß er an mehreren Orten zugleich mit überwiegender Stimmenmehrheit aufs Neue gewählt wurde. Seitdem stieg die Gunst, welche sich seinem Namen zugewendet hatte, mit jedem Tage, und wir sehen in der Thatsache, daß Girardin und Thiers sich als Vorkämpfer dieser Candidatur aufwarfen, eher einen Beweis von der Gewandtheit dieser Männer, den Luftstrom zu erkennen, welcher durch die Zeit geht, als die Absicht, ihren Einfluß für dieselbe in die Wagschale zu werfen.

Die Massen haben Ludwig Napoleon gewählt, und zwar aus Dankbarkeit für seinen großen Oheim. Das Volk konnte Ludwig Philipp ohne Theilnahme fallen sehen, denn er hatte scheinbar nichts für dasselbe gethan, denn sein System war ein System des Egoismus, während Napoleon mit dem Volke seinen Ruhm und seine Beute theilte. Es war das Volk, welches er zum Kö ige und Marschalle gemacht, nachdem er die Welt mit demselben erobert hatte. Er war durch das Volk Kaiser geworden, fü dessen edeln Instinct er einen so merkwürdigen Tact besaß; Beranger, der Dichter des Volks, hatte ihn zu seinem Helden gemacht, Victor Hugo ihm den Tribut seiner begeistertsten Gedichte gebracht. Wie hätte sich da vor dem Volke ein Anderer mit demjenigen messen können, der seinen Namen trug?

Daum's Elisium.

Vielfältige Debatten wurden gepflogen, ob heuer dieser so beliebte Unterhaltungsort der Wiener eröffnet werden dürfe oder nicht. — Da überraschte Herr Daum vorige Woche plötzlich das Publikum mit der Anzeige, daß Samstag den 13. Jänner die erste Eröffnung statt finden werde — und so geschah es. Das Elisium hat uns in den verflossenen Jahren manchen vergnügten Abend verschafft und auch heuer hat Herr Daum alles aufgeboten, seinem Arrangementstalente Ehre zu machen; manche lobenswerthe Abänderunge sind getroffen worden, um die Schaulust des Publikums zu fesseln; darunter gehört die „Monte-Christo-Insel" wohin man zu Fuß und auch mittelst der Eisenbahn gelangt. Ein Hauptjux wurde jedoch allgemein vermißt, nämlich der Faschingszug mit seinen drastisch-komischen Karikaturen — daß Sie Herr Daum, diese Augenweide heuer ausgelassen, verzeiht Ihnen das Publikum nicht! Doch wer weiß, was geschieht — vielleicht geht Herr Daum in sich, und ehe das Publikum es sich versieht, wird auch der alte Maskenzug sich wieder einstellen. Kurz: das Elisium ist wieder da, Credenz und Küche sind ebenfalls gut — was braucht es mehr, um zu sagen: Wer sich einen vergnügten Abend machen will, der geht in's Elisium!

Wien.

K. K. priv. Carl-Theater.

Samstag den 13. Jänner zum ersten Male: „Der Weiberverkauf in London," mit einem Vorspiele: „Die beiden Werkführer. Frei nach dem Französischen.

Wenn auch nicht auf dem Zettel das ominöse „Frei nach dem Französischen" gestanden wäre, wir hätten es errathen. Ein so leichtes naives Hinüberspringen über alle Klippen der Unwahrscheinlichkeit und Unnatürlichkeit; eine solche enorme Nonchalance im Motiviren der Charaktere und Situationen läßt sich nur bei Franzosen finden. Das Stück, vielleicht schon im Originale sehr wenig werth, hat durch die Freiheit des deutschen Uebersetzers vollends den Hals gebrochen! — Die Freiheit des deutschen Uebersetzers hat die französischen Kolosse der Unwahrscheinlichkeit alle stehen gelassen und leider nichts dazu gemischt, als einen preußischen pensionirten Eckensteher, der in eine englische Fabrik kommen muß, um ein Paar übertragene Kantewitze zu machen, und noch ein Paar Witze dazu, die inkognito verbeistreiften.

Wir wollen die Leser mit dem fatalistischen verwirrten Sujet des Dramas nur in flüchtigen Pinselstrichen bekannt machen. Der Effekt des Stückes liegt in der Lucy Stendhal, deren Mutter Ruf vor der Welt als unrein gilt, und welche durch die seltsamsten Quiproquos sich ebenfalls bei ihrem Manne verdächtigt. Diese Verdächtigungen der Lucy Stendhal enden in einem sehr massiven Theatereffekt. Ihre Freundin und Cousine, die Gemalin des Bruders ihres Gemals, hat geheime Zusammenkünfte und Correspondenzen mit Sir Edgar Mortimer. Diese Correspondenzen werden verrathen, und fallen auf Lucy Stendhal; ebenso kommen die geheimen Zusammenkünfte durch einen von Edgar Mortimer herbeigeführten Zufall auf Lucy Stendhals Rechnung.

Durch alle möglichen Unwahrscheinlichkeiten wird der Zuschauer endlich zur letzten geführt, daß Richard Davis, der ehemalige Arbeiter und jetzige Gemal der Lucy Stendhal, dieselbe aus Rache für ihre angeschuldete Sünde am Weibermarkt verkaufen will. Da es im Schauspiel ist, muß Alles doch noch leidlich gut enden, und darum versöhnt sich die Lucy Stendhal schnell vor dem Ende des Stückes mit ihrem Gemal, der sie verkaufen wollte, und ihr Schutzengel, ihr Vater, erscheint genau, wenn sie ihn braucht.

Das Stück ist langweilig und mit unausstehlichen Breiten selbst in ursprünglicher Uebersetzung schwer zu retten.

Die Besetzung der Rollen war im Ganzen gelungen. Frau Brüning (Lady Stendhal) verdient warmes Lob für ihre fein pointirte, klare, richtige Darstellung, ebenso Hr. Carl (Sir Harweg). Die Nebenrollen griffen entschieden in das Ganze. Das Ensemble war gelungen. C. M.

K. K. priv. Theater in der Josefstadt.

Dienstag am 16. Jänner zum ersten Male: „Die Bastille, oder: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein." Original-Lustspiel in 3 Akten, von C. P. Berger.

Der Inhalt des Stückes ist durch seine zahlreichen Aufführungen auf den meisten deutschen, sowohl größeren als kleineren, Bühnen zu bekannt, als daß wir davon eine detaillirte Schilderung machen sollten; wir wollen uns daher hier nur über die Darstellung einlassen, welche — mit geringer Ausnahme — als eine durchaus gelungene bezeichnet werden muß, vor Allen aber müssen wir das Künstlerpaar, Herrn und Frau Heese nennen, denen das ausgezeichnetste Lob für die Darstellung des Königs Ludwig XIV. und der Marquise Eleonora de la Reyniere gebührt. Referent dieses sah an diesem Abende zum ersten Male Herrn und Frau Heese und fand das Lob, welches er bisher über sie vernommen, nicht nur bestätigt, sondern durch diese Darstellung noch bei weitem übertroffen. Herrn Stöger ist zu gratuliren, dieses Paar, das den wahren Namen „Künstler" verdient, für seine Bühne gewonnen zu haben, denn jede Hofbühne müßte solche Mitglieder als Perlen betrachten, die in unsern Tagen nicht zu zahlreich gefunden werden. Jugendliche Anmuth, feine Tournüre und Sprache ist hier in so hohem Grade verbunden, daß man höchst angenehm überrascht, zum größten Beifalle hingerissen wird. Schade, daß des schlechten Wetters halber das Haus wenig besucht war — wir fordern daher das kunstsinnige Publikum Wiens auf, sich den Genuß eines so angenehmen Theaterabends nicht zu versagen und die „Bastille" im Josefstädter Theater zu besuchen, wir sind im Voraus überzeugt, daß Jedermann mit unserem Urtheile übereinstimmen wird. Jedenfalls entschädigt ein solches Stück und eine solche Dar-

stellung für eine erbärmliche Posse, die wir jüngst an dieser Bühne ansehen mußten, hinreichend, um zum Besuche und der Anerkennung desselben aufzufordern. --nn.

Wiener = Signale.

Dienstag den 16. d. M. kam im Theater an der Wien zum Vortheile des Hrn. Friedrich Kaiser dessen bekanntes Stück „die Schule des Armen" mit neuen Liedertexten zur Aufführung; das Haus war schwach besucht.

Es scheint, daß das Revolutioniren epidemisch ist! — Die Elemente empören sich auch schon gegen die Gesetze der Natur. Am 16. Jänner Früh war ein Donnerwetter! — Vor ein Paar Tagen waren wir dem Erfrieren nahe, und gleich darauf springt die Witterung auf ein Donnerwetter hinüber. Am Ende schneit es vielleicht noch im nächsten Sommer! — Es gibt nichts Außerordentliches mehr auf der Welt.

Briefe aus Prag sollen von einer bedeutenden Aufregung der Gemüther, und einem weitverbreiteten Mißvergnügen der Böhmen über neuere Maßregeln erzählen. Andere Briefe aus Prag wissen wieder von Aufregung und von Mißvergnügen Nichts zu berichten, und bringen im Ganzen nicht sonderlich' Neues. Auch die Journale haben bis jetzt noch keine zweifelerregenden Nachrichten gebracht. Wir glauben demnach, daß an dem obenerwähnten Gerüchte nicht viel Wahres sein dürfte. —

Unter den Vorlesungen der Docenten, welche nach Eröffnung der Universität beginnen werden, dürften vorzugsweise die Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, welche der talentreiche, sowohl als Dichter als auch als Gelehrter rühmlich bekannte Dr. Zimmermann abhalten wird, von besonderem Interesse sein. Die Philosofie war bisher in Oesterreich als Aschenbrödel behandelt; und jede freiere Regung in dieser Wissenschaft verpönt. — Um so wichtiger erscheinen die ersten Strebungen dieser nun freigewordenen Wissenschaft in Oesterreich, insbesondere in Wien, was der Spekulation nicht sehr geneigt ist. —

Im Carltheater sollen nächstens dem Publikum großartige Nebelbilder vorgeführt werden.

Von Ungarn fehlen noch immer detaillirte Nachrichten. Die Gerüchtausstreuer benützen diese Gelegenheit, um allerhand barocke Geschichten an den Mann zu bringen. Die Wiener scheinen übrigens in dieser Hinsicht doch nicht mehr so leichtgläubig zu sein, wie früher.

Durch die plötzlich eingetretene milde Witterung schwoll die Donau und der dadurch herbeigeführte Eisgang auf derselben so hoch an, daß ein Theil der Rossau, die Leopoldstadt, Jägerzeile etc. in beträchtlicher Weise unter Wasser gesetzt wurde; dieß hatte auch zur Ursache, daß, (da die Druckerei unseres Blattes in der Leopoldstadt ist), wir gestern kein Blatt ausgeben konnten.

Man hört bis jetzt von drei Unglücksfällen, welche durch die Ueberschwemmung in der Leopoldstadt herbeigeführt wurden. — Der eine der Unglücklichen, welche ihren Tod in den Wellen fanden, soll ein Milchmaier sein, der eben vom Lande zurückkehrte. Die Anstalten, welche gegen die Ueberschwemmung veranstaltet wurden, scheinen nicht in der Großartigkeit ausgeführt zu sein, wie es erforderlich sein durfte. Wir hoffen, daß der Gemeinderath alle Mittel mit möglichster Schnelligkeit ergriffen hat, dem Uebel zu steuern.

In Budweis soll bei einer Rekrutirung ein kleiner Krawall ausgebrochen sein, der aber bald wieder gedämpft wurde. Wir können diese Nachricht nicht verbürgen.

Allgemein erstaunt man hier über die Freilassung des Grafen Szapary, welcher früher von gewissen Blättern als einer der wüthendsten Anhänger der Revolutionspartei in Ungarn bezeichnet wurde.

Das Gerücht, daß die russischen Generäle Duhamel und Lüders mit einer bedeutenden Truppenmacht an der Gränze Siebenbürgens zum Einmarschiren bereit stehen, gewinnt in Wien immer mehr Glauben. — Die offiziellen Zeitungen berichten davon Nichts.

Ausweis

über die Einnahmen der Personen = Frequenz und des Waaren = Transportes auf der a. p. Kaiser Ferdinands Nordbahn. Vom 1. bis inklusive 31. Dezember. Zwischen Wien, Brünn, Olmütz, Oderberg und Marchegg 38622 Pers. gegen 124229 fl. 35 kr. 464133 Ztn. gegen 217464 fl. 57 kr. Zwischen Wien und Stockerau 25383 Pers. gegen 10926 fl. 7 kr. 808 Ztn: gegen 562 fl. 9 k. Gesammtbetrag *) 355181 fl. 48 kr. Summa 794083 fl., 3458135 Ztn. 2813900 fl. 81 kr.

Provinz = Signale.

Reichenberg. Ueber das Brand-Unglück, welchem der Reichstagsabgeordnete Carl Herzig und seine große Fabrik zum Opfer fiel, bringt das Prager Abendblatt folgende Details:

Das entsetzliche Unglück in Grundwald ist durch Ueberheizung in der Gärtnerei veranlaßt worden. Das Feuer ergriff um 5 Uhr Morgens die anstoßenden Fabriksgebäude und schon am 11 Uhr Vormittags lag das ganze Etablissement mit den ungeheuren Vorräthen und all den kostbaren Maschinenwerken in Schutt und Asche — Ein Schade von Hunderttausenden.

Aber noch weit kostbarere Opfer hatte sich das entfesselte Element auserkoren, auch Menschen sollten in seinem glühenden Schlunde untergehen! Der als Reichstagsdeputirter von Kremsier auf Urlaub in Reichenberg anwesende Karl Herzig, der Chef des Hauses (derselbe, welcher in die von Grafen Thun projektirte provisorische Regierung berufen war), eilte auf die erste Kunde des Unglücks von Reichenberg nach Grundwald.

Als die Macht des Feuers schon ausgetobt hatte, glaubte er noch einige übrerestliche in den gewesenen Lokalitäten zu ebener Erde befindliche Maschinentheile dem allgemeinen Verderben entziehen zu können, und sowohl zu diesem Zwecke, als auch um die in den Ruinen beschäftigten Leute zur nöthigen Vorsicht zu ermahnen, dringt er durch das stehen gebliebene Einfahrtsgewölbe vor, da stürzt es theilweise zusammen, einige der Arbeiter, welche an Herzigs Seite gewesen, springen in ein entblößtes Kellergewölbe, er selbst wird bis über die Hälfte des Oberleibes mit glühendem Schutte bedeckt. Er ruft: „Um Gotteswillen! rettet mich, ich gehe zu Grunde!" Einige der Arbeiter wollen ihm beispringen, in diesem Momente wiederholt sich der Sturz der brennenden Trümmer und Herzig ist begraben! Sein Leichnam wurde später ganz entstellt herausgezogen, von den Arbeitern werden einige vermißt, noch ist man mit der Hinwegräumung des Schuttes von dem erwähnten Keller beschäftigt. Mit Karl Herzig ist eine der größten industriellen Capacitäten unseres Vaterlandes, einer der solidesten Geschäftsmänner zu Grabe gegangen, welchem Reichenberg und die Umgegend viel, sehr viel zu danken hat.

Triest. Unser Handel geht flau, unsere Gewerbsleute haben sehr wenig, und die Luxushändler so zu sagen gar nichts zu thun. Anfangs war man der Meinung gewesen, der stockende Handel müsse nach der Wiedereroberung der italienischen Provinzen schnell wieder blühend werden. Man sieht nun nachgerade, daß man sich getäuscht hat, und die Folge ist, daß man auch von der Bezwingung Ungarns nichts Besseres erwartet.

Aus der Zeit.

Rom, 1. Jänner. Handelsbriefe versichern, daß der Papst in nicht entfernter Zeit in die Siebenhügelstadt wieder zurückkehren werde; in Rom selbst, so heißt es in diesem Schreiben, bereite sich ein entschiedener Umschwung der öffentlichen Meinung vor; dem revolutionären Taumel folgen jetzt ruhigere Ueberlegung; man fange an, die ungeheueren Nachtheile zu berechnen, welche für den römischen Staat und insbesondere für dessen Hauptstadt daraus erwachsen würden, wenn der Sitz des Oberhauptes der katholischen Kirche dauernd von dort verlegt werden sollte, und zugleich sehe man nachgerade ein, daß eine größere politische Freiheit gegenwärtig schwerlich realisirt werden könne, am wenigsten auf dem Wege gewaltsamen Umsturzes aller bestehenden Verhältnisse; zudem gebe sich bei den intelligenteren Klassen der Bevölkerung eine so tiefe Abneigung gegen die Einführung einer republikanischen Regierungsform kund, daß keine andere Wahl übrig bliebe, als die Rückkehr des Papstes in möglichst kurzer Zeit zu erwirken, damit nicht die drückende Noth, welche sich mehr und mehr unter den unteren Klassen verbreite, zuletzt etwa den Staat in alle Schrecknisse der Anarchie stürze.

— Einem Briefe aus Rom zufolge, wäre eine französische Fregatte mit Lucian Murat am Borde nach Sizilien gesegelt. Sollte sich diese Thatsache bestätigen, so hätten wir die erste Frucht die Präsidentschaft Louis Napoleons.

Die „Times" theilt nachstehendes Schreiben mit, welches ein junger Mann, der die Vortrabs = Expedition der Communisten nach Icarien (Texas) mitmachte, aus dem Spitale in New = Orleans unterm 16. November an seinen Vater in Frankreich gerichtet hat. Früher ein vertrauter Correspondent Cabet's und sein eifrigster Schüler, hatte er vor den Juniereignissen sein Bischen Vermögen gesammelt, den größeren Theil an Cabet abgeliefert und sodann die Reise nach Icarien angetreten. Das Schreiben des betrogenen armen Menschen lautet:

Theuerster Vater! In großer Eile schreibe ich Dir einige Zeilen über meine Lage. Mit Mühe den Klauen des Todes entkommen, liege ich seit unserer Rückkehr aus der Gegend, wohin der abscheuliche Cabet uns schickte, um uns zu vernichten, als Patient im hiesigen Spitale. Ach! Ach! Als wir jenen tödtlichen Platz erreichten (denn Alles, die Elemente sogar eingeschlossen, ist dort giftathmend und pestartig), starben von den 90 Mann, woraus die erste Abtheilung bestanden hatte, neun, und alle übrigen erkrankten binnen vier Tagen nach der Ankunft. Nach einer Woche war ich dem Tode nahe und glaubte mich verloren; reichliche Gaben Chinin aber heilten das Fieber und ich konnte mich nach New-Orleans zurückschleppen, wo zum Glück das Spital vortrefflich ist. Eine Strecke von 120 Stunden mußte ich zu Fuß und ganz allein durch Wälder machen; schrecklich litt ich Hunger und Durst; mein Gepäck mußte ich wegwerfen, weil ich nicht Kraft hatte, es ferner zu tragen. Cabet sagte uns: „Ihr geht nach einem Lande, wo an Allem Ueberfluß ist." Der Elende sandte uns dahin, ohne das Land nur im mindesten zu kennen. Alle seine

---

*) Die noch unliquirten Gebühren für Militär-Transporte, so wie für andere Separatzüge, welche von resp. hohen Behörden angeordnet wurden, sind im obigen Betrage nicht mitbegriffen, ebenso die Regie-Transporte pr. 26258 Zentner.

Schriften sind Lügen; nicht ein Wort ist wahr von dem, was er uns von der ergiebigen Jagd, dem Fischfange ꝛc. vorspiegelte. Welche Niederträchtigkeit, daß er eine Schar Menschen abschickte, um elendiglich umzukommen, und uns das Geld vorenthielt, welches wir ihm anvertraut hatten. Jene Chimäre des Communismus, womit er unsere schwache Einbildung kitzelte, ist der schlechteste Zustand der Gesellschaft, der sich nur denken läßt; es ist förmliche Sclaverei, es ist die Hölle. Wenn Euer 100 an der Zahl sind, so hast Du 99 Herren. Du kannst durchaus nichts thun, nicht einmal essen oder trinken, ohne daß man daran was auszusetzen und zu tadeln weiß; Du hast nicht die mindeste Freiheit und jede Stunde gibt es Streitigkeiten über die Lebensmittel. Beständig schreit einer dem anderen zu: „Kerl, du ißt zu viel. Sieh wie wenig ich brauche; du bist ein fauler Vielfraß." Hätte man die Geduld von Millionen Hiobs, man könnte es nicht ertragen. Wir übrigens sind, aber zu spät, vollkommen enttäuscht; nichtsdestoweniger war diese Erfahrung nöthig, um uns von unserem Irrthume zu überzeugen. Mögen jetzt die, welche die Probe noch nicht gemacht haben, es ebenfalls thun; ich verspreche ihnen, daß sie von ihrem Communismus schnell geheilt sein werden. Alle Schwärmer in Frankreich werden von ihrer Geistesverwirrung bald zurückkommen, wenn sie unsere Erzählungen hören. Communismus! Bah! Weder diese noch irgend eine der anderen socialistischen Abgeschmacktheiten werden je in Frankreich herrschen.

Eine englische Kravall-Geschichte. Indem wir in das vorige Jahr zurückblicken, und an die vielen Kravalle und Emeuten denken, welche die Straßen unserer größeren Städte mit Blute tränkten, fällt uns eine wenig bekannte Geschichte aus England ein, die wir zur Nutzanwendung für das neue Jahr nicht verschweigen dürfen. Es ist ebenfalls eine Geschichte aus dem Jahre 1848, also eine Kravall-Geschichte, zu Anfang fürchterlich, zu Ende — — doch wir wollen uns nicht vorgreifen. Also: Es war der Vorabend des für die Explosion der Chartisten-Revolution angesetzten Tages, und was in London an entschlossenen, beutelustigen und blutdürstigen Bummlern lebte, hatte sich in irgend einer geräumigen Taverne der großen Stadt versammelt um die letzten Lehren, die letzten Guineen oder Schillinge von ihren feingeschniegelten und glacéhandschuhigen Führern oder Verführern in Empfang zu nehmen, auch um in einigen Groggs und Whisky's sich Courage zu trinken, für die Blutarbeit des folgenden Tages. Man sieht, es ging in London genau so wie bei uns. Schon ein Dutzend feuriger Reden mochten gehalten und mit ungeheuren Bravo's unterbrochen und geendigt sein, da drängt sich ein Mann zur Tribüne, ein Bummler vom reinsten Wasser, ein halber Goliath, allein im Stande 50 Bonegeri's zu spießen oder sonst vom Leben zum Tode zu bringen. „Ihr kennt mich," rief er mit kräftiger Stimme den Versammelten zu. „Ihr kennt mich und wißt, daß seit 30 Jahren kein Kravall, keine Emeute stattfand, wobei nicht mein Arm und mein Knüttel ihre Schuldigkeit gethan. Sieben Mal hat man mich deshalb deportirt, aber mein Muth ist ungeschwächt. Auch morgen bin ich dabei, muß ich dabei sein, aber es darf nicht wieder unnütz, es muß mit Erfolg losgeschlagen werden. Dazu ist aber nöthig, daß es zugleich im ganzen Lande losgeht, und daß wir Führer haben; das erste haben uns diese Herrn (auf die Glacéhandschuhigen deutend) versichert, und wir glauben ihnen, was die Führer angeht, so würden diese Herren, die den ganzen Plan entwerfen, gewiß nicht anstehen, auch im Kampfe uns als Führer voran zu gehen. Wir, und unsere Knüttel werden ehrlich folgen, und zugleich dafür sorgen, daß sie nicht zurück können, daß sie an unserer Spitze bleiben, und Wehe, wenn einer zu fliehen wagt! — Am andern Morgen wurde den Bummlern von ihren Führern angezeigt, daß die Macht der Regierung zu groß sei, als daß mit Erfolg etwas angefangen werden könne und die Revolution unterblieb.

Briefe aus Linz.

(Schluß.)

Das ständische Schauspielhaus, welches bis jetzt unter der Leitung des Theaterdirektors Neufeld gestanden, wird mit kommenden Ostern neu verpachtet. Bis jetzt sind 5 Competenten darum eingeschritten, worunter der Direktor des Lemberger Theaters, Eduard Pellet, und der Gemahl der berühmten Stöckl-Heinefetter, welche beide gegenwärtig in Linz domiciliren. Man glaubt fast mit Sicherheit, daß Herr Pellet, welcher schon in früheren Jahren die Leitung der hiesigen Schaubühne zur Zufriedenheit des Publikums führte, auch diesesmal mit derselben betraut werden wird. Es sind mit der Pachtung des Theaters auch die Ueberlassung der Redoutensaallokalitäten und 3000 fl. CM. jährlichen Zuschuß aus dem Domestikalfonde verbunden. In der Buchdruckerei der Huemer'schen Erben wird so eben ein Zirkular des neuen Landeschefs an sämmtliche Beamten der Provinz in Druck gelegt, worin die Haltung derselben gegenüber den verschiedenen Parteien bezeichnet wird, und sie aufgefordert werden, gleiche Bahn mit dem Ministerium zu verfolgen. Auch ist die Einrichtung getroffen worden, daß künftighin die Behörden auf dem Lande nicht mehr durch Mittelstellen z. B. durch die Kreisämter, sich an die Landesregierung bei vorkommenden Fällen zu wenden haben, sondern in unmittelbare Korrespondenz mit der Landesstelle treten könne.

An unserem neuen Militär-Oberkommandanten F. M. L. Baron Bechtold haben wir einen der liebenswürdigsten Männer gewonnen, er wird eben so hoch geschätzt als seinerzeit Graf Auersperg, denn beide verstehen es, durch Milde und Berücksichtigung aller Verhältnisse Gleiches wie durch unerbittliche Strenge zu bezwecken.

Statt den nach Wien abgegangenen zwei Bataillons Baden-Infanterie, erhielten wir 4 Kompagnien vom Regimente Khevenhüller mit einem eben so charmanten Offizierskorps als wie d'Este Infanterie, das schon längere Zeit hier garnisonirt.

So eben langte die Nachricht ein, daß der FML. Baron Hrabowsky der Inhabersstelle vom gleichnamigen Regimente enthoben wurde, somit erhält unser vaterländisches Militär demnächst einen neuen Namen. Mit künftiger Woche werden hier die Werbtische zur Ergänzung des 10. Jägerbataillons aufgeschlagen. Viele Freiwillige aus Linz selbst lassen sich zu d'Este Infanterie assentiren, überhaupt sucht jeder, den nicht besondere Familienverhältnisse binden, seine Existenz im Wehrstande.

Der Karneval des Jahres 1849 beginnt hier eben so traurig wie in allen übrigen Orten; wer sollte auch lustig und guten Muthes sein, während der eiserne Würfel über tausend von Menschenleben entscheidet. Im Geselligkeitsvereine wurde bereits eine Tanz-Soiree abgehalten, bei welcher die Elite der Linzer Damenwelt zahlreich vertreten war, die sonst üblichen Picknicks werden für dieses Jahr wohl gänzlich unterbleiben. Heute geht eine Deputation vom Gemeinde-Ausschusse der Stadt Linz und Stände-Mitgliedern nach Prag zu Sr. kais. Hoheit dem Hrn. Erzherzog Franz Carl, um ihn in Ehrfurcht zu bitten, die getreue Stadt Linz zu seinem ferneren Aufenthalte zu wählen und von den Kaiser-Zimmern im Landhause zu seinen Appartements Gebrauch zu machen.

Man sagt, der hiesige Baumeister Metz soll vom Erzherzoge Maximilian, für den Fall, als Franz Carl das Anerbiethen der Deputation annimmt, den Auftrag erhalten haben, für Beide ein großes Palais auf dem Donauquai zu erbauen. Auch spricht man, daß das ehemalige kaiserliche Schloß, gegenwärtig ein Strafhaus, wieder in seinen alten status quo hergestellt werden soll, da es Jammerschade ist, das schönste und größte Gebäude in Linz zu keinem edleren Zwecke zu verwenden.

Von dem bekannten Topografen Hr. Alois Souvent, k. k. Mappen-Archivar in Linz ist eine ausgezeichnete Karte der neu organisirten Gerichts- und Verwaltungsbezirke der ganzen Provinz Oberösterreich, inklusive Salzburg erschienen, und vermehrt die vortreffliche Sammlung von topografischen Werken, welche wir bisher der unermüdeten Thätigkeit des Verfassers verdanken. —

Ich schließe nun meinen ersten diesjährigen Bericht mit einen herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahr, und werde nicht säumen, Sie von allem Neuen und Wichtigen aus unserer Hauptstadt eben so schnell als verläßlich in Kenntniß zu setzen. Gott möge es geben, daß es fürderhin nur Gutes und Gedeihliches für unsere junge, erst im Keime sich entfaltende Freiheit sein möge.

Amüsantes.

Unverbürgte Nachrichten. Kuhschnappel. Der Central-Verein für die deutsche Flotte soll ein großes Frühstück gegeben haben, bei dem man den Entschluß in's Werk setzte, vor der Hand an der Hinwegräumung aller Hindernisse zu arbeiten. Eine den Schiffern sehr gefährliche Austernbank an der holsteinischen Küste soll in Folge jenes Frühstücks schon bedeutend abgenommen haben. Die Bratwurstführer des Vereins wurden verpflichtet, ihren Streusand aus dem Central-Hafen zu beziehen, um ihm mehr Tiefe zu geben.

Aus demselben Orte wird gemeldet: Der Centralverein für die deutsche Flotte beschäftigt sich noch immer eifrig mit den Vorarbeiten: das erste Kriegsschiff wird vom Strudel dieser Geschäfte ergriffen und ist dem Versinken nahe. Ein Einem rettet es.

Desgleichen schreibt man: Der Verein beschließt, die deutsche Geduld, die seit dem März dieses Jahres abgeschafft ist, zu Ankertauen für die deutsche Flotte zu verwenden.

Ein polnischer Betteljude war auf seiner Wanderschaft in eine Stadt gekommen, wo sich eine israelitische Gemeinde befand. Der frommen Sitte zufolge werden Wanderer, da am Sabbath nicht gebungert werden darf, für diesen Tag von Familienvätern versorgt, indem sie diese an ihren Tisch ziehen, und es diesen armen Sündern an nichts fehlen lassen. Am Freitag Abend, wo mit dem eingehenden Ruhetage die erste Sabbathmahlzeit eingenommen wird, hatte der Hausherr nach üblicher Einsegnung der Speisen, seinem Gaste Aufmerksamkeit beweisend, ein Zwiegespräch einleiten wollen: als er noch eine fremde Gestalt an seinem Tische bemerkte. Im Begriffe, diesen Unbekannten für seine Aufdringlichkeit einen Verweis zu ertheilen, ward er von dem eigentlichen Gaste über dieses Ereigniß mit folgender Entschuldigung zur Sühne versucht: „Verzeihen Sie! dieser junge Mann ist mein Eidam: als ich meine Tochter ihm vermählte, hatte ich dem jungen Paare auf 3 Jahre freie Kost versprochen, und diese Frist ist noch nicht zu Ende."

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Freitag den 19. Jänner 1849. № 14. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Gedichte von L. v. Löhner.

2. Die Salzquelle.

(Eine Halleiner Sage)

Tief zu Hallein im Walde gibt's einen alten Schacht,
Der öffnet, lang verschüttet, sich stets um Mitternacht,
Da glänzt von Grubenlichtern herauf ein rother Schein,
Da tönt's wie mächtig Hämmern tief unten im Gestein.

Da sind die Knappen alle, die dort der Tod erfaßt,
Bei frommergebenem Fleiße im Tagwerk ohne Rast,
Sie schlummern in der Kühlung, wo sie der Bergsturz traf,
Und stehen nur mitternächtlich zur Arbeit auf vom Schlaf.

Es glänzt die Felsenhalle von hundert Lampen hell,
Drinn rauscht aus blauem Marmor ein mächtig frischer Quell.
Sie stehen längs den Wänden im grauen Berggewand,
Mit halbgeschlossenen Augen, mit nimmer müder Hand.

Sie höhlen tief im Felsen; da funkelts wie Metall,
Sie fördern ihn in Blöcken, den reinen Salzkristall,
Und zu der Felsen Dröhnen und zu der Hämmer Klang
Enttönt den bleichen Lippen ein alter Bergmanns-Sang.

Dann fassen rüstig hebend sie all das Salzgestein,
Und streu'n es in die Quelle mit voller Hand hinein,
Und reichen sich die Hände und legen sich zur Ruh,
Und schlägt es Eins vom Thurme, ist auch der Schacht schon zu.

Und weiter rinnt die Quelle tieflauten Wellenschlags,
Bis zu Hallein im Thale sie quillt zum Licht des Tags.
Da scheint ihr Lauf zu zögern, zu frieren scheint ihr Schwall,
Und bildet Stund auf Stund sich reich der Salzkristall.

Das Leichenhaus zu Weimar.

Erzählung.

(Schluß.)

Wer von uns triumphirte nun? Ein plötzlicher Tod, pflegt man zu sagen, ist ein leichter. Dieser Mensch konnte von der Erde geschieden sein ohne eine Schmerzensempfindung des Körpers oder der Seele. Der Ausdruck seiner Züge war sanft, beinahe freundlich; keine Spur zeigte sich darin, daß das Böse, welches er während seines Lebens gethan, seine letzten Augenblicke getrübt habe, und demnach durfte ich mich überzeugt halten, daß er es nie zuvor bereut.

„Je länger ich ihn betrachtete, um so mehr fühlte ich, daß dies keine Vergeltung der Kränkung sei, die er mir zugefügt, und als ich ihn so mit offenen Augen vor mir liegen sah, kam es mir vor, als sei das derselbe Blick spöttischen Hohnes, den er mir zuwarf, als ich meine Schwester Friederike bei ihm fand. Ich wünschte dann, daß er erwachen möchte, wenn auch nur für einen Moment, damit ich ihm mit dem Ausdrucke des Hasses und der Rache ihren Namen in das Ohr flüstern und ihn wieder zittern sehen könnte, wie damals. Solche Gedanken und schlimmere als diese überliefen mich, bis ich seinen Anblick nicht länger zu ertragen vermochte. Ein Schauder überkam mich und ich glaubte, ich würde mich eher erholen, wenn ich mich von dem Körper entfernte. Es befindet sich kein Riegel an der Thüre des Aufseherzimmers, aber ich schloß sie fest zu und setzte mich an das Fenster. Aber auch hier fühlte ich mich nicht leichter als zuvor.

Ich vermochte es nicht still zu sitzen oder meinen Gedanken zu gebieten, daß sie in die Ferne schweiften. Es schien mir, als müsse etwas gethan werden; aber was? — das konnte ich mir nicht klar machen. Das Bewußtsein, daß er mir so nahe sei, machte mich nur noch unruhiger, als ich ihn nicht mehr sah; ich fühlte mich zum erstenmale in meinem Leben bedrückt durch das Alleinsein, und war in einer ängstlich gespannten Erwartung.

Ich nahm eine dem Todtengräber gehörige Bibel, um andere Gedanken zu bekommen, eben hatte ich die Lampe geputzt und wollte das Buch öffnen, da — mein Himmel — da ertönte die Glocke! — Wie ich da aufsprang, kann ich nicht sagen! — dann aber sprach ich zu mir selbst: Es kann ja nicht sein! und weiter: was wünschte ich denn so eben? — Weshalb muß aber dies das erste Zeichen der Rückkehr in das Leben sein? — Ich wollte weder glauben, daß es Wirklichkeit sei, noch aufstehen, um nach Hülfe zu rufen, wie ich gesollt hätte; ich saß da, ängstlich nach Luft schnappend und unfähig, über meine Glieder zu gebieten. Niemand war dort drinnen als er und alles war wieder still geworden; ich lauschte angestrengt, aber ich hörte nichts als die Schläge meines eigenen Herzens. Daß noch ein Lebensfunke in ihm sei, daran dachte ich nicht einen Augenblick; wer aber konnte wissen, was für ein garstiges Ding in den Körper gefahren war und in demselben böse Streiche spielte? Denn ich wußte, daß der Böse nicht weit entfernt sein konnte, wo er sich befand.

Wie lange mein peinlicher Schrecken anhielt, weiß ich nicht; als aber alles still blieb, kehrte mein Muth allmählig zurück, und ich begann zu denken, daß ich eine erbärmliche Memme — sei. Ich beschloß nun hinzugehen und nach der Leiche zu sehen, — aber mit der Bibel unter dem Arme. So ging ich in den Leichensaal, wo fortwährend eine Lampe brennt; nie im Leben ist mir etwas so schwer gefallen, als der erste Blick auf das Lager, auf dem die Leiche gelegen war. Sie lag immerhin noch dort und grade so wie zuvor. Sie konnte sich nicht bewegt haben, und ich fühlte mich überzeugt, daß der Ton der Glocke nur ein Spiel meiner Fantasie gewesen war. Eben wollte ich mich entfernen und legte die Hand auf den Griff der Thüre, als die Glocke abermals scharf und heftig ertönte. Erschrocken wendete ich mich um, aber der Körper lag noch immer ruhig da, ohne ein merkbares Zeichen der Bewegung. Jetzt war es mir klar, daß irgend etwas anderes die Glocke in Bewegung gesetzt hatte, was mir immerhin sehr auffallend war; indeß

was half das Grübeln, eine andere Ursache aufzufinden? Ich mußte bis zum Morgen wachen, so gut es gehen wollte. Es war zu spät, um jemand zu rufen; ich hätte dies bei dem ersten Zeichen thun sollen, und ich sah ein, daß ich einen Mißgriff begangen, den ich am besten geheim hielt.

Ich nahm mir vor, nicht mehr in den Leichensaal zu gehen, geschehe was da wolle, und setzte mich auf meinen Stuhl. Kaum hatte ich dieses gethan, als die Glocke über meinem Haupte so gewaltig ertönte, daß ich glaubte, der Teufel selbst sei in den Wecker gefahren. Gleich darauf ertönte ein gewaltiger Schlag, wie wenn ein schwerer Körper zu Boden fällt, und dann Fußtritte. — Da stand der Todte und blickte mich an und winkte mir, zu ihm zu kommen, und bewegte die Lippen, aber ich konnte kein Wort hören. Ich fühlte, daß ich verloren sei, warf die schwere Bibel gegen die unwillkommene Erscheinung mit aller Kraft, traf ihm die Herzgegend, die Gestalt stieß einen Schrei aus, trat zurück und die Thür fiel hinter ihr in das Schloß. Darauf muß ich ohnmächtig geworden sein, denn ich erinnere mich an nichts mehr, bis der Eintritt mehrer Personen mich zu mir brachte.

Das Geräusch hatte den Doctor geweckt, dessen Gesicht ich erblickte, als ich von der Schwelle der äußern Thür, quer über welche ich gefallen war, aufstand. Anfangs war meine Zunge sprachlos; keines Wortes mächtig deutete ich auf den Leichensaal und er eilte hinein, begleitet von mehren Personen. Da ich nichts hörte als leises Geflüster, wagte ich ihnen zu folgen, neugierig zu erfahren, wo sie den Körper gefunden haben möchten. Aber ich glaubte, all' mein Blut in den Adern solle mir zu Eis gefrieren, als ich ihn liegen sah, wie wenn er sich nie bewegt hätte, aber auf einem andern Lager.

Der Doctor befragte mich scharf und als ich diese Veränderung andeutete, die wohl geeignet ei, einen Menschen schaudern zu machen, sagte er, ich träume oder wäre betrunken, und zeigte, wie unmöglich das sei, was ich behaupte, denn jeder Finger steckte in der an der Weckerschnur befestigten Kapsel und die Decke lag glatt über dem Körper. Alles was ich sagte, war vergeblich, bis des Doctors zornige Worte mich so weit brachten, alles ausführlich zu erzählen, wie es gekommen war. Aber niemand glaubte mir, und feige Memme oder Narr waren die besten Worte, die ich zurückerhielt. Und, um kurz zu sein, am nächsten Morgen wurde ich von meinem Posten fortgejagt."

Und das war alles? fragte ich, und that einen langen Athemzug, als der Mann einige Zeit schwieg.

„Nicht ganz," entgegnete er. „Mein erster Gedanke war, Weimar so bald als möglich zu verlassen; aber es ließ mich nicht, bis ich den Major hatte beerdigen sehen. Außer den anwesenden Offizieren hatte er noch ein zahlreiches Leichengefolge, denn er war mit einigen der angesehensten Familien in der Stadt verwandt. Auch eine Dame, die weinte, sah ich! die stand allein neben dem Grabe und sank bald ohnmächtig zusammen. Um ihr Luft zu verschaffen, hoben die Zunächststehenden ihren Schleier auf. Da wäre auch ich beinahe ohnmächtig geworden, denn als ich ihr in das Gesicht sah, erkannte ich meine Schwester Friederike.

Wir waren einige Jahre von einander getrennt gewesen; bald nach ihrem Unglück war sie in ein stilles Dorf an der Elbe geschickt worden, wo sie sich erst völlig ausgebildet hatte, und wahrlich zu dem schönsten Weibe, das ich jemals sah. Ihre Schönheit blendete mich zuerst beinahe, denn sie sah eher wie eine Prinzessin als wie das Kind eines Bauern aus, sie war in Seide gekleidet. Aber ihr gutes Herz war sich gleich geblieben; sie erkannte mich, so unkenntlich auch Wunden und Unglück mich gemacht hatten, umschlang mich und weinte bitterlich. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und begleitete sie in ihre Wohnung, die sie in Weimar genommen hatte, als sie von Eschen dahin gebracht wurde. Wozu sollte ich ihr Vorwürfe machen, dem armen Mädchen? Sie waren zufällig wieder zusammengetroffen, erzählte sie mir; er hatte einen feierlichen Eid abgelegt, sie zu heirathen. An eben dem Morgen, an welchem er fiel, hatte er die zur Heirat nöthigen Papiere ausfertigen lassen, auch die Zusicherung einer Pension auf den Fall seines Todes. Diese Papiere ließ er bei dem Aufbruche in ihren Händen und versprach, sie bei seiner Rückkehr zu unterzeichnen; doch diese sollte nie erfolgen.

Ich verstehe nichts von solchen Schriften; aber um ihr gefällig zu sein bat ich sie, mir diese Papiere zu zeigen. Als sie dieselben aber aus dem Umschlage nahm und mir die Stelle zeigte, wohin die Unterschrift hätte kommen sollen, schrie sie plötzlich auf: Gott im Himmel, wer hat das gethan? und ließ zitternd die Papiere ihrer Hand entsinken. Ich nahm sie auf, und sah am Fuße der Schrift mit andern Zügen eine halbvollendete Namensunterschrift. Da stand: Karl von E—, der letzte Buchstabe aber war undeutlich, als wäre der Schreiber plötzlich dabei gestört worden.

Meine Schwester betrachtete bebend das Blatt und betete, der Himmel möchte sie vor allem Bösen bewahren. Es verging einige Zeit, ehe sie es über sich vermochte, mir zu erklären, was sie so gewaltig ergriffen. Dann sagte sie, es wäre seine Handschrift, aber er müßte entweder aus dem Grabe zurückgekehrt sein, dies zu schreiben, oder eine höllische Macht hätte es gethan, ihrer zu spotten. Denn die Stelle war weiß, versicherte sie mich, als der Major sie zuletzt verließ, und seitdem hatte sie die Schrift beständig in ihrem Busen getragen oder unter dem Kissen ihres Lagers verwahrt und sie oft betrachtet, aber bis zu diesem Augenblick nie etwas von einer Unterschrift gesehen.

Ich wußte nicht, was ich ihr antworten sollte, ich glaube aber wahrlich, in der Sache lag etwas mehr, als geheuer ist. Die Wahrheit aber ließ sich nicht erfahren, denn des armen Kindes Verstand wurde verwirrt und nichts half es, sie mit Fragen zu bestürmen. Nie erhob sie wieder ihr Haupt und noch ehe der Sommer vorüber war, starb sie.

Oft habe ich über das Aufstehen der Leiche in jener Nacht nachgegrübelt und glaube, es wäre für meine arme Rike wohl das Beste gewesen, wäre der Major wirklich zum Leben zurückgekehrt. Denn er war ein ganz anderer Mensch geworden, wie sie mir sagte.

Jetzt habe ich Ihnen meine ganze Geschichte erzählt." —

Und wenn Sie darauf zurückblicken, fragte ich ihn, glauben Sie denn nicht, daß jener Besuch des Majors nur ein Spiel Ihrer Fantasie war?

„Wie könnte das sein?" antwortete der alte Mann sehr ernst. „Es konnte keine Täuschung sein: das erwachte Gewissen trieb ihn und es würde zu viel auffallender gewesen sein, wäre er mit all' seinen bösen Thaten und erfüllten Versprechungen auf dem Saale ruhig auf der Leichenstelle liegen geblieben. Mein Glaube ist, daß der Geist ihn zurücktrieb, diese Handlung der Gerechtigkeit gegen Friederiken zu erfüllen."

Und wie lebten Sie seitdem? fragte ich ihn.

„Nach dem Tode meiner Schwester," entgegnete er mir, „konnte ich den Ort nicht verlassen, wo sie begraben lag. Der Major von Knebel, eben so wie ich ein alter preußischer Soldat, sprach mit Sr. Hoheit und diese lassen mir eine Pension auszahlen, die hinreicht, Leib und Seele zusammenzuhalten; das ist alles. Arbeiten kann ich nicht, denn meine Hände sind gelähmt und kraftlos. Lasse ich mich auf der Gasse sehen, so laufen mir die Buben nach und nennen mich Hasenfuß; so lebe ich denn nur in meinen eigenen Gedanken und gehe meistens nur Abends oder Nachts aus, wenn mich niemand beunruhigen kann. —"

Eine sonderbare Geschichte, sagte ich zu mir selbst, nach dem ich den Erzähler mit einem Geschenke, für das er mir innig dankte, entlassen hatte. Ich bin aber froh, daß meine Tante nicht zugegen war, denn sie würde sich sehr gefürchtet haben. Die Weiber sind zuweilen so sonderbare, nervenschwache Geschöpfe!

Eben als ich dies Selbstgespräch endete, ertönte die Glocke in dem Zimmer meiner Tante kurz und heftig, und ich fuhr zusammen, als hätte der Geist des Majors mir die Hand auf die Schulter gelegt. Es gibt auch außer den Weibern noch sonderbare und nervenschwache Geschöpfe! sagte ich beschämt zu mir selbst, indem ich nach dem Zimmer meiner Tante ging.

Feuilleton.

Die Fürsten Europas.

Das eben abgelaufene Jahr 1848 hat in den Personalverhältnissen der europäischen Souveraine noch weit größere Veränderungen herbeigeführt als selbst das Jahr 1830. Die Zahl jener Souveraine hat sich durch die Verwandlung Frankreichs in eine Republik und durch die Abdankung des Fürsten von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf auf 47 vermindert, zu denen aber seiner Dynastie wegen noch der Kaiser von Brasilien gerechnet werden kann. Mit Einschluß desselben ergeben sich demnach 48 Souveraine (von denen 33 auf Deutschland kommen); hierbei ist jedoch auch der Herzog von Parma mitgerechnet. Von den regierenden Souverainen ist jetzt, am Anfange des Jahres 1849, nur ein einziger über 70 Jahre, nämlich der König Ernst August von Hannover, 77 Jahre 7 Monate alt; von den übrigen sind sieben 60 — 70 Jahre, fünfzehn 50 — 60 Jahre, zehn 40 — 50 Jahre, sechs 30 — 40 Jahre, sechs 20 — 30 Jahre, endlich drei noch nicht 20 Jahre alt, nämlich der Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich, 18½ Jahr, die Königin von Spanien, 18¼ Jahr alt, und der noch unter Vormundschaft seiner Mutter stehende Fürst von Waldeck, welcher erst am 14. Jänner sein 18. Jahr vollenden wird. Als Durchschnittsalter ergeben sich diesmal 47 Jahre und 6 Monat, (2 Jahre 8 Monate weniger als voriges Jahr). Unter allen Souverainen regiert der Fürst von Schaumburg-Lippe am längsten, nämlich 61 Jahre 10½ Monate wenn die Zeit seiner Vormundschaft (20 Jahre 2 Monate) mitgerechnet wird: von den übrigen noch drei, und zwar unter gleicher Voraussetzung, über 40 Jahre, nämlich die Fürsten zur Lippe (Lippe-Detmold) und Schwarzburg-Rudolstadt und der Herzog von Sachsen-Meiningen, welche resp. 18½, 7½ und 18 Jahre lang unter Vormundschaft gestanden haben; von den übrigen regiren vier 30 — 40 Jahre, vier 20 — 30 Jahre, siebzehn 10 — 20 Jahre und die übrigen neunzehn noch nicht 10 Jahre. Von den Letztern sind nicht weniger als sieben (der Kaiser von Oesterreich, die Könige von Dänemark und Baiern, der Großherzog von Hessen-Darmstadt, der Herzog von Sachsen-Altenburg, der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen und der Landgraf von Hessen-Homburg) erst im Laufe des Jahres 1848 zur Regierung gelangt, und zwar am spätesten der Kaiser von Oesterreich, der noch keinen vollen Monat regiert hat. Rechnet man die Regierungszeit eines Regenten erst von erlangter Großjährigkeit an, so ist der König von Würtemberg von allen Souverainen am längsten, nämlich 32 Jahre 2 Monate, im Besitze der Regierungsgewalt. Unverheirathet und nie verheirathet gewesen sind außer dem Pabste der Kaiser von Oesterreich, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Herzog von Braunschweig, die Fürsten von Reuß-Schleiz und Waldeck, der Landgraf von Hessen-Homburg, zusammen sieben Souveraine; verwitwet sind vier Souveraine, nämlich der König von Hannover, der Großherzog von Oldenburg, der Herzog von Nassau und der Fürst von Hohenzollern-Hechingen; geschieden ist einer, der König von Dänemark (von zwei Gemahlinnen); ein Souverain (der Großsultan) lebt in Polygamie einer (der Kurfürst von Hessen) in morganatischer Ehe; die übrigen 34 sind ebenbürtig vermählt, und zwar einer zum dritten, sieben zum zweiten Mal. Von den Gemahlinnen und Gemahlen dieser 31 Souveraine (worunter drei weiblichen Geschlechts) ist die älteste die Großherzogin von Sachsen-Weimar, 62 Jahre 10 Monate alt, die jüngste die Königin von Baiern, 23 Jahre 2½ Monate alt; erstere ist zugleich am längsten verheirathet, nämlich seit 44 Jahren 5 Monaten. Von den 41 verheiratheten oder verheirathet gewesenen Souverainen sind 12 kinderlos oder wenigstens ohne Kinder aus anerkannten Ehen; von den übrigen 29 haben nächst dem Sultan die meisten Kinder: der Fürst von Liechtenstein (6), der Fürst zur Lippe (5), die Königin von Portugal, der König beider Sicilien, die Großherzoge von Toscana und Baden (je 7). Enkel haben zehn Souveraine, die meisten der Kaiser von Rußland (8). Da der Herzog von Modena zur Zeit nur eine Tochter hat, so haben nur 28 Souveraine Söhne zu präsumtiven Nachfolgern; von den übrigen haben 15 nur Seitenverwandte zu Nachfolgern, und zwar 12 Brüder, der König von Dänemark seinen Oheim, die Königin von Spanien ihre Schwester, der Kurfürst von Hessen einen Vetter. Ohne Nachfolger derselben Linie sind außer dem Papste der Herzog von Braunschweig (dessen Bruder bekanntlich als regierungsunfähig angesehen wird), der Herzog von Anhalt-Bernburg, der Fürst von Hohenzollern-Hechingen und der Landgraf von Hessen-Homburg. Die drei letztern Häuser stehen nur auf zwei Augen; auf vier Augen stehen die Häuser von Braunschweig, Dänemark, Reuß-Greiz und Sachsen-Meiningen. Unter den 43 Erbprinzen und präsumtiven Nachfolgern — von denen der von Kurhessen der älteste, nämlich 61 Jahre alt, der Kronprinz von Brasilien aber der jüngste, nämlich noch nicht ein halbes Jahr alt ist — sind 20 ebenbürtig vermählt; 17 haben Kinder, die meisten der Prinz von Sachsen (8).

In den souverainen Fürstenhäusern haben sich im verflossenen Jahre, so viel bis jetzt bekannt, nachstehende Personalveränderungen zugetragen: Sechs regierende Fürsten legten die Regierung nieder: Ludwig Philipp, König der Franzosen, am 24. Febr.; König Ludwig von Baiern am 21. März; Fürst Karl von Hohenzollern-Sigmaringen am 29. Aug.; Fürst Heinrich LXXII. von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf am 1. Oktober; Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg am 30. Nov.; Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich am 2. Dez. Außerdem wurden auch die Herzoge von Modena und Parma von ihren rebellischen Unterthanen zur Abdankung genöthiget; doch hat die Restauration des Ersteren bereits stattgefunden und der Letztere lebt zwar zur Zeit noch im Auslande, doch wird das Herzogthum in seinem Namen von den Oesterreichern verwaltet. Gestorben sind drei regierende Fürsten: der König Christian VIII. von Dänemark am 20. Jän., der Großherzog Ludwig II. von Hessen-Darmstadt am 16. Jun. und der Landgraf Gustav von Hessen-Homburg; am 8. September; ein Erbprinz: Friedrich von Hessen-Homburg; die regierende Herzogin Amalie von Sachsen-Altenburg; fünf Witwen regierender Fürsten: die Königin Marie Isabelle von Neapel (geb. Infantin von Spanien), die Kurfürstin Leopoldine von Baiern, die Herzoginnen Karoline von Sachsen-Gotha-Altenburg und Julie von Anhalt-Köthen, die Fürstin Josephine von Liechtenstein; außerdem Alexander, Prinz der Niederlande, 30 Jahre alt; Erzherzog Karl Albert von Oesterreich 1½ Jahr alt; Prinz Rudolf von Liechtenstein, 32 Jahre alt; Prinzessin von Großbritannien, 70½ Jahr alt und Prinzessin Luise von Schwarzburg-Sondershausen, vermählte v. Götz, 35 Jahre alt, was zusammen fünfzehn Todesfälle gibt. Von Cardinälen starb diesmal nur ein einziger, der Fürst von Massimo. — Von Geburten sind 15 bekannt geworden; darunter Söhne des Kaisers von Brasilien, der Könige beider Sicilien und von Baiern, des Fürsten von Reuß-Greiz, der Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, Parma und Schaumburg-Lippe, der Prinzen Friedrich von Würtemberg und Peter von Oldenburg, des Grafen Heinrich II. von Reuß-Köstritz; ferner Töchter der Königin von Großbritannien, des Kronprinzen von Hannover, des Herzogs von Modena und des Herzogs von Montpensier. — Endlich hat, so viel bekannt, in den souverainen Häusern nur eine einzige Vermählung stattgefunden: Großfürst Konstantin von Rußland vermählte sich mit Prinzessin Alexandrine von Sachsen-Altenburg.

Wiener Signale.

Anton Langers neuestes Stück: „Ein Wiener Früchtl" wird von den meisten Blättern auf eine gebührende strenge Weise beurtheilt. Solcherlei Afterprodukte, die den ohnehin herabgestimmten Geschmack des Publikums noch mehr verderben, verdienen die entschiedenste Zurechtweisung.

Rieger soll zum Appellationsrathe und Dr. Brauner zum Kreishauptmanne ernannt worden sein. War vielleicht Riegers Rede gegen den §. 1 der Grundrechte die Eintrittsrede für sein neues Amt? Wir sind sehr begierig, ob die Wähler nach den jetzt sich so häufenden Ernennungen von Reichstagsmitgliedern zu bedeutenden Staatsämtern, noch immer gesonnen sind, bei den Wiederwahlen ihre erste Wahl zu bestätigen.

Adalbert Stifter hat im Ministerium des Innern eine Anstellung erhalten; diese Wahl traf keinen Unwürdigen.

Der „Grazer Zeitung" wird von Wien berichtet: Vom 20. d. M. an erscheint hier wieder ein neues großes politisches Journal mit einem Morgen-, Mittag- und Abendblatte unter Redaktion des durch die wegen Mangel an Pränumeranten eingegangene „goldene Mittelstraße" bekannt gewordenen Professors Rosenthal. Es ist sonderbar, daß literarische Kräfte an sich selbst, so oft und so stark überschätzt werden. Herr Rosenthal, dem — wie Figura zeigt — alle Fähigkeiten mangeln, ein ganz gewöhnliches Tagblatt zu redigiren, macht sich ganz gleichgiltig an eine Aufgabe, welche selbst ein excellentes Talent stutzen machen würde. Das Schicksal dieses großen politischen Journals kann unter solchen Umständen nicht leicht zweifelhaft sein. Der Verleger würde sein Geld besser verwenden, wenn er es auch den unglücklichen Croatenfamilien zuwendete; denn durch Herausgabe dieses Journals wird es wahrscheinlich für ihn, die Croaten und jeden Andern verloren.

Schumacher, der bekannte Literat, Dr. Emperger, der Führer in den Märztagen in Graz, Freiherr v. Callot, der Mann der Abenteuer und Hr. Rieharz, ein geistvoller Privatier, sind durch Kriegsgericht sämmtlich zur schweren Kerkerstrafe verurtheilt. Dr. Emperger erhielt 18, Schumacher 10 Jahre.

Es verbreitet sich das Gerücht, daß im hiesigen Reichstagsaale Vergrößerungen des Raumes vorgenommen und daß über 200 Sitze mehr werden sollen.

Um einem allgemeinen Bedürfnisse abzuhelfen, wird „Schild und Schwert" vom Februar wieder erscheinen. Wir können nicht begreifen, daß Leute, wie Herr Quirin Endlich, nicht einsehen lernen, daß zur Redaktion eines politischen Journals bedeutende Kräfte gehören, welche die Zeit, in der sie leben, verstehen.

Keine Angelegenheit fällt immer mehr und mehr in Wien so tief in das Reich des Stumpfsinns und der Apathie, als die deutsche Frage. Man nimmt an

den deutschen Strebungen des Ministeriums so viel wie gar keinen Theil, und es ergeht sich in der Bierhauspolitik nur immer in den gesuchtesten Ausdrücken gegen Kossuth und seine Genossen. O Politik, Wien hat dich nicht erfunden!

Allenthalben hatte man überall bei dem neuen Rekrutirungspatente eine weitere Herabsetzung der Dienstzeit gehofft, welche nicht eingetreten ist. Auch überrascht die Klausel, daß die Einführung der 6 Altersklassen erst im Jahre 1850 eintreten soll. Die Oeffentlichkeit brachte in Wien bis jetzt noch keine entschiedenen Urtheile weder für noch gegen die Verordnung.

Herr Sollinger, der bekannte Buchdrucker und ehemalige Verleger der Theaterzeitung ist gestorben.

Die Redouten sind wohl verboten für diesen Fasching; aber die Ueberschwemmung hat eine Promenade erfunden, welche ebenso die ganze Wienerwelt versammelt, wie die Redoute. Alles drängt sich auf die Bastei, und sieht mit neugierigen Augen die Eisschollen an, welche um die Ferdinandsbrücke herumliegen. —

Nächstens wird im Josefstädtertheater die reizende junge Schwester der beliebten Opernsängerin Mathilde Helweg, das Fräulein Betti Hellweg als Tänzerin zum ersten Male vor dem Publikum auftreten.

Provinz-Signale.

Agram. Die Agramer Damen halten jetzt, sogar Versammlungen bei verschlossenen Thuren. — Welche Revolution mögen sie wohl beabsichtigen wollen? — So viel zu vernehmen, besitzen sie wirklich revolutionäre Tendenzen, denn sie gehen darauf aus, den gewohnten Luxus der Damenwelt zu beschränken und für eine bessere Erziehung der jungen Mädchen zu sorgen.

Grätz. Der Gemeinderath von Spalato hat sich wegen der Ernennung des Bans Jelachich zum Militär- und Civilgouverneur von Dalmatien an das Ministerium gewendet und verlangt, daß die politisch administrative Vereinigung der Königreiche Kroatien und Slavonien nur nach Anhörung und Beistimmung der im ordentlichen Landtage vereinigten rechtmäßigen Vertreter aller dalmatinischen Gemeinden in's Werk gesetzt und darüber den Bewohnern eine beruhigende Zusicherung ertheilt werde.

Lemberg, 9 Jänner. General Bem soll nun wirklich in drei Kolonnen bei Skola, Turka und in der Bukowina aus Ungarn und Siebenbürgen nach Galizien eindringen. Der k. k. Generalmajor Barko wurde zur Organisirung des Landsturmes in die bedrohten Gegenden abgeschickt und 2 Bataillone Infanterie mit Geschütz sind heute von hier an die ungarische Grenze aufgebrochen. Wir hoffen, daß FML. Schlick sich, nachdem er Meßaros geschlagen, rasch gegen die Schaaren des Bem wenden wird. Oest. Cor.

Prag. Eine große Anzahl Kleinseitner arg terrorisirter Bürger will einen feierlichen Protest gegen die Umtriebe Einiger aus den letzten Tagen einlegen. Sie sind durchaus nicht Willens, leichtsinnig jene Zeit von Wratislaw II., wo Bürger gegen Bürger, nämlich die Kleinseitner gegen die Altstädter und umgekehrt blutgierig auftraten, herbeizuführen.

Aus der Zeit.

Man wird sich erinnern, daß voriges Jahr das Gerücht auftauchte, der ehemalige König von Baiern werde sich in die Schweiz zur Gräfin von Landsfeld zurückziehen. Dieses Gerücht scheint nicht ganz grundlos gewesen zu sein. Der Buchdrucker und Verleger Desoche in Nyon kündigt nämlich ein „Lola Montez" betiteltes Werk von August Papon an, das, in den ersten vierzehn Tagen dieses Jahres erscheinend, Memoiren, noch nicht herausgegebene Briefe des Ex-Königs von Baiern und der Lola Montez, das Facsimile von Beiden (letztere vom 4. Dez. 1848), bisher ungedruckten Gedichte und die Bildnisse beider Personen nach den dem Verfasser von ihnen selbst dargebotenen Originalen enthalten soll.

Berlin. Ein Artikel der Neuen Preuß. Zeitung, der auch in mehrere andere Zeitungen übergegangen ist, hat viel Aufsehen gemacht. Derselbe ist jener Zeitung angeblich von Köln zugegangen und spricht von einem sogenannten „Bunde der Gerechtigkeit," der als dirigirendes Komité an der Spitze der demokratischen Partei stehen soll. Der ganze Artikel gehört zu denen, die jeder Begründung entbehren, wenn, wie wir bestimmt versichern können, die Namen, um die sich die ganze Mittheilung dreht, rein aus der Luft gegriffen sind. Die Herren, die in jenem Artikel als Leiter der Wahlangelegenheiten im Auftrage des Bundes der Gerechtigkeit genannt werden, sind fast sämmtlich Mitglieder des Frankfurter demokrat. Congresses gewesen. Es war für die Neue Preuß. Zeitung ein Leichtes, einen „Bund der Gerechtigkeit" zu fingiren und ein Verzeichniß bekannter Demokraten zu geben, die Mitglieder jenes Bundes sein sollen. Entbehren solche Nachrichten auch jedes glaubwürdigen Inhalts, so sind sie doch pikant und was für jenes Organ Hauptsache ist, sie lenken die Aufmerksamkeit der Polizei auf Persönlichkeiten, die der Neuen Preuß. Zeitung „mißliebig" sind.

Konversationssaal.

Der Bankier in der Klemme.

Ein Französisches Blatt erzählt folgendes artige und wahr sein sollendes Geschichtchen: Einer der ersten Pariser Bankiers kam neulich gegen halb drei Uhr von der Börse. Der Tag mußte für ihn gut gewesen sein, denn sein Auge glänzte noch vor Freude. Der Regen, der in Strömen herabgoß, hielt ihn einige Minuten unter einer Vorhalle, als er endlich einen Omnibus bemerkt, der ihm natürlich sehr gelegen kam. Er ruft dem Conducteur zu, der Wagen hält, im Nu ist er die sechzig Stufen hinab, die auf den Platz führen, und hat den letzten noch vacanten Platz eingenommen zwischen einem sehr dicken Herrn und einer Frau, die einen Hund auf dem Schooß hat. Angenehm war er nicht gebettet, doch er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er in wenigen Minuten an Ort und Stelle sein würde. — In der That ist er auch bald in der Mitte der Rue Montmartre und will absteigen. „Sechs Sous, mein Herr!" erinnert ihn der Conducteur. „Ah so, gleich, gleich!" antwortete er, untersucht seinen Geldbeutel, findet ihn aber — leer, recherchirt mit beiden Händen weiter in seinen verschiedenen Taschen, kann jedoch nicht das kleinste Stück gemünzten Metalls entdecken. Etwas verlegen gesteht er endlich seine augenblickliche Zahlungsunfähigkeit von sechs Sous und bittet den Conducteur, unter Angabe seiner Adresse, bei ihm, im Hause vorzusprechen. „Die Omnibus-Verwaltung giebt keinen Credit, mein Herr," versetzt der lächelnde Conducteur achselzuckend, „und ich habe keine Zeit, zu warten. Beeilen Sie sich deshalb, die sechs Sous anzuschaffen." — Der Bankier, ein Millionär, erröthet vor Zorn, greift in seine Brusttasche, zieht sein Portefeuille heraus, und nimmt aus einem dicken Convolut ein Bankbillet von 200,000 Franken. „Hier, mein Herr, haben Sie, den Rest bitte ich mir heraus." — „Das kann mir nichts nützen, mein Herr, ich will sechs Sous haben, nicht 200,000 Franken", erwiedert der Conducteur mit bewunderungswürdigem Gleichmuth. — Zum Glück geht eben ein Bekannter des Geldmannes vorüber, reicht ihm auf seine Bitte, die sechs Sous, der Bankier bezahlt sie und verläßt unter schallendem Gelächter den Omnibus.

Einladung
zur
Pränumeration auf die „Gratzer Zeitung"
für das Jahr 1849.

Der Inhalt der Gratzer Zeitung dürfte den Zeiterfordernissen und den Erwartungen der verehrten Leser entsprechen. Wir haben hierbei Alles aufgeboten, um für dieses Organ der Oeffentlichkeit das Vertrauen der Leser zu gewinnen. — Wir wollen aber auch in diesem Streben fortfahren und keine Mühe — keine Kosten scheuen, um durch umfassenden Inhalt immer das Neueste und Interessanteste der Zeit-Ereignisse schnell und verläßlich zu bringen. — Die ausgedehnteste Correspondenz und tüchtige Mitarbeiter stehen uns zur Seite.

Der Gratzer Zeitung wird wie bisher das Provinzial-, Amts- und Intelligenzblatt und dreimal die Woche das belletristische Blatt „der Volksfreund," beigegeben.

In die „Sprechhalle," welche einen Theil des Intelligenzblattes bildet, und auf welche die Redaction keinen Einfluß übt, werden gegen Entrichtung der Insertionsgebühr Aufsätze angenommen, welche gegen Sitte und Recht nicht verstoßen. Für dergleichen Aufsätze übernimmt der zu unterfertigende Einsender die Verantwortung.

Die Gratzer Zeitung erscheint wie bisher täglich, mit Ausnahme des Oster- und Pfingstsonntages, des Frohnleichnams- und Christtages, und wird täglich mit der Post an die Orte außer Gratz versendet. — Die billig gestellten

Pränumerations-Preise

für die siebenmal in der Woche erscheinende Gratzer Zeitung sammt Volksfreund sind wie im verflossenen Semester folgende:

a) für Gratz im Zeitungs-Comptoir (Stempfergasse Nr. 142) ganzjährig 16 fl., halbjährig 8 fl., vierteljährig 4 fl. CM. für Zustellung der Zeitung durch Austräger entfällt vierteljährig der Betrag von 40 kr. CM.

b) bei allen Postämtern mit täglicher Zusendung unter Couvert ganzjährig 20 fl., halbjährig 10 fl. CM.

Wir müssen an die verehrten Abnehmer, welche die Zeitung durch die Post zugesendet wünschen, das Ersuchen stellen, die Pränumeration bei den Postämtern möglichst bald einzuleiten, damit die Zusendung der Zeitung vollständig und mit 1. Jänner pünctlich erfolgen könne.

Redaction: **Schulhreim. Firbas.**

Verleger der Gratzer Zeitung: **Andreas Leykam's Erben.**

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Jmster Fabrik.

Wiener Zeitschrift

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Samstag den 20. Jänner 1849. — № 13. — Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Gedichte von L. v. Löhner.

3. Die letzte Wacht.

Um Mitternacht kehrt heimwärts
Der alte Grenadier;
Sein Leib gar morsch und müde,
Doch frisch sein Herz dafür.

Und wie er kömmt zum Kirchhof,
Erglänzt die Gegend klar,
Aus allen Grüften steigt
Der Geister stille Schaar.

Sie ziehen in die Kirche,
Sie füllen Schiff und Gang,
Es strahlt das heil'ge Opfer,
Es tönet Orgelklang.

Da denkt der alten Zeiten —
Da spricht der Grenadier:
„Jetzt war ein lautes Wörtlein
Schon arge Störung hier.

Sie aber brauchen Stille,
Denn ihr ist nur die Nacht,
Drum will ich, bis sie schließen
Hier halten treue Wacht."

Er trat heran — er wandelt
Ab — auf in stiller Nacht. —
Todt fanden sie ihn Morgens
Auf seiner letzten Wacht.

• • •

Die öffentliche Meinung.

Was ist die öffentliche Meinung? Das Urtheil der Edleren und Unterrichteten im Lande! In diesem Falle wäre es immer die Minorität und die Auslegung läge im Widerstreit mit der neuen Theorie der Volkssouverainität! Wir wären also im Falle, die Meinung des Landes in Masse annehmen zu müssen und gleich einem unreinen Erz die Schlacken davon zu sondern. Zu diesen unlautern Bestandtheilen gehören vorzugsweise der Unterschied der Sitten und religiöse Vorurtheile. Die öffentliche Meinung in Jerusalem kreuzigte den Heiland und seit 1800 Jahren dauerte der Judenhaß gegen das Christenthum fort. Mahomet bekehrte mit dem Schwert, und Rom zündete für die Ketzer den Scheiterhaufen an.

Demnächst folgen der Nationalstolz und die Eitelkeit. Wer zählt die Masse der Erschlagenen, welche diesem Götzen zum Opfer gefallen sind? Eine große Rolle spielt ferner die Verschiedenheit der Regierungsform und der politischen Ansichten; unduldsam wie die Confession, sucht Einer dem Andern seine Meinung aufzuzwingen, der starre Aristokrat und die rothe Republick stehen sich als Todfeinde gegenüber. Rechnen wir noch hinzu die Leidenschaften und den Egoismus der Einzelnen, dann haben wir ein Conglomerat von Elementen, aus welchem selbst ein Berzelius mit seinem Löthrohr kaum das gediegene Korn der Wahrheit zu scheiden vermöchte! Die öffentliche Meinung begeht die gröbsten Ungerechtigkeiten und wie viele große Männer waren genöthigt, sich auf die Nachwelt zu berufen! Dem unerachtet ziehen wir Alles vor ihren Richterstuhl.

Von der andern Seite darf nicht geleugnet werden, daß dieselbe die Mittel zur Herstellung der Wahrheit — das Gegengift für die Lüge — in sich selbst trägt, wenn die freie Mittheilung durch die gebildete Presse gestattet ist.

Das Volk schafft und zerschlägt seine Götzen: Wenn die Ehrgeizigen diese ewige Lehre der Geschichte nur begreifen könnten und wollten!

Der Demagoge treibt ohne Steuerruder auf den Wogen des Aufruhrs und der Leidenschaften, die ihn über kurz oder lang schiffbrüchig und nackt an das Ufer werfen.

Der ächte Staatsmann soll die öffentliche Meinung leiten, oder, wenn sie im Sturm aufschäumt, Widerstand leisten und beruhigen. Dazu gehört eine gewisse Elasticität der Geister, welche nur wenigen Sterblichen verliehen ist.

Wir sehen, daß die tobende See die festgemauerten Hafendämme durch tausendfältigen Andrang zertrümmert, während der schwimmende, vor Anker liegende Wogenbrecher sich hebt und senkt, die schäumende Brandung auffängt, durchläßt und hinter sich den sichern Hafen bildet, ohne daß eine Verhandlung stattfindet, denn das Leben bleibt und die geregelte Bewegung. Wie in der physischen also auch in der moralischen Welt begiebt und ordnet sich Alles nach ewigen Gesetzen.

Seit der großen französischen Revolution ist die öffentliche Meinung zur ersten europäischen Großmacht erwachsen, vor welcher Kaiser, Könige und Staatsmänner sich beugen müssen, wenn sie nicht fähig sind, ihre Zeit zu begreifen und zu beherrschen.

Um dahin zu gelangen, genügt es nicht, auf stolzer Höhe zu stehen, nein, man muß hinabsteigen und sich mitten in das Leben stellen, um es zu begreifen; nicht die Kunst der Täuschung üben, sondern der Wahrheit die Ehre geben!

Die Zeiten der Vogelperspektive sind vorüber; es gilt alle Verhältnisse zu ermessen, der Himmel wolle sich unserer Armuth erbarmen und die wahren Führer der öffentlichen Meinung dem harrenden Volke senden.

Staatsbürgerbildung und Staatsbürgertugend.

Die Freiheit hätten wir so weit glücklich errungen. Die Bahn zum wahren bürgerlichen Leben ist gebrochen. Es gilt nun, dieselbe auch weise zu benutzen und dauernd zu befestigen. Dazu gehören nicht nur gute Gesetze und Einrichtungen, welche den Mißbrauch verhindern oder wenigstens erschweren, sondern auch und vornehmlich ächte Staatsbürgerbildung und Staatsbürgertugend. Denn am Ende

können alle Gesetze nichts helfen, wenn Niemand da ist, der sie gehörig kennt und den guten Willen und die Kraft hat, sie zu befolgen und aufrecht zu erhalten. In der Einsicht, der Kraft und der tüchtigen Gesinnung der Staatsbürger liegt die Hauptstütze der Freiheit und der gemeinen Wohlfahrt. Lykurg, der Gesetzgeber der alten Spartaner, hatte seinem Volke verboten, eine Mauer um ihre Stadt Sparta zu ziehen, aber er hatte ihnen sehr strenge Gesetze gegeben, um das Volk einfach und tapfer zu erhalten, und hatte gesagt, die Bürger müßten selbst die Mauern der Stadt sein. So lange nun die Spartaner den alten Gesetzen treu blieben, ein einfaches, mäßiges Leben führten und Leib und Seele zum Dienste des Vaterlandes stärkten, blieben sie geachtet und frei, daß sie keine Mauern hatten; nachdem sie aber von der alten Sitteneinfalt und Tapferkeit gewichen waren, halfen ihnen auch die Mauern, die sie nun bauten, nichts, sie sanken nun, trotz der Mauern, in Knechtschaft und Schande.

Bisher war die wahre, ächte Bürgerbildung und Bürgertugend in Deutschland unmöglich, denn man scheute den vollkommenen Aufschwung, die vollkommene Entwickelung der ganzen Kraft des menschlichen Geistes und Herzens; für das Vaterland ein warmes, hochschlagendes Herz in der Brust zu tragen, für dessen Hoheit, Ruhm, Wohlfahrt und Ehre begeistert zu sein, galt für Ueberspanntheit. Schon vor dreißig und einigen Jahren war derselbe Geist erwacht, welcher jetzt siegreich durch alle deutsche Gauen weht. Schon damals waren die Herzen voll von der Größe, Einheit und Freiheit Deutschlands. Die Fürsten hatten damals selbst diesen Geist durch feurige Proclamationen und große Verheißungen geweckt, weil sie die Begeisterung des Volkes gegen ihren äußeren Feind, gegen die Franzosen bedurften. Nachdem aber dieser Zweck erreicht war, da trat alsbald Selbstsucht, Eigennutz und Herrschsucht an die Stelle des Patriotismus. Da suchte sich Jeder von ihnen nur auf's Beste selbst zu bedenken, das Volk aber und die ihm gethanen Verheißungen wurden vergessen.

Aber wie es in jenem Liede heißt: „Die Form ist zerbrochen, der Geist ist geblieben", so war's auch. Der Geist zog sich nur mehr in's Innere zurück, wirkte da im Stillen fort und breitete sich immer weiter aus. Schon im Jahre 1830 brach er an verschiedenen Orten in hellen Flammen aus, und im Jahre 1848 endlich feierte er seinen vollkommenen Triumph.

Soll nun dieser Triumph von Dauer sein, so müssen wir uns eine, jenem Geist entsprechende Bildung und Tugend erwerben. Kopf, Herz und Arm müssen dem Dienste des Vaterlandes gewidmet, für dasselbe ausgebildet werden, um ein Bollwerk der Freiheit zu sein, wie einst die Bürger Sparta's. So viel nun den Kopf betrifft, so ist es nöthig, daß Jeder sich die nöthige Einsicht und Kenntnisse in vaterländischen Dingen erwirbt. Vorerst muß er sich vernünftige Vorstellungen vom Staat und vom bürgerlichen Leben überhaupt zu machen suchen. Er muß darüber nachdenken, wozu der Staat eigentlich da ist, was man vernünftigerweise von demselben verlangen kann, und was man demselben vernünftigerweise schuldig ist, denn die Vernunft ist am Ende die eigentliche Quelle, woraus wir Menschen alle Wahrheit schöpfen müssen, auf welche wir am Ende immer zurückkommen müssen, wenn wir einen rechten Grund für alle Dinge finden wollen. Deshalb ist das Nachdenken ein gar kostbares Ding, und das erste Geschäft für Jeden, welcher es in irgend einer Sache weit bringen, welcher weise und zufrieden leben will. Wer nicht nachdenkt, sondern nur gedankenlos in die Welt hinein lebt, der wird nie etwas Gründliches lernen und wird nie mit wahrer Zuversicht in irgend einer Sache auftreten können, weil er den Boden, worauf er steht, nicht recht kennt, und nicht weiß, wo er hin tritt. Er wird immer mehr oder weniger der Spielball anderer Menschen sein, und wie ein schwankes Rohr vom Winde hin und her getrieben werden. Bei allen Dingen fragen: warum und wozu? und ist's auch recht und gut und zweckmäßig so, oder wie könnte und müßte es eigentlich meinem Verstande und meines Herzens Empfindung nach, anders und besser sein? das heißt nachdenken, und wer das recht oft und bei allen Dingen thut, der bekommt nach und nach ein gesundes, festes Urtheil über Alles, was ihn umgiebt, und steht zuletzt in allen Dingen auf seinen eigenen Füßen, und braucht sich nicht auf Andere zu verlassen.

Also, wer selbstständig werden und sich nicht auf chinesische Art tragen und füttern lassen will, der muß seine Arme und Beine gebrauchen und üben, und eben so auch seine Vernunft, und das in allen Dingen, sowohl in geistlichen als weltlichen. In weltlichen Dingen kommt es hauptsächlich darauf an, zu fragen: wozu ist die bürgerliche Gesellschaft überhaupt da? woher kommt die obrigkeitliche Gewalt, und wozu ist sie eingesetzt? Was habe ich also von ihr zu erwarten, und was bin ich ihr schuldig? wie weit kann sie sich vernünftigerweise ausdehnen, und welches sind ihre natürlichen Grenzen? Ueber alles Dieses gibt uns die Vernunft gar reichlichen gründlichen Aufschluß, wenn wir über uns selbst und die Welt gehörig nachdenken. Dasjenige nun, was uns solchergestalt schon die gesunde Vernunft über solche Dinge lehrt, das nennt man das natürliche Staatsrecht, weil es nicht von Menschen gemacht, sondern von der Natur, vom Schöpfer selbst in unser Herz gelegt ist. Dieses bildet für alle staatsbürgerlichen Verhältnisse die unterste Grundlage und den eigentlichen Leitstern, denn am Ende muß sich alle Welt den göttlichen Gesetzen fügen, denselben immer näher zu kommen suchen, wenn es wirklich gut werden soll. Deshalb muß es eines Jeden Bestreben sein, sich diese natürlichen Gesetze, dieses natürliche Recht, recht klar und deutlich zu machen, um es allezeit als das wahre Vorbild vor Augen zu haben, worauf man zu sehen, nach dessen allmähliger Verwirklichung man immerfort zu streben hat. Hierauf allein beruht der Fortschritt in weltlichen Dingen, denn sobald man nicht mehr das Höhere, das Vollkommenere vor Augen hat, geht man unwillkürlich rückwärts, verfällt man aus einer Unordnung in die andere, aus einem Unrecht in das andere. Es ist damit ebenso wie in geistlichen Dingen, worin unsere Religion den obersten Satz aufstellt: „Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Hiermit wird auch ein solches Vorbild gegeben, welches man stets vor Augen haben, welchem man sich allmählig anzunähern, allezeit bemüht sein soll. Sowie hierauf der Fortschritt in geistlichen, in religiösen Dingen beruht, so beruht auf dem Vorbild des wahren, ächten, natürlichen, göttlichen Rechts der Fortschritt in weltlichen Dingen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Actien-Verein zum Frieden.

Scherz oder Ernst?

Unser Jahrhundert hat eine Menge Actienvereine entstehen sehen, welche den Endzweck haben, durch vereinte Kräfte ein Ziel zu erreichen, welches einzelne Kräfte nicht leicht zu erstreben vermögen, und das nur durch einen großen Aufwand von Geldmitteln zu erlangen ist. Wir haben Staatsanlehen-Actien, Eisenbahn-Actien, Dampfmühlen-Actien, Fabrik-Actien, Kettenbrücken-Actien u. s. w.; aber von einem Friedens-Actienvereine ist noch keine Erwähnung geschehen, und doch würde dieser Verein allen anderen die Krone aufsetzen, wenn er auch nicht halbjährige Dividenden an Gelde ohne Arbeit und Mühe der Interessenten abwirft, desto kräftiger aber allen andern Actienvereinen den Gewinn sichert, welchen nur Ruhe, Friede und Ordnung allen Staaten überhaupt, und den Staatsbürgern insbesondere allein gewähren können.

Zittern nicht, oder befürchten wenigstens nicht alle Actienvereine einen möglichen Krieg, da der Friede nirgend noch garantirt ist, sehen sie nicht im Voraus den Ruin der Eisenbahnen, Fabriken und die Werthentsetzung aller Staatspapiere? Schweben diese Kapitale nicht in immerwährender Bangigkeit? — Die Staaten selbst sehen ja nicht immer das Schwert über sich schweben, das ihre Existenz zu gefährden droht, oder wenigstens ihrer Größe Abbruch abkämpfen will. Besonders die minder Mächtigen, sind sie nicht in immerwährender Besorgniß, von den Mächtigsten verschlungen zu werden? Und entgehen sie auch glücklich dieser Gefahr, so hat der Kampf für ihre Unabhängigkeit so viele Opfer gekostet, daß ein halbes Jahrhundert dazu gehört, sich von den zugefügten Nachtheilen des Krieges zu restauriren, und immer noch nirgend die Bürgschaft zu finden, daß das Uebel nicht von Neuem unvermuthet über sie hereinbreche und ihren Wohlstand wieder auf lange Zeit vernichte.

Und wahrlich, diesem wahren Uebelstand ist nicht anders zu begegnen, als durch einen Friedensverein der Fürsten und Völker, und da solcher schon an sich in dem Christenthume begründet ist, welches allein den Frieden heilig, und den

Mord in jeder Form der Verdammniß übergibt, so steht ihm auch kein moralisches Hinderniß im Wege.

Vor Allem, nehme man zur Basis das Bestehende an und heilige den Grundsatz, daß alle Christen insbesondere Brüder in Christo sind, und gegenseitig keine Feinde sein können, denn das Band der christlichen Liebe hat für Alle gleiches Gewicht, gleiche Vorschrift. In dieser Anerkennung wird jede Eroberung unmöglich, denn es stehet in der Schrift geschrieben: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Gut und Alles was sein ist.“ Und was ist ein Krieg anderes als Verletzung dieses für das Wohl und Glück der Menschheit allerwichtigsten Gebotes?

Allerdings können Fälle eintreten, wo ein Staat gegen den Andern Ursachen zu gerechten Beschwerden hat, und soll denn keine andere Abhilfe für denselben sein, als das Schwert? Gibt es denn nicht göttliche und menschliche Gesetze, nicht Richter, die zwischen den streitenden Parteien gerecht zu entscheiden vermögen? Man wähle solche, und verpflichte sich ihrem Ausspruche Folge zu leisten, und der heilige Friede wird nicht gestört werden. Jeder Staat betrachte sich als eine Privatpartei und füge sich dem Ausspruche der Richter, welche natürlich aus den Weisesten derjenigen Staaten zu wählen sind, die nicht das geringste Interesse an dem Streite selbst haben.

Wohlan denn, nehmet Actien zu dem christlichen Actienverein und verbündet euch zu Erhaltung des Bestehenden zur Vermeidung jedes Krieges, jeder Eroberung!

O wie blühend werden alle Staaten werden, wenn sie von der immerwährenden Furcht eines Krieges befreit werden. Die großen Ausgaben für die großen stehenden Heere fallen weg; ein jeder Staat braucht nur Truppen zur inneren Sicherheit, und da durch deren Verminderung, auch die Lasten der Staatsbürger vermindert werden können, so wird der Wohlstand allgemeiner und dauernd werden und mit ihm diejenige Glückseligkeit eintreten, die auf Erden nur durch Ruhe, Friede und Ordnung erlangt werden kann. Dann wird sich die Menschheit des Lebens erfreuen, und wenn auch einzelne böse Menschen den Localfrieden zu zerstören versuchen, werden die Guten stets vereint sein, nicht allein diese Unruhstifter zu bestrafen sondern sie für immer aus ihrer Mitte zu entfernen.

Kauft! Kauft Actien zum Friedens-Verein. Der Einsatz ist die christliche Liebe!

Wiener Signale.

Die Reichstagssitzung am Dienstage war eine sehr bewegte. Dem vom Ministerium nach Frankfurt als Bevollmächtigter abgegangenen Herrn Schmerling wurde der angesuchte sechswöchentliche Urlaub nicht bewilliget. Herr Schmerling muß also zurückkehren, oder es wird eine neue Wahl für Kremsier ausgeschrieben. Die Vereinigung der Rechten und Linken besteht also noch sehr fest. — Klaudi's Rede gegen den Adel ist noch vortrefflicher, als die Rieger'sche für den §. 1. — Herr Helfert stellte in seiner mit Zischen aufgenommenen Rede, als er dafür sprach, daß den Ausländern der Eintritt in die österreichischen Staatsdienste erlaubt sei, die Behauptung auf: daß es Fälle gäbe, wo man selbst unter 35 Millionen keinen Tauglichen finde! Eine solche namenlose Grobheit ist sämmtlichen österreichischen Völkern noch von keinem Sterblichen gesagt worden, und dieser Mensch ist Unterstaatssekretär!

Die Redaktion der Wiener Zeitung hat jetzt ein Herr Seuffert übernommen.

Nach einer amtlichen Veröffentlichung in Raab, verbleiben die ungarischen Ein- und Zweigulden-Noten im vollen Werthe.

Von Berthold Auerbach, welcher die Oktobertage hier verlebte, erscheint in wenigen Tagen eine Brochüre, die Schilderung dieser Epoche enthaltend. Das Büchlein, 24 Bogen stark, erscheint bei Schletter in Breslau.

Der steierische Landtagsausschuß hat gegen das beabsichtigte Gemeindegesetz Protest eingelegt.

Der Grazer Zeitung wird von hier geschrieben: „Der heutige Tag ist für die Wiener ein Festtag, denn Daum eröffnet zum ersten Male wieder sein Elisium.“ Wir ersuchen die Grazer Zeitung, keine solchen Lügen aufzunehmen, über welche wir jetzt freilich keine Betrachtungen anstellen können. Demselben Blatte wird auch in allem Ernste geschrieben, daß das Ministerium damit umgehe, auch die hier erscheinende „Presse“ zu verbieten. Soll das Witz oder Ironie sein?

Die Klagen wegen gänzlicher Geschäftslosigkeit und schlechten Geschäften überhaupt werden immer allgemeiner. Insbesondere leidet Kunst, Buchhandel, Theater und Luxusgeschäfte bei dem jetzigen Zustande. Der Fasching scheint keineswegs auch für die bestimmten Gewerbsleute, als: Schneider, Schuster, Friseur u. s. w nur einigermaßen erträgliche Einnahmen zu stellen. Man fühlt lebhaft die Abwesenheit des Hofes, des Reichstages und der Fremden; und alle Parteien wünschen gleichmäßig die möglichst schleunige Wiederherstellung der Ordnung, damit sich Wien recht bald von seinen harten Schlägen wieder erholen könne.

Bis jetzt hat außer dem Elisium nur der Sofienbadsaal allein öffentliche Bälle angekündigt. Was ist es mit dem alten gemüthlichen Sperl? Trauert er auf den Ruinen seines imposanten Rivalen, des unglückseligen Odeonsaales?

Auch von Privatbällen hört man gar Nichts. Die Parteisucht hat Familien und Bekannte gespalten, und es ist ein trauriger Mißmuth und Ernst über die Gemüther gekommen! Die Wiener Fröhlichkeit ist zum Teufel gejagt!

Mehr als früher kommen jetzt die italienischen Angelegenheiten zur Sprache, und einige Conservative gehen in ihren sanguinischen Hoffnungen bezüglich der Lösung der italienischen Frage so weit, daß sie sogar ein Stück Sardinien an Oesterreich kommen lassen. —

Eine gute Stimmung im liberalen Publikum rief die Wahl des Baron Pillersdorf zum Reichstagsabgeordneten für Bruck hervor. Dieser Mann ist den hiesigen Ultraconservativen, die ihn früher als Hofkanzler nicht anzutasten wagten, unerträglich geworden; und sowie ihn die radikale Partei einst verlästerte, so schont auch diese Partei keine Mittel, ihn in der öffentlichen Meinung herabzuziehen. —

Die Universität dürfte, falls sie wirklich am Februar eröffnet wird, sehr wenig Besucher finden. Ueberhaupt steht der Wiener Universität, wenn nicht eine durchgreifende Reform des Studienwesens, und die Berufung bedeutender Männer zu Professoren erfolgt, eine sehr trübe Zukunft bevor. Alles strömt den auswärtigen Universitäten zu, und benützt die Lernfreiheit auf die angenehmste Weise. Auch hat die Wiener Aula wenig Lockendes bei dem festgewachsenen Widerwillen und Groll unseres sogenannten wohlhabenden Publikums der mittlern Klasse gegen Alles, was den Namen „Student“ trägt. Gott gebe, daß die Zeit dieses Vorurtheil bald auseinanderstäuben wolle! —

Das Austreten der Donau hat im Ganzen weniger Schaden angerichtet, als man befürchtet hatte. Nur die Kellergegenstände haben viel gelitten; und es dürfte die Feuchtigkeit und Nässe an vorkommenden Krankheiten Schuld tragen. —

Vorgestern war Feuer in der Leopoldstadt. Da es nicht von Bedeutung war, wurde es bald gedämpft. —

Man sieht in der Stadt viele sogenannte niedere ungarische Hüte, und ungarisch gewichste Schnurbärte. — Nachdem die Communikation wieder hergestellt ist zwischen Pest und Wien, dürfte es bald an zahlreichen neugierigen Besuchen nicht fehlen. —

Provinz-Signale.

Vertrauens-Votum

Prag's für den Abgeordneten Borrosch zu Kremsier. Die edelherzige Erklärung der wackeren Bürger von Wien in Nr. 358 der „Allgemeinen Zeitung“ hat hierorts und gewiß in noch weiteren Kreisen den freudigsten Wiederhall gefunden. Solche aus dem Innersten mit der vollen Kraft der Ueberzeugung dringende Worte für einen Ehrenmann im rechten Augenblicke veröffentlicht, wo dieser durch die Wucht der Verhältnisse wol gebeugt, durch die plumpen Angriffe seiner Gegner aber nicht entmuthiget werden konnte, legen das welthnende Zeugniß ab, daß die Anerkennung des Guten in der Welt noch nicht erstorben seien. Mögen sich noch hundert Söldlingsfedern gegen Borrosch abstumpfen, durch jene einfachen Worte aus Wien sind sie hoch aufgewogen.

Welch' ein Ende aber auch der Reichstag nehme, die Wahrheit und das Recht welche die einzigen Leitsterne jedes Edlen bleiben und für welche Borrosch stets und unerschütterlich gekämpft, sie sichern ihm ein ehrenvolles Blatt in der Geschichte, wenn die Zeit, ihr unverjährtes Recht übend, Menschen und Dinge nach ihrem wahren Gehalte wiegt.

Möchte dieses schwache Merkmal dankbarer Anerkennung unseren wackern Mitbürgern den Trost gewähren, daß auch Prag gleich Wien noch Männer zähle, deren Urtheil nicht vom Erfolge eines Strebens abhängig, sondern durch die Art dieses Strebens allein bestimmbar ist, und denen Borrosch's edler Freimuth sein rechtschaffenes, pflichtgetreues und aufopferndes Wirken unvergeßlich bleiben.

Von Bürgern der Kleinseite, der Alt- und Neustadt.

Die österreichische Gesammtmonarchie zählt 37,662,135 Einwohner, und zwar 7,819,275 Deutsche, 6,308,202 Tschechen, Mähren und Slowaken, 2,180,524 Polen 3,068,132 Ruthenen und Russen, 1,143,367 Slowenen, Krainer und Wenden, 1,270,355 Kroaten, 1,085,146 Serben, Schokazen, Slawonier, Dalmatier und Istrier, 10,000 Bulgaren, 5,214,047 Ungarn (Magyaren), 5,068,846 Italiener, 389,511 Furlaner, 8642 Ladiner, 2,630,278 Moldawalachen, 97,000 Zigeuner, 1970 Albanesen, 10,000 Griechen, 17,384 Armenier, 740,256 Juden.

Cilli, 13. Jänner. Mehrere Blätter brachten die Nachricht, daß die Eisenbahn von Cilli nach Tüffer bereits eröffnet worden sei, was wir insofern berichtigen daß zwar schon mehrfache Probefahrten Statt fanden, die Eröffnung für den Personen- und Frachtenverkehr jedoch erst nach Beendigung der Route bis Laibach, somit höchst wahrscheinlich im Spätsommer d. J. erfolgen wird. Dagegen dürfte die Benützung der Telegraphenlinie in nicht ferner Aussicht stehen. Die Protestation des Ministeriums im Reichstag gegen den §. 1 der Grundrechte, welcher zwar inzwischen verworfen wurde, hat sich hierorts keiner günstigen Aufnahme erfreut Man ist zwar weit entfernt, die Volkssouverainität als einzigen Abgott zu erkennen

und bewahrt mit fleckenloser Reinheit das monarchische Princip, konnte sich jedoch bei genauerem Studium der ministeriellen Eröffnung einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren. L. Z.

Brescia. In jüngster Zeit wurde hier eine Verschwörung entdeckt, bei der vorzüglich der Gemeinderath schwer betheiligt erscheint. Man fand in der Chiesa della Pietà, anstoßend an das Frauenhospital, ein großes Depot von Monturen, darunter auch viele neue österr. Militairröcke, eine Menge Musketen, Bajonnets, Säbel, Pulver, Patronen. Die Schlüssel dieser Kirche (die seit einiger Zeit als Municipalitäts-Magazin benützt wurde) befanden sich in Verwahrung des Gemeinderathes, dessen Arretirung daher verfügt wurde. Der Podestà Arnoldi und der Assessor Joh. Ducco hatten sich noch frühzeitig geflüchtet; der Secretär Guerrini und die Beisitzer Brunelli, Benedetta und Andrea Fè wurden aber am 2. Jänner verhaftet und in das Schloß abgeführt. G. Z.

Aus der Zeit.

Paris. In einem französischen Dorf an der Schweizergrenze, nicht weit von Delsberg, predigte letzter Tage ein Geistlicher heftig gegen Ludwig Napoleon, und verdammte alle Die, welche für ihn gestimmt hatten, in die unterste Hölle. Der Maire des Dorfes, den das ärgerte, stand auf, ging auf den Geistlichen zu, packte ihn beim Arm und führte ihn vor den Augen der ganzen Gemeinde, gefolgt von einer Masse von Leuten, nach dem Pfarrhause. Dort wurde dem Pfarrer ein Stab in die Hand gegeben und dann jagte man ihn zur Gemeinde hinaus. Eine Menge Vorfälle ähnlicher Art sollen in den benachbarten Dörfern stattgefunden haben.

London. Die märchenhaft klingenden Nachrichten von dem Goldreichthum Californiens haben in London bereits die Gründung einer Actiengesellschaft veranlaßt, die mit einem Capital von 200,000 Pf. St. in Actien von 10 Pf. St. zusammentreten will. Die erste Einzahlung beträgt blos einen Schilling. Sobald sich die Gesellschaft gehörig constituirt hat, sollen durch Hülfe einer zweiten Einzahlung von 10 Schill. Einleitungen zum Ankauf der nöthigen Ländereien gemacht werden.

Neueste Literatur.

Sidonia von Bork, die Klosterhexe. Angebliche Vertilgerin des gesammten herzoglich-pommerschen Regentenhauses. Herausgegeben von Wilhelm Meinhold. Leipzig 1848. Verlag von J. J. Weber. Drei Bände.

— Sidonia, dem alten adeligen Hause der Borke entsprossen, in ihrer Jugend von wundersamer Schönheit, aber durch schlechte Erziehung von Seiten des Vaters verderbt, verschmäht vornehme Edelleute, die um ihre Hand werben, und will nur die Gattin eines Grafen oder Fürsten werden. Die buhlerische Art und Weise, wie sie nun den Herzog Ernst Ludwig von Wolgast bezaubert, wie sie, da dieser sich mit einer anderen, Hedwig von Braunschweig, vermählt, ins Kloster zu Marienfließ ging, und aus Rache die Hexerei erlernt, und den ganzen Fürstenstamm, bestehend aus sechs Herren, welche sämmtlich Gattinnen hatten, erblos macht, und zuletzt als Hexe festgenommen und auf dem Rabensteine vor Stettin enthauptet werden. Dieß bildet den Kern dieser Geschichte.

In der Vorrede gibt der Herr Verfasser mehre Quellen an, welche die Geschichte der Sidonia behandeln, bemerkt jedoch ausdrücklich: „Ob ich bei meiner Sidonia die eine oder die andere der genannten Quellen, oder ganz neue, oder endlich gar keine, als die längst bekannten, benutzt habe, lasse ich dahin gestellt sein. Wer da weiß, welche Anfeindungen ich bei der Bernsteinhexe erlitten, von der Viele noch immer glauben, sie sei Geschichte, da ich sie doch wiederholt für meine Dichtung ausgegeben habe, wird es verzeihlich finden, daß ich mich jetzt gar nicht erkläre, ob meine Sidonia Geschichte sei oder Poesie."

Unsere Meinung geht ganz einfach dahin: der verdienstvolle Herr Verfasser habe vorhandene Quellen als Grundlage benützt und auf diese das Werk aufgeführt, dessen moralische Tendenz in keiner Zeile der Geschichte zu verkennen ist. In den beiden Stahlstichen, welche dem ersten und dritten Bande der „Sidonia" beigegeben sind, liegt die Absicht des Verfassers verkörpert vor uns. Beide Bilder sind historisch. Das erste ist das Konterfei der herrlichen Sidonia als Fürstenbraut, das zweite stellt Sidonia als alte, häßliche Hexe im Sterbekleide dar. Man kann sich keinen haarsträubenderen Kontrast denken. Zwischen diesen beiden Bildern, als Endpunkte eines Lebenswandels, liegt die furchtbare Lehre: „Dahin führen schlechte Erziehung, verdorbenes Gemüth und leichtsinniges Fröhnen der Leidenschaften." Daß der Aberglaube jener Zeit (1540—1620) das Seine beitrug, die Schuld der unglücklichen Sidonia zu vervielfachen und zu vergrößern, das versteht sich wohl von selbst. Sie endete nach überstandener Folter auf eine schauervolle Weise, ihre Asche ruht auf dem Kirchhofe bei Fort Preußen.

Was die Darstellung der Geschichte anbelangt, so hat der Verfasser die Sprechweise jener Zeit gewählt; daß er ihrer vollkommen Meister ist, hat er in der Bernsteinhexe schon bewiesen. Die Geschichte ist also ganz schmucklos erzählt, der naive Ton ist in den hie und da vorkommenden Gesprächen besonders wirksam; manchem Leser dürfte freilich das Lesen dreier Bände in einer ungewohnten Sprachweise ermüdend sein. Die vom Verfasser eingewebte Anmerkungen, besonders aber seine Abhandlungen über Erziehung, ferner über die Verheirathung oder Versorgung unbemittelter Mädchen, dann über Scheintod und Lebendigbegraben sind sehr interessant, voll Wahrheiten und können nicht genug empfohlen werden.

Abgesehen von diesen Einzelnheiten ist Sidonia von Bork im Ganzen genommen ein treues Sittenbild vergangener Zeit; es schildert die Zeit nicht mit Worten, sondern durch Personen und Geschehnisse, es zeigt uns im Bilde eine traurige Vergangenheit, und wenn wir von diesem Bilde ab auf die Gegenwart blicken, so können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß unsere Nachkommen einst die Geschichte unserer Tage mit demselben Interesse lesen werden, wie wir jetzt die Hexenprozesse des XVI. und XVII. Jahrhundertes.

Die Ausstattung der drei umfangreichen Bände ist sehr elegant. So wie der erste und dritte ist auch der zweite Band mit einem Stahlstiche geziert, welcher eine Ansicht von Marienfließ im Jahre 1812 darstellt.

Amusantes.

Merkwürdiges Ereigniß. Ein Gelegenheitsdichter, welcher am 1. Jänner in einer wohldurchwärmten Stube den aus der Druckerei eben erst angekommenen Correcturbogen, der ein von ihm verfertigtes kostbares Lob-Gedicht enthielt, sehr eifrig corrigirte, hat sich dabei die Nase erfroren. Die Aerzte erklären dieses Phänomen aus dem Umstande, daß das poetische Wasser in dem Gedichte, welches während des Transports desselben gefror, in der warmen Stube aufgethaut sei und solche Kälte entwickelt habe, daß das Einfrieren dieser Extremität nicht anders als möglich gewesen sei.

Kunstanzeige der Gebrüder S.

Bei uns sind zu haben:

1) Sicherheitssohlen. Sie schützen die Personen, die solche in den Stiefeln oder Schuhen tragen, vor dem Ausgleiten auf schlüpfrigem Boden jeder Art.

2) Mundstücke für Klatschschwestern. Sie sind von Elfenbein und haben die Eigenschaft, daß sie, auf einen Trichter gesteckt, alle Neuigkeiten, die man durch sie ausspricht, im Sprachrohrtone von sich geben. Da diese Erfindung die Lunge außerordentlich schont: so können wir mit Recht auf einen großen Absatz rechnen.

Inserate.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Dienstag den 23. Jänner 1849. № 16. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

[Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Staatsbürgerbildung und Staatsbürgertugend.

(Schluß.)

Also, *vernünftige Vorstellungen* vom wahren Grund und Zwecke des Staates überhaupt und von den erlaubten Mitteln zu deren Erreichung sich zu machen, das wäre meiner Meinung nach die *Grundlage* der ächten Staatsbürgerbildung, welche vor dem Rückschritt schützt und den Fortschritt verbürgt.

Aber mit solchen allgemeinen vernünftigen Vorstellungen allein ist es noch nicht genug, sondern es muß dazu nun auch noch die *Kenntniß* der Verfassung, Gesetze, Einrichtungen und aller Verhältnisse des Landes, in welchem man wohnt, kommen. Jene allgemeinen Gedanken sagen uns eigentlich nur wie es überall sein *sollte*. Dazu müssen wir aber nun auch noch erfahren, wie es überall *wirklich* ist, denn nur dadurch werden wir in den Stand gesetzt, von jenen vernünftigen Gedanken *Gebrauch* zu machen. Wir wenden sie dann auf die Wirklichkeit an, beurtheilen diese darnach und werden dadurch gewahr, ob dieselbe damit übereinstimmt oder nicht, ob sie also vernunftmäßig ist oder nicht, und ob und wie weit sie beibehalten, geschützt und gestärkt, oder abgeändert und verbessert werden muß. Zugleich werden wir auch dadurch gewahr, ob und welche *Mittel* hierzu vorhanden sind, ob und wie weit sich also unsere Gedanken *ausführen* lassen. Die Vernunft ist gleichsam die *Sonne*, die Wirklichkeit die *Erde*. So wie die Sonne keine Wirkung haben kann, sondern ihr Licht und ihre Wärme spurlos im unendlichen Raume zerstreut, wenn ihre Strahlen nicht auf irgend einen *bestimmten Gegenstand fallen*, den sie erleuchten und erwärmen, so kann auch die Vernunft keine Wirkung haben, wenn damit nicht gründliche Kenntniß der vorhandenen Zustände verbunden ist, über welche sie ihr Licht und ihre Wärme verbreiten soll. Der ächte Staatsbürger muß sich also solche gründliche Kenntnisse der Verfassung, der Gesetze und Einrichtungen der Bewohner und der Beschaffenheit seines Landes erwerben, denn nur dadurch lernt er das Gute, was er hat, kennen und schätzen, wird er die Mängel gewahr, denen abgeholfen werden muß, und sieht er ein, auf welche Art dieses wohl geschehen könnte. Wenn das nicht ist, so verliert er sich leicht bloß in allgemeine Klagen und Unzufriedenheit, welche zu nichts dienen können, oder wirft wohl gar aus Unkenntniß das Gute weg, welches er hat oder haben könnte, und greift nach Dingen, welche schlechter sind, als was er hat, oder welche unter den vorliegenden Verhältnissen unerreichbar sind.

Es ist aber nicht bloß der Geist des Staatsbürgers, welcher ausgebildet, mit richtigen Einsichten und Kenntnissen der vaterländischen Dinge bereichert werden muß, sondern auch sein Körper muß zum Dienste des Vaterlandes vorbereitet und tauglich gemacht werden, denn schon die Alten sagten: „ein gesunder Geist in gesundem Leibe“ und dann beruht am Ende die Freiheit jedes Volkes nach Innen und nach Außen wesentlich mit auf dessen *Waffenfähigkeit* und *Streitbarkeit*. Nur so lange alle Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft waffenfähig und waffenberechtigt waren, hat sich der Erfahrung nach auch die Freiheit Aller erhalten. Sobald nur ein Theil derselben kriegerisch gebildet war, der andere nicht, wurde der Letztere stets der Knecht des Erstern. So beweis't es uns namentlich die Geschichte des Mittelalters in unserm deutschen Vaterlande. Deshalb also muß auch das einen Gegenstand der allgemeinen Staatsbürgerbildung abgeben, um die allgemeine Wehrhaftigkeit herbeizuführen.

Endlich aber muß zu der Ausbildung des Geistes und des Körpers auch noch die Bildung des *Herzens* hinzutreten, sonst könnten die beiden andern Dinge doch nichts helfen, denn zuletzt beruht in allen menschlichen Dingen Alles auf der *guten* oder *schlechten Gesinnung* und Denkungsart der Menschen, so auch in vaterländischen Angelegenheiten. Stattet einen Menschen mit allen möglichen Einsichten und Kenntnissen aus, und gebt ihm die vollkommenste kriegerische Bildung, und das Herz taugt nichts, so kann er doch die größte Plage, der größte Feind seines Vaterlandes sein, ja er ist dann um so gefährlicher, weil er in jenen Eigenschaften desto mehr Mittel findet, seine schlechten Zwecke zu erreichen. Macht Verfassungen und Gesetze, so viel und so trefflich als ihr wollt, und die Herzen der Staatsbürger taugen nichts, so können jene doch nichts helfen, denn sie werden dann umgangen, durchlöchert, vernichtet, einem elenden Stück Papier gleich geachtet, das man zerreißt und den Leuten vor die Füße wirft. Darum muß das Hauptaugenmerk darauf gerichtet werden, die ächte *vaterländische Gesinnung*, ächte *Bürgertugend* zu wecken und zu beleben. Vom Vornehmsten bis zum Geringsten, vom Fürsten bis zum ärmsten Tagelöhner muß das *Vaterland*, dessen Freiheit, Wohlfahrt, Kraft und Ehre das *Losungswort* sein. Auf seinem heiligen Altare muß alle Selbstsucht, aller Eigennutz, aller Ehrgeiz, alle Engherzigkeit freudig geopfert werden. Der Fürst muß nur denken, daß er der *erste Sohn*, der *erste Bürger* des Vaterlandes ist, an die Spitze gestellt, um des Vaterlandes Freiheit, Wohlfahrt, Kraft und Ehre zu erhalten und zu befördern. Deshalb muß ihm dies anvertraute Gut auch als das höchste Kleinod gelten, welches er seinem eigenen *Interesse* weit vorzieht. Er muß der *erste Patriot* sein, bereit mit Hab und Gut, mit Leib und Leben für das Vaterland einzustehen. Er muß daher allezeit *zuerst* an das *Vaterland*, *zuletzt an sich* denken, keineswegs verlangen, daß Alles sich um seine *Person* drehen, nur ihm zu schmeicheln und sein Privatinteresse zu befördern suchen soll, sondern er muß im Gegentheil von Jedem nur eine tüchtige *patriotische* Gesinnung verlangen, diejenigen Männer am meisten ehren, welche ihm die besten Rathschläge zum Wohle des *Vaterlandes* geben und ihm solche am Besten ausführen helfen.

Ebenso muß jeder einzelne Bürger denken, niemals seinen Privatvortheil höher achten, als das Wohl des Vaterlandes, niemals auf Kosten der Gerechtigkeit, niemals auf Kosten der Freiheit seiner Mitbürger sich zu heben, diese zu unterdrücken, sich aber ungerechte Vorzüge und Vortheile zu verschaffen suchen, sondern seiner Mitbürger Freiheit und Wohlfahrt so hoch achten als die seinige, Alles was diesen widerfährt, als sich selbst geschehen betrachten, um aller Welt Güter nicht sich dazu bewegen lassen, seine eigene Würde als Staatsbürger zu vergessen und zu verläugnen oder die seiner Mitbürger

herabsetzen zu helfen. Nur wenn dieser patriotische Geist, dieser Geist der Wahrheit, der Freiheit und des Rechts unsere Herzen ganz und gar durchdringt, werden alle künftigen Angriffe auf unsere Freiheit zu Schande werden.

Darum lasset uns aus allen unsern Kräften darnach trachten, daß wir auf jede mögliche Art gründliche Einsicht und Kenntnisse in vaterländischen Dingen, gleichmäßige Ausbildung des Körpers und des Geistes befördern und die ächte vaterländische Gesinnung erwecken und beleben. Es muß dazu schon in den Schulen der Grund gelegt, die heranwachsende Jugend muß vaterländisch gebildet, in allen vaterländischen Dingen unterrichtet, zu Helden für die Freiheit erzogen, mit Begeisterung für das Vaterland erfüllt, von der Selbstsucht und Engherzigkeit abgewendet werden, denn auf der Jugend besonders beruht die Zukunft des Vaterlandes. Wir Alten werden vielleicht meist noch in der Wüste sterben, aber unsere Jugend, wenn wir unsere Pflicht treu und redlich gegen sie erfüllen, muß und wird in das gelobte Land eingehen! —

D. A.

F e u i l l e t o n.

Pariser Skizzen.

D e u t s c h e K i n d e r i n P a r i s.

I.

Vergangenen Sommer ging ich eines Abends vom Hôtel des invalides über die große Esplanade nach der Seine. Ich wollte mich über den Fluß nach den elysäischen Feldern übersetzen lassen, deren kühlender Schatten mir nach der Hitze des Tages schon aus der Ferne sehr reizend erschien. Auf den Quais wimmelte es noch von Volk und Soldaten. Ich suchte also den ersten besten Weg, der vom Quai zum Flusse führte, einzuschlagen, das heißt: — ich stieg auf das unter'm Quai aufgeschichtete Holz, und sprang von da auf den Boden herab. Was mir unten zuerst auffiel, war eine Knabenstimme, die sich im wohlbekannten schwäbischen Dialekt über meinen Sprung kritisirend vernehmen ließ. Ich sah mich um, und erblickte zwei zerlumpte Knaben, wovon noch keiner das zwölfte Jahr erreicht hatte, und, was mir die vernommenen Worte zuerst gesagt hatten, das bestätigte nun auch der Augenschein: — ich fand ein Paar Landsleute. An Deutschen fehlt es nicht in Paris; man findet sie von allen Klassen, — von der Vogelsbergerin, die mit Fliegenwedeln handelt, bis hinauf zum Rothschild. Man gibt ihre Zahl auf 50000 Köpfe an. Dennoch war mir die Erscheinung der beiden Schwabenkinder überraschend, und ich konnte mich nicht enthalten, ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Nach den Fragen, die jeder Neugierige zuerst thut, und die sich auf Name, Alter, Vaterland beschränken, erkundigte ich mich bei den Kleinen, was sie in Paris für ein Geschäft trieben. Der eine erzählte mir nun, daß er ein Stiefelputzergeschirr von einem englischen Lord bekommen habe, und daß er mit Stiefelputzen sein Brot verdiene. Er zeigte mir bei diesen Worten einen Kasten, der am Boden stand, und mit Bürsten und dergleichen angefüllt war. Diesen Kasten nannte er, wie ein echter französischer Stiefelputzer, sein Etablissement, und seinen Kameraden hieß er nicht anders, als seinen Associé. Auf die Frage, wie er und sein Associé nach Paris gekommen seien? erzählte er mir ein Langes und Breites, das ungefähr darauf hinauslief: Beide Knaben sind Kinder schwäbischer Bauern, die nach Amerika auswandern wollten; in Havre wurden die beiden Kinder zurückgelassen, wahrscheinlich waren die Eltern gestorben; von Havre nahm ein Engländer sie mit nach Paris, und wohl schon über ein Jahr trieben sie sich in dieser Stadt herum. Genauere Angaben konnte ich von den Kindern nicht erhalten: Havre und der reisende Engländer sind ihre einzigen Erinnerungen, und ihr schwäbischer Dialekt ist Alles, was sie von ihren Eltern und Vaterlande haben.

Schon früher hatte ich erfahren, daß in Havre am Strande einige hundert deutsche Kinder lebten. Sie stammten von solchen Auswanderern, die in Havre vor Kummer und Elend gestorben sind. Die verlassenen Kinder haben keinen Menschen, der sich ihrer annimmt. Viele von ihnen werden ebenfalls von Krankheit und Hunger hingerafft. Andere finden nur darin ein Mittel, das Leben zu fristen, daß sie frühe in das Verbrechen eingeweiht werden, indem sie bei'm Einschmuggeln der verbotenen Waaren, die mit den Schiffen kommen, den Contrebandiers hülfreiche Hand leisten.

Ich entfernte mich von den beiden Knaben, nachdem ich mir von dem Associé die Stiefel hatte abstäuben lassen. Der reiche Engländer hatte ihnen das Geschirr gegeben, ich gab ihnen ein Paar Sousstücke; was den armen Kindern und ihren Schicksalsgenossen weiter noch gegeben werden kann, das muß man der Menschheit überlassen: denn sie bedürfen viel, sehr viel! —

P.

Wohlthätigkeits-Akademie im k. k. großen Redouten-Saale.

Unsere Zeit ist so sparsam an musikalischen Kunstgenüssen im Konzertsaale, daß wir mit innigem Vergnügen diese interessante und glücklich arrangirte Akademie begrüßten. — Vor Allem nennen wir Frau van Hasselt-Barth, und Herrn Staudigl, welche in zwei bekannten Sangpiecen das Publikum zum Entzücken hinrießen. Die seltene Leichtigkeit und Grazie, mit welcher Frau van Hassel-Barth die kombinirtesten Sangfiguren ausführte, erregte allgemeines Bewundern. Der Vortrag dieses Künstlerpaares zeigte von wahrhaft künstlerischem Verständnisse. — Frl. Weißbach sprach ein zeitgemäßes Gedicht in ihrer gewohnten und ausdrucksvollen Weise. Ebenso erntete der Mime Ludwig Löwe mit dem gelungenen Vortrage einer Elegie von P r e c h t l e r, vielen Beifall. Herr Proßnitz, der am Pianoforte ein Paar Salonstücke vortrug, verrieth ein hübsches, bildungsfähiges Talent, ebenso der Violoncellist Méver, der in einem Solo uns die angenehme Ueberzeugung gab, daß noch sehr Vieles von ihm zu erwarten ist. Herrn Proßnitz wünschen wir vor Allem mehr Ausdruck, mehr Kräfte, mehr Prägnanz im Tone; von Herrn Méver fordern wir mehr Präzision, Rundung der Figuren und Markirung. Herr Draxler trug ein Lied mit gewohnter, meisterhafter Weise vor. Ungeachtet der Titin Staudigl in diesem Konzerte mitwirkte, konnte er doch nicht den Eindruck, den Draxler durch Stimmmittel und Vortrag auf die Mehrheit des Publikums einwirkte, im mindesten schwächen. —

Die Piecen, die sonst noch aufgeführt wurden, entsprachen alle den Anforderungen des Publikums auf eine genügende Weise, und das Gebotene befriedigte in dem reichlichsten Maße.

Wir sprechen nur kurze, wenige Worte über die Akademie, da es uns zu sehr bekannt ist, wie entfremdet das Publikum durch die politischen Ereignisse der Kunst und der Kritik derselben ist. —

Der Saal war gut besucht.

E. R e s e.

Neue Zauberpantomime im Theater in der Josefstadt.

Am 20. Jänner Abends strömte eine zahlreiche Menge in das Josefstädter Theater, man hätte fast glauben sollen, es singe die L i n d, es tanze die C e r r i t o oder es lasse sich sonst ein Wunderkind zum ersten Male hören, aber nichts von dem Allen, es wurde nur eine neue komische Zauber-Pantomime in zwei Akten von Johann R a a b gegeben, und zu dieser Pantomime war eine eigene Musik komponirt und der Kompositeur dieser Musik war A. E m i l T i t l, unser T i t l, der Dichter der Zauberschleier- und Todtentanz-Musik, E m i l T i t l, der Dichter der nächtlichen Heerschau!

Wir wollen nur gleich mit der Thüre ins Haus fallen und gestehen: d i e P a n t o m i m e h a t F u r o r e g e m a c h t; Balletmeister und Kompositeur, Maler und Maschinist, jeder Einzelne hat seinen Theil an dem Erfolge; lebten wir nicht in abnormen Zeiten, wir würden dieser Pantomime mindestens fünfzig gut besuchte Wiederholungen prophezeihen*), denn sie unterhält und erquickt, das Auge ist immer beschäftiget, das Ohr — ach, du lieber Himmel! wer kann solche Weisen hören, ohne nicht entzückt, ohne nicht elektrisirt zu sein?

Der Balletmeister gab dem Maschinisten (Herrn W e b e r) den Malern (d e P i a n und R e e f e) vielfältige Gelegenheit ihre Talente zu erproben, er sorgte für geschmackvolle Tänze und Gruppirungen, und beurkundete in Allem ein hübsches Erfindungstalent.

In der Pantomime waren beschäftiget: Pantalon: Alois M o r e l l, Colombine: Josefine B a i e r, Pirot: Josefine H ä r i n g, Arlekin: Anna T h e r n, Leander: Anna M o r e l l. In den vorkommenden Tänzen zeichneten sich aus, in einem Pas de deux die Frlns. B e n d l und Betty H e l l w i g, letztere wagte heute ihren ersten theatralischen Versuch und erntete vielfachen Beifall; in einem Pas Styrien die Frlns. J o s e f i n e, F l o r i o n s c h ü tz d. ä. und G i t t e r s b e r g und in einem Pas de deux die Frlns. Anna T h e r n und Josefine B o y e r. Bei der letzteren Piece wurde Herr L a u b, für das mit unendlicher Zartheit und Bravour vorgetragene herrliche Violinsolo mit stürmischem Beifalle belohnt. Es muß überhaupt bemerkt werden, daß sich an diesem Abende Alles vereinte, um den Beifall zu steigern, und daß der Genuß durch keinen Zwischenfall gestört wurde, es war Alles wie aus einem Guße.

Einen besonderen Reiz gewährt es bei dieser Pantomime, daß die Beschäftigten meistens Mädchen und Kinder sind, so z. B. boten der kleine Klapperl, der Engländer und seine Gattin das neckischste Bild, das man sich nur denken kann. Einen wahren Sturm von Beifall rief das Kinder-Orchester hervor, welches eine einfache aber sehr melodiöse Weise auf eigens verfertigten Holzinstrumenten h e r a u s h ä m m e r t e, wobei das große Orchester die Begleitung spielte. Diese Piece mußte mehrmal wiederholt werden.

Herr R a a b und Herr T i t l wurden sehr oft gerufen, eben so die Solotänzerinnen. Am Schluße mußte auch Herr Direktor S t ö g e r erscheinen.

Die Pantomime, welche so sehr gefiel, führt den Titel: „D a s H a u s t h e a t e r d e r N y m p h e n."

Br.

*) Und warum nicht?

D. Red.

Nationaltheater an der Wien.

Wien hat einige stereotype Wahrzeichen, die merkwürdigerweise selten aus der Art schlagen. So oft Stuwer ein Feuerwerk giebt, so regnet es; so oft Herr Scholz eine Einnahme hat, so fällt auch das Stück durch, und so oft der Pallfische Pensionsfond des Theaters an der Wien seine Einnahme hat, so bleibt das Haus leer. Das letztere war auch wieder Freitag am 19. der Fall. Man gab zum ersten Male:

Cadiche und Susette, die Mädchen aus der Bretagne,

Schauspiel mit Gesang und Tanz frei nach u. s. w. von Friedrich Blum.

Sothane „Cadiche und Susette" sind zwei uns sehr wohlbekannte Personagen, die sich zur Zeit, als Herr Metternich Oesterreich und Herr Carl das Theater a. d. Wien regierten, auf diesen Bretern bereits herumtummelten. Frau Brüning, welcher damals noch einige Noten in der Kehle saßen, mußte als Cadiche einige Lieder singen, die ihr der arme, sehr geplagte Kapellmeister jeder Zeit wie Kukuksier in fremde Nester einlegen mußte, Herr Findeisen spielte wenn ich nicht irre — den Picheloup, auch damals war Herr Ghenn so edel, die verliebte Susette nur zum Scheine zu heirathen, auch damals wurde Herr Ghenn als Generallieferant sehr reich, auch damals wurde die Mutter Ghenns von dem jungen Grafen aus den Flammen gerettet, auch damals wurde Susette mit diesem vereinigt, so wie damals, so auch heute. Vieles, Vieles! ist anders geworden, nur das „französische Lach- und Rührspiel ist geblieben, und damit es uns Deutschen nicht entfremdet werde, hat uns der liebe Himmel auch die 98 tausend Uebersetzer gelassen, ich spähe nach rechts und links, nach vorwärts und rückwärts, die Revolution hat in ganz Deutschland einen einzigen Uibersetzer mitgenommen! Das ist traurig, sehr traurig.

Um gegen die Mitwirkenden, welche in der That mit vielem Fleiße spielten, nicht ungerecht zu sein, erwähne ich besonders die Frauen Schäffer Müller und Szathmary (Cadiche, Susette und Margot) ferner die Herrn C. Treumann und Nolte (Picheleup und Ghenn). Herr Treumann und Frau Schäffer erwarben sich das besondere Verdienst, auf die Lachmuskeln des Publikums gewirkt zu haben, was man ihnen bei jetziger Zeit nicht hoch genug anrechnen kann.

Br.

Wiener Signale.

Für den Wahlbezirk Neunkirchen wurde Dr. Joseph Neumann zum Reichstagsabgeordneten für Kremsier gewählt. Er hat seinen Wählern versprochen, im Falle eines Mißtrauensvotum's von ihrer Seite alsogleich abtreten zu wollen. Wir hätten seinem geistvollen Mitbewerber, dem Doktor Tamaschek mehr Erfolg gewünscht. —

Die „Presse" führt einen scharfen Kampf mit dem „österreichischen Lloyd." — Beide Zeitungen steigern ihre Artigkeit nach und nach zu einem Grade, der eben nicht zart genannt werden kann. Wo bleibt denn bei den Organen der sogenannten gemäßigten Partei die soviel gepriesene „Mäßigung"?! Wo bleibt denn die den Radikalen gegenüber so entschieden angenommene vornehme Haltung?! —

Das Gerücht über die Fassung des §. 1 bezüglich der Nichtanerkennung des Adels vom Staate; und von der Annahme dessen von einer bedeutenden Majorität der Reichsversammlung hat hier lebhafte Sensation erregt. Die wahrhaft Gemäßigten befürchten, daß der hohe Adel nun auf das Empfindlichste in seinen Vorrechten verletzt, eine entschiedene Opposition gegen alle freisinnige Maßregeln annehmen wird. Wir wollen diese Befürchtungen weder verneinen, noch für unsere eigene Ansicht emancipiren. —

Die österreichischen October-Flüchtlinge, welche sich zumeist in Dresden, Breslau und Leipzig aufhalten, und unter welchen ein großer Theil dem Schriftstellerthum angehört, sollen überall sehr gute Aufnahme, und ungeachtet ihrer excentrischen Ideen viel Sympathie finden. — — Die Studenten haben sich meistens nach München gewendet. —

Die beiden Brücken über die große Donau sind vom Eisstoß so hart beschädigt worden, daß die Passage nach Floridsdorf, sowohl auf der Eisenbahn als mit Fuhrwerk, auf einige Zeit, das ist bis zur Wiederherstellung der Brücken, eingestellt werden muß. —

Es hat sich in Wien das Gerücht verbreitet, daß sich Se. Majestät der Kaiser Ferdinand von Prag wieder nach Ollmütz begeben habe. Da die offiziellen Zeitungen nichts davon wissen, scheint es nun eine müssige Erfindung der nimmermüden Gerüchteausstreuer zu sein. —

Aus der Zeit.

Graz, 17. Jänner. Gestern langte vom Ministerium die Weisung hierher daß die freie deutsche (deutsch-katholische) Gemeinde aufzulösen, und dem Prediger Scholl der Aufenthalt hier nicht länger zu gestatten sei. Das Ministerium soll seinen Erlaß auf ein Handbillet des Kaisers Ferdinand vom Jahre 1846 gründen, nach welchem dieser politisch-religiösen Secte die Uibung und Verbreitung ihrer kirchlichen Lehren, mit welchen sie so gerne in das Feld der Politik und des Socialismus überzugreifen beliebt, in Oesterreich prohibirt wurde.

Neueste Literatur.

„Vergißmeinnicht." Taschenbuch für das Jahr 1849. Herausgegeben von Carl Herloßsohn. Mit Stahlstichen, und im Goldschnitt gebunden. Leipzig bei Theodor Thomas.

♯ Das heurige Jahr war nicht fruchtbar an Taschenbüchern; wir zählten die Häupter unserer Lieben aus den vergangenen Jahren her — und es fehlte manch theueres Haupt! besonders schmerzlich fühlten wir den Verlust der Brockhaus'schen „Urania." Unter allen den erschienenen Almanachen dieses Jahres zählt aber Herloßsohns „Vergißmeinnicht" zu den besten, nicht nur in äußerer eleganter Ausstattung, sondern auch dem innern Gehalte nach. Wir begegnen gleich von vorne herein einem trefflichen poetischen Album von Theodor Apel, Betty Paoli und Hermann Rollet. Den größeren Theil füllen Erzählungen aus, deren erste: „Vinzenza" von der als talentvollen Erzählerin bekannten Jeanne Marie ist; die Erzählung, interessant angelegt, und bis zum Schlusse spannend durchgeführt, befriediget den Leser vollkommen. Die zweite Novelle ist vom Herausgeber C. Herloßsohn, „Fräulein Lisbeth" betitelt. Des Verfassers Erzählertalent ist zu bekannt, als daß Referent erst noch davon sprechen sollte. Seit einer Reihe von Jahren nehme ich jede belletristische Gabe Herloßsohns mit der festen Voraussicht zur Hand, etwas interessantes zu lesen — und ich muß es von Herzen gestehen, ich fand mich nie betrogen. Ob ernst oder launig, Herloßsohn bewegt sich auf jedem Felde gleich glücklich; sein Ernst erschüttert, seine Laune entzückt, seine Satyre ist pikant, voll ätzender Schärfe, ohne jedoch die Schranken der Mäßigung zu überschreiten. Einen Vorwurf möchte ich diesem tüchtigen Novellisten machen, daß er in den letzteren Jahren her weniger produktiv an größeren Arbeiten gewesen ist — und doch hat er für den größeren historischen Roman so viel Talent. Die vorliegende Novelle gehört ins Bereich des Humors, und Jedermann wird sein „Fräulein Lisbeth" mit Vergnügen lesen. Nun folgt Bernd von Guseck mit einer Novelle „Ein Erdbeben", die in den verhängnißvollen Märztagen 1848 in Berlin spielt. Daß der Stoff schon ein interessanter ist, wird Jedermann klar sein, der an diese blutigen und ereignißreichen Tage zurückdenkt; Guseck hat jedoch mit weiser Mäßigung nicht das Düstere der Zeit zu sehr in den Vordergrund gestellt; er hat die Zeit nur als Staffage benützt, um seiner Erzählung mehr Interesse zu geben. Auch dieser Novellist zählt zu den wenigen bessern, die in Deutschland leben; wir haben dies schon bei anderen Gelegenheiten ausgesprochen. Den Schluß der prosaischen Beiträge macht eine Erzählung von Adalbert Stifter: „Der Pechbrenner" betitelt. Stifter hat mit dieser Erzählung bei mir wieder einen „Stein im Brei" gewonnen, da ich seit einigen Jahren keinen so interessanten Beitrag von ihm gelesen. Neben den Schauern, die uns bei der Schilderung der Pestkrankheit und dem Aussterben ganzer Familien in den ohnedies einsamen Walddörfern ergreift, versöhnt uns wieder die treue, hingebende Liebe eines kindlichen Paare; es ist ein wahres Lebensbild, mit der Meisterschaft eines Künstlers entworfen und untadelhaft durchgeführt; wir halten diese Erzählung für eine der besten, die Stifter je geschrieben. Wir machen die Lesewelt, welche sich bereits wieder von der politischen Literatur allmählich der sanfteren Romantik zuneigt, auf dieses Taschenbuch aufmerksam, denn es verdient nicht nur als eine Neujahrsspende betrachtet zu werden, sondern es hat auch einen dauernden Werth über diese Jahres-Zeit hinaus, während manches andere ähnliche Produkt nur durch den Goldschnittgezierten Einband als eine efemere Spende Werth hat und einige Wochen später nicht mehr berücksichtiget wird.

Bericht aus der Ferne.

Königsberg. (Die Russenfurcht.) Schon wieder tauchen Gerüchte von dem Anmarsche Russischer Heersäulen an unsere Grenzen auf, sie sind prächtige Zugpflaster. Kann man doch jetzt einmal errathen, wozu in aller Welt unser Herrgott die Russen erschaffen hat. Sonst zuckte man die Achsel, jetzt aber antwortet man: für die Correspondenten und für die Verleger der Zeitungen. Ihnen ist ihre welthistorische Bedeutung jetzt geworden, sie sind die milchende Kuh der Correspondenten aus den kleinen Städten Masurens oder Litthauens oder wo sonst noch an der polnischen Grenze im Schatten des Kiefernwaldes auf schwellendem Moos ein Mitglied der Zunft der Zeitungs-Proletarier seine Glieder ausstreckt. Von diesem höchst nützlichen Hausthier nehmen jene Herren zuweilen die Butter mit denen sie den mageren Kohl ihrer Berichte etwas fett machen. Fehlt es an Wasserfluthen oder Emeuten, an Waldbränden oder Adressen dieses oder jenes Clubs, an wüthender Cholera oder schleichenden Rinderpest, sogleich müssen die lieben Russen herhalten. Da läßt man denn ein Corps von beliebig vielen hunderttausend Mann nebst dazu gehöriger Artillerie, Belagerungs-Park, Schiffbrücken und Magazinen aus der flachen Hand erstehen, die ganz unbemerkt jenseits der Grenze, wo das Land der Leder-Romantik beginnt, Jahre lang hätten liegen können, wenn nicht ein aus dem Kruge heimwärtsschwankender Bauer die nebelhaften Gestalten der Soldaten an sich vorüberziehen sähe, wenn nicht ein träumender Nachtwächter Königsbergs 4000 Mann

Garden in Filzschuhen lautlos durch die Stadt huschen sähe. Der Bauer spricht von den Baumstämmen des Waldes, die sich im fröhlichen Tanze um ihn drehen, der Nachtwächter von seiner glühenden Phantasie, aber der pfiffige Correspondent, dem die Erscheinung denunzirt wird, lächelt schlau, denn er sieht im Lichte seiner höheren Weisheit sehr wohl, daß die Bäume nicht tanzen, und Nachtwächter wohl schlafen, aber nicht phantasiren, außer im hitzigen Fieber. Es sind Russen, da hilft Alles nichts, sie schleichen „auf heimlichen Wegen durch Wald und Flur", die Freiheit zu fällen. Und haben sie ihm lange genug auf einem Punkte gestanden, da läßt er ihnen in zärtlicher Fürsorge die Füße nicht erfrieren, und setzt sie nach jedem beliebigen Punkte in Marsch. Keine Reisetour, nicht einmal die, welche der Schulmeister in der Jobsiade dem Junker vorzeichnet, kann bunter sein, als diese militärischen Promenaden. — Werden einige Festungen verpallisadirt, da heißt es, seht ihr, da kommen die Russen. Werden sie nicht verpallisadirt, so hilft es nicht, die Regierung steht im geheimen Einverständniß mit der ganzen russischen Politik, die russischen Heere besetzen unsere Städte auf friedlichem Wege. Fällt es dem Czaren ein, uns seiner Freundschaft zu versichern, so beweist der Zeitungsschreiber, klar wie die Sonne im September, daß er uns nur Honig auf die Lippen streiche, um uns um so sicherer zu betrügen. Wenn er droht, so würde man ihm glauben; thut er gar nichts, nun so liegt er wie der Luchs auf dem Baumzweige versteckt und lauert, bis er dem unglücklichen Deutschland die Klauen in das Genick schlagen kann. Ja und wenn er im Sack und in der Asche und mit einer Wachskerze wie ein Weberbaum in der Hand Buße thäte für seine absolutistischen Sünden, wenn er bei den patribus conscriptis sämmtlicher demokratischer Clubs demüthig um die Stelle eines Portiers bäte, — es würde Alles nichts helfen. Die Correspondenten haben einmal von der Politik und den Ereignissen an unseren Ostgrenzen Besitz ergriffen, und je weniger sie erfahren, desto mehr berichten sie. Nichts kann sie entschädigen für die pikanten und seltenen Neuigkeiten aus dem Lande, das außer dem wohlschmeckenden Kaviar und dem duftenden Juchten auch ihrem Gewerbe so wohlfeilen und ergiebigen, keiner Grenzsperre unterworfenen Rohstoff bietet. Freilich würden alle Neuigkeiten aus dieser Fabrik nichts helfen und der Welt nichts nützen, wenn sie nicht gelesen würden und möge[n] sie auch gelesen werden, wenn wir sie nur nicht glaubten, aber wir fahren sogleich zusammen, wenn es heißt: „der Reichsfeind steht an den Grenzen;" wir lesen jene Nachrichten mit einer Art vergnüglichem Schauder. Seit langer Zeit her haben uns alte Tanten immer vorgeredet wir seien politische Kinder, aber jetzt haben wir die Kinderschuhe ausgetreten und sind auf die Strümpfe gekommen. Aber die Gewohnheiten der Kinder haben wir an uns behalten, hören wir gerne Spuk- und Räubergeschichten erzählen, und jedes welches uns dies Vergnügen zu bereiten guten Willen genug hat, findet gewiß ein offenes Ohr und ein zahlreiches Auditorium, welches seine Kritik in den Schubsack steckt und einen tüchtigen Köhlerglauben aus allen Winkeln zusammenkramt, um nur ja den echten Genuß von dem Märchen zu haben. Ja wir blasen oft wirklich das Licht aus, um uns so recht con amore graulen zu können. Es ist doch eine Abwechselung in dieser Zeit des Zweifels und der Aufklärung. Und es ist ein so gemüthliches Vergnügen, dieses Graulen, dieser Schauder, mit dem wir das siebenfach versiegelte und mit Kosacken verschlossene Buch der russischen Politik beschauen. Aber bis zur unangenehmen Gespensterfurcht möchte sich dies Gefühl nicht steigern. Wenigstens bin ich überzeugt, sollte uns eine Gestalt von Fleisch und Bein von Osten her einmal unter der Maske eines Gespenstes ins Fenster steigen, oder zur Thüre eindringen, sie würde sehr solide und handgreifliche Prügel bekommen. Aber sieht nicht Jeder, daß eine lächerliche Furcht vor den Russen hegen, geradezu dies Gespenst herausfordern heißt? Und so soll man schlechte Märchen wie Wahrheit ernsthaft behandeln? Es wäre doch zu pudelnärrisch, von dem Selbstherrscher aller Reussen warme Sympathien für die deutsche Freiheit zu erwarten. Wirft er uns den Handschuh hin, schickt er uns Kosaken zur Einquartirung, wohl, wir werden uns unsere Haut wehren und den ungebetenen Gästen weisen, wohin sie gehören. Aber den Krieg zu suchen, um Rußland zu revoltiren und im Osten einen freien Nachbarn zu erwerben, das fällt uns nicht ein. Wir suchen den Krieg nicht, nicht weil wir ihn fürchten, sondern weil er uns um Jahrzehnde in unserer Entwickelung aufhalten kann, und weil wir uns nicht berufen fühlen, uns mit Barbaren herumzuschlagen, blos um sie zu cultiviren.

Das mögen sich die gesagt sein lassen, welche sich so gern vor Rußland fürchten, ebenso wie die, welche da meinen, ein Krieg mit Rußland könnte uns nützen.

M.

Konversationssaal.

Man gab, erzählt das „Frankf. Conv.-Blatt", 1768 auf einem Provinzial-Theater in der Grafschaft Norfolk in England ein Trauerspiel unter dem Titel: „Fair penitent". Im dritten Act, in dem Augenblicke wo die Heldin, die von einer Frau Barry gespielt wurde, die Hand auf den auf dem Tische befindlichen Schädel legte, fühlte sie sich von einem unwillkürlichen Schauder ergriffen und stürzte ohnmächtig auf die Bühne hin. Sie wurde in ihre Wohnung getragen. Am anderen Morgen befand sie sich wieder wohl. Sie fragte nun den Regisseur des Theaters, woher er diesen Schädel habe. „Von einem Todtengräber", entgegnete er, „der ihn mir verkauft hat. Er gehörte einem gewissen Norres, der vor zwölf Jahren hier gestorben und begraben worden." Dieser Norres war der Mann der Schauspielerin gewesen. Sie wurde abermals ohnmächtig, fiel in ein hitziges Fieber und starb sechs Wochen nachher. Das ist Sympathie!

Die Prophezeiungen des Mönchs von Lehnin sind in neuerer Zeit zu bedeutendem Ansehen gekommen und in vielfachen Ausgaben verbreitet. Eine der besten ist die bei Geisler in Bremen eben in zweiter Auflage erschienene. Wir machen die Ausleger, deren Scharfsinn für das „Israel nefas patrat scelus infandum, morte piandum" in einem der letzten Verse des Vaticiniums bisher umsonst eine wahrscheinliche Deutung sucht, auf die rohe Empörung gegen das Haupt der katholischen Christenheit aufmerksam, die in den Augen des alten Mönchs sicherlich ein infandum scelus war.

Der verlorene Pudel.

Seitdem Belgien Eisenbahnen dutzendweise besitzt, ist das Handwerk des Arztes dort in der That eines von denen geworden, die einen goldenen Boden haben, denn die Kundschaft eines Medicineers von Ruf ist jetzt nicht mehr auf eine Stadt und deren Umgegend, einige Meilen in der Runde, beschränkt, sondern kann, Dank der Schnelligkeit, mit der ihn Dampfwagen nach allen Richtungen des Königreichs hinführen, das ganze Land umfassen.

Ein junger Arzt, Doktor P., hat kürzlich ein sehr sicheres Mittel in Anwendung gebracht, seinen Namen in allen Städten, in die ihn die Locomotive trägt, bekannt werden zu lassen. Jedes Mal, wo er in eine Stadt kommt, in der er noch nicht bekannt ist — und das war, ehe er sein Mittel erfand, so ziemlich in allen Städten seines Vaterlandes der Fall — beklagt er sich bei allen Kellnern des Gasthofes, in dem er absteigt, daß ihm auf dem Wege vom Dampfwagen durch die Stadt sein Pudel, ein ganz ausgezeichnetes Individuum seiner Gattung, verloren gegangen sei und läßt alsobald eine Ankündigung mit Riesen-Buchstaben an jeder Straßenecke anschlagen, worin er, der Dr. medicinae et chirurgiae P., mehrerer gelehrten Gesellschaften außerordentliches Ehrenmitglied, demjenigen, der ihm seinen verlorenen Pudel, von dem er ein genaues Signalement beifügt, wieder zurückliefert, eine Belohnung von fünfundzwanzig Louisd'ors verspricht.

Bald ist, Dank den ellenlangen Buchstaben auf der Ankündigung und der enormen Belohnung für den verloren gegangenen Vierfüßler, in der ganzen Stadt nur vom Doctor P... die Rede. — „Wißt Ihr auch", erzählte eine Frau Gevatterin der andern, „daß im Gasthofe zu den drei Enten ein berühmter Arzt angekommen ist, der so ungeheuer viel Geld hat, daß er dem Finder seines Pudels fünfundzwanzig Louisd'ors verspricht?"

So erfährt Jeder vom Herrn Doctor P., der Pudel findet sich freilich nicht wieder, aber die Kunst des Arztes wird vielfach in Anspruch genommen; den ganzen Tag wird das Zimmer nicht leer von Kranken, die ihre Zuflucht zu seiner Weisheit nehmen, und er verdient manch schönen Louisd'or, ohne daß er sich beim ehrlichen Finder seines Pudels in Unkosten zu versetzen braucht.

Gewöhnlich heißt es in den Ankündigungen, daß der Pudel — der eigentlich nie vorhanden gewesen ist — verloren sei, dieses gute Thier Alcibiades.

Inserate.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Mittwoch den 24. Jänner 1849. | № 17. | Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

(Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Die Hexe von Trouville.

Eine Sage.

Auf der Küste der Normandie, am Fuß eines schroffen Abhangs, wo ein kleiner Fluß ins Meer mündet, kauert wie ein Schwalbennest das allerliebste Dorf Trouville, dessen pittoreske Ansichten Isabel's Gemälder so oft zum Vorwurf dienten; das nahe Meer bietet sich als gemeinsame Domäne einem Fischer-Völkchen an, welches ebenso arm als leichtgläubig ist, wie überhaupt die Meeranwohner; Hoffnung ist ja die Schwester des Aberglaubens, und deßhalb vielleicht herbergt der letztere so gern bei der Armuth.

Trouville hatte fast in jeder Epoche seine Hexe oder seinen Zauberer; aber unter allen diesen Spezialfreunden Satans gelangte nie einer zu einem so furchtbaren Rufe, wie die alte Margarethe. Karten, Kaffeesatz, die Lineamente der Hand waren ihr ein Spiegel, worin sie die Zukunft las; Niemand konnte genau ihr eigentliches Alter nachrechnen, das lag in einem völligen Geheimniß begraben; die ältesten Leute im Ort kannten sie seit Menschengedenken schon so alt und hinfällig; viele versicherten, sie häufig bei Mondschein auf einem Besenstiel erblickt zu haben; auch war's gewiß und abgemacht, daß sie sich verwandeln konnte; denn man war ihr schon einmal an einem November-Abend begegnet, wie sie im Leib einer andern Alten, die längst verstorben, herumging. Kurz die alte Margarethe war der Schrecken in der ganzen Umgegend, und lange wagte es Niemand, ihren Zorn zu reizen.

Was aber lange Niemand gewagt, das that eines Tages Paul Grey, der Freigeist, ein junger Bursche von 18 Jahren, ein Seeman vom Kopf bis zum Fuß, der schon mit 14 Jahren beim Tanz gegen die Engländer mit dabei gewesen war, und seit dem halben Jahre, daß seine Beine auf festem Lande standen, mehr Heldenthaten vollbracht hatte, als irgend einer im ganzen Leben. Was? war er nicht sogar um Mitternacht über den Kirchhof gegangen?

Am Weihnacht-Abend nun begab sich Paul Grey, der Freigeist, zu seiner Braut Rose Lucas; sein Unstern brachte ihm die alte Margarethe in den Weg. — Paul war just in der Laune, einen tüchtigen Spaß zu machen; so grüßte er denn die alte Dame folgendermaßen: „He, holla, alte Teufelshexe, machst du dich bald auf den Weg, dich in der Hölle zu wärmen?“ — Bei dieser Anrede zuckte der ganze Leib der Alten zusammen; sie schluppte sich plötzlich, wie ein Gespenst, vor den Verblüfften hin; die Augen funkelten ihr, wie einer schwarzen Katze im Dunkeln; sie streckte ihre knöchernen Arme gegen ihn aus, und gab ihm den Gruß also zurück: „Ach, du mein netter Bursche, du schöner Bräutigam des Salzwassers! Du lebst nicht lange genug, um meine Höllenfahrt angucken zu können, und dein herzallerliebster Schatz, du Papagei! heirathet Pierre Burdel an denselben Tag, wann du von einer gewissen Reise, naß wie ein Fisch, heimkommst!“

Der Klang ihrer Stimme, womit sie diese Prophezeiung aussprach, stahl dem armen Paul Grey allen Heroismus straks aus dem Leibe heraus; er schlich, den Kopf zwischen die Schultern gesteckt, langsam seines Weges weiter, zum Vater Lucas. Kaum hatte er sich aber auf seinen gewöhnlichen Platz gesetzt, als draußen eine unbekannte Stimme fragte, ob man hereinkommen könne? Lucas, Rose und ihr Bräutigam guckten sich wechselseits bedenklich an, bevor sie antworteten; aber wie sie noch die Köpfe zusammensteckten, ging die Thüre auf, und ein Gensdarme von der Marine trat in die Hütte.

— „Ist hier Paul Grey?“ fragte er. Paul stand auf und sagte: „Ja, und der bin ich.“ — „Eh bien, wackrer Bursche!“ sprach der Gensdarme, — „seht her, was Euch erwartet.“ Damit übergab er ihm ein Papier mit dem französischen Wappen. Paul sah es von allen Seiten an, machte ein saures Gesicht, und bat endlich den Gensdarmen, ihm den Inhalt vorzulesen. Der diensteifrige Gendarme las nun hübsch laut und vernehmlich die Ordre, sich binnen acht Tagen nach Cherbourg an Bord des kaiserlichen Schiffes: le Victorieux, zu begeben. Die Ordre war deutlich und bestimmt an Paul Grey und keinen Andern ausgestellt; mit solchen Dingen war damals nicht zu spaßen, und Paul verhehlte sich nicht, daß er am nächsten Tag abreisen müßte.

Als der Gensdarme fort war, gab es Thränen und Wehklagen übergenug; Rose weinte; ihr Vater kaute seinen Tabak mit so kläglicher Miene, daß es einen Stein hätte rühren können, und Paul ließ den Kopf hängen und dachte an die alte Margarethe.

Mitten in dieser Trübseligkeit ließ sich Rose den Ausruf entschlüpfen: „Abscheuliche Hexe! du hattest mir's diesen Morgen prophezeit!“ — Diese Worte weckten Paul aus seiner Erstarrung.

„Wie? du warst diesen Morgen bei der Hexe?“ rief er. —

Ach ja, erwiederte Rose.

„Nun? und sie sagte dir, daß ich heute Abend die Dienstordre erhalten würde?“ —

Ja, leider Gottes, ja!

„Nun? und was ferner?“

„Ferner, ferner . . . nun, sie sagte mir freilich, daß sie noch was wisse, aber mich's nicht wissen lassen wollte . . . Gewiß war's irgend was Gutes, — deine Wiederkunft und unsere Heirath wohl gar; — — denn, wär's ein Unglück, — o, da hätte mir's der alte Unglücksvogel sicher nicht verschwiegen.

„Ja wohl; vielleicht . . .“ fügte Paul ganz niedergeschlagen hinzu.

Rose nahm das Wort nicht wieder auf. Alle schwiegen; der Wind pfiff im Schlot, das Meer brüllte an's jähe Gestade, und schwermüthig über die langen Sandflächen hin, die zwischen Trouville und Dives ausgebreitet liegen. Der Abend kam heran, die zwei Liebenden schwuren sich ewige Treue, und schieden mit heißen Thränen im Auge. Am andern Tag nahm Paul, lang vor Sonnenaufgang, seinen Sack auf den Rücken, und verfolgte den Sandweg von Trouville nach Caen, auf dem man nur bei Ebbe gehen kann. — Acht Tage später war er schon eingeschifft. — —

— — — Drei Jahre waren verflossen. Es war am Beginn jenes schrecklichen Winters von 1812, der Moskau in Flammen und die große Armee im Eise verschlang. Rose saß am Feuer neben ihrem Vater, der wieder, wie damals, seinen Tabak kaute, und neben einem ziemlich tölpischen

und linkischen jungen Burschen; der aber war — — Pierre Burdel. Ei wie kam's doch, daß Rose just neben dem saß, und daß sie ihm noch obendrein ihre Hand zugesagt hatte? sie, die doch ihrem Paul ewige Treue geschworen! Aber so leichtsinnig und vergeßlich, wie Rose Lucas, sind sie alle! — Nun freilich! hatte Paul, während der ganzen drei Jahre, nur ein einziges Mal geschrieben! Keine Seele wußte, was aus ihm geworden sei, und Rose zählte schon zwanzig Jahre! Vielleicht war er in England gefangen . . . vielleicht war sein Schiff, seit es die Anker gelichtet, nie aus der offenen See gekommen . . . Kurz, es gab noch allerlei Vielleicht's, die Rose Lucas schon hätten abhalten können, dem Pierre Burdel dieselbe Hand zu reichen, welche Paul Grey so oft in der seinigen gedrückt hatte. Je nun, sie zählte jetzt einmal schon zwanzig Jahre, und alle ihre Gespielinnen waren schon unter der Haube.

Da Paul nichts von sich hören ließ, mußte sie eben mit Pierre Burdel vorlieb nehmen, und dieser dicke Peter (so hieß er im ganzen Land) sollte sie am heiligen Abend heirathen. Der Tag kam heran; 's war just dritter Jahrstag, daß Rose ihrem Paul e w i g e Treue geschworen. Nun, wie dem auch sei, die Hochzeit fand am Morgen statt, und am Abend staken in Vater Lucas Hütte seine und seines Eidams Familie beisammen, um den jungen Eheleuten ihre Ehre anzuthun.

Der Wind pfiff im Schlot; das Meer brüllte an's jähe Gestade, und schwemmte über die langen Sandflächen zwischen Trouville und Dives hin. Es war schon ziemlich spät, die Hochzeitsgäste saßen noch bei Tisch, als plötzlich ein Kanonenschuß vom Meere her die Hütte und Alle, die drin staken, zittern machte. Augenblicklich ist Alles auf den Beinen, am Gestade, um zu sehen, ob ein Schiff in Noth ist, oder ob's ein Signal ist, daß der Engländer in der Nähe ist und einen Angriff versucht. Die ganze Bevölkerung von Trouville steht alsobald auf dem jähen Gestade. Das Wetter war abscheulich, der Himmel rabenschwarz, das Meer aschgrau, — das Auge konnte durchaus nichts unterscheiden. — Da, horch! — ein zweiter Kanonenschuß, und beim Pulverblitz entdecken die alten Seewölfe, daß es ein Kriegsschiff ist, das mit vollen Segeln arbeitet, um der Gefahr des Strandens an der Küste auszuweichen. Dem zweiten Schuß folgen von je zwei und zwei Minuten — andere.

„Pierre Campion!" sagte einer von den Leuten am Ufer, „'s ist klar, 's sind Nothschüsse, — sollen wir wie eingerammte Balken hier bleiben? — Nun, du alter abgetakelter Lugger," fuhr er fort, als ihm Pierre Campion keine Antwort gab, — „nun, muß man mit dir jetzt durch ein Sprachrohr reden?" —

„Geh du voran, Jean Loquet, Monsieur Hundsbalg!" war Pierre Campion's sanfte Antwort, „ruf' mir die Farbe ihres Pavillons an: — und wenn's der Tricolor ist, soll mich das Donnerwetter erschlagen, wenn ich hier müßig bleibe!" —

„Und wenn ich mich zuerst rühre," erwiederte Jean Loquet, „soll der Teufel mit meinem Fell den Tambour machen."

„Warum läßt auch," schrie ein stämmiger Kopf dazwischen, „der verdammte Kerl, der an Bord kommandirt, nicht umwenden auf offne See?" — — —

Während dieser und anderer unnützer Reden wuchs der Sturm und die Gefahr des Schiffes zusehends. Endlich hörten die Kanonenschüsse auf, und das große Strohfeuer, welches der Kapitän auf dem Verdeck anzünden ließ, war das letzte Signal von der äußersten Gefahr. In dieser Beleuchtung zeichnete sich das Schiff ganz klar vor den Augen der am Ufer stehenden Menge ab; es war eine französische Corvette, wie seine glorreiche Flagge verkündete, die wie ein bleiches Meteor über den Feuerschein schwebte. Der arme Decumaster schoß noch ein Paar Augenblicke lang, rasch wie ein Pfeil, dahin, — dann — ein furchtbarer Lärm . . . er war an den steilen Klippen gescheitert . . . In weniger als einer Stunde war das Gerippe des Schiffs zerrissen; nur ein kleiner Theil der Mannschaft rettete sich. Unter denen die man — todt aus dem Wasser zog, befand sich auch ein junger Mann von 21 Jahren. — Rose stand mit ihrem Neuvermählten gleichfalls am Ufer. Als sie die Leiche sah, stieß sie einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht, — sie hatte Paul Grey erkannt. — So ging denn die Weissagung der alten Hexe in Erfüllung; denn Margarethe hatte ihre Reise aus dem hiesigen Leben in die Hölle noch immer nicht angetreten. Um Mitternacht führte Pierre Burdel gleichwohl seine Rose heim. — Vive l'amour éternel! —

F e u i l l e t o n.

Ueber den Einfluß turnerischer Uebungen.

Ein Beitrag zur Bekämpfung hierüber bestehender Vorurtheile.

Wenn sich unter einem großen Theil des Publikums über den Einfluß turnerischer Uebungen auf Sitte und Charakter der Jugend mancherlei Vorurtheile gebildet haben, Vorurtheile, welche ihre vorzüglichste Quelle offenbar in dem Umstand haben, daß es mitunter auch Turner und Turngemeinden sind, welche bei der dermaligen Staatsumwälzung das Element der Bewegung vorzugsweise repräsentiren und dabei sogar zuweilen das rechte Maß überschreiten mögen — so hat dies seinen Grund offenbar nur in einer unrichtigen Auffassung jenes Einflusses. Ueber diesen Einfluß die öffentliche Meinung aufzuklären, möge es vergönnt sein, aus Krauß's Anthropologie einen darauf bezüglichen Abschnitt den Lesern dieser Blätter vorzuführen. Hinsichtlich des den Turnern vielfach gemachten Vorwurfs politischer Anmaßung und Excentricität aber ist die Quelle sicher nicht in dem Betriebe der Leibesübungen auf den Turnplätzen, sondern naturgemäß vielmehr in der dem kräftigen Jünglingsalter vom 21. bis 28. Jahre entsprechenden Gesammtlebensgestaltung und Lebensrichtung zu suchen. Es müßte also gerechter Weise der Tadel sowie nicht minder auch das Lob, mit dem man bisher nur zu freigebig gegen die Turner gewesen ist, von diesen zurück und den Jünglingen im Allgemeinen zugewiesen werden. Eine oben gedachtem Werke entnommene Charakteristik der vierten Lebensperiode vom einundzwanzigsten bis achtundzwanzigsten Jahre möge die Richtigkeit dieses Satzes begründen. Dort heißt es wie folgt:

„Die Vollbildung des Verdauungssystems ist vollendet; dafür beginnt jetzt rasche Entwickelung der Respirationsorgane, welche zu Brustentzündungen disponirt. Das Wachsthum des Körpers erreicht in der Mitte oder nach neuern Untersuchungen gegen das Ende dieser Periode sein Ende. Unter den Sinnen erreicht der Geruch, welcher längere Uebung bedarf, eine noch höhere Ausbildung. Das Nervensystem erlangt nun eine noch höhere Selbstständigkeit, wendet sich also noch mehr der animalischen als der vegetativen Sphäre zu. Daher gehört das Nervenfieber vorzugsweise diesem Alter an; wie denn auch die zunehmende Reizbarkeit gegen metallische Eindrücke mit energischer Reaktion hieraus zu erklären ist. Diese Periode ist das Alter der Affekte und Leidenschaften: die Geschlechtslust, die Liebe und der Ehrgeiz. Das cholerische Temperament ist ausgebildet. Mit der Vollbildung des Knochen- und Muskelsystems steigert sich das Kraftgefühl und der Muth auf's höchste; zu gleicher Zeit das moralische Kraft- und das intellectuelle Selbstgefühl. Hiermit ist die Selbstsucht in vollem Maß erwacht. In ideeler Richtung wird sie zum glühenden Ehrgeiz; in materieller zur sinnlichen Genußsucht, seltener zur Habsucht. Der Ehrgeiz und der kühne Muth dieses Alters, welcher die Gefahr liebt und sucht, erzeugt die Abenteuersucht; in Verbindung mit dem Patriotismus oder ohne diesen bildet er den tapfern Krieger; die sinnliche Genußlust aber und das Streben nach zügelloser Ungebundenheit macht den Jüngling zum Störer der Ordnung und Ruhe, zum Feinde des Gesetzes: der Hang zum Verbrechen erreicht in der Mitte dieser Periode (im fünfundzwanzigsten Jahre) sein Maximum. Der noch nicht erstarkte Vernunftwille führt in dieser Lebensperiode einen höchst ungleichen Kampf mit dem allzulebhaften Temperament; bei alldem zeigt sich jetzt eine bestimmte Richtung des Lebens; die Neigungen wechseln weniger, der Lebensplan gestaltet sich; der Charakter bildet sich, aber die Selbstbeherrschung ist noch nicht erstarkt. Leidenschaften verrücken häufig das Ziel. Unter den höheren Seelenkräften herrscht die Fantasie und der Verstand vor. Das Gefühl wird zurückgedrängt. Der Jüngling ist geneigt, den Begriff allein gültig zu machen; darum huldigt er als Politiker der republikanischen Regierungsform, auf religiösem Gebiet dem Deismus oder der Skepsis. In der Poesie zieht er das Drama vor. Die höhern Seelenkräften, Verstand, Urtheilskraft u. s. w. sind noch im Steigen begriffen, weniger das Gedächtniß. Der Verstand äußert sich jetzt spielend als Witz durch die Sprache, während er sich früher nur durch Handlungen (Possen) an den Tag gelegt hatte. — Dem höhern Selbstbewußtsein geht in dieser Periode die jetzt beginnende Selbstkenntniß voraus."

Nachdem wir aus Obigem gesehen haben, wozu der Jüngling an und für sich als solcher der Regel nach hinneigt, gehen wir über zur Betrachtung der Einflüsse, welche die Gymnastik überhaupt vom Kindes- bis zum Mannesalter hin ausübt, um zu zeigen, daß hierin ganz etwas anders liegt, als was man sich im allgemeinen auf gewisse äußere Erscheinungen hin vorstellt.

„Alle Körperübungen, sagt Krauß, zumal aber die planmäßig und stufenweis betriebenen, wie sie die Turnkunst lehrt, wirken:

„1. Den Stockungen des Pfortaderkreislaufs entgegen und unterdrücken oder mäßigen wenigstens die Hämorrhoiden mit ihrem Gefolge.

„2. Sie unterstützen kräftigst die Ausbildung des Respirationssystems, was sich bald durch die Erweiterung des Brustkastens zu erkennen gibt, und arbeiten dadurch der hektischen Anlage entgegen.

„Nach Dr. Lombard's Untersuchungen sind die Momente, welche die Entwickelung der Lungenschwindsucht fördern, hauptsächlich die sitzende Lebensweise und Mangel an Uebung der Körperkräfte, gebückte Haltung des Körpers u. s. w.

„Ein junger Gelehrter hat darüber Untersuchungen angestellt und nach ihnen die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn vier Generationen auf einander folgen, ohne daß wenigstens eine sich der Handarbeit widmet, die Kinder der fünften Generation jung, schwächlich und an Lungenkrankheiten sterben; da die starke Bewegung der Arme durchaus nothwendig ist für die Entwickelung und Lebensfähigkeit der Athemorgane.

„Dieser Einfluß der Körperübungen auf das Respirationssystem muß in der Jugend um so größer sein, als sich hier die körperlichen Verhältnisse für das ganze Leben gestalten, folglich auch bei unzweckmäßigem Verhalten die krankhaften Richtungen ihren ersten Anstoß erhalten oder die abnormen Geburtsanlagen zur Entwicklung kommen. Wie manches klägliche Opfer der Hektik (der Tod ist kein Uebel gegen das Leiden selbst) mag der einseitigen Jugendbildung der letzten Jahrzehnte zur Last fallen!

„3. Die Körperübungen führen zur Abhärtung der Haut, schon durch häufige Reibungen, die diese hierbei erfährt, noch mehr aber durch den verlängerten Aufenthalt in frischer Luft bei jeder Witterung und Temperatur. Hierdurch würde nothwendig das Heer von Katarrhen, Rheumatismen u. s. w. größtentheils abgeschnitten und so mancher Tag des Lebens für ungestörtes Wirken im Beruf und im Dienst der Menschheit gewonnen.

„4. Sie fördern den Kreislauf des Blutes; im Ganzen die Ab- und Aussonderung und üben dadurch einen mächtigen Einfluß auf normale Mischung des Blutes.

„5. In angemessener Form beim heranwachsenden schönen Geschlecht angewendet schützen sie dasselbe sicher vor jener Knochenerweichung, die zur Rückgratsverkrümmung führt.

„6. Sie entwickeln das Muskelsystem als das eigentliche Organ der Bewegung und geben dem Körper Gewandtheit, Ausdauer und Kraft, was für jeden Menschen einen entschiedenen, wenn auch für den Gelehrten weniger bedeutenden Werth hat. Eine indirekte Wirkung von großem Belang für die Gesundheit bringt die Uebung der Muskelkräfte hervor:

„7. Durch Abstumpfung der übermäßigen Reizbarkeit des Nervensystems. Diesem Umstand wird durch jede mäßige Ermüdung abgeholfen und hierdurch würde eines der größten und allgemeinsten Uebel unserer Zeit abgeschnitten.

„8. Indem die Gymnastik die gesteigerte Sensibilität des Nervensystems abstumpft und die Hämorrhoidalstockungen hebt, verstopft sie die Hauptquellen eines übermäßigen Geschlechtstriebes. Diese Wirkung war schon den Alten wohlbekannt.

„Die Gymnastik erhebt und befördert aber nicht nur Gesundheit und Lebenskraft, sondern sie verleiht auch, indem sie die regelmäßige Entwickelung der Körperform kräftig betreibt, dem Körper Schönheit, der Bewegung die Anmuth und den würdigen Anstand, den die höhere Cultur erheischt; sie huldigt also auch dem Prinzip des Schönen und bildet den menschlichen Körper wieder dem Ideale zu, von welchem Weichlichkeit und Luxus ihn so weit entfernt haben.

„Noch höhere Bedeutung gewinnt diese Kunst durch ihren Einfluß auf die Sittlichkeit: denn indem sie die Willenskraft gewöhnt, physische Hindernisse zu überwinden, körperliche Trägheit zu besiegen, die Furcht vor schädlichen Einflüssen zu ersticken, beugt sie der körperlichen Weichlichkeit vor und gibt dem Willen Schnellkraft zum Kampfe auch gegen moralische Einflüsse. Sodann erzeugt sie mit dem körperlichen Kraftgefühl auch den Muth in Gefahren, mit dem Gesundheitsgefühl Heiterkeit, frischen Lebensmuth und hierdurch sittliche Freiheit."

Einer so klaren und überzeugenden Darlegung des physischen und moralischen Einflusses der Leibesübungen dürfte kaum noch etwas hinzuzufügen sein, wenn es nicht etwa der Ausdruck der Verwunderung wäre, daß trotz der in ihr enthaltenen bedeutungsvollen Wahrheit noch immer die turnerische Erziehung in ihr Recht nur theilweise eingesetzt ist, und daß selbst da, wo für ihre Förderung, wie in Frankfurt a. a. O. so außerordentliche Anstrengungen gemacht worden sind, das Publikum im ganzen noch immer in der Turnkunst nichts anders als eine angenehme Erholung für die Jugend zu erblicken scheint. Hiernach ist der Besuch der Turnanstalt größtentheils der Laune der Jugend überlassen und die Folge davon ist: großer Zulauf zur mildeern Sommerzeit, ängstliches Zurückziehen während der rauheren Winterszeit trotz schirmender Halle, im ganzen unregelmäßiges Erscheinen und bei allem diesem ganz natürlich nur mangelhafte Erreichung des Zweckes geordneter Leibesübungen. Wann wird man endlich zur Einsicht kommen, daß es so wenig in das Belieben der Kinder (Knaben wie Mädchen) gestellt werden dürfte, sich bei körperlicher Uebung zu betheiligen, wie man es schon längst als etwas von selbst verstehendes betrachtet, daß das Kind lesen, schreiben u. s. w. lerne. Zu dieser Einsicht aber gelangt: werden die Eltern es, wenn ihnen das Wohl ihrer Nachkommenschaft in der That am Herzen liegt, ruhig abwarten wollen, bis der Staat mit dem förmlichen Gebot der Leibesübungen und ihrer Einführung in den Lehrplan der Schulen einschreitet — oder werden sie selbstständig und freiwillig umsomehr sofort von den ihnen für die körperliche Erziehung ihrer Kinder gebotenen Mitteln Gebrauch machen, als in jedem deßfallsigen Verzuge ein unberechenbarer Nachtheil für die physische und moralische Entwickelung ihrer Lieben liegen könnte? Wir hoffen das Letztere!

Aug. Rabenstein.

Wiener Signale.

Glossen zu Zeitungsartikeln. Ein hiesiges Blatt brachte vor einigen Tagen einen größeren Artikel über das Theater in der Josefstadt unter Hrn. Stögers Leitung. Darin heißt es unter Anderem: „Neben dem excellenten Fräul. Hellwig mache sich Fräul. Mayer als talentvolle Anfängerin besonders bemerkbar." Wir glauben aber sagen zu dürfen: daß Fräul. Mayer neben Fräul. Hellwig nicht als Anfängerin betrachtet werden dürfe, sondern jener vollkommen ebenbürtig sei. — Soweit unsere Meinung! Wir glauben, jene vormärzliche Zeit sei vorüber, wo auf Kosten der Wahrheit so manche mittelmäßige Sängerin gleichsam verhimmelt wurde — bloß weil sie es verstanden: mit metallreicher Stimme einen Theil der Kritik zu bezaubern. Das Publikum weiß ja nur zu gut, wie viel eine tüchtige Anzahl gespendeter Freibillets zu manch rauschendem Applaus beigetragen. Darum Gerechtigkeit, Ihr Herren der Kritik! Nichts mehr mit dem Verhimmeln, denn jene Zeit ist, Gottlob! hinter uns, wo man gleichsam gezwungen war, dies oder jenes Theater zu loben oder zu tadeln. Benützt die goldene Preßfreiheit nur für Recht, Wahrheit und Fortschritt! welches auch unser Losungswort ist. In dem oben erwähnten Artikel heißt es ferner: daß das Publikum in der Josefstadt die feine Lustspiel-Kost nicht goutire, die bisher Hr. Stöger aufgetischt, und daß man derbe, kräftige Possen lieber sehen würde. Wir glauben aber nicht an diese Prophezeiung, wenigstens wies vor Kurzem eben dieses Publikum eine derlei derbe Kost im „Wiener Früchtl" ebenfalls derb von sich.

In der Leopoldstadt und Rossau wird durch den so lange währenden hohen Wasserstand der Donau großer Schaden an den Gebäuden angerichtet. In den meisten Kellern ist der Raum klafterhoch unter Wasser gesetzt, und die Grundfesten werden von der Nässe ausgehöhlt und gelockert. In der Leopoldstadt sind bereits schon mehre Gebäude eingestürzt; unter andern auch ein geräumiges großes Haus am Karmeliterplatze.

Auf der Wieden sollen mehre Cholerafälle vorgekommen sein. Von Seite des Staates sind bereits die energischesten Maßregeln zum Empfange dieser Krankheit getroffen.

Man erzählt sich allgemein von einer Prorogation des Reichstages bis März. Auch verbreitet sich das Gerücht, daß wichtiger Unterhandlungen wegen, sowohl das Gesammtministerium, als Fürst Windischgrätz und Baron Jellachich sich in Olmütz befinden sollen.

Die nächste Rekrutirung, bei welcher schon die Verlosung in Wirksamkeit tritt, wird im Monate März stattfinden. Die betreffenden Vorarbeiten werden schleunig ins Werk gesetzt.

Aufsehen erregt die Nachricht von der Auflösung der deutsch-katholischen Gemeinden in Oesterreich, und Ausweisung der deutsch-katholischen Geistlichen, welche bis jetzt schon mehre Zeitungen mitgetheilt haben.

Der junge talentvolle Literat Sitter hat ein Lebensbild, „bewegte Herzen," vollendet, welches im Josefstädter Theater zur Aufführung gebracht werden wird.

Die Hofbibliothek ist wieder dem Besuche des Publikums, und zwar bis 4 Uhr Nachmittags, geöffnet. Mit der Zunahme der Tageslänge wird auch die Sperrstunde weiter hinausgerückt. Sollte denn die Beleuchtung der Hofbibliothek durchaus mit unübersteiglichen Schwierigkeiten verbunden sein? Eine bescheidene Frage!

Die Wiener Zeitung widerspricht der Nachricht, daß Herr Rieger zum Appellationsrathe ernannt wurde.

Herr Dr. Goldmark, Reichstagsdeputirter, befindet sich einige Tage hindurch nebst mehren Gliedern der Reichstagslinken, in Wien.

Der Interpellation des Abgeordneten Szabel wegen Unterdrückung der „Ostdeutschen Post" wird von den hiesigen politisch gebildeten Männern eine bedeutende Aufmerksamkeit geschenkt.

Nach den Aussagen aller aus Ungarn Angekommenen, soll die Stimmung in Pesth sehr loyal und die Gesinnung der Bürger gut kaiserlich sein.

Es läuft noch ein Gerücht herum, daß nächstens die Bürgercorps zum Wachdienste verwendet werden sollen, wenn die Ereignisse die Schwächung der Wiener Garnison und Verwendung der Truppen in anderen Gegenden erforderlich machen sollten. Wir wollen dieses Gerücht nicht verbürgen.

Provinz-Signale.

Laibach. Gestern früh ist hierorts eine Staffette mit dem Auftrage eingelangt, auf das Schärfste zu wachen, daß dem Ex-Präsidenten Kossuth sammt Gattin und sechs andern Rebellenhäuptlern eine etwa verhabende Flucht zur See vereitelt werde. Zugleich sind angemessene Steckbriefe an die Civil- und Militär-Organe der Küste erlassen worden.

In der Provinz Galizien sind seit dem Ausbruche der Cholera bis jetzt in 1539 von 1,623,381 Einwohnern besetzten Ortschaften im Ganzen 104,124 Individuen von dieser Krankheit ergriffen worden; davon reconvalescirten 62,052, und 41,055 starben; 1017 befinden sich noch im Krankenstande.

Nachrichten aus Siebenbürgen erwähnen fortwährend schrecklicher Gräuelthaten welche die ungarischen Rebellen daselbst verübten. Der wilde Trieb der Wuth und Rache soll unter andern einen so unerhörten Grad erreicht haben, daß der Name Barbarei denselben nicht mehr genügend bezeichnet. In einem Gefechte bei Dées haben die Rebellen alle gefangenen Croaten in die Mörser geschoben und sie ihren Landsleuten entgegengeschossen! — Diese beispiellose empörende Beleidigung der Menschheit nennen die Magyaren einen Kampf der Freiheit!

Kunst-Signale.

Mailand. Die Militär-Musik von Latour wirkt in der Scala mit und der von den Pragern hinlänglich bekannte Kapellmeister Hr. Prochazka kann darauf so wie auf die vom Marschall angenommene Dedikation mehrerer in Mailand sehr beliebter Piecen stolz sein; es sind Radetzky's Einzugs-Marsch, Custozza Polka, Piemonteser Flucht-Galopp, Radetzky's Siegesmarsch*) Die Musik von Kaiser Inf. die früher unter Tusch in der Scala spielte, hat bedeutend verloren, trotz dem daß der weitgereiste Pianist Leopold von Mayer die erste Kapellmeisterstelle angenommen, denn derselbe ist der Instrumentation wenig gewachsen. Die beiden genannten Musiken werden beim Militär wol jetzt die besten sein, wenn gleich die Musik von Gyula, die beim Sturme auf die Linien von Montanara spielte, und die von Leiningen, die bei einem Ueberfall der Ungarn in jüngster Zeit durch die Bedienung einer Batterie einen ganz vortrefflichen Galopp aufspielte, ihren eigenthümlichen Ruhm behaupten.

Aus der Zeit.

Berlin. Auf welche Art die Machthaber in Berlin die Spaltung zwischen Militär und Bürger vermehren wollen, davon giebt ein Paralebefehl einen hinlänglichen Beweis, der an das Pommersche Garde-Landwehrbataillon erlassen, als es im Schlosse zu Berlin die Wache hatte, und den wir in der Halle'schen demokratischen Zeitung lesen. Jenes ächt pommer'sche Aktenstück lautet: „Se. Excellenz der General v. Wrangel haben mich beauftragt, dem Bataillon bekannt zu machen, daß sich jeder Soldat so auf der Straße und im Dienste benimmt, daß er keinen Anlaß zum Zusammenstoß mit dem Nichtmilitär giebt. Es ist besser, man biegt dem brutalen Menschen aus, als daß man ihn anrennt. Denn jeder Vernünftige wird einem Ochsen aus dem Wege gehen und sich nur wehren, wenn derselbe ihn stoßen will. Hauptsächlich aber ist den Schildwachen, welche in den Portalen Nr. 2 und 3 stehen, so wie dem dort commandirenden Officier einzuschärfen, daß sie nie in ein Gespräch sich mit irgend Jemand einlassen. Befrägt ein Nichtmilitär sich unnütz, so erwiedert der Soldat nichts darauf, sondern sieht ihn nur mit einem Auge an, wie ich es schon auf dem Rendezvous bei Französisch-Buchholz gesagt. (Denn sieht ein Pommer solchen Kerl mit zwei Augen an, so fällt solcher Kerl auf den A...) Ein Zusammenstoß kann aber nicht entstehen, denn da ist das Gitter dazwischen. Se. Excellenz haben besonders mich beauftragt, den Grenadiren bekannt zu machen, daß Niemand hier mehr als unser Befehlshaber angefeindet worden ist, doch haben dieselben dies ganz ungeachtet gelassen, da ein gemeiner Kerl nie einen verständigen Menschen beleidigen kann. Deshalb wird auch der Granadier nie von einem Lump beleidigt werden können, und hierin wie in jeder andern Beziehung sich seinen Oberbefehlshaber zum Beispiel nehmen." Wahrlich! ein wahrhaft klassisches Aktenstück, welches als Beitrag zur Geschichte des preußischen Militärwesens dienen kann!

Paris. Ein parlamentarischer Ausschuß, der für die Preßfreiheit sich jetzt konstituirte, hat sich einstimmig entschieden: 1. Für die Abschaffung der Kaution. 2. Daß der Redakteur an die Stelle des Geschäftsführers oder Gerant gesetzt werde. — Was werden die Unken in einigen unsere Journale, die immer und immer nur von Beschränkender Journale durch Kautionen, quacken, dazu sagen, die sich stets auf das Beispiel Frankreichs beriefen? und die nicht den „guten Zweck", der ihrer Darstellung nach durch Kautionen herbeigeführt würde, im Auge haben, sondern nur ihre leidige Selbstsucht läßt sie so sprechen, da sie sich von den neu auftauchenden Journalen verdrängt zu werden fürchten! O schämt Euch doch solch eines schmutzigen Egoismus! — Auch wir haben unter dem Einfluße der Zeit und durch die vielen neuen Tagesblätter Schaden gelitten, doch werden wir nie die Hand dazu bieten, die gesegnete Gabe der Preßfreiheit durch solche Monopole verkümmern zu helfen. Viele und gesinnungstüchtige Stimmen haben sich bereits mißbilligend gegen solch erbärmliches Treiben gewisser Jornal-Leiter ausgesprochen; denn der Vorwand: dadurch den früheren Schandblättern zu wehren, wieder zu erscheinen, fällt in Nichts zusammen, wenn man vernünftiger Weise erwägt: daß dergleichen „wirkliche Schandblätter" schwerlich je mehr auftauchen werden, wenn ein tüchtiges, aber so weit es Recht und Gesetz erlauben-freisinniges Preßgesetz mit Geschwornengericht kommt, welches nicht nur dem Namen nach besteht, sondern auch ernstlich gehandhabt wird. Wir hoffen mit Zuversicht, daß in der Folge jeder Redakteur, auch des freisinnigsten Blattes, darauf sehen wird, keine „wühlerische" Tendenz zu verfolgen.

*) Bei Ricordi in Mailand für Fortepiano und Orchester zu haben.

Amusantes.

Dienstzeugniß.

Aurora Clementine Aurelia Großmund hat ein Jahr weniger elf Monate bei mir in Dienst gestanden und sich während dieser Zeit

fleißig — an der Hausthüre,
genügsam — in der Arbeit,
sorgsam — für sich selbst,
gescheidt — im Ausreden,
freundlich — gegen Mannspersonen,
treu — ihren Liebhabern, und
ehrlich — wenn Alles geschlafen war,

gezeigt.

Kurz nach den Maitagen wurden in einer bedeutenden Stadt am Rheine die Rechnungen des Bürgercomité's eingereicht, unter welchen sich u. A. folgender interessanter Posten vorfand: „Für Läuten der Sturmglocken zur Beruhigung der Bauerngemüther: 27 fl. 6 kr."

Ein Irländer trat in ein Post-Bureau und erkundigte sich, ob Briefe für ihn angekommen seien? Der Postbeamte fragte: „Ihr Name, mein Herr?" „Der steht auf dem Briefen!" erwiederte der Gefragte.

Inserate.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Donnerstag den 25. Jänner 1849. **№ 18.** **Vier und dreißigster Jahrgang**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: **Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.**

Ein- oder Zweikammer-Sistem?

F.D. Es ist diese Frage in neuester Zeit nach allen Seiten beleuchtet worden, und wir haben vor kurzem die Ansichten der ersten Staatsmänner und Publizisten Frankreichs darüber vernommen. Bald wird dieselbe auch auf unserem Reichstage zur Entscheidung kommen, und nur die Wichtigkeit dieser Entscheidung mag denjenigen, der es redlich meint, entschuldigen, wenn er im Drange, seine Ueberzeugung Anderen mitzutheilen, noch ein Wort über diesen Gegenstand mitspricht.

Bei jeder großen politischen Frage, welche uns die Zeit zu lösen gibt, müssen wir zuerst das allgemein Menschliche, nämlich die Naturtriebe und Leidenschaften der Menschen überhaupt in's Auge fassen, und dann im gegebenen Falle die Eigenthümlichkeit des Volks, um das es sich handelt, den Standpunkt seiner Entwicklung, den Höhepunkt seiner Bildung und seine besonderen sozialen Verhältnisse und politischen Einrichtungen in Betracht ziehen.

Wenn daher durch eine große unvorbereitete Umwälzung ein ganzes politisches Sistem mit Einem Male gestürzt wird, so genügt es nicht, die Frage so zu stellen: „In welcher Art sollen wir die neue Staats-Einrichtung der allgemeinen Vernunft, der Idee des vollendeten gesellschaftlichen Zustandes gemäß gründen?" Wenn wir die allgemeine Wohlfahrt und die möglichste Gewähr für die Dauer der neuen besseren Zustände, was doch das eigentliche Ziel unserer Wünsche sein muß, in's Auge fassen, so müssen wir die Thatsachen auch etwas gelten lassen, und daher die Frage so einrichten: „Wie sollen wir den neuen Staat mit Rücksicht auf die Bedingungen im Bestehenden organisiren, damit er Dauer verspreche, und die allgemeine Wohlfahrt, das Recht und die Freiheit für Alle am sichersten darin geborgen sei?"

In diesem Sinne müssen wir auch die österreichische Verfassungs-Angelegenheit auffassen, wenn uns hier die oberste und wichtigste Frage: ob das Ein- und Zweikammer-Sistem vorzuziehen sei, mit den verschiedenen Ansichten darüber entgegentritt.

Wenn wir von den gegebenen Zuständen, von der historischen Grundlage unserer Existenz absehen, so werden wir uns gewiß mit Vorliebe dem Einkammer-Sistem zuwenden; denn es handelt sich bei einer freien Staatsverfassung doch nur um die entsprechende Vertretung des Volks, nach dessen eigner Wahl bei der Gesetzgebung, wornach es nur darauf ankömmt, durch ein liberales Wahlgesetz die Gelegenheit zu geben, daß alle Interessen, der Besitz, die Intelligenz und die Arbeit, in der Volksrepräsentazion gehörig vertreten seien. Dies kann am einfachsten und natürlichsten in Einer Versammlung geschehen, welche durch Stimmen-Mehrheit zu entscheiden hat. Die Bildung einer zweiten Kammer, wenn sie sich auch noch so fern von eigentlich aristokratischen Elementen hält, ist doch wieder ein der Absonderung, der Gegenwirkung huldigendes Institut, das Elemente aus dem Volke ausscheidet und denselben gewissermaßen gegenüberstellt; es widerspricht dem Begriffe der Volks-Einheit, der in einem freien Staatsleben vorherrschen soll. Freilich hat diese Kammer in Bezug auf die Gesetzgebung kein mehres Recht als die eigentliche Volkskammer; aber schon darin, daß einzelne bevorzugte Personen oder bestimmte Stände oder gewisse Kategorien des Besitzes, der Intelligenz, des Alters oder Beschäftigung ausgeschieden, zur Kontrolle der Volkswünsche zwischen das Volk und dem Monarchen gestellt, und dadurch in die Lage gesetzt werden, dem Drange der Zeit, den nothwendigen Reformbestrebungen hemmend entgegenzutreten, liegt etwas für das zum Bewußtsein seiner Bedeutung und Rechte gelangten Volksgefühl Verletzendes.

Wenn wir uns dessenungeachtet für das Zweikammersystem entscheiden — so wird man uns gewiß und mit Recht eine strenge Rechenschaft über die Gründe abverlangen, durch die wir uns dazu stimmen lassen.

Diese Gründe liegen zum Theile in der menschlichen Natur überhaupt, zum Theile in den gegebenen Thatsachen der bestehenden gesellschaftlichen Zustände. Der Mensch ist, wir mögen ihn drehen und wenden wie wir wollen, in der Regel ein Egoist, und wenn wir ihm die Freiheit geben oder erweitern, so wird seine erste Frage immer sein: welche neue Rechte erlange ich dadurch? — Auf die neuen Pflichten, die ihm damit auferlegt werden, wird er gemahnt werden müssen, und sie werden ihm die Freiheit, wenn er nicht einer höheren Ansicht derselben fähig ist, vielmehr verleiden, als werth machen. —

Wie Viele gibt es aber, welche die Freiheit mit höherem Sinne aufzufassen vermögen, welche einer nachhaltenden Begeisterung, nicht bloß einer flüchtigen Aufwallung für dieselbe fähig und zu jenen Opfern für das allgemeine Beste bereit sind, die sie fordert. Wahre, echte Menschenliebe ist die Grundbedingung des Gedeihens einer vollen bürgerlichen Freiheit, und diese Liebe wird nur durch eine sittlich religiöse Pflege des Gemüths von Kindheit auf in dem von der Selbstsucht der Sinne zunächst in Anspruch genommenen Menschen entfaltet. Es ist daher zu erwarten, und nach den vor unseren Augen liegenden Erfahrungen aus dem Leben der konstitutionellen Staaten mit Gewißheit zu erwarten, daß ein leidenschaftlicher Wettkampf der verschiedenartigsten Interessen in die Versammlung der Volksvertreter eindringen, und ein Vorwärtsdrängen aus den Geleisen des Bestehenden in neue Bahnen, eine Reformbewegung im ausgedehntesten Sinne des Wortes sich mit Ungeduld geltend machen wird, indem die ganze junge Generazion, die eine noch unbeschriebene Zukunft vor sich hat, die Buchweisheit, die sich von der Theorie hinreißen läßt, und einen Idealstaat vor Augen hat, die ganze große Masse der Nichtbesitzenden, die durch Umwandlungen in den Besitzverhältnissen nur gewinnen kann, stets mit Gewalt am Bestehenden rütteln wird.

In einem Staate wie Oesterreich, das so vielartige Nationalitäten in sich faßt, werden sich noch mehrfachere Kreuzungen der Interessen ergeben, und die Bewegung in der Volkskammer wird noch lebhafter werden. Auch muß man bedenken, daß Oesterreich ohne Vorbereitung in die konstitutionelle Staatsform eingetreten ist, daß bisher an seinen veralteten Einrichtungen nur nothdürftig und stümperhaft geflickt worden ist, wenn eine unabweisbare Nothwendigkeit es mit sich brachte, und daß man stets wieder die nächste Gelegenheit ergriff, um so weit oder noch weiter rückwärts zu gehen, als

man vorwärts gegangen war; man muß bedenken, daß für die Volksbildung wenig oder nichts geschehen ist, und daß es vielmehr eine Aufgabe des früheren Sistems war, diese Bildung besonders in Bezug auf das politische Rechtsbewußtsein zu verkuppeln oder ganz zu unterdrücken. Unter diesen Umständen erscheint ein Ueberstürzen in der Reformbewegung doch bedenklich, und ein Gegengewicht des Bestehenden gegen das Werdende dürfte von großer Wichtigkeit und großem Werthe sein.

Bei der durch die freie Presse allmächtig gewordenen öffentlichen Meinung ist ein solcher Widerstand von keiner Gefahr für die wirklichen Volkswünsche und Bedürfnisse: denn wir sehen es im englischen Staatsleben, wo doch eine erbliche mächtige Pairie den Stamm des Oberhauses bildet, daß jedem wahren Drange des Volks, jeder entschiedenen Majorität im Unterhause das hartnäckigste Widerstreben im Hause der Lords endlich weichen muß, was insbesondere seit der Parlamentsreform sich als eine bewährte Thatsache herausgestellt hat. In einem liberalen Wahlgesetze liegt daher die Gewähr für die entsprechende Wirksamkeit der untern Kammer, und es wird dann die Bedeutung der oberen von selbst in jene Grenzen zurücktreten, die der zeitgemäßen Entwicklung des Staatslebens keinen Eintrag thut, und nur darin besteht, dem Uebergewichte einer von Parthei-Interessen oder von der stürmischen Beredsamkeit eines einzigen begabten Volksredners hingerissenen unentschiedenen Majorität einen Damm entgegen zu setzen.

In Oesterreich, das aus so verschiedenartigen Provinzen und Nationalitäten besteht, wird ein solches Gegengewicht ernster ruhiger Ueberlegung in Fällen schwankender Meinung zur Beruhigung der öffentlichen Meinung selbst von besonders großem Werthe sein, und auch als zustimmendes Organ wird die obere Kammer dem Votum der Volksvertreter ein verstärktes Vertrauen verschaffen. Aber noch Eines ist zu bedenken: die einflußreicheren Bande, womit der Bauer fortwährend an die Herrschaft gebunden war, fallen zwar mit Aufhebung der Grundunterthänigkeit der Patrimonal-Gerichtsbarkeit und der Urbariallasten weg; allein die natürlichen Beziehungen und Interessen, womit der große Realitätenbesitz eine zahlreiche Menschenklasse sich dienstbar zu machen vermag, wird nie aufhören. Kann daher das Element des großen Grundbesitzes bloß in der ersten und einzigen Volkskammer sich geltend machen, so könnte möglicher Weise, besonders in ruhigeren Zeiten, dadurch die Gefahr entstehen, daß dieselbe ein den liberalen Bestrebungen schädliches Uebergewicht darin erlange, welches dann nicht mehr so leicht auszugleichen wäre.

Der Wüstling.

Novelle von Friedrich Dornau.

Das stille ländliche Leben im Hause des Pastors Paul Seligheim war seit einiger Zeit durch einen häufigen Besuch aus der königlichen Hauptstadt des Landes, die wenige Stunden von dem Pastorats-Orte entfernt liegt, unterbrochen. Dieser Besuch war ein junger Mann von etwa 24 bis 26 Jahren, Namens Ernst *** der Sohn eines angesehenen Hofbeamten von altem freiherrlichem Adel.

Der Pastor konnte einen gewissen Stolz über diesen Besuch nicht verbergen; denn er hatte die Schwachheit, für einen weit- und scharfsichtigen Politiker gelten zu wollen, und wußte es wie die Orakel der alten Griechen so einzurichten, daß ihn seine Vorhersagungen nicht leicht im Stiche ließen. Der junge Freiherr schmeichelte dieser Schwachheit des guten Pastors, und wenn er ihn ganz glücklich machen wollte, so nannte er ihn einen politischen Profeten.

Der Pastor zweifelte daher auch nicht, daß jene Besuche ihm allein galten, und daß in seiner politischen Wissenschaft und Weisheit allein jene so unwiderstehliche Anziehungskraft liege, die den jungen gebildeten Mann in das stille anspruchlose Dorf lockte. Ganz anders aber urtheilte man im Dorfe selbst und in dessen nächster Umgebung; denn der Pastor hatte eine bildhübsche Tochter von 16 Jahren. Wenn man ihn daher oft gutmüthig scherzhaft den Profeten nannte, so ließ man es gern als natürliche Folge einfließen, daß er über der Zukunft die Gegenwart übersehe.

Gewiß kann sich ein Liebender, der die Augen des Vaters oder des Vormunds zu täuschen wünscht, nichts Besseres wünschen, als daß er ein Steckenpferd bei ihm entdecke, das er ihm zu jeder Stunde unter die Füße schieben kann, um seine Beobachtung von dem gefährlichen Schauplatze abzulenken. So geschah es denn auch, daß den Blicken des Pastors, der ungeachtet seiner Leidenschaft für die Politik seine einzige Tochter Helene, das Ebenbild seiner früh verlornen Gattin, gränzenlos liebte, das gefährliche Verhältniß entging, das sich zwischen dem jungen Freiherrn und Marien allmählig entspann. Der Erstere war fein genug, um jedes äußere Aufsehen zu vermeiden, und erkannte auch bald, daß das ernste Gemüth der holden Jungfrau nicht im Sturme, sondern nur durch die Gewalt fortgesetzter milder Eindrücke zu gewinnen sei.

Helene war in ihrer Erscheinung und in ihrem Wesen höchst einfach wie eine Blume des Waldes; aber sie hatte im Umgange mit ihrem Vater, auf den sie seit ihrer Kindheit beinahe ganz allein beschränkt war, eine bei Mädchen seltene Bildung genoßen, und ihr Geist hatte eine höhere Richtung genommen. Dadurch war ihre Gemüthsstimmung ernster geworden als es bei Mädchen ihres Alters der Fall zu sein pflegt, und die ganze Wärme ihres jugendlichen Herzens war in jungfräulicher Knospe ungeschwächt verwahrt geblieben. Sie war sich der Kraft ihrer Triebe weder selbst bewußt geworden, noch war dieselbe den Blicken Anderer, auch nicht des Vaters, sichtbar geworden. Aber Helene hatte dunkle, schwärmerisch leuchtende Augen und ein rabenschwarzes Haar, ihre Hautfarbe hatte einen südlichen Glanz, ein warmes Leben sprach aus ihren Zügen, und nur durch die mehr geistige Richtung und Anregung, die sie bisher erhalten hatte, war die Entfaltung der warme Herzenstriebe zurückgeblieben, und ihrem ganzen Wesen der Schein einer ernsten sinnigen Ruhe geraubt.

Der Herbst war herangerückt — mit seinen mildgedämpften Eindrücken, die zwischen Lust und Wehmuth schwanken; die Blätter der Bäume hatten sich bereits bunt gefärbt, und die schiefen Strahlen der Sonne verbreiteten nur mehr eine wohlthuende gemäßigte Wärme; die Sonne schien auszuruhen von ihrem heißen Tagewerke des Schaffens und Erzeugens, und sich behaglich der süßen Früchte zu erfreuen, die sie dem emsigen harrenden Menschengeschlechte geschenkt hatte.

Im Hause des Pastors war durch den Besuch einer älteren Schwester desselben, die als Wittwe eines Professors in der Hauptstadt der Provinz wohnte, ein neues Leben eingetreten. Die äußerst gutmüthige harmlose und sprechselige Frau hatte eine unversiegbare Heiterkeit in ihrem Gemüthe, und wußte sich und Anderen das Leben leichter zu machen. Aber gleichzeitig trübte sich die Stirne Helenens, und wenn je ein Sonnenstrahl, einem Lächeln gleich, ihre Mienen verklärte so schien er mehr aus gutmüthiger Theilnahme als aus einer freien Selbstempfindung hervorgegangen zu sein. Ihre Wangen wurden bleich, ihre Augen verloren den hellen durchsichtigen Glanz, ihr Athem und ihr Gang hatten die frühere Unbeklommenheit und Leichtigkeit nicht mehr. Die Zeit rückte heran, wo die freundliche Tante abreisen sollte; aber sie wollte noch früher in das Herz ihrer geliebten Nichte hinabschauen, deren Traurigkeit und banger Blick ihr durch die gutmüthige Seele schnitt. Die Nacht, des Geheimnißes treue Hüterin, ist auch des Vertrauens Freundin, und löst die geheimen Siegel von den Herzen ab. Im Beginne einer stillen traulichen Nacht war es auch, wo die alte gute Tante die Geständniße Helenens empfing, worauf sie ungeachtet ihres heitern Sinnes kein Auge mehr zu schließen vermochte.

Sie verlängerte ihren Aufenthalt bei dem Pastor um einige Tage, und benützte diese dazu, den letzteren über den Gesundheitszustand seiner Tochter in der Art zu beunruhigen, daß er einwilligte, das geliebte Kind der Tante für den Winter zu überlassen, damit durch Luftveränderung und die Berathung mit einem Stadtarzte für ihre Gesundheit das Möglichste geschehe.

Der Pastor tröstete sich über die Einsamkeit, die seinem Hause für ein halbes Jahr bevorstand, durch ein Werk über die französische Revolution, welches er unter der Feder hatte, und nun mit voller Muße rasch zu fördern gedachte. Dazwischen sah er den Besuchen seines jungen Freundes als Erholungsstunden entgegen, aus welchen er durch den Austausch der Meinungen neuen Stoff und Umschwung für seine Schöpfung zu gewinnen hoffte.

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

Die Freiheit eine Prämie für Moral?

Wenn du fein fromm bist
Will ich dir helfen.

Zerline.

Das Frankfurter Parlament hat die Judenemancipation decretirt. Vielleicht daß ihm der österreichische Reichstag darin nachfolgen wird, so zwar, daß die nahe Entscheidung dieser Angelegenheit bereits als eine wirkliche präsumirt werden kann und kaum eine Feder es nöthig finden dürfte, für diesen Akt der Humanität fürder noch zu Felde zu ziehen. Eine andere Frage ist aber die, mit welchem Verhalten das Volk den gesetzgebenden Ausspruch seiner Repräsentanten aufnehmen wird; eine wichtige Frage! denn zuletzt ist es doch die Gesinnung des Volkes die öffentliche Meinung, welcher es überlassen bleibt, das todte Gesetz in praktische Wirksamkeit zur Außenwelt zu stellen. Betrachten wir in dieser Rücksicht die österreichische Staatsgesellschaft, so finden wir leider nur einen kleinen Theil jener an Geist und Herzen Erleuchteten, welche die volle Berechtigung der Juden auf rein humanistischem Standpunkte anstreben und anerkennen, einen kleinen Theil auch, zum Glück von entschiedenen Verfolgern und unverbesserlichen Finsterlingen, eine desto größere Klasse aber von jener mittleren Bildung, welche die Emanzipation zwar gerecht und vernünftig findet, aber doch der Meinung ist, daß sie erst verdient werden müsse. Aus dieser mittleren Schichte, welche die breite Grundlage des Volkes bildet, hören wir von Zeit zu Zeit jene „wohlmeinenden Worte eines Christen," jene „ruhigen Worte an die Juden," jene unparteiischen Beleuchtungen eines Freundes der guten Sache," und wie sie sonst all die Stimmen und Organe noch nennen mögen, deren so ziemlich allgemein herrschende Ansicht darauf hinausläuft, daß die Juden zwar zur politischen Freiheit berufen sind, daß sie aber um derselben würdig zu werden, erst zu einer moralischen Purifikation ihrer verdorbenen Elemente schreiten müßten.

Wir dürfen diese so achtbare und bildungsfähige Mitte der Gesellschaft, selbst wegen größeren Irrthümern nicht verachten, um so weniger da, wo sie offenbar gerecht und billig zu denken glaubt und nach ihrer Art den gefügigsten Willen zum Fortschritt zeigt.

Die Freiheit ist eine Prämie für die Moral; dies ist im Kurzen die Anschauung der Volksmehrheit in der Sache der Juden. Das Alfa und Omega all' dieser Purificationszumuthungen.

Die Freiheit ist keine Prämie für Moral, die Freiheit ist ein allgemein-menschliches unbedingtes Recht, sie braucht keine andere Bedingung, als daß der Mensch geboren sei. Das Vorurtheil des Mittelalters hat dem Juden sein Menschenrecht entwendet, er fordert es zurück und wir wollen Bedingungen machen! Wir erkennen es an, daß unsere jüdischen Brüder im Ganzen ein rechtschaffnes unbescholtenes Volk sind (und jedes Volk ist in der Majorität mehr gut als schlecht), wir verkennen es nicht, was die Kunst und Wissenschaft, der Handel und der industrielle Verkehr ihnen verdankt, wir läugnen es nicht, daß sie mit voller Hand jedes wohlthätige Unternehmen, jede gemeinnützige Anstalt unterstützen — und noch an diesen Zugeständnissen, welche Bedingungen wollen wir noch weiter machen für die Gleichberechtigung der Juden? Daß das Böse und Unreine, was in der ganzen Menschheit mit dem guten Samen vermischt ist, nur allein unter den Juden verschwunden sei! Daß Alle wie Einer, Einer wie Alle ein gleich großes Verdienst um die Moral habe! Wo existirt ein solches Volk auf Erden? Um die Juden mit uns gleich zu stellen, fordern wir, daß sie über uns stehen sollen. Hätten sie es nur erst zu jener wirklich grillenhaften Reinheit und Heiligkeit gebracht, so wäre nicht mehr die Frage, ob wir sie, sondern ob sie uns für ihres Gleichen halten wollten, es wäre nicht mehr die Frage, ob die Juden Bürger in Oesterreich oder in Deutschland zu sein verdienen, denn dann wären sie Bürger des Himmels und ein Volk von Engeln. — Oder wir? haben wir uns gereinigt und geheiligt am Vorabende des 13. März, ehe wir unser menschliches Recht ansprachen? Haben wir früher alles Schlechte, Verwerfliche, Unreine aus unserer Mitte entfernt? Nein! sondern als die lauteste Stunde der Weltgeschichte, die 8. Morgenstunde des 13. März schlug, da begehrten wir, im leiblichen und moralischen Negligée, wie der Augenblick uns eben überraschte, die Freiheit, und waren würdig derselben, wie wir hoffen wollen! Denn die Freiheit ist keine Prämie für die Moral, die Freiheit ist das angestammte Habe der Menschheit; wäre sie jenes und dürften wir fordern, daß ein ganzes Volk, Mann für Mann gut sein muß, um frei zu sein, müßten alle freisinnige Länder ihre Verfassungen aufgeben und alle Welt werden wie Rußland. Denn ein Volk ohne allen Tadel seiner Einzelnen gibt es nicht und wird es nie geben.

Wir dürfen von der Freiheit Alles fordern, aber die Freiheit nichts von uns; sie darf sich nicht im entferntesten als eine Gnade geben, denn so wie Gott die allgemeinen Güter des Lebens, die Wohlthaten der Elemente über Gute und Böse verbreitet, so ist die Freiheit ein allgemeines Element, das schrankenlos-flüssig, zeit- und raumerfüllend sein muß wie Licht und Luft; Niemand darf sie absperren, mit Vorbehalt besitzen und unter Bedingungen herausgeben. Dies ist der Begriff der Freiheit. Und diese Anschauung lerne jenes große, gutgeartete, aber für manche der einfachsten Distinctionen noch ungeübte Publikum adoptiren, das da ohne alles Arg billig und gerecht zu sein wähnt, wenn es die Freiheit an die Bedingung einer bis ins Einzelne gehenden Moral knüpft, ohne zu ahnen, wie sehr es dadurch die heilige Natur derselben verkennt, sich selbst das Urtheil schreibt und seinen eigenen Errungenschaften den Boden der Wirklichkeit und Möglichkeit untergräbt.

Wien.

K. K. Hof-Operntheater.

Dienstag den 23. Jänner: Wilhelm Tell, Oper in 3 Aufzügen von Rossini. Benefice des Herrn Staudigl.

Das chef d'euvre Rossini's steht, trotz einer über 20 jährigen Dauer, noch in aller Frische und unverwüstlich da. Macht auch ein Bassist den Versuch, die Titelparthie als Bariton zu singen, wie von Herrn Staudigl geschehen, der Baß bleibt ein Baß, und sänge er bis ins Tenor e. Der Baßcharakter läßt sich nun einmal von einer Stimme nicht wegblasen, eben so wenig, als sich der Baritoncharakter herbefehlen läßt. Uebrigens ist zwischen einen hohen f oder fis noch der Unterschied gegen dieselben Töne, wenn sie ein Bariton singt, daß sie bei diesem in der höheren Mittellage sich befinden, während sie bei dem Bassisten die äußerste Grenze bilden. Doch wozu über Principien reden, die anerkannt sind, so lange eine Kunst existirt. Kurz, Staudigl hatte seine Momente, wo er inflammirt und begeistert war, und brachte diese Stimmung seinem Auditorium bei, er hatte überdies ein volles Haus! Herz was willst du mehr? Die übrige Besetzung war entsprechend; ausgezeichnet sang Herr Ander, den wir immer lieber gewinnen noch ist ein für diese Bühne neues Fräulein Schwarz zu nennen, welche bei der Scene mit dem Apfelschuß durch ihren gefühlvollen Vortrag die Menge hinriß. Der Glanzpunkt jedoch des Abends war das Männerterzett im 2. Akte. —f.—

Wiener Signale.

Se. Majestät der Kaiser Franz Josef hat aus Anlaß der Thronbesteigung für die Armen in Wien den Betrag von 200,000 fl. C. M. gewidmet; wovon nach dem Beschluße des Gemeinderathes 150,000 fl. CM. an die sämmtlichen Armenbezirke zur zweckmäßigen Vertheilung zugewiesen wurden, von den übrigen 50,000 fl. CM. aber die durch die jetzige Ueberschwemmung verunglückten Familien unterstützt werden.

Es verbreitet sich wieder das Gerücht, daß Veränderungen im Ministerium eintreten sollen. Herr Bach soll das Ministerportefeuille des Innern, Herr Graf Stadion das der Finanzen und Herr Schmerling das der Justiz übernehmen. Herr Kraus soll Gouverneur des polnischen Theils in Galizien werden.

Man erzählt sich, daß Seine Majestät der Kaiser Franz Josef der Erste baldigst nach Wien kommen wird. Andere wollen wissen, daß Seine Majestät der Kaiser gesonnen ist, sich nach Linz auf einige Zeit zu begeben. Als Grund dafür werden Bauernunruhen in Mähren angeführt, von denen hier nichts bekannt ist, und welche sich auch nicht offiziell bestätigen. Das erste Gerücht hat daher mehr Wahrscheinlichkeit für sich und wollte Gott, es wäre wahr!—

Die Aufregung in Italien soll sich nach einigen Angaben in neuester Zeit bedeutend steigern. Man spricht viel von einem neuerlichen Kampfe, der in einigen Wochen schon ausbrechen dürfte. Marschall Radetzky scheint übrigens alle Veranstalten schon energisch getroffen zu haben. —

Vorgestern wurde ein Soldat, der eben in Hetzendorf Wache stand, durch den Fuß geschoßen. Ein ähnlicher Fall ereignete sich in Prag, wo einem Wachsoldaten der Zeigefinger abgeschossen wurde. Es ist kaum zu begreifen, daß sich noch immer solche Wahnsinnige zu derlei Böswilligkeiten finden, denn kein vernünftiger Mensch wäre dessen gewiß nicht fähig.

In Ungarn sollen sich die geflüchteten und auseinandergesprengten Scharen Honvéds zu Banden organisiren, und einen kleinen Guerillakrieg ohne Erfolg hie und da versuchen. —

Das Gerücht von einer Prorogation des Reichstages, welches sich bis jetzt noch nicht offiziell bestätigt hat, verbreitete sich in Wien außerordentlich schnell. Die Bangigkeit vor der nächsten Zukunft wird in den ohnehin schon geängstigten Gemüthern unwillkührlich vermehrt. —

Nächstens soll ein Gensd'armerie-Regiment in Wien errichtet und die Sicherheitswache aufgelöst werden. —

Die österreichische Zeitung widerspricht dem Gerüchte, daß Herr Schwarzer sein Mandat als Deputirter für den österreichischen Reichstag niedergelegt hat.—

Eine besonders starke Erbitterung herrscht im Publikum gegen die Denuncianten, die sich hie und da bemerkbar gemacht haben sollen. Vorschnelle Urtheile mögen auch hier so manchem Redlichen Unrecht thun.

Man sieht viele Ungarn mit grünen Weebesträußchen in Wien herumgehen. Es sind meistens ungarische Gefangene, welche zur Arme nach Italien assentiel wurden.

Gegen Holzfrevel am Lande sind neuerdings strenge Bestimmungen getroffen werden. — Es ist zu hoffen, daß endlich dieser Unfug doch aufhören wird. —

Die Verhaftungen dauern fort; ebenso zahlreiche Ausweisungen von Fremden. —

Herr Smolka ist wieder zum Präsidenten des Reichstages gewählt woden. Herr Haln wurde erster Vicepräsident, Herr Peetis zweiter Vicepräsident. —

Nach Briefen aus Frankfurt dürfte die Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser unzweifelhaft sein. Erfahrene Politiker sagen nach einer solchen Wahl einen Scheinbund unter Anführung Baierns schon für die nächsten zwei Monate voraus. — Wir möchten Baiern doch nicht gar so gehässige egoistische Herrschergelüste und Sondergedanken zumuthen, wie es die weisen schwarzsehenden Politiker thun. —

Mehre Journale scheinen es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, immer und stets nur unsern Reichstag zu schmähen; wir glauben: es wäre besser und zweckmäßiger, wenn man schon über die Deputirten geschrieben werden soll, selbe dringend aufzufordern, ihre Berathungen zu beschleunigen, damit wir uns bald einer segensreichen Constitution zu erfreuen haben, nach welcher die Herzen aller guten Staatsbürger sich sehnen, damit es im Vaterlande, das so viel gelitten, wieder hell, freundlich und ruhig werde. Die Aufgabe der Journalistik sei „zu versöhnen" und nicht aufzustacheln, sonst trifft Euch, die Ihr Euch „gutgesinnt" nennt, mit Recht der Vorwurf, den ihr früher den sogenannten „Schandblättern" gemacht, nämlich: zu wühlen! Leider kann das Schlammthier, welches gewohnt ist, sich im Koth der Gemeinheit zu wälzen, und dann andere damit zu besudeln, nicht leicht zur Reinlichkeit verhalten werden — und wo wären stets neue pikante Artikel und Notizen herzunehmen, um sich bemerkbar zu machen?!

Provinz-Signale.

Pesth. In den Schanzen, welche die Insurgenten aufwerfen ließen, fand man nebst vielen Sonderbarkeiten auch einige Tausende von gut gepflegten Bienenstöcken; deren Bestimmung so lange ein Räthsel blieb, bis einer der Rebellen im Verhöre mittheilte, Kossuth habe die Absicht gehabt, die Bienenstöcke den stürmenden k. k. Truppen auf die Köpfe werfen zu lassen damit die Bienen auf die Belagerer losfielen und sie zu einem schnellen Rückzuge nöthigten. So lange die Geschichte schreibt, ist wohl nie ein Krieg auf so abenteuerliche Weise geführt worden, als dieser ungarische. Aus der Bienengeschichte zu schließen, scheint übrigens Kossuth die k. k. Truppen vor dem Frühlinge in Pesth nicht erwartet zu haben.

Aus der Zeit.

Köln. Man meldet uns aus Hamburg vom 13. Jänner: Ein herber Verlust, welcher der deutschen dramatischen Kunst schon seit längerer Zeit drohte, ist heute eingetroffen. In dem weiten Leserkreise dieser Blätter wird die Nachricht von dem frühen Hinscheiden des ausgezeichneten Künstlers J. B. Baison manchen Ruf wehmüthiger Ueberraschung und aufrichtiger Trauer erwecken.

— In dem holländischen Dorfe Bennekom (Prov. Gelderland) feierten die Drillingsschwestern Anna, Berentina und Magaretha von Rennes am 13. Januar in bester Gesundheit ihren siebenzigsten Geburtstag. Gewiß ein seltener Fall.

Neueste Literatur.

Ein deutscher Leineweber. Zeit- und Lebensbilder aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts von Ludwig Storch. Leipzig 1846. Verlag von J. J. Weber.

Wir haben es hier mit einem umfangreichen, großartigen, schönwissenschaftlichen Werke zu thun. Meister Storch, der Verfasser des „Freiknechts," der „Beduinen," welche ihm den Rang an Spindlers Seite sicherten, tritt nach langem Stillschweigen wieder in die Oeffentlichkeit und beschenkt die Lesewelt mit einem echt deutschen Werke, deutsch in seiner Manier, deutsch in seiner Auffassungsweise, deutsch nach seinem Inhalte.

Ein deutscher Leinweber ist der Sammeltitel von drei historischen Romanen, deren jeder drei voluminöse Bände bildet. Sechs dieser Bände liegen bereits vor uns. Die Eintheilung derselben ist folgende:

Erster Roman: Philipp von Oesterreich. Drei Bände.
Erster Band: Die schöne Kaufmannsfrau von Antwerpen.
Zweiter „ Die Reise nach Spanien.
Dritter „ Die Königskrone.

Zweiter Roman: Karl von Spanien. Drei Bände.
Erster Band: der Herzog von Burgund
Zweiter „ Der König von Spanien.
Dritter „ Der deutsche Kaiser.

Der dritte und letzte Roman, welcher sich aber noch unter der Presse befindet, führet den Titel: Das Haus Fugger. Drei Bände.
Erster Band: Der Bauernkrieg.
Zweiter „ Der große Reichstag zu Augsburg.
Dritter „ Der Zug nach Tunis.

Der neunbändige Roman: „Ein deutscher Leineweber," umfaßt also eine Geschichtsepoche von einem halben Säculum, er umfaßt den wichtigsten Zeitraum der neueren Zeit; die Entdeckung Amerikas, der Bauernkrieg, die Reformation fallen in jene Tage; Fürsten wie Philipp der Schöne, Max der letzte Ritter, Ferdinand der Katholische, Isabella, wie möchten sie die Große nennen, Kaiser Carl der Fünfte u. s. w. treten handelnd auf, eine überreiche Scene entfaltet sich vor unseren Augen, wir können sie nicht mit einem Blicke umfassen und wollen daher für jetzt nur dem ersten Romane „Philipp von Oesterreich" unsere Aufmerksamkeit zuwenden. —

Philipp der Schöne, Erzherzog von Oesterreich, Sohn Kaiser Marimilians des Ersten, ist die Hauptperson dieses Romans. Wir finden ihn in Antwerpen, er ist vermählt mit Juanna, der Tochter Ferdinand des Katholischen und Isabellas in Spanien, ihm zur Seite steht Margaretha, seine Schwester. Die Liebesabenteuer des Erzherzogs, die Eifersucht seiner Gemalin, die dem Wahnsinn verfällt, sein Streben nach der Krone in Spanien, die ihm durch ein Testament Isabellas vorenthalten wird, die Intriguen am spanischen Hofe, seine Reise dahin, seine diplomatischen Kämpfe und endlich, nachdem er die Krone erlangt, die Wendung der Gunst seiner Parthei und sein frühzeitiger jäher Tod bilden den historischen Hauptinhalt. Wir sagen Hauptinhalt, denn der Verfasser begnügte sich nicht mit demselben, sondern griff nach allen Seiten der Geschichte, und alle historischen Vorfälle, welche mit den Hauptbegebenheiten verwebt sind, werden erwähnt, wir finden die französischen, neapolitanischen, portugiesischen u. s. w. Verhältnisse geschildert, die Gestaltung des damaligen Handels, die Beziehungen der Fürsten zu einander, ja sogar Monografien von einzelnen Städten; dieß Alles ist mit kundiger Hand in einander geschlungen, doch läßt es sich nicht läugnen, daß der Gang der Erzählung dadurch mannigfach gehemmt wird, obwohl sie an historischem Interesse wieder gewinnt. Mitten unter diesen Fürsten und Junkern, mitten unter diesen Herzoginnen und Frauen, erscheint als ein wohlthuender Kontrast in seiner bürgerlichen Einfachheit, in seiner echtdeutschen Gutmüthigkeit Jakob Fugger, der Sohn eines deutschen Leinewebers, selbst Leineweber, und später der Rothschild seiner Zeit. Diesem Manne, welcher mit seinen Angehörigen durch das ganze neunbändige Werk durchgeht, verdankt dasselbe seinen Titel. Daß der Verfasser diesen Charakteren und ihren Verhältnissen besondere Aufmerksamkeit angedeihen ließ, versteht sich wohl von selbst. Die Familiengeschichte der Fugger ist mit vielem Fleiße dargestellt, wir müssen überhaupt ein für alle Mal bemerken, daß man dem Werke die zweckmäßige Benützung reichhaltiger und seltener Quellen zugestehen muß. Das Emporkommen der Fugger, ihre Verhältnisse zu den Fürsten, ihr seltener kaufmännischer Strebegeist, vor Allem aber ihr Familienleben und die in Wohlthaten ausströmende Herzensgüte werden eben so viele Freunde als Leser finden. Nehmen wir zu all diesem geschichtlichen Inhalte auch noch das, was der Verfasser an Erfindung und Ausschmückung aus Eigenem hinzugethan, erwägen wir ferner, wie geschickt diese mannigfachen und großartigen Scenerien in einandergeschlungen, welche Masse von Charakteren sich in diesen ersten drei Bänden herumtummeln, wie spannend der Inhalt, wie das Interesse von Kapitel zu Kapitel zunimmt, so wird jeder leicht einsehen, daß wir an der ersten Abtheilung des deutschen Leinewebers eines der besten historischen Gemälde der Jetztzeit erhalten haben. Bei der Großartigkeit des Stoffes versteht es sich von selbst, daß ein häufiger Wechsel des Ortes vorkommt. Die Niederlande, Deutschland, Spanien, Tirol, England, Ungarn, die Fugger hatten ja die Kremnitzer Bergwerke im Betriebe, bieten reichhaltige Scenerien; die Handlung führt bald hier, bald dorthin fast überall ist es historisches Interesse, an welches sich Haupt- oder Nebenpersonen anlehnen, das Verhältniß des Ungar-Königs Wladislaw, die Geburt Ludwig des Zweiten, der später bei Mohacs im Sumpf erstickte, so wie andererseits der Tod Christophers Kolumbus, ja wie viele andere Scenen bilden höchst interessante Episoden, welche den Reiz dieser Zeit- und Lebensbilder nur vermehren. Sollen wir in wenigen Worten die Wirkung zusammenfassen, welche das Lesen dieser ersten 3 Bände herbrachte, so kommen sie jener einer großen Bilderwanderung gleich, welche von einem zauberischen Lichte umstrahlt, von lebenswahren Gestalten belebt, an uns vorüberzieht, um uns die Vergangenheit in getreuer Nachbildung noch einmal vor Augen zu führen, um uns sehen zu lassen die Leichtfertigkeit, Falschheit und Intriguen der Fürsten und Pfaffen, um uns sehen zu lassen die Biederkeit und Einfachheit der Bürger, um uns ahnen zu lassen das gewaltige Erwachen der Völker, welches im Sturme sich kundgebend, über Fürsten und Pfaffen hereinzubrechen droht.

Br.

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Im ster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Freitag den 26. Jänner 1849. — № 19. — Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Pachmann.

[Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Ueber die Todesstrafe.

S. Zu den heiligsten staatsbürgerlichen Rechten gehören ohne allen Zweifel jene unserer persönlichen Freiheit, und Niemand, der sich mit unseren legislativen Einrichtungen vertraut gemacht hat, wird wohl läugnen können, daß diesen Rechten von unserem bisherigen Strafgesetzbuche nicht im gehörigen Maße Rechnung getragen worden sei.

Versuchen wir den Beweis davon zuvörderst an den der härtesten aller Penal-Sanktionen, nemlich an der Todesstrafe!

Wenn wir uns recht entsinnen, so hat der §. 8 der „Grundrechte" in ihrer ursprünglichen Fassung den Antrag gestellt: die Todesstrafe gänzlich aufzuheben. Diese Proposition hat lebhaften Widerspruch hervorgerufen, und gewisse Journale, welche durch den Terrorismus der Radikalen zu einem nicht minder schädlichen Einschüchterungs-Sisteme im guten Sinne verführt worden sind, mühen sich kläglich ab, durch Sophisterei und Denunciationen dem Fortbestehen der Todesstrafe das Wort zu reden. —

Ist dies aber nicht ein Frevel gegen die Grundprincipien der Vernunft und der Politik?

Das Strafrecht im Allgemeinen, welches von der Vernunft uns zuerkannt wird, hat seinen Ursprung in der Berechtigung des geselligen Lebens, und schließt folglich auch die Pflicht ein, dasselbe zu vertheidigen, welche letztere unzweifelhaft ebensowohl der moralischen Person des Staates, als der physischen, was immer für eines Individuums, zusteht. Von da rührt das Recht des Krieges gegen jeden feindlichen Staat, gleichwie auch das Recht der Strafe gegen die Glieder der eigenen Gemeinschaft, beide jedoch innerhalb der Gränzen eben der Vertheidigung abgeschlossen; jegliche Handlung im entgegengesetzten Sinne würde als positive Verletzung der Rechte Anderer zu gelten haben. Wollte z. B. irgend ein lecker Straßenjunge mir den Weg vertreten und mich mit geschwungenem Stocke mit dem Tode bedrohen, so gibt mir dies keineswegs das Recht, ihn des Lebens zu berauben; denn es stehen mir andere Mittel zu Gebote, den übermüthigen Jungen unschädlich zu machen und mich gegen sein Attentat zu vertheidigen. Ebenso verhält es sich mit dem Staate!

Nur wenn Verbrechen in Masse aufstehen und die Lebenselemente des socialen Verbandes bedrohen, nur dann erst kömmt dem Staate unbestritten das Recht zu, in offenem Felde seinen Vertheidigungskampf selbst bis zur Vernichtung der Angreifer durchzuführen; sind dieselben aber einmal geschlagen, gedemüthigt und zerstreut, sind folglich die Bedingungen einer bedrohlichen Gefahr behoben, so hört auch die Berechtigung zum Todschlage auf, weil die Basis fehlt, welche ihn motivirte. Von diesem Augenblicke an stellt sich der, auf den Tod lautende Richterspruch, an den einzelnen Schuldigen vollzogen, vom rationellen Standpunkte aus nur als ein gemeiner Mord dar, welchen blos Ausnahms-Zustände in einen gesetzlichen Vorgang umzuwandeln vermögen.

Ein Gleiches ist es mit allen anderen Fällen von Verbrechen oder schwerer Polizei-Uebertretung. Eine gerechte Ausnahme davon macht nur der Belagerungs-Zustand mit dem Standrechte, weil der Erstere die Entwaffnung der strafbaren Schuldigen voraussetzt, und das Letztere schon durch den Umstand gegen Mißbrauch sichert, daß es die Todes-Sentenz nur gegen Uebelthäter in Anwendung bringt, die auf frischer That (in flagranti) ergriffen worden sind. Daß aber Fälle eintreten können, wo beide Extreme nothwendig, ja unvermeidlich sind, wer vermöchte das zu läugnen?

Soviel rücksichtlich des juridischen Standpunktes. Gehen wir nun zur inneren Staatspolitik über, welche ebenfalls mancherlei gegen die Standhältigkeit der Todesstrafe darbietet.

Da die Politik des Staates gleichermaßen die Vernunft zur Quelle hat, so kann sie sicher niemals mit dem Rechte in absoluten Widerspruch treten; es kann somit nach Maßgabe ihrer Normen, die Tendenz der Strafgesetze keine andere sein, als das sociale Leben in seiner, dem Ideale eines Staates zustrebenden Entwicklung zu gewährleisten, da es ja zu den Attributen der staatlichen Administration gehört, jeglichen Bürger in seinen Rechten zu beschützen. Die strafrechtliche Sanktion besitzt diesemnach sowohl in physischer als in moralischer, ja selbst in psychologischer Beziehung einen entschiedenen Präventiv-Charakter, dessen Aufgabe sie nicht überschreiten soll, weil sonst die Strafe Mitleid mit dem Verurtheilten hervorruft, welche die Wirkung paralisirt, ja wohl gar Haß gegen das Gesetz und dessen Diener zur Folge hat. Besonders wichtig ist diese Rücksicht gegenüber von sogenannten politischen Verbrechern, deren Thaten von Partheigängern gern in eine Art von Martirologium aufgenommen und mit einem Heiligenschein umgeben werden, während gerade Diese — wegen der unabsehbaren Folgen auf das Glück, auf die Wohlfahrt, selbst auf den Bestand ganzer großer Staaten — nur allzuviele Anhaltsgründe darbieten, um dem Rigorismus der Verfolgung und Bestrafung das volle Gepräge der Gerechtigkeit zu vindiciren. Das Traurigste dabei ist noch, daß leider in solche Gerichte auch nicht selten unglückliche Verführte hineingerissen werden, welche blos als verblendete Opfer der ruchlosesten Wühlerei erscheinen, und denen man um so füglicher eine Thräne des Erbarmens zollen mag!

(Schluß folgt)

Der Wüstling.

Novelle von Friedrich Dornau.

(Fortsetzung).

Auch setzte Ernst seine Besuche fort, wenn gleich nicht mehr in jener regelmäßigen Aufeinanderfolge wie sonst. Ueberdies klagte der Pastor oft über die Zerstreutheit des jungen Freundes und über seine erkaltete Theilnahme an den politischen Horoskopstellungen, worin sich der Pastor gefiel. Allein der Herbst und der Winter, sie gingen dennoch vorüber, und der Pastor ertrug mit Geduld seine Einsamkeit, und lebte sich in die Ereignisse jener blutigen Weltgeburt, in die Gräuel der französischen Revolution so tief hinein, daß ihm das wirkliche Leben darüber schnell verging, und er bei dem Erblicken der ersten Schwalbe wie aus einem Traume erwachte, und nun erst die Sehnsucht nach der geliebten Tochter mit Allmacht in seiner Brust sich regte.

Diese Sehnsucht wurde bald befriedigt. Helene lag eines Tags plötzlich in seinen Armen, als er eben einen Abendgang durch den Garten machte. Er fühlte ihr Herz früher an dem seinigen, als er durch einen Blick auf ihre Gestalt sich überzeugen konnte, ob der Winter-Aufenthalt ihr gedeihlich war. Die Heftigkeit dieser Umarmung, das Schluchzen und Beben, von dem sie begleitet war, konnten dem überraschten Vater nur als erfreuliche Zeugen ihrer kindlichen Liebe dienen.

Zwar wurde seine Freude über die Wiederkehr der geliebten Tochter sehr gedämpft, als er sie näher betrachtet und bemerkt hatte, daß der frische heitere Jugendglanz nun ganz entwichen war, und in ihren Zügen die Spuren eines körperlichen oder moralischen Weh's sichtbar ausgedrückt waren. Aber die gutmüthige redselige Tante, welche das Mädchen zurückgeleitet hatte, bemerkte das bange Befremden des Vaters, und kam schnell jeder Frage darüber zuvor, indem sie sagte:

„Betrübe Dich nicht, lieber Bruder, wenn Du Helenen nicht so heiter gestimmt und wohl aussehend findest, als Du es wünschtest und erwartetest. Aber ich wollte Dir das Herz nicht ohne Noth schwer machen, und verschwieg Dir, daß Helene bedeutend krank war, nachdem der Arzt erklärt hatte, daß er sie herstellen werde, und daß sie auf dem Lande ihre volle Kraft wieder erlangen werde. Gedulde Dich also, und nimm die Mißstimmung und die Thränen Helenens nicht so hoch auf, sie sind eine natürliche Folge der Krankheit, die nach der Bemerkung des Arztes stets eine solche Schwäche zurückläßt.

Der Pastor war zufrieden gestellt, und beschwor Helene, sich zu schonen und nur der Herstellung ihrer Gesundheit zu leben. Der junge Freund des Hauses setzte seine Besuche nun wieder fleißiger fort, das herannahende Frühjahr war eine natürliche Erklärung dafür, und da der Pastor an der Beendigung seines Werkes arbeitete, so sah er es nicht ungern, wenn der junge Freiherr ihn von Zeit zu Zeit verließ, um einen einsamen Gang durch den Garten zu machen, wo er stets Helene zu treffen wußte.

Es waren sechs Wochen seit der Letzteren Rückkehr verflossen, als Helene mit höher aufpochendem Herzen dem Abschiedsgruße des Geliebten entgegensah. Es war ein milder, von leichtem Dunste überhauchter Abendhimmel über der Gegend ausgespannt, kein Lüftchen regte sich, und Helene ging mit heftigeren Schritten in großer Gemüthsbewegung den Laubgang hinab, der den Garten an der Seite, wo er an das freie Feld stieß, begränzte.

Endlich hallten ihr die Tritte Ernst's entgegen, ihre Knie zitterten, sie mußte sich an einen Baumstamm lehnen. Aber wenn der Schrecken ihr das Blut schnell zum Herzen gejagt hatte, so schoß es mit gleicher Schnelligkeit wieder in ihre Adern zurück, als Ernst zu ihr herantrat, und über ihre todtbleichen Wangen ergoß sich ein glühender Blutschein.

„Endlich sehe ich Sie wieder als eine Rose blühen, theure Helene!“ rief er ihr schmeichelnd entgegen. „O bannen Sie doch für ewig den grausamen unnützen Harm; denn Sie wissen ja, daß ich Sie liebe. Bedarf es mehr, um Sie glücklich zu machen? und deckt unser zartes Geheimniß nicht vor der Welt ein dichter Schleier?“

Er schlang seinen Arm um Helenens Nacken, und versuchte einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken. Aber sie wehrte es ab, und entwand sich ohne leidenschaftlichen Ungestüm, doch mit Entschiedenheit und stolzer Würde, der Liebkosung des jungen Mannes, indem sie sagte:

„Die Röthe, die Sie auf meiner Wange sehen, ist jene des Entschlußes, eines schwer erkämpften aber unwiederruflichen Entschlußes. Hören Sie mich an, Ernst; ich spreche ohne Bitterkeit, nach einem unabweislichen Gebote meines Gefühls. Hegen Sie Achtung davor, und verletzen Sie es durch keine unwürdige Widerrede, durch keine leichtfertige Ueberredungskunst. Ich nehme Abschied von Ihnen, ich sehe Sie heute zum letzten Male.“

„Helene, wie soll ich das verstehen? Höre ich recht? Sie stoßen ein Herz von sich, nachdem Sie es an sich gezogen, nachdem Sie es glauben gemacht haben, geliebt zu sein?“

„So ist es, Ernst! und unwiderruflich. Ich konnte in der Trunkenheit der Liebe mich vergessen, und wie schwer ich dafür büßen mußte, weiß nur ich, ich konnte dem Edelmuthe des Mannes, dem ich das geopfert habe, was dem Weibe das heiligste ist, Zeit gönnen, über unwürdige Vorurtheile zu siegen; aber jetzt, nachdem ich wiederholt aus seinem Munde das grausame Wort vernehmen mußte, daß ihn die Welt mehr binde, als die Pflicht gegen sein Opfer, nun verbietet es mir das sittliche Gefühl, daß ich noch gerettet habe, ein so unwürdiges Verhältniß länger fortzusetzen, das Bewußtsein dieser Sühne wird mich über den Schmerz des Verlustes eeheben, und mir, wenn nicht den Seelenfrieden, doch das Gefühl der Menschenwürde wiedergeben. Leben Sie wohl — Gott verzeihe Ihnen!“

Helene war nur mit größter Anstrengung ihrer Stimme mächtig geblieben, sie wendete sich schnell, um ihre Bewegung zu verbergen, und lenkte ihre Schritte nach dem Wohnhause. Ernst folgte ihr in stummer Verlegenheit, er fühlte sich in diesem Augenblicke unfähig zu einer Lüge oder Vorspieglung — und eben so wenig gerüstet, ein ernstes Versprechen zu geben.

Helene war mit schnellen Schritten vorausgeeilt, und als sie die Schwelle der Thüre im Erdgeschoße, die zu ihrem Wohnzimmer führte, erreicht hatte, öffnete sie dieselbe mit krampfhafter Hast, mit halb schwindenden Sinnen vernahm sie nur noch die Worte: „Wir werden, wir müssen uns noch wiedersehen, Helene! Sie werden mich kennen lernen!“ — schloß dann die Thüre, und sank besinnungslos neben ihrer Lagerstätte auf den Boden hin.

Ernst sagte nur noch ein flüchtiges Wort des Abschieds dem Pastor, und verließ dann schnell das Haus.

Sechs Jahre waren seither vorübergegangen — Helene hatte sich allmählig mit mehr Freiheit und Selbstständigkeit über ihr Geschick erhoben. Die Aneignung einer höheren geistigen Bildung und sittlichen Vervollkommnung war das Ziel, auf das sie mit Beharrlichkeit lossteuerte; und je näher sie ihm rückte, desto mehr kehrte eine stille ernste Freudigkeit in ihr Herz.

In ihrem Wirken nach außen hatte sie sich eine ähnliche Aufgabe gestellt; die Bildung der weiblichen Jugend im Pfarrdorfe, und vor allem die Verwahrung der zarten aufblühenden Herzen vor jedem Anhauche der Gemeinheit und sittenlosen Leidenschaft war Gegenstand ihrer eifrigsten Sorge, und sie widmete denselben täglich einige Stunden. Ihre Gesundheit hatte sich allmählig wieder befestiget, die krankhafte Verstimmung ihres Gemüths war dem milden Wirken der Selbstzufriedenheit gewichen, und nur der Hauch ernster sinniger Trauer war noch über ihrem Dasein ausgegossen. Die Liebe und Sorge, womit sie ihren Vater und das Hauswesen betreute, war von jener Hingebung und aufopfernden Selbstverläugnung begleitet, wozu edle Gemüther das Bewußtsein der Sühne begeistert.

Die gute Tante, die für Helenens Kind sorgte und die Sicherstellung der Zukunft des Letzteren durch ein kleines Kapital, welches Ernst zu diesem Zwecke erlegt hatte, trug nicht wenig dazu bei, Helenens Herz zu beruhigen, und ihr die Kraft des Sieges zu verleihen. Nur Eine Entdeckung träufte ätzendes Gift auf die noch nicht ganz geschloß'ne Wunde ihres Herzens — und diese kam ihr zufällig. Sie hatte mit dem Entschlusse, sich von dem unwürdigen Manne loszusagen, auch die Verpflichtung gegen sich selbst übernommen, ihren Vorsatz mit Ernst durchzuführen, und daher keiner Einflüsterung, keinem Andringen Gehör zu geben, und jedem Versuche, sie wanken zu machen, standhaft aus dem Wege zu gehen; sie hatte solche Versuche Ernst's — theils mittelbar, theils unmittelbar, theils schriftlich, theils mündlich an sie gebracht — stets mit Muth und Festigkeit hintangewiesen, und nicht nur selbst keine Ausforschung der ferneren Lebenswege und Handlungen ihres treulosen Geliebten gepflogen, sondern auch mit Sorgfalt jede Mittheilung darüber gemieden. Dessenungeachtet war ihr bei einem Besuche ihrer redseligen Tante die Kunde geworden, daß Ernst sich einem wüsten Leben in der Hauptstadt ergeben habe, daß er wegen verschiedener gewagter Liebesabenteuer Duelle zu bestehen gehabt habe, zuletzt flüchtig geworden sei, und nachdem er sich ein Paar Jahre auf Reisen herumgetrieben habe, von Mitteln entblößt, mit geschwächter Kraft des Geistes und des Körpers, frühgealtert zurückgekehrt sei.

Auch dieser Schmerz verlor seine Kraft in einem größeren, heiligeren. Helene verlor ihren Vater, und nachdem sie ihn zu Grabe geleitet hatte, zog sie mit ihrer Tante aus der Heimat ihrer Jugend fort.

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

Pariser Skizzen.

II.

Das niedere Volk.

P. Die niedern Volksklassen in Paris sind eine ganz eigenthümliche Menschenart; man findet unter ihnen viel Erfindungsgeist, Redefertigkeit, Industrie und große Gewandtheit, sich in allen Lagen des Lebens zu helfen. 30000 Menschen stehen täglich in Paris auf, ohne zu wissen, wovon sie den Tag über leben werden und wie viele heirathen, ohne sich selbst, geschweige denn eine Familie ernähren zu können. Es ist natürlich, daber geht es nicht ohne Noth und niedrige Gewerbszweige ab, wie man auf allen Straßen, auf allen Plätzen, vor allen Theatern, bei allen Gelegenheiten sehen kann. Und doch, obschon der Fluch der zürnenden Gottheit vorzugsweise auf den untern und arbeitenden Volksklassen zu lasten scheint, so leben doch diese Leute sorgenloser und freier, als viele andere im Reichthum und Glück. Sie leben von ihrer Hände Arbeit, von einem Tage zum andern, sind fleißig, aber durchaus nicht haushälterisch mit ihrer Einnahme; sie sorgen weder für die Wirthschaft, noch für die Zukunft, keiner unter ihnen denkt an die Gebrechlichkeit seines Alters; sie haben keinen Garten, kein eigenes Feld, zum Theil kein eigenes Obdach, viel weniger ein eignes Haus; sie denken, wie die Spartaner, die Bearbeitung des Bodens komme andern Leuten als ihnen zu; sie scherzen und spotten über den, der sparen will, der auf das Glück eines Familienlebens hofft und von der Aussaat seiner Handlungen Früchte einzuernten gedenkt. Das ist nicht ihre Sache; sie wollen genießen und achten den Genuß als das Höchste; um ein Mal in Freude und Ueberfluß zu leben, legen sie sich tausend Entbehrungen auf und plagen sich Tag und Nacht. Die ganze Woche arbeiten sie aus allen Kräften und leben übertrieben mäßig; aber an Sonn- und Festtagen verthun sie Alles, was sie erworben haben und der ganze saure Wochenlohn wird an einem sorgenlosen Abende vergeudet. Dann gehen sie vor die Barrièren von Paris, wo Wein, Tanz und Essen billig sind, verzehren ihr Geld und lassen sichs dabei vorzüglich wohl sein.

Um das Pariser Volk kennen zu lernen, muß man sich an einem Sonntage vor eine der 38 Barrièren begeben. Wir haben seither die hohe Finanz durch die elysäischen Felder in die Allee von Longchamps begleitet und mit dem ehrlichen Kleinbürger en famille berathschlagt, welchen von den vielen Erholungsörtern um Paris wir zu unserer Sonntags-Promenade auswählen sollten, wobei wir uns für den Ranelagh im **Bois de Boulogne** entschieden; — gehen wir nun auch mit dem Volke vor eine der Barrièren und ins **Bois de Romainville**. Da wir an der Madeleine wohnen, so verfolgen wir die Boulevards bis da, wo die **Rue du Temple** ins **Faubourg du Temple** einmündet und lenken dann in das Faubourg ein. Wir wissen zufällig, daß es Sonntag ist; aber, wenn wir auch den Siebenschläferschlaf geschlafen und plötzlich, ohne es vorher zu wissen, am siebenten Wochentage in wachendem Zustande hieher versetzt würden, so müßten wir doch sofort erkennen, daß der heutige Tag ein heiliger Sonntag sei. An Sonntagen hat Paris und seine Barrièren ein ganz eigenthümliches Gepräge. Jeder Sonntag ist hier gleichsam ein Christtag, sein Inhalt eine erfreuliche Bescheerung und das Pariser Volk dann ein glückliches, vergnügtes Kind. Wie ungemein sorgfältig sich heute Jedermann geputzt hat; wie viele Kämme, Bürsten und Handtücher mögen diesen Morgen thätig gewesen sein, um die Bedürfnisse, welche die menschliche Toilette mehr oder minder stürmisch erheischt, zu befriedigen und so glänzende Resultate, wie wir vor Augen haben, hervorzubringen! Gleichwie der Zimmerfußboden blinkt, wenn er frisch gescheuert worden, gleichwie der Rock wieder Glanz bekommt, so oft er neu gebürstet wird, so scheint sich heute jede Gestalt vor uns damit zu brüsten und zu rühmen, daß sie gewaschen, gereinigt und rasirt worden ist.

Gehen wir das Faubourg seiner ganzen Länge nach durch; lassen wir es uns aber nicht verdrießen, wenn wir wieder gestoßen und gedrängt werden; die Masse, welche an uns ruhigen Beobachtern vorübereilt, hat keine Zeit zu verlieren und schreitet rasch vorwärts, Arm in Arm, und Trupp- oder Familienweise abgetheilt, zu beiden Seiten der Straße laden zahlreiche Kneipen die Vorübergehenden ein, Halt zu machen und sich auf den Weg zu stärken; schon ertönet aus diesen Guinguettes ein disharmonischer Gesang, denn einzelne Trinker haben bereits ihre bacchantischen Chöre angestimmt; schon schlägt das Konzert der schreienden Fiedelbögen und schrillenden Clarinette an unser Ohr und das betäubende Bum-Bum der türkischen Trommel erschallt vom Orchester des Tanzplatzes, wo sich indeß noch keine Tänzer und Tänzerinnen eingefunden haben. Vor der Barrière verdoppelt sich der Lärm und das Getöse; die Menge wird dichter und wogt in wellenförmigen Linien fort; sie ist jetzt dort angelangt, wo kein städtisches Oktroi mehr erhoben wird, wo der Wein keine Eingangssteuer mehr zahlt und wo der Rauch der Küchen von Desnoyers, des Grand Vainqueur und andrer Guinguettes gleichsam in alle Poren dringt.

Die Hungrigsten und Durstigsten halten hier und gehen nicht vom Platze; andere erklimmen mit angespannten Kniekehlen und vorgeneigtem Kopfe die Höhen von Belleville. Die berühmte île d' Amour wird dann für viele ein Zaubergarten der Circe; diejenigen aber, welche ihren Lockungen widerstehen, schreiten stolz vorüber durch das Dorf Belleville oder schlagen links den engen, gewundenen Fußpfad ein, der nach dem Prés-Saint-Gervais führt. Folgen wir diesen letztern Fußgängern, aber wähnen wir etwa nicht, auf grüne Auen und Wiesen zu stoßen; denn, wenn irgendwo, so macht sich hier der Wechsel und die Wirkung der Zeit bemerkbar. Ehemals breitete sich nämlich zu dem Fuße des Hügels, auf dem gegenwärtig das zum Kirchspiel von Pantin gehörige Dorf Belleville liegt, eine große, schöne Wiese aus und auf derselben stand eine dem heiligen Gervais geweihete Kapelle, nach welcher das kleine Dorf, das sich in der Nähe dieser Wiese und Kapelle bildete, Prés-Saint-Gervais benannt wurde. Das Dorf ist noch vorhanden; aber das was ihm seinen Namen gegeben, ist verschwunden; nichts gleicht weniger einer grünen Wiese, als jenes ärmliche, von holprigen Fußpfaden durchschnittene, mit Nußbäumen, Johannisbeersträuchen und Hollunderbüschen bepflanzte und mit kleinen niedlichen, Häuscen besetzte Ackerfeld, welches wir jetzt dort sehen.

(Schluß folgt).

Wien.

Nationaltheater an der Wien.

Wir befinden uns einmal im Ausnahmszustande; im Jänner rollt der Donner und kreuzen sich Blitze; im Jänner setzt sich der Eisstoß in Bewegung; der König von Preußen hat Hoffnung Kaiser der Deutschen zu werden; in Kremsier haben sich Rechte und Linke innig verbunden; der Ausnahmszustand herrscht im Himmel und auf der Erde, es ist daher gar kein Wunder, wenn er sich auch auf die Theater erstreckt. — Wenn mir Jemand vor mehren Monaten prophezeit hätte, ich würde heute über Raupach's „Genovefa" referiren müssen, ich würde ihn einen Narren gescholten haben, aber unter der Sonne ist nichts unmöglich. Genovefa wurde gegeben.

Wer kennt nicht die wundersame Historia von dieser Gräfin? Herr Raupach, der so Vieles auf seinem literarischen Gewissen hat, hat auch diese Genovefa zu verantworten, er hat die wundersame Historia in sehr wundersame Verse gebracht, läßt die Leutchen ganz ungenirt mit Buhlschaften und Gelüsten herumwerfen, und wenn Genovefa im fünften Akte mit ihrem Söhnlein „Schmerzenreich" im Blätterkleid erscheint, so wird man unwillkührlich an die Zeiten des Paradieses erinnert.

Eine sehr erfreuliche Erscheinung war es, daß an diesem Abende die Gallerien, ohne daß sonst eine besondere Veranlassung hiezu gewesen wäre, gut besucht waren, während Logen, Sperrsitze und Parterre vernachläßigt blieben; der lebhafte Antheil nun, welchen das Publikum dem Stücke schenkte, bewies, daß bei unserem Volke die Moralität fest im Herzen wurzle, und manche Stellen, die einem frivolen Publikum Anlaß zur Heiterkeit gegeben hätten, wurden ganz ruhig mit angehört.

Die Parthien befanden sich in guten Händen. Frln. Weißbach gab die Genovefa, Hr. Mittell, den Golo, Frln. Müller dessen Schwester und Herr Nolte den Mohren. Das Stück wurde mit vielem Fleiße gespielt, und Frln. Weißbach, so wie Hr. Nolte einige Mal gerufen. Daß bei den bekannten, rührenden Scenen sehr viel geweint wurde, versteht sich wohl von selbst, und unsere treffliche Weißbach, die Verursacherin dieser Wein-Seligkeit erhielt den verdienten Lohn. Wir freuen uns, diese vorzügliche Künstlerin nächstens in Mosenthals: „Deborah" zu sehen, welches Stück, wie wir so eben erfahren, vor einigen Tagen in Hamburg mit außerordentlichem Beifalle in die Scene ging.

Br.

Wiener-Signale.

Die neue Pantomime „das Haustheater der Nymphen" macht im Josefstädter Theater außerordentlich Furore. Seit den Vorstellungen Rappa's im vorigen Jahre, wurden keine so volle Häuser gemacht als eben jetzt.

Gestern fand im „Elysium" eine große Volksbelustigung zum Besten der durch die Ueberschwemmung bedrängten armen Familien Wiens statt; der edelsinnige Herr Militär- und Zivil-Gouverneur, Se. Exzellenz Freiherr von Welden hat in Anbetracht des wohlthätigen Zweckes diesen Abend, ausnahmsweise unter der Woche, zur Eröffnung gestattet.

So eben kamen uns die ersten Nummern des „Pesther Spiegel" zu, dessen Eigenthümer und Redakteur Hr. Dr. Sigmund Saphir ist, und wodurch die Nachricht: „Dr. Sigm. Saphir sei in Pesth standrechtlich verhaftet," sich als unwahr erwiesen.

Im Stifte Klosterneuburg werden die sogenannten Kaiserzimmer schleunigst hergerichtet, welches zu vielen Vermuthungen Anlaß gibt. Einige glauben, daß Se. Majestät der Kaiser während des noch dauernden Belagerungszustandes in Wien, sich dort aufhalten will.

Man erwartet für März eine sehr starke Rekrutirung. Das Gerücht sagt,

daß Oberösterreich 9000 Mann allein zu stellen habe. Die Zahlangabe scheint sehr übertrieben zu sein; die Erzähler werden aus eigener Machtvollkommenheit einige Tausend dazu gegeben haben. —

Der Sturm, der vorgestern Abends unaufhaltsam wüthete, hat bedeutenden Schaden angerichtet. Hie und da flogen die Dachziegeln und Rauchfänge herunter; und eine nicht geringe Zahl von Personen wurde gefährlich beschädigt. —

Mozart's Gedächtnißfeier. Unter diesem Titel veranstaltet der als trefflicher Pianist bekannte Herr **Ferd. Ed. Doctor** ein Conzert, welches Samstag am 27. d. M. (Mozarts Geburtstag) Mittags um halb 1 Uhr im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde statt findet. Sämmtliche Musikstücke sind von Mozart, und die besten Kräfte unserer Künstlerwelt wirken dabei mit.

Der Thäter, der auf die Wache bei Hetzendorf geschossen hat, ist bis jetzt noch nicht zu Stande gebracht. Bei der eingeleiteten Untersuchung wurde in einem bekannten Wirthshause ein Gewehr gefunden. Zugleich stellte sich aber auch als erwiesen heraus, daß durch die ganze Nacht, in welcher das Verbrechen verübt wurde, Niemand aus diesem Wirthshause kam. —

Die konservativen Zeitungen haben das eigenthümliche Unglück, selbst unter den jetzigen sie begünstigenden Verhältnissen immer mehr und mehr an Theilnahme im Publikum zu verlieren. Selbst die „Presse," das geachtetste Organ der konservativen Richtung, wird jetzt viel weniger gelesen, als früher. Während die Wiener Journale immer mehr an Theilnahme verlieren, gewinnen die Provinzjournale hier desto festeren Boden.

Wir sprachen dieser Tage einen geachteten Mann, der von Brünn kam, und sich nicht genug wundern konnte, daß ihn die Wiener so starr und frappirt ansahen, wenn er etwas laut an einem öffentlichen Orte über politische Verhältnisse sprach. —

Kossuth, dessen Name am 15. März in Wien freudig ausgerufen wurde, erhält jetzt die derbsten Schimpfnamen. — Gälte es eine politische Ansicht allein, so möchten wir strenge solche Derbheiten zurückweisen; allein der **Kossuth'schen** Politik müssen auch die Radikalen eine verachtenswerthe Charlatanerie zugestehen, welche dieses große Talent wirklich vor den Augen Derjenigen selbst, die für ihn Sympathien hatten, sehr tief erniedrigt. —

Der Fasching bleibt, wie er angefangen hat. Man hört **Nichts** von Privatbällen. Das Publikum nimmt an öffentlichen Bällen, ungeachtet ihrer geringen Anzahl, beinahe gar keinen Antheil. Wien dürfte seit Langem keinen so traurigen Winter und Fasching erlebt haben. —

Aus der Zeit.

Der Grazer „Herold," redigirt von **Draxler**, ist auch eines jener **gesinnungsvollen** Journale, die über die unglücklichen Verblendeten der Oktobertage Hohn und Spott ausgießen; dies bewies ein Aufsatz über den zu 18 Jahren Festungsstrafe verurtheilten Dr. Emperger aus Steiermark. Nur zu auf diese Weise, Ihr edlen Herrn! Die Nachwelt wird Eure Namen ebenfalls mit Schmach und Schande aufbewahren — denn selbst die Feinde des Verurtheilten sind über solche Lieblosigkeit empört. Uebrigens kennen wir den edlen Karakter des Hr. Draxler von Wien aus noch recht gut und sind über seine Handlungsweise gar nicht sehr verwundert, denn ein Rabe wird sein Lebtag keine Nachtigall.

Die Londoner Spitzbuben bedienen sich jetzt mit vielem Erfolge des Chloroforms bei ihren Diebstählen. So umarmte kürzlich in Kingroad eine Frau einen Herrn Nutley, wobei sie ihm ein mit Chloroform geschwängertes Tuch vor die Nase hielt. Von dem Augenblicke an verlor Herr Nutley die Besinnung und als er wieder zu sich kam, war er total ausgeplündert.

Konversationssaal.

Der Keller der Kirche Saint Michael in Bordeaux.

Dieser Keller einer alten gothischen Kirche in Bordeaux theilt mit dem von Reisebeschreibern so vielfach genannten Domkeller in Bremen die seltsame Eigenschaft, daß Leichen sich dort Jahrhunderte frei von Verwesung erhalten.

Mehr als achtzig Leichen haben in diesem Keller den natürlichen Verwesungsprozeß überdauert, sie sind neben einander an die Wand gelehnt und scheinen, im Leben durch Jahrhunderte, durch Rang und Stand und durch die hundertfachen Absonderungen menschlicher Gesellschaft getrennt, hier im Tode sich die Hand zu reichen.

Unter den Leichen ist die einer Negerin an ihren blendendweißen Zähnen erkennbar. Es war gewiß eine Sklavin, ein üppiger harter Herr entriß die Arme vielleicht dem heimathlichen Boden, brachte sie hieher, wo einer fremden Sprache Laute sie umschwärmten, eine theilnahmlose Menge sie angaffte, sie verhöhnte, wo sie im Strahl der Mittagssonne noch fror und bald erkrankte. Da trat wohl ein Priester an ihr Leidenslager und lehrte sie den matten Blick zum Himmel wenden, wo ein Gott thront, der nur Menschen, nicht Herren und Sklaven geschaffen hat. Sie lernte diesen Gott der Liebe erkennen und eine christliche Kirche ist ihr Grab geworden.

Neben der Negerin lehnen viele Genossen einer Familie an der Wand: Eltern, Söhne, Töchter starben an dem Genusse giftiger Schwämme, ihre Züge tragen noch die Spuren der furchtbarsten Todesqual.

Ein junger Edelmann, der im Duell erstochen ward, zeigt noch in seiner Miene mehr die Aufregung des Kampfes, als den Todesschmerz. Der Degenstoß, der ihn tödtete, ist von Meisterhand geführt und hat gerade das Herz durchbohrt.

Die furchtbarste Leiche ist die eines jungen Menschen, er war lebendig begraben worden. In seinen Zügen ist der gräßlichste, hoffnungsloseste Kampf des neu erwachenden Lebens mit dem tückischen Tode, ein Schrei, ein letzter greller Schrei scheint noch diesen Lippen sich entrungen zu haben. Der Tod ist Sieger geblieben.

Am Vorabend aller Seelen, geht die Sage, wird's lebendig in diesem Keller; jene alten Leichen regen sich, ihre Lippen sind nicht mehr stumm. Was sie treiben, was sie reden, kein Mensch hat je gewagt, es zu belauschen; wen in dieser Nacht die Nothwendigkeit an der Kirche von Saint Michel vorüberführt, der spricht ein stilles Gebet und beschleunigt seine Schritte.

Amüsantes.

Ein Aufseher zeigte in einem Antiken-Saale unter mehreren Seltenheiten auch den Degen Bileams, mit dem derselbe einst seinen Esel zu tödten drohte. Eine Dame bemerkte, daß Bileam keinen Degen gehabt, sondern sich nur einen solchen gewünscht hätte. — „Das ist eben der Degen, den er sich gewünscht hat!" — erwiederte der Aufseher.

Ein Kaufmann hatte seine Nase in einem Duell eingebüßt. Jedermann wußte dieß, und auch, daß es dem Armen empfindlich war, an seinen Verlust erinnert zu werden. Zu einer Reise brauchte er einen Paß, bei welchem im Signalement jedoch der Artikel Nase nicht übergangen werden konnte; der höfliche Polizeikommissair (dies ist nicht Ironie) war fein genug, die Schwierigkeit, welche er nicht heben konnte, zu umgehen; er beschrieb Stirne, Haare, Augen, Mund ꝛc. und schrieb dann zu der Nase: „ist schon mit anderer Gelegenheit vorausgereist."

Inserate.

Pränumerations-Ankündigung.

Bei allen k. k. **Postämtern** wird Pränumeration angenommen auf das

vom deutschen Vereine in Prag

herausgegebene politische Blatt:

Deutsche Zeitung,

aus Böhmen,

redigirt

von

Dr. Franz Klier.

Diese Zeitung, welche die Interessen **aller Deutschen** des Kaiserstaates auf eine würdige Weise vertritt, verdient insbesondere die Beachtung aller Deutschen.

Die deutsche Zeitung aus Böhmen hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens eine Reihe **von leitenden Artikeln** gebracht, die nicht nur die Verhältnisse Böhmens, sondern auch die Zustände Oesterreich's und Deutschland's **vom deutschen Standpunkte** aus besprechen, wodurch sie sich vor allen übrigen in Böhmen erscheinenden größern politischen Organen auszeichnet.

Sie theilt die Ereignisse in Prag mit besonderer Schnelligkeit mit und hat insbesondere über die gesammte österreichische Monarchie ein Netz von Korrespondenzen ausgebreitet, das noch erweitert werden soll. Ihre Correspondenten in **Wien, Brünn, Olmütz, Kremsier, Grätz, Salzburg, Mailand, Mantua, Triest, Lemberg, Pesth** u. s. w. sind Männer von entschieden **liberaler** Gesinnung, die sich schnelle und unparteiische Berichte zur Aufgabe gemacht haben. Auch in den großen Städten Deutschlands und des übrigen Europas als: **Paris, London, Frankfurt, Berlin, Hamburg, Köln, Leipzig, Dresden, München** u. s. w. hat sie tüchtige Correspondenten und Mitarbeiter gewonnen. Sie bringt die Börsencourse und Handelsberichte mit besonderer Genauigkeit. Diese seit 1. Oktober 1848 erscheinende Zeitung hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens eine solche Theilnahme erweckt, daß die mehrmals vergrößerte **Auflage** dem Bedarf nicht genügte.

Die **deutsche Zeitung aus Böhmen** erscheint **täglich** und kostet **inclusive der Postgebühr** vierteljährig 3 fl., halbjährig 6 fl. CM. Die Couvertgebühr beträgt vierteljährig 12 kr. CM., halbjährig 24 kr. CM.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Jmster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Samstag den 27. Jänner 1849. | № 20. | Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Ueber die Todesstrafe.

(Schluß.)

Was für ein Urtheil aber soll nun dergleichen Schuldabtragenden zuerkannt werden? Vielleicht lebenslängliche Einkerkerung, welche man gegen Capital-Verbrecher zu rechtfertigen vermeint, weil sie die eigene Freiheit mißbrauchten, um jene ihrer Mitbürger auf das Tiefste zu verletzen?

Die Antwort auf eine solche Frage liegt nahe genug.

Gewiß ist die Staatsgesellschaft nicht kompetent zu einem Erkenntnisse, welches die Freiheit eines Individuums gänzlich vernichtet, so wie sie auch die Competenz nicht besitzt, die unaustilgbare Charakteristik der Person zu verläugnen!

Ueberdies muß wohl bedacht werden, zu welch hohem Betrage sich die Verpflegungskosten eines Eingekerkerten erheben! Verdient am Ende wohl der Vatermörder, der Hochverräther die Tausende, welche blos zu dem Zwecke vergeudet werden, um ihn für die sociale Sicherheit unschädlich zu machen? Vom Standpunkte der politischen Oekonomie läßt sich jedenfalls eine solche Auslage nur schwer entschuldigen!

Verletzt irgend ein Mitglied einer Gemeinschaft die Grundbestimmungen derselben, so wird er von derselben ausgeschlossen, da die Verpflichtungen gegen ihn sich dadurch gelöst haben; ebenso muß das Band mit Denjenigen zerrissen sein, welche die Lebensbedingungen des socialen Staatsvertrages verletzt haben. In mehren Staaten ist für dieses Verbrechen die Verbannung oder Deportazion verhängt, und wer weiß, ob dies nicht die geeignetste Maßregel wäre, um den fraglichen Zweck zu erreichen, insbesondere wenn man bedenkt, daß die Kosten ohne Zweifel sich sehr durch den Umstand verringern würden, daß denn doch Manche der Verurtheilten eigenes Vermögen besitzen.

Für diese mildere Maßregel spricht auch nicht wenig die Rücksicht, daß in letzter Auflösung beinahe keineswegs, wie mitunter behauptet werden will, eine angeborne Neigung zum Bösen die Mutter der Verbrechen ist, oder etwa eine kronologische Disposition, wie Gall sie angenommen wissen wollte, sondern daß die Hauptquelle aller Uebelthaten in vernachläßigter Erziehung liegt, daß folglich im Grunde der Staat erst dann das Strafrecht füglich beanspruchen kann, wenn er die Pflicht der öffentlichen Erziehung im vollen Maße erfüllt hat.

In dieser Hinsicht ist es zuverläßig ein Grundrecht des Staates, zu verlangen, daß Jeder sich sein Brod durch Arbeit verschaffe, und es ist insbesondere eine ausgesprochene Pflicht der Gemeinde, ihn erforderlichenfalls darüber zu belehren, ihn zur Arbeit anzuhalten. Diese doppelte Tendenz muß auch absolut den Instituten der Zwangsarbeitshäuser zur Basis dienen! —

Doch, um wieder auf die Todesstrafe zu kommen, so wird immer eben so viel zu Gunsten ihrer Aufhebung, als ihrer Beibehaltung sprechen. — Daß ihre Vollstreckung als abschreckendes Mittel (Exemplifikation) nicht ausreiche, dürfte so ziemlich als nachgewiesen dastehen; denn leider ist es nur zu bekannt, daß während der Exekution und auf dem Richtplatze selbst in der Regel Dieberrien und andere Verbrechen in Menge vorzufallen pflegen, ja, wir haben ein noch nicht altes Beispiel, wo am Vormittage der Hinrichtung eines Mörders eben wieder ein Mord begangen wurde. Was Zeillee u. A. von dem Kitzel sagen, welcher mit gewissen Hinrichtungs-Arten verbunden ist, so wollen wir die Richtigkeit der dießfälligen Angaben dahingestellt sein lassen; durchaus aber können wir uns — insofern schon die Todesstrafe für gewisse Unthaten nicht wohl zu beseitigen sein dürfte — mit der Methode des Vollzuges durch den Strang nicht befreunden, wo das Ebenbild Gottes gleich einem Hunde abgewürgt wird. Ueberhaupt dürfte unseres Bedünkens der Mensch nicht Hand an den Menschen legen, sondern es müßte die todte, fühllose Maschine das traurige Werk verrichten, weil am Ende mehr oder minder stets Makel des Mordes an dem Urtheils-Vollstrecker klebt, und sich unwillkürlich der Gedanke von selbst aufdringt: Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden!

Ebensowenig will uns die Oeffentlichkeit der Exekutionen einleuchten. Wenn der Verurtheilte in auffallendem Trauerzuge zum Tode geführt wird, erwächst ihm eine Art von unseliger Celebrität oder doch von Bedeutsamkeit, welche für beschränkte Intelligenzen leicht eine ganz andere als perhorrescirende Wirkung hervorbringen könnte. Wenn dagegen die Stunde der Hinrichtung vorher bekannt gemacht und am Richthause die Vorbereitungen mit schweigsamer Düsterkeit zur Schau getragen würden, wenn z. B. ein dumpfer Glockenschlag den Moment bezeichnet, wo im Innern des Gebäudes der Akt seinen Anfang hätte, Waffengerassel erschallte, leises Beten nach Außen klänge und endlich ein unheimlicher Schlag oder Fall den Augenblick des Hinganges jenes Unglücklichen zum ewigen Gericht markirte — wer weiß ob das Geheimnißvolle, Unheimliche, Grauenerregende dieser Prozedur nicht von tieferem Eindruck auf die Außenharrenden wäre, ob sie nicht mit eingehaltenem Athem die Vorgänge im Innern des Gebäudes verfolgen erschüttert in die Knie sinkete und am Ende, mit heilsamen Gedanken erfüllt, von dannen gehen würde! Das Resultat möge vor der Hand jedenfalls unentschieden bleiben; allein es laßen sich viele und bedeutsame Folgerungen an das Vorstehende knüpfen!

Eines dürfte indessen unter allen Verhältnissen zu ändern sein, und das ist die grausame Uebung, wornach kein Justifizirter in geweihter Erde beigesetzt werden darf. Das heißt die Rache über das Grab hinaus fortsetzen und noch auf dem Hügel eines Unglücklichen, welcher seine Schuld mit dem Leben abgebüßt hat, die Flagge der Schmach, das Brandmal des Fluches aufpflanzen, es heißt dem Richterspruche des Ewigen vorgreifen, welcher nicht gestattet, daß, wenn der Leib getödtet wurde, auch noch die Seele getödtet werde. Im Momente des Todes versöhnt sich wohl Jeder mit seinem Schöpfer und glaubt an ihn, und für diesen großen Augenblick ist das herrliche Wort geschrieben:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben! Wer an mich glaubt wird leben, und wenn er auch gestorben wäre!“

Am schönsten freilich wär' es, wenn Religion und Gesittung schon so tief im Herzen der Menschheit wurzelten, daß der Staat gar keine Straf-

gesetze bedürfte und der Tod nur auf dem allgemeinen Ruf der Auflösung erfolgte, als der Uebergang von diesem Leben zu einem besseren!

Der Wüstling.

Novelle von Friedrich Dornau.

(Fortsetzung.)

Sie war nun 24 Jahre alt, und stand in vollkommenster körperlicher Entwicklung, ihre Gesichtszüge hatten sich zur höchsten Selbstständigkeit ausgebildet, Gram, Kampf und Schmerz waren darin ausgeprägt; aber dieses Gepräge hatte kein Merkmal des Leidenschaftlichen mehr an sich, es war Ruhe — Ernst — Ergebung im schönsten Ebenmaße darin abgespiegelt.

Der Glanz der Jugend war verschwunden; aber der Gehalt einer edlen Seele gab der ganzen Gestalt etwas höher Interessantes und Anziehendes.

Diese durch eig'ne Kraft errung'ne Seelenruhe wurde aber plötzlich durch einen Brief Ernst's auf eine erschütternde Art gestört.

Dieser Brief rief Helene an sein Sterbebette als einen Trostesengel, ohne dessen Anblick und Zuspruch er die bittern Leiden des Abschieds von dieser Welt, in welcher er den Gedanken an sie als den bittersten Vorwurf zurücklasse, nicht zu ertragen vermöge.

Wie hätte Helene schwanken können? Sie reiste noch in derselben Stunde im Geleite ihrer Tante ab, und stand am Morgen des nächsten Tages am Krankenbette Ernst's. Ihrer liebreichen Zusprache und Sorgfalt und Pflege, die sie mit ihrer Tante dem Kranken widmete, gelang es, sein Gemüth allmählig zu beruhigen, und den Bemühungen des Arztes einen, dem Anscheine nach glücklichen Erfolg zu verschaffen. Dessenungeachtet erklärte der Arzt, daß das Leiden, welches in der Wirbelsäule seinen Sitz habe, nur beschwichtigt sei, sich zuverläßig wieder erneuern werde und dann ein Sieg darüber nicht mehr in der Macht der ärztlichen Kunst stehe.

Ernst aber schien dem neu gewonnenen Leben mit umgewandelter Seele entgegenzugehen, er kannte keine andere Freude als die der stillen Häuslichkeit an der Seite Helenens und ihrer Tante, er schien tief sein vergangenes leichtsinniges und gewissenloses Leben und Treiben zu bereuen, und wenn er es auch nicht wagte, Helenen den bestimmten Antrag zu machen, ihrem Kinde einen gesetzlichen Vater zu geben, so ließ er es sie doch in jeder wärmer bewegten Stunde als seinen heißesten Wunsch, als das noch einzig mögliche Glück seines zerstörten Lebens erkennen.

In der Stunde des Abschieds endlich, als Helene mit ihrer Tante in ihr Still-Leben zurückkehren wollte, und der Eindruck jedem der beiden jungen Herzen das Ueberschwängliche seiner Gefühle enthüllte, geschah es ohne Vorbereitung und Absicht mit Einem Male — wie durch ein Gebot der Natur — daß sich die Hände zum ewigen Bunde verschlangen, wie sich die Herzen bereits wieder gefunden und verstanden hatten.

Wohl durchzuckte Helenes Seele in der ersten Stunde der Besonnenheit ein tief banges Gefühl, wenn sie auf Ernst's bisheriges Leben und auf seinen Stand zurückblickte; aber der Gedanke, ihrem Kinde einen Vater zu geben, das Gemüth eines schwer Verirrten, wo möglich für den besseren Gehalt des Daseins wiederzugewinnen, und die Erklärung des Arztes, daß Ernst den Keim eines nahen Todes in sich trage, und nur Ruhe des Gemüths und ein stilles Familienleben sein Dasein zu verlängern im Stande sei, erhoben sie schnell über jede Bedenklichkeit, und sie erblickte die Erfüllung eines höheren Pflichtgebots in dem beschloß'nen Bunde.

Die Genesung ging, nachdem die eheliche Verbindung vollzogen, und das Gemüth des Kranken beruhigt war, schnell und in einer Weise von Statten, daß der Arzt selbst gestehen mußte, daß er sich geirrt habe, und daß eine vollkommene Herstellung der früheren Gesundheit und Kraft des jungen Mannes nicht unmöglich sei.

Doch schien die Nachwirkung der Krankheit eine länger dauernde werden zu wollen, und mit dem Eintreten einer entschiedenen Besserung in dem körperlichen Zustande ließen sich auffallendere Schwankungen in der Gemüthsstimmung des Kranken bemerken. So lange er noch an das Bett gefesselt war, so lange die körperlichen Leiden und Beschwerden noch eine besondere unausgesetzte Pflege und Nachhilfe nothwendig machten, war er sanft, geduldig, verklärt durch Liebe und Dankbarkeit, und nahm jedes neue Zeichen der edlen uneigennützigen Hingebung Helenens mit wahrer Rührung auf. Als nun aber die körperlichen Leiden schwiegen, und auf die ungewöhnliche Steigerung des Gefühlslebens, welche das Wiederfinden Helenens bei ihm hervorgebracht hatte, eine allmählige Herabspannung folgte, erschienen die Liebeszeichen, die er ihr spendete, nur mehr wie Aufwallungen des Augenblicks, wie Ueberraschungen eines auflodernden Gefühls, während er meistens in Nachdenken versunken, verstimmt, selbst launisch war.

Da Helene nun auch mehr Muße hatte, ihre neue Lebenslage in's Auge zu fassen, so betrachtete sie nicht ohne Kummer und Bangigkeit diese unerwartete Wendung der Dinge. Wenn ihre nie ganz verglommene erste Liebe nun durch so viele außerordentliche Beziehungen neu geweckt worden war, ja wenn schon ihr warmes Menschenherz allein an der Wiederherstellung des geliebten Gatten die höchste Freude empfinden mußte, so war doch ihre eheliche Verbindung nicht ohne Hinblick auf den hilflos erkannten Zustand des Verlobten geschlossen worden, und ihr hochgesinnter Geist eben so wenig als ihr Zartgefühl und ihr feiner Lebenstakt würden es im entgegengesetzten Falle zugegeben haben, in eine Verbindung zu treten, deren Folgen für ihr und ihres Gatten Glück offenbar so unsicher waren.

Nach dem was sie erfahren und gelitten, bei der höheren Richtung, die ihr Geist genommen hatte, würde sie sich kaum entschlossen haben, die Region irdischer Hoheit zu betreten, und ein sicheres ideales Gut, den innern Lohn einer edlen Berufserfüllung, gegen ein schwankendes Lebensglück einzutauschen; ja selbst die Rücksichten für das Loos ihres geliebten Kindes würden sie kaum vermocht haben, dem durch eine schwere Krankheit und Seelenverstimmung geleiteten Treiben des vornehmen Mannes ihre eheliche Erhebung an seine Seite zu verdanken.

Nun hatte das Geschick alles anders gefügt, als sie zu berechnen vermocht hatte, und sie sah sich durch unauflösliche Bande an denjenigen geknüpft, der sie damals verlassen hatte, als sie noch in der schönsten Blüte der Jugend stand, und ihm alle Reize einer zart verhüllten Jungfräulichkeit zum Liebesopfer bringen konnte.

Mußte sie nicht erwarten, daß nun, sobald er die volle Gesundheit wiedererlangt haben würde, der ganze frühere Mensch an's Tageslicht treten werde? Konnte sie sich die Macht zutrauen, ihn nun zu fesseln, nachdem der Gram ihrem Körper frühzeitig den Reiz und die Frische der Jugend genommen hatte?

Helene glaubte schon jetzt diesen früheren Menschen von Tag zu Tag deutlicher durch das Benehmen ihres Gatten durchblicken zu sehen, und sie verbrachte manche halbe Nacht schlaflos in dem Gedanken über die neue große Aufgabe, die sie zu lösen habe, wenn ihre bösen Vorahnungen in Erfüllung gehen sollten.

Sie erkannte es als ihre Pflicht, der veränderten Stimmung, den wiederaufwachenden Lebensneigungen ihres Gatten mit aufmerksamer Liebe entgegenzukommen, und alles aufzubieten, um ihn an sie zu fesseln, und ihm die enge eheliche Gemeinschaft und Häuslichkeit so anziehend zu machen, daß die früheren Strebungen und Pläne seiner Jugend nicht so schnell wieder zurückkehren, und ihre Rechte geltend machen könnten. Sie verwendete daher auch von nun an eine größere Sorgfalt auf ihren Anzug, und suchte die Vorzüge ihrer wahrhaft schönen Gestalt möglichst geltend zu machen; sie hielt ihren Gedanken alles was zur Heiterkeit stimmen konnte, so nahe als möglich, und die Freundlichkeit, die aus ihren Augen strahlte, die holdselige Liebe, die um ihre Lippen spielte, verschönte und verjüngte ihr sinniges ausdrucksvolles Gesicht; sie suchte früh erlangte Geschicklichkeiten, die sie in ihrer Berufsthätigkeit ganz aufgegeben hatte, neu zu beleben; und saß oft unerwartet am Klaviere, um ihrem Gatten eine einsame Stunde mit dem Vortrage eines seiner Lieblingsstücke zu verkürzen; sie wußte die Bibliothek desselben mit solchen neuen Erscheinungen der Literatur zu bereichern, die seinen geistigen Bedürfnißen angemessen waren, und machte zur rechten Zeit ihre Gabe des Vortrags als Vorleserin geltend, überhaupt wußte sie mit jenem sicheren Gefühle, das ihr angeboren war, alle Vorgänge und Wandlungen im Gefühlsleben ihres Gatten zu belauschen, und jeden Drang seiner noch zwischen dem Ehedem und Jetzt schwankenden Seele im ewigen Wechsel seiner krankhaft gereizten Stimmung zu erkennen. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Pariser Skizzen.

II.

Das niedere Volk.

(Schluß.)

Die Prés-Saint-Gervais sind der Vorplatz des Bois de Romainville. Dieses Gehölz hat einen kleinen Umfang und würde kaum zu einem adligen Park hinreichen: aber wie manche Abenteuer hat es anspinnen und endigen gesehen, wie manche Stunden der ungetrübten Lust und Freude, wie manche ländliche Mahlzeiten auf dem Grase und Alles, was sich in Folge derselben zuträgt, hat es mit seinen Schatten zugedeckt. Das Gehölz von Romainville ist das Gehölz des Volkes; — nirgends eine Spur von breiten, prächtigen Alleen, kaum findet man gangbare Fußsteige, man muß sich solche erst selbst bahnen und dabei watet man bis an die Knöchel im Sande. Im Bois de Romainville ist der Arbeiter der Vorstadt so recht eigentlich zu Hause; die Grisette vom Carré-Saint-Martin ist hier heimisch und hauset hier ungestört; Romainville ist beider Eigenthum und Privatdomäne; sie machen dort, was sie wollen; das geht Niemanden etwas an und Keiner hat das Recht, darüber böse zu werden oder gar es unanständig zu finden. Das weiß auch der Flurschütz, der zugleich Wächter des öffentlichen Anstands in diesen Gegenden ist; er läßt den Herrn und die Herrin dieses Gehölzes nach Belieben darin schalten und walten. Darum ertönt auch jeden Sonntag der Wald von den Couplets einzelner, zerstreuter Liebespaare, unter denen etwa folgende auch die anständigsten sein mögen:

Qu'on est heureux
Qu'on est joyeux
Tranquille
A Romainville!
Ces bois charmans
Pour les amans
Offrent mille agrémens.
Oui, tant qu'à Romainville
Deux à deux on ira,
Le monde si fragile
Jamais ne finira, etc. etc.

Die Prés-Saint-Gervais und das Gehölz von Romainville sind der Tuileriengarten und das Boulogner Gehölz des Volks, das Stelldichein der massiven Freude, des Witzes und der Lust im Lapidarstyle, des Weins und der Liebe zu 8 Sous das Litre. Man geht dahin zu Fuß, man spaziert dort zu Fuß unter jener verkrüppelten, aber doch lebhaften Vegetation der grünen Roßkastanienbäume und geht zu Fuß wieder fort, die Einen in aufrechter gerader Haltung, die Andern im Zickzack einherwankend, und diese Andern sind in der Regel zahlreich. Bei'm Hingehen nach Romainville herrscht allgemeiner Jubel; die Freude führt den Reigen; die Heimkehr ist jedoch nicht immer frei von Trübsal und Bitterkeit. Die Spaziergänger sind müde und ihr Geldbeutel ist leer geworden; das Verdienst der vergangenen Woche ist aufgezehrt und nun erscheint das Gespenst des Montags in seiner ganzen Schrecklichkeit. Schweigend und in sich gekehrt tritt man den Rückweg an; unterwegs läßt man von Zeit zu Zeit ein bitteres Wort fallen, nimmt eine mürrische Stimmung an, bis endlich der Streit offen ausbricht. Wenn der Arbeiter die Parthie mit seiner Familie gemacht hat, so siehet man zuerst den Ehemann sich von dem Arm seiner Gattin losmachen, die Schritte verdoppeln und dabei immer abgebrochene Schmähreden vor sich hinmurmeln, denen die andere Ehehälfte in demselben Tone zu erwiedern nicht unterläßt; die Kinder, — wenn welche vorhanden sind, — setzen zwischen diesem Kreuzfeuer des ehelichen schweren Geschützes ihren Weg ruhig fort. Wenn aber der Ouvrier seine Geliebte (Grisette) auf's Land geführt und die Kirche ihren Segen über das Ehepaar noch nicht gesprochen hat, so ist der Bruch schleuniger, entschiedener und in diesem Falle ergreift das schöne Geschlecht als der schwächste Theil die Initiative. In der legitimen Ehe ist der Mann Herr und sein Wille gilt als Norm; in der wilden Ehe dagegen herrscht die Frau, welche, wenn ihre Souveränität bestritten wird, um so williger die Fahne des Aufruhrs aufpflanzt, weil sie bei der Emeute nur zu gewinnen hofft. Einerseits befreit dieser Aufstand den Mann von dem Joche, welches das Gesetz und die Convention ihm auferlegt und versetzt ihn wieder in den unabhängigen Junggesellenstand zurück; andrerseits erlangt aber auch dadurch das junge Mädchen den völligen ungetheilten Besitz ihres Selbst wieder, und schmeichelt sich nun mit der Hoffnung, ein zweites oder drittes Mal erobert zu werden. Laissez moi, Monsieur, ruft bei vorkommenden Zänkereien auf dem Heimwege die Grisette: c'est trop fort . . . c'est indigne . . . Bei diesen Worten trennt sie sich unmittelbar von ihrem Begleiter und geht so schnell voraus, als es nur ihre vom Gehen und Tanzen ermüdeten Beine erlauben, zählt aber auch nach dieser Kriegserklärung immer noch darauf, daß der andere kriegführende Theil kapituliren, gleich darauf um Friede und Versöhnung bitten und sie am Ende doch nicht so ganz allein in ihre Mansarde hinaufsteigen lassen werde.

Die Promenaden nach Romainville und den umliegenden Ortschaften nehmen auch sonst noch mitunter ein trauriges, ärgerliches Ende, wenn nämlich sich der Himmel darein mischt, wenn gegen Abend funkelnde Blitze die Luft durchzucken, wenn der Donner grollt und der Platzregen in Strömen herabgießt. Dann schwillt der Rinnstein von Belleville zu einem schäumenden Gießbach an, der wild die Höhe hinabstürzt, die Hauben und Halstücher lassen betrübt die Spitzen herunterhängen und der naßgetränkte Kattun legt sich fest um die Formen des Körpers und drückt nicht selten die edelsten Hüften ab. Wenn man dann die überraschten Spaziergänger hastig zurückeilen und durch Belleville nach dem Faubourg du Temple zustürmen siehet, und die groben Verwünschungen und grotesken Jammersprüche der Fliehenden hört; — hat man das leibhaftige Bild einer bürgerlichen Niederlage und Flucht, wobei Gepäck und Bagage völlig verloren gehen.

An denselben Orten, wovon wir so eben gesprochen, lieferte das französische Heer im Jahre 1814 einen letzten vergeblichen Kampf gegen die Verbündeten; Russen und Preußen bivouakirten damals in diesen Dörfern und Weilern; Leichen und zertrümmerte Pulverwägen lagen in den Straßen und die von den Haubitzen und Granaten zu Grunde gebrannten Häuser dampften noch, als die schreckliche Kanonade schon längst aufgehört und ein düstres, stilles Schweigen eingetreten war. Belleville, Menilmontant, Saint-Chaumont u. s. f., waren die Zeugen der letzten Anstrengungen eines Kampfes, in dem es sich um die Thore der französischen Hauptstadt handelte. Am Tage nach der Schlacht auf diesen Höhen ließen der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen ihre Truppen vor der Vendomesäule vorbeidefiliren, im Angesichte des Löwen, der sie so lange erzittern gemacht. Einige Tage später bedeckten sich die Hügel von Belleville, Menilmontant, Saint-Chaumont mit zahlreichen Spaziergängern, welche theils die Neugierde, theils der Schmerz hinausgetrieben haben mochte; bald erschien der Frühling wieder und bekleidete mit neuem Grün die Fluren und Wälder, die Blumen erblüheten wieder; fröhliche Festgelage begannen auf's Neue, der Tanz und die Liebe kehrten in diesem Orte zurück und belebten auf's Frische dieselbe Erde, denselben Rain, welcher kaum die Ueberreste der gebliebenen Sieger und Besiegten bedeckte. So ist Paris, so ist die Welt!

Das Gehölz von Romainville gehört ausschließlich dem Volke, wie das Gehölz von Boulogne der hohen Finanz und neuern Aristokratie, aber das Volk von Paris ist durchaus nicht auf die einzige Promenade beschränkt; sein sind erstlich alle Barrièren, 38 an der Zahl, von welchen eine Kneipe an die andere, ein Marchand de vin an den andern sich reihet; sein sind ferner die Ufer des Ourcqkanals und des Saint-Deniskanals, wo es sich mit Fischangeln und anderm Zeitvertreib unterhalten kann; sein ist der Montmartre, von wo es den Blick über ganz Paris hinschweifen lassen kan ; sein ist endlich Alles, was ihm beliebt, auf beiden Ufern der Seine.

Wien.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor.

Donnerstag, den 25. Jänner zum 1. Male: „Die Krondiamanten." Oper in 3 Akten von Scribe und St. Georgr, Musik von Auber.

Wenn ich den Satz aufstelle, es ist in den Krondiamanten keine gute Musik überhaupt, jedenfalls aber gute Auber'sche Musik zu hören, so wird mich Jedermann leicht verstehen, wenn ich dazu sage, daß das Werk von Walzern, Galopps, Quadrilles, Boleros, Cachuchas, Menuets, Sarabanden ꝛc. ꝛc. nur wimmelt, und da jedes dieser Motive für sich allein genommen, effektvoll und melodiens anzuhören ist, so muß man Auber Recht geben, daß er im Styl und Form nicht aus sich selbst heraus treten wollte (wie z. B. der Part do diable und Haidee, als in der Art gänzlich verunglückte Versuche dastehen), sondern der leibhafte Tanzmusikkompronist Auber geblieben ist. Uebrigens kannte man beinahe alle Motive der Oper, und sie klang nicht als neu, sondern wie eine Wiederholung! Der Schlüssel zu diesem Räthsel liegt in Joh. Strauß's Quadrillen, der beinahe die ganze Oper geplündert und deren Motive dem Publikum mundgerecht gemacht hat. Die Darstellung derselben war im Anfange von Seite des Fräuleins Wildauer eine furchtsame, forcirte, als es aber einige Beifallssalven geregnet hatte, war die Angst wie weggeblasen, die Stimme und die Kunstfertigkeiten des Frln. Wildauer traten freier hervor und schöne, wie zarte Nüancirungen begannen sich zu entwickeln. Die Arie im 3. Akte, ihr Glanzpunkt, ist entweder ein altes Musikstück von Auber, (ich vermuthe aus dem Pferd von Erz, seiner Zeit herrlich von Frln. Löwe gesungen), oder wenigstens durch den Vortrag von mehreren Sängerinnen, längst gekannt. Kurz, die Oper kam mir vor, wie eine Assemblee, bei welcher man eine Menge längst gekannter und fast vergessener Freunde und Bekannte wieder sieht. Frl. Riese sang die Diana sehr schön, Hr. Reichhart hingegen sang so gut, und spielte so schlecht er nur konnte. Auch die Herren Brandes, Hölzl, Just ꝛc. bemühten sich sichtlich, das Ensemble so viel wie möglich abzurunden. Die ganze Mise en scene präsentirte sich als höchst gelungen. Das Haus war übervoll. —l—

Wiener Signale.

Die erste Abstimmung der deutschen Reichsversammlung in der ersten Bera-

stimmung der Oberhauptsfrage ist erfolgt. Sie ist mit einer Mehrheit von 47 Stimmen für Uebertragung der Würde des Reichsoberhauptes an einen regierenden deutschen Fürsten ausgefallen.

Es ist in Stuttgart ein Protest gegen den Plan, Oesterreich zu Gunsten Preußens aus dem neuen deutschen Reiche hinauszudrängen, in Umlauf gesetzt. Die betreffende Adresse an die Reichsversammlung trägt die Namen von Mitgliedern unserer zweiten Kammer an ihrer Spitze.

Am 14. Jan. fand in Ehingen eine ziemlich stark besuchte Bürgerversammlung auf dem Rathhause statt, in welcher fast sämmtliche Anwesende in einer nach Frankfurt an unsern Abgeordneten zu sendenden Adresse durch Namensunterschrift ihren Wunsch dahin aussprachen, daß an die Spitze des einigen Deutschlands der Kaiser von Oesterreich gestellt werden möge.

Es heißt, man spreche in gut unterrichteten Kreisen ziemlich lebhaft davon, daß der österreichische Hof mit jenem zu Neapel die diplomatischen Verbindungen wieder anzuknüpfen gedenke. Abgesehen von der politischen Wesenheit eines solchen Ereignisses dürfte die österreichische Industrie und Handelswelt in der Wiedereröffnung ihres Verkehres nach dem Königreiche Sicilien nur die Erfüllung sehnlich gehegter Wünsche erblicken.

Dr. Schütte, der bekannte Abenteurer, der bald radikal, bald konservativ, bald reaktionär, bald wieder republikanisch und demokratisch, dabei aber ein sehr geistreicher, junger Mensch ist, dem nur zufällig das Nothwendigste, das ist politischer Charakter fehlt, sitzt wohlbehalten in Breslau, und soll unbefangenen Breslauern, die ihn nicht kennen, von seinem Tode erzählen. Der junge Mann glaubt wahrscheinlich, daß durch den Tod seine Figur noch interessanter wird. Auch sprechen böse Zungen, daß er nach Oesterreich mit hochgestellten Personen Korrespondenzen führe. Vielleicht auch eine Lüge, um noch interessanter zu werden!

Der rasende Sturmwind, der diese Woche so vielen Schaden verursachte, trug auch die Schuld, daß die zu einem wohlthätigen Zwecke veranstaltete Volksbelustigung im Elisium nicht so zahlreich besucht werden konnte, als es bei günstigerem Wetter der Fall gewesen wäre; trotzdem war Hr. Damm im Stande, die erzielte Summe von 200 fl. CM. abzuliefern, zu welcher Se. Excellenz der Hr. Gouverneur von Wien großmüthig 100 fl. CM. beifügten, womit 300 fl. CM. für die durch Ueberschwemmung Verunglückten abgeführt werden konnten.

Eine nicht unbedeutende Anzahl Wiener Liberaler spricht sich für ein preußisches deutsches Kaiserthum aus. Sie wollen dadurch die Slaven in Oesterreich für die Volkspartei gut stimmen. Uns scheint es von vornehinein eine Verläumdung gewesen zu sein, wenn man die Slaven der Freiheit abhold schilderte. —

Neueste Nachrichten widersprechen dem Gerüchte, daß sich Marschall Radetzky mit dem Gros seiner Armee nach Brescia gezogen haben soll. —

Der Belagerungszustand soll bis 15. Mai dauern, an welchem Tage die konstituirende Reichsversammlung in Wien einberufen werden soll. —

Herr Eitelberger, ehemaliger Redakteur der Wienerzeitung, soll die Lehrkanzel für Aesthetik an der Wiener Universität erhalten haben. Wir wünschen, daß er hier mehr entspricht, als er durch seine Redaktionsführung entsprochen hat. —

Es wurden wieder drei Theilnehmer am Oktoberaufstande zu Kerker und Schanzarbeit verurtheilt. Sie trugen unbekannte Namen, und gehören der kleineren Gewerbsklasse an. —

Provinz-Signale.

Venedig wird ehestens mit Bomben beschossen werden, die mittelst Luftballonen über die Stadt getragen werden sollen. In Treviso sind bereits 8 solche Luftballonen fertig, sie werden ehestens mit Gas gefüllt zur Belagerungsarmee geführt werden; sie sollen an Drahtzügen aufsteigen, damit sie nach der Operation wieder zurückgezogen werden können; die Bomben können dann mittelst einer Verrichtung zu beliebiger Zeit vom Ballone losgelassen werden. Das Zweifelhafte an der Sache ist, daß ihre Entzündung durch Auffallen an die Kapsel bewirkt wird, daher der Erfolg ein unsicherer ist, wobei nicht zu übersehen ist, daß bei völligem Mißlingen nichts als eine Lächerlichkeit erzielt würde. Da jetzt Versuche über der Piava damit gemacht werden, so steht zu erwarten, daß nur, wenn diese günstig ausfallen, diese Vorbereitungen vor Venedig in Anordnung kommen.

Aus der Zeit.

Literarische Miszellen aus London. Von Boz's (Dickens) neuestem Weihnachtsbuche wurden am ersten Tage des Erscheines 18,000 Exemplare verkauft; ebenso war Macauleys History of England, in einer Auflage von 3000 Ex. gedruckt, in den ersten zehn Tagen vergriffen, und von der am 5. d. M. erschienenen, zweiten Auflage waren alle Exemplare vorher subscribirt. Das Haus Simpkin & Comp. nahm 550 Ex., obgleich der Ladenpreis 18 fl. CM. für die beiden Bände beträgt. Der Verfasser hat sein Verlagsrecht an Longmann & Comp. auf 10 Jahre verkauft, für eine Rente von 6000 fl. CM. jährlich.

Neue gemeinnützige Erfindungen.

Wer hätte geglaubt, als die Schießbaumwolle erfunden war und die Erde fürchten mußte, durch dieses schreckliche Mittel in die Luft gesprengt zu werden, daß man nach wenigen Monaten in eben dieser Schießbaumwolle das beste Heilmittel für alle Wunden finden würde! und doch ist es so. Diese Baumwolle bildet, in Aether aufgelöst und auf die ärgste Schnittwunde gelegt, eine dicht anhängende wohlthätige Bedeckung, welche nicht nur die Wunde besser schützt als irgend ein Verband, sondern auch die Heilung auf das Wunderbarste beschleunigt. Nach der Heilung läßt sie sich ganz leicht abnehmen. Der Entdecker der Betäubungskraft des Chloroforms, Dr. Simson in Edinburg, benutzt in ähnlicher Weise Chloroform und Gutta Percha, den bekannten Stoff, der wie es scheint zu Allem gebraucht werden kann. Die Mischung hat etwa die Dicke flüssigen Honigs, wird in einer Flasche aufbewahrt und daraus auf die Wunde gegossen. Der Chloroform verflüchtet sich sofort, die Gutta Percha aber bleibt als eine schmiegsame zweite Haut über dem verletzten Theil zurück, Wochen lang wenn es nöthig ist, ohne daß ein neuer Verband angelegt zu werden braucht, bis man sie ganz abnehmen kann. Wenn wir bedenken, wie vielen Menschen dadurch Schmerz erspart werden wird, wie sehr viele chirurgische Operationen vereinfacht werden können, so dürfen wir diese beiden neuen Erfindungen gewiß zu den wohlthätigsten rechnen, die in der neuesten Zeit gemacht worden sind.

Konversationssaal.

In einer geringen Entfernung von Albon liegen die Ruinen des durch die Legende und Geschichte berühmten Schlosses Mantailles. Hier verlegt die Volkssage die Residenz des berüchtigten Weibermörders Blaubart und noch zeigt man den Reisenden die Stelle, wo sich das furchtbare Mordgemach befand, und einen mit Blut befleckten Stein, auf den das goldne Schlüsselchen fiel und einen unauslöschbaren Blutflecken erhielt, ebenso den Ort, wo der Wütherich durch die beiden Brüder seiner siebenten Frau getödet wurde. Noch jetzt sind die Ruinen des Schlosses von Mantailles das Hauptquartier und der Lustort aller Hexereien, Zauberer, Gespenster und Kobolde der ganzen Umgegend, die Jahrhunderte ihr teuflisches Wesen hier trieben. Wehe dem armen Bauern, der sich in einer Sonnabendnacht hierher verirrt, fürchterliche unglaubliche Dinge bekommt er hier zu sehen und zu hören, Dinge aus der andern Welt, die dem nahen Tod vorangehen und ihn vorhersagen. Jeden Samstag um Mitternacht vernimmt man schon in weiter Entfernung einen schrecklichen Lärm und kreischende Weiberstimmen und Stiergebrüll: es sind die Hexen, die auf diesem französischen Blocksberg den Sabbath mit ihrem diabolischen Liebhaber feiern und die Runde auf dem Berg tanzen. Aber jede andere Nacht um die dritte Stunde hört man, wenn man ein aufmerksames Ohr leiht, eine sanfte Stimme, die da schluchzend spricht:

Schwester Annchen, siehst du noch nichts?
Nichts als das grüne Gras und Sonnenstaub.
Schwester Annchen, siehst du noch immer nichts kommen?
Nichts als grünes Gras und Sonnenstaub.
Schwester Annchen, noch nichts?
Ich sehe zwischen dem Sonnenstaub zwei nackte Schwerter blitzen.
Und höre auf dem grünen Gras das Getrappel zwei gallopirender Pferde.

Amüsantes.

In Paris fand eine kleine Streitigkeit an der Börse zwischen einem Marquis und einem Baron v. R statt. Marquis: (sich in die Brust werfend) „Sie müssen wissen, Herr, daß ich ein Mann von Qualität bin.“ Baron v. R.: „Was verschlägt mir das, ich bin ein Mann von Quantität.“

Auf dem * * * Hoftheater ereignete sich kürzlich Folgendes: Eine unbeliebte Schauspielerin war in einem Lustspiele beschäftigt: sie hatte einen Monolog zu sprechen. Kaum hatte sie die fünf ersten Worte hergesagt, so ertönte von der letzten Gallerie eine tiefe Stimme, welche rief: „Halten Sie das Maul, oder ich rufe die Polizei!“ Diese Worte galten einem schwatzhaften Nachbar, erregten aber als unfreiwillige und doch treffenden Kritik ein unauslöschliches Gelächter.

Modebild Nr. 2.

(Toilette von F. Behlinger am Kohlmarkt Nr. 1030.)

Die Wiener-Zeitschrift erscheint wöchentlich 5 Mal vom Dienstag bis Samstag — in vergrößertem Format und bei bedeutender Preisermäßigung, nämlich: statt bisher für Wien mit Kupf. ganzj. 24 fl. und 14 fl. CM. halbj. 7 fl., viertelj. 3 fl. 40 kr. CM. Ohne Kupf. (nur für den hies. Platz:) ganzj. 10 fl. halbj. 5 fl., viertelj. 2 fl. 30 kr CM. Für Auswärtige mit freier Postzusendung ganzj. statt 26 fl. 48 kr. nur 16 fl. 48 kr. halbj. 8 fl. 24 kr., viertelj. 4 fl. 30 kr. CM. Für das Ausland besorgt die Versendung die Buchhandlung Gerold & Sohn für den jährl. Preis von nur 11 Thaler 12 Grosch. sächsisch.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Dienstag den 30. Jänner 1849. | № 21. | Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Die Eimer steigen auf und nieder,
Das ist das Leben und sein Spiel!

Von Johannes Nordmann.

Was heute reich geschmückt, ist morgen
Des Schmucks beraubt mit Einem Schlag,
Du jubelst heute noch, und Sorgen
Belasten Dich am nächsten Tag.
Willst Du verzagend deshalb klagen,
Und nicht den letzten Einsatz wagen?
Was heute morsch vom Baume fiel,
Erblüht am Morgen duftend wieder —
Die Eimer steigen auf und nieder,
Das ist das Leben und sein Spiel!

Der trug auf seinem Haupt die Krone,
Jetzt streckt er bettelnd aus die Hand,
Und den Ihr erst verfolgt mit Hohne,
Beherrscht jetzo Euer Land!
Es lacht der Narr und weint der Weise,
Härmt sich die Jugend, jubeln Greise;
Der stürzt zusammen, fast am Ziel,
Am Eingang kaum singt Jener Lieder —
Die Eimer steigen auf und nieder,
Das ist das Leben und sein Spiel!

Ein Spiel das Leben! — Sei ein Spieler,
Der im Verlust nicht weint und grollt,
Sich fügend Einem Loos so Vieler
Auf's Neue hin der Würfel rollt.
Du hast den Fuß gesetzt ins Leben —
Nun fällst Du — wirst Dich nun erheben —
Verlierst Du viel, so wage viel,
So lange kräftig Deine Glieder —
Die Eimer steigen auf und nieder,
Das ist das Leben und sein Spiel!

Der Wüstling.

Novelle von Friedrich Dorman.

(Fortsetzung).

Helene hatte die Freude, zu sehen, daß ihr schönes Bestreben nicht unbelohnt blieb! Ernst's Stimmung wurde heiterer und gleichförmiger, sein Blick ruhte oft mit höherem Wohlgefallen auf ihr, und das Bewußtsein, durch welch' heilige Bande der Pflicht und Dankbarkeit er an seine Gattin gebunden sei, schien tiefere Wurzeln in seinem Gemüthe zu fassen.

Helene benützte aber auch mit feinem aufmerksamer Sinne all' jene Stunden der Schwäche und Empfindlichkeit, jene kleinen Nachwehen der Krankheit, die das Bedürfniß der Liebe und Theilnahme in der Seele des Menschen erhöhen, um ihrem Gatten den Werth ihres Herzens recht fühlbar zu machen.

Auf diese Art kam der noch in den besten Jahren stehende Freiherr allmählich zu dem Besitze seiner vollen Gesundheit, und nachdem er sich wieder dem Genuße der freien Luft und einer regelmäßigen Bewegung zu Fuß und zu Pferde hingeben konnte, endlich auch zu dem Besitze seiner früheren Kraft und die reiche Welt stand nun noch einmal seinen Sinnen offen, und lud ihn zum Genuße ein, indem er neben den Mitteln auch die Fähigkeit zum Genuße wieder erlangt hatte.

Lassen wir ein Jahr vorübergehen, und sehen wir, wie der Haushalt unseres Paars sich nach Verlauf dieser Zeit gestaltet hat; denn ein Jahr ist hinreichend, um Verhältnisse zu befestigen, umzuwandeln oder zu lösen.

Helene hatte alle Ursache, mit dem Erfolge ihres klugen und liebevollen Benehmens gegen ihren Gatten zufrieden zu sein. Sie lebten auf einem Gute Ernst's in schöner waldreicher Gegend. Der Lebens- und Wirkenstrieb, der in ihm mit der wiedererlangten Kraft sich geltend machte, hatte ihn bisher noch zu keinen Ausschweifungen irgend einer Art verleitet; es genügte ihm die Lust der Jagd, der lebendige Antheil an der Oekonomie, besonders an Bau-Unternehmungen, eine Spazierfahrt mit Gattin und Tochter oder ein einsamer Ritt über das Feld, durch den Wald. Helene war eifrig bemüht, daß ihm keine dieser Vergnügungen verkümmert werde, und sie machte auch den wenigen Gästen, die sich nach und nach aus früherer Bekanntschaft bei ihrem Gatten wieder einfanden, stets ein freundliches Gesicht, wenn sie auch bei diesem und jenem eine Unzartheit des Benehmens zu übersehen hatte, die mehr das verletzte Weib als der beleidigte Stand in ihr empfand.

In der letzteren Zeit war ihr die Leidenschaft aufgefallen, mit welcher ihr Gatte einen Fabriksbau betrieb, der am äußersten Ende seiner umfangreichen Besitzung, vier Stunden vom Schlosse entfernt, am Saume des Waldes ausgeführt wurde.

Beinahe kein Tag verging, wo er nicht Nachsicht pflog, und in der letzten Zeit war er sogar ein Paar Male über Nacht ausgeblieben. Helene bemerkte zwar mit Herzensfreude, daß ihr Gatte in dieser regen Thätigkeit stets heiterer wurde, und daß er seine Aufmerksamkeiten und seine Freundlichkeit gegen sie verdoppelte; allein sie besorgte dennoch, daß diese stete Aufregung, diese leidenschaftliche Hingebung an die Baulust seiner Gesundheit nachtheilig oder auch Veranlassung werden könnte, andere Leidenschaften in seiner Brust wach zu rufen, und überhaupt seinen Sinnendrang und seine Lebenslust wieder hoch zu spannen. Diese Besorgniß wurde dann noch größer, als sie erfahren hatte, daß von Zeit zu Zeit benachbarte Gutsherrn mit ihrem Gatten dort zusammentreffen, und daß es dann an lustigen bis spät in die Nacht hineindauernden Gelagen in dem jener Gegend nahe gelegenen Jagdschlosse nicht fehle.

Eines Tags drückte sie ihrem Gemahle den Wunsch aus, ihn zu begleiten und die Bau-Anlage zu besichtigen; allein er lehnte es auf die freundlichste Weise mit dem Bedeuten ab, daß er sie mit dem Anblicke des fertigen

Werks zu überraschen wünsche, und daß die weite Fahrt durch einen langen Wald auf noch ungebahnten Wegen ihr zu beschwerlich fallen würde.

Helene fügte sich, aber nicht ohne Kränkung und Unruhe.

Zwei Wochen waren seither vergangen, als Ernst eine Reise in die Hauptstadt des Reichs unternehmen mußte, um eine Rechtssache von Bedeutung, die sowol sein als seiner Mutter Vermögen wesentlich berührete, zu betreiben. Seine Abwesenheit vom Hause war auf ein Paar Wochen berechnet.

Helene fühlte in der Einsamkeit, die sie nun noch häufiger als sonst zum Denken und Träumen einlud, jene Bangigkeit, die sich ihrer bemächtiget hatte, immer höher wachsen, und ein unwiderstehlicher Trieb zog sie nach dem Jagdschlosse in der Nachbarschaft des neuen Baues. Sie war eine hochgesinnte Frau, und kleinlicher Argwohn war ihrer Seele fremd; aber dennoch konnte sie dem Drange nicht widerstehen, einen Ausflug nach jenem Jagdschlosse zu machen, das eine kleine Stunde von den neuen Bauanlagen entfernt und ihrem Wohngebäude um diese Wegstrecke näher lag. Sie war schon einmal, gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft auf dem Gute, mit ihrem Gatten dort gewesen, und kannte den Weg durch den Wald. Es zog sie mit unwiderstehlicher Macht dahin; aber es war nicht ein bestimmter Verdacht, nicht ein Trieb der Neugierde, nicht ein kleinliches Nachspähen auf den Wegen ihres Gatten, das sie zu diesem Ausfluge drängte; es war jener geheime, allmächtige Zug, der den Menschen seinem Verhängnisse entgegenführt, es war ihr, als müßte sie auf dem Jagdschlosse wichtige Aufschlüsse über ihre und ihres Gatten künftigen Geschicke erfahren, als drohe ihnen beiden eine Gefahr, die sich ihr dort offenbaren werde, um ihr zu entfliehen oder sie zu bannen, als sei sie es ihrem Gatten und sich selbst schuldig, den Weg aus diesem Dunkel herauszusuchen, und das Geschick nicht ohne Widerstand und Selbstbestimmung über sich hereinbrechen zu lassen.

Eines Morgens — die Sonne stand hell und freundlich am blauen Himmel — ließ sich Helene mit ihrem Töchterlein im Wagen bis zu dem nächsten Maierhofe führen, von welchem das besprochene Jagdschloß nur zwei kleine Stunden entfernt liegt.

Der Weg führt durch den Wald, und sie trat ihn mit ihrem Töchterlein ohne alle weitere Begleitung zu Fuße an. Es war eine heimliche Dämmerung im Walde, ein lieblicher Harzduft drang aus dem Nadelholze, und Stücke blauen Himmels schwankten und zitterten zwischen den, die freie Aussicht verschattenden Bäumen.

Das lebhafte Kind ergötzte sich in der lieblichen Waldeskühle, suchte nach Schmetterlingen, bückte sich nach dieser und jener zarten Blume, und war immer einige Schritte von der Mutter, bald vor- bald rückwärts, entfernt. Helene hatte daher volle Muße, sich auf dieser einsamen Wanderung in ihre Gedanken zu versenken, und den bangen Ahnungen, die ihr Herz bedrängten, eine Rechenschaft abzufragen. Ihr frommer Sinn konnte in der unerwarteten außerordentlichen Wendung in ihren Verhältnissen, in der neuen großen Aufgabe, die ihr geworden war, nur ein Werk der Vorsehung erkennen, und sie flehte inbrünstig um Erleuchtung, Muth und Kraft, das Rechte zu erkennen und zu vollbringen, wenn sich die dunkle Ahnung ihrer Brust erfüllen, und ein neues Wirrsal in ihre Lebensbeziehungen eindringen sollte. Das eine stand fest in ihrer Seele: die Selbstsucht kein Wort bei ihren Entschlüssen mitsprechen zu lassen, sondern sich ganz und unbedingt zu opfern, und das unterbroch'ne Werk der Sühne mit erneuter Hingebung zu vollenden, sobald der erste Wink des Himmels sie dazu auffordern würde. Sie fühlte eine solche Kraft und Begeisterung in diesem Vorsatze, daß ihr nur bange ward, auf diesem Wege selbst fehlzugehen, und durch falsch verstand'ne Erhebung ihres Gemüths über die Welt die wahre Aufgabe ihrer nächsten Pflichten zu verkennen.

Sie hielt sich daher alles vor, was sie ihrem Gatten und ihrem Kinde schuldig sei, und was diese nächstgeleg'nen Pflichten für Opfer von ihrer bestürmten Seele forderten. Unter solchen Betrachtungen war sie unvermerkt in die Waldlichtung eingetreten, wo das Jagdschloß in tiefster Einsamkeit ruht. Vom rückwärtigen Saume des Waldes schaute es den Ankömmlingen ernsttraulich entgegen, die mächtigen Hirschgeweihe, die schon aus der Ferne sichtbar waren, bildeten den einzigen Schmuck seiner Vorderseite, und deutete auf seine Bestimmung. Helene fühlte sich sehr beklommen, sie rief ihr Töchterlein zu sich heran, liebkoste es, und schaute ihm fragend tief in's kindlich klare Auge hinein. Wollte sie das künftige Geschick des Kindes darin lesen? War es der Inhalt desselben, der ihre eig'nen Augen mit Thränen füllte? Sie drückte es mit ungemeiner Liebeshast an's Herz, und ließ es dann wieder frei über den schönen sanften Wiesenplatz dahin toben.

Eine kurze Strecke vom Jagdschlosse entfernt, unter dem Schirme einer schönen Baumgruppe, steht die Ruine einer kleinen Kapelle oder vielmehr einer Säule mit einer Nische, die zum Andenken an einen hier Statt gehabten Unglücksfall errichtet worden war.

Die Zeit hatte bereits den Obertheil der Säule herabgeworfen, und die halb verwitterten Steine lagen malerisch gruppirt um den Stamm der Säule herum, der noch fest auf seinem Platze stand.

„Laß uns hier ein wenig ausruhen, Mariechen, bevor wir die guten Leute im Forsthause um eine Mittagherberge ansprechen," — sagte Helene zu ihrem Töchterlein, als sie bei diesen Säulen-Trümmern angelangt waren — „hier ist es kühl und schattig."

Sie setzte sich auf einen breiten Stein, der eine Bank bildete und sich an den stehen gebliebenen Stamm der Säule lehnte; Mariechen hockte auf ein noch niedereres Mauerstück, legte ihr blondes Köpfchen auf den Schooß der Mutter, und schlief ein.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Die Flucht des Papstes.

Die Abreise des Papstes wurde auf folgende Weise vorbereitet: Die Gesandten von Frankreich, Spanien und Portugal begaben sich mit vielen Wagen auf den Weg nach Civita-Vecchia, um der Voraussetzung Raum zu geben, daß der Papst diese Richtung nehmen würde, und die Aufmerksamkeit von seiner eigentlichen Bestimmung abzulenken. Im selben Augenblicke, wo jene Wagen abfuhren, begab sich Seine Heiligkeit, in Begleitung eines einzigen Vertrauten, durch die dunkeln Gänge des Quirinals und gelangte Punkt acht Uhr Abends im Hofe des großen Pavillons an, welcher sich gegenüber der Kirche des heiligen Stanislaus Kosta befindet, und verließ seinen Pallast durch das große Thor des Quirinals, wo er, ohne vom Posten der Civica erkannt zu werden, mit seinem Ergebenen in einen Wagen stieg. Auf dem Platze von St. Johannes von Lateran fand er den Grafen Spaur, welcher seiner, in einem mit seinen eigenen Pferden bespannten Wagen, harrte, und kam ohne Schwierigkeit durch das Thor von San Giovanni, von wo er in aller Eile nach Arricia gelangte. Die Gräfin Spaur, welche in das Geheimniß gezogen worden, erwartete die Ankunft des heiligen Vaters und ihres Gemals zu Albano, wohin sie mit ihrem Sohne und dessen Hofmeister voran geeilt war. Die Gräfin schwebte in den schrecklichsten Besorgnissen; ihr Gebet wurde oft durch Schluchzen und Nervenanfälle unterbrochen, worüber ihre beiden Begleiter nicht wenig erstaunt waren, da die Gräfin für gut befunden hatte, ihnen nichts zu entdecken. Es war zehn Uhr Abends geworden, da hörte die Gräfin plötzlich Lärm auf der Treppe des Gasthauses. Es war ihr deutscher Jäger Friedrich, welcher ihr zurief: „Der Graf hat einen Umweg über Frascati gemacht, darum sind wir so spät gekommen; er wartet aber auf Sie beim Mausoleum der Horazier." Die Gräfin stellte sich zornig und s c h a l t ihren Bedienten. Da sie Postpferde im Voraus bestellt hatte, so waren dieselben bald an den Wagen der Gesandtin angespannt, welcher im vollen Gallopp den Weg nach Arricia einschlug. Plötzlich ertönt ein gellendes Pfeifen, zum großen Schrecken der Gräfin, welche sich jedoch nicht außer Fassung bringen läßt: sie läßt muthig voranfahren und gewahrt, trotz der dunklen Nacht, den Wagen ihres Gemals nebst vier Gensd'armen, welche am Wege sich aufhielten. Die Gräfin ist fast außer sich vor Schrecken, aber die Gefahr flößt ihr neuen Muth ein, sie macht mit lauter Stimme ihrem Manne und dem ihn begleitenden angeblichen Arzt (Pius IX.) Vorwürfe darüber, daß sie so lange hätten auf sich warten lassen, und fügt hinzu daß sie wohl wüßten, wie sehr sie das Nachtreisen hasse. Während sie sich mit den Gensd'armen in ein Gespräch einläßt und diese ihre Begleitung anbieten, schließt sich der Wagen des Grafen Spaur dem seiner Gemahlin an, und der angebliche Arzt, auf den Arm des alten Bedienten Friedrich gestützt, steigt in den Wagen der Gräfin und nimmt neben ihr im Hintergrunde Platz, während der Graf von der

anderen Seite durch das heruntergelassene Kutschenfenster den Mantel, den Hut und die Breviere des Pabstes hinein gibt. Die Gräfin breitet den Mantel zu dessen Füßen aus, steckt die Breviere in die Wagentasche, und wie sie sich vorüberneigt, um den Papst zu erkennen, sieht sie, daß er nicht einmal die Vorsorge gebraucht hat, eine Brille aufzusetzen, um den Ausdruck seiner Züge zu verbergen. Sie vernimmt ferner, daß er keine schwarzen Schuhe angelegt habe, was sie völlig außer Fassung bringt; allein der heilige Vater spricht zu ihr: „Fürchten Sie nichts, Frau Gräfin, Gott ist mit uns, er wird uns schützen."

Der Sohn der Frau v. Spaur und sein Hofmeister hatten auf dem Vordersitze, der Graf und der treue Jäger auf dem Bocke Platz genommen, und so wurde die Reise ohne weiteren Aufenthalt nach Terracina fortgesetzt, wo ein Mann den Papst erkannt zu haben schien und einem Anderen etwas ins Ohr lispelte; allein die Pferde waren bereits angespannt, und es ging im Gallopp weiter. Man hatte bald Terracina und die Grenze hinter sich. — — Als der Pabst erfuhr, daß man über die Grenze seiner Staaten gekommen war, fing er an mit lauter Stimme das Te Deum zu singen. Während der Reise nahm er auf dringendes Zureden der Gräfin Spaur eine Erfrischung, was ihn beruhigte und ihm einige Augenblicke Schlaf verschaffte. In Fondi angekommen, ersparte ihnen der Name des baierischen Gesandten die Unannehmlichkeiten einer Durchsuchung. — Außerhalb der Stadt begegnen sie dem Cardinal Antonelli (Majord-Domo) in einem ungemein drolligen Anzuge und mit dem Geheimschreiber der spanischen Gesandtschaft, Arnao. Man reis'te zusammen bis Mola, wo der heilige Vater im Albergo di Cicerone abstieg und wo man nur einen Augenblick verweilte, da im Hause nur ein kleines Zimmer frei war, in welchem der heilige Vater einen Brief an den König von Neapel schrieb. Graf Spaur nahm die Bestellung des Briefes auf sich, und da er des Nachts unter seinen eigenen Namen nicht in Neapel ankommen wollte, tauschte er seinen Paß gegen den des Grafen Arnao aus. Graf Spaur kam um Mitternacht in Neapel an und begab sich augenblicklich zum Nuncius, mit welchem er zum Könige ging, den sie aufwecken ließen, um sich der Sendung des Papstes zu entledigen. Der König ließ gleich Silbergeschirr, Möbel, Mundvorrath, Leinwand für die Bedürfnisse Sr. Heiligkeit und Ihrer Begleiter einpacken.

Da indessen der Papst zu Mola kein Unterkommen fand und bis zur Rückkehr des Grafen sein Incognito wahren wollte, so sah er sich gezwungen, in Gaeta, einer Stadt und Festung, Obdach zu suchen. Er begab sich also dorthin mit dem Cardinal Antonelli, dem Grafen Arnao, der Gräfin Spaur, deren Sohn und Hofmeister. Man stieg in einer unansehnlichen Wirthschaft ab, wo nur drei Zimmer leer standen. Der Papst nahm das hinterste Zimmer ein. Zwei Stunden nach der Ankunft ließ der Befehlshaber der Festung, General Gros, den angeblichen Grafen Spaur (Arnao) auffordern, sich zu ihm zu verfügen. Letzterer beeilte sich in Begleitung des noch immer verkleideten Cardinal Antonelli, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Der Befehlshaber richtete an die beiden Herren einige Fragen in französischer Sprache; als er aber aus dem Passe ersah, daß er der des baierischen Gesandten sei, fragte er den Arnao auf Deutsch: Was führt Sie hieher, Herr Graf? Allein weder Arnao noch Antonelli (der den Geheimschreiber des Gesandten spielte) verstanden die in einer ihnen wildfremden Sprache an sie gerichtete Frage und mußten die Antwort schuldig bleiben. Der General wiederholt nochmals die Worte. Die Gefragten schweigen. Wie meine Herren, spricht der Commandant unwillig, Ihr seid Deutsche, Vertreter eines deutschen Hofes, und Ihr versteht Eure Sprache nicht? Arnao schützt vor, daß er seit fünfzehn Jahren in Italien lebe, eine Italienerin zur Frau und den Gebrauch seiner Muttersprache verloren habe. — Und Ihr, Geheimschreiber? — Gleichfalls! war die Antwort. — Das wäre doch sonderbar, fährt der General fort, es kommt mir sogar verdächtig vor. Wohlan denn, meine Herren, sagen Sie mir, was Sie hieher führt? — Meine Frau ist neugierig, die Festungswerke zu sehen. — Ist Ihre Frau denn hier? — Ja wohl, General! — Und wo befindet sie sich? — In der Gastwirthschaft zum Giardinetto. — Ein garstiges Nest, fällt der General ein, aber ich werde ihr mit Ihrer Erlaubniß einen Besuch abstatten und ihr in Person die Festungswerke zeigen.

Kaum hat er die beiden Reisenden entlassen, als er den geheimen Befehl ertheilt, gleich in der Nachbarschaft des Giardinetto eine Wache aufzustellen, um alle diejenigen, welche hinein und heraus gingen, zu beobachten. Bald darauf erscheint der Commandant in Person im Wirthshause, und die Gräfin Spaur tritt ihm unbegleitet entgegen. Den Vorschlag des Generals, ihr die Festungswerke zu zeigen, lehnt sie, unter dem Vorwande übergroßer Ermüdung ab und bittet, man möge den Spaziergang auf später verschieben. Der General kehrt, in etwas über seinen Verdacht beruhigt, nach Hause zurück. Dieser stellt sich aber stärker als je wieder ein, als er vor dem Hafen ein französisches Kriegs-Dampfschiff und bald darauf zwei neapolitanische Dampfer erblickt, deren einer mit Truppen bemannt ist. Er weiß sich die Sache nicht zu erklären und verliert sich in allerlei Vermuthungen, — als zwei Stunden später der König von Neapel auf einem dritten Schiffe anlangt und, nachdem er mit seiner ganzen Familie ans Land gestiegen, sich beim Commandanten nach dem Aufenthalte des Papstes erkundigt. Der gute Baron Gros glaubte zu träumen, oder daß man ihn zum Besten habe, bis es sich aufklärte, daß sich unter den geheimnißvollen in der kleinen Wirthschaft zum Giardinetto abgestiegenen Gästen niemand Geringeres, als der heilige Vater befand.

Von der Menschenmenge, welche sich in und um Gaeta aufhält, kann man sich keinen Begriff machen. Man zählt hier nicht weniger als zwanzig Cardinäle außer den bei dem Papste accreditirten Gesandten, worunter die von Mexico und Chili. Alle diese Leute füllen täglich die Vorzimmer Seiner Heiligkeit. Da aber wenige Leute ihre Galakleider bei sich haben, so erscheint Jedermann im Ueberrock, selbst die Cardinäle. Es ist ein fortwährendes Durcheinander, ein Kommen und Gehen von Leuten jedes Ranges. Der König erschien am 7. abermals in Gaeta, um dem Feste der heiligen Jungfrau beizuwohnen, welches am 8. begangen wurde. Der heilige Vater las eine stille Messe, welcher Ferdinand mit seiner Familie beiwohnte, worauf Pius mit eigener Hand an mehr als zweihundert Personen das heilige Abendmal austheilte. Als er die Capelle verlassen, ertheilte er von einem Altan seinen Segen an das ganze Volk. Dieser Altan befand sich gerade dem Hafen gegenüber, wo zwei französische und drei neapolitanische Dampfer, so wie zwei spanische Schiffe sich reichlich mit Flaggen geschmückt hatten. Die zwei spanischen Schiffe sollen durch den Commandanten von Barcelona abgeschickt worden sein auf die erste Nachricht, daß der Papst in Gefahr schwebe.

Es herrscht in Gaeta eine unerhörte Theuerung. Der König von Neapel versorgt den Tisch Seiner Heiligkeit, so wie seiner Brüder und der Cardinäle. Alles, was zum diplomatischen Corps gehört, wird zu demselben hinzugezogen: der König bezahlt sogar die Miethe der Wohnungen aller dieser Gäste. Aber wehe dem, der nicht zu diesem Kreise gehört! Er ist verurtheilt, auf den Dachstuben irgend eines Wirthshauses dritten Ranges Unterkommen zu suchen und fast vor Hunger umzukommen. Ich habe übrigens aus ganz authentischer Quelle erfahren, daß der Papst durchaus von Baarschaft entblößt war, als er Rom verließ, und nicht einmal hinreichend versehen, um hier acht Tage auf eigne Kosten zu verweilen.

W i e n.

Mozart's Gedächtnißfeier,

veranstaltet von F. E. D e k t o r Samstag den 27. Jänner im Musikvereinssaale.

Der Ausdruck „Gedächtnißfeier," will uns nicht recht klappen. Wozu bedarf es eines Gedächtnisses, und noch dazu einer Feier desselben, da Mozart in seinen Werken noch mit uns lebt und wir, die ihn alle in- und auswendig kennen, mit ihm. Es entsteht die Frage: „O legte doch Sarastro Dir die Absicht Deiner Gründe für." Doch, wozu bedarf es weitere Fragen, die Absicht ist edel, lauter, rein, und wir wollen es Hrn. F. E. Doktor nur danken, daß er beabsichtigte, das diesmal leider kleine Häuflein von Mozart's Verehrern zwei Stunden in seinen Meisterwerken schwelgen zu lassen. Das Konzert begann mit einem Prologe von E. Mauthner, von Frl. Weisbach mit Effekt gesprochen, welche nach später Lud. Aug. F r a n k l s Gedicht: „Mozarts Nachtigall" (das wir, beiläufig gesagt, für nichts weniger, als „biegrafisch" halten), las. Die eigentliche musikalische Produktion begann mit dem G moll-Quartett, worauf Fr. van Hasselt das von ihr so oft gesungene „Veilchen" wieder sang, und verdientermaßen wieder repetirte. Von derselben Dame hörten wir auch die Arie der Constanze aus der Entführung vom Serail, wie auch die Romanze aus Figaros Hochzeit. Noch war zu hören das Terzett und das „Wirst Du auch mein gedenken," aus cos fan tutti, welches die Damen Hasselt, Kronsus und die Herren Ander, Hölzl und Staudigl dergestalt gelungen vortrugen, daß das Publikum eine Wiederholung lebhaft begehrte. Der Konzertgeber Herr F. E. D e k t o r hatte das Accompagnement übernommen und spielte außerdem noch den ersten Satz der A moll-Sonate, und die E moll-Fantasie. Herr Dektor versteht wohl den großen Tonsetzer, doch versteht er nicht, ihn so, wie es sein sollte, wiederzugeben. — Freilich gehört dazu ein großer Virtuose, aber das ist der Konzertgeber noch nicht, und ein reines und geläufiges Spiel machen noch keinen Virtuosen. Als Accompagnateur bewährte er sich sicherer und besser, das Quartett aus Belmonte ausgenommen, in welches ein fortwährendes Schwanken die Leistungen Aller beherrschte. Den Schluß machte Staudigl mit der glänzend gesungenen Arie des Osmins.

—f—

K.K. priv. Carl-Theater.

S a m s t a g, d e n 27. J ä n n e r 1849, z u m e r s t e n M a l e: „B a n q u i e r G o l d s c h m i d t," O r i g i n a l - L u s t s p i e l i n 4 A u f z ü g e n v o n H. J. H e i n e.

Ein reicher, getaufter Jude, der Banquier Goldschmidt hat eine Tochter, welche er so schnell als möglich verheirathen will, da er sie in einem süßen Augenblicke, in welchem sie den Buchhalter küßt, ertappt. Der Alte ist ein Freund des Theaters, und das junge Mädchen weiß diese Theaterliebe zu benützen, um ihren Papa auf feine Weise zu foppen, und sich ihren geliebten Buchhalter als Gemahl zu wählen. — Das sind die Grundrisse und der Kern der Handlung. — Die Schürzung des Knotens ist viel besser gelungen, als die Auflösung desselben. Die Avantures der drei verunglückten Rivalen des Buchhalters sind sehr verworren, herbeigezogen, schlaff und matt gearbeitet gegen die ersten Verschlingungen des Spieles welche das Interesse des Publikum's im vollen Maße für sich gewinnen. Der vorzüglichste Werth des ganzen Stückes besteht in dem bühnlichen Geschicke, in der Routine, mit

welcher es gearbeitet ist. Das Stück besitzt eine natürliche, frische Entwicklung der Scenen, eine Drastik der Figuren und der Effektmomente, die besser gewesen wären, an einen besseren Stoff zu verwenden. Vor Allem aber erweckte dieses Lustspiel die Theilnahme des Publikums durch die zeitgemäßen Nuancen, und packenden Stichworte des socialen Lebens. Der Adel, die Bourgeoisie, der Radikalismus des leeren Magens, der Jesuitismus erhalten gleichmäßig scharfe Geißelhiebe; auch finden sich die Verhältnisse der Juden und Christen natürlich und wahr geschildert; und es athmet uns so manches Stück wahres, frisches, ganz aus der Zeit gegriffenes Leben aus diesem Originallustspiele entgegen. Der Verfasser kennt die Zeit, die Menschen, die Verhältnisse und die Bühne; allein der Verfasser war leider nicht so geistreich, das Bühnenwerk mehr zu einem Kunstwerke, als zu einem Daguerreotyp zu machen. Der Verfasser kann mit pikanten netten Situationen illustriren, er versteht aber nicht, einen schönen gediegenen Plan zu entwerfen. Karl's Bühne ist ihres unübertrefflichen Ensembles wegen, seit Langem bekannt. Auch in diesem Originallustspiele hatten wir Gelegenheit, die Rundung, die Gleichmäßigkeit und Lebendigkeit des Spiel's zu bewundern. Carl gab den Benaaier Goldschmidt mit einer unvergleichlichen Wahrheit und Charakteristik des Spiel's; ebenso zeichnete sich Fr. Brüning durch die leichte französische Grazie und würdige Anmuth ihrer Darstellung wie immer sehr vortheilhaft aus. Herr Scholz war als Bedienter Joseph grotesk-komisch; seine französische Sprachübung zum Todtlachen. Lob verdienen die Frauen: Fried-Blumauer und Rohrbeck, die Herren: Mayer, Moritz und Gämmerler. Herr Swoboda machte uns durch sein feines Spiel auf sein beachtenswerthes Talent für junge Bonvivants ꝛc. aufmerksam. Der Besuch war mittelmäßig.

Ernst Rose.

Wiener Signale.

Die Zeitschrift: „Die Wienerboten," welche die Wiener Oktoberflüchtlinge Grizner, Engländer, Frank und Kolisch in Leipzig redigirten, soll auch von der sächsischen Regierung verboten worden sein.

Man erzählt sich hier, daß die Ungern Arad wieder genommen hätten. — Da offiziell nichts bekannt ist, scheint es nur ein leeres Gerücht zu sein.

Das Handgemenge der österreichischen und piemontesischen Vorposten, welches neuerlich stattgefunden haben soll, bestätigt sich ebenfalls nicht. -- Gewiß soll übrigens eine Intervention der Franzosen zu Gunsten Sardiniens erscheinen.

Die Diplomatie der deutschen Höfe soll im Geheimen sehr rührig bezüglich der deutschen Primatsfrage sein. Gesandte und Geschäftsträger gehen auf und ab, und die deutsche Nationalversammlung wird unvermuthet eine Erklärung der deutschen Fürsten erhalten, die sowohl das deutsche Volk, als die Nationalversammlung in ein eigenthümliches Erstaunen setzen wird.

Die Eröffnung der Universität in Wien scheint wieder verschoben worden zu sein. Nach einigen Angaben soll es an der hinreichenden Anzahl der Studirenden fehlen. —

Die „Krondiamanten" im Kärnthnerthortheater, machen großes Glück, obwohl der Sinn für Musik im Publikum sehr abgenommen hat.

Wie man hier Vieles erzählt, so gibt es denn jetzt wieder eine neue Anekdote. — — Baron Jellachich soll nämlich, befragt über die stattzufindende Prorogation des Reichstages, geäußert haben, daß er einen solchen Schritt nie gut heißen wird. Ueberhaupt hat sich selbst der mäßigere Theil der Radikalen bereits mit dem ritterlichen Slavenkämpfer schon ganz ausgesöhnt.

Die „ostdeutsche Post" des bekannten Hr. Kuranda ist wieder erlaubt worden. Hoffentlich wird Herr Kuranda dem Ministerium Gagern in Frankfurt den Federkrieg erklären.

Parish Alvars, der berühmte Harfenvirtuose ist gestorben.

Samstag Abends wurde ein Schneider, der Waffen verborgen hielt, und ein Soldat erschossen. —

Der Reichstag hat durch seine Debatten über die Grundrechte allgemein im Publikum wieder gewonnen. Mit Vertrauen sieht der freisinnige Theil des Publikum's auf ihn und seine Strebungen. —

Provinz-Signale.

Tyrol. Einige jener tirolischen Protestanten aus dem Zillerthale, welche vor etwa 12 Jahren vom Fanatismus ihrer Landsleute und dem Gerechtigkeitssinne des damaligen österreichischen Systems aus ihrer Heimat buchstäblich verjagt, ein Asyl in Preußisch-Schlesien fanden, wo sie im Kreise Hirschberg ein „Neu-Zillerthal" gründeten; einige von diesen gezwungenen Auswanderern hatten sich vor mehreren Monaten, mit gut preußischen Pässen versehen, über Bunzlau und München nach ihrer Heimat in Tyrol begeben, um dort persönlich Erbschaftsangelegenheiten und andere noch vor der Zeit ihrer Auswanderung her anhängige Verhältnisse ins Reine zu bringen. Kaum dort angelangt, hatte nun der katholische Klerus nichts Nothwendigeres zu thun, als die Bevölkerung gegen diese ihre ehemaligen Mitbürger und Heimatsgenossen als „verfluchte Ketzer" aufzuhetzen und das k. k. Landgericht in Zell um augenblickliche Ausweisung dieser Ketzer zu bestürmen. Der Landrichter Berger, ein rechtschaffener Mann, der die Papiere der mißliebigen Neu-Zillerthaler in vollkommenster Ordnung fand, und dem gegen deren ruhiges und gesetzmäßiges Verhalten auch nicht das Geringste vorlag, wies die ihm gemachten Zumuthungen zurück, worauf der fromme Klerus die Einwohnerschaft dergestalt zu fanatisiren wußte, daß dieselbe eine Deputation nach Innsbruck an das Landespräsidium abfertigte, welche an dieser höchsten Provinzialstelle auf augenblickliche Ausweisung der verhaßten Gäste dringen mußte. Das Landespräsidium war denn auch für die Vorstellung dieser Deputation nicht taub und verfügte auf den Grund einer nichtigen Paßförmlichkeit, welche sich dieselben zu Schulden kommen ließen, die sofortige Ausweisung der „Ausländer", welche demgemäß mitten im Winter nach Aufwendung großer Kosten ihre Rückreise nach Schlesien antreten mußten, ohne den Zweck ihrer Reise auch nur im Entferntesten erreicht zu haben.

Aus der Zeit.

Paris. Die Commission des Preßgesetzes hat heute M. Caroli zu ihrem Berichterstatter gewählt. Die Majorität soll sich für folgende Grundsätze ausgesprochen haben: Aufhebung des Stempels, der Cautionen, des Buchdruckerpatentes; Verantwortlichkeit des Redacteurs en Chef für alle nicht unterzeichneten Artikel.

Das Berliner Scherzblatt: „Der Krakehler" sagt in einer seiner neuesten Nummern: Der Minister des Innern spricht seine tiefste Entrüstung aus über die anonymen Denuncianten und befiehlt, auf dieselben gar keine Rücksicht zu nehmen. Denuncianten sind und bleiben gemeine Creaturen, die es immer nur mit der siegenden Parthei halten, und wollte der Hr. Minister einmal alle bereits genannten und sich nennenden einstecken lassen — er würde den Staat von den unverschämtesten Almosenempfängern und Bettlern befreien.

Die Aug. Allg. Zeitung erwähnt lobend eines literarhistorischen Vortrags, über die epische Poesie der Hebräer im 13. und 14. Jahrhundert, welchen Dr. Letteris in einer der letzten Sitzungen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaft (historisch-philosophische Klasse) gehalten hat. Dieser Vortrag ist auch bereits in den Berichten der Akademie 3. Heft im Druck erschienen.

Dresden, 23. Jan. In der heutigen Sitzung der zweiten Kammer interpellirt der Abg. Riedel darüber: ob die Regierung wirklich gesonnen sei, die in Sachsen befindlichen, bei der wiener Octoberrevolution betheiligt gewesenen Flüchtlinge auszuweisen, und ob von Wien hierauf bezügliche Requisitionen eingegangen seien. Die Antwort wurde noch nicht ertheilt.

Die Frau eines Mitgliedes der provisorischen Regierung der Republik, des sogenannten Arbeiters Albert, der jetzt als Theilnehmer an dem Attentat vom 15. Mai in Vincennes gefangen sitzt, wohnt jetzt in einem Dachstübchen in der Straße Popincourt und lebt von Almosenunterstützung.

Konversationssaal.

In der Rue Cheiseul zu Paris, Nummer 18, befindet sich auf ebener Erde eine bescheidene Wohnung: hier hausten vor der Julirevolution die Herren Thiers und Mignet; unter der Aufsicht des unglücklichen Buchhändlers Schubart arbeitete jeder von beiden an einer Geschichte der französischen Revolution. Schubart sah sich zuweilen genöthigt, die Herren Geschichtsschreiber einzuschließen bis am Abend wo jeder zehn Francs von ihm erhielt. Als nach der Julirevolution Herr Thiers Minister wurde, stand Herr Schubart im eigentlichen Sinne des Worts der Verstand still: er konnte sich nicht darein finden, daß der kleine Literat, dessen Brodherr er gewesen war, jetzt Herr von Frankreich sei. Schubart verschwand. Eines Tages brachten ihn die Gensd'armen auf die Polizeipräfectur: er war in Italien umhergereist und hatte sich für einen französischen Gesandten ausgegeben. Der arme Schubart starb im Narrenhause.

Ein Friedländer Reisender, ursprünglich ein Calabrese, schilderte vor kurzem seine Geburtsstadt folgendermaßen: „Als die Kosaken im Begriff waren, diese Stadt zu passiren, nähten sie vorher ihre Taschen zu." — Wem es nicht unbekannt ist, daß man die Kosaken für diejenigen hält, welche den Unterschied von Mein und Dein am wenigsten kennen, der wird gestehen müssen, daß die Bewohner jener Stadt treffend bezeichnet sind. Es fragt sich nur, ob der Witz wirklich ein Friedländer ist!

Scherz und Laune.

In den Pariser Bilderladen ist jetzt eine Caricatur ausgehängt, auf der Ludwig Philipp, hinter ihm Lamartine, hinter diesem Cavaignac und endlich Ludwig Napoleon abgebildet stehen von denen Jeder dem betreffenden Vordermann einen Fußtritt on den Sitztheil des Körpers versetzt, mit der Unterschrift: „Fortsetzung folgt."

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Mittwoch den 31. Jänner 1849. | №22. | Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Die Liebe am Krankenlager.

Von Johannes Nordmann.

Weckt mich nicht — viel Träume wiegen
Meine Seele auf den Wogen,
Und die rothen Fähnlein fliegen,
Von der Liebe aufgezogen,
Die da Rosenkronen flicht,
Um den Scheitel mir zu schmücken,
Um mein Herze zu beglücken —
Weckt mich nicht — o weckt ihn nicht!

Weckt mich nicht aus meinen Träumen —
Blumen duften auf den Wegen,
Lieder klingen von den Bäumen —
Ueberall der reichste Segen,
Glanz und Schimmer, Pracht und Licht!
Wie das leuchtet nun und funkelt,
Wo es mächtig erst gedunkelt —
Weckt mich nicht — o weckt ihn nicht!

Weckt mich nicht — zu meinem Bette
Tritt die Liebe, mich umschlingend
Mit den schönsten Rosenketten,
Hört, wie sie herzbezwingend
Nun zu mir in Liedern spricht —
Und nun streift sie ab die Hülle,
Offenbart der Schönheit Fülle —
Weckt mich nicht — o weckt ihn nicht!

Weckt mich nicht, daß meinem Lager
Nicht die Lust der Liebe fehle —
In der Glut des Maleager
Will ich baden meine Seele —
Wie sie stürmisch mich umflicht —
Tausend Küsse lodern — Flammen
Schlagen über mir zusammen —
Weckt mich nicht — o weckt ihn nicht!

„Armer! wie Dir glüht die Stirne,
Und wie Deine Pulse jagen,
Feuer lodert im Gehirne,
Hörbar pocht des Herzens Schlagen!“
Traurig ist ihr Angesicht,
Und sie legt die weichen Hände
Auf der Stirne Flammenbrände,
Sprechend: „Weckt, o weckt ihn nicht!“

Der Wüstling.

Novelle von Friedrich Dornau.

(Fortsetzung).

Helene hatte nun ungestörte Muße, in und um sich zu schauen, und wie ihr Blick auf das stille friedliche Jagdschloß fiel, worin nur eine kinderlose Försters-Familie wohnte — zwei betagte Eheleute, die sie bei ihrem früheren ersten und einzigen Besuche dieses Orts kennen gelernt hatte — so kam es ihr vor, als hätte ein Irrlicht sie unbewußt hieher gelockt, und ihr Vorhaben erschien ihr nun so unvorbereitet und auffallend, daß sie sich schnell mit dem Gedanken vertraut machte, nach gepflogener Ruhe sogleich den Rückweg anzutreten.

Die Absicht, die neuen Bauanlagen zu besichtigen, war ihr ohnedies nie in den Sinn gekommen, indem sie es gegen den erklärten Willen ihres Gatten, sie damit zu überraschen, nicht zu thun vermocht hätte.

Während sie durch diese Betrachtungen die sonderbare Bangigkeit ihres Herzens zu beschwichtigen suchte, waren ihre Blicke auf den stillen Eingang des einsamen Jagdschlosses gerichtet. Die Sonne warf ihren durch die Waldesdünste mild gedämpften Schein darauf, kein Lüftchen regte sich; es war eine ungeheure Stille in der Natur; nur jenes traumartige Summen des unsichtbaren Lebens, mit dem leisen Geräusch einer fallenden Nadel oder eines rasselnden Blattes vermischt, unterbrach die tiefe Lautlosigkeit; es schien, als wenn hier seit Jahren kein menschliches Wesen gewandelt hätte, als wenn das Jagdschloß eine verzauberte Burg wäre, an deren Mauern die menschliche Leidenschaft sich nicht heranwagt. Diesen Eindrücken und Betrachtungen war Helene hingegeben, als plötzlich der Schatten eines Mannes an der linken Seitenwand des Schloß-Eingangs, die ihren Blicken zugekehrt war, sichtbar wurde. Helene erschrack wie vor einer Geistererscheinung; gleich darauf aber trat die Gestalt, die jenen Schatten geworfen hatte, aus dem Rahmen des Eingangs heraus, und ging mit großen Schritten in freudig stolzer und kühner Haltung geradeaus über den offenen Waldraum auf die gegenüber liegende Seite derselben.

Helenens Auge trübte sich, ihre rechte Hand zuckte zu dem Herzen hin, und schien es stützen zu wollen, ihr Haupt sank wie ohnmächtig gegen die Brust herab, und ihr Athem ging hörbar in schweren tiefen Zügen — Mariechen aber schlief auf ihrem Schooße den süßen Schlaf der Unschuld. — Jener stolze kühn schreitende Mann war Helenens Gatte.

Sie bekämpfte ihr Entsetzen und sprach zu sich selbst: „Warum erschrickst Du so, todbanges Herz? Wenn mein Gatte dieses Jagdschloß, das nur zwei alte Förstersleute bewohnen, nach kurzer Abwesenheit früher besuchte, als sein Haus und seine Angehörigen, so will es ja nicht mehr sagen, als daß er seine neuen Bau-Unternehmungen mehr liebt als seine Familie, daß ihn das stille Glück des Hauses nicht zu befriedigen vermag? Hast Du mehr erwartet, thörichtes Herz?“

Sie weinte still und ergab sich, aber ihre Blicke folgten nun der Richtung, die Ernst eingeschlagen hatte.

Er war so eben am Saume der gegenüberstehenden Seite des Waldes angelangt, und Helenens scharfes Auge sah, wie er in einen abgeschlossenen, vorne off'nen Raum eintrat, der einem zierlichen Garten-Pavillon ähnlich sah. Schöne Blumen-Beete breiteten sich an der Vorderseite desselben aus, Rosensträuche standen an beiden Seiten des Eingangs und nickten mit den duftenden Knospen hinein. Eine ähnliche Baumgruppe wie jene, die den Trümmerhaufen, wo sie verweilte, umstand, beschirmte jenen reizenden Ort.

Als Helene wieder einige Fassung gewonnen hatte, überlegte sie, was sie zu thun habe. Sie wollte sich nicht von ihren Gefühlen hinreißen lassen, sie zog die Klugheit zu Rathe. Diese rieth ihr, von ihrer zufälligen Entdeckung keinen Gebrauch zu machen, sondern so schnell und unvermerkt als möglich den Rückweg anzutreten. Wie leicht, dachte sie, könnte er dieser Begegnung eine ungünstige Auslegung geben, die sein Herz noch mehr von ihr abwenden würde! Wie leicht könnte sie dadurch unschuldige Absichten durchkreuzen, die er vor ihr verheimlichen wollte, die vielleicht gar mit einer Ueberraschung für sie im Zusammenhange standen! Mit solchen Gedanken richtete sie allmählig ihren Muth wieder auf, und sie beschloß nun, der Lösung des Dunkels in ihrem Verhältnisse zu dem Gatten nicht mehr selbstwillig entgegenzugehen, sondern das Verhängniß duldend und erwartend über sich ergehen zu lassen.

In diesen Entschluß sich ergebend, neigte sie ihr Haupt zu dem sanft schlummernden Töchterlein herab, und forschte in dessen Zügen nach jenen seines Vaters. Wie edel und rein erschien ihr darin das einst so heiß geliebte Urbild, wie vieles sagten ihr diese Züge von dem Ideale des Menschlichen! Mit erneuter Innigkeit klammerte sich ihre Seele an das Vertrauen zu der Liebe und dem Hochsinne, zu der Wiedergeburt ihres Gatten! Sie ließ ihre Blicke noch einmal an die Stelle hinüberschweifen, wo er nun verweilte, und richtete sie dann wieder auf den Eingang des Jagdschlosses, als wollte sie sich versichern, daß es kein Traum war, der sie getäuscht habe. In diesem Augenblicke aber erschien eine jugendliche Frauengestalt im Eingange, warf einen flüchtigen Blick über den freien Raum vor ihr, und schwebte dann mit sylphenartigen Schritten über den grünen sammt'nen Teppich der Waldwiese hinüber — der Stelle zu, wo Ernst vor den Augen Helenens verschwunden war.

Es war eine reizende blühende Erscheinung, jede ihrer Bewegungen sprach Lust und Leben, ihre dunkeln Augen leuchteten weithin, und ihren Mund umspielte seliges Lächeln. Ihr Anzug war mahlerisch schön, einfach aber geschmack- und werthvoll, ein runder Strohhut saß schief auf ihrem zierlich geneigten Haupte.

Helene fühlte den Tod im Herzen; aber sie regte sich nicht, sie ließ es wehrlos zucken in der eisernen Hand des Verhängnisses. Starr blickte sie vor sich hin wie in eine trostlose ausgestorbene Unendlichkeit, Todtenblässe überdeckte ihr Gesicht. Dann war es ihr als ob das Herz aufgehört hätte zu leben, als ob nur ein unregsamer unwandelbarer Schmerz an seiner Stelle zurückgeblieben wäre, — jener eiskalte Griff nemlich, der es erdrückt hatte. Lange blieb sie in derselben Stellung sitzen, keines Entschlusses fähig! Endlich regte sich das schlummernde Kind, und blickte mit seinen klaren frommen Augen lächelnd zu Mutter empor.

Da löste sich der eiskalte Griff in ihrer Brust, das Herz schlug wieder, und mit einem heißen Thränenstrom beugte sie sich über die geliebte Tochter hin. Diese wußte nicht, was die Mutter habe, schmerzlich verzog sich ihr kleiner Mund, und sie umschlang mit ihren zarten Aermchen den Hals der Mutter, und weinte mit ihr.

Immer tiefere Stille herrschte um diese rührende Scene, die Thränen der Mutter wurden endlich milder und jene des Kindes versiegten bald ganz. Die Sonne blickte, den rückwärtigen Wald verklärend in sanft gebrochnen Lichtern darüber hin, während sich über die vorliegende Waldblöße ein Nebeldunst gebreitet hatte, den ein sich plötzlich erhebender Luftzug dem gegenüberstehenden Waldsaume zuscheuchte, wo er sich zu einem dichten Knäuel zusammenballte, der den Pavillon mit seinen blumenreichen Vorplatze und seinem Geheimnissen im Innern verhüllte.

Da erhob sich Helene plötzlich, ihr Entschluß war gefaßt. Sie glich einer Wallerin zum heiligen Grabe, als sie den Rückweg durch den Wald verfolgte, das hungrige müde Kind an der Hand.

Ueber ihre Gesichtszüge war eine wunderbare Verklärung ausgegossen, vor der das erlittene große Weh demüthig-scheu zurückwich, und als sie nach einer Erholung im Maierhofe das Schloß erreicht hatte, war der Sieg der Ergebung schon ganz und vollständig in ihrem milden, von keiner Leidenschaft getrübten Wesen ausgesprochen.

•

Sechs Jahre nach den geschilderten Ereignissen auf dem Schlosse des Baron Ernst*** wohnten in der Rue St. Honoré in Paris zwei Wesen im engsten Haushalte beisammen, wovon das Eine geschaffen schien, jeden Widerspruch im Leben zu versöhnen, das Andere: jeden Glauben an das Schöne und Göttliche darin zu ersticken. Zwischen diesen beiden einander so unähnlichen Geschöpfen stand nur noch eine dritte dienende Person, an der bei einer dumpfen, alle Selbstständigkeit tödtenden Abhängigkeit von ihrem Brodherrn nicht mehr zu erkennen war, ob je die Macht des Guten, das Gefühl des Rechts, die Regung der Simpathie in ihrer Seele heimisch war.

Diese dienende Person hieß Marguerite, und war bereits an der Grenze des beginnenden Greisenalters. Ihr Herr, Namens Cachet, war aus dem Elsaß gebürtig, stand in den Fünfzigen, und hatte sich als Privatgeschäftsführer einiges Vermögen erworben. Prozesse, in die er wegen unredlicher Gebahrung mit anvertrauten Geldern verwickelt worden war, hatten ihm, obwol der Ausgang zweifelhaft geblieben war, das öffentliche Vertrauen entzogen, und seine Geschäftspraxis war in's Stocken gekommen. In der letzteren Zeit hatte er fast gar nichts mehr zu thun, und lebte nur von den Interessen seines Vermögens, das er durch Noth-Darleihen gut fruchtbar zu machen wußte. Sein Aeußeres war das Bild leiblicher und geistiger Trockenheit. Er war groß, hager, von fahler Gesichtsfarbe, kalten schlauen Blicks aus kleinen grauen Augen; sein Mund war groß, mit eingekniffenen, kaum sichtbaren Lippen, das spärliche graue Haar lag glatt gekämmt auf seinem Haupte, seine Stirne war hoch aber flach. Es ließ sich keine Leidenschaft und kein Laster mit Sicherheit aus den Zügen und Geberden dieses Menschen herauslesen; aber wenn man ihn recht betrachtet hatte, mochte man ihm wohl Alles zutrauen. Geldgier schien der vorherrschende Zug seines Charakters zu sein; denn die Hauptaufgabe und das oberste Interesse seines Lebens war offenbar: zu erwerben und das Erworbene festzuhalten; seine ganze karge Lebensweise, die kahlen Wände seines Hauses sprachen den Geiz deutlich aus; sein großer Mund verzog sich von Zeit zu Zeit zu dem Ausdrucke einer sinnlichen Lüsternheit, und in seinen gewöhnlich kaltblickenden Augen brannte zuweilen ein fremdartiges Feuer, das wie Haß und Ingrimm gegen Gesetz, Welt und Menschheit leuchtete. Unter der Obhut dieses Menschen stand ein 18jähriges Mädchen — seine Mündel, Maria***. Diese war das Gegenbild ihres Vormunds, ihre reizende Gestalt war der treueste Spiegel einer warmen, für alles Schöne und Gute erglühenden Seele. Sie war blond, ihr großes blaues Auge hatte einen mehr schmachtenden als lebhaften Ausdruck; ihre schön gewölbte, reine Stirne trug das edelste geistige Gepräge, ihr Mund schien zum Lächeln der Freude und Liebe bestimmt zu sein, es aber verlernt zu haben; ein mild trauriger Hauch war über die ganze jugendlich warme und edle Gestalt ausgegossen, und die Blässe ihrer Wangen war keine natürliche; es war nicht zu verkennen, daß ein länger fortgesetztes Leiden eine stille Kränkung den angebornen Schmelz von dieser jugendlichen Gestalt abgestreift hatte.

Es war an einem schneereichen Wintertage, als Cachet seiner Mündel ankündigte, daß er mit ihr am Morgen des nächsten Tages zu einem Besuche nach dem eine kleine Tagereise entfernten Gute eines Freundes sich begeben, und einige Zeit daselbst verweilen werde. Er fügte bei, daß er sie unter der Obhut der betagten Haushälterin des Gutsbesitzers dort zurücklassen werde, damit sie im Genuße der Landluft nach dem Rathe des Arztes von ihrer Bleichsucht genesen möge. Bei dieser kurzen kategorischen Ankündigung ließ er es bewenden, ohne sich irgend darum zu bekümmern, welchen Eindruck diese Mittheilung auf das junge Herz des Mädchens, das er bisher in strengster Klausur gehalten hatte, hervorbringen werde.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Ueber die deutsche Einigkeit.

Es herrscht in der Politik jetzt ein großer Streit, ob wir erst die Freiheit erkämpfen sollen, oder die Einheit und Einigkeit. Ich halte dafür, wir werden es früher zur Freiheit bringen, als zur Einigkeit!

Sind wir erst Alle einig, ist Alles einig in der Natur und in der Gesellschaft, dann sind wir auch vollkommen, dann ist die Welt vollkommen, dann ist sie ein Himmelreich. Aber dann müssen wir bei uns, dann müssen wir im Hause anfangen.

Wenn die Frauen nicht mehr schmollen und trotzen, die Männer nicht mehr brummen und tyrannisiren, dann herrscht Einigkeit. Wenn unsere souveränen Schulknaben lieber in die Schule, als zu Volksversammlung und Aufläufen gehen, wenn die Advokaten keinen Prozeß übernehmen, von dem sie schon im Voraus wissen, daß sie ihn verlieren werden; wenn die Aerzte auf ein Haar übereingekommen sind, ob die Cholera mit kaltem oder heißem Wasser zu kuriren sei, ohne einen Bock zu schießen; wenn wirklich ein Haaröl erfunden wird, das auf kahlen Häuptern einen Urwald hervorzaubere; wenn ein Ruß erfunden wird, der nicht schwarz macht und ein Mehl, das nicht stäubt, wenn die Bürstenbinder nicht mehr durstig sind und die Romandichter nicht mehr trocken; wenn die Sängerinnen nicht mehr heiser werden und der Theaterzettel eine Wahrheit geworden; wenn die jungen Mädchen ihre Genossinnen nicht mehr um einen Schmuck oder eine Eroberung beneiden und die jungen Männer sich lieber im Tanzsaal bewegen, als im Nebenzimmer Whist zu spielen, dann wird schon Vieles vollkommen dann werden wir einig. —

Wenn die Dachtraufen nicht mehr naß machen und die Thüren nicht mehr knarren, wenn die bairischen Postbeamten höflich und die Neujahrsgratulanten bescheiden werden, wenn der Rauch nicht mehr beißt und kein Stiefel mehr drückt, wenn die Nachtwächter uns nicht mehr im Schlafe stören, sondern lieber selbst schlafen, die Uhren nicht reparirt zu werden brauchen; wenn die Nachtigallen sich Paletots anschaffen und auch im Winter bei uns bleiben, um im Freien zu singen, wenn die Rosen, wie auf den Wangen unserer Mädchen, auch zwischen Schnee und Eis blühen; wenn die Schmetterlinge solide und die jungen Herren gesetzt werden, die jungen Damen aber nicht gesetzt, d. h. nicht sitzen bleiben beim Tanze und anderweitig —: Dann rücken wir ein großes Stück näher zur Vollkommenheit und werden einig, einig!

Wenn die Müller ohne Wasser und Wind mahlen und die Reisenden und Jäger ohne Wind erzählen, wenn die Schulmeister aus allen dummen Jungen gescheidte Kerle machen; wenn die Verliebten die Sterne vom Himmel langen und sich gegenseitig als „Vielliebchen" schenken können; wenn die Sonne über lauter Gerechte scheint und in den Gerichten lauter Gerechte sitzen; wenn die Katzen nicht mehr kratzen und die ungeschickten Tänzer ihren Damen nicht mehr auf die Füße treten; wenn alle Steuern wegfallen und jeder Mensch auch für's Nichtsthun eine Leibrente bekommt, wenn der Wind die Regenschirme nicht mehr umstülpt und der Straßenschmutz die langen Kleider der Damen nicht befleckt, wenn auch die falschen Hausschlüssel passen und Gläser und Geschirre elastisch sind, daß sie nicht mehr zerbrechen; wenn keine Suppe mehr versalzen wird, wenn die Fische sich selbst schuppen, die Krebse freiwillig in's siedende Wasser springen und die Rebhühner sich selbst an den Bratspieß stecken; wenn die Hasen gespickt herumlaufen und die Cigarren wie der Spargel wachsen; wenn gewisse Redner nicht mehr langweilig und alle Damen im Konzert die Symphonien wirklich mit Geduld anhören, wenn die Wagenräder sich selbst schmieren und die Lampen mit Oel füllen, wenn jeder Mensch zur Bequemlichkeit seinen Luftballon hat, um nach Laune seine Luftschlösser besuchen zu können; wenn man auf die Luftschlösser Capitalien aufnehmen und sie veräußern kann; dann — dann haben wir schon einen großen Schritt zur Vollkommenheit gemacht; dann — dann werden wir bald einig sein!

Wenn uns keine Arbeit ermüdet, keine Eitelkeit verlockt, kein Traum bethört, kein Verlust entmuthigt, wenn die Treue eine Wahrheit geworden und wenn es vom Eheversprechen hinterher nicht heißt: Ich habe mich nur versprochen! — wenn die Rasirmesser immer scharf bleiben und alle Lästerzungen stumpf werden; wenn die Morgenstunde Gold im Munde hat und die Abendstunde Tresorscheine in der Tasche; wenn die Schafe sich selbst scheeren und die Esel nicht zur unrechten Zeit laut werden; wenn man die Pelze wirklich waschen kann, ohne sie naß zu machen und das Wachs im Feuer vergolden; wenn erst alle Schwätzer in den Schmieden und Kirchen bei den Blasbälgen angestellt sind, wenn, wenn — ja wenn

uns endlich hier eben an der Stelle, wo der Frack sitzt, Flügel wachsen: dann ist die Vollkommenheit da, die schönste Welt, die größte Einigkeit und Uebereinstimmung. —

Darum, meine Herrn, bessern wir uns, arbeiten wir an uns, daß uns Flügel wachsen! —

Ausnahmen, Vorbilder gibt es schon: Unsern Damen fangen schon an die Flügel zu wachsen, das sieht man beim Tanz und bei der Begeisterung, mit der sich ihr Gemüth für alles Edle und Schöne erhebt. —

Darum sage ich zum Schlusse, daß, wie alles Gute, auch unsere Vollendung, unsere Einigkeit endlich von den Frauen ausgehen wird.

Heil den Frauen! (Komet.)

Wiener-Signale.

Se. Majestät unser jugendlicher Kaiser macht sich in Olmütz sehr populär. Vor einigen Tagen erschien er in schlichter Civilkleidung im Verkaufsgewölbe einer Schnittwaarenhandlung daselbst, um verschiedene Einkäufe zu machen. Es ist sonderbar, daß derlei Charakterzüge unseres Monarchen durch die Presse nur höchst selten unter das Publikum kommen.

In der Michaelerkirche sollen Gewehre und scharfe Patronen gefunden worden sein. Ebenso wurden auf der Wieden und in der Vorstadt Mariahilf Waffen der verschiedensten Gattungen gefunden.

Die Gerüchte, welche von Unruhen und Mißstimmung in Prag erzählten, bestätigen sich durchaus nicht.

Das erste Rededebüt des Dr. Josef Neumann im Reichstage, giebt den hiesigen Liberalen zu vielen Witzeleien Anlaß. —

Die Patrouillen des Militär's scheinen in Folge der letzten Schuß-Attentate wieder verstärkt worden zu sein.

Man erzählt sich hier in den mindern Volksklassen, welche leider Alles glauben, daß Fürst Windischgrätz in Schönbrunn verwundet liegt. — Zu dieser ganz unglaubwürdigen Sage soll auf dem Fahrweg gelegtes Stroh, welches man gewöhnlich der Kranken wegen zu streuen pflegt, Anlaß gegeben haben.

Dieser Tage sollen Mehrere, welche hochrothe Halsbinden trugen, arretirt worden sein.

Von Ungarn laufen fortwährend neue Siegesberichte ein. Der Insurgentenhäuptling Bem dürfte bald ganz eingeschlossen sein.

Provinz-Signale.

Saaz, 26. Jän. In der gestrigen Sitzung des Bürgerausschusses kam nebst mehreren Gemeindeangelegenheiten der Gegenstand zu Sprache, auf welche Art man dem hiesigen Reichstagsdeputirten Dr. Löhner den Dank für sein bisheriges lobenswerthes Wirken und Handeln ausdrücken solle. Ein Vertrauensvotum wurde als unzureichend verworfen, und einstimmig beschlossen, wenn er seine Mission so ehrenvoll wie bisher durchführt, ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt Saaz zu überbringen.

An Hrn. Deputirten Dr. Rieger wird wegen seines in letzter Zeit so nationalitätsfreien ehrenwerthen Auftretens für die heilige Sache der Freiheit ein Dankesvotum überschickt.

In Quebek, einer nordamerikanischen Hafenstadt, hat sich ein Verein gebildet, um in Ungarn Colonien anzulegen.

In Graz wird jetzt ebenfalls zur Bildung einer Handelskammer geschritten.

Aus der Zeit.

Die Unruhen in Frankreich und andern Ländern des Kontinents haben so viele Diamanten nach England gebracht, daß sie beinahe unveräußerlich sind. In andern Ländern fließt Blut, in England Milch und Honig. Jene verarmen, dieses wird steinreich.

In New-York ist ein junger schöner Indianer und eine 17jährige Prinzessin aus dem Stamme Chippewa angekommen, deren Haar schwarz wie Ebenholz und 3 Fuß lang, besondere Bewunderung erregen. Sie will der Königin von Großbritannien einen Besuch abstatten und dann wieder in ihre Heimat zurückkehren.

Ludwig Napoleon's hervortretendster Charakterzug ist seine Liebhaberei an Theater-Coups. Er ist das, was einst der Pabst Pius VII. seinen Oheim schalt: un comédiant! Man erinnere sich nur jener Geschichte, die vor mehreren Jahren von ihm durch alle Zeitungen gejagt wurde. Auf einer Reise in der Schweiz findet er in dem Fremdenbuche den Namen Hudson Lowe's, des Kerkermeisters Napoleon's auf St. Helena. Die Dinte ist noch naß, also kann der, welcher ihn geschrieben, noch nicht weit sein. Ludwig Bonapart's Begleiter erkundigt sich nach dem Fremden; er ist allein mit einem Führer nach einem großen, von den Fremden gewöhnlich besuchten Wasserfalle gegangen. Sogleich folgen ihm Bonaparte und sein

Begleiter. Sie treffen den alten hagern Engländer, wie er in die schäumenden Wasser hinabblickt, ohne ihr Kommen zu gewahren. Sie winken seinem Führer zur Seite und drücken diesem ein Geldstück in die Hand. Dann eilen die beiden jungen Leute vorwärts, fassen den alten Mann plötzlich bei den Beinen und heben ihn über das Geländer. Als Hudson Lowe nun da hängt, den Kopf in die Tiefe gesenkt, besprengt von dem schäumenden Wasser, jede Secunde seines Todes gewärtig, ruft ihm Ludwig Napoleon zu: Ich bin der Neffe des Mannes, den du gemartert hast! Welchen Eindruck diese Worte auf den halbtodten Beitten hervorgebracht, wissen wir nicht. Wir wissen nur, und zwar durch Ludwig selbst, daß, nachdem der ehemalige Gouverneur von St. Helena noch einige Minuten so, an den Füßen gehalten, über dem Abgrund geschwebt, seine Peiniger ihn endlich wieder herauf gezogen. Sie nahmen ihn zwischen sich und schleppten ihn zurück nach der Grotte, wo das Fremdenbuch lag. Dort zwangen sie ihn, niederzuknieen und mit seiner Zunge den eigenen Namen auszulöschen. Als es der alte Mann endlich gethan, stieß ihn Ludwig Bonaparte zur Grotte hinaus. Er selbst hatte in mehreren europäischen Zeitungen den Hergang geschrieben und um Aufnahme gebeten. Ludwig Napoleon's persönliche Bekanntschaft machte ich vor zehn Jahren in Mainz — es war nach seiner ersten unglücklichen Donquixoterie in Straßburg. Wir logirten in demselben Gasthofe. Am Morgen hatte ich ihn zuerst gesehen, am Nachmittag zündete ich mir gerade eine Cigarre auf dem Gang an, als zwei junge Französinnen an mir vorüberschritten und einen Kellner, der aus der nächsten Thüre trat, baten, ihnen noch die Gelegenheit zu verschaffen, Ludwig Bonaparte zu sehen. Der Kellner wollte eben antworten, da öffnete sich eine Thür gegenüber, und der Held von Straßburg und Boulogne erschien lächelnden Antlitzes auf der Schwelle: Mesdames, Sie wünschen mich zu sehen. Me voilà, regardez moi à votre aise, ich habe Zeit. Die Verlegenheit der armen Kleinen flößte mir förmlich Mitleid ein. Aber Bonaparte blieb davon ungerührt und pflanzte sich kaltblütig in den Weg der Damen, die endlich sich umwendeten und rasch an uns vorüber die Treppe hinab flohen. Ich hatte bei dieser Gelegenheit die Züge des Mannes mustern können. Er gleicht seinem großen Oheim nicht im Mindesten. Ein schmales Gesicht, eine gekrümmte Nase, helles lockiges Haar, schmale, geschnittene Augen, ein blonder Schnurrbart — wer konnte dabei an Napoleon denken?

Konversationssaal.

Ein Arzt ging in den letzten Tagen des Decembers, Abends durch die Rue d'Ulm in Paris und gewahrte den Körper eines jungen Frauenzimmers, dem Anscheine nach todt, auf dem Steinpflaster ausgestreckt. — Er glaubte es sei irgend ein Opfer eines Verbrechens. Er rief einen Wagen herbei, ließ die Leiche hineinlegen, setzte sich dazu und brachte sie nach dem Hospital Cochin. Dort wurden alle möglichen Mittel angewendet und es ergab sich bald, daß das Mädchen durch einen schweren Fall nur einige Contusionen erhalten hatte; sie gelangte bald zum völligen Bewußtsein. Der Arzt empfahl noch einige Zeit Ruhe an und verließ das Hospital.

Am andern Tage herrschte die größte Bestürzung unter den Damen des Klosters St. Michel, einer Stiftung, welche den Zweck hat, Töchter und Frauenzimmer, welche von der Bahn des Rechts abgewichen, wieder dorthin zurück zu geleiten. Ein Herr B... hatte es vor einiger Zeit gerathen gehalten, seine Tochter Florentine in dies Institut zu bringen; die Veranlassung dieser väterlichen Strenge war triftig genug. Die junge Dame hatte seit einiger Zeit mit einem jungen Manne ein Liebesverhältniß angesponnen, das der Vater durchaus mißbilligte, ja untersagte. Verhindert, ihn zu sehen, hatte sie die erste beste Gelegenheit benützt, ihr väterliches Haus zu verlassen und bei dem Manne ihres Herzens Zuflucht zu suchen. Herr B... bekam sogleich die Kunde davon, nahm die Hülfe des Gerichts in Anspruch, holte die widerspenstige Tochter und brachte sie unter Aufsicht in das Kloster St. Michel. —

Florentine aber, gemartert, sich so gefangen gehalten zu sehen, beschloß in ihrem energischen Sinne, sich zu befreien, und sollte sie ihr Leben dabei aufs Spiel setzen. Schwierigkeiten, die für Andere unübersteiglich gewesen wären, sie wollte sie besiegen. Mit großer Mühe brachte sie es dahin, eine Schraube aus ihrem Bette loszumachen; mit dieser gelang es ihr, den Riegel vom Fensterladen, der vorgeschoben war, zu lösen, das Fenster zu öffnen und ohne im mindesten daran zu denken, daß sie ihre Glieder zerbrechen könnte, stürzte sie sich in die Straße hinab, wo wir sie unsern Lesern zuerst bewußtlos schilderten. Sie war nur vom Falle betäubt, hatte aber, wie schon einmal bemerkt, durchaus keine bedeutende Verletzung erlitten.

Nach einigen Tagen brachte man sie in das Haus ihres Vaters zurück. Der strenge Sinn des Herrn B... war durch diese unangenehmen Vorgänge gebrochen, um größerem Unglück vorzubeugen, hat er endlich in die Heirath seiner Tochter gewilligt. —

Amüsantes.

Der begünstigte Liebhaber. Kürzlich wurde mit Hülfe einer Hellseherin der Mieter eines Herrn Bruce zu New-York entdeckt, und das Aufsehen, welches diese Entdeckung machte, war so ungeheuer, daß ein junger, eben verheiratheter Mann, welcher New-York besuchte, der Somnambule seinen Besuch abstattete, um sich zu erkundigen, was seine 90 Meilen entfernte Gattin macht. „Sie sitzt allein“, begann die Seherin, „in ihrem Zimmer und sieht zum Fenster hinaus, als erwarte sie Jemanden.“ — „Hm“, wirft der Gentleman ein, „wahrscheinlich erwartet mich die Gute schon und glaubt an so schnelle Rückkehr.“ — „Jemand“, fährt die Dame fort, „tritt jetzt ein, sie umarmt ihn und liebkoset ihn herzlich.“ „Das ist nicht wahr, das ist ein schlechter Witz! Mein Weib ist mir treu wie Gold“, unterbrach der Mann wüthend das weissagende Ungethüm. „Jetzt“, referirte die Seherin weiter, „legt er seinen Kopf an ihre Wange und blickt ihr zärtlich in die Augen.“ „Zum Henker, verdammte Hexe, das ist eine niederträchtige Lüge!“ — „Jetzt — und dies erklärte plötzlich die Geschichte und ließ den gemarterten Ehemann laut auflachen — „wedelt er freundlich mit dem Schweif und sie giebt ihm ein Stück Zucker.“

Ein Dorfpaster ging zu einem Collegen, um ihn zu Tische zu laden. Da er ihn aber nicht zu Hause fand, so schrieb er an dessen Thüre: „Der Herr Confrater wird nebst seiner lieben Familie gebeten, morgen zum Mittagsessen zu mir zu kommen.“ Den andern Tag erschien der eingeladene Gast mit den Seinigen, und kam auch den folgenden und darauffolgenden Tag zu Tische. Der Gastgeber war darüber sehr verwundert und sagte endlich zu seinem Gaste: „Es ist mir zwar angenehm, Sie bewirthen zu können, doch wundere ich mich, wie es kommt, daß Sie sich nun täglich einstellen?“ — „Ei“ — erwiederte jener — „ich finde ja täglich an meiner Thüre Ihre Einladung, Sie morgen zu besuchen!“ — Der Gastgeber löschte nun diese, indem er sich heimlich in die Wohnung seines Collegen begab, noch an demselben Tage selbst von dessen Thüre ab.

Neueste Literatur.

Lieder von Dilia Helena. Mit einem Vorworte von Lud. Tieck, Berlin, Nicolaische Buchhandlung 1848.

Das politische Sturmwetter hat die lyrische Poesie, wenn sie nicht einzig und allein politische Stichwörter paraphrasiren will, verstummen gemacht. Die Aeolsharfen der Liebe, der stillen Betrachtung, der poetischen Gefühle klingen nicht mehr in einer Zeit, in welcher die größten Interessen, die hervorragendsten Gewalten nach einer neuen Veränderungsform streben, um dem künftigen Jahrhundert eine neue Basis der Kultur und Idee zu geben; um eine Zeit der Gesittung und Volksfreiheit zu erschaffen, wie sie den Anforderungen der Bildung und des Rechtes entspricht. — Die Zeit der Leiden und Träume liegt dem Leben des Gedankens und der That wie wir es jetzt unbedingt fühlen, zu ferne! —

Wir bedauern, daß das schöne Talent der Dichterin durch die Ungunst der Zeit nicht die Stellung schon jetzt erringen wird, die ihm gebührt — Dilia Helena ist kein gewöhnlicher Blaustrumpf, der mit affektirter Blasirtheit galante Verse drechselt, deren Inhalt so leer ist wie der einer neuen ungebohrten neuen Nadelbüchse. Dilia Helena hat nicht die Poesie als pikante Bijouterie angesehen, die noch auf einem Toilettetischchen neben einer chinesischen Pagode und einem Schmuckkästchen Platz nehmen darf! —

Dilia Helena fühlt tief und zart, und weiß ihre schönen edlen Gedanken in einer reinen herrlichen Form wiederzugeben; Dilia Helena ist Dichterin! —

Das mag auch Tieck bestimmt haben, sein gewichtiges Wort dem Büchlein zur Einführung in die Oeffentlichkeit mitzugeben. — Ich glaube zur Charakteristik der Dichterin das Beste beizutragen, wenn ich das Gleichniß anführe, mit welchem das Vorwort Tieck's beginnt, und welches er selbst ein Urtheil über die Sammlung dieser zarten Gedichte nennt: „Wer jemals den Genuß erlebt hat, aus dem Lindenbaume eines Parks, im Salon eines Landhauses, eine Aeolsharfe oder Luftharmonika zu hören, der wird wissen, wie bezaubernd, wie ergreifend diese wechselnden, anschwellenden, verhauchenden Töne sind, wie Sehnsucht erweckend der Gesang dahinschwebt, oder wie von Geistes oder Elfenfingern so zärtlich gespielt und angeklungen wird. Man sagt sich, daß diese Töne nicht von der Kunst hervorgebracht werden, man könnte den Wundergesang nicht auf Noten setzen, und doch sind wir befriedigt, und auf die schönste Weise geistig angeregt: seltsame und träumende Lieder und Tongedanken erwachen in uns, und säuseln durch die sabbathliche Stille unser's lieblich bewegten Geistes.“ — Das Gedichtbuch theilt sich in: „Lyrisches, Natur, Liebe, Kindheit.“ —

Liebe ist ja das Leben des Weibes! Wir glauben auch die dritte Abtheilung „Liebe“ als die beste bezeichnen zu können. Wunderzarte Gedanken enthält „Kindheit.“ — In „Natur“ überrascht uns oft die tiefe, edle, wunderbar scharfe Anschauung des Wesens der Natur. Wir werden nächstens einige Proben daraus bringen.

Das Büchlein ist außerordentlich nett und freundlich ausgestattet.

Ernst Rose.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckho … apier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Donnerstag den 1. Februar 1849. **№ 23.** **Vier und dreißigster Jahrgang**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Der Wüstling.

Novelle von Friedrich Dornau.

(Schluß.)

Marie war zu sehr gewohnt, sich in die Befehle und Wünsche ihres Gebieters, so unbillig und hart sie auch oft waren, zu fügen, als daß sie es gewagt hätte, eine Aufklärung über diese plötzliche Bestimmung zu verlangen, und da sie an ihrem gewöhnlichen freudelosen Zwangsleben nichts zu verlieren hatte, so nahm sie die angekündigte Veränderung mit dem Reste ihrer jugendlichen Spannkraft freudig auf, und spürte nach langer Zeit zum ersten Male wieder die Regungen des Erwartens und Hoffens in ihrer Brust. Doch war dieses ganz unerwartete und aus dem Geleise ihres bisherigen Lebens tretende Ereigniß so befremdend, daß es sie allerdings auch zum Nachdenken anregte, und daß sie ungeachtet ihrer kindlichen Unbefangenheit dennoch mit einiger Unruhe bei der Betrachtung verweilte, daß von keiner Frau, sondern nur von einer Haushälterin des Gutsbesitzers die Rede war. Allein sie ging schnell über dieses Bedenken hinüber, und da die Haushälterin als eine „betagte Frau“ bezeichnet worden war, so beruhigte sie sich bald ganz.

Der Vormund sprach im Verlaufe des ganzen Tags kein weiteres Wort über das angekündigte Reisevorhaben; doch schien es Marien, als wenn er etwas mehr wie gewöhnlich aufgeregt, und das erste Mal während seines 4 Jahre langen Zusammenlebens mit ihr geneigt wäre, sich freundlicher gegen sie zu bezeugen. Doch waren die Lichtblicke einer flüchtigen Freundlichkeit nur geeignet, den gewöhnlichen wortkargen Ernst und die gebieterische Strenge des düstern, in sich verschloß'nen Mannes nach greller hervorzuheben, und es kam Marien vor, als wäre ihr diese außerordentliche Huld nur als ein Pfand gegeben, das sie durch unbedingten Gehorsam und willenlose Fügigkeit wieder einzulösen hätte.

Diese Huld hatte daher auch mehr etwas Beängstigendes als etwas Erfreuliches für sie, jeder Zug der Freundlichkeit schien ihr nicht in das Gesicht ihres Vormunds zu gehören, sein Lächeln kam ihr — je wohlwollender es sein wollte — um desto unheimlicher vor, und sie fühlte sich stets erleichtert, wenn wieder jene schroffe kalte Unbeweglichkeit in seine Gesichtszüge zurückkehrte, an die sie gewohnt war, und die ihr nichts sagten als etwas ihrem Herzen Fremdes und Feindliches, in das sie sich gefügt hatte.

Jene Freundlichkeit aber erschien ihr wie ein Hohn auf alles das, was sie liebte und heilig hielt, wie eine Parodie der Menschenliebe.

Marie hatte den Tag mit den Vorbereitungen zur Reise zugebracht, die sich jedoch größtentheils nur auf die Ordnung ihrer eig'nen Habseligkeiten beschränkte, indem alles was Eigenthum ihres Vormunds war, und zu seinem Haushalte gehörte, unter der unmittelbaren Aufsicht und Besorgung der alten Margarethe stand. Ihren Vormund sah sie nicht einmal bei Tische, da seine Geschäfte den ganzen Tag über vom Hause entfernt hielten, und sie war daher an den kargen einsilbigen Verkehr mit der alten Haushälterin beschränkt, der nur wenige Fragen der Nothwendigkeit, denen die kürzesten Antworten folgten, umfaßte. So war der lange Tag allen übrigen gleich in eintöniger Farblosigkeit dahingeschwunden, und Marie sah nicht ungern die alles in Vergessenheit tauchenden Stunden des Schlafes herannahen. Aber auch dieser floh sie; seit langer Zeit zum ersten Male fühlte sie eine Aufregung und Unruhe in ihrer Brust, die sie nicht zu jener frommen Ergebung gelangen ließ, mit der sie bisher die Unbilden ihres jungen Lebens erduldet hatte, und deren Lohn stets ein sanfter stärkender Schlaf war.

Mitternacht war bereits nahe, und noch hatte sie kein Auge geschloßen; die Unruhe ihres Herzens trieb sie aus dem Bette, sie zog ihren Schlafrock an, steckte ihre zarten Füßchen in die Nachtschuhe, und lehnte sich an das Fenster hin, den feuchten Blick zu dem Monde gekehrt, der auf die Schneefläche des gegenüberliegenden Daches traurig herabsah. Sie gedachte der seligen Kinderzeit, die sie am Herzen ihrer Mutter und dann im Hause der Tante verlebt hatte. Beide hatten sie bereits verlassen, beide waren heimgegangen, und sie war nun in der schönsten Blütezeit des Lebens an einen finstern, lieblosen Vormund, den Schwager ihrer vor zwei Jahren verstorbenen Großtante, geschmiedet, der ihr Geschick an geheimen Fäden lenkte, und sie in Ungewißheit über alles ließ, was von ihren zwei geliebten Müttern über das Leben hinaus zu ihren Gunsten verfügt worden war; denn das sagte ihr eine innere unabweisbare Stimme, daß jene engelgleichen Wesen sie nicht hilflos in der Welt zurückgelassen haben.

In diese Gedanken versunken durchwandelte sie die Länge ihres Schlafzimmers, und als sie die Thüre, die in das anstoßende unbewohnte Gemach führte, zufällig nicht geschloßen, sondern nur knapp zugelehnt fand, so drückte sie diese sanft von sich, und erweiterte ihre Nachtwandlung durch den dunkeln kalten Raum dieses Zimmers mit leisen unhörbaren Schritten; denn unmittelbar an diesen Raum stieß das Schlafgemach der alten Haushälterin, die sie nicht im Schlafe stören wollte.

Aber ein leises Sprechen, das aus diesem Gemache unerwartet an ihr Ohr drang, bannte sie an der Stelle fest, worauf sie stand, und benahm ihr beinahe den Athem. Sie vermochte nicht umzukehren, unwillkührlich stand und hörte sie mit pochendem Herzen, mit bebenden Nerven.

„Sie haben meine Treue erprobt, Sie dürfen mich nicht schelten —“ sprach die Stimme der Alten — ich habe mein Gewissen schlafen geschickt, so lange es sich nur darum handelte, ihren Geldkunststücken stumm zuzusehen oder eine Zwischenträgerin für Ihre leichtfertigen Buhlerschaften abzugeben; denn Adams sündhafte Kinder sind wir alle, und so lange das Glück selbst so schändlich mit den Menschen spielt, und dem Rechte und der Gerechtigkeit überall den Weg vertritt, dürfen wir's wohl auch nicht so genau mit diesen Dingen nehmen. — Aber zu dem, was sie da vorhaben, mag ich keine Hand bieten, und wenn ich auch nur schweige und geschehen lasse, so lade ich schon einen schweren Vorwurf auf meine Seele.“

Nach einer kurzen Pause flüsterte die barsche Stimme des Vormunds so leise als sie es vermochte. „Du bist eine Thörin, Marguerite! Schlaf' diese Grillen aus.“

„Nein, nein! entgegnete die Stimme der Alten mit einer schwer unterdrückten Heftigkeit; „ich war auch einmal jung, ich war auch hübsch, ich hatte auch ein Herz im Leibe, und wurde auch um meine Jugend, um meine

Unschuld, um meine erste Liebe betrogen — ich weiß wie es brennt — ich kenne dieses Weh!"

„Laß es gut sein — erwiederte die Stimme des Alten — erhitze Dich nicht umsonst — Du magst immer zurückbleiben, ich werde mich ohne Dich behelfen. Aber wenn Du nicht schweigen könntest, dann wäre es mit dem Rentenschilde vorbei, der Deine letzten Lebensjahre sicherstellen soll. — Bedenk' es! Gute Nacht!"

Die Tritte des Vormunds entfernten sich so leise als sie es vermochten, im Gemache der alten Haushälterin ward es stille, und Marie schlich auf den Zehen in ihr Schlafgemach zurück.

Sie brachte den Rest der Nacht in unsäglicher Unruhe und Beklommenheit zu, böse Ahnungen bedrängten ihre Seele, und als sie am Morgen den Platz im Wagen an der Seite ihres Vormunds eingenommen hatte, war sie noch einmal so bleich als gewöhnlich, und glich einem stillen, wehrlosen Opfer, das zur Schlachtbank geführt wurde.

•

Während diese traurige Fahrt in winterlicher Landschaft ihr Ziel verfolgte, gingen in der Brust des Gutsbesitzers, der den Besuch erwartete, mannigfache, grell wechselnde Gefühle vor. Er hatte sich erst vor einem halben Jahren in Frankreich angesiedelt, um nach seinen schwankenden Neigungen den Winter theils in Paris, theils auf seinem Landsitze zuzubringen, indem sein eigenthümlicher Körper- und Gemüthszustand ihn bald in den Wirbel der Zerstreuungen und Aufregungen des Weltlebens hineinzog, bald zum Kampfe mit den Kräften der Natur antrieb — zum einsamen Ritte über die winterstarre Erde, dem eisigen Winde entgegen.

Er war erst vor wenigen Tagen von Paris zurückgekommen, und seither in einer Stimmung, in der von Zeit zu Zeit ein fieberhaftes Entzücken aufloderte; das aber eine, von Stunde zu Stunde wachsende Bangigkeit stets wieder schnell verschlang. Er wußte sich von diesem sonderbaren, ihm beinahe ganz fremden Gefühle keine Rechenschaft zu geben, nur glaubte er vor mehreren Jahren den Keim dieser Empfindung in einer überstandenen schweren Krankheit bereits in sich getragen zu haben. Es war ihm, als brennte das Mark in seinen Knochen; eine unleidliche Glut, die seine Adern durchschoß, sengte alle Kraft seines Lebens nieder; er sah eine heiß ersehnte Lust ihm entgegen kommen; und fühlte sich ihr nicht gewachsen, seine Seelen- und Sinnenkraft schien von der Aufgabe erliegen zu wollen, und selbst das lang betäubte Gewissen regte sich wieder. Doch glimmte noch der Rest des Lebens in ihm, und er bot alles auf, um Sinne und Fantasie auf eine Höhe zu spannen, die jenes Gefühl der Ohnmacht und Bangigkeit zu besiegen im Stande wäre. Es gelang ihm so weit, daß er nach einer schwelgerischen Tafel, von dem flüchtigen Beben des Champagners durchrieselt, den alten Uebermuth in seinen Adern wieder aufleben spürte, und nun mit heißem schwelgerischem Verlangen in die nächste Zukunft blickte. Seit einem Jahre hatte er nach der Lösung eines Verhältnißes, das ihn an ein herrschsüchtiges und hochmüthiges aber sinnlich bezauberndes Weib gebunden, und eben so sehr beseligt als unglücklich gemacht hatte, seine Freiheit in der Art bewahrt, daß er sich an kein weibliches Wesen mehr bleibend anschloß, sondern nach Gunst der Gelegenheit hier und dort vom Strauch der Lust eine verbot'ne Frucht pflückte. Vor ein Paar Wochen traf es sich, daß er in Paris im heimlichen Dunkel einer Kirche, wohin eine Aufwallung der Andacht ihn geführt hatte, Marien erblickte. Ihr liebliches, sanft verklärtes Gesicht erschien ihm in der heiligen Dämmerung des ehrfurchtgebietenden Raumes als das Schönste und Bezauberndste was er je gesehen hatte, und als sie aufstand, sich vor dem Altare verneigte, und dann die edle, feine Gestalt sich in züchtiger Anmuth fortbewegte, da fand er seine Sinne von gleichem Zauber ergriffen wie seine Seele, und es gemahnte ihn, als wäre der Besitz dieses Wesens das höchste Gut.

Von unwiderstehlicher Macht getrieben, folgte er ihr, und nachdem er auf diese Art ihre Wohnung und durch den Hausbeschließer auch ihre Verhältniße kennen gelernt, nachdem er sich über die Stellung und den Charakter ihres Vormunds nähere Auskunft verschafft hatte, gründete er auf diese Kenntniß einen Plan, den ein schneller Erfolg krönte. Der geldgierige geizige Mäckler, in dem jede Stimme des Gewissens und Gefühls längst erstickt war, willigte bald ein, dem reichen Wüstlinge das unschuldige reizende Kind zuzuführen.

Sie verabredeten unter einander, den Besuch auf dem Schloße unter dem Vorwande einer alten Freundschaft so harmlos als möglich erscheinen zu laßen, und das unbefangene Mädchen zur Vermeidung jedes Verdachts unter die Obhut der bejahrten Haushälterin zu stellen. Durch Zeit und Gelegenheit hoffte der Gutsbesitzer die Neigung des schönen Kindes zu gewinnen, oder auch ohne diese auf den Wegen der Verführung zu seinem Ziele zu gelangen — ja, sei es ein Rest von Schamgefühl, oder eine Mahnung des Gewissens, oder die dämonische Gewalt des unwiderstehlichen Antriebs, der ihn zu diesem reinen Wesen hinzog — er ließ sogar den Gedanken fallen, daß er Marien, wenn er sie als das kennen gelernt hätte, was ihr erster Anblick ihm zu verheißen schien — wohl auch als Gemalin an seine Seite zu erheben vermöchte. Der alte Wucherer war bei dem Menschenhandel in jedem Falle wohl bedacht. Marie hatte ein anständiges Vermögen von 60,000 Franken, auf welches der Gutsbesitzer für den Fall der Ehelichung des schönen Kinds zu verzichten erklärte, während er im entgegengesetzten Falle die Kuppelei mit einem gleichen Betrage zu belohnen versprach.

Der Abend war herangebrochen, nur mit der äußersten Anstrengung aller Kräfte und durch erneuerte Steigerung seiner Sinne im Genuße des Champagners hatte der Gutsbesitzer sich über jener Bangigkeit aufrecht zu erhalten vermocht, die so plötzlich über sein ganzes Gefühlsleben hereingebrochen war, und in jeder Faser seines Daseins drohend lauerte, um bei dem nächsten Anlasse wieder ihre Macht zu zeigen. Endlich hörte er einen Wagen in den Schloßhof einfahren, und eilte an das Fenster. Gleich darauf sah er das reizende Mädchen aus dem Wagen steigen, und die große hagere Mefisto-Gestalt ihres Vormunds wie einen bösen Schatten ihr nachfolgen. Beide folgten dem Bedienten, der zu ihrem Empfange herbeigeeilt war, in die Gemächer der Schloßwärterin, wo Marie ihre Herberge nehmen sollte. Nicht lange aber währte es, daß der Vormund in dem Empfangzimmer des Gutsbesitzers erschien. Einer erschrack bei dem Anblicke des anderen; in der kalten Winterluft war die trockene Gestalt des alten Wucherers noch mehr zusammengeschrumpft, und ein Krampf schüttelte seine Muskeln und Glieder; der Gutsbesitzer aber war todtbleich, und seine Augen leuchteten unheimlich von einem erkünstelten Feuer. Sie begrüßten sich mit jener falschen Freundlichkeit, die den Dienst willkommen heißt, während sie den Dienenden haßt oder verachtet.

Der Vormund erklärte seine Absicht, bereits am nächsten Tag wieder abzureisen, und der Gutsbesitzer seinen Entschluß, Marien nicht eher zu sehen, als bis sie sich zum gemeinschaftlichen Abendmahle in dem Speise-Saale versammeln würden.

Während Chabet sich in dem ihm angewiesenen Zimmer der Reisekleider entledigte, und neue Toilette machte, wurde im Speise-Saale die Tafel gedeckt. Der Gutsherr leitete die Anordnung des Ganzen, und als die Armleuchter angezündet waren, und ihr reiches Licht ausstreuten, erfreute er sich der geschmackvollen Zierlichkeit des Gedeckes, der schönen Blumen-Vasen, der funkelnden Glasaufsätze, worauf feines Zuckerwerk wie Kristall glänzte, und als dann auch der Kronleuchter aufflammte, und die Girandols ihr Licht über den duftenden Wintergarten hinstreichen ließen, welcher die Seitenwände des marmornen Saals schmückte, da fühlte der Gutsherr wieder jenen elektrischen Lebensstrom durch seine Adern fließen, der ihn bisher von Genuß zu Genuß bis zur gänzlichen Erschöpfung getrieben hatte.

Mozart's Champagner-Lied durchtobte seine Sinne, und mit heißem Verlangen sah er dem Eintritte Mariens entgegen, durch die er in der Theilnahme an den Entzückungen eines unberührten Herzens noch einmal die höchste Lust des Lebens genießen zu können vermeinte.

Eine kleine Viertelstunde war noch der zum Abendmahle bestimmte Zeitpunkt entfernt, als sich Schritte über die Treppe herauf vernehmen ließen, und das Herz des Gutsherrn pochte hörbar; er wußte nicht wie ihm geschah, er hatte diese Bangigkeit, diese Ohnmacht des Gefühls noch nie empfunden; bleich wie vor einer erwarteten Geistererscheinung trat er der Thüre entgegen, die sich vor ihm aufthun sollte. — Sie that sich auf, und an der Hand der Schloßverwalterin, gefolgt von der dämonischen Gestalt des alten

Vormunds erschien Marie im weißen einfachen Gewande, schön wie ein Engel des Himmels, aber bleich wie ein Bild aus der Schattenwelt.

Vor dieser Erscheinung aber entschwand das gezwungene Lächeln von den Lippen des Gutsherrn, ein ungeheurer Schrecken durchzuckte ihn, er schloß die Augen, öffnete sie wieder, und prallte dann mit Entsetzen zurück, seine Gesichtszüge verzerrten sich, und mit dem Schrei: „Helene! Weh mir! Helene! Bist Du aus dem Grabe emporgestiegen — um mich zu strafen! Verschone mich! ich folge Dir! ich sterbe!" stürzte er zusammen.

Am folgenden Tage, als sich die Verwirrung und der Schrecken über das unerwartete Ereigniß im Schlosse gelegt hatten, saß Marie am Bette ihres Vaters, der nun derselben Krankheit, die ihn früher einmal auf das Schmerzenslager hingestreckt hatte, rettungslos erlag.

Aber wenn Marie auch nicht im Stande war, ihn durch ihre kindliche Liebe und Sorgfalt in das Leben zurückzurufen, so ward sie ihm doch ein Engel des Trostes und der Versöhnung in den bittern Stunden, die er noch auf dieser Erde zu athmen hatte. Denn wie ganz anders stand nun das Bild der Welt und seines eigenen Lebenslaufs vor ihm! wie geschäftig flatterten die Eulen des Gewissens um seine Stirne, und raunten ihm die schwersten Vorwürfe in die Seele! wie furchtbar erschien ihm der zuletzt vorbereitete Angriff auf die Tugend und Unschuld seiner eig'nen Tochter, wozu die nie bezwung'ne Lust des bösen Triebs in seiner Seele ihn unbewußt hingerissen hatte!

Am dritten Tage verschied er in den Armen seiner Tochter, versöhnt durch ihre Liebe!

Marie wurde Erbin seines ganzen Vermögens, und da sie noch nicht großjährig war, und da ihr sterbender Vater die ganze Schlechtigkeit ihres Vormunds kennen gelernt, und sie daher durch ein paar mit zitternder Hand geschriebene Zeilen dem Schutze seines Notars in Paris, den er als einen rechtschaffenen Mann kannte, empfohlen hatte, so wurde Marie der Tirannei und den betrügerischen Absichten ihres Vormunds bald ganz entzogen, und trat in den ungeschmälerten Genuß des bedeutenden Vermögens, das sie von ihrem Vater und von ihrer Großtante geerbt hatte.

Schon im nächsten Sommer trat sie eine Reise nach Rußland an, und in dem elenden Pfarr-Dorfe, wo die Gebeine ihrer hochsinnigen Mutter ruhten, ließ sie eine Kapelle über dem Grabe der edlen Dulderin bauen, und stiftete für ewige Zeiten ein Siechenhaus. Denn Helene hatte nach ihrer Flucht aus dem Schlosse des untreuen Gatten, und nachdem sie ihr Töchterlein der alten Tante zugeführt hatte, in der höchsten Steigerung eines frommen Aufopferungsdranges die Pflege der Cholera-Kranken in einem russischen Grenzdorfe übernommen, und in der Ausübung dieses frommen Berufes hatte sie bald selbst den Tod gefunden.

Feuilleton.

Die Volksversammlungen.

Wenn die Verbrüderungsfeste des vorigen Sommers nicht mit Unfug endeten, so war wenig gegen dieselben einzuwenden. Allein nothwendig sind dieselben keineswegs für die neue politische Entwickelung des Vaterlandes.

Sie gingen im besten Falle aus einer Begeisterung hervor, die sich auf die Dauer nicht bewähren wird und die sich sogar augenblicklich verloren haben würde, wenn es sich um etwas mehr gehandelt hätte, als um allgemeine Redensarten.

Es ist wahr, zu manchem Verbrüderungsfeste strömten Menschen von weit und breit zusammen. Der erste Jubel der jungen Freiheit lockte sie; und da gewährte allerdings schon das bloße Zusammensein von Hunderten und Tausenden, ohne die lästige und kränkende Aufsicht der Polizei, eine angenehme Genugthuung. Allein der bloße Reiz der Neuheit läßt bald nach und im Uebrigen fesselten die Versammlungen wenig.

Man redete dort entweder über Dinge, über die man längst einig war, ohne einen andern Erfolg als die Unterhaltung erzielen zu wollen; oder die Versammlungen wurden von Leuten veranstaltet, welche unter dem Vorwande überschwänglicher Zuneigung zu ihren Mitmenschen, offener oder versteckter die leider noch sehr ungebildete und erfahrungslose Masse, statt sie zur Mäßigung, Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit zu führen, zu schlecht angelegten Gewaltschritten hinzureißen suchten.

In diesem Falle muß man abrathen von der Verbrüderung. Unter solchen Umständen ist es besser, man bleibt sich fremd, als daß uns Unbekannte zu Uebereilungen verleiten, die Andern und uns selbst in gleicher Weise Verderben bringen.

Die wahre Verbrüderung behalte man dem kleinen Kreise vor. Da setze man die Freundschaft in alle Rechte ein und tausche die geheimsten Gedanken und Empfindungen aus. Da bietet sich Gelegenheit genug, die wahre, unseren Kräften angemessene Hingabe und Aufopferung zu beweisen. Wenn sich ein solches Verhältniß recht oft in der großen Gesellschaft wiederholt, so wird diese dadurch von selbst einen herzlichen und heitern Charakter gewinnen, der dauernde Begründung hat.

Vermengt man dagegen die Bedingungen des geselligen Verkehrs und die des politischen Zusammenlebens, so liegen schon nach kurzer Erfahrung die Beweise vor, daß die Gemüther in einer eben so gefährlichen als unklaren Aufregung von einem Gegenstand zum anderen jagen und von den Regierungen eine allgemeine Verbesserung der menschlichen Lage verlangen, die nur unter der sorgsamen Pflege und den ausdauernden Anstrengungen jedes einzelnen Staatsbürgers allmälig herzustellen ist.

Liegt euch das öffentliche Wohl, wie ihr vorgebt, wirklich am Herzen, so thut etwas für das Volk, statt ihm immer nur zu sagen, es müsse etwas für das Volk geschehen. Unseren besten Patrioten wird es auf diese Weise unmöglich gemacht, sich den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen, weil man ganz im alten Tone Alles von den Regierungen, von den Beamten verlangt, nichts selber thun will.

Es läßt sich nun einmal in großen, zufällig zusammen geströmten Versammlungen schlecht über ernste Gegenstände verhandeln. Die verschiedenen Lebensalter und Bildungsstufen, die verschiedenen privaten Neigungen und politischen Ansichten werden die Menschen auch in Zukunft vielfach trennen und auseinander halten; und wären die Knäule nur erst klar getrennt und aufgelöst, statt daß sie sich im Augenblick der Gefühlserregung und dann in der Regel nur zu Unternehmungen, denen die Reue folgen muß, vereinigen!

Man sei weniger überschwänglich, um statt der gedankenlosen Verbindung die dem allgemeinen Verkehr in der That entsprechenden Tugenden der Redlichkeit und Zuverlässigkeit, der Wahrhaftigkeit und des Wohlwollens desto gewissenhafter zu üben. Wer uns dann ungesucht und unbekannt nahe tritt, der soll in uns stets den höflichen Fremden und den rechtlichen Geschäftsmann finden, auch wenn wir ihn im nächsten Augenblicke wieder aus dem Gesicht verlieren und es den Anschein haben könnte, als wenn uns an seiner Nachrede wenig gelegen zu sein brauchte. Wir sind gegen Jedermann pünktlich und genau, oder wir fordern diese Eigenschaften auch von Andern. Wir bezahlen Anderer Mühe, müssen sie uns freilich aber auch selbst bezahlen lassen.

Handelt es sich erst wirklich um die Durchführung der politischen Reform in allen Einzelheiten, um die Geschwornengerichte, um die Berathung der Gemeindeangelegenheiten, um die Regelung der Zunftverhältnisse, so müssen wir es gänzlich aufgeben, auf dem hohen Meere gemüthlicher Aufregung weiter herumzufahren, ohne auch nur die kleinste Perle des wirklichen Gewinns an's Ufer zu werfen. Unnachgiebig fest ist das Versammlungsrecht zu halten: ein Reichsgrundgesetz wird dasselbe verbürgen; aber die größeren Volksversammlungen werden seltener werden, und nur dann stattfinden, wenn ein wirkliches Bedürfniß nüchterner Mannesüberlegung sie verlangt.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß die Ideen der Freiheit, der Einheit und Größe des Vaterlandes, die uns im Anfange dieses Jahres zu weltgeschichtlichen Anstrengungen für die Neugestaltung der politischen Ordnung in Deutschland begeisterten, verdrängt werden dürften. Im Gegentheil, wir hoffen, sie werden sich in ihrer wohlthätigen Entfaltung bald so sehr von selbst verstehen, daß sie weder gepriesen, noch vertheidigt zu werden brauchen. Daß wir von ihnen erfüllt sind, wird dann jedoch nicht mehr durch unbändige Reden in der Volksversammlung, sondern dadurch bewiesen werden, daß wir uns neben der Größe des Ganzen zugleich bewußt bleiben, welchen unbedeutenden Theil von demselben wir selbst, unser Dorf, unsere Stadt ausmachen.

Die kleineren Vereine, die eine durch Statuten und Geschäftsordnung geregelte Thätigkeit entwickeln und hauptsächlich auf gegenseitige Belehrung hinzielen, werden an Bedeutung gewinnen. Die gleiche Zwecke Verfolgenden werden durch die Mittheilung ihrer Protocolle und durch Deputationen mit einander in Verbindung treten.

Wir verkennen den gegenwärtigen Ausnahmezustand der alle Grundlagen erschütternden Neugestaltung von Deutschland keineswegs, wo die Ungeduld groß, die Masse der auf Erledigung harrenden Wünsche ungeheuer ist und die Volksversammlungen sich deßhalb drängen. Allein es wird eine Hauptaufgabe der nächsten Zukunft sein, das Vertrauen zu den gesetzgebenden Körpern unseres Vaterlandes zu stärken, und das ist nur möglich, wenn die Volksversammlungen sich weniger stürmisch geberden, weniger ungeduldig und anmaßend zu Werke gehen. Ihren Gewaltthätigkeiten wird das Gesetz entgegentreten. Ueber die Petition an die Volksrepräsentanten sollten sie hingegen aber, wie England und Nordamerika beweisen, nie

hinauszugehen. Es ist unverständig, die gewöhnlich in Bausch und Bogen und nicht ohne Leidenschaft gefaßten Beschlüsse einer ungeordneten Volksversammlung schon für den Ausdruck des gesammten Volkswillens auszugeben. Ihn zu ermitteln, sind erst viele Instanzen durchzumachen.

Wollen wir daher der Aufforderung des Dichters entsprechen: „an's Vaterland, an's theure, schließ' dich an", so ist es nothwendig, daß wir uns den Vertretern, welche aus der Wahl aller Staatsangehörigen hervorgegangen und mit diesem moralischen Gewicht die Einheit und Größe unseres Volks darstellen, mit Selbstverleugnung und Treue anschließen: und dargestellt wird sie durch die verschiedenen Landtage und die volksfreundlichen Einzelregierungen, die deutsche Centralgewalt, den österreichischen Reichstag u. s. w.

Wiener Signale.

Der „Patriot" brachte in seinen letzteren Nummern einen Aufsatz: „Die Proletarier der Literatur" aus der Feder des gesinnungstüchtigen Redakteurs, Hrn. Otto Prechtler. Wir wünschen im Interesse der guten Sache, der Kunst und Literatur, daß dieser Aufsatz die Beherzigung erziele, die er in vollem Maße verdient.

Viele der ärmeren Mitglieder der ehemaligen Legion haben sich ihre Uniformen umändern lassen, um sie nun wenigstens als Rock zu benützen. Leider sind bereits einige Fälle vorgekommen, wo die Träger solcher Röcke Unannehmlichkeiten hatten.

Das 18. und 19. Armee-Bulletin sind erschienen, welche neuerdings Erfolge der österreichischen Waffen in allen Punkten Ungarns berichten.

Sicherm Vernehmen nach hat der Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg ein Circularschreiben an sämmtliche hohe Notabilitäten, die ihren Wohnsitz in Wien zu nehmen gewohnt waren, ergehen lassen, um sie zur Wiederaufnahme desselben zu Gunsten der heimgesuchten Hauptstadt zu vermögen. Es ist zugleich die Aussicht eröffnet, daß der Kaiser hierher kommen werde. Auch versichert man, daß für Kaiser Ferdinand, den eine unbezwingliche Sehnsucht in die Nähe Wiens treibt, ein Zimmer im romantisch gelegenen Stift Klosterneuburg an der Donau in Bereitschaft gestellt wird. — Die Kaiserin Maria Anna soll bedenklich krank sein.

Seit dem letzten Attentate, das in Hetzendorf gegen den einzelnen Wachposten stattgefunden hat, ist die Aufmerksamkeit der Behörden auch auf das flache Land angeregt worden. — Es sollen sich hie und da gefährliche Elemente zeigen, die auch im Interesse der öffentlichen Ordnung Beachtung verdienen. —

Die Bauernunruhen in Mähren und Schlesien sind noch nicht ganz beigelegt. Die Unbildung des Landmannes in mehreren Gegenden trägt viel Schuld, daß er die Wohlthaten der gegebenen, Freiheit von einem falschen Standpunkte auffaßt. —

Nach neuesten Nachrichten, welche eben angekommene Militärs von Italien mitbrachten, soll es dort ziemlich ruhig, und die Stimmung keineswegs so gedrückt sein, wie man hier gewöhnlich zu schildern pflegt. —

Für die Verletzung der Telegrafen ist in Niederösterreich die Bestrafung nach dem Kriegsgesetze angeordnet worden. —

Die Herren Pulsky und Szalley sind bereits in Paris angekommen. Dort befinden sich auch Moriz Mahler und Hauk. —

Die Ausweisung der vier Redakteure der „Wienerboten" aus Leipzig hat sich bis jetzt noch nicht bestätigt, obwohl sie durch alle Zeitungen bereits als Notiz die Runde gemacht hat. —

Sämmtliche Minister befinden sich hier, mit Ausnahme Bachs, der zu Olmütz erkrankt ist.

Dem Vernehmen nach werden die Reichstagslokalitäten in der Winterreitschule wirklich vorbereitet und da auch die Heizung hergerichtet wird, so will man daraus auf die baldige Verlegung des Reichstages nach Wien, schließen.

Die abenteuerlichsten Gerüchte finden hier noch immer sehr starken Glauben. — — Man sagt nämlich, daß Fürst Windischgrätz todt, Baron Jellachich verwundet ist. Die Leute sind so naiv, solcherlei Gerüchte sich täglich schon seit einer geraumen Zeit vorsagen zu lassen, und nie zu begreifen, daß es nur Lügen gewisser ungeschickter Parteimänner sind.

Die Nachrichten, die aus Ungarn einlaufen, sind ebenfalls viel befriedigender, als man sie dachte. In mehreren Städten bereitet man Ergebenheitsadressen für Se. Majestät den Kaiser vor. Mehrere wurden schon ihrer Bestimmung zugeführt.

Mit einer Art Bewunderung schauen die hiesigen Liberalen auf den Reichstag, der das heilige Recht der freien Berathung in einer so ernsten bedrängnißvollen Zeit auf eine kräftige männliche Weise wahre.

„Die Todesstrafe ist abgeschafft." So lautet einer der wichtigsten Paragrafe der Grundrechte, der laut Kammerbeschluß angenommen worden ist.

Aus der Zeit.

Die Communisten, berichtet ein Correspondent aus Paris, entwickeln hier eine unglaubliche Thätigkeit; ich bin mit einem Chef der Propaganda befreundet, der mir und Andern gestern erzählte, daß sie jetzt nach Einführung der neuen Brieftaxe in Erwartung dessen, daß die Arbeiter häufiger als früher an ihre Angehörigen schreiben werden, Briefpapiere zu dem Preise des gewöhnlichen verkaufen werden, dessen erste Seite jedesmal mit einem lithographirten Aufsatz, im Interesse der communistischen Propaganda bedruckt ist.

Die irländischen Blätter berichten eine Heldenthat von zwei Bauernmädchen, Grace und Magaret M'Beagh, die mit Flinten bewaffnet, eine Bande von Brandstiftern von der Farm ihres Vaters zurücktrieben. Grace schoß einen der Angreifenden nieder und verscheuchte die Andern durch ihr muthiges Auftreten.

Konversations-Saal.

Ein Mann Namens M..., welcher in Toulouse in großem Ansehen stand, und der so eben zum Mitgliede des Raths erwählt werden sollte, ist vor einigen Tagen dem Gesetz als Verbrecher übergeben, und seine Vergehen sind so außerordentlicher Art, daß die Annalen der Gerichtshöfe keinen Fall ähnlicher Art aufzuweisen haben. Vor ungefähr drei Jahren ging das Gerücht, daß er eine große Erbschaft gethan hätte, und nach drei Monaten zeigte er seinen näheren Bekannten das Testament, von einem bekannten Notar in Paris abgefaßt und mit dem Gerichtssiegel versehen; auch hatte es der Präsident des Seine-Departements mit unterzeichnet. Dies Testament führte die Erbschaft als 800,000 Frcs. betragend an und überwies dieselbe dem nächsten Erben, wenn er einen Sohn habe; auch mußte der neue Besitzer den Titel Marquis von C.. annehmen, beiden Forderungen konnte Herr M.. genügen. Doch war der Nießbrauch dieser großen Summe der Witwe des Dahingeschiedenen, so lange sie lebte, zuerkannt.

Nach einiger Zeit stellte sich M.. bei einem Notar in Toulouse ein, und wünschte eine Summe von 80,000 Francs auf eine Hypotheke aufzunehmen; dabei legte er dem Notar alle darauf Bezug habenden Papiere vor: das Testament, die Namen der Besitzungen, den Auszug des Registers der Stadt Dijon, welcher den Besitz der unbeweglichen Güter constatirt, Quittungen für eingezogene Pacht und Steuern und eine große Anzahl von Briefen mit dem Postzeichen von Paris, ihm in dieser Rücksicht von seinem Notar geschrieben. In einem derselben ward einer Summe von 80,000 Francs Erwähnung gethan, welche nach einiger Zeit in die Hände des Notars gezahlt und dort zur Verfügung des Herrn M.. gehalten werden sollte; so daß er schon bei Lebenszeit der Wittwe die Summe wiedererstatten konnte: in einem andern Schreiben waren große Summen bemerkt, welche die Pächter und Miether schuldeten und dem Testamente, nach für M.. bestimmt waren. — Alle die genannten Dinge boten hinlängliche Sicherheit, das Darlehen von 80,000 Franks ward abgeschlossen.

Ungefähr zwei Jahre darnach löste sich die kaufmännische Gesellschaft, welche die Summe vorgestreckt hatte, auf, und andere Mitglieder traten ein; der Bestand des Vorhandenen mußte also aufgenommen werden. Der Contract mit Herrn M. war ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, man hielt es daher für gerathen, sich schriftlich an den Notar in Paris zu wenden und um einige nähere Auskunft zu bitten. Wer schildert aber das Erstaunen der Kaufleute, als in der umgehenden Antwort der Schreiber bemerkt, daß er durchaus nicht verstehen könne, was man von ihm wolle. Er wisse von keinem Testamente, kenne weder Herrn M.. noch dessen Onkel und Besitzungen, und habe in seinem Leben nie im Entferntesten mit den Leuten in Verbindung gestanden, noch Briefe an sie geschrieben.

Ein ungeheurer Betrug ist also verübt worden. Das Testament, der Nachlaß, die Papiere, die Siegel, alles bewies sich falsch. Herr M.. ist plötzlich gefänglich eingezogen; man hat in seiner Behausung die falschen Stempel gefunden, mit denen die Dokumente versehen waren. Der Verbrecher sitzt in Toulouse in festem Gewahrsam, die Sache hat großes Aufsehen gemacht.

Amüsantes.

Ein junger Berliner Taugenichts hatte eine alte, sehr reiche Wittwe geheirathet, und genoß auf ihre Kosten des Lebens in vollem Maße. Mehr noch als die Nichtachtung, mit welcher ihr Mann sie behandelte, beunruhigte die alte Dame der Gedanke, er möchte sich ihrer zu entledigen suchen. Eines Tages, als sie diesen Träumen mehr als gewöhnlich nachhing, und sich nach einer Speise etwas unwohl befand, rief sie aus: „Ich bin vergiftet, ich bin vergiftet!" — „Vergiftet?" fragte ihr leichtsinniger Gatte erstaunt, „wer glaubst Du, der das gewesen sein könnte?" — "Du!" rief die Alte mit verstörten Zügen, „Du! Kein Anderer!" — „Was? ich?" fuhr der Gemahl entsetzt auf. „Ich ein Mörder! Sogleich gehe ich zum Doktor, Du mußt augenblicklich geöffnet werden."

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Samstag den 3. Februar 1849. № 24. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Die arbeitenden Classen und die Regierungen.

Wie kommt es, daß, — während jene Art von Quaksalbrei, welche Krankheiten, die sie nicht kennt, mit Mitteln heilen will, die ihr eben so unbekannt sind, täglich mehr in Verruf kommt, die gefährlichste Quacksalberei, die politische, noch von so wenigen Leuten für das angesehen wird, was sie ist?

In diesem Augenblicke geht, ohne daß wir uns genaue Rechenschaft darüber zu geben vermögen, eine stille aber völlige Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse vor sich; der Boden, auf dem wir stehen, ist nach allen Seiten hin unterwühlt. Diese Arbeit der Wiedergeburt zu überwachen und weise zu lenken, das ist die Pflicht des wahren Staatsmannes; ein unbesonnenes Aendern und Rütteln an dem Bestehenden wäre mindestens eben so verderblich, als ein blindes Festhalten am Alten. Auf diesem wie auf jenem Wege läuft man nur Gefahr, Regierungen und Völker in einen bodenlosen Abgrund zu stürzen.

Deshalb wäre es, unseres Erachtens, das Räthlichste, ohne Verzug und von Amtswegen eine gründliche Untersuchung nicht bloß der materiellen, sondern auch der sittlichen Zustände unserer arbeitenden Classen anzustellen; werden wir dieses aber zu thun im Stande sein, so lange wir den arbeitenden Mann nicht kennen? Und wie sollten wir ihn kennen, so lange wie ihn nicht hören? Wie können wir ihn hören, so lange wir keine Untersuchung anstellen?

Man hat bis jezt die Thätigkeit der Regierung fast nur auf die Rolle eines Polizeidieners und Steuereinnehmers beschränkt. Die Bestimmung einer Regierung ist aber eine weit höhere, denn sie soll, als getreuester und höchster Ausdruck der vom Volke erreichten Bildungsstufe, den Anstoß zu allen wahrhaft nützlichen Verbesserungen geben, nicht aber sich von der öffentlichen Meinung ins Schlepptau nehmen lassen. Unsere Statistiker, Professoren und Beamten aller Grade werden der Regierung schon so viele Aufschlüsse geben, daß sich die geeignetsten Mittel und Wege zur Durchführung der nothwendig gewordenen Reformen gleichsam von selbst ergeben werden.

Die Fragen, welche hier zunächst zu beantworten wären, sind: Wie wirken die gegenwärtigen Gesetze, welche eine Erschwerung der Heirathen und der Ansässigmachung bezwecken? Welches sind die Vortheile und Nachtheile der Gewerbefreiheit für den Arbeitgeber und Arbeitsuchenden? Ist der volle oder halbe Zunftzwang wünschenswerth und möglich? Was soll in Betreff der Lehrzeit und des Wanderns der Gesellen statuirt werden? Wie wären Werkverständigen-Gerichte am Besten einzurichten zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen dem Arbeitsherrn und dem von ihm beschäftigten Arbeiter, sowie zwischen dem Käufer und Verkäufer? Bei welcher Classe von Arbeitern kommen Vergehen und Verbrechen am häufigsten vor? Was sind die Ursachen der bei gewissen Classen so häufigen Rückfälle? Welches sind die Mängel der Verwaltung der Gefängnisse, Arbeits- und Zuchthäuser? Und ganz abgesehen davon, daß unsere Strafanstalten zur sittlichen Besserung der Gefangenen in der Regel nichts beitragen, so ist es eine allbekannte Thatsache, daß sie dem freien Arbeiter eine widerrechtliche Concurrenz bereiten und dadurch immer neue Verbrechen machen. Könnte nicht beiden Uebelständen durch Uebersiedelung der Gefangenen — und zwar vor der Hand nur der besseren — auf Staatsdomainen abgeholfen werden? Wär eine gleiche Maßregel nicht auch in Beziehung auf die Insassen unserer polizeilichen Beschäftigungsanstalten, auf Vagabunden, verwahrloste Kinder u. s. w. wünschenswerth und ausführbar?

In zweiter Reihe noch ist der Einfluß der Staatsfinanzwirthschaft auf Ackerbau, Industrie und Handel zu untersuchen. Hier ruhen auf dem Grundeigenthum noch Lasten aller Art; dort ist es frei; Parallele zwischen beiden Zuständen. Die Fabrik-Industrie und die Maschinen entziehen dem kleinen Handwerker immer mehr seinen Boden: wie wäre es, wenn wir freie Gewerbsassociationen begünstigten, welche alle Vortheile der Fabriken in sich vereinigten, ohne den Arbeiter seine Selbstständigkeit zu rauben? wo das fruchtbare Princip der Arbeitstheilung sich in seiner vollen Ausdehnung geltend machen könnte, ohne, wie jezt, zur Verthierung des Arbeiters zu führen? wo für die gute Qualität der Produkte hinlängliche Garantie gegeben wäre? Welche Consumtionssteuern sind beibehalten, welche zu ermäßigen oder ganz abzuschaffen? Welches ist die ungefähre Anzahl der Arbeiter nach ihren verschiedenen Gewerben und Handthierungen? Welche Folgen hätte die Centralisation der Armenpflege und die Uebernahme derselben auf den Staat? Soll der Staat, anstatt der einzelnen Gemeinden, die Kosten des ganzen Volksschulwesens tragen? Was lassen unsere Volksschulen so wie unsere gewerblichen Bildungsschulen noch zu wünschen übrig? Welches sind die Löhne in den verschiedenen Productionsfächern für Männer, Frauen und Kinder, und in welchen sind sie am Kärglichsten? Bemerkt man hie und da eine Erschlaffung der Familienbande? Welches ist die Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Kleidung und Nahrung in den verschiedenen Arbeiterclassen? Welches sind die Wirkungen der Wohlthätigkeitsvereine, der auf dem Grundsatz der Gegenseitigkeit beruhenden Unterstützungsvereine, der Sparcassen und Spitäler, der Leihhäuser, Arbeitsschulen u. s. w., auf Sittlichkeit und materielles Wohlsein? Welches sind die Sterblichkeitsverhältnisse in den verschiedenen Classen? u. s. w.

In die dritte und letzte Kategorie fallen die Fragen bezüglich der Vergnügungsorte des Arbeiters, der Einflüsse des Zusammenseins in großen Lokalen, des Spiels, der Trunkenheit, des Kleiderluxus, des Aufwands bei Taufen, Heirathen und Begräbnissen u. s. w. Hier wird es vor Allem darauf ankommen, die Vorurtheile, Gefühle, Ansichten, Hoffnungen, Wünsche und Gewohnheiten des Arbeiters kennen zu lernen, so wie ferner den Einfluß der Religion auf Sittlichkeit und Fleiß. Die häusliche Erziehung wird den Schlußstein der ganzen Untersuchung bilden, und zu guter Letzt wird eine vergleichende Uebersicht des geistigen, sittlichen und wirthschaftlichen Zustandes des städtischen und ländlichen Arbeiters folgen.

Und so hätte man am Ende der Untersuchung eine solche Masse von Thatsachen und Zeugnissen jeder Art, daß man mit vollem Recht annehmen dürfte, man kenne nun die Lage und die Bedürfnisse der arbeitenden Classen vollständig.

Auch würde eine solche Untersuchung weder Jahre, noch Geldmittel erfordern. England kann uns hierin als Vorbild dienen; die vom Parlament von Zeit zu Zeit angeordneten Untersuchungen über den Zustand einzelner Volksklassen sind wahre Muster von Klarheit und Vollständigkeit. Die Hauptsache ist, daß die Fragen immer gut gestellt werden, und diese lassen sich ja gehörig vorbereiten.

Ist die Untersuchung geschlossen, so müssen die Ergebnisse derselben getreu veröffentlicht werden, ganz wie dies in England geschieht. Denn es ist für einen Minister eine seiner heiligsten Pflichten, immer und unter allen Umständen der Wahrheit zu huldigen, und eine Bemäntelung derselben von Seiten der Untergebenen unter keiner Bedingung zu gestatten, noch viel weniger aber eine solche zu verlangen.

Jährlich schmiedet man Dutzende und Hunderte von Gesetzen. Freilich treffen diese fast *nie* den Nagel auf den Kopf, eben weil ihnen nur eine höchst unvollkommene Kenntniß der gesellschaftlichen Bedürfnisse zu Grunde liegt. Sobald aber die Regierung diese Bedürfnisse in ihrer ganzen Ausdehnung und Wahrheit kennt, so wird es ihr auch mit Hilfe der Kammer nicht schwer sein, dieselben auf eine entsprechende Art zu befriedigen. *Das Volk will keine Revolution; was es aber will, daß ist eine würdigere Stellung im Staate. Es verlangt Achtung von Seiten seiner Obern — und wer hätte mehr Anspruch darauf, als das Volk? — und nur unter dieser Bedingung wird es künftig seine Obern achten.*

Bisher kam vor lauter Vorurtheilen und falschen Vorstellungen die offizielle Welt nicht dazu, die staatlichen und industriellen Zustände in ihrer Wahrheit anzuschauen, und deshalb fährt, um mich eines malerischen Volksausdruckes zu bedienen, die Gesetzgebung mit der Stange im Nebel herum. Suchen wir sie endlich in den Stand zu setzen, alle diejenigen finanziellen, gesundheitspolizeilichen, Unterrichts- und Verwaltungsmaßregeln zu ergreifen, welche die Umstände erheischen! Suchen wir endlich jenes gotteslästerliche Vorurtheil zu zerstören, wonach alle Vortheile der Gesittung das Erbtheil einer kleinen privilegirten Kaste, die große Majorität aber für immer zum Elend, zur Unwissenheit, zur Rohheit und zum Laster verdammt wäre!

Auf solche Weise wird man dem Vaterlande gegen die Stürme der Zukunft eine wirksamere Schutzwaffe in die Hände geben, als durch leidenschaftliche Tiraden gegen Revolutionaire und Communisten. *Nur die Reform ist wahrhaft conservativ und nur der Stabilismus wahrhaft revolutionair; denn indem jene die gesellschaftliche Form mit der erreichten Gesittungsstufe in Einklang zu bringen sucht, entfernt sie eben damit die Zündstoffe, die sich überall anhäufen, wo das Mißverhältniß zwischen Gesittung und gesellschaftlicher Form allzu groß ist. Und indem das Bevormundungssystem die Völker nicht allein geistig, sondern auch materiell ruinirt, richtet es sich am Ende immer selbst zu Grunde!*

Eine Vision Karl's XI.

Man macht sich gewöhnlich über Visionen und übernatürliche Erscheinungen lustig, indessen sind einige derselben doch so gut bewahrheitet, daß, wenn man an ihnen zweifeln wollte, man zugleich gezwungen wäre, alle historischen Zeugnisse in Masse zurückzuweisen.

Die Wahrheit des Ereignisses, das ich erzählen will, wird durch ein Document in bester Form, und die Unterschrift von vier glaubwürdigen Zeugen bestätigt; ich bemerke nur noch dabei, daß die in diesem Document enthaltene Prophezeiung schon lange Zeit bekannt war und wiedererzählt wurde, ehe gewisse Ereignisse sie später zu erfüllen schienen.

Karl XI., Vater des berühmten Karl's XII., war einer der despotischesten, aber auch zugleich einer der weisesten Monarchen, die Schweden je gehabt hat. Er beschränkte die übermäßigen Vorrechte des Adels, brach die Macht des Senates, und gab Gesetze aus eigener Machtvollkommenheit; er veränderte, mit einem Worte, die Staatsform, die oligarchisch war, und zwang die Stände, ihm eine absolute Autorität zuzuerkennen. Dabei war er übrigens brav und aufgeklärt, und sehr der lutherischen Confession zugethan; sein Gemüth war unbeugsam und kalt, sein Geist klar, bestimmt und ganz von Einbildungskraft entblößt.

Er hatte grade seine Gemahlin, Ulrike Eleonore, verloren, und obgleich seine Härte gegen diese Fürstin, wie man sagte, ihren Tod beschleunigt hatte, so schätzte er sie doch und schien über ihren Verlust bewegter, als man es von einem so dürren Herzen hätte vermuthen sollen. Er wurde seit diesem Ereigniß nur noch schweigsamer und düsterer als vorher, und ergab sich der Arbeit mit einem Eifer, der bewies, wie sehr er es nöthig hatte, sich von mancherlei peinlichen Gedanken zu zerstreuen.

Einst saß er gegen Ende October's im Schlafrock und Pantoffeln vor einem großen Feuer, das sein Arbeitskabinet im Schlosse von Stockholm erwärmte. Neben ihm standen sein Kanzler, der Graf Brahé, den er mit seiner Gunst beehrte, und sein Leibarzt Baumgarten, der, außergelegentlich zu bemerken, den starken Geist spielte und meinte, man müsse an allem, außer an der Medicin, zweifeln. Diesen Abend war er wegen Unwohlseins des Königs gerufen worden.

Der Abend dauerte lange und der König, gegen seine Gewohnheit, ließ ihnen nicht durch sein gewöhnliches „guten Abend“ merken, daß es für sie Zeit sei, sich zurückzuziehen. Mit vorgebeugtem Haupte saß er da und blickte in's Feuer, während er ein tiefes Schweigen beobachtete und einerseits von seiner Gesellschaft gelangweilt zu sein schien, andererseits aber doch auch nicht wünschen mochte, allein zu bleiben. Der Graf Brahé merkte wohl, daß seine Gegenwart dem Könige nicht sehr angenehm war, und hatte schon mehrmals die Bemerkung geäußert, Seine Majestät möchten der Ruhe bedürfen, aber ein Wink des Königs hatte ihn immer auf seinem Platze zurückgehalten. Der Arzt hatte seinerseits von dem Schaden gesprochen, den das lange Wachen der Gesundheit brächte, aber Karl erwiederte ihm, zwischen den Zähnen murmelnd: „Bleibt, ich habe noch keine Lust zu schlafen.“

Man versuchte allerlei Gegenstände der Unterhaltung, aber diese erschöpfte sich jedesmal beim zweiten oder dritten Worte. Es war klar, daß Seine Majestät von einer ihrer düsteren Stimmungen heimgesucht war, und unter solchen Umständen ist die Stellung eines Höflings eine sehr delicate. Der Graf Brahé vermuthend, daß die Traurigkeit des Königs diesmal in dem Verluste seiner Gemahlin ihren Grund habe, betrachtete eine zeitlang das Porträt derselben, welches über dem Könige hing und sagte: Wie ähnlich ist dies Bild, ich finde darin ganz jenen zugleich majestätischen und sanften Ausdruck.

Bah! erwiederte der König, der jedesmal, wenn man von der Königin sprach, einen Vorwurf zu vernehmen glaubte. Dies Bild ist viel zu viel geschmeichelt, die Königin war eher häßlich. Dann erhob er sich, innerlich über seine Härte erzürnt, und machte einen Gang durch's Zimmer, um eine Bewegung, deren er sich schämte, zu verbergen. Er blieb vor dem Fenster stehen, das in den Schloßhof ging. Die Nacht war düster, und der Mond stand im ersten Viertel.

Der Pallast, welchen jetzt die schwedischen Könige bewohnen, war damals noch nicht vollendet, und Karl XI., der ihn angefangen hatte, wohnte noch in dem alten Schlosse, auf der äußersten Spitze des Ritterholms, der auf den Mälarsee blickt. Dies ist ein großes Gebäude mit zwei vorspringenden Flügeln, in Gestalt eines Pferdehufs. Das Cabinet des Königs lag an der äußersten Ecke, grade dem Saale gegenüber, wo die Stände sich versammelten, worin sie Vorschläge und Mittheilungen von Seiten der Krone zu empfangen hatten.

Die Fenster dieses Saales schienen in diesem Augenblick von einem hellen Licht erleuchtet zu sein, was dem Könige sehr wunderbar vorkam. Er vermuthete erst, daß dieser Schein von den Fackeln einiger Bedienten herkäme; aber was hätten sie in diesem Saale machen sollen, der seit langer Zeit nicht geöffnet worden war? Das Licht war übrigens auch zu stark dazu. Man hätte es auch einer Feuersbrunst zuschreiben können, aber es zeigte sich durchaus kein Rauch, die Fensterscheiben waren nicht gesprungen, und man hörte gar kein Geräusch; alles deutete vielmehr auf eine feierliche Erleuchtung hin.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

In Angelegenheit der letzten Donauüberschwemmung.

Ein gemeinnütziger und sehr ausführbarer Vorschlag.

Jedermann, der den Verfolg der letzten Ueberschwemmung nur ein Bischen aufmerksam beobachtet hat, wird über die Unzulänglichkeit und das Mangelhafte der bisherigen Rettungsmittel höchlich erstaunt sein. Freilich ließe sich mit Leichtigkeit behaupten: Das Wasser kam diesmal ungewöhnlich schnell, und also war Niemand auf eine Ueberschwemmung vorbereitet. Auch der Schreiber dieses Artikels hat es mit eigenen Augen gesehen, wie Alles verwirrt war, wie von 1 Uhr an bis nach anderthalb Stunden kein Kahn zu bemerken war, wie endlich Kahnführer erschienen, die nicht eine leise Ahnung vom Rudern hatten, die sich für ihre Ungeschicklichkeit, hauptsächlich ihrer Gehülfen von der Gemeinde bezahlen ließen, aber nichts desto weniger vom Publikum Douceurs von 6 bis 20 kr. CM. annahmen. Die Treppen waren gar nicht zu sehen, und erschienen erst volle 8 Tage darauf, nachdem die Ueberschwemmung bestand. Darf und soll das sein? Gewiß nicht, es gibt aber ein sehr leichtes Mittel dergleichen für immer abzustellen, und dieses Mittel besteht in nichts Anderem, als daß sämmtliche Hausherrn der überschwemmten Gründe von Seite der Behörde verpflichtet werden, Treppen für die ganze Gassenlänge ihrer Häuser in Vorrath zu halten, und selbe bei der ankommenden Ueberschwemmung augenblicklich in Stand zu setzen. Die Kosten sind an und für sich sehr unbedeutend und sind nur einmal zu leisten; wer ein größeres Haus besitzt, kann natürlich auch etwas mehr zahlen, doch der größte Theil dieser Häuser haben einen nur unbedeutenden Umfang. In 5 bis 10 Minuten kann eine Vorstadt vom ersten bis zum letzten Haus mit Treppen belegt sein, und das Wasser steigt nie oder höchst selten in solchem Grade, daß die Treppen nur in entferntestem Gefahr laufen könnten, weggeschwemmt zu werden.

Ign. Lewinsky.

Wien.

K. K. Hof- und Nationaltheater.

„Judith," von Friedrich Hebbel.

Besprochen von Ernst Rose.

Es thut wohl, einer großen Erscheinung zu begegnen. Man entschuldigt ihre Fehler, um sie liebzugewinnen, man beißt sich selbst über ihre Blößen, um sie achten zu können! — Soweit geht der menschliche Egoismus, daß er eines Genusses wegen sich selbst täuscht und sich selbst betrügt, um wenigstens betrogen zu genießen! —

Vor Allem gibt es in der Poesie und in der Kunst Größen, die Viele nur darum achten, weil sie dieselben nicht verstehen. Es gibt Herren, und bedeutende Männer, denen es weder an Willen noch an der Kraft gebricht, zu schaffen, und die einen langen Nachtroß von bewußtlosen Anbetern nach sich schleppen, weil sie das Unglück hatten, der Mitwelt origineller zu scheinen, als andere bedeutende Mitkämpfer! —

Freilich hat die Kritik, ungeachtet des Geschrei's keine Binde vor den Augen, und sieht jeden Fehler. — Es geschieht wohl mit schwerem Herzen, wenn sie diese Fehler auch offen und schonungslos darlegt; denn die Feder, welche die Kritik führt, möchte wohl lieber Größen, die sie anerkennen muß, mit keinem Tadel antasten. Allein — wo bliebe dann die Kritik? — Wo bliebe das Urtheil ohne Unparteilichkeit und den Willen, sie zu haben? —

Hebbel ist kein unbedeutender Mann für unsere Literaturperiode, er ist eine Größe. Es fälle daher schwer, ihn zu tadeln, ohne unsere Liebe für das Hervorragende, nicht Gewöhnliche empfindlich zu verletzen. —

Hebbel steht vor Allem höher, als ein Paar Dutzend Poeten, die selbst einen klingenden Namen haben, und deren poetisches Talent vielleicht dem seinigen weit überlegen ist. Ich will das Räthsel dieses Ausspruches lösen. Hebbel ist eine poetische Ursprünglichkeit; wenn auch nicht ganz eigenthümlich, und noch nicht da gewesen; doch wenigstens scharf unterschieden durch bezeichnende Momente, markirt in seiner Wesenheit und Form. Die Dutzend andern Poeten tragen aber die Fisiognomie ihres poetischen Orakels, nach dem sie gebildet, im offenen Gesicht, wie die Juden ihren Hebräerzug.

So sehr ich aber auch diese Ursprünglichkeit Hebbels anerkenne, so mag ich doch nicht über ihre bezeichnendsten Merkmale schweigen, die eben großartig aber nicht fehlerlos sind.

Wir müßten glauben, daß die schönen Gefühle nur aus Gewohnheiten entstünden, wenn wir Alles das, was Hebbel mit eisernem Finger als Poesie hingeschrieben, auch unbedingt dafür halten sollten. — Es gibt Erschütterndes, Packendes, Zerschmetterndes im Leben; die Gewalt ist imponirend, überstürzend, niederbeugend! Muß das Alles dabei auch schön sein? — Nein!

Nicht nach Effekten wird die Poesie abgemessen. — Die Poesie ist eine Himmelsblüte. — Nicht nach Leidenschaften und ihrer lyrischen, epischen oder dramatischen Größe wird die Poesie zugerechnet. Die Poesie ist ja ein Stern von oben, der so klar vom Himmel fällt, wie er durch die Ewigkeit geglänzt!

Maß halten! — Ja, Maß halten! Und Maß halten sowohl in der Begeisterung als in dem Schwunge des Gedankens; sowohl in der Herrlichkeit der That, als in der Erhabenheit der Effekte!

Ja — Maß halten! —

Das Unbändige ist eine Gewalt, die über Welten setzt, ebenso das Geniale. Das Schöne liegt allein im Maßhalten.

Auch bleibt das Gemüth der Kern der Poesie, und wer die Fasern des Gemüths unnatürlich verzerrt, er kann ein großer Künstler sein, er ist darum noch kein Poet. —

Friedrich Hebbel nennt „Judith" eine Tragödie. — Zwei ungeheuere Gewalten begegnen sich in dem Stücke. Ein Mann, der noch mehr sein will, als ein ganzer Mann, es ist Holofernes; und ein Weib, das auch noch viel mehr sein will, als ein ganzes Weib — es ist Judith — sind die Träger des Ganzen.

Beide kämpfen in innerer Zerrüttung und im zerschmetternden Bewußtsein ihrer außerordentlichen Gewalt mit ihrer Welt.

(Schluß folgt.)

Karl Elmars neuestes Stück.

So groß meine persönliche Freundschaft für Elmar auch ist, so sehr ich auch sein echt poetisches Talent anerkenne und schätze, so soll mich dieß doch nicht abhalten, ihm bei jeder Gelegenheit die Wahrheit offen ins Antlitz zu sagen; er möge daraus entnehmen, daß ich es wirklich aufrichtig mit ihm meine, und daß es mir nur darum zu thun ist, ihm zu nützen.

Elmar hat für die Vorstadtbühnen bereits eine große Anzahl Stücke geliefert, die mehr oder minder gefallen haben; ganz mißfallen haben von ihm bisher nur zwei Stücke (Schwager Kreutzkopf und der Liebeszauber), ein Beweis, daß ein offen ausgesprochenes dramatisches Talent ihm zu eigen, und daß er mit Recht zu den Wenigen zu zählen ist, welche unsere Volksmuse noch ober den Wassern erhalten. Wenn wir alle Elmar'schen Stücke durchgehen, so werden wir finden, daß er sich dort am glücklichsten bewegt, wo Ernst mit Scherz abwechseln: wir werden finden, daß sich bei ihm das lyrische Element immer vordrängt, wir werden finden, daß er in dem Augenblicke, wo er in das Gebiet der reinen Posse übergeht, selten den rechten Ton zu treffen weiß, daß er sehr oft läppisch und daher auch meistens ohne komische Wirkung ist. Die Elmar'sche Komik besteht in einzelnen Witzen, sogenannte Spässe gelingen ihm weniger, Situationen — ich meine echt komische Situationen — sind bei ihm selten, daher kommt es auch, daß er bei der Posse nicht ausreicht und nur dort mit seinem Fonde auslangt, wo Ernst und Scherz abwechseln; „die Wette um ein Herz," „der Goldteufel," und „Unter der Erde" sind daher seine besten Stücke.

Wenn wir die Elmar'schen Stücke weiter durchgehen, so werden wir noch auf einen Fehler stoßen: sie haben alle und alle eine sehr große Familienähnlichkeit, die Situationen wiederholen sich häufig, die Schlußakte sind fast immer dieselben, in dieser Beziehung steht er mit Herrn Friedrich Kaiser auf derselben Stufe, beide leiden an Monotonie, obwohl der Letztere dieß meistens durch seine außerordentliche Scenenkenntniß so zu bemänteln weiß, daß man in der Situation einen alten Bekannten ahnt, ohne schnell herausfinden zu können, wo und in welcher Umgebung man ihn schon früher einmal gesehen hat. Diese Monotonie entspringt bei Elmar meistens aus dem Mangel an guten Stoffen, und daran leidet der größte Theil seiner Stücke. Erfindung der Handlung ist seine schwächste Seite; er ist zu stolz, um diese fremden Dichtern abzuborgen, er begnügt sich meistens mit einer Idee die ihm gewöhnlich nur einige Situationen biethet, und füllt den übrigen Zeitraum durch Gesangsstücke aus; von einer dramatischen, inhaltreichen Handlung, von einem Stoffe, den man, so was man sagt, in Gedanken mit sich nach Hause nehmen kann, ist keine Rede; aus dieser Armuth entspringt dann natürlich die Familienähnlichkeit seiner Stücke, in dieser Armuth liegt auch der Grund, daß er immer zu fremdschen Behelfen seine Zuflucht nehmen muß.

Man wird mich nun fragen, ob es möglich wäre, diesen Mängeln bei künftigen Stücken abzuhelfen? Hierauf antworte ich ganz einfach: „Ja," indem ich auf Nestroy hinweise; Nestroy borgt seinen Stoff der Fremde ab, er richtet ihn so her, wie er ihn brauchen kann, unter seiner Hand wird er fast ein Original. Das könnte auch Elmar thun. — Nestroy wählt Stoffe zu Possen, Elmar könnte sie ebenfalls so gut zum Lebensbilde finden; im ernsten Dialog wird Elmar von keinem der Vorstadtdichter übertroffen, im Komischen wird er seinem Publikum, welches an ihn nicht jene Anforderungen, wie an Nestroy stellt, auch genügen, im Liede und im Couplet ist er unübertrefflich und leistet dasselbe, vielleicht noch mehr als Nestroy. Ich sehe also gar keine Ursache, warum obigen Mängeln nicht abgeholfen sein sollte. Was den Vorwurf in Bezug auf Nichtoriginalität anbelangt, so kann man sich darüber

leicht hinwegsetzen; wie viele dramatische Dichter, von Shakespeare angefangen, bis zur Frau Birchpfeiffer herab, haben fremde Stoffe benützt; ich glaube auch Elmar, wenn er dieß thut, wird nicht um zwei Groschen weniger unsterblich werden.

Dieß Wenige vorangeschickt, komme ich zu Elmars neuestem Stücke, welches am 30. Jänner zum ersten Male im Nationaltheater an der Wien zur Aufführung kam; es heißt:

„Des Teufels Brautfahrt, oder: Böser Feind und guter Freund."
Zauberposse mit Gesang, Tanz u. s. w. in 3 Aufzügen. Musik von Suppée. Dekorationen von Rödiger, Arrangement von Just u. s. w.

Es hat sich darum gehandelt, der Direktion ein Stück für den Karneval zu liefern, ein Stück, welches unterhält, wo es eben so viel zu sehen als zu hören gibt, wo man sich amüsirt und zerstreut, mit einem Worte eine Posse, an die man keine besonderen Anforderungen stellt, die aber doch den Zweck erfüllt, welcher ihr vorgesetzt wird. Von diesem Gesichtspunkte aus hat das Publikum obige Posse angesehen und sie willkommen geheißen. Das Haus war sehr voll, und man hat sich gut unterhalten. Die Spektakel, als da sind die Hölle, die Beschwörung der Geister, der Einsturz des Pallastes u. s. w. haben allgemeinen Beifall gefunden und verschafften dem Regisseur Herrn Just die Ehre des Hervorrufes.

Auf eine Kritik eines solchen Stückes einzugehen, wäre lächerlich; wenn wir sagen, daß sehr viel gelacht wurde, so ist dies das beste Urtheil, welches abgegeben werden kann, wenn wir sagen, daß mehrere Scenen, die zahlreichen zeitgemäßen Anspielungen, so wie die Lieder und Kouplets einen Sturm von Beyfall hervorriefen und das Herr Elmar mehrmals sogar bei offener Scene erscheinen mußte, so wird dies der beste Maßstab für den Succeß des Stückes sein.

Eine sehr originelle Figur in dem Stücke ist Belial Herr Treumann. Die Art und Weise, wie dieser Künstler den Teufel gab, zeugt von dem wahrhaft großartigen Talente dieses Mimen. Diese Mimik, diese Todesruhe und dabei doch diese komische Wirkung, welcher Schauspieler hätte es gewagt, diesen Charakter auf solche Weise aufzufassen, und wie viele wären nicht an demselben gescheitert? Nebst ihm war Herr Rott der Mann des Abends, und entzückte das Publikum durch den echt klassischen Liedervortrag, wo er bei dem Punkte sehr wirksam durch die fleißige Frau Schäffer unterstützt wurde. Nebst diesen waren noch beschäftiget Frl. Müller, Frau Arbosser, dann die Herren Gerstl und Mittell.

Die Musik ist sehr wirksam, und Herr Supée wurde bei dem sehr charakteristisch komponirten Eselsliede im ersten Akte stürmisch gerufen. Das Kouplet Belials mit dem Refrain: ¡Da soll der Teufel, Teufel sein! ist das Beste, welches seit langer Zeit gehört wurde.

Einige Kürzungen dürften dem Stücke eine noch größere Bühnenwirksamkeit verleihen, und es steht zu erwarten, daß es sich einige Zeit auf dem Repertoir erhalten werde. Br.

Wiener Signale.

Eine neue Zeitschrift, „die illustrirte Zeitschrift für Stadt und Land," wird von einem gewissen Hrn. Schweilhard herausgegeben. — Es scheint, daß dadurch die Zahl der vielen konservativen, aber auch läppischen Journale vermehrt wird! — Wir sind entschiedene Feinde solcher schlechter Blätter, weil wir der Ansicht beipflichten, daß konservative schlechte Journale ebenso schlecht, wenn nicht noch schlechter wirken, als schlechte radikale —

Das Gerücht, daß der Tandelmarkt nach der Herstellung der Räume in's Odeon verlegt werden soll, bestätigt sich nicht. Der Tandelmarkt scheint für Wien unsterblich zu werden. —

Die Stadthauptmannschaft ist wieder von der Gemeinde getrennt, und unmittelbar unter die Leitung des Staates gestellt werden. Wir können solche Veränderungen in dem Wesen der Behörden nicht gut heißen, und hätten übrigens die Stadthauptmannschaft in einem solchen großen Centralpunkt, wie Wien, nie der Gemeinde untergeordnet. — Auch die Sicherheitswache ist somit für den Staatsdienst geworben. —

Die Operationen des Insurgentenchefs Perczel gegen Pesth sollen in Pesth selbst eine ultramagyarische Parthei wieder hervorgerufen habe, die aber nach energischen Maßregeln bald von jedem tollen Unternehmen gegen die k. k. Truppen abstand. Andere wollen von gar keiner Aufregung über dieses Vordringen Perczel's in Pesth wissen.

Man erzählt sich, daß in Krems Briefe von Wien angekommen wären, welche von einer großen Revolution in Wien, Pesth und Prag sprachen, und übermäßig siegestrunken die unglaublichsten Dinge berichteten. — Diese Briefe sollen in Krems eine sehr bedeutende Aufregung verursacht haben, und es soll bereits Militär dahin marschirt sein. Wir achten die Gesinnung der Kremser Bürger zu sehr, um zu glauben, daß sie so leichtgläubig jede Nachricht, die kommt, für wahr halten. —

Man gefällt sich in Wien von kleinen und großen Differenzen des Ministerium's mit der Militärgewalt und im Ministerium selbst zu erzählen. Bald muß dieser Minister freisinniger oder reaktionärer, als die Uebrigen sein, bald wieder ein Anderer. Diese kleinen politischen Kaffeegeschichten entbehren meistens jedes vernünftigen Grundes, und erhalten die Aufregung. —

Die Werbung, durch welche früher so bedeutende Kräfte gewonnen worden, hat jetzt bedeutend in ihrer Wirkung nachgelassen. Die Lust für den Krieg und seine Abenteuer scheint eben im Volke keine Wurzel fassen zu können. —

Auf der „Ostdeutschen Post," welche nun wieder erscheint, nennt sich nicht Kuranda, sondern Moriz Gerold als verantwortlicher Herausgeber. —

Die ungarischen Banknoten sollen nun auch in höheren Beträgen von Staatskassen angenommen werden. — Nur durch eine solche Maßregel ist es möglich gemacht, ungarische Private von den größten nahmhaftesten Verlusten zu retten. —

100 Silberkisten sind für die Bank angekommen. Vom kalifornischen Gold verspüren wir guten Wiener noch Nichts. Die grausame Viertheilung der Guldenzettel existirt noch immer! —

Aus der Zeit.

Eduard Devrient, Verfasser der soeben vollständig erschienenen „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", ist von Seiten des preußischen Cultusministeriums aufgefordert worden, seine Vorschläge hinsichtlich der Umgestaltung der deutschen Theaterverhältnisse vorzulegen, und es hat eine hierauf bezügliche kleine Schrift von ihm die Presse verlassen.

Heinrich von Kleists Leben und Briefe heißt eine Schrift, welche vor Kurzem in Berlin von E. v. Bülow herausgegeben worden ist, und welche, indem sie alles leistet, was ein von Begeisterung für seinen Gegenstand durchdrungener Sammlerfleiß zu leisten im Stande ist; jedem empfohlen werden kann, der sich für die Literatur des Vaterlandes interessirt. Das Dunkel, welches die verworrenen Lebensfäden dieses reichbegabten Dichters bisher verhüllt, ist, soweit dies bei Kleists Verschlossenheit und Regellosigkeit möglich war, gelichtet, über die Jugend des unglücklichen Poeten, über seinen stets wechselnden Aufenthalt, über seine Beziehungen zu den großen Männern der Zeit und deren Einfluß auf ihn, endlich über die Umstände, welche der letzten schrecklichen Katastrofe vorhergingen, erhalten wir die genauesten Mittheilungen, und aus den beigegebenen Briefen tritt uns das Bild dieses aus Ekel an der Gegenwart und Verzweiflung an der Zukunft Deutschlands zu Grunde gegangenen Feuergeistes mit Deutlichkeit entgegen. Besonders willkommen auch dürfte das Portrait Kleists sein, welches dem Buche beiliegt und den Dichter im Jahre 1801 darstellt.

Von August v. Sternberg, Verfasser des „Tutu", wird ein neuer Roman in zwei Bänden „Der deutsche Gilblas" angekündigt. Wir sind begierig, zu erfahren, wie der berühmte Spanier sich auf deutschen Füßen und in unsern Verhältnissen ausnehmen wird. Aber merkwürdig ist, daß zu gleicher Zeit in London ein ganz ähnlicher Gedanke zur Ausführung kommt, indem vom 1. Jänner d. J. ab in den Confessions of Con. Cregan ein „Irischer Gilblas" erscheint.

Die Tochter Bettinas, Fräulein von Arnim, hat ein Märchen geschrieben, welches den sonderbaren Titel „Das Heimelchen und Prinz Ohnezünkchen, ein Dämmermärchen von allerlei Rauh und der Familie der Heinzeln" führt und soeben ausgegeben worden ist. In demselben Verlage ist ein anderes kleines Werk erschienen, welches sich, nicht minder seltsam: „Aus dem Leben eines Spatzen. Märchen von Marilla Fitchersvogel" nennt.

Alexander Dumas, der Unerschöpflichste der Unerschöpflichen, der an der Vollendung von mindestens dreißig Romanen arbeitet, wird nichts destoweniger in Kurzem eine neue Erzählung „Das Schloß von Blois" beginnen.

Frankreich. Paris, 20. Jänner. In dem Ministerkonseil ist im Laufe der vorigen Woche die Freilassung Abd-el-Kader's einer sehr langen Diskussion unterworfen worden. Der Emir ist eine zweideutige Hinterlassenschaft des gestürzten Gouvernements, das, man mag sagen was man wolle, wortbrüchig an Abd-el-Kader gehandelt hatte. Auf der andern Seite wäre die Verantwortlichkeit eines Gouvernements keine gewöhnliche, daß es über sich nahme, einen so gefährlichen und unternehmenden Feind auf freien Fuß zu setzen.

•

Die Wiener-Zeitschrift erscheint wöchentlich 5 Mal vom Dienstag bis Samstag — in vergrößertem Format und bei bedeutender Preisermäßigung, nämlich: statt bisher für Wien mit Kupf. ganzj. 24 fl. und 14 fl. CM. halbj. 7 fl., viertelj. 3 fl. 40 kr. CM. Ohne Kupf. (nur für den hies. Platz:) ganzj. 10 fl. halbj. 5 fl., viertelj. 2 fl. 30 kr. CM. Für Auswärtige mit freier Postzusendung ganzj. statt 26 fl. 48 kr. nur 16 fl. 48 kr. halbj. 8 fl. 24 kr., viertelj. 4 fl. 30 kr. CM. Für das Ausland besorgt die Versendung die Buchhandlung Gerold & Sohn für den jährl. Preis von nur 11 Thaler 12 Grosch. sächsisch.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Dienstag den 6. Februar 1849. № 25. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Ein Clubb-Gesetz.

S. Zu den konstitutionellen Berechtigungen zählt man unter Andern auch die, daß die Staatsbürger sich in Vereine zusammenthun dürfen, um sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, und über die Tagesfragen, wie über die Interessen ihres Vaterlandes, zu berathen.

Die Wichtigkeit solcher Conferenzen unterliegt wohl keinem Zweifel, denn sie erheben und kräftigen den Geist des Volkes, tragen zu seiner politischen Entwicklung bei, führen es ein in die Grundsätze des öffentlichen Rechtes, und zerstreuen die Wolken der Vorurtheile, welche noch auf so vielen Intelligenzen lasten und ihnen das Verständniß selbst von solchen Dingen entrücken, deren Wesenheit unsere Zeit bereits festgestellt hat. Eine Regierung, welche Vernunft, Billigkeit und Recht zu ihren Devisen erkoren hat, wird aus der Erörterung ihrer Maßnahme nur neue Stärke schöpfen, weil die Debatte sie erleuchtet und führt; eben darum kann und darf sie auch Verbindungen nicht abhold sein, die nur den Zweck anstreben, aus dem Conflicte widerstreitender Elemente die Wahrheit zu gewinnen, d. h. Volk und Regierung gegenseitig zu vermitteln.

Kein Princip aber ist vollkommen absolut, kein Recht so unbegränzt daß es in seiner Ausübung sich nicht mit einem andern kreutzen sollte! — Darum würde auch das Recht, Clubbs zu bilden, wenn es jeder Ueberwachung, jeder Begränzung entbunden wäre, wenn es gänzlich nur sich selbst anheim gestellt bliebe, unfehlbar zu Uebergriffen führen, welche der Gesellschaft nicht anders als gefährlich werden könnten; Uebergriffe, welche seiner eigenen Existenz gefährlich werden dürften, und die daher das Gesetz unter seine Zügel nehmen muß, indem es den Mißbrauch in der Ausübung regelt. —

Es ist indessen sehr schwer, hier das rechte Maß zu halten und die Regierung hat einen sehr heiklichen Standpunkt, wenn sie das Prinzip der Freiheit einerseits aufrecht halten, anderntheils die Bedingungen der Obhuth und der Repression nicht fallen lassen will, welche von der öffentlichen Ordnung im Interesse der Gesellschaft gebieterisch postulirt werden.

In beiden Beziehungen dürfte das Wesentlichste gethan sein, wenn eine mäßige Straf-Verhängung die Verfügungen des regelnden Gesetzes gewährleistet, und in Bezug auf Verbrechen oder Vergehungen, welche in den Clubbs begangen werden, das gemeine Recht einzuschreiten hat.

Dies kann aber nur von solchen Vereinen oder Clubbs gelten, wo die freie Besprechung allgemeiner Interessen an der Tagesordnung ist, nicht aber von bewaffneten Clubbs und geheimen Verbindungen, in welchen sich die Extreme gesetzlicher Gestion nicht vorzufinden pflegen; denn die ersteren sind durch ihr bloßes Bestehen so gefahrdrohend für die Gesellschaft, daß man ihnen durchaus eine feste Garantie der Gesetzlichkeit entgegenstellen muß, während das Zusammentreten von Gesellschaften, die sich im Schooße des Geheimnisses bergen, immerhin die Supposition unlauterer Tendenzen von selbst herausfordert, weshalb es gerechtfertigt erscheint, wenn die Regierung durch ihre Organe den Zweck solcher Vereine erforscht und sich das Recht vorbehält, deren Begründern ihre Autorisation zu den ostensiblen Zwecken zu ertheilen, vorbehaltlich, daß selbe nöthigenfalls auch wieder zurückgenommen werden kann.

Auch hiefür muß eine Strafsanktion eingeräumt werden, damit eine legale Restriktion Statt finde, und es würde sich schon ein diesfälliges Gesetz ungefähr in den nachfolgenden Bestimmungen abfassen lassen:

1. Alle Staatsbürger haben das Recht, Vereine (Clubbs) zu bilden, insofern sie sich den gesetzlichen Normativen unterziehen.

2. Die Eröffnung eines jeden Clubbs oder Vereines muß vorher der betreffenden Aufsichts- oder Sicherheitsbehörde angemeldet werden, was zum mindesten 24 Stunden vor der ersten Versammlung zu geschehen hat. Dabei sind die Namen, Wohnorte und Qualifikationen der Gründer, ferner Ort, Tag und Stunde der Sitzungen anzuzeigen.

3. Die Versammlungen müssen öffentlich sein und können ihre Oeffentlichkeit ebensowenig durch direkte oder indirekte Mittel beschränken, als sie sich jemals zu einem geheimen Ausschuße constituiren dürfen. Zum Behufe der Oeffentlichkeit wird wenigstens ein Viertheil des Zuhörerraumes für Besucher vorbehalten bleiben, welche dem Clubb selbst nicht angehören. —

4. Die Behörde, an welche die obgedachte Meldung gelangt ist, hat jederzeit das Befugniß, einen Beamten in administrativer oder judizieller Richtung zu delegieren, damit er den Sitzungen des Vereines anwohne. — Diesem Funktionär, welcher seine Mission stets durch die Insignien seiner officiösen Stellung ersichtlich zu machen haben wird, ist ein besonderer Platz vorzubehalten, der ihm die unbeirrte Amtirung gestattet.

(Schluß folgt.)

Eine Vision Karl's XI.

(Schluß.)

Karl betrachtete diese Fenster einige Zeit mit Stillschweigen, aber der Graf Brahé streckte die Hand nach der Klingel, um einen Pagen zu rufen und sich nach der Ursache dieser sonderbaren Helle zu erkundigen, jedoch der König hinderte ihn daran und sagte: Ich will selber in diesen Saal gehen. Er erblaßte zwar dabei und auf seinem Gesichte drückte sich eine Art religiösen Schauders aus, aber er ging doch mit festem Schritte hinaus, gefolgt vom Kanzler und dem Arzte, die beide eine Kerze in der Hand trugen.

Der Thürhüter, der die Bewahrung der Schlüssel hatte, war schon schlafen gegangen. Baumgarten weckte ihn auf und befahl ihm, im Namen des Königs, sogleich die Thüre des Ständesaals zu öffnen. Groß war das Erstaunen dieses Mannes bei einem solchen Befehle; er kleidete sich schnell an, er eilte mit seinem Schlüsselbunde herbei und öffnete zuerst die Thüre zu einer Gallerie, die zum Vorsaale diente. Der König trat hinein und erstaunte nicht wenig, als er die Mauer ganz mit schwarzem Tuche bekleidet sah.

Wer hat den Befehl gegeben, diesen Saal so auszuschlagen? fragte er mit zornigem Tone. Sire, niemand, so viel ich weiß! antwortete der

Thürhüter ganz bestürzt. Das letztemal, als ich die Gallerie ausfegen ließ, war sie wie immer nur mit Eichenholz bekleidet. Diese Tapezirung kommt nicht vom Schloßvogt Ihrer Majestät. Der König mit eiligem Schritte war schon über diese Hälfte der Gallerie hinaus, und der Graf mit dem Thürhüter folgten ihm auf dem Fuß. Baumgarten blieb aber ein wenig zurück, zugleich fürchtend, allein zu bleiben und sich einem Abenteuer auszusetzen, das sich auf so wunderbare Weise ankündigte.

Gehen Sie nicht weiter, Sire! rief der Thürhüter, bei meiner Seele, es ist eine Hexerei dabei. Zu dieser Stunde, und seit dem Tod der Königin, Ihrer huldreichen Gemahlin, sagt man, daß es in dieser Gallerie umgeht. Möge Gott Sie schützen!

Halten Sie ein, Sire! rief der Graf seinerseits. Hören Sie nicht das sonderbare Geräusch, das aus dem Ständesaal ertönt? Wer weiß, welchen Gefahren sich Ihre Majestät aussetzt?

Sire, sagte Baumgarten, dessen Licht vom Windzuge ausgeblasen war, erlauben Sie wenigstens, daß ich einige Ihrer Wachen hole.

Treten wir hinein, sagte der König mit fester Stimme, indem er vor der Thür des großen Saales stehen blieb, und du, Thürhüter, öffne schnell die Thür. Er stieß mit dem Fuß daran, und der Schlag, wiederholt vom Echo, hallte in der langen Gallerie wie ein Kanonenschuß nach.

Der Thürhüter zitterte so sehr, daß sein Schlüssel ans Schloß schlug, ohne daß er ihn hineinzustecken vermochte. Ein alter Soldat, der zittert! sagte Karl. Auf! Graf, öffnen Sie mir diese Thür.

Sire, antwortete dieser, einen Schritt zurücktretend, befehlen Sie mir grade auf die Mündung einer dänischen oder deutschen Kanone loszumarschiren, ich werde gehorchen, ohne zu schwanken, aber Sie wollen, daß ich die Hölle herausfordere.

Der König riß die Schlüssel dem Thürsteher aus der Hand. Ich sehe wohl, sagte er, daß dies allein meine Sache ist, und ehe sein Gefolge ihn hatte daran verhindern können, hatte er die dicke Thür von Eichenholz geöffnet und war in den großen Saal mit den Worten getreten: Gott steh mir bei! Seine drei Begleiter, getrieben von der Neugier, die noch stärker war als die Furcht, und auch vielleicht sich schämend, ihren König zu verlassen, traten mit ihm hinein. Der große Saal war durch eine Menge Fackeln erleuchtet und eine schwarze Bekleidung ersetzte die gewöhnlichen alterthümlichen Tapeten. Die Mauer entlang waren, wie sonst deutsche, dänische und moskowitische Fahnen aufgesteckt, die Trophäen der Siege Gustav Adolph's in der Mitte aber standen schwedische Banner mit schwarzem Flor bedeckt.

Eine unermeßliche Versammlung bedeckte die Bänke. Die vier Ständeordnungen saßen jede auf ihrem Platz, 1. der Adel, 2. die Geistlichkeit, 3. die Bürger, 4. die Bauern. Alle waren schwarz gekleidet, und diese Menge menschlicher Gesichter, die glänzend auf dunklem Grunde erschienen, blendeten so sehr das Auge, daß keiner der vier Zeugen in dieser Menge ein bekanntes Gesicht erblickte. So sieht ein Schauspieler von einem zahlreichen Publikum nur eine verworrene Masse, in der sein Auge kein einziges Individuum zu erkennen vermag.

Auf dem erhabenen Throne, von wo der König gewöhnlich die Versammlung anredete, sahen sie einen blutigen Leichnam, angethan mit den Insignien der königlichen Würde. Zur rechten stand ein Kind, die Krone auf dem Haupte tragend und das Scepter in der Hand haltend, zur Linken lehnte sich ein alter Mann oder vielmehr ein anderes Phantom an den Thron. Er war mit dem Mantel der großen Ceremonie angethan, den die alten Reichsverweser Schwedens getragen, bevor Wasa es zum Königreich gemacht hatte. Dem Throne gegenüber saßen mehre Personen in ernster und würdevoller Haltung, angethan mit langen schwarzen Mänteln, vor einem mit großen Foliobänden und Pergamentrollen besetzten Tische; sie hatten das Ansehen von Richtern. Zwischen dem Thron und den Versammlungsbänken stand ein mit schwarzem Flor bedeckter Block und ein Beil lag daneben.

Niemand in dieser übermenschlichen Versammlung schien die Anwesenheit Karls und der drei Begleiter zu bemerken. Bei ihrem Eintritt hörten diese nur ein verworrenes Gemurmel, aus welchem das Ohr kein artikulirtes Wort herauszuhören vermochte: darauf aber erhob sich der älteste der schwarzen Richter, der die Funktion eines Präsidenten zu verrichten schien, und schlug dreimal mit der Hand auf einen großen Folianten, der vor ihm lag, worauf sogleich ein tiefes Schweigen erfolgte. Einige Jünglinge von hübschem Aeußern und in reicher Kleidung traten mit auf den Rücken gebundenen Händen in den Saal, durch eine Thür, die grade gegenüberlag, durch welche Karl eingetreten war. Sie schritten mit aufgerichtetem Haupte einher, und mit sicherem Blicke. Hinter ihnen ging ein kräftiger Mann mit einem enganschließenden braunledernen Leibrock, und hielt das äußerste Ende des Seils, das ihnen die Hände zusammenband. Der voranschreitende Jüngling, der zugleich der angesehenste der Gefangenen zu sein schien, blieb mitten in dem Saal vor dem Block stehen, auf den er mit stolzer Verachtung blickte. Zu gleicher Zeit schien der Leichnam auf dem Thron in convulsivischer Bewegung zu zittern und frisches rothes Blut strömte aus seiner Wunde. Der Jüngling kniete und beugte das Haupt, das Beil glänzte in der Luft und fiel schallend nieder. Ein Blutstrom rann auf den Estrich und vermischte sich mit dem des Leichnams; das Haupt, das auf dem gerötheten Boden dahinrollte, erreichte Karls Füße, die es mit Blut bespritzte.

Bis dahin hatte das Erstaunen diesen verstummen gemacht, aber bei diesem furchtbaren Anblicke löste sich seine Zunge, er schritt auf die Stufen des Thrones zu und sprach gegen die Person, welche mit dem Reichsverwesermantel bekleidet war, kühn folgende bekannte Beschwörungsformel aus: Bist du Gottes, so rede, bist du des andern, so laß uns in Frieden!

Das Phantom antwortete ihm langsam mit feierlichem Tone: König Karl, dies Blut wird nicht unter deiner Regierung fließen (hier wurde die Stimme weniger vernehmlich), aber fünf Regierungen später. — Wehe, wehe, wehe dem Blute Wasa's!

Da fingen die zahlreichen Gestalten dieser wunderbaren Versammlung an, weniger klar hervorzutreten und schienen nur noch farbige Schatten, bis sie bald ganz verschwanden. Die phantastischen Fackeln erloschen und die Karl's und seines Gefolges beleuchteten nur noch die alten Tapeten, die leise vom Winde bewegt waren. Man hörte noch während einiger Zeit ein ziemlich melodisches Geräusch, welches einer der Zeugen dem Gesäusel des Windes im Laube und ein anderer den Tönen einer springenden Harfensaite verglich. Alle waren einstimmig über die Dauer der Erscheinung, die ihnen ungefähr fünf Minuten gewährt zu haben schien.

Das schwarze Tuch, die Ströme Blut's, die den Boden benetzten, alles war mit den Phantomen verschwunden; nur der Pantoffel Karl's behielt einen rothen Fleck, der allein schon hingereicht hätte, ihm die Scenen dieser Nacht zurückzurufen, wenn sie nicht zu tief in sein Gedächtniß eingegraben gewesen wären.

Wieder in sein Cabinet zurückgekehrt, ließ der König die Erzählung dessen, was er gesehen hatte, aufschreiben und von seinen Begleitern unterzeichnen und unterzeichnete sie gleichfalls.

Wieviel Vorsicht man auch anwendete, um den Inhalt dieser Urkunde dem Publikum zu verbergen, sie wurde doch bald bekannt, selbst noch zu Lebzeiten Karl's XI., sie existiert noch und niemanden ist es bis jetzt eingefallen, Zweifel gegen ihre Aechtheit zu erheben. Der Schluß derselben ist bemerkenswerth: Und wenn das, sagt der König darin, was ich hier erzähle, nicht die genaue Wahrheit ist, so entsage ich aller Hoffnung auf ein besseres Leben, das ich vielleicht durch einige gute Handlungen verdient habe, und wohl besonders durch meinen Eifer, am Glück meines Volkes zu arbeiten und die Interessen der Religion meiner Vorfahren aufrecht zu erhalten.

Wenn man sich jetzt an den Tod Gustav's III. und an die Hinrichtung Ankarströms, seines Mörders, erinnert, so mag man mehr als einen Bezug zwischen diesem Ereigniß und der wunderbaren Prophezeiung entdecken.

Der enthauptete Jüngling in Gegenwart der Stände des Reichs, würde Ankarström bedeuten.

Der gekrönte Leichnam wäre Gustav III., das Kind Gustav IV., Sohn und Nachfolger.

Der Greis endlich wäre der Herzog von Südermannland, der Oheim Gustav's IV., der nach der Entsagung seines Neffen Reichsverweser und dann König wurde. F. C.

Feuilleton.

Welche Hindernisse steh'n der Emancipation der Juden entgegen?

(Ein Wort zur Beherzigung.)

E. R. Wir leben in einer Zeit, in welcher Glaubensfreiheit kein leerer Wortschall ist; wir leben in einer Zeit, wo religiöse Toleranz sich der Gemüther der Menschen bemächtigt hat, und wohlthätig auf ihre Handlungen gegen Andersdenkende influirt; wir leben in einer Zeit, wo Meinungs-Verfolgungen, in so weit sie die religiöse Ueberzeugung der Menschen berühren, eben so selten als lächerlich wären. Und dennoch noch die Emancipationsfrage scheint nicht zur Lebensfrage zu werden; und dennoch soll der arme Jude, das Schmerzensbild einer vielhundertjährigen Unterdrückung, verdammt sein, auch noch hinfür das Opfer seines Glaubens zu bleiben, und dem erleuchteten Jahrhundert nichts zu danken, als eine nur etwas erträglicher gewordene Existenz, bedauernswürdig, weil sie die Wunden der Vorzeit nicht heilt, sondern nur verdeckt, und kaum die Hoffnung einer Radical-Heilung gestattet. Worin liegt der Grund dieser ewigen Ungerechtigkeit? Was macht diese unglückliche Menschenklasse auch noch in den aufgeklärtesten Tagen zum wandelnden Denkmal einer Verfinsterung, welche die Geschichte mit solch blutigen Farben aufgezeichnet hat? Wir wollen die Hindernisse, die scheinbar dem Bürgerglück der Juden im Wege steh'n, mit vorurtheilsfreiem Auge betrachten. —

„Die Juden sind fremd, gehören einer andern Nationalität an." Also, weil dies Volk vor vielen tausend Jahren im Oriente lebte, soll heute noch das Vorrecht der Autochtonen gegen es in Anspruch genommen und ihm zum Verbrechen angerechnet werden, daß seine Abkunft nicht in gerader Linie von Tuiskons Stamme herrühre. Bei einem solchen Vorwurf wird man irre, nicht an dem menschlichen Herzen, sondern an der menschlichen Vernunft! Also eine zweitausendjährige Reclimatisirung ist nicht hinreichend, den Menschen auf dem Erden-Fleck einzubürgern, den er bewohnt? Wenn man das den Deutschen einst in Nordamerika sagen wird, sie würden sich sonderbar geberden, — und doch sagen sie es heute den Juden! Sie läugnen, daß Menschen, die eine große Reihe von Jahrhunderten dasselbe Land, wie sie, bewohnen, auf derselben Erde geboren und erzogen sind, dieselben Leiden mit ihnen getheilt, obwohl nicht dasselbe Glück; daß Menschen, die des Landes Sprache reden, seinem Clima und Gewohnheiten sich assimilirt haben, seinen Sitten seinen Gesetzen, seinen Eigenthümlichkeiten gehorchen; daß endlich Menschen, die mit ihnen auf einer und derselben Vaterlandserde ihr Blut für des Landes Schutz und Ehre hinfließen sahen, Bürger dieses Landes, deutsche Bürger wären, — das heißt, sie verläugnen den gesunden Menschenverstand! Sind denn wohl alle diejenigen, die wir Deutsche nennen, von jenem ächtgermanischen Kernstamme, wie er aus den Wäldern des Tacitus mit rothen Haaren und hellblauen Augen kam, und vor dem einst Rom erzitterte, hergekommen? Die Geschichte antwortet mit Nein auf diese Frage! Sie lehrt vielmehr, daß unzählige Völkerstämme aus allen Regionen nach Europa, nach Deutschland kommen; es waren theils Besiegte, die ein anderes Vaterland, einen anderen Herd und andere Penaten suchten, theils Sieger und Eroberer. Nun, dasselbe Verhältniß war's auch mit den Juden. Nachdem ihre Helden für die Nationalsache gefallen waren, verließen die Übrigen um dem traurigen Anblick alter zertrümmerter Herrlichkeit und der quälenden Erinnerung verlorener Selbstständigkeit zu entfliehen, ihr Vaterland, um ein anderes aufzusuchen, in dem frommen Glauben, daß überall ein Gott, ein Himmel, ein Herd und liebende Menschen für sie wären. Die erstern fanden sie auch, — die letztern nicht. Statt ein unglückliches Volk zu beklagen und zu achten, wurde es verstoßen und mit unerhörter Barbarei versündigten sich die Jahrhunderte an diesen Menschen. Dennoch blieben sie, dauerten aus, duldeten und ertrugen, was keiner ertragen hätte. Zwei Jahrtausende herben Leidens und schwerer Prüfung sind wohl Zeit genug, alle Spuren einstiger Nationalität zu untergraben, und den Charakter des neuen Vaterlandes zu begreifen! Als Corpus haben die Juden mit dem Augenblicke, wo sie auf die weite Erde verbreitet wurden, aufgehört; als Individuen aber gehören sie als Einheimische den Ländern an, die sie bewohnen, mit dem Nationalinteresse, mit der Volksthümlichkeit und Vaterlandsliebe der übrigen Bewohner; als solche aber kommt ihnen der ungetheilte Genuß aller Bürgerrechte gegen Übernahme aller Bürgerpflichten von Gottes und Rechts wegen zu, und sinnlos, inhuman, abgeschmackt wäre es, in einer aufgeklärten Zeit den deutschen Juden orientalische Nationalität und Unfähigkeit zu den Rechten des Bürgers, zu den Rechten des Menschen, andichten zu wollen. —

Eben so verwerflich ist jeder staatsrechtliche Grund gegen die Emancipation der Juden. Wer die Lasten des Staats trägt, hat die gegründetsten Ansprüche auf seine Wohlthaten, wer das Bittre des Staatslebens theilt, verdient, daß er auch das Süße desselben empfinde. Der Glaube kann nie und nimmer ein Ausschließungsgrund sein, am wenigsten ein im Staate geduldeter Glaube; und wenn wirklich das Prinzip der Staaten ein christliches ist, so kann es nur jene heilige, christliche Liebe sein, die sich über alle Menschenkinder erstreckt. Ob aber der Jude das Bittre des Staatslebens kostet, wer möchte noch daran zweifeln? Nie gab es eine Bürde, der sich der Jude entzog, wenn das Staatswohl es ihm auflegte. Er hat die Kämpfe mitgekämpft und sein Blut gerne für die allgemeine Sache hingegeben. Die Gefahr der Kriege hat er getheilt: aber nicht ihre Resultate. Nachdem Deutschland sich frei sah von den unerträglichen Fesseln des französischen Weltusurpators, vergaß es, daß auch die Juden ihr Blut, ihr Leben für diesen heiligen Kampf hingegeben hatten, und setzte den durch die Geißel des Krieges, der wahren Gottesstrafe, nur unterbrochenen Druck von neuem und schmerzvoller als je fort.

(Fortsetzung folgt.)

Wien.

Concert im Schweighofer'schen Salon.

Vorgetragen v. Frl. Stallewerk.

Genanntes Fräulein hat sich in der Wiener Kunstwelt bereits vortheilhaft bekannt gemacht, eine neue Seite entdeckten wir diesmal an ihr; sie trat nämlich als Gesanglehrerin auf. Ob mit Vor- oder Nachtheil könnten ihr am Besten die 6 Damen, welche das Schubert'sche Ständchen sangen, erzählen. Es befand sich keine einzige anhörbare Stimme darunter. Frl. Stallewerk singt selbst, accompagnirt und componirt auch. Ersteres thut sie, mit etwas dünnem Organe, aber gutem Vortrage, das zweite geschieht mit Geschmack und das letztere mit genauer Kenntniß der menschlichen Stimmeffekte. Ein Männerquartett leistete günstiges Zeugniß hievon. Noch hörten wir den Violinspieler Carl Strauß, den Klavierspieler Pailur (vulgo Metzger) und ein Quartett aus Hayden's Schöpfung. Alle diese Spieler und die hier genannten und nicht genannten Piecen, konnten das zwar zahlreiche, aber mit besonderer Kälte ausgerüstete Auditorium nicht erwärmen. Die Schweighofer'schen Flügeln klangen eben als solche. —l—

K. K. Hof- und Nationaltheater.

„Judith," von Friedrich Hebbel.

Besprochen von Ernst Rose.

(Schluß.)

Wie kämpft aber Judith — und wie kämpft Holofernes?! —

Judith ist ein hohes edles Weib, eine erhabene reine Seele, die den Drang nach Vereinigung, Verschmelzung, gänzlicher Mittheilung unnennbar heftig fühlt. Sie verläugnet ihr Weibthum nicht, allein sie will einen Mann zu ihrer Ergänzung finden, der aber auch das bessere Stück ihres Leibes und ihrer Seele ist; einen Mann, der ihrer hohen edlen Gefühle würdig ist, einen Mann in der vollsten Bedeutung und Wichtigkeit des Wortes. Dieses vergebene Sehnen nach einem solchen Manne, das sie in ihrer ersten Ehe unglücklich gemacht, welches ihre Liebe mit Ephraim zerbricht, erschüttert und zerstückt ihr Dasein; bis endlich der Zufall den Holofernes den Bethulien in ihre Vaterstadt führt, und sie zu einer großen That begeistert, der sie ihr Leben und Denken weiht. —

So schön Judith in den Anfängen der Zeichnungen ihrer Gestalt, so eigenthümlich grotesk wild, blutig erscheint Holofernes. Der ganze Mann besteht in einer ungeheueren Muskelkraft, in einer gränzenlosen Tollkühnheit, in einer blutlechzenden Phantasie und einem wahnwitzigen Hochmuth, der Alles haßt was über ihn steht. Man muß sagen, daß der letzte Gedanke originell ist; man muß aber auch sagen, daß die Bühne der Ort ist, wo die lebendige Darstellung eines solches wahnwitzigen Hochmuths, und wenn er noch so geistvolle Frasen hervorbringt, und noch so unvermuthete scharfsinnige Wendungen erdenkt, dennoch jedes aesthetische und tragische Interesse verliert, und eine beinahe komische Ungeheuerlichkeit wird. — Und dieser grotesk wilde, unbestritten originelle Holofernes kämpft denn auch gegen den inneren blutigen Drang seines Selbst, der ihn zu verzehren droht, und steigert sich in der Emphase seiner Verrücktheit auf einen Grad, der den denkenden Kritiker oft unvermuthet ein satyrisches Lächeln abzwingt, den Unbefangenen wohl frappirt und blendet, durchaus aber nicht erschüttert. — Der Kampf dieser beiden Gewalten Holofernes und Judith ist nun der Handlungskern des Stückes. —

Holofernes bedroht Bethulien mit Feuer und Schwert. — Judith hört die Schilderung von diesem menschlichen Blutkoloß, und fordert von ihrem Geliebten, Ephraim, daß er ihr das Haupt dieses Ungeheuer's als Liebespfand bringen soll. — Ephraim erschrickt vor der Unmöglichkeit der That; und Judith will nun selbst Retterin ihres Vaterlandes werden. — Sie geht zu Holofernes. —

Sie sehen, sie erkennen sich in ihrer Größe und Eigenthümlichkeit, und der Kampf, der sich zwischen ihnen und ihren Gefühlen entspinnt, ist zwar psychologisch scharf aufgefaßt und wickelt sich in gutgegliederten Dialogen ab; das dramatische Element der Handlung aber ist ganz vernachlässigt. —

Judith findet in Holofernes den ganzen Mann, sie kann sich nicht bezwingen, sie muß ihn wegen seiner männlichen Kraft achten; ja das edle Weib muß so-

gar beten, daß sie ihn nicht liebt, sie muß sich alle seine Bluthaten vor's Angesicht rufen, damit sie ihn so tief hassen kann, als einem Weibe möglich ist. —

Nach einer Scene, welche durch ihre Veränderung, die sie auf ihrer Reise aus dem Buche auf die Bühne gemacht hat, beinahe unverständlich geworden ist, kommt der Effektpunkt des ganzen Stückes. Judith stürzt, als sie die Stimmen der Ihrigen hört, in das Schlafgemach des Holofernes, und ersticht den Schlafenden. — Welche Umkehrung des ganzen Wesens, welche Inkonsequenz, welcher klägliche Ausgang! —

Wir müssen den ungeheueren Mann, den Mann der wilden rohen Kraft, der mit Löwen balgte, von einem Weibe gemeuchelt sehen! — Wir müssen ein Weib, dessen Seele uns so schön und rein erschienen ist, von dem Hasse und der Rache getrieben, ihr reines hohes Leben mit Blut, mit ganz gemeinem Mörderblut beflecken sehen. —

Also das ist der tragische Punkt: daß der wahnwitzige Hochmuth durch die Hand eines Weibes fallen muß, und daß der Kampf einer reinen Weiberseele zu ihrer Ergänzung in einem Meuchelmord sein Ende findet?

O — verleumdete Poesie! — Wo ist die Erhebung, die moralische Versöhnung; wo ist der Abglanz der poetischen Verklärung; wo ist die Erhabenheit des Unglücks der Tragödie?! — Nirgends! — Der Bruch der Leidenschaften und Gewalten ist am Ende des Stückes noch wilder, schroffer, unversöhnlicher, unnatürlicher, als im Anfange! —

Wo ist die Harmonie des Kunstwerkes, welches in gleichmäßigen Stufen und Entwicklungen zum dramatischen Endpunkte führt?! —

Ihr seht wie sich eine dramatische Aforisme an die andere lehnt, aber die belebende Pulsader fehlt! — Ja — Maß halten, sagte ich — Maß halten! — Das Geniale, was in dem Drama liegt, ist durch das ungezügelte oder vielleicht mit schwächlicher Selbstliebe verhätschelte Uebermaß der Leidenschaft und der schroffen philosophischen, hegelianischen Negation vollendet, zu Grunde gegangen! —

Dieses Stück ist der strafbarste Mißbrauch des poetischen Talentes zur scharfen kritisch philosophischen Dialektik über den socialen Zustand. Nicht die Idee ist lebenbringend in die Adern der Poesie gedrungen, nein, die Poesie ist secirt worden zu Gunsten der philosophischen Frase. —

Ich will nichts sagen von den dramatischen Elementen, welche der Stoff in sich enthält; ich will auch nichts sagen von der bedeutenden schönen Sprache, von den herrlichen Bildern, von den merkwürdigen psychologischen Tiefblicken des Dichters: weil ich weder im Detail loben noch tadeln will. — Ueber den Grundriß habe ich gesprochen. — Die Darstellung war gleich würdig dem Stücke, als der hohen Achtung der Hofbühne. Frau Hebbel gab mit besonderer Vorliebe, inniger Durchdachtheit und edler Mimik die „Judith." — Herr Löwe war ein Holofernes, wie sich ihn der Verfasser nur wünschen konnte. Die Nebenrollen waren in guten Händen. Das Publikum war oft frappirt von packenden Momenten im Ganzen aber weniger erregt. —

Nationaltheater an der Wien.

Des Teufels Brautfahrt von Carl Elmar ist, was wir erwartet haben, zum Kassastücke geworden. Vorgestern war die sechste Vorstellung und das Haus war überfüllt. Wenn keine Störungen und Ausnahmezustände eintreten, so dürfte es auch 20 gut besuchte Wiederholungen erleben, wozu in jetziger Zeit schon eine immense Zugkraft gehört. Einige Referenten haben sich aufs hohe Roß gesetzt, und haben diesen Schwank bis in den Koth gezerrt; das Publikum urtheilt anders und füllt das Haus; damit ist auch Elmar zufrieden, denn er wird noch an jedem Abende stürmisch herausgerufen und bezieht seine Tantieme! — Der Werth des Stückes wird, wenn noch so oft gegeben, freilich nicht größer, das wissen wir recht gut, aber der Erfolg beweist, daß das Stück seinen Zweck erfüllt hat, und das ist die Hauptsache. Es ist noch keine Direktion von der Presse fett geworden, die Vorstadtbühnen sind fürs Schauspiel kein fruchtbarer Boden, das möge sich jeder merken.

Br.

K.K. priv. Carl-Theater.

Schon hofften wir, daß die nächste Novität an dieser Bühne die lang erwartete Posse von Nestroy sein werde, doch wir täuschten uns, denn am 2. dieses kam ein aus dem Französischen von Heinrich Adami übersetztes romantisches Zeitgemälde zur Aufführung, das den lockenden Titel „Kardinal Richelieu" führt. Vor Allem freut es uns, berichten zu können, daß das Haus gut besucht war. Das Carltheater hat unter dem Einflusse der letzten Wochen mehr als die andern gelitten; wir gönnen ihm daher bei dem Umstande, daß die Existenz so vieler Familien an demselben hängt, eine Restauration im vollsten Sinne des Wortes. Was das Stück anbelangt, so gehört es zu jener Gattung überrheinischer Effektkomödien, welche sich des Vorzuges einer historischen Basis erfreuen; wie leichtsinnig die Franzosen bei solchen Gelegenheiten zu Werke gehen, haben wir schon vielfältig Gelegenheit gehabt zu erfahren; größtentheils sind es nur historische Namen, an welche sie selbsterfundene Begebenheiten knüpfen. Dieses ist auch hier der Fall, doch muß man gestehen, daß es mit besonderem Geschicke gearbeitet ist. Der Zuschauer wird durch die interessante Handlung und den mit vieler Scenenkenntniß durchgeführten Situationen in immerwährender Spannung erhalten; und bei Präzision und Raschheit, mit welcher die meisten Stücke an dieser Bühne exekutirt werden, konnte es nicht ausbleiben, daß den gelungenen Darstellungen lebhafte Theilnahme gezollt wurde. Die Herren Carl, Braunmüller und Moritz, dann Frl. Ammesberger und Fr. Sentta wurden vielfach durch Beifall ausgezeichnet.

Die Inscenesetzung war eine sehr sorgfältige. —m—

Wiener Signale.

Man erzählt zwar, daß Kossuth auf seiner Flucht durch Gallizien von Soldaten des Regimentes Deutschmeister aufgefangen und gefänglich nach Lemberg geführt worden sein soll. Dieses Gerücht hat übrigens sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich. — Ebenso verdient die hier verbreitete Nachricht wenig Glauben, daß Kossuth von seinen Freunden von einem Selbstmordversuch abgehalten wurde. — Am bezeichnendsten lauten die Urtheile, welche die sonst so harmlosen, sogenannten Conservativen über ihn fällen. Man möchte ihn sieden, braten, steinigen, aufhängen; und Alles mit Raffinement, um seinen ganzen Haß an dem gesunkenen Parteiführer zu kühlen, den man im verflossenen Jahre fast vergötterte.

An die schnelle Reise Seiner Majestät des jungen Kaisers nach Prag knüpfte man wieder eine Masse Vermuthungen und Gerüchte, von denen keines sich nur einigermaßen bestätigen dürfte.

Der Stephansthurm hat eine neue schwarzgelbe Fahne erhalten. —

Dieser Tage wurde wieder bei Nachtzeit auf einen Offizier geschossen, der aber glücklicherweise nicht getroffen wurde. Solche wahnwitzige Streiche in der jetzigen Zeit noch auszuüben, ist wirklich unbegreiflich, und verdient die strengste Rüge.

Es ist jetzt die Anordnung getroffen worden, daß auf dreimaliges Anrufen den Wachen geantwortet werden müsse. Der nicht antwortet und sich der Wache nähert, muß sich die Folgen selbst zuschreiben. Die Wache ist in solchen Fällen ermächtiget, zu schießen. —

Eine bedeutende Anzahl kriegsrechtlicher Urtheile über Betheiligte am Oktoberaufstande, und zwei Solche, welche sich Schmähungen gegen Seine Majestät und die Maßregeln des Fürsten Windischgrätz erlaubten, veröffentlicht die Wienerzeitung. Darunter befinden sich 11 Grenadiere. —

Die Beamten in Böhmen sollen die Aufforderung erhalten haben, sich als Offiziere in die neu zu errichtenden Reservebataillons einreihen zu lassen. —

Die Bitte der Kaffeehausinhaber, ihr Lokale länger offen halten zu dürfen, hat keine Folge erhalten. Ebenso wurde Herrn Saphir nicht erlaubt, eine humoristische Vorlesung abhalten zu dürfen. —

Nachrichten aus Olmütz zu Folge, soll Ungarn sein Sonderparlament behalten. Den ungarischen Nebenländern wird aber die Vertretung am österreichischen Reichstage zugestanden.

Die Bauern einiger Gegenden des gebirgigen Oberösterreichs haben, als ihnen das Schießen nach Wildprät untersagt wurde, ein ganz originelles Mittel erfunden sich durch Wilddiebstahl zu bereichern. Sie binden junge Adler mit den Füßen fest nicht weit von ihrem Neste. Die Alten kommen nun ängstlich herbei und bringen den lärmenden Jungen Rebhühner, Hasen u. dgl. in Menge. Die Bauern behalten aber die Beute für sich und füttern die jungen Adler nur so, daß sie ganz nothdürftig leben können. Wer ist in diesem Falle der Bestohlene, der Eigenthümer des Wildes oder die Adler? Eine nicht ganz uninteressante Frage für Criminalrichter.

Provinz-Signale.

Güns. Die bekannte grausame Ermordung einer Truppe gefangener Kroaten in Güns gab zu nachstehender tragischen Episode Anlaß. Unter der die Gefangenen bewachenden Honvedcskorte befanden sich zwei Israeliten, die bei Herannahen der mörderischen Rotte sich vor die armen Gefangenen stellten, um das bedrohte Leben derselben mit ihrem eigenen Blute zu vertheidigen. Der eine dieser heldenmüthigen jungen Leute fiel sogleich als Opfer seiner Hingebung, der andere wurde mit neun Wunden bedeckt, für todt am Platze liegen gelassen; als er aber dennoch Lebenszeichen äußerte, von dem dortigen Kerkermeister in eine Kammer eingesperrt. Hier blieb er aus Versehen durch anderthalb Tage ohne alle Pflege. Man erinnert sich seiner endlich und er befindet sich jetzt im Spital zu Güns in ärztlicher Behandlung. Ob der Unglückliche am Leben erhalten werde, läßt sich noch nicht bestimmen. Er verdient jedenfalls für seine heldenmüthige Aufopferung vom Staate berücksichtigt zu werden, zumal er die einzige Stütze einer alten Mutter war. Uns aber gereicht es zur Befriedigung, ein solches Beispiel von Edelsinn und Heldenmuth von den Bekennern einer Konfession zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, denen man nur gar zu oft die Fähigkeit dazu abzusprechen gewohnt ist. C. D.

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Jmster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Mittwoch den 7. Februar 1849. **№ 26.** **Vier und dreißigster Jahrgang**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: **Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.**

Ein Clubb-Gesetz.

(Schluß.

5. Am Schlusse einer jeden Sitzung wird ein Protokoll aufgenommen, und von sämmtlichen Mitgliedern der Vereins-Kanzlei unterfertigt. Dasselbe wird enthalten:

a) die Namen aller Individuen, welche der Vereinskanzlei angehören; und

b) den vollständigen Inhalt alles dessen, was in der Sitzung verhandelt worden ist.

Dieses Protokoll muß auf jede Requisition der Behörde zur Einsicht vorgelegt werden; auch soll es dem assistirenden Beamten frei stehen, die Protokollirung alles Desjenigen zu verlangen, was er als Bemerkung zu den Agenden der Sitzung für erforderlich halten möchte.

6. Die Mitglieder des Bureaus dürfen keinen Gegenstand zur Diskussion zulassen, wodurch ein Akt hervorgerufen werden könnte, welcher vor dem Gesetze als Verbrechen erscheint. Reden, Geschrei oder Drohungen in einem Clubb verlautbart, sind so zu betrachten, als ob sie an einem öffentlichen Orte gesprochen wären, und verfallen der nämlichen Verantwortlichkeit.

7. Berichte, Adressen und alle sonstigen Mittheilungen von einem Clubb sind untersagt, ebenso die gegenseitigen Deputationen oder Delegationen, was auch immer für ein Zweck derselben zu Grunde liege.

8. Das Erscheinen in einem Clubb mit sichtbaren oder verborgenen Waffen, unterliegt der strengsten Ahndung; ebenso das passive Verhalten der Bureau-Mitglieder, welche nicht alsogleich die Ausweisung eines dergleichen bewaffneten Individuums verfügten, wie nicht minder Jene derselben Behandlung unterliegen, welche durch Reden, Schriften oder Maueranschlage die Aufforderung ergehen ließen, sich bewaffnet in irgend einem Clubb einzufinden.

9. Nach der Sachlage und ihrer größeren oder geringeren Dringlichkeit, kann gegen die Präsidenten, Sekretäre und Mitglieder des Clubbs mit mehr oder minder bedeutenden Strafen eingeschritten und nöthigen Falls auch die Einstellung des Clubbs verhängt werden.

10. Versammelt ein Clubb, dessen Auflösung ausgesprochen worden, sich dennoch wieder, so wäre das Strafausmaß verhältnißmäßig zu verschärfen, der Verlust der bürgerlichen Rechte und Ehrenzeichen auszusprechen, überhaupt mit der, einer erklärten Renitenz gegen die Gesetze gebührenden Strenge vorzugehen.

11. Abgesehen von den öffentlichen Clubbs, ist es keinem Staatsbürger verwehrt, mit Zustimmung der Municipal-Behörde und unter den von ihm festzusetzenden Bedingungen, Versammlungen nicht öffentlichen Charakters zu veranlassen, möge ihre Tendenz eine politische oder nichtpolitische sein; jedoch bleibt der Regierung das Befugniß vorbehalten, denselben die Autorisation zu verweigern, wenn Rücksichten des öffentlichen Wohles augenfällig dafür sprechen. Ueberdies versteht es sich von selbst, daß Uebertretungen und Verbrechen, die in solchen Versammlungen begangen werden, der Bestrafung nach den gewöhnlichen Gesetzen nicht entzogen werden können.

Der vorstehende Entwurf hat ganz gewiß rücksichtlich der Freisinnigkeit keinen Vorwurf zu erwarten; allein zum rechten Verständniße eines Clubbgesetzes ist die Erwägung der zahlreichen Gefahren unerläßlich, denen die bürgerliche Gesellschaft durch unbegränzte Ausübung des constitutionellen Vereinsrechte preisgegeben sein würde. Zumal bei einem Volke von geringer politischen Mündigkeit sind die Folgen unabsehbar, und der Beweis dürfte nicht allzu schwer herzustellen sein, daß Alles über Oesterreich's Verjüngerungs-Procedur hereingebrochene Unheil vom — Odeon herrühre! Ein mißbrauchtes Recht ist schlimmer als hundertjoches Unrecht, weil es eine anscheinende, gesetzliche Begründung hat, die Begriffe des großen Haufens verwirrt und zur Basis einer Reihe von Schlußfolgerungen dient, welchen die Lebensbedingung der W a h r h e i t fehlt!

Die Amerikaner, deren Zustände man so gern als die exemplifizirenden, maßgebenden anführt, wollen vom Vereinsrechte nichts wissen, verhorresciren die Clubbs, so sie weisen Anmuthungen, sich an derlei Vereinen zu betheiligen, mit entschiedenem Widerwillen von sich; erst in den letzten Tagen ist auch in der französischen, r e p u b l i k a n i s c h e n Verwaltung ein Gesetz zur Aufhebung aller Clubbs zur Sprache gebracht worden; England, Belgien, Norwegen strahlt uns leuchtend voran; müßen wir eine weitere Schlußfolge aussprechen, die unseren Zuständen so greiflich nahe liegt?

Die Regierung — in soferne ihr Programm auf befriedigende Weise dargelegt hat, daß sie allen constitutionellen Befugnissen Rechnung tragen wolle und diese Absicht auch durch unwiderlegbare Thatsachen bewahrheitete — sie kann von selbst die Sperrung der Clubbs nicht dekretiren, wenn sie ihr Wirken nicht absolut verdächtigen will; es entsteht daher die naheliegende Frage: Soll man ihr nicht einen Schritt entgegenthun, ihr ihre unermeßliche Aufgabe aus eigenem Antrieb erleichtern?

Als bald nach dem 6. Oktober ein gewisser Clubb öffentlich erklärte: „jene unglückliche Ausartung sei zum großen Theile s e i n Werk gewesen," hat er da nicht allem Clubbwesen das Todesurtheil gesprochen? und liegt es nicht auf der Hand, daß eine Verzichtleistung auf ein so gefährliches Recht die beste Garantie gegen dessen M i ß b r a u c h abgebe? — Wahrlich, das ist der g r ö ß t e Sieger, d e r sich s e l b s t überwindet!

Pio Nono.

Von Levin Schücking.*)

Ich habe vom Anfang meines römischen Aufenthaltes an danach gestrebt, über die Lebensgeschichte des Mannes, an welchen sich die Verjüng

*) Aus der „Römerfahrt," dem neuesten, soeben bei J. Hölscher in Koblenz erschienenen Buch des Dichters, welches die Frucht einer italienischen Reise im Winter 1847 — 1848, und daher in Betreff der neuesten italienischen Geschichte und Zustände von großem Interesse ist. Wir bringen auf freundliches Ersuchen des Verlegers, diese Episode unsern Lesern in der Hoffnung, das Interesse für das treffliche Buch zu fördern.

gung Italiens kannte, Nachrichten zu sammeln. Aber ich war nicht glücklich in diesem Bemühen. Man kennt so wenig in Italien literarische Industrie, daß bis jetzt noch nicht einmal eine Lebensbeschreibung Pio Nono's erschienen ist, und nur eine Broschüre über eine Episode aus dem Leben des Papstes, von der später die Rede sein wird, fiel mir in die Hände. Zwar fand ich in Rom einen französischen Versuch mit verheißendem Titel: Rome et Pie IX, par A. Baleydier: aber diese Schrift zeigte sich vollständig unbrauchbar — es war ein französisches Phrasenmachwerk. Was man mir mündlich erzählte, waren die bekannten Anekdoten, von denen die Hälfte unwahr, die andere Hälfte entstellt sein wird. Die leichtgläubigen Römer kümmern sich nun einmal eben so wenig wie um die Reinlichkeit und Ordnung in ihren Häusern, um Ordnung und Reinlichkeit in ihrem Kopfe; und nirgends in der Welt ist die Tagsgeschichte behutsamer aus einem confusen Lügenchaos herauszufischen als hier.

Jene Anekdoten sind zumeist in den öffentlichen Blättern bereits erzählt. Eine der hübschesten ist in dem Turiner „Mondo illustrato" zu lesen: Ein Edelmann von großem Vermögen will seinen ganzen Reichthum einem seiner beiden Söhne vermachen: dieser aber ist fest entschlossen, trotz eines solchen Testamentes dennoch mit dem Bruder zu theilen. Im Zorn darüber errichtet der Vater ein Testament, worin er seinen Söhnen den kleinen Pflichttheil, alles andere aber dem Priester vermacht, welcher am Tage seiner Exequien die erste Messe in der Pfarrkirche des Erblassers lesen werde. Nach dem Tode des Edelmannes wird dies Testament des auffallenden Inhaltes wegen dem Papst vorgelegt. Es war am Tage vor der Abhaltung der Exequien. Am andern Morgen erhob sich Pius IX. vor Tagesanbruch, begab sich nach der betreffenden Kirche, ließ sich die Thüren öffnen und las die erste Messe in derselben. Als Testamentserbe des Edelmannes schenkte er sodann den ganzen Nachlaß sofort an die übergangenen Söhne.

Eine alte Nonne, die seit Jahren — man sagt seit zwanzig Jahren — an der Gicht krank darniederliegt, hatte den sehnlichen Wunsch, Pius vor ihrem Ende zu sehen. Zufällig hört er davon und mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit begibt er sich sogleich in das Kloster und läßt sich in die Zelle der armen alten Frau führen. Wie diese ihn sieht, ihn hört, erfaßt sie eine so übermäßige Freude, daß sie davon auf der Stelle gesund wird.

Ein Ehepaar, der Mann katholisch, die Frau protestantisch, wenden sich an Pius, — hier wendet sich jedermann mit jedem Begehren an Pio Nono — und klagen ihm bei einer Audienz, daß die Mitbewohner ihres Hauses, die Eltern des Mannes ihren Frieden stören, weil sie beständig die Frau mit Bekehrungsversuchen ängstigen. Sie wissen, sagen sie, in ihrer Noth kein anderes Mittel, als Seine Heiligkeit um Schutz anzuflehen. Der wird ihnen auf das freundlichste gewährt, und Pius sagt zu der jungen Frau mit seiner herzgewinnenden milden Weise: Gehen Sie nach Hause, meine Tochter, und üben Sie ruhig ihre Religion, niemand soll Sie fortan darin stören; ich werde dafür sorgen. — Das ganze Wesen Pio's ergreift die Frau so sehr, daß sie dem Papst zu Füßen fällt und ihn anfleht, sie wirklich als Tochter anzunehmen, und ihre Gelübde als katholische Christin zu empfangen, um einer Heerde anzugehören, die einen solchen Hirten habe — aber Pius entgegnete sanft: Erst gehen Sie nach Hause, so wichtige Entschlüsse darf nicht ein Moment entscheiden, dazu gehört Ueberlegung, nicht Enthusiasmus.

Wie Pio Nono den Haufen schwarzer Kugeln, der gegen die Consulta di Stato stimmenden Kardinäle mit seinem weißen Käppchen bedeckt, mit den Worten: jetzt sind sie alle weiß! wie er als Erzbischof von Imola die Liste von Theilnehmern einer Verschwörung ihrem Entdecker abgenommen und ins Kaminfeuer geworfen, zur Verzweiflung des Polizeibeamten, das alles ist vielfach erzählt; darum mag nur des folgenden charakteristischen Zuges noch Erwähnung geschehen:

Ein Mensch stellt sich eines Tages dem Papst vor und überreicht einen Brief von dem Grafen Mastai in Sinigaglia, worin der Ueberbringer der Gnade Seiner Heiligkeit empfohlen und zugleich bemerkt wird, derselbe verdiene, daß vermittelst einer kleinen monatlichen Pension von acht bis zehn Scudi für ihn gesorgt werde. Pio Nono nimmt lächelnd die Feder, schreibt dem Hülfsbedürftigen eine Anweisung von zehn Scudi auf — die gräflich mastaische Kasse und schickt ihn damit nach Sinigaglia zurück — wo man von diesem Augenblick an darauf verzichtet, Nepotenhoffnungen zu hegen.

Einem jungen Franzosen, Begleiter eines französischen Bildhauers, dem der Papst während meines Aufenthaltes in Rom zu einer Statuette saß, gelang es, eine Menge Details über das Leben und die früheren Schicksale Pio Nono's zu erhalten, welcher in französischer Weise unendlich breit ausgemalt und in einem dicken Bande herausgegeben hat. Ich will die interessantesten Thatsachen, ihres romanhaften Gewandes entkleidet, hier folgen lassen.

Um das Jahr 1815 kam ein hübscher blasser, ziemlich verschlossener junger Mann nach Rom, der aus einer angesehenen, doch nicht grade sehr bedeutenden Adelsfamilie in Sinigaglia stammte und dort erzogen war. Der Papst Pius VII. war ein Gönner seines Hauses: Giovanni Mastei aber pochte zuerst an die Thüre des Fürsten Barberini, des Chefs der Nobelgarde, um sich in die Liste derjenigen einzeichnen zu lassen, welche in der Nobelgarde des Papstes aufgenommen zu werden wünschten. Barberini machte Schwierigkeiten, weil ihm der zweiundzwanzigjährige Mastai zu schwächlich erschien: aber Pius VII. schlug diese Bedenken durch das Interesse nieder, welches er für den jungen Mann nahm, und so wurde dieser als Aspirant eingetragen. Bis zur nächsten Vacanz, die seinen wirklichen Eintritt in die militärische Laufbahn erlauben sollte, durchschweifte Mastai Rom, zeigte ein besonderes Interesse für die zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten der ewigen Stadt und brachte viele seiner Abende im Hause einer Signora Devoti zu, der Mutter eines Sohnes, der von gleichem Alter mit Mastai und sein Freund war, und zweier Töchter von auffallender Schönheit. Die Mutter und die Töchter leben noch in Rom, die beiden letzteren verheiratet. Der liebenswürdige bescheidene Mastai wurde hier wie ein Kind des Hauses betrachtet. Mit der liebendsten Theilnahme nahm man sich seiner an und mit derselben Theilnahme hörte man ihn einst erzählen, wie nur ein Zufall, ein einziges Ereigniß den stillen Verlauf seiner Kindheit unterbrochen. Er hatte nämlich als Knabe eines Tages, nahe bei einem Weiher spielend, plötzlich einen Schwindel bekommen, dann das Bewußtsein verloren und war in's Wasser gestürzt, aus welchem allein die Unerschrockenheit eines jungen Hirten ihn gerettet hatte, der in der Nähe war und sich ihm nachgestürzt hatte.

In diesem Vorfall lag der erste Keim eines Leidens, welches auf die ganze Laufbahn Mastai's so entscheidenden Einfluß bekommen sollte.

Unter den Wohlthätigkeitsanstalten, welche das Interesse des jungen Mastai erregten, war eine, welche den Namen Tata Giovanni führt. Es ist eine Art Asyl für arme Handwerker, für verwaiste Kinder und eine Schule für die letztern, bis es gelingt, sie als Lehrlinge unterzubringen. Sie wurde 1732 von einem frommen Maurermeister Giovanni Borgi gestiftet, den das Volk Tata (Papa) Giovanni nannte und behielt nach dessen Tode den Namen des guten Alten bei.

In dieser Anstalt brachte der Nobelgardist in spe viele seiner Stunden zu und fand Vergnügen daran, den Kleinen Unterricht zu geben oder sie auf den Aventin zu begleiten und auf den Rasenplätzen des welthistorischen Hügels ihre Spiele zu beleben und zu beaufsichtigen, und sich dabei herzlich mit ihnen herumtummeln.

Eines Abends — um die Stunde, wann Mastai in Tata Giovanni zu kommen pflegte, erschien er nicht. Die Lehrlinge und Kinder warteten auf ihn bis zum Abendessen — aber umsonst. Im Augenblick, in welchem sie das Refectorium betreten wollten, hörten sie Wagengerassel: eine leere Carosse hielt vor der Thür; es war die Equipage des Cardinals Fontana, dessen Ställe und Remisen in dem nahen Viccolo di Santa Anna (dei Falegnami) sich befanden. Der Kutscher rief den Pförtner an und sagte ihm, er habe so eben beim Schein der Lampe eines Madonnenbildes einen jungen Menschen auf dem Pflaster ausgestreckt gesehen, der in Krämpfen und Zuckungen liege. Er habe seine Pferde nicht verlassen dürfen, aber ein anderer Wagen könne jeden Augenblick den Unglücklichen überfahren, deshalb solle man eilen, ihn aufzunehmen. Der Pförtner ergriff eine Laterne und die Bewohner von Tata Giovanni begaben sich schleunig an die bezeichnete Stelle: man fand Mastai, den ein Anfall von Epilepsie bewußtlos zu Boden geworfen hatte. Er wurde aufgenommen und nach Tata Giovanni gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Welche Hindernisse steh'n der Emancipation der Juden entgegen?

(Ein Wort zur Beherzigung.)

(Fortsetzung).

Die Waisen der Gefallenen fanden den Trost nicht, in ihrem Vaterlande das Glück der Zukunft, das ihre Aeltern durch ihr Herzblut erkauft, mitzugenießen; die Wittwen der auf dem Felde der Ehre hingestorbenen Juden fanden für ihre Thränen keine Stütze an der allgemeinen Sache des Staates; nein, sie werden betrachtet, als seien sie der heiligen Sache fremd, untheilhaftig — das war doch wohl eine bittre Erfahrung! Dennoch unterziehn sich die Juden zu jeder Stunde gerne allen Mühseligkeiten, Lasten und Beschwernissen des Staatslebens, denn sie wollen dem Vaterlande angehören mit allen physischen, psychischen und materiellen Mitteln, die ihnen zu Gebote steh'n, aber es betrübt sie, für dieses Alles nur den Schutz der Person vom Staate zu genießen, den man auch dem gemeinen Verbrecher gewährt. Sie dürfen freilich leben und sich ernähren, das heißt: sie dürfen vegetiren: das Glück des Lebens, das Glück des Bürgers, das Glück einer rechtlichen Bürgerstellung mit dem neben ihm wohnenden Bruder ist ihnen versagt, und das ist eine Ungerechtigkeit, die kein Staatsgrund heiligen kann! —

Daß die christliche und mehr noch die jüdische Religion der Emancipation entgegenstehe, ist behauptet worden, freilich nur von der Befangenheit und dem Egoismus, nicht von dem Verständigen, nicht von dem wahrhaft Gläubigen, nicht von dem Vorurtheilsfreien. Ich frage: Ist's die Form oder ist's das Wesen beider Bekenntnisse, was bei diesen rein bürgerlichen Angelegenheiten zur Sprache kommen darf? Der Form, der Ceremonie wird doch wohl das Recht einer Menschenklasse nicht zum Opfer gebracht werden sollen? diese kann als Schale den edelsten Kern in sich schließen. Das Wesen aber aller Religionen, besonders das der christlichen und jüdischen, kann nur auf Menschenliebe, auf Humanität basirt sein, und dies hat nichts gemein mit bürgerlicher Beeinträchtigung und Zurücksetzung einer unglücklichen Nation! Es ist Sünde, von einer Religion der Liebe, der Duldung, der Barmherzigkeit, wie doch die christliche eine ist, zu behaupten, daß sie dem Bürgerglück der Juden im Wege stünde! Wäre von jeher nach dieser wahrhaft göttlichen Lehre, — zu der sich der gebildete Jude bekennt, ohne getauft zu sein, — gehandelt worden, wären alle Christen vom göttlichen Sinne einer Bergpredigt durchdrungen gewesen, fürwahr, es wären die Menschenrechte der Juden nicht so lange mit Füßen getreten worden, und sie hätten nicht erst um Achtung für ihre heilige Angelegenheit zu flehen. Ebenso verhält es sich mit der jüdischen Religion. Der reine Mosaismus ist die ungetrübte Perle, die göttlichen Glanz wiederstrahlet; der Talmud aber ist nur Menschenwerk. Dort in dem alten Testament, der Quintessenz des jüdischen Glaubens suchet, ob sich auch nur eine Stelle findet, die den Juden von gleichen Wohlthaten des Bürgerrechts mit andern Religionsgenossen ausschließet und gestehet euch beschämt, daß ihr nichts gefunden! Traurig ist es, daß gerade der Inbegriff aller Duldung, die Religion, den Deckmantel herleihen soll für die schrecklichste aller Unduldsamkeiten, für die Zurücksetzung der Juden.

Damit ist aber noch keineswegs das Arsenal der Vorwürfe und der geträumten Hindernisse erschöpft. Der Egoismus wie die Bosheit sind auf geniale Weise erfinderisch, und wir werden noch eine ganze Reihe von Unwahrheiten zu widerlegen haben.

Man hat behauptet, die Emancipation der Juden würde von diesen nur darum erstrebt, um öffentliche Ämter zu erlangen, und grade dazu seien sie nach dem Standpunkte ihrer heutigen intellectuellen und moralischen Bildung noch nicht tauglich. — Das ist aber eine traurige Verblendung! Das Erstrebenswerthe der Emancipation, die der Gesammtheit angehört, liegt wahrlich nicht in dem Vortheil, welche sie dem Einzelnen gewährt. Nur die Beeinträchtigung thut weh, nicht die Entbehrungen, die aus der Beeinträchtigung hervorgehen. Die Emancipation gibt dem Juden ein Vaterland; sie kettet ihn mit festen und innigern Banden an die große Bürgerfamilie, sie nimmt ihm das beunruhigende Paria-Ansehen, und gibt ihm das freie Element wieder, worin sich seine Schwingen frei bewegen können. Darf der ärmliche Vortheil, welchen etwa die Emancipation gewähren könnte, mit dem unschätzbaren Gute der Bürgerehre verglichen werden, die sie uns einräumt? — Dem Juden aber die Fähigkeit zu einem öffentlichen Amte absprechen zu wollen, wäre nur eine thörichte Verläumdung! Man sehe sich nur im öffentlichen Leben um. Kaum ein Viertel-Jahrhundert lang haben die Juden Zutritt in die Heiligthümer der Künste und der Wissenschaften, und schon haben außerordentlich Viele dieser Heiligthümer mit ächter künstlerischer und wissenschaftlicher Weihe verlassen. Dem Juden ist vieles Wissen doppelt nöthig, will er nur etwas im Leben gelten. Er hat mit zwei gefährlichen Feinden zu rivalisiren: — mit der Selbstsucht und mit dem Vorurtheil! —

Andere haben mit fromm-alberner Miene vorgebracht, die Emancipation würde bei'm Volke Unwillen erregen, der für die Emancipation selbst nicht vortheilhaft sein dürfte. — Wenn das von der rohern Masse, die leider selbst noch so sehr in den Fesseln des Vorurtheils angeschmiedet liegt, wahr sein mag, so ist von dem bessern Theil des Volks nichts zu befürchten. Den Beweis liefern die Länder, in denen bereits die Emancipation in erfolgreiche Wirksamkeit getreten ist. Man suche die jüdischen Beamten in Frankreich, Holland und in Nordamerika auf. Nie ist dort, wie es sich auch erwarten läßt, eine Klage über die Rechtlichkeit und den sittlichen Wandel dieser Beamten gehört worden, aus dem ganz natürlichen Grund weil diese Leute, im Bewußtsein ihres schweren Standpunktes, alles aufbieten, jede Spur früher bürgerlicher Mißverhältnisse zu vertilgen, und im öffentlichen wie im Privat-Leben vor den Augen des Volks tadellos dazustehn. In Deutschland ist es Kurhessen, das den Beweis vom Gegentheil jener ängstlichen Behauptung führen könnte. Hat das musterhafte Emancipations-Edict, das die Regierung erließ, in den Augen des Volks Unwillen erregt? O nein! Man hat es mit Theilnahme, Rührung und Dankbarkeit aufgenommen, man sah mit Freude diese verhaßte Zurücksetzung schwinden, und die Maßregel für das angesehen, was sie ist, für zeitgemäß freisinnig und human. Aber Kurhessen ist ein kleiner Staat. Das große Deutschland scheint Israels Volk noch seufzen lassen zu wollen; denn eine vielhundertjährige Unterdrückung hat noch nicht Thränen genug gepreßt! Arme Parias! —

(Schluß folgt.)

Wiener-Signale.

Eines der nächsten neuen Stücke, welches im Burgtheater zur Aufführung kommen soll, ist ein Lustspiel von Bauernfeld, welches die sozialen Zustände sehr scharf geißeln wird.

Der Fasching, welcher so ziemlich schlecht auszufallen scheint, wie es die Verhältnisse erwarten ließen, wird doch einen Glanzpunkt noch erhalten. Es ist ein außerordentliches großartiges Fest in den Redoutensälen im Werke, welches das gesammte Publikum Wiens vereinigen wird.

Die böswilligen Attentate auf einzelne Militärs, die hie und da vorgefallen, sind sehr bedauerlich. Umsomehr kommt es uns unbegreiflich und unwürdig vor, wenn man auch noch Gerüchte in dieser Angelegenheit ausstreut, die jeder Wahrheit entbehren. So heißt es jetzt, daß aus einem Wagen am Graben auf einen Soldaten geschossen wurde, und es ist kein wahres Wort daran.

Als Wahlkandidaten für den ersten Bezirk der Stadt traten bis jetzt die Herren: Hye, Montecuccoli, Schwarzenberg, Tomaschek und Kübel auf.

Man erzählt sich von einer böswilligen Schlägerei, die in Fünfhaus vorgefallen sein soll. Wir wollen diese Nachricht nicht verbürgen; soviel ist gewiß, daß die Gemeinde Sechshaus auf ihr eigenes Ansuchen eine Kompagnie Militär als Einquartierung erhielt.

Die Cholera-vorschrift, welche mit wahrer echter Humanität sich in einigen Punkten der Armen der Gemeinden sehr warm und dringend annimmt, stößt hie und da auf Widerspruch bei indolenten Gemeindevorstehern. Sie ist bis jetzt dem Publikum noch nicht öffentlich bekannt gegeben worden.

Die neuen großartigen Anstalten der Rekrutirung und die in Aussicht stehende bedeutende Vermehrung der Armee, ruft im Publikum die lebhaftesten Besorgnisse hervor. — Die Liberalen können ihre Furcht nur schlecht verbergen; die friedlich gestimmten Gewerbsleute, die, sobald als möglich, bessere Zeiten brauchen, um sich zu erholen, erschrecken bei dem Gedanken an einen bevorstehenden Krieg. — Wir geben sowohl der einen als der andern Vermuthung keinen Platz.

Es hat sich hier das unwahre Gerücht verbreitet, daß Louis Napoleon bereits von Paris entflohen und die „rothe" Republik proklamirt sei. — — Wir zweifeln sehr an den Ereignissen zu Gunsten der Demokratie in Frankreich, und glauben eher die Nachricht von einer Despotie oder Monarchie zu hören, wenn ein solcher Zustand auch für Frankreich nicht lange währen dürfte.

Die zu Gunsten der demokratischen Partei ausgefallenen Wahlen zum Landtage in Preußen haben die hiesigen Conservativen ungewöhnlich frappirt und kleinlaut gemacht. „Die verdammten Radikalen," seufzen die Herren, und fangen ihre näheren Erörterungen über das Unglück, was durch die Freiheit in die Welt gekommen ist, darzulegen an.

Herr Kottaun wird das Theater in Baden übernehmen, und zugleich eine Operngesellschaft unterhalten, welche sowohl in Baden als auch in Oedenburg Vorstellungen geben wird.

Man spricht von einem deutschen Fürstencongresse, welcher in Wien abgehalten werden soll, um sich endlich über die Verfassung und das Reichsoberhaupt zu vereinbaren.

Diese außerordentlich „berühmte" Zeitschrift „Schild und Schwert" unter der Redaktion des Doktor Endlich, kann wieder nicht erscheinen. Wir bedauern sehr,

daß die ultrakonservative Sache ein so beredtes prügelgrobes Organ so lange entbehren muß!

Aus der Zeit.

Berlin, 30. Jänner. Ruge ist vor einigen Tagen auf Befehl des General Wrangel verhaftet und mit Assessor Heinrichs und Dr. Düffe unter bewaffneter Begleitung über das unter Belagerungszustand stehende Gebiet gebracht worden. — Ruge war zweimal aufgefordert worden, Berlin zu verlassen, hatte aber nie Folge geleistet. Das Merkwürdigste ist, daß sowohl Minister Manteuffel als der Polizeidirektor Hinckeldey Ruge protegieren und seine Ausweisung verhindern wollten, bei Wrangel aber nicht durchdrangen; der Herr General muß einen gewaltigen Respekt vor dem Einfluß des einfachen Gelehrten haben.

Madame Herwegh hat eine Broschüre geschrieben, welche den Titel führt: „Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion in Paris. Von einer Hochverrätherin."

In München werden mit Steinhails Wurfmaschine Versuche gemacht. Sie wird mit Dampf zur Explosion gebracht. Das Getöse der Maschine ist furchtbar und macht den Erdboden zittern.

Der electrische Telegraph zwischen Berlin und Frankfurt ist nun vollendet, wodurch beide Städte so nahe gerückt sind, daß kein Zeitmoment der Entfernung dafür genannt werden kann. Man hat bei dieser Telegraphenlinie das neue System des Lieutenant Siemens angewendet, nach welchem die Dräthe in Hülsen von Gutta-Percha unter der Erde laufen.

Mainz, 26. Jänner. Heute veranlaßte die Aufführung des „Glöckners von Notre-Dame", welche seither verhindert worden war, eine kleine Revolte, wobei das zahlreich anwesende Publikum durch Ausdauer die Anordnungen der städtischen Behörden scheitern machte. Aus Rücksicht für die Geistlichkeit waren nämlich einige Stellen des Buches gestrichen, welche besonders anstößig geschienen, und aus dem Archidiaconus Claude Frollo hatte man einen Vogt von Notre-Dame gemacht. Mit diesen Abänderungen sollte das Stück gegeben werden dürfen. Kaum hatte die zweite Abtheilung begonnen, in welcher Claude Frollo zuerst erscheint, als auch der Tanz losging, indem das Publikum gewahrte, daß der die Rolle gebende Schauspieler in dem Anzug einer Magistratsperson erschien. Nun erscholl ein solches Pfeifen und Toben, daß der Vorhang fallen mußte. Nicht weniger als sechs Mal wurde der Vorhang aufgezogen, und eben so oft mußte er wieder niedergelassen werden, da das Publikum keine Entschuldigung annahm. Die Behörde mußte nachgeben, und nun wurde der als Priester erscheinende Claude Frollo mit stürmischem Jubel empfangen und das Stück ruhig zu Ende gespielt.

Briefe aus Linz.

Häfner, der ehemalige Redakteur, der im vorigen Jahr in Wien erschienenen „Constitution", hielt sich einige Tage in Linz auf, und man sagte: er wollte daselbst ein Journal gründen. Diese Nachricht machte große Sensation und man befürchtete eine kanonenreiche Zukunft für Linz, sollte das Gerücht zur Wahrheit werden. Allein Häfner verschwand in einigen Tagen wieder und statt eines Blattes, erschienen Steckbriefe, welche ihn verfolgten, und somit ist die Ruhe wieder hergestellt. —

In Salzburg hingegen gab es Demonstrationen ernsterer Art und eine Beweglichkeit herrschte daselbst, daß der Landeschef Dr. Fischer, trotz dem daß er ein Salzburger ist, sich genöthigt sah, in einer Kundmachung die Stadt und resp. ihre Bewohner vor einem gewissen Zustand, den man Ausnahmszustand zu nennen pflegt, zu warnen. — Was übrigens fast durch alle Wiener Blätter kürzlich die Runde machte, von wegen den Wühlern und fremden Emissären, die das Landvolk bei uns aufzuwiegeln suchen, ist nur bloßes Gerücht und scheint von einigen müßigen Correspondenten aus der Luft gegriffen worden zu sein. Es kamen nur zwei Fälle der Steuerverweigerung von Seite einiger Bauern vor, welche aber durch eine Escorte Militär sogleich beigelegt wurden — im Uebrigen herrscht in und um Linz, ja im ganzen Oberösterreich, wenige Fälle ausgenommen, die vollkommenste Ruhe. —

Unsere Nationalgarde giebt nun fleißig Compagnie-Garde-Bälle, und wählt dazu die Gasthäuser, welche gerade im Compagnie-Bezirke liegen. Daß dadurch nicht ein einziger Ball zu Stande gebracht wird, der es verdient, ein Ball genannt zu werden, versteht sich von selbst, da kein hiesiges Gast-Etablissement einen Salon, geschweige denn einen wirklichen Tanzsaal aufzuweisen hat. So wird das größte Zimmer des Hauses als Saal benutzt und da springen und hopsen etliche 80 bis 100 Menschen in warm wattirten Uniformen bei 30 Grad Hitze im Kreise wie tollbesessen herum, und die Stabsoffiziere so wie Baron Grammont haben das unaussprechliche Vergnügen, alle diese Unterhaltungen ex offo mitmachen zu müssen. Der Credit der Garde ist durch die Garde selbst derart untergraben, daß, wenn nicht bald eine Reorganisirung und ein Gardegesetz mit strengen Normen, in Wirksamkeit tritt, diese Errungenschaft in sich selbst zerfällt. Nicht nur allein, daß durch die vorhergegangenen Ereignisse diesem Körper die Achtung von Seite des Militärs fast gänzlich verloren gegangen ist, so ist sie auch im Civile mehr oder weniger dahin, und man fängt an, das ehemalige Polizeisoldaten-Institut mit der Garde in eine Parallele zu stellen. Der bessere Theil des Publikums zieht sich so gut es geht von den Dienstleistungen eines Garden zurück, und nur mit Mühe wird noch alle Tage das Wachquantum von 21 Mann zusammengebracht. Es ist Schade, daß dieses Institut, dessen reeller Zweck nicht zu verkennen ist, von seinen eigenen Trägern in den Koth gezogen wird, wie man es nur zu oft in den Wirthshausgesprächen einzelner Garden wahrnimmt, und namentlich bei jenen Herren die in die Kathegorie der „Intelligenz" gerechnet sind. —

Die lebenslustige Terpsichore ist in diesem Carneval zur alternden Matrone geworden. — Alles was Jung ist und sonst der Göttin huldigte, kümmert sich heuer wenig um Spiel und Tanz — dagegen nimmt das Politisiren, eigentlich in den Tag hineinreden, auf eine anekelnde Weise überhand. Im Geselligkeitsverein ist jeden Sonnabend Ball, und dieser erfreut sich noch des besten Besuchs, dagegen sind die öffentlichen Bälle und Redouten größtentheils leer. Privat-Tanzunterhaltung, weder im Kreise des Adels noch der Bürger- oder Geld-Aristokratie, fanden bis jetzt nirgends Statt.

Der Armenball fiel sehr glänzend aus, ebenso eine Theater-Benefice für die Ueberschwemmten in Wien, überhaupt blieb sich der anerkannt Wohlthätigkeitssinn der Linzer auch in diesem drückenden Jahre bei allen Gelegenheiten gleich. In dieser Beziehung steht Oberösterreichs Hauptstadt oben an. Die Sympathie für die Wiener ist hier groß, noch größer aber bei einem gewissen Theile der Bewohnerschaft die Indignation gegen den Reichstag, den man Alles in die Schuhe schiebt und ihn bei jeder Gelegenheit auflösen, oder doch zum mindesten vertagen läßt. — Unsere Weisheitsapostel, deren wir eine Menge haben, wollen heute schon die Früchte von dem Baume essen, den sie gestern erst gepflanzt, und darum seufzen auch so viele nach der goldenen ruhigen und harmlosen Zeit Metternichs, weil sie jetzt noch nichts gewonnen haben und der Curs der Papiere seit den Märztagen so schwankend ist, und dann die Presse, die heillose Presse! — So eben verbreitet sich das Gerücht, daß auf höheren Befehl, das hiesige Strafhaus in die Veste Werfen an der Donau verlegt, und dieses herrliche Gebäude seiner ehemaligen Bestimmung, als kaiserliches Schloß gemäß, adoptirt werden solle. Es seien bereits 200000 fl. zur Restaurirung desselben angewiesen, allein diese Summe dürfte kaum dazu hinreichend sein, und die Kosten eher das Dreifache des genannten Betrages in Anspruch nehmen. Weil nun die Kosten so bedeutend sich herausstellen, berichte ich Ihnen daher das Ganze nur als das, was es auch wirklich zu sein scheint, nämlich — als Gerücht. —

Auch steht eine Aufhebung der durch die Provinz-Stände dotirten Zwangsarbeits- und Verbesserungsanstalt bevor. Dieses Institut ist ganz zwecklos geblieben, kostet seit 13 Jahren der Provinz 143000 fl. und fordert einen jährlichen Regieaufwand von 10000 fl. — Die Gebesserten, welche aus denselben hervorgegangen sind, dürften sich leicht zählen lassen. — Die Stände haben die Pachtung des hiesigen Theaters mit Ostern 1849 erneuert, und die Leitung des Theaters von dort an dem hier domicilirenden Balletmeister Franz Stöckel, Gemahl der renomirten Sängerin Stöckel-Heinefetter auf 6 Jahre überlassen. Man verspricht sich viel von diesem Direktionswechsel, obwohl es Neufeld an Novitäten nicht fehlen ließ, und im verflossenen Jahre 87 neue Stücke dem Publikum vorführte. Daß dabei den Schauspielern wenig Zeit zum Studiren blieb, ist begreiflich, daher auch das häufige Durchfallen von solchen eingehetzten Bühnenprodukten.

Die Herren Köner, Vorstand des Gemeinde-Ausschußes, dann Trowaitzky, Bielgut und Vogler reisten als Deputation des Bürgerrathes von Linz nach Ebenzweier, um S. königliche Hoheit den Erzherzog Maximilian im Namen der Bewohner von Linz zu bitten, daß er, wie es bereits vor Jahren der Fall gewesen, wieder in dieser Prov. Hauptstadt seinen Wohnsitz zu nehmen geruhen möge. —

Ich schließe nun meinen heutigen Bericht mit dem Wunsche, daß doch Eines der drei kaiserlichen Glieder: Ferdinand, Franz Karl — Maximilian — Linz mit seiner Gegenwart beglüken möge, zumal die Sommermonate hier ein Paradies des Schönen biethen; was auf das erschütterte Gemüth des gütigen Kaisers Ferdinand die wohlthätigste Wirkung machen würde.

Die Wiener-Zeitschrift erscheint wöchentlich 3 Mal vom Dienstag bis Samstag — in vergrößertem Format und bei bedeutender Preisermäßigung, nämlich: statt bisher für Wien mit Kupf. ganzj. 24 fl. nur 14 fl. CM. halbj. 7 fl., vierteli. 3 fl. 40 kr. CM. Ohne Kupf. (nur für den hies. Platz:) ganzj. 10 fl. halbj. 5 fl., viertelj. 2 fl. 40 kr CM. Für Auswärtige mit freier Postzu- sendung ganzj. statt 26 fl 48 kr. nur 16 fl. 48 kr. halbj. 8 fl. 24 kr., viertelj. 4 fl. 30 kr. CM. Für das Ausland besorgt die Versendung die Buchhandlung Gerold & Sohn für den jährl. Preis von nur 11 Thaler 12 Groschen sächsisch.

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Donnerstag den 8. Februar 1849. **№ 27.** **Vier und dreißigster Jahrgang**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Reiter-Bivouaque. *)

Von Dr. Joh. Nep. Vogl.

Gehüllt in uns're Mäntel, in schlichte Reitertracht,
So liegen wir, umgeben von rabenschwarzer Nacht;
Das Feuer in der Mitte wirft blutigrothen Schein,
Soll dieß wohl eine Deutung von blut'gen Rosen sein?

Und sei er eine Deutung von Rosen blutig roth,
Ein rechter Reiter fürchtet sich nimmer vor dem Tod,
Er sprengt ihm kühn entgegen, hoch über'm Haupt das Schwert,
Des Heldentod's im Kampfe, ist von uns Jeder werth.

Wohl werden Viele fallen von uns im Morgenroth,
Geschmückt mit rothen Rosen, und liegen kalt und todt,
Doch Viel' auch werden ziehen, o neidenswerthes Glück,
Mit grünen Siegesreisern in's Heimathland zurück.

Ihr, denen zugefallen dieß schöne Kriegerloos,
O denket Eurer Brüder, verhüllt vom feuchten Moos,
Gedenket der Kameraden auf nächtiger Reiterwacht,
Die treu mit Euch gefochten die heiße blut'ge Schlacht.

Bringt ihren Gruß, den letzten, zurück ins Vaterhaus,
Von dem so kampfesmuthig gezogen sie hinaus,
Und für jedwede Thräne, die rollt die Wang' hinab,
Wird eine rothe Rose erblüh'n aus ihrem Grab.

Pio Nono.

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung).

Die Freunde der Familie Mastai waren auf's schmerzlichste von diesem Ereigniß ergriffen. Alle bisherigen Hoffnungen des jungen Mannes wurden dadurch zerschmettert. Vor Allen erschüttert waren Signora Devoti und ihre Kinder. Vielleicht war eines unter diesen letzteren, welchem mehr als allen andern das Unglück zu Herzen ging oder mindestens hätte gehen sollen. Vielleicht aber auch ist das nichts als eine leere Vermuthung. Doch man sagt, daß der junge Mastai in jener Epoche seines Lebens ein zartes und schmerzliches Geheimniß in seiner Brust verschlossen getragen habe, und daß die Qualen einer hoffnungslosen Leidenschaft nicht ohne Einfluß auf den Ausbruch der Katastrophe gewesen, welcher er in dem Vicolo di Santa Anna erlag. —

Mit den militärischen Aussichten war es natürlich zu Ende. Der Fürst Barberini hatte nicht sobald von dem Unglück gehört, welches seinen durch päpstliche Empfehlung ihm aufgedrungenen Rekruten betroffen, als er Pius VII. erklärte, von dem Eintritt in die Nobelgarde könne keine Rede mehr sein. Der Papst aber behielt sich vor, dem jungen Menschen diese Nachricht selbst mitzutheilen, um sie ihm weniger schmerzlich zu machen. Er beschied ihn zu sich und die Unterredung, welche Mastai mit seinem gütigen Gönner hatte, muß bei ihm einen tiefen Eindruck hinterlassen haben. Er verließ am andern Tage Rom. Niemand wußte, wohin er sich gewendet, wo er geblieben. Nach einigen Monaten erschien er ebenso unvermuthet wieder im Wohnzimmer der Signora Devoti und in der Mitte seiner alten Freunde, der Kleinen von Tata Giovanni. Aber Mastai war nicht mehr der Alte: er war älter, ernster geworden und statt der bürgerlichen Kleidung trug er die schwarze Soutane eines jungen Klerikers.

Mastai hatte sich entschlossen, der Kirche anzugehören.

Drei Jahre lang mußten nun theologische Studien gemacht werden: er benutzte dazu die Academia ecclesiastica, unter der Leitung des Abbate Graziosi, seines spä eren Beichtvaters, jenes verehrten und gelehrten Mannes der auch Ventura bildete und auf die liberalen Entschließungen Pius IX. vom entschiedensten Einfluß gewesen sein soll.

Während jener Studienzeit vergaß Mastai Tata Giovanni keineswegs. Pius VII. schien sich an dieser Vorliebe für die wohlthätige Stiftung des alten ehrlichen Maurermeisters zu erfreuen, denn er ernannte den jungen Theologen, noch bevor dieser die Weihen erhalten, zum Direktor der Anstalt. Eigentlich war das ein Uebergriff des Papstes. Bisher hatten die abgehenden Directoren das Recht gehabt, ihren Nachfolger selbst zu ernennen. Der Vorgänger Mastai's, Abbate Bighi, hegte deshalb lange Zeit einen nicht geringen Zorn gegen Mastai, den er für einen Intriguant hielt. Als er eines Tages mit Ventura, — der damals noch nichts als ein einfacher Kleriker war — die Treppe zum Capitol hinaufstieg, während Mastai die Stufen hernieder kam, sagte er giftig:

Sehen Sie den kleinen Abbate da! er spielt eine Rolle, um Papst zu werden!

Auch Graziosi sagte eines Tages von Mastai: das ist ein Mann von großer Intelligenz und von großer Tugend, und du wirst sehen, daß er einmal Papst wird!

Diese beiden Vorhersagungen erfüllten Ventura mit einem besondern Interesse für den jungen Abbate; er folgte seiner Laufbahn aufmerksam und als Gregor XVI. gestorben, dachte er jener Profezeiungen und gab dem Cardinal Pignatelli einen Rath, der vielleicht nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Wahl Mastai's blieb.

In Tata Giovanni war Mastai der erste Wirkungskreis geboten und dieser füllte ihn mit großem Eifer und mit derselben Art von Thätigkeit aus, welche ihn später zum bewundertsten Fürsten seiner Zeit machen sollte. Er ordnete, reformirte, sorgte überall. Er opferte von seinem eigenen Vermögen, um die Einrichtung der Anstalt zu ergänzen. Er führte die Elementen der Geographie unter die Unterrichtsgegenstände ein; er sorgte für Lehrer im Zeichnen, Kupferstechen und Sculptur; er bangte nicht vor Maßregeln von der größten Entschiedenheit und hob die sämmtlichen Werkstätten im Hause, in welchen die Kinder unterrichtet werden sollten, die aber auf italienische

*) Probe aus des geschätzten Hrn. Verfassers neuestem Werke: „Soldatenlieder" welches nächstens bei Höfel mit Illustrationen und mit Melodien von sämmtlichen Komponisten Wiens, erscheint. D. R.

Weise, d. h. mit überflüssig viel Rücksicht auf das nationale Dolce far niente geführt wurden, auf und brachte Lehrlinge nach Tata Borgi's ursprünglichen Willen in der Stadt bei tüchtigen Handwerkern unter.

In Tata Giovanni, in der kleinen dürftigen Hauskapelle, an einem schmucklosen Altar las Mastai auch die erste Messe, ohne an den Gebrauch junger Priester sich zu kehren, die zu solcher Feier eine der großen Hauptbasiliken aufzusuchen pflegen: er wollte seinen Pflegbefohlenen an diesem Tage treu bleiben und hierhin zurück kam er später auch, um die erste Messe zu lesen, nachdem er Bischof (von Spoleto) geworden.

Mastai blieb sieben Jahre hindurch Director der Anstalt. Als er ihr entrissen wurde, um einer Mission in weite Ferne zu folgen, schied er von ihr unter dem heftigsten Schmerz und seine Pflegbefohlenen überließen sich einem untröstlichen Kummer, ihren Vater verloren zu haben. Er war ihnen unvergeßlich. Und als viele, viele Jahre später einmal wieder Papstwahl im Quirinal gehalten wurde und ein neuer Pontifex auf die Loggia hinaustrat, um sich dem Volk zu zeigen, und als nun ganz Rom verwundert, unsicheren Blickes den unbekannten Neuerkorenen anstarrte — da tönte von einer Seite her, von einer kleinen Gruppe Menschen, ein begeistertes, unaufhörliches, wüthendes: Viva Pio Nono, evviva il padre del popolo!

Es waren ehemalige Zöglinge von Tata Giovanni, die von einer wahren Wuth von Freude ergriffen, im neuen Statthalter Christi auf Erden niemand anders erblickten als ihren guten Lehrer, den geliebten Abbate Mastai.

„Nella casa di Mastai anche il gatti sono liberali," sagte der Cardinalstaatssecretär Gregor's XVI., als Mastai ihn einst fruchtlos um die Begnadigung seines wegen liberalen Gesinnungen verbannten Verwandten bat. Der Liberalismus war danach eine Art „Erbweisheit" jener vom Himmel mit nur mäßigen Glücksgütern gesegneten, ein unscheinbares zweistöckiges Haus in Sinigaglia bewohnenden Familie, welcher das Heil widerfahren sollte, Italien die „Angelo della Pace" zu geben. Aber es ist anzunehmen, daß auf die wunderbare Erscheinung eines „Liberalen" auf dem Stuhle der Innocenz und Julius auch der Umstand vom entschiedensten Einfluß gewesen, daß dieser Mann nicht aus dem Kloster oder der Sacristei hervorging, sondern daß sein Lebenspfad ihn stets mitten durch praktische Verhältnisse und besonders, daß er ihn über das Weltmeer in das Land geführt hat, welches die Wiege der Zukunft und der Schauplatz des fünften Actes der Weltgeschichte ist.

Im Jahre 1827 gab ein Geistlicher, Don Giuseppe Sallusti, in vier schweren Bänden die Beschreibung der Reise heraus, welche er als Secretär des hochwürdigen Don Giovanni Muzi im Jahr 1823 nach Chili gemacht. Pius VII. hatte in jenem Jahre eine apostolische Mission dahin abgesandt; Muzi war als Vicarius Apostolicus an ihrer Spitze gewesen. Das dicke Buch wurde vielleicht von einigen Klosterbibliotheken angeschafft, gelesen sicherlich von niemand. Da nach mehren Jahren, trat ein neuer Erwählter unter St. Peter's Tiare — ein Mann, aus dessen Leben man weiter nichts Bedeutendes anzuführen wußte, als er sei einst in Chili gewesen, — als Gesellschafter Muzi's, jetzt Bischofs von Citta di Castello, der unter Pius VII. eine Mission dorthin übernommen. Nun zog auch irgend ein bücherkundiger Mann das Opus des Don Giuseppe Sallusti aus der Vergessenheit hervor und mit Interesse suchte man alle Stellen desselben auf, welche sich auf die persönlichen Schicksale Mastai Ferretti's bezogen.

Wir würden zu Nutz und Frommen des Lesers gern eine gleiche Mühe unternehmen, hätte uns nicht ein Auszug daraus, der 1846 in Velletri erschienen ist, geschmückt mit dem natürlich möglichst unähnlichen Bildnisse Pio Nono's in Steindruck, die Arbeit um ein bedeutendes verkürzt.

Die Reisegesellschaft also bestand aus dem apostolischen Vicar für Chili, Peru, Mexico und Columbia, Monsignore Muzi, Erzbischof in partibus von Philippi, dem Abbate Don Giovanni Maria Mastai, bisher Director der kleinen Erziehungsanstalten für arme und verwaiste Kinder von Tata Giovanni in Rom, und dem Abbate Sallusti; der bevollmächtigte Minister Chili's am römischen Stuhl, Archidiakon Giuseppe Ignazio Cienfuegos und der Minoritenpater Luigi Pacheco hatten sich ihnen für die Reise angeschlossen. Am 3. Juli von Rom abgegangen, sehen wir die Gesellschaft bis zum 5. October in Genua verweilen. Dort war es, wo Mastai eben Canonicus geworden, mit einem kleinen Reisebündel unter dem Arm an die Thüre Sr. Eminenz des Cardinalerzbischofs Lambruschini klopfte, um von ihm ein Unterkommen zu erbitten. Hätte Lambruschini geahnt, daß dieser selbe junge blasse Abbate sich einst auf den Stuhl setzen würde, den er so lange als seine rechtmäßige Erbschaft und sein eigen betrachtet; daß dieser bescheidene bittende Wanderer seinem Ehrgeize, dem langjährigen Werke all seiner Gedanken und Kräfte, ja seiner ganzen Welt den Todesstoß versetzen würde!

Am 5. October reiste die Mission von Genua ab. Sie hatte sich am Bord der französischen Brigantine „Heloise" eingeschifft. Nach einer ruhigen Fahrt während der ersten fünf Tage erhob sich ein furchtbarer Sturm. Man war in den Gewässern von Catalonien. Der Orkan schleuderte das Schiff mit wachsender Wuth umher. Mastai lag krank im Bette, als aber die Gefahr immer mehr stieg, erhob er sich und setzte sich, seiner Glieder nicht mächtig, zu den andern Reisegefährten auf den Boden. Ein plötzlicher Stoß schleuderte ihn von einer Seite der Kajüte an die andere. Am Morgen des 13. befand sich das Schiff im Busen von Valencia; der Sturm ließ nach, wüthete aber gegen Abend aufs neue. Am 14. gelang es endlich, den schützenden Hafen von Palma, der Hauptstadt von Majorca, zu gewinnen. Don Giuseppe, unser fleißiger Historiograph und Gewährsmann, beschreibt gewissenhaft die Lage des Ortes, der, längs dem Golf ausgebreitet, einen herrlichen Anblick biete; besonders interessirte ihn das ganz neue und curiose Schauspiel einer Reihe von Windmühlen an beiden Enden der Stadt, mit den langen unaufhörlich sich umschwingenden Armen. Die Bevölkerung, sagt er, sei außerordentlich abergläubig; denn sie schwören darauf, daß die unter ihnen wohnenden Mauren eines der beiden charakteristischen Merkmale des Teufels an sich trügen (abbiano dietro una piccola coda in segno di detestatione e di vilta); darum nennen sie dieselben sciocte, „geschwänzte Menschen", und lassen sich mit ihnen nicht in Unterhandlungen ein.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Welche Hindernisse steh'n der Emancipation der Juden entgegen?

(Ein Wort zur Beherzigung.)

(Schluß.

„Der Jude schachert", höre ich dort eine Stimme aus der Wüste ertönen. „Schacher verträgt sich nicht mit Emancipation!" Aber kennt ihr auch die Quelle dieses Uebels? Habt ihr so viel Selbstverläugnung, die Ursache davon zu prüfen? Sie liegt ganz nah'! Man hat die armen Menschen zu diesem niedern Erwerbszweige hingetrieben, indem man ihnen alle edlere Beschäftigung versagte. Könnte doch nur diesen Flecken die Zeit verwischen! Also weil man ihn zwang, niedrig zu sein, rechnet man ihm diesen Zwang zur Schuld an? Eine würdige Consequenz! Ja selbst den Dienst des Kriegs, weil er ehrbar ist, hat man ihm an vielen Orten lange versagt, den Nothhandel aber hat man beschützt, weil er, wie er meist getrieben wird, nie zur Ehre führen kann. Man wundert sich, daß der Jude keine Neigung für den Feldbau, diese edelste aller Beschäftigungen, hat, man nennt das eine orientalische Trägheit, Weichlichkeit, und vergißt, daß man ihm kaum gestattet, so viel Erde sich zum Eigenthum zu erwerben, als er nöthig hat, um seinen Hunger zu stillen. Man warf ihnen vor, sie vermieden jedes bürgerliche Erwerbsmittel, jedes ehrbare Handwerk und noch ist es nicht lange daß sie in vielen Gegenden Deutschl. Werkstätten betreten dürfen, und mit Zunftzwang und Zunftkabalen haben sie heute noch zu kämpfen! Was blieb da übrig, als das entehrende Geschäft des Schachers mehr ein Mittel gegen den Hungertod, als gegen die Verarmung! Es ist freilich jetzt anders, besser geworden. Aber kann man verlangen, daß die Wohlthat von einigen Jahren die Schuld und die Sünde von einigen Jahrhunderten verwischen möchte?! Auch darf der Staat die Bürgschaft für das Vertrauen, was er etwa

durch die Emancipation in die Juden setzt, nicht im gewöhnlichen Schacherer suchen, sondern in dem Geiste, der die Bessern beseelt. Dieser ist wahr, ist göttlich, und wird sein belebendes Licht, seine wohlthuende Wärme auch auf die Uebrigen verbreiten. Die von diesem Geiste beseelten, emancipirten Juden aber sind und werden sicher würdige und fähige Staatsbürger werden, da sie das Gute des Christenthums mit dem Guten des Judenthums erfolgreich zu verbinden verstehn. Bei diesen Juden kann der Staat, wenn sie aller Fesseln, die sie im Fluge zu bürgerlichen Ehren hemmen, erledigt sind, der besten, erfreulichsten Erfolge und des kräftigsten Gedeihens gewiß sein. —

Das innige Verhältniß der Juden unter einander, ich möchte sagen, das gemeinschaftliche Liebesband, was den Einen an den Andern kettet, ist auch als Gegenstand der Besorgniß bei der Gleichstellung mit den Christen in Erwägung gezogen worden. — Aermliche Sorge! Fürchtet ihr, wenn sich die Juden glücklich im Genusse der Freiheiten fühlen, sie möchten dies kostbare Gut mißbrauchen, und sich zu Herren von Europa aufwerfen?! Darüber möget ihr vor der Hand ruhig schlafen. Das Gebieten, das Herrschen ist dem Wesen des Juden fremd; der ewige Druck, das schmerzvolle Joch, und das kalte Wort „Gehorsam“ hat ihm die Schwingen längst gebrochen. — Und daß die Juden sich gegenseitig lieben, wen kann das wundern? Selbstachtung mußte sie für äußere Unbilden schadlos halten. Weil sie so lange von der Außenwelt, kalt und herzlos weggestoßen, fast wie durch eine chinesische Mauer abgeschlossen waren, woher sie nur Stürme, kein feindliches Wort zu erwarten hatten, — mußten sie sich freilich inniger in sich selbst zusammenziehen. Haben sie in euern Zirkeln, in euren Casino's, in euren frohen Kreisen nicht die freundliche Seite des Lebens finden können, so mußte ihnen die Liebe Ersatz geben, die sie in traulicher Zurückgezogenheit an der Brust des ächten Freundes fanden. Bietet aber den Juden eine freundliche Hand, sie geben ein friedliches, liebevolles Herz dagegen. Verachtung hat sie schroff und schüchtern gemacht, Zuvorkommenheit wird sie hingebend und theilnehmend machen. —

Die Feier des Sabbat, der Eid, der gewöhnliche Kultus in der Synagoge sollen auch Hindernisse sein für die bürgerliche Gleichstellung. — Ich vermag aber diese Hindernisse nicht einzusehn. Den Sabbat anlangend, so wäre es zwar leicht, dieses Nationalfest auf den Sonntag zu verlegen; allein die freundliche Erinnerung von der Kindheit an heiligt bei den Juden gerade diesen Tag, und es wäre grausam, jene unschuldige Vorliebe für diesen Tag stören zu wollen. Soviel aber ist gewiß, daß die Feier des Sabbat den vernünftig-denkenden Juden in der Ausübung seiner bürgerlichen und öffentlichen Pflichten eben so wenig hindert, wie sie etwa heute noch den jüdischen Soldaten in der Ausübung seiner Pflichten gegen das Vaterland hindert. — Der Eid ist des Juden heiligstes Heiligthum, und kein Versöhnungstag entbindet von einem vorsätzlichen Schwur. Eine tiefe Scheu vor falschen Eiden hat er mit der Muttermilch eingesogen, und so sehr, wie ein Mord, würde des gewissenhaften Juden Brust das ganze Leben hindurch ein falscher Eid belästigen. Wären nur alle andre Glaubensgrundsätze eben so tief in sein Gemüth geprägt, damit er sicher blieb vor jeder Ansteckung des pestartigen Indifferentismus! — — Der Kultus in der Synagoge ist eine äußere Form; wenn an dieser Form der Jude seine Befriedigung, seine Erbauung, seine Ruhe findet, so erfüllt sie ihren Zweck, für die bürgerliche Gleichstellung aber kann sie nimmermehr ein Hinderniß sein. Aber auch an dieser Form hat die Zeit ihre verbessernde Hand gelegt, und es ist nur noch ein Schritt, und unser Gebet steigt in heiligen Choralen zum Himmel, und uns're Andacht wird durch salbungsvolle Worte aus dem Munde von Geweihten gestärkt. Bereits haben die größern jüdischen Gemeinden Deutschlands diesen bedeutungsvollen Schritt gethan; die kleinern werden ihn thun. —

Also von allen diesen Seiten kein wirkliches Hinderniß. — Wohl aber kenne ich andere Hindernisse, die allerdings den Anschein, daß sie schwer wegzuräumen, daß es menschlicher Kraft unmöglich sein dürfte, an diesen Augias-Stall mit Erfolg Hand zu legen. Diese Hindernisse sind: böser Wille, Egoismus, krankes Vorurtheil, Lüge ja selbst jener alte Haß, der bleich und gespensterartig noch hie und da seinen grausigen Spuk treibt, und nie, nie zu Grabe gehen will! An diesen Hindernissen ist schon manch edler Wille gescheitert, manche liebevolle Regierung ist darüber vergebens aufgetaucht, und mancher freundlich-frommer Wunsch, manche Hoffnung ist daran zerschellt! Was hat der großartige Sinn der Menschenvertretung eines Robert Grant, eines Welker und so vieler andern glühender Emancipations-Verfechter vermocht gegen diese argen Feinde und ihr nächtliches Werk?! Somit werden wir auch noch für die Zukunft auf einen Messias hoffen müssen, das heißt auf einen helden Genius, der zur Welt kommen wird, die Menschen von ihren kranken Vorurtheilen zu heilen, die Lüge zu entlarven und den Haß zu versöhnen. Wann dieser Genius kommen wird? Wohl erst an demselben Tage, wo kein Jude mehr um sein göttliches Recht zu seufzen hat. Der Tag der allgemeinen Emancipation ist der Tag der Erlösung! — —

Wiener Signale.

Vorgestern kam Nestroy's neueste Posse: „Lady und Schneider“ zum ersten Male zur Aufführung. Das Stück fiel durch. Das Referat folgt im morgigen Blatte.

In Italien ist der Waffenstillstand verlängert worden, bis die Conferenzen des Brüsseler Congresses zu Ende geführt sind. Dieser Waffenstillstand soll zwischen Oesterreich und Sardinien vorzugsweise durch französischen Einfluß abgeschlossen worden sein. — Napoleon will vorerst seine Macht in Frankreich befestigen, bevor er Krieg anfängt. —

Das Gerücht der Prorogation des Reichstages erhält sich als stehende Notiz in den konservativen Blättern, welche die öffentliche Meinung als ministerielle bezeichnet. Sehr seltsam! — Ein konservatives Blatt „die Presse“ selbst tadelt das Verfahren dieser Blätter dem Reichstage gegenüber. Wir halten den Reichstag als den gesetzlichen Ausdruck des Volkswillens in seiner Gesammtheit unantastbar, und nennen ein solches Notizeln, welches die moralische Macht des Reichstages angreifen soll, bei Blättern dieses Genre's geradezu unschicklich! — Wir hoffen, daß das Ministerium, welches ein konstitutionelles ist, unsere Meinung vollkommen theilt! —

Bedauerlich erscheinen die einzelnen, groben persönlichen Ausfälle, welche hier in letzter Zeit öffentlich gegen Reichstagsdeputirte gemacht werden. Natürlich gilt jetzt der Hohn nur Mitgliedern der Linken. Dieser Tage brachte wieder die Presse zur Abwechselung einen Ausfall gegen Fischhof. Wenn früher allzu heißblütige Demokraten zu weit gingen, und jedes Mitglied der Rechten öffentlich dem Teufel anheim stellten, erhob sich allenthalben überall furchtbares Geschrei über Meinungsterrorismus, Gemeinheit u. s. f. — und jetzt?! — Ihr, die ihr euch Gemäßigte nennt — seid auch gemäßigt!! —

Baron Doblhof soll seine Stelle als Gesandter in Haag niedergelegt haben. — Warum? —

Man erzählt sich, daß Oesterreich den Antrag gestellt hat, Truppen an die Rheingrenze zu schicken. Deutschland soll dieses Anerbieten abgelehnt haben.

Der Unfug der Bettelei an öffentlichen Orten und insbesondere auf der Bastei ist noch nicht abgestellt. Wir hoffen, daß bald Anstalten getroffen werden, um diesem Uebel zu steuern. Vor Allem berührt es unangenehm, daß so viele Kinder gesehen werden, die auf die zudringlichste Weise jeden Vorübergehenden anbetteln. —

Am März geht von Wien eine sehr zahlreiche Auswanderungsgesellschaft nach Amerika. Es sollen sich darunter viele Handwerker, mehrere Chemiker, und selbst ein Paar Schriftsteller befinden.

Böhmen muß bei der nächsten Rekrutirung 10,000 Mann stellen. —

Das Ministerium hält in jüngster Zeit außerordentlich viel Conferenzen. Man glaubt, daß ein neues wichtiges Ereigniß bevorsteht. —

Von Ungarn cirkuliren hier die unglaublichsten Gerüchte. Perczel soll mit einer Armee vorgedrungen sein und zwischen Raab und Komorn stehen. Ganz natürlich — entschieden erlogen! — Wir können nicht begreifen, wie man derlei Gerüchte so geduldig noch glauben kann!

Aus der Zeit.

(Drei Menschen auf zwei Beinen) Ein Reisender sah in Hamburg in der Mitte von zwei deutschen Soldaten einen dänischen, welcher im Kriege beide Beine verloren und dennoch durch die Kunst der Aerzte sein Leben davongebracht hat. Die ihm angeschnallten Stelzbeine würden ihn jedoch nicht vorwärts gebracht haben, wäre der Invalide nicht geführt worden; von seinen beiden Begleitern aber hatte ebenfalls jeder ein Bein verloren und zwar der Eine das rechte, der Andere das linke. — So stelzten sie denn dahin, so gut es eben gehen wollte, diese beiden Deutschen mit dem Dänen, welcher doppelt so schlimm daran war, als sie selbst, weil er zwiefach verloren hatte, was auch Jene vermißten. Vielleicht standen sich diese armen Verstümmelten, die jetzt, noch sehr blaß und matt von ihrem schweren Leiden im Hospitale, so kameradschaftlich vorwärts humpelten, in derselben Schlacht als Feinde einander gegenüber und empfingen gleichzeitig die grausamen Kugeln. — Unser, wie schon bemerkt, durchaus glaubwürdiger Gewährsmann aber hatte das seltsame Schauspiel, drei Menschen auf zwei Beinen einherspazieren zu sehen, wobei die Krücken, die der ganz Beinlose über den Arm gehängt hatte, das Seltsamtraurige des Anblicks noch vergrößerten.

In Krakau brachte am 19. Dezember v. J. die Frau eines armen jüdischen Glasers drei Söhne und eine Tochter zur Welt: vor zwei Jahren wurde dieselbe Frau von einem Zwillingspaar entbunden. Sind innerhalb zweier Jahre sechs Kinder. Wahrhaft ein seltenes Weihnachtsgeschenk; ob erfreulich? frage man den Vater.

Der achte Januar ist der Tag: die Wohnungen in Paris zu bezahlen, welche nicht über vierhundert Francs Miethe jährlich geben. Dem Gebrauche zufolge muß der gewesene Bewohner dem neuen Miether Mittags die Zimmer geräumt haben. Die Hauswirthe sind daher sehr auf ihrer Huth und tragen den Portiers die größte Vorsicht auf, Niemand ohne Zahlung ziehen zu lassen. Eine Frau, Noel mit Namen, wohnte seit vielen Jahren in der fünften Etage eines Hauses in der Rue Cherche-Midi, und war durch verschiedene Unglücksfälle genöthigt worden, schon seit mehreren Terminen die Miethe schuldig zu bleiben. Der Eigenthümer ließ ihr also zu der üblichen Zeit ankündigen, daß sie am achten Januar d. J. die Wohnung

verlassen müsse. Der verhängnißvolle Tag erschien, sie konnte durchaus keine Zahlung leisten, der Portier hatte also die gemessendste Ordre, ihre Sachen zu behalten und kein Stück verabfolgen zu lassen; früh Morgens schon bat sie, weinte, stürzte dem Hauswirth zu Füssen, umklammerte seine Kniee, alles vergebens. Da erhob sie sich, ihr Gesicht war geisterbleich, Verzweiflung sprach aus ihren Zügen. „So will ich mir wenigstens ein Hemd mitnehmen, behalten Sie unbarmherziger Mann das Uebrige," schrie sie und eilte die Treppen wieder hinan. Ueber eine halbe Stunde verging, da erschien sie wieder, ein Päckchen unter ihrem Arm, sie zeigte es dem Portier, es enthielt ein Hemd, ein Paar Strümpfe, ein Taschentuch. „Laßt mich fort," rief sie mit bebenden, blauen Lippen, „zur rechten Zeit werdet Ihr von meinen Mobilien befreiet werden!" Sie überlieferte den Schlüßel und eilte mit diesen Worten hinaus. —

Ungefähr nach einer Stunde verbreitete sich ein furchtbarer Brandgeruch im Hause, und „Feuer! Feuer!" rief es von allen Seiten. Die ganze obere Etage stand in hellen, lichten Flammen, und ehe man hinaufdringen konnte, war alles in Asche verwandelt. Da es Tag war, konnte den Flammen bald Einhalt gethan werden; von der unglücklichen Brandstifterin ist keine Spur aufgefunden, so sehr die Polizei auch nachforschte.

Paris Ende Jän. In gesellschaftlicher Beziehung bemüht sich der Präsident in eigener Thätigkeit um die Herstellung des Vertrauens. Die Gesellschaften im Elysée-Bourbon sowie die kleinern Zirkel bei Madame Gordon, (bei welcher sich auch der National-Marquis Marast einfindet) haben zwar noch kein besonderes Ansehen gewonnen, dagegen aber läßt er häufig bald in dem Théâtre de la Nation (der großen Oper) zu den Opern Meyerbeer's, bald in der italienischen Oper, bald in dem Théâtre de la Republique (dem ehemaligen François) die exköniglichen Logen belegen, um den Familien der Ci-Devants und der Honnetten die gewünschte Gelegenheit zur „Belebung des Credits" zu bieten. In Betreff des Theater de la République zeigt der Präsident beiläufig nicht geringe Vorliebe für die Kunst. Unter den sonstigen Salons der pariser Welt sind die Gesellschaften der Madame Demidoff, in denen sich auch die Prinzessin Mathilde einfindet, und das Haus des „gefallenen Engels", des Hrn. Lamartine in der Universitätsstraße, die besuchtesten. Bei Hrn. Lamartine tanzt und spielt man nicht; der Poet will, daß man sich bei ihm schöngeistig unterhalte, und selten ist es, daß ein Anderer als er selbst in dem Kreise der berühmtesten Frauen und langweiligsten Männer hier das Wort führt. Das neueste Werk Lamartine's ist vor seinem Erscheinen schon zum Theil in diesen Sonnabends-Gesellschaften bekannt geworden; dem unglücklichen Erfolge nach wird es jetzt nicht viel weiter dringen. Außerdem hat Hr. Lamartine seinen Besuchern kürzlich eine Scene aus einem soeben vollendeten Drama: „Toussant-Louverture" vorgelesen, welches noch in diesem Winter zur Aufführung kommen soll. Bemerkenswerth ist in diesen wöchentlichen Gesellschaften Lamartine's die häufige Anwesenheit Peter Bonaparte's, des demokratischen Oppositionsdeputirten, nebst seinem jüngern Bruder Ludwig Lucian, dem neuen Repräsentanten aus Corsica. Peter hat sich durch sein Auftreten in dem Rateau'schen Antrage, wo er die ministerielle Partei Factiosen und Rebellen nannte, bekanntlich eben so sehr die Ungnade des Präsidenten wie die Anerkennung der Versammlung zugezogen, in der er als Berichterstatter über den Rateau'schen Antrag gewählt worden ist. Seine Besuche bei Hrn. Lamartine haben noch mehr als seine Oppositionsstellung in der Kammer die Augen der pariser Aristokratie auf ihn gelenkt. Daß sich einige exclusiv bonapartische Salons geöffnet haben, ist nicht mehr als natürlich; natürlicher noch, daß die Welt wenig von ihnen erfährt. Bei der Wittwe eines bekannten in Spanien gefallenen Generals ist die gesuchteste Versammlung; dort sieht man die Generale Schramm und Preval, Hrn. und Mad. Ancelot, und alle Ruinen der Kaiserzeit. In den poetischen Vorträgen, die man auch hier hört, vernimmt man merkwürdigerweise meist nur wüthende Angriffe auf die reiche pariser Bourgeoisie und daneben sentimentale Klagen über die Leiden des Volkes. Ob ein kaiserliches Mittel dabei vorbereitet werden soll, vermag ich nicht zu sagen. Außer diesen Salons hat sich dem Boulevard Montmartre eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften gebildet, die unter der Leitung von Schöngeistern und Dilettanten steht und alle Donnerstage ihre Salons öffnet. Madame Ponsin singt häufig in dieser Gesellschaft. Die Maskenbälle der großen Oper und das Herannahen des Carnevals entziehen indeß bereits allen diesen Salons ihre Lockungen. Und mitten unter dem fast krampfhaften Jubel, mit dem sich Paris zum Strudel der Vergnügungen drängt, ertönt der Schrei der immer wachsenden Arbeits- und Nahrungslosigkeit, und ein Blatt, welches keineswegs zu den äußersten „Rothen" gehört, ruft aus: „Wehe euch, wenn ihr es jetzt zu einem Straßenkampf kommen laßt! Die Junischlacht würde Schäferidylle gegen diesen Kampf sein, denn nie sind die Faubourgs kräftiger organisirt und die Arbeiter von wüthenderm Haß beseelt gewesen als in diesem Augenblick." Das ist die pariser Gesellschaft!

Berichte aus der Ferne.

Einem Berichte aus Hamburg entnehmen wir Folgendes über Mosenthal's „Deborah:" Montag, den 15. Januar, sah ich Mosenthal's „Deborah", zum Benefiz-Antheile der Dem. Wilhelmi aufgeführt. Es waren hinsichtlich dieses Stückes Erwartungen erregt worden, die mich um den Erfolg besorgt werden ließen — denn nur zu oft ist dem Zeitungslob vor der Darstellung einer Novität durch die Darstellung selbst ein Dementi gegeben worden. In dem vorliegenden Fall aber scheint eine wirkliche Prüfung und Beurtheilung des Werkes statt gefunden zu haben — es hat im vollen Sinne den Erwartungen entsprochen und durch die versöhnende Haltung des letzten Aufzuges allgemein befriedigt. Wenn sich das Ganze bis zum Nachspiele hin etwas grell giebt, so liegt dies keineswegs in übertriebener Steigerung des Leidenschaftlichen, sondern in den nicht ganz aesthetisch vollwichtigen Motiven, aus welchen diese Leidenschaften entspringen. Die trefflich gehaltene, man darf sagen, tragische Scene des Fluches von Seite der Jüdin, würde Niemanden kraß erscheinen, wenn dieser Fluch sich gegen einen Mann richtete, der, herzloser Christ, aus niedrigem Grunde die Vertreibung der Juden aus Ungarn veranlaßt hätte. Das Familien-Elend der Verbannten forderte eine grandiose Genugthuung. Deborah aber flucht dem Christen, weil er an der Liebe zu ihr verrätherisch handelt — dies verleiht der mit den glänzendsten Farben der Poesie gehaltenen Scene eine zu schwache Unterlage und bewirkt, daß man sich mit seinem Interesse nicht ganz auf Seite der Jüdin stellen kann. Wir haben eben so grauenvolle Verfluchungen auf der Bühne gehört, ja grauenvollere, ohne sie kraß zu finden, wenn nur die Ursache des Fluches, die aufstachelnde That in richtigem Verhältniß zu der Strafe stand. In den Motiven liegt die Schwäche des Stückes, dies muß ich aussprechen, um dann mit voller Seele das Verdienst dieses talentvollen Dramatikers hervorheben zu können. Das Motiv des „Geldempfangens" aus welchem die ganze Handlung des letzten Theils entspringt, ist ebenfalls nur lose, kein fest in die Erde gesenktes Samenkorn, das eine Pflanze entwickelt, den kritischen Stürmen zum Trotze. Es gehört zu den „Mißverständnissen", die nirgendwo sich als Rechtfertigungs-Grund geltend zu machen vermögen. Geschickt ist der Verfasser über die dem Stücke drohende Aufklärung hinweggeschlüpft, aber er hat nicht vermeiden können, daß man ihn schlüpfen sah. Abgesehen von diesen kleinen Kränklichkeiten an der Wurzel — begrüße ich das Werk als eine Dichtung voll Frische und Lebenswärme, welche die besten Hoffnungen für ihre Nachfolger erregen muß. Es thut ungemein wohl, in unseren Tagen einem Dichter zu begegnen, dessen Anschauungen erwärmen. Ich wünsche nur, daß Mosenthal, bei seiner unzweifelhaften Begabung einen Stoff behandle, der ihm volle Freiheit gönnt, das tragische Element in seiner ganzen Stärke walten zu lassen. Der Kampf zwischen sociellem Christen- und Judenthum muß stets zu kleinlichen Beziehungen führen, welche die ächte Poesie verschmähe. Mosenthal's Charaktere sind gut, consequent gehalten, zuweilen etwas überschwänglich. Seine Sprache, bis auf einige Wendungen, correkt, voll ansprechender Bilder, zart und energisch. Das ne quid nimis muß der Verfasser beachten. Die Fluch-Scene stellt eine Anforderung an eine Schauspielerin, welcher in Deutschland schwerlich mit solchem Studium, solcher Oekonomie, also solchem Durchhalten der geistigen und physischen Kraft entsprochen werden dürfte, wie dies von der Benefiziantin, unserer trefflichen Künstlerin Wilhelmi geschah. In ihrer Deborah hat sie wieder eine Meisterrolle aufgestellt. Wie schön zeichnet sie die Nationalität in der vor Leidenschaft stürzenden Rede, in diesem schnellen und reichen Geberdenspiel. Wahrlich nur unermüdlicher Fleiß, der lebendigste innere Funke, wirkliche Begeisterung für Kunst und Poesie und — ängstliches und bescheidenes Horchen auf erfahrenen Rath führen zu solchem Standpunkt. Muß ich noch sagen, daß ein Sturm von Beifall und Hervorrufungen und Kränze diese Leistung krönte? Aber berichten muß ich, daß bei dem Hervorrufen am Schluße der vielstimmige Ruf „Hierbleiben!" erscholl, daß man also sich der Befürchtung hingebe, Dem. Wilhelmi könne uns verlassen. Dies wäre ein großer und kaum zu ersetzender Verlust. Sollten unsere Bühnen ein solches Talent nicht fesseln müssen, wenn sie die allgemeine Stimme des Publikums hören? Wir wollen es hoffen.

Amusantes.

Der Verräther. Ein junger Mann hatte keinen andern Ort, mit seiner Geliebten zusammenzukommen, als den Kirchhof. Sie setzten sich Beide liebeglühend auf einen Leichenstein, bemerkten aber in ihrem zärtlichen Eifer nicht, daß dieser eben erst frisch angestrichen worden. Nachdem sie nun ihre brennendsten Gefühle ausgetauscht und sich, wie immer ewige Liebe zugesichert hatten, ging das Mädchen nach Hause. Unglücklicherweise wurde sie aber von ihrer Mutter eingeholt. Diese bemerkt auf dem ganz weißen Kleide ihrer Tochter schwarze Flecke, tritt näher und liest deutlich die aufgedruckten Worte: Ich habe einen harten Kampf gekämpft! Das Liebesverhältniß war verrathen.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Freitag den 9. Februar 1849. № 28. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Pio Nono.

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung).

Unsere verschlagenen Reisenden sollten des schützenden Hafens nicht froh sein: die Hafenbeamten kamen an's Schiff, nahmen ihnen ihre Papiere und die Schiffsbücher und verurtheilten die „Heloise“ zu zwanzig Tagen Quarantäne, weil sie Küsten berührt habe, welche von der Pest inficirt seien. Dem apostolischen Vicar wurde befohlen, sofort an's Land zu kommen. Er ging in Begleitung Mastai's — unter den Kanonen der Hafenforts war nichts anders zu thun, als zu gehorchen. Mit Mühe kamen sie in einem kleinen Nachen durch die noch sturmbewegte Brandung; am Ufer umringte sie ein Haufe „brutaler Soldatesca“ und warf sie in den schmutzigen Kerker des Lazarets. Don Giuseppe, der an Bord zurückgeblieben war, hatte dies kaum erfahren, als auch er an's Land eilte, um das Schicksal seiner Gefährten zu theilen, die so rasch in die Mühsale und Leiden des Missionarberufes eingeweiht werden sollten. Am folgenden Tage wurden alle drei Gefangenen zum Verhöre berufen. In der Eingangshalle des Lazareths war das Tribunal aufgeschlagen: der Alcade der Stadt übte die Richterfunctionen, zwei Assessoren hatte er zur Seite und unten saß ein Notarius mit einem scheußlichen, grüngelben Gesicht. Auf einem Holzschemel mitten im Saale saßen die Gefangenen, Muzi, Mastai und Sallusti; bevor aber das Verhör begann, wurden sie sorgfältig durchräuchert. Doch scheint die Pest nur den Vorwand zu dieser Behandlung abgegeben zu haben: es ist wahrscheinlich, daß das Benehmen der spanischen Behörden seinen eigentlichen Grund in dem Mißtrauen hatte, womit sie eine Gesandtschaft des Papstes in Länder ziehen sahen, welche im Aufruhr wider die Krone Spanien begriffen waren.

Auch Cienfuegos und der Pater Pachero wurden vor das Tribunal beschieden und als sie sich zu erscheinen weigerten, mit Gewaltmaßregeln bedroht. Doch schienen sie ohne Haft geblieben zu sein. Nachdem das Verhör beendet, wurde Muzi erlaubt, Briefe zu schreiben; er machte von dieser Freiheit augenblicklich Gebrauch und wandte sich an die Consuln von Sardinien und Oesterreich, so wie an den Bischof von Malorca und andere Personen. Das Gerücht, daß Abgeordnete des Papstes gefangen genommen, brachte die Bevölkerung von Palma in Harnisch. Man mußte einen Aufstand befürchten. Deshalb versammelten sich die spanischen Beamten und hielten Kriegsrath, was man mit den Gefangenen beginnen solle, während sie durch Truppenaufstellung das Gefängniß vor einem Angriff der Menge sicher stellten.

Die Majorität in dem Rathe der spanischen Büreaukraten — es waren ihrer fünf — entschied sich dafür, es sei am besten, die Gefangenen nach Ceuta, einem der Presidios an der afrikanischen Küste, zu transportiren; dem aber widersetzte sich die aus zwei Stimmen bestehende Minorität aufs lebhafteste und so beschloß man, zu warten bis der Gouverneur, der von Palma abwesend war, heimkehre; diese Rückkehr erfolgte zum Glücke bald und der sardinische Consul bewirkte dann die Entlassung der Gefangenen. Sie hatten fünf Tage lang im Kerker gesessen und die schändlichste Behandlung erlitten.

Als Mastai Papst geworden, da war es seine erste große Regentenhandlung, den zahlreichen Opfern des Gregorianischen Sistems alle Kerkerthüren in seinem Lande zu öffnen. Ob er der Tage auf Palma gedachte?

Sobald Schiff und Reisende frei, verließ die „Heloise“ so schnell wie möglich den ungastlichen Hafen. Man berührte zunächst Iviza, eine andere Insel der Balearengruppe. Abbate Sallusti, der seiner Odyssee stets belehrende und unterhaltende Züge über Sitten und Treiben der Menschen und Städte einzuflechten weiß, unterläßt nicht, auch von den Ivizanern ein „curioses Stücklein“ zu erzählen. Diesmal ist es zwar nichts, was mit dem Teufel zu schaffen hat, aber doch, wie man sehen wird, eine Sitte von ganz höllischer Erfindung. Bei Hochzeiten, berichtet er nämlich, wenn die Braut aus dem Hause der Eltern in das ihres Mannes zieht, feiern die Verwandten und Freunde dieses fröhliche Ereigniß mit Flintenschüssen, welche sie den Umstehenden zwischen den Beinen abfeuern. Zahllose Verwundungen sind durch diese Art, sich der Heiterkeit des Augenblicks hinzugeben, entstanden, und deshalb hat die Obrigkeit den Ivizanern ihren Gebrauch verboten — ob mit Erfolg, wissen wir nicht.

Die fernere Fahrt war fortwährend reich an fatalen Zwischenfällen. Zuerst in der Nähe der canarischen Inseln, wo die Reisenden plötzlich während der Nacht durch Waffengeräusch und Toben aus friedlichem Schlummer gerissen wurden. Es war ein Corsar aus Columbia, der die französische Brigg eingeholt und sich ihrer bemächtigt hatte. Die Ladung enthielt jedoch nichts, was die Habsucht der Flibustier reizte, und nachdem sie schimpfend und fluchend das Schiff durchsucht, zogen sie wieder ab, ohne jemanden Schaden gethan zu haben. Nur der Schiffsjunge hatte unter dem Ueberfalle zu leiden; denn als Mastai am Morgen das Verdeck betrat, sah er ihn auf eine Kanone gebunden, wo er furchtbar durchgepeitscht wurde, wahrscheinlich, weil während der Nacht der Schlaf über die jungen Augen gekommen, statt daß sie wachsam die Gefahr bemerkt.

Jenseits der Linie wurde das Schiff lange durch eine vollständige Windstille abgehalten. Ein Sclavenschiff hatte sich der „Heloise“ zugesellt, das mit seiner lebendigen Waare nach Rio de Janeiro heimkehrte. Es war so nahe, daß man die nackten und wie wilde Thiere in Ketten geschlossenen Opfer menschlicher Habsucht auf dem Verdecke erblicken konnte. Ja, eines Tages waren beide Fahrzeuge so dicht zusammen gekommen, daß Mastai schaudernd das Jammergeheul der Unglücklichen vernahm; er wandte sich, Verzweiflung im Herzen, nach der anderen Seite — da zeigte sich seinen Blicken in der Ferne der Umriß eines felsigen Eilandes — es war Sanct Helena, die Insel, auf welcher vor so kurzer Zeit noch der große Sclaventreiber Bonaparte, endlich selbst gekettet, in unermeßlicher Oede und Verlassenheit umgekommen war; Bonaparte, der Verfolger und Scherge Pius VII., aber auch Bonaparte, der Italiener, der König von Italien! Welcher Augenblick im Leben Mastai's! Der Mensch in seiner ganzen Schmach, das vergeltende Schicksal in seiner ganzen Allmacht, das Vaterland in seiner neuen Hoffnungslosigkeit — alles das mußte ein Herz

bestürmen, das so groß, so weich, so vaterlandbegeistert war, wie das Pio Nono's!

Man näherte sich den Küsten der neuen Welt; aber noch eine Gefahr sollte überstanden werden, eine wahrhaft furchtbare Gefahr, gegen welche die vorhergehenden Hemmnisse der Fahrt tief in den Schatten traten. Es kam ein Sturm, der alles an Heftigkeit übertraf, was selbst die Schiffsmannschaft erlebt hatte. An eine Führung des Schiffes war nicht mehr zu denken. Willenlos wurde es von dem Orkan hin und her geschleudert — der Küste zu!

In dieser Noth befahl der Capitän dem Bootsmann, das Senkblei auszuwerfen; der Unglückliche vergißt, sich mit einem um den Leib geschlungenen Stricke zu sichern — eine hohe Woge schlägt über das Verdeck und spült ihn hinab in den Schaumgischt.

Un homme à la mer! schallt es übers Verdeck. Alles stürzt hinzu — Mastai, der aus den Kajütenfenstern den Sturz gesehen und Dio mio! Dio mio! rufend herbeieilt, greift zu allem, was er erreichen kann, Bänken, Hühnerbauern, Tischen, und schleudert es ins Meer, dem Unglücklichen Hülfe und Anhalt zu gewähren. Die Matrosen springen auf die Schaluppe. Es waren Augenblicke der furchtbarsten Spannung. Wurde das Schiff in die Höhe getragen, so erblickte man den Ringenden und hörte seinen Hülfeschrei; schoß es nieder, erhoben sich wie Bergwände die schäumenden Wasser vor ihm und hinter ihm, dann stand das Herz still bei dem Gedanken, ob man beim nächsten Emporgeschnelltwerden den Umkommenden wieder sehen werde oder nicht. Endlich war das Boot ins Meer gelassen; drei genuesische Matrosen wagten es, hineinzuspringen. Der Bootsmann aber hatte einen der ihm zugeworfenen Gegenstände, eine Bank, umklammert; dies diente seinen erschöpften Kräften zur Stütze — er wäre sonst zu Grunde gegangen; denn seit seinem Sturze bis zu dem Augenblicke, in welchem es den drei wackern Genuesern gelang, ihn zu erfassen und ins Boot zu ziehen, verfloß fast eine Stunde. Doch war die Gefahr nicht überstanden: es kam darauf an, das Zerschellen des Bootes an den Seitenwänden des Schiffes zu vermeiden — erst nach hundert fruchtlosen Anstrengungen gelang es, dem Boote das Tau zuzuwerfen, das es in Sicherheit brachte.

Man nahte endlich dem Lande. Schöne große Vögel mit rothem Gefieder kamen als Vorboten der Gestade. Am 27. December rief die Wache im Mastkorbe: Land! und ein Jubelschrei der Mannschaft war das Echo der freien Kunde. Bald darauf lief die „Heloise“ im Hafen von Buenos-Ayres ein: es war am 3. Januar 1824. Die Regierung sandte unseren Reisenden eine schöne Schaluppe mit vier Beamten entgegen, sie zu bewillkommen und ans Land zu führen. Am Ufer waren der ganze Clerus, alle Behörden und eine unermeßliche Volksmenge versammelt, um den apostolischen Vicar feierlich zu empfangen. Dieser aber, der dem Gepränge zu entgehen suchte, verließ das Schiff erst spät am Abend; das jedoch hatte die Sache nur schlimmer gemacht, denn jetzt fanden sie alle die niederen, einstöckigen Häuser der Stadt erleuchtet, und alle Welt war auf dem Weg des Monsignore und wollte ihm die Hand küssen. Durch die breiten, rechtwinkeligen Straßen schritten Knaben zu zwei und zwei ihm voraus, die Lichter in den Händen trugen, und die Erwachsenen riefen: Gesegnet, der kommt im Namen des Herrn! Im Gasthofe „zu den drei Königen“ fanden sie ein glänzendes Mahl hergerichtet, und ein fröhliches Banket mit Lebehochs für den Erzbischof; Chili, die glücklichen Lande Amerika's entschädigte die müden Wallfahrer für die überstandenen Leiden und Gefahren. Die Bevölkerung zeigte einen wahren Enthusiasmus für die Abgesandten des Papstes. Die Regierung gab ihnen gegen den Andrang der Menge Wachen vor die Thür ihrer Wohnung. Unter denen, welche Monsignore Vicario zu besuchen kamen, war auch der berühmte General San Martin, der Protector von Peru, der kurz vorher sich mit der Bescheidenheit des Weisen ins Privatleben zurückgezogen hatte. Aber der Aufenthalt der Mission in Buenos-Ayres sollte nicht lange dauern. Die republikanische Regierung schöpfte Argwohn wider sie: das Journal „Argos“, ein Blatt der „guten Presse“, hetzte, und so kam es, daß Monsignore Muzi bald nach seiner Ankunft die Weisung erhielt, er möge die Stadt verlassen. Nicht einmal das Sacrament der Firmung in der Kathedrale auszutheilen wurde ihm erlaubt. — Das Gouvernement mußte augenscheinlich monarchisch-politische Tendenzen in der rein geistlichen Mission erblicken, und es wurde unerbittlich, als es die große Aufregung der Bevölkerung wahrnahm.

Von diesem Augenblicke an begannen die Verfolgungen, die nicht eher aufhörten, als bis sie wieder eingeschifft waren. Von Buenos-Ayres bis St. Jago in Chili wurde die Reise zu Land, quer durch die Wüsten der Pampas gemacht. Man muß das amerikanische Festland selbst durchreist haben, um sich eine richtige Vorstellung der Gefahren und der Leiden zu machen, welche die Reisenden erwarteten. Den ganzen Tag unter der brennendsten Sonne reisen, mitten durch vertrocknete Ebenen, stets in Gefahr, von wilden Indianern erschlagen oder von reißenden Thieren während des Schlummers zerrissen zu werden; kein Wasser für den brennendsten Durst, keine Speise für den Hunger, in übelriechenden Hütten schlafen, welche von giftigen Insecten wimmeln, oder in freier Luft dem ungesundesten Nachtthau ausgesetzt — das ist das Leben in den Pampas — das war das Leben, welches Mastai drei Monate führen mußte. Aber heiter, geduldig, immer voll guten Muthes ertrug er alle diese Entbehrungen, die ihm mehrmals schwere Erkrankungen zuzogen.

Seine Gefährten haben die Erinnerung an seine unerschütterliche gute Laune und seine erheiternden Einfälle nie vergessen. Er hielt den Muth der Schwachen aufrecht, er trug durch seine Vorsicht und Thätigkeit am meisten dazu bei, die Mittel der Sicherheit zu vermehren und die Strapazen der langen Reise zu versüßen.

So lange man noch in der Nähe bewohnter Orte war und die von Buenos-Ayres mitgenommenen Vorräthe vorhielten, ging es leidlich, aber je weiter man in das Innere des Landes vordrang, desto unerträglicher wurden die Entbehrungen.

Zu Las Hermanas, nach einem Abendessen, das Mastai und seine Gefährten wegen der widrig und ekel bereiteten Speisen unberührt lassen mußten, waren sie gezwungen, in einer Hütte zu schlafen, deren Wände aus halb verwesten Knochen aufgeführt waren, die einen abscheulichen Leichengeruch verbreiteten. Ueber ihren Köpfen schwankten auf Brettern stinkende Käse, Kürbisse und verdorbenes Fleisch. Zum Glück hatten Mauern und Dach eine Unzahl Löcher, welche der Luft gestatteten, sich immer zu erneuern, und so unsere Reisenden vor dem sonst unvermeidlichen Ersticken retteten.

Zu Desmochados handelte es sich nur um ein paar Stunden, so wäre die kleine Caravane von einer Horde Wilder überfallen worden. Zweiundzwanzig Maulthiertreiber, die nach ihnen an diesem Ort Halt machten, wurden unbarmherzig ermordet.

Einige Tagereisen weiter, zu Chorillo, wurden die Reisenden von Feinden anderer Art angefallen; nachdem sie die Nacht auf bloßer Erde hatten zubringen müssen, sahen sie sich beim Erwachen von einer Anzahl Kröten umgeben, von denen sich eine auf den Kopf Mastai's gesetzt hatte.

Seine Geduld und Seelengröße verleugnete sich indessen nicht. Handelte es sich darum, auf der Erde zu schlafen, so erinnerte er an die Waisen die durch Tata Giovanni auf den Platten des Pantheon aufgenommen worden. War das Abendessen schlecht, so erinnerte er daran, wie glücklich mancher Arme wäre, der nur ein ähnliches hätte. Die Aussprüche Virgil's, Tasso's und der Kirchenväter citirte er zur Ermunterung. Der Abbate Sallusti erwiederte mit Versen Metastasio's, seines Lieblingsdichters, und man vergaß alle Müdigkeit und Entbehrung.

Endlich nach allerhand Gefahren und Strapazen, nach schlaflosen Nächten und gezwungenen Fasten, am Schlusse des eilften Monats ihrer Reise durch das Festland, kam die apostolische Gesandschaft am 17. März zu St. Jago in Chili an. Abbate Sallusti unterläßt nicht, seinem Reisewerk eine Beschreibung dieser Stadt einzuverleiben und die Merkwürdigkeiten derselben zu schildern. Unter den Dingen, welche in hohem Grade seine Aufmerksamkeit erregen, ist auch das Institut — der Nachtwächter. In jedem Stadttheil, erzählt er mit großer Verwunderung, geht während der Nacht ein Wächter umher, welchen man Sereno nennt, und der mit lauter Stimme die Stunden ausruft, auch wie das Wetter ist, ob gut oder schlecht, heiter oder regnicht!

Unser naiver Historiograph hatte also noch nie von einem Nachtwächter gehört: er mußte dazu bis nach Chili reisen, der glückliche Sohn des Südens! (Schluß folgt).

Feuilleton.

Wien.

Nestroy's neueste Posse.

Der Stoff, welchen Nestroy auch dieses Mal wieder von jenseits des Rhein's herüberholte, läßt in seiner Grundidee den Ursprung nicht verkennen; es ist allgemein bekannt, mit welcher besonderen Vorliebe die Franzosen politische Tagesfragen zu ihren Lustspielen und Vaudevilles benützen, und wie sehr sie es lieben, sociale Zustände und Verhältnisse für die Bühne auszubeuten. In der in Rede stehenden Posse, welche Hr. Nestroy „Schneider und Lady" betitelte, finden wir den Schneider Heugeigen (Hr. Nestroy), der es sich in den Kopf gesetzt hat, in der politischen Welt eine Rolle zu spielen, oder wie er sich ausdrückt: „Irgend wo an die Spitze gestellt zu werden!" In dem Kopfe dieses offenbar überspannten Menschen spuckt ein Chaos von Ideen, welche alle seiner Leidenschaft — der Politik — entspringen. Der Zufall führt eine Lady in die Werkstätte des alten Restl (Hr. Scholz) bei dem Heugeigen als Werkführer fungirt, da er der Verlobte von dessen Tochter (Frln. Herzog) ist. Heugeigen bildet sich nun ein, hinter diesem Besuche, der eigentlich nichts anderes als die Bestellung eines Maskengewandes bezweckte, stecke irgend ein politischer Hintergrund, und man wolle, in Anerkennung seines politischen Genies, sich seiner als Werkzeug bedienen. Die Intrigue (?) welche ihn in diesem Wahne bestärken soll, ist nun so unzweckmäßig gewählt, und trotz der Inhaltlosigkeit doch so verworren exponirt und ausgeführt, daß gewiß der größte Theil der Zuschauer in diesem Wirrwar von Scenen, Verwandlungen, erfolglosem Hin- und Hergehen über die eigentliche Handlung des Stückes ganz im Unklaren geblieben ist. Die Moral des Ganzen, welche Heugeigen am Ende in vielen Worten predigt, läuft auf das alte Sprüchlein hinaus: „Schuster bleib bei deinem Leisten!"

Ich bin mit der Idee des Stückes: die Thorheit jener überspannten Köpfe zu geißeln, die mit eiserner Zudringlichkeit in der politischen Welt eine Stellung einnehmen wollen, welcher ihr Kopf nicht gewachsen ist, vollkommen einverstanden; auch jene Phantasten, welche politischen Idealen nachjagen, die in der Wirklichkeit nicht ausführbar sind, mögen dem öffentlichen Gelächter preisgegeben werden, und es wird nicht leicht wirksamer, als von der Bühne herab geschehen können; allein es muß in jedem Falle dem Zuschauer klar werden, mit wem er es eigentlich zu thun hat? Die politische Farbe jenes Charakters muß so aufgetragen sein, daß kein Zweifel walten kann. Wer aber so, wie dieser Heugeigen, den ganzen Abend hindurch politische Anspielungen macht, bald über diese, bald über jene Parthei herfällt, bald die Rechte, bald die Linke, bald das Centrum; dann alle miteinander geißelt, wer so dumm ist, hinter einer so läppischen Combination eine politische Intrigue suchen zu wollen, wer so wahnsinnig ist, aus dem Beifall, der seiner Schneiderarbeit gezollt wird, Anzeichen für seine künftige politische Größe herausklügeln zu wollen, wer endlich so tölpelhaft eitel ist, sich bei dieser Gelegenheit auf den Schultern zweier Bedienten ans Orchester tragen zu lassen, um von dort aus die Bewunderung der Ballgäste zu ernten, ein solcher Mensch gehört offenbar ins Tollhaus; ein Tollhäusler aber ist ein schlechter Moralprediger, und einen Narren kann man nicht als Beispiel aufstellen.

Der Bühnenschriftsteller, dem eine so ätzende Satyre zu Gebothe steht, wie Herrn Nestroy, der darf und soll die Auswüchse und Uebergriffe aller Partheien nicht schonen, aber man muß dieß Alles nicht aus einem und demselben Munde hören, der so wie Döblers Reiseflasche rothen Wein, weißen Wein, Milch, Champagner, Essig, u. s. w. kurz Alles nach Belieben hervorsprudelt. Nehmen wir z. B. nur die Strophen des Couplets (es ist das einzige im Stücke), so finden wir selbst sie keiner bestimmten Richtung nachstrebend, ja, in einer Strophe hören wir Herrn Nestroy sogar klagen, wie die frühere Wiener Gemüthlichkeit verloren gegangen, wie früher Alles so vergnügt und so ruhig gelebt u. s. w. wie aber jetzt Alles der Politik nachstrebt, daß selbst das Elisium leer ist u. s. w. — Wenn ich Nestroy's Talent nicht so hoch achten würde, ich müßte darob ein hartes Wort mit ihm sprechen. Auf Eines jedoch muß ich Herrn Nestroy aufmerksam machen, und ich frage Jeden, welcher im Theater war, ob ich nicht recht habe, wenn ich sage, daß dieses Couplet, durch das Nennen von Straßen, durch das Herbeiziehen von Umständen, dann von Vorfallen, die theils zu nahe liegen, theils unangenehm berühren, ferner durch seine Form und die Hebenstreit'sche Werkelmusik, ob dieses Couplet, sage ich, nicht ganz den Typus eines Harfenistenliedes trägt?

Das gut besuchte Haus bewies, daß es den Witz des Herrn Nestroy zu schätzen weiß, daß es ihn aber dennoch nicht so hoch halte, um ein so verfehltes, langweiliges Stück vor dem Falle zu bewahren.

Br.

K. K. priv. Theater in der Josefstadt.

Mittwoch den 7. Februar. Zum ersten Male: Zum Großadmiral. Komische Oper in 3 Akten nach dem Französischen. Musik von Albert Lorzing.

Trotz dem der Titel an Adam's „zum treuen Schäfer" und an noch andere Bezeichnungen erinnert, so waren wir doch, nach den größten theils gelungenen Opern Lorzings berechtigt, etwas Ausgezeichnetes zu erwarten. Diese Erwartung, mit Bedauern gestehen wir es, hat uns für diesmal getäuscht, das schöne Talent ist dem Componisten einmal untreu geworden, und wir trösten uns nur mit dem Sprüchlein: Einmal ist keinmal. Lorzing, der in jeder seiner früheren Arbeiten etwas Originelles brachte, hat dieses Mal seinem Styl, seinem Humor, seiner sonst interessanten Melodik Adieu gesagt und nichts davon, höchstens noch eine recht effectvolle Instrumentirung ziert das neue Werk. Nach hübschen Tonflosklein, nach pikanten Gesangsweisen, nach musikalischen Humoresken, die seine Antecedenzien, namentlich den Zaar auszeichnen, sucht man vergebens. Fruchtlos ist das Bestreben, irgend einen melodischen Gedanken nach Haus zu tragen. Glücklicher Weise wird der Styl im 2. Akte schon ungesuchter und ungebundener und gar im dritten Aufzuge hat L. wieder wohlgelungene Momente, worunter wir ein Tercett, und das meisterhaft durchgeführte Schlußsextett mit Chor rechnen. Es ist überflüßig anzugeben, daß der Componist nach jedem Aktschluße gerufen wurde, aber er hat heute die Erfahrung gemacht, was ein Succes d'estime ist. Gesungen wurde die Oper, namentlich von Seite der Damen, recht gut, dies gilt v. Frl. Meyer, Hellwig Andini, in welcher letzteren wir eine recht wirksame Opern-Soubrette kennen lernten. Herr Haimer war wieder so unglücklich, einen Intriguanten darstellen zu müssen, in solchen Fällen forcirt H. Haimer sein sonst schönes Organ bis zur äußersten Kraftgränze, Herr Peretti sang mit Affect und Effect, Herrn Nadls Leistung aber war eine durchdachte und sehr gut ausgeführte zu nennen. Der Componist dirigirte seine Oper selbst recht feurig.

—f—

Wiener Signale.

Im zweiten Wahlbezirke der Stadt wurde Baron Kübek zum Deputirten am österreichischen konstituirenden Reichstage gewählt. Nach ihm hatte Dr. Mühlfeldt die meisten Stimmen. Man erzählt sich, daß eine Stimme auf Tausenau gefallen sein soll.

Die Garnison in Wien hat sich, nach einem Gerüchte, um 7000 Mann vermehrt. — Die Offiziere, welche Sternchen als Abzeichen auf den Aufschlägen und Waffenröcke tragen, gehören der italienischen Armee an.

Die deutschen Angelegenheiten sollen jetzt das österreichische Ministerium sehr beschäftigen. Man vermuthet, daß energische Maßregeln zu einer Vereinigung Oesterreichs mit Deutschland, im Werke sind.

Das Föderativprinzip soll bei der Regierung nicht den geringsten Anklang finden. Man will Oesterreich groß und einig haben und glaubt, daß dieses nur im Wege der Centralisation möglich ist. — Man will sich daraus die Opposition der Slaven gegen verschiedene Maßregeln des Ministeriums erklären.

Großes Mitleiden erregt im Wiener Publikum der zu vier Jahren einfacher Kerkerstrafe verurtheilte Herr Plattensteiner, ehemaliger Nationalgardebezirkschef der Vorstadt Landstraße. Der Mann soll ein außerordentlich bedeutendes Vermögen besitzen und im Ganzen ein sehr ehrenwerther, achtungswürdiger Charakter sein. — In den Oktoberereignissen spielte er in den letzteren Woche eine thätige Rolle. In dem kriegsrechtlichen Urtheile über ihn sind sehr viele Milderungsgründe angeführt, und bei Schöpfung der Sentenz in Anwendung gebracht werden.

Kaum sind die „Presse" und der „Lloyd" mit ihrem politischen Plänklergefechte fertig, so erscheint schon wieder ein neuer Feind auf dem Schauplatze: „der österreichische Correspondent," und wirft dem darüber etwas entrüstelen Journal die „Presse," den Handschuh hin. — Der österreichische Correspondent spricht sogar von „Perfidie" und spielt auf Habsucht u. s. w. an. — Die sonst außerordentlich zarte und delphische „Presse" wird entschieden und gibt eine derbe Lektion. — — Das diene dem Publikum als Beweis, daß die konservativen Blätter noch bei weitem nicht berechtigt sind, wegen Leidenschaft, Habsucht rc. den liberalen Blättern Vorwurfe zu machen!

Die Cholera soll wieder im Steigen sein. Die vorkommenden Fälle werden häufiger; die Krankheit tritt übrigens nicht überall so akut wie an andern Orten, wo sie früher wüthete, auf.

In dem neuen Rekrutirungspatente ist kein Wort über das Landwehrsystem gesagt. Da das Landwehrwesen ebenso dringende Veränderungen bedarf wie das Rekrutirungswesen, so kann man nur erstaunen, daß ein solcher wichtiger Gegenstand bei Fassung eines neuen Gesetzes in dieser Angelegenheit gar nicht beachtet wurde. —

Dieser Tage kamen wieder ungarische Gefangene hier an, die zur Armee nach Italien transportirt werden.

Aus der Zeit.

Auch die schwarze Menschenwelt schreitet vorwärts, sagt eine Mittheilung aus Amerika. Im Ohio-Staate hat zum ersten Mal eine große Versammlung von freien

Farbigen stattgefunden, in der eine Adresse an sämmtliche Farbige der Union beschlossen wurde, welche sie auffordert, alle Kräfte aufzubieten, um sich auf gesetzlichem Wege aus dem Stande der Erniedrigung zu erheben, in welche sie durch die herrschenden Vorurtheile gegen ihre Race, aber auch durch eigene Fahrlässigkeit und Indolenz gestürzt seien, und mit der Hoffnung schließt, daß der Geist des Jahrhunderts auch ihnen Erlösung bringen werde.

Ein interessanter Todesfall hat sich in Heilbronn ereignet, indem ein Mann von etlich und siebenzig Jahren, der früher viel geistige Getränke zu sich nahm, in den letzten Monaten bedeutend erkrankt, des Morgens auf seinem Bette sitzend, verbrannt gefunden wurde. Alle Anzeichen lassen vermuthen, daß die Verbrennung durch Entzündung des Hauches oder dergleichen geschah; das Hemd war vorne herunter verbrannt, hinten nicht, ebenso war das Bett nur wenig verkohlt. Vor dem Leichname lag ein Häufchen Asche und die Ohren sollen, wie das Haar dabei, bis auf die Knochen verbrannt gewesen sein.

Merkwürdiger Gerichtsfall. Dr. Oatman in Washington wollte bei einer dort lebenden, viel besprochenen Somnambülen (Hellseherin) sich überzeugen, ob sie während des magnetischen Schlafes wirklich vollkommen unempfindlich sei, und brachte ihr eine Schale mit Cayennepfeffer unter die Nase. Kaum hatte er dies versucht, als die Künstlerin unter heftigen convulsivischen Bewegungen über ihn herfuhr und ihn im Gesicht arg zerkratzte. Nicht zufrieden damit, klagte sie noch auf Schadloshaltung wegen der Beeinträchtigung ihres Renomées und wegen Gewerbsstörung (!). In der That sprach auch die Jury ihr „Schuldig" gegen den Experimentator aus, der hierauf zu 6¼ Cent. (ungefähr 17 kr.) Schadenersatz und zu eben so viel an Unkosten verurtheilt wurde.

Ein Redner in Utica (Vereinigte Staaten von Nordamerika) verglich den Präsidenten John von Buren mit einem „Wallfisch, dessen Thran die Lampe der Freiheit bis in alle Ewigkeit brennend erhalten werde."

Welche Art von Verordnungen in Kassel noch möglich sind, ersehe man aus den zwei folgenden, die in den jüngsten Monaten erschienen und an deren Echtheit man nicht zweifeln darf. Die erste bestimmt die Stärke der Backen- und Schnurrbärte der Offiziere und in welcher Richtung dieselben, vom Ohre schräg ab, gewissermaßen in der Form eines W, vereinigt wieder bis in den Mund emporlaufen müssen. Die andere schreibt den Offizieren vor, künftig nur solche Palletots zu tragen, wie deren einer im kurfürstl. Cabinet zum Muster vorliege.

Die Moskausche Zeitung berichtet: Der neue kaiserliche Kreml ist beinahe fertig. Die vergoldeten Kuppeln und der goldene Kamm des ganzen Daches erglänzen schon im Sonnenlicht und erinnern an die goldglänzenden Palläste der alten russischen Großfürsten. Im Ordenssaale des heiligen Georg sieht man bereits den Heiligen zu Pferde mit dem Lindwurm streiten. Achtzehn Standbilder, die Unterwerfung von Gegenden, die jetzt zu Rußland gehören, darstellend, stehen in voller Rüstung da, mit Schilden, auf welchen die Epoche angegeben ist. Der Andreas- oder Thronsaal ist mit prächtigen vergoldeten Reliefs geschmückt; der Alexandersaal aus rosenrothem Marmor ist mit den schönsten architektonischen Ornamenten verziert welche die Spiegelwand im Grunde zurückstrahlt. Es ist schwer, mit Worten die außerordentliche Größe der Säle, das Geschmackvolle der Arbeit und alle Einzelheiten des Pallastes würdig zu beschreiben.

Neueste Literatur.

Wir besprechen heute die zweite Abtheilung des historischen Romans: „Ein deutscher Leineweber" dieselbe ist betitelt: Karl von Spanien.

Hievon heißt der erste Band: Der Herzog von Burgund und Niederland.
„ zweite „ Der König von Spanien.
„ dritte „ Der deutsche Kaiser.

Der historische Theil des Buches wird in dieser Abtheilung fortgesetzt. Margarethe Erzherzogin von Österreich Statthalterin der Niederlande, Erzherzog Karl ihr Neffe, Herzog von Burgund und Niederland, dann Kaiser Maximilian I. Karls Großvater, treten am meisten hervor. In Deutschland hat der Kampf gegen die päpstliche Finsterniß bereits begonnen. Die Humanisten, die damaligen Lichtfreunde waren die tapferen Vorkämpfer. Unter den Mönchen sind es besonders die Dominikaner, welche als Zeloten die Stütze des Pabstthums bilden. Diese Konflikte, verbunden mit den weltlichen Bestrebungen Karls und Maximilians bilden die geschichtliche Folie des Buches. Karl erscheint uns als schwacher Jüngling, geleitet von seinen niederländischen Ministern, die ihn und Spanien regieren, dessen Sympathieen aber bald verloren sind. Maximilian, dessen Charakter wir aber nicht historisch treu geschildert finden, erscheint schwach und unentschlossen, er hat nicht den Muth in das Getriebe der Pfaffen einzugreifen und wendet alle Mittel an, um für seinen Enkel die deutsche Kaiserwürde zu erwirken; was ihm auch gelingt. Diesem Umstande verdankt Karl die Erhaltung Spaniens, welches seinen Händen fast schon entwunden war. An diese Hauptbegebenheiten schließen sich wieder wie Seitenzweige jene geschichtlichen Vorfälle an, welche mit ihnen in wenn auch nur mittelbarer Verbindung stehen. Der Aufstand der Kreuzzügler in Ungarn, Georg Dosa's schreckliches Ende, das berühmte Dreikönigsfest in Wien u. s. w. Jakob Fugger mit den Gliedern seiner Familie sind wie in der ersten Abtheilung wichtige Personen des Buches. Allein der ehrliche biedere deutsche Leineweber ist mit der Zeit nicht vorwärtsgeschritten, er hängt noch mit ganzer Seele an Rom, er schüttelt bedenklich den Kopf über die Bestrebung an der Zeit, welche sich neu zu gestalten beginnt; wie sehr er noch am Alten hängt, beweisen das schöne Geschäft, welches er ganz arg- und sorglos mit den Ablaßzetteln treibt, in der That, Jakob Fugger ist der leibhafte Urahn unserer Anlehen-Besorger, denn er schacherte mit Fürsten und Pfaffen, er schacherte selbst mit der Gnade des Himmels, daß Letzteres jetzt noch geschieht, hat die Rockfahrt zu Trier bewiesen, und wäre sie durch Ronge nicht zurück geschreckt worden, es hätte sich für den Handel bald ein moderner Fugger als Pächter gefunden. Aber die Strafe scheint dem Alten auf dem Fuße zu folgen, ein Glied seiner Familie, Ulrich Fugger, ist aus der Art geschlagen, er hängt an der Lehre der Humanisten, er schwärmt für Ulrich Hutten ist ein Bewunderer des muthigen Luther, der eben seinen gewaltigen Kampf begonnen, ja Ulrich Fugger geht noch weiter, er billiget die Bauernunruhen und scheint selbst das Auflehnen gegen Fürst und Krone nicht zu verschmähen. Dieser Ulrich, welcher in der dritten Abtheilung wahrscheinlich mehr in den Vordergrund treten wird, scheint dazu erkoren, dem alten Jakob Herzenleid zu machen, oder ihn endlich zur Erkenntniß der neuen Gestaltung der Dinge zu bringen.

Wie in der ersten Abtheilung treten auch in der zweiten eine Menge geschichtlich merkwürdiger Personen auf. Pirkheimer, Peutinger, Georg von Frundsberg, Albrecht Dürer, Hans Sachs, Melchior Pfinzing, Hutten, Franz von Sikingen, u. s. w. werden uns wenn auch nur flüchtig doch mit vielem Interesse vorgeführt. Ihre theilweise Berührung mit den erdichteten Figuren ist mit vielem Geschicke ausgeführt. Da diese zweite Abtheilung eine Fortsetzung der ersten ist, so bewegt sich die Dichtung vorwärts, der Leser findet alte Bekannte aus der ersten Abtheilung und der Autor versteht es sehr wirksam, das alte Interesse zu befriedigen und neue Spannung vorzubereiten: die ganze Handlung ist sehr künstlich in einander geschlungen und wird nur durch die oft unterbrochene Einheit des Ortes gestört, was aber bei der großartigen Anlage des Werkes unvermeidlich ist.

Sollen wir auch noch von der Durchführung sprechen, von der Meisterschaft mit welcher der Verfasser Situationen und Charaktere malt? Bei einem Dichter wie Ludwig Storch wäre dieß ganz überflüssig. Die zweite Abtheilung des „deutschen Leineweber" schließt sich an die erste ganz würdig an, und hat in uns nur einen Wunsch rege gemacht, nämlich den, daß die dritte Abtheilung, welche den Schluß des großartigen Werkes bildet, ja recht bald erscheinen möge.

Br.

Konversationssaal.

Der gegenwärtige Zustand von Napoleons Grabe auf St. Helena.

John Moore West, ein Engländer, der auf seiner Rückreise von Ostindien vor Kurzem St. Helena berührte, erzählt seinen Besuch am einstigen Grabe des Kaisers folgendermaßen: Nach einem langen und beschwerlichen Wege an der steilen Seite eines Berges hinauf, befand ich mich in der Nähe eines hübschen Gebäudes, „das Allarm-Haus" genannt. Auf dieser Höhe wehte ein kühler Wind, eine angenehme Erquickung nach den Leiden in der brennenden Luft und Ebene. Die Schiffe auf der Rhede wurden in der Entfernung zu bloßen Booten, und James Town streckte sich das tiefe Thal hinab wie eine Reihe von Hütten. Mein Weg führte nun durch Pflanzungen, die Straße war mit stachlicher Aloe eingefaßt, und hie und da erglänzten das wilde rothe Geranium und andere Blumen in tropischer Fülle. Ein paar Schritte noch, und es öffnet sich eine freundliche Abdachung, welche nach Slanes Valley hinabführte, in das Thal, wo Napoleon, gemäß seinem eigenen Wunsche, beerdigt wurde. Nachdem ich das beim Eintritt verlangte Trinkgeld gezahlt, ließ mich ein alter Pensionär nach der Gegend, wo die Gruft liegt, welche letztere von dem düsteren Laubdache einiger weniger Cypressenbäume beschattet wird. Der Platz ist mit einem Eisengeländer umgeben, auf welches ein Strohdach gelegt ist, um zu verhüthen, daß der Regen während der Regenzeit die Gruft anfülle. Man steigt auf einer kurzen Leiter hinab, welche zur Bequemlichkeit der Besuchenden angebracht ist, von denen Hunderte ihren Nahmen auf den Stein gekritzelt haben; der eingesunkene Raum auf dem Boden, wo der Sarg gestanden, ist noch zu sehen. Die Weide unter welcher Napoleon oft zu sitzen pflegte, ist in Folge davon, daß so viele Personen Stücke davon als Reliquien mitgenommen haben, ein blattloser und erstorbener Stumpf geworden. Diejenige Weide, welche über dem entgegengesetzten Ende des Grabes noch grünt, ist ein Absenker von dem erwähnten Baume. Hier steht das Schilderhaus; aber der Weg, wo die Schildwache ging, ist längst mit Gras überwuchert, und die Scene bietet einen Anblick des Verfalls und der Einsamkeit.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Samstag den 10. Februar 1849. № 29. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Eine Jahresfeier.

S. Es findet sich nicht leicht ein ergiebigeres Thema für die Conversation als „der Belagerungs-Zustand,“ welchen die „Ultra's“ der einen Nuance gar zu gern bis in's Unendliche fortgesetzt haben möchten, während jene der andern Schattirung ihn als einen unerträglichen Eingriff in alle constitutionellen Berechtigungen ansehen.

Die Wahrheit wird — wie fast in allen Verhältnissen des Lebens — so ziemlich in der Mitte liegen: weder gewährleistet uns nämlich jener gebenedeite Zustand alle „Fleischtöpfe Egiptens,“ noch ist er andererseits ein Todschlag für die Errungenschaften der Neuzeit; — er stellt sich am Ende als eine leidige, aber nothwendige Folge aus dem Mißbrauche dar, welchen man von der Freiheit gemacht hatte; er erscheint gewissermaßen als die homöopathische Panazee, die einen Ausnahms-Zustand durch den andern curirt.

Es frägt sich nun: wie lange wird der „Belagerungs-Zustand“ dauern? Was wird die Folge seines Aufhörens sein!

Die Frage ist wichtig und die Antwort schwer, weil sie nur von einem Parthei-Standpunkt aus erfolgen kann. Der Constitutionalismus und Partheien — wer vermöchte diese beiden Begriffe zu trennen!

Hier wie überall wird Vermittelung einzuschreiten haben, um den rechten Weg zu treffen, und es kann keine Frage sein, wem die Aufgabe der Versöhnung zuzufallen hat.

Ihre Erledigung hängt von sehr verschiedenartigen Rücksichten ab: von Rücksichten nemlich für die eigene Existenz, von Rücksichten für den gewerblichen Vertrieb von Tausenden, von Rücksichten für die Behaglichkeit mancher Classen, Rücksichten für die Subsistenz des sogenannten Proletariats, für Nationalitäten, vielleicht selbst für Krieg und Frieden und für noch mancherlei andere, mehr oder minder nahe liegende Verhältnisse. — Es ist schwer, allen diesen mannigfachen Berücksichtigungen Rechnung zu tragen!

Es ist sehr schwer allerdings; allein es ist nicht unmöglich und der Weg einer Vereinbarung aller widerstreitenden Elemente ist mehrfältig angedeutet in der Geschichte, sowohl in der profanen als in der heiligen.

„Ein reuiger Sünder ist vor den Augen des Herrn wohlgefälliger als neunundneunzig Gerechte.“ deutet ein biblisches Wort an, während eine neuere Version desselben besagt:

„Gnade versöhnt!“

Hiermit ist meines Bedünkens der Weg gegeben, welcher zur Ausgleichung unserer Wirren der ersprießlichste sein dürfte!

Wenn ich Kaiser von Oesterreich wäre, ich würde den „Belagerungs-Zustand“ genau mit dem 12. März aufhören lassen!

Die Wiener sind nicht böse — im Gegentheil! Ihre alte berühmte Gemüthlichkeit ist durch eine kurze Verbiendung keineswegs so radikal hinweggeschwemmt worden, daß sie auf einmal in herzdürre Preußen umgewandelt wären, deren „souveräne“ Rüpelhaftigkeit es recht eigentlich darauf anlegt, aller Schicklichkeit und aller Achtung vor dem Thron ein Schnippchen zu schlagen! Nein, nein; wir sind keine solchen Virtuosen in der „Ultra-Demokratie“ (bald hätt' ich gesagt: Dämonokratie)! Wir haben unsere Krisis des modernen Fiebers durchgemacht, haben die nöthigen Schmerzen erlitten, die regelrechte Cur überstanden und sind nunmehr in's Stadium der Genesung eingetreten, wo wir gesunde Nahrung und Ruhe und Erheiterung bedürfen, um wieder zum Normalzustande zurückzukehren, von welchem wir uns eigentlich niemals entfernt hatten, sondern aus dem wir nur künstlich hinausgelockt und hinausgesetzt waren. Ein gutes Gefühl, ein freundliches Wort macht den Wiener wieder ganz zum Wiener!

Er hat's auch im Grunde gar nie aufgehört zu sein!

Vielleicht bei den ersten harmlosen Katzen-Musiken war er mit seiner Gesinnung dabei; denn die waren zunächst blos Acte des Muthwillens; aber ich bin überzeugt, die Sturmpetitionen, die Barrikaden, die blutigen Krawalle, die Corruptions-Versuche, der scheußliche Mord Latour's, die Eigenthums-Verletzungen, die Capitulations-Brüche, die eigentlichen Schlechtigkeiten der Revolutions-Episode samme und sonders, blieben dem Herzen des Wieners fremd — auswärtige Wühler und Verbrecher haben sie verschuldet, so wie ich innig überzeugt bin, daß von den meuchelmörderischen Attentaten des „rothen Hauses“ und ähnlichen Atrocitäten kein Wiener weiß (man nenne mir Einen unter den Verurtheilten von Bedeutung, welcher der Residenz angehörte!) — eben darum aber hat Wien ein Recht, anders beurtheilt, anders gerichtet zu werden als Städte, wo der Krebsschaden im eigenen Herzen sitzt: es spricht Vertrauen an und verdient Vertrauen!

Ich will nicht tiefer in den Fragepunct eindringen, der zu viele Simpathien und Antipathien auf den Kampfplatz ruft; doch kann ich nicht umhin, noch einmal auf die frühere Aeußerung zurück zu kommen: ' Wär' ich Kaiser von Oesterreich, ich würde den „Belagerungs-Zustand“ mit 12. März aufheben!

Hieße das nicht mit deutlichen Worten:

„Am Jahrestag Euerer glorreichen Erhebung gebe ich Euch die erneuerte Versicherung, daß ich nichts an den errungenen Freiheiten verkümmern will!“

Enthielte aber die Beseitigung der Exekutiv-Maßregeln nicht zu gleicher Zeit die stolze Warnung:

„Wenn Uebelwollende noch einmal das Maß gesetzlicher Freiheit überschreiten wollten — ich fürchte sie nicht!“

Es läßt sich Vieles für und wider sagen; allein zuverlässig würden in Wien die Folgen des aufgehobenen „Belagerungs-Zustandes“ keine üblen sein; — dankbare Vergeltung des geschenkten Vertrauens würde die Bitterkeit der Gemüther bannen und Hoffnung auf wiedererstehenden Flor der materiellen Verhältnisse viele brennende Wunden heilen; — in jedem Falle dürfte das Vorstehende als Reminiscenz Beherzigung verdienen, sofern überhaupt von einer Jahresfeier der Märztage die Rede ist!



Pio Nono.

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Die Abgesandten des heiligen Stuhls wurden von der Bevölkerung St. Jago's mit der größten Begeisterung aufgenommen; allein sie bemerkten bald, daß auch hier, wie in Buenos-Ayres, ihre Anwesenheit nur dem Volke angenehm war, aber nicht den Gewalthabern.

Man fing damit an, ihnen eine so enge Wohnung anzuweisen, daß der gute Abbate Sallusti gezwungen war, sein Büreau auf einem nach dem Hofe offenen und allen Winden ausgesetzten Gang einzurichten. Nachher, obschon die chilische Regierung sich freiwillig erboten hatte, die Kosten der Gesandtschaft zu bezahlen, erfüllte sie ihre Verpflichtung mit solchem Geiz, solcher Knauserei, daß Monsignore Muzi und seine Gefährten beinahe von Almosen leben mußten.

Drei Monate waren kaum hinreichend, um ihre Vollmachten beglaubigen zu lassen, und als sie, was der Hauptzweck ihrer Reise war, diejenigen Ordensgeistlichen, welche das geistliche Gewand zu verlassen wünschten, um in die Welt zurückzukehren, zu säcularisiren begannen, sprach man ihnen die Berechtigung dazu ab. Die Gerichte weigerten sich, ihre Verfügungen einzuregistriren, und sie mußten von neuem ihre Papiere dem Congresse zur Prüfung vorlegen.

Endlich, nachdem sie unglaubliche Beweise von Geduld und Mäßigung gegeben, kam es so weit, daß der apostolische Vicar gezwungen war, seine Päße zu verlangen. Die Mission trat am 19. October 1824 ihre Rückreise nach Europa an.

Keine bemerkenswerthen Ereignisse kamen ihnen jetzt mehr entgegen, nur hatte Mastai noch einmal mit einer heftigen Erkrankung zu ringen. Sie umschifften das Cap Horn, berührten Montevideo und Gibraltar und am 5. Juni 1825 legte ihr Schiff im Hafen zu Genua an.

Einen Monat später trafen sie in Rom ein.

Von seiner großen Missionsreise heimkehrend wurde Mastai zum Director der Administrationsbehörde des großen Hospizes von San Michele in Trastevere an der Riva grande ernannt. San Michele ist ein Etablissement von ungeheurer Ausdehnung; es ist die älteste Gewerbschule, welche man kennt, mit Ateliers für alle möglichen Handwerke versehen, außerdem Armenhaus, Zufluchtsort für Gefallene, Hospital u. s. w. — kurz, eine kleine Welt für sich.

Mastai übte hier dieselbe Thätigkeit, welche er in Tata Giovanni entwickelte, in vergrößertem Maßstabe. Er that zuerst den Verschwendungen und Veruntreuungen, welche die finanziellen Hülfsquellen der Anstalt zerrüttet hatten, energisch Einhalt, und dann führte er die Bestimmung ein, daß den jungen, in San Michele erzogenen, Handwerkern die Hälfte des Ertrags ihrer Arbeit gutgeschrieben, verzinst und bei ihrer Entlassung aus der Anstalt ausgezahlt werde. Früher hatte man sie mit einem Geschenk von dreißig Piastern gehen heißen: jetzt erhielten sie eine Summe, welche den Fleißigen die ersten Bedingungen eines glücklichen Fortkommens reichlich gewährte.

Mastai wurde jedoch nach kurzer Zeit diesem Wirkungskreis entrissen. Seine Talente, sein Eifer und seine Energie zogen Leo's XII. Aufmerksamkeit auf sich und dieser erhob ihn zum Erzbischof von Spoleto — es war im Jahr 1827. In Spoleto fand er ganz dieselben Verhältnisse, mit welchen er in Tata Giovanni, in San Michele zu kämpfen gehabt hatte; anfangs abwartend, die Verhältnisse studirend, dann mit durchgreifender und nachhaltiger Kraft auftretend, gelang es ihm auch in Spoleto Ordnung und Disciplin zurückzuführen und zahllose Mißbräuche zu ersticken.

Die Revolution von 1830 hatte wie bekannt eine fast allgemeine Insurrection im Kirchenstaat zur Folge. Nur Mastai's Diöcese blieb ruhig: mahnend, versöhnend, doch auch ernst und fest seinen Untergebenen gegenüber, verhinderte Mastai jeden Ausbruch. Aber ein Corps der Insurgenten, das sich vor den Oesterreichern flüchtete, warf sich nach Spoleto: es waren fünftausend Mann. Unterdeß rückten die Oesterreicher immer näher heran — Spoleto zitterte, — da forderte der Erzbischof sie auf, ihren Marsch einzustellen und ließ ihrem Anführer sagen, er bedürfe niemanden, er werde die Insurgenten selbst entwaffnen. Die Oesterreicher machten Halt. Mastai aber trat in Spoleto mitten unter die Insurgenten, er zeigte ihnen die Fruchtlosigkeit ihrer Anstrengung, die Gefahr, welche sie über Spoleto brächten, wenn sie bei dem Entschlusse, sich zu schlagen, beharreten, und endlich die unvermeidliche mißliche Lage, in welche sie ihn selber stürzten, seine Worte wirkten mit magischer Gewalt; die ganze Schaar ergab sich ihm und legte ihre Waffen zu seinen Füßen nieder.

In Spoleto war es auch, wo Mastai die ihm vorgelegte Liste der Verschworenen ins Feuer warf. Daß ein solches Betragen in Rom übel vermerkt worden, ist natürlich. Gregor XVI. ließ ihn zu sich berufen, um Rechenschaft für sein Benehmen zu verlangen. Es scheint, daß seine Rechtfertigung eine vollständige war: denn Gregor XVI. gab ihm kurz darauf die reichere und größere Diöcese von Imola, die mitten in den damals tief aufgeregten Legationen der Romagna lag.

Es war im Jahre 1825 als Mastai seinen Einzug in seine neue Bischofsstadt hielt. Auch hier bot sich ihm Gelegenheit in Hülle und Fülle, als Seelenhirt und als Beamter zu wirken; er entwikelte zugleich auch hier, wie überall wo er gewesen einen Wohlthätigkeitstrieb in großartigem Maßstab; besonders richtete er seine Aufmerksamkeit auf Erziehung und Pflege der Jugend — so ließ er jährlich zwischen vierzig und sechzig arme Kinder kleiden. Auch lag es ihm am Herzen, politischen Partheihaß zu versöhnen. Er öffnete seine Gesellschaftszimmer Menschen von allen Meinungen, besonders aber den Unzufriedenen. Kein Wunder, daß der aufgeklärte Bischof von Imola in den Augen einer gewissen Partei nach und nach einen starken Schimmer von Mißliebigkeit annahm. Dem Gonfaloniere war er vor allen ein Dorn im Auge. Mastai suchte ihn zu versöhnen. Der Gonfaloniere erwartete die Niederkunft seiner Frau.

Haben Sie schon an einen Pathen gedacht, Graf...? fragte Mastai ihn eines Tages.

Nein, noch nicht.

So will ich Ihnen einen vorschlagen. Nehmen Sie mich dazu.

Sie!? Einen Liberalen! Nimmermehr rief der Gonfaloniere aus, und im Schrecken über den Antrag vergaß er den Anstand so sehr, daß er Mastai den Rücken kehrte und ihn stehen ließ.

Ganz kurze Zeit darauf wurde Mastai zum Papst erwählt. Wenige Tage nachher erhielt der Gonfaloniere von Imola ein Billet von seiner Hand, das nichts als die Worte enthielt:

Sie haben den Bischof von Imola als Gevatter verschmäht; werden Sie den Bischof von Rom dazu annehmen?

Der Gonfaloniere war nach wenig Tagen in Rom, um tief gerührt seinem neuen Herrscher den Pantoffel zu küssen.

In den Ruf eines „Liberalen" hatte Mastai auch seine Theilnahme für politische Gefangene gebracht. Er litt darunter, sie in denselben Gefängnissen mit Spitzbuben und Verbrechern eingekerkert zu sehen, und oft gelang es ihm, die Erlaubniß zu erwirken, sie in ein Kloster aufzunehmen und dort beaufsichtigen zu lassen.

Mastai war im Kloster Piratello, wo er seinen Clerus um sich versammelt hatte, um belehrend auf ihn zu wirken — alle zwei Jahre pflegte er solche Zusammenkünfte zu halten — als die Nachricht vom Tode Gregor's XVI. nach Imola kam. Baladelli, Mastai's Majordomus, eilte mit der Depesche zum Kloster. Eine seltsame Ahnung hatte ihn erfaßt und wuchs während des Weges so, daß er am ganzen Leibe zitterte, als er endlich vor dem Erzbischof stand. Dieser war allein, in seinem Oratorium knieend. Er machte Baladelli ein Zeichen zu warten. Als er sein Gebet geendet hatte, erhob er sich, nahm die Depesche und las sie. Der Inhalt konnte ihn jedoch, so ergreifend er für ihn sein mochte, Baladelli's Wesen nicht übersehen lassen. Der Majordomus hatte Thränen in den Augen und war wie in Extase.

Ach — ich fühle, daß Imola Sie nicht wiedersehen wird!

Mastai mußte lachen über die Profezeiung seines Dieners, dessen Seher-gabe ihm nie großen Respect eingeflößt.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

Die Verheerungen der Donau.

Wenn die Kuh aus dem Stalle ist, sagt ein volksthümliches Sprichwort, dann macht d. r Bauer die Thür' zu. Nachdem die Fluten der Donau heuer wieder so viel Unheil gestiftet, wird wieder von der Regelung des Flußes gesprochen; man denkt an zweckmäßige Signalmittel in den Tagen der Gefahr, ja — man sinnt wieder auf die Möglichkeit, bei stattfindender Ueberschwemmung mindestens die Briefversendung nicht unterbrochen zu sehen u. s. w.

Dem Ansammeln der Eisschollen an den Uferniedrigungen der Donau, mithin auch einer jeden Ueberfluthung bei dieser Gelegenheit würde durch Anbringen von festen Dämmen und Schleußen vorgebeugt. — Die Eisschollen thürmen sich gewöhnlich dort auf, wo das Wasser seichter, mithin die Strömung und die durch sie erzeugte Treibkraft schwächer ist; diesem würde nun durch das Oeffnen der angebrachten Schleußen abgeholfen, wodurch die Flut in den Uferniedrigungen steigen müßte: wenn dem Eise die Anhaltpunkte genommen sind, so kann es sich nicht sammeln und der Eisgang wird auch nicht gehemmt werden.

Bei einer durch Dämme und Schleußen vorgenommenen Regulirung der Donau könnten zugleich sichere Häfen für Schiffe errichtet werden, die bei allenfallsigen Ueberschwemmungen abgesperrt werden könnten.

Um die Zerstörungen der Brückenköpfe und Schleußen zu verhindern, würden einfache Vorrichtungen genügen. Schreiber dieser Zeilen hat, ausgerüstet mit theoretischen Kenntnißen, durch seine vieljährigen Erfahrungen an der Donau, Weichsel, Wolga, Garonne, Seine, Rhone, an dem Dnister, Dnieper, Don, Euphrat, Tigris, Ganges, Ebro auch eine hinlängliche Praxis erworben. Er hat namentlich den weltberühmten Wasserbauten in den Niederlanden die größte Aufmerksamkeit geschenkt, er hat die dortigen Dammnetze, ihre Wirksamkeit bei Ebbe und Flut beobachtet und glaubt in diesem Fache seinem Vaterlande von besonderm Nutzen sein zu können.

Um eintretende Wassergefahr bei Wolkenbrüchen, Eisgang u. s. w. anzuzeigen, könnten längst der Donauufer, von Passau angefangen, Signale gegeben werden. — Zu diesem Behufe empfiehlt der Unterzeichnete die einfachen, von ihm erfundenen Telegraphen- oder Signalmaschinen. Die Maschine wird durch eine einfache Rolle bis auf 15 Klafter in die Höhe gebracht, signalisirt am Tage durch Fahnen, des Nachts durch farbige Laternen. Sie ist beweglich und liefert durch 4 Farben 64 und durch 8 Ziffern 256 Zeichen ohne alle Irrung. Daß dergleichen Signale auch für die Dampfschiffahrt von vielseitigem Nutzen sein würden, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Die Signalmaschinen in gewisse Entfernungen aufgestellt, könnten so eingetheilt werden, daß an jedem Landungsplatze eine zu stehen kommt. —

Damit bei Ueberschwemmungen der Postenlauf auf keine Weise gehemmt wird, hat der Gefertigte dem hohen Ministerium eine Seilhängebrücke vorgeschlagen. Zwei Gerüste, an jedem Ufer eines, sind durch ein Seil verbunden, welches durch eine Winde gespannt wird. An diesem Seile wird ein Karren, drei Zentner schwer, von einem Ufer zum andern gezogen. Die Vorrichtung müßte unvorhergesehener Fälle wegen immer aufgestellt bleiben. Wenn man bedenkt, welche Störung oft in der politischen und merkantilischen Welt eine gehemmte Postverbindung hervorbringt, so wird man die verhältnißmäßig geringen Kosten einer solchen Vorrichtung gewiß nicht in Anschlag bringen.

F. X. Sindler, Mechanikus.

Wiener-Signale.

Wie Metternich von Brighton aus den österreichischen Kaiserstaat regiert, darauf wurde man in England zuerst dadurch aufmerksam, daß der Fürst in einer Eingabe an das Londoner General-Postamt bat, ihm die Samstags ankommenden Briefe noch desselben Tages zu übermachen, da, wie bekannt, Sonntags keine Briefe in England ausgegeben werden, und da er die Post von zwei Tagen nicht an Einem bewältigen könne. Bei einiger Aufmerksamkeit fand man nun, daß ein regelmäßiger Depeschenlauf zwischen Olmütz und Brighton Statt findet.

(Köln. Zeit.)

Nachstehenden Aufsatz entlehnen wir dem in Wien erschienenen „Central-Organ für Handel, Politik rc." der uns ganz aus der Seele gesprochen ist und allgemeine Beherzigung verdient; wie selbst deuteten schon mehrmals an, daß es höchst tadelnswerth von einem Theile der Journalistik sei, immer und stets nur gegen den Reichstag aufzustacheln. — Der angedeutete Aufsatz lautet: Wir berühren ungern eine Seite unseres öffentlichen Lebens, welche wahrlich nicht zu seinen glänzendsten, nicht zu seinen vortheilhaftesten gehört. Wir begeben uns ungern in eine Gesellschaft, wo wir im Vorhinein wissen, daß wir keine befreundete Seele, kein sympathisch verwandtes Gefühl finden. Wir müssen jene Stimmung eines Theiles der Bevölkerung Wiens berühren, welche sich in einer gewissen Presse so überwiegend ausspricht. — Mehr als einmal haben wir schon darauf hingewiesen, daß jene Schmähungen des Reichstages, von denen einige Blätter überfließen, nicht anders als demoralisirend wirken können; denn man nehme dem Volke das Vertrauen, was will man ihm dafür bieten? Vertrauen ist das einzige Band, welches zwei, wenn man auch noch so divergirende Meinungen zusammenhalten, und verknüpfen kann, erlischt dieses, wo ist dann der Anknüpfungspunkt! Ich will es nicht in Abrede stellen, daß man weder mit allen Beschlüßen des Reichstages noch mit dem Charakter einiger Deputirten ganz einverstanden sein mag. Was aber Letzteres betrifft, so sollte man eigentlich, so schwer es auch ist, so viele moralische Ueberwindung es auch kosten mag, sich doch auf jenen höheren Standpunkt zu stellen suchen, wo man die Person von der Sache, den öffentlichen von dem Privatcharakter trennt. Jene Menschen, welche uns so oft auf das konstitutionelle Wesen und Leben Englands und Frankreichs hinweisen, die politische Bildung jener Länder uns immer als Muster voranstellen, sie vergessen es selbst, daß man dort streng die Person von dem Prinzipe scheidet, und nur in infamirenden Fällen das Verdammungsurtheil spricht. Wir sind überzeugt, weder Frankreich noch England werde solche Schmähungen seiner Vertreter dulden, wie sie in gewissen Blättern bei uns gang und gäbe geworden sind, Schmähungen, die unter dem Scheine, die politische Wirksamkeit zu verdammen, nur die Privatperson, ja in einigen Fällen sogar nur die Konfession der Abgeordneten angreifen! Wir haben durch die ganze Zeit, als diese Angriffe bereits dauern, sie immer wenn auch für nicht sehr ehrenhaft, so doch für unschädlich gehalten. Nun hören wir aber, daß dieser Staat im Aufgehen begriffen ist, daß die ewigen, unerschütterlichen Denunziationen eines ehemaligen Theaterblattes und eines sogenannten Volksblattes ihre Früchte tragen, wir erfahren, daß man von der Kammer die Bewilligung zur Verfolgung eines Abgeordneten verlangen will. In dem Augenblick, als wir dieses schreiben, ist vielleicht der Antrag schon geschehen, hat die Kammer bereits ihren Beschluß gefaßt. Wir erwarten, daß sie ihrer Würde eingedenk sein wird. Sie darf sich nicht selbst als Gerichtshof konstituiren, sie darf nicht den leisesten Schritt wagen, der einem Eingriffe in die Exekutivgewalt ähnlich sieht, aber sie wird auch nicht vergessen, daß ihr das Recht zusteht, zu entscheiden, ob die Gründe und Vorlagen wichtig und beweiskräftig genug sind, um darauf eine Anklage basiren zu können. Möge sie an Manuel, an Fox, an List denken. Mögen aber auch Jene, welche die Anklage einleiten, es überlegen, wie wichtig, wie folgenreich dieser Schritt werden könne. Die Kammer kann fordern, daß öffentliches und mündliches Verfahren stattfinde, denn die Kammer ist moralisch eine Person, und ob schuldig oder unschuldig ausgesprochen wird, in jedem Falle ist sie dem Volke, aus dessen Wahl sie hervorgegangen, Offenheit schuldig.

Ein geistreicher Schriftsteller hat einst die Zeitung mit Postwägen verglichen die an gewissen Tagen abgehen müssen, sie mögen mit Passagieren gefüllt sein oder nicht; aber auf die amerikanischen Zeitungen, die seit lange als unermüdliche Erfinderinnen von Neuigkeiten bekannt sind, paßt Börne's Gleichniß nicht. So erzählen New-Yorker Blätter ihren Lesern, daß Carl, der Direktor des Theaters gleichen Namens in Wien und der bekannte Komiker Nestroy unter die durch standrechtliches Urtheil dem Tode Verfallenen gehören. Auch der ehemalige Ministerialrath Fischhof wird von ihnen als hingerichtet angegeben.

Es soll als Vorschrift bei dem neu einzuführenden öffentlichen Strafverfahren gelten, daß sich die Beschuldigten zu ihrer öffentlichen Vertheidigung nur Advokaten wählen dürfen. Wir mißbilligen diese Vorschrift im vorhinein, und glauben nicht daß das Ministerium einem so die Freiheit unnöthig beschränkenden, die Wohlthat des öffentlichen Gerichtsverfahrens wesentlich vermindernden Gesetze seine Zustimmung geben wird. — Wir erinnern uns hier unwillkührlich an die mißlungenen Debuts von Advokaten beim Preßgerichte; und können uns nicht enthalten, entschieden darauf hinzudeuten, daß es bei einer öffentlichen Vertheidigung, bei dem Spruche: „Schuldig," „Nicht schuldig" viel weniger auf juridische Floskeln, als auf innere Ueberzeugung ankommt. —

Die Untersuchungen und Verhaftungen währen noch fort. — Die Denunciationen sind übrigens doch schon in der Abnahme.

Es wurde hier unter der niederen Klasse des Volkes das Gerücht verbreitet, daß alle Adeligen gesonnen sind, aus Oesterreich auszuwandern, wenn der Adel wirklich aufgehoben würde. — Die Verständigen wollen solchem Unsinn keinen Glauben schenken.

Man erzählt sich, daß ein Seressanerkorps in Wien für längere Zeit bleiben soll. Offiziell ist darüber nichts bekannt. —

Man erstaunt hier sehr, daß für den Wahlbezirk Wieden, in welchem der Minister Bach als Reichstagsdeputirter gewählt wurde, noch keine Wiederwahl angeordnet wurde: da doch Herr Bach auch erst nach der Deputirtenwahl zum Minister ernannt wurde. —

Nächstens kommt im Josefstädtertheater ein Stück von dem bekannten Herrn Schikh zur Aufführung. — Es trägt den Titel: „der Reichstag im Olymp;" und soll zur öfteren Abwechselung auch die Schritte und das Wirken der Linken mit scharfem Spott angreifen. —

Von dem geflüchteten Redakteur des Studentenkouriers Oskar Falke ist in Weimar eine Schilderung der Oktoberereignisse erschienen.

Der Rekurs des Predigers der deutsch-katholischen Gemeinde, welche in Gratz besteht, soll bereits abgewiesen worden sein. —

J. Tuvora, der Bruder des bekannten Publicisten Tuvora gibt eine „litografirte Tagesgeschichte," d. i. eine litografirte Zeitschrift heraus, die täglich in kurzen Umrissen das Neueste bringen will. —

Ein Priester der Seckauer Diözese ist von seinem Vorstande wegen eines im „Herold," dem bekannten konservativen Gratzerjournale veröffentlichten Artikels von seinem Amte suspendirt worden.

Die Nachrichten aus Ungarn bringen nichts wesentlich Neues. So sehr das Interesse für dieses Land in letzterer Zeit in Wien gespannt war, so läßt es jetzt ganz nach, und man wird bald nicht mehr von den Magyaren, die man moralisch und physisch vernichtet hält, sprechen. —

Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß dieser Tage der kaiserliche Adler am Versatzamte weggerissen wurde. Wir haben nie Einen dort bemerkt. Auch dürfte diese Sage, da offiziell nichts mitgetheilt wurde, ganz jeder Wahrheit entbehren. —

Provinz-Signale.

Prag. Die narodj nowiny eifern gewaltig gegen eine Ministerialverordnung, nach welcher den Deutschen in der serbischen Wojwodschaft der Gebrauch ihrer Sprache in ämtlichen Beziehungen aufrecht erhalten wird. Hr. Hawliczek kann nicht begreifen, wie man gegen bloße Colonisten (i. e. Schwaben) so viel Rücksicht beobachten konnte! Man sieht, Hr. Hawliczek hat sich trotz des Motto's seines Blattes „wirkliche Gleichberechtigung" schon in ein slawisches Oestreich hineingedacht.

Gratz. Man spricht hier allgemein, das hiesige Konsistorium soll über den hier domizilirenden freisinnigen und allgemein geachteten Pfarrer Herrn Peter Baldauf die Strafe der Enthebung von allen priesterlichen Funktionen in den Diözesen Seckau und Leoben verhängt haben, weil er es wagte, einige freisinnige Zeitungsartikel zu schreiben. Also immer noch das alte Zopfwesen?

Aus der Zeit.

München. Das Ministerium hat eine von der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde gegen den Stadtpfarrer der Ludwigskirche erhobene Beschwerde, daß letzterer bei einem Austrittszeugnisse den Ausdruck: sogenannte deutsch-katholische Gemeinde gebracht habe, entschieden: „daß dieser Religionsgesellschaft die Führung des Namens: „Deutsch-Katholiken" unbedingt zustehe, und ihr derselbe weder von einer weltlichen noch geistlichen Behörde des Königreichs verweigert werden dürfe."

Das Jahrhundert ist an einer schwindelnden Höhe der Sittlichkeit angekommen: In Berlin hat am Neujahrs-Abend eine Mutter ihre Tochter, eine fleißige aber dürftige Putzmacherin um 15 Thlr. bestohlen. In der Wohnung der Mutter fanden sich vier bereits bestrafte Verbrecherinnen vor.

Das ruhige Holland ist am 29. Dez. heimgesucht worden von einem — Erdbeben, das man namentlich in Herzogenbusch sehr stark spürte. In Boestenbosch war es so heftig, daß Schornsteine einfielen und Teller und Tassen vom Gesims herabstürzten. In Renheim dauerte die Erschütterung vier Stunden.

In Dudley ward dieser Tage ein Kerl verhaftet, welcher in Gemeinschaft mit einem noch nicht festgenommenen Genossen einem Wundarzte lebende oder todte Körper zu liefern sich erbot. Als der Wundarzt näher nachfragte, erklärte der Kerl, daß die Person, welche er für 6 Pfd. zu liefern bereit sei, noch lebe, daß er sie aber durch einen Trank abfertigen werde, wenn der Wundarzt bloß eine Leiche gebrauchen könne.

Paris. Die Orleanisten wollen abwarten, bis der Präsident sich abgenutzt hat; keine große Aufgabe für ihre Geduld! Er thut alles Mögliche dazu, selbst durch seine persönliche Aufführung. Er kommt nach Hause zurück zu einer Stunde, wo es ihm höchstens erlaubt wäre auszugehen. Neulich in der Oper, wo er die frühere königliche Loge einnahm, hatte er eine Correspondenz durch Zeichen mit einer in einer anderen Loge sitzenden sehr wenig respektablen Dame angeknüpft. Die Directrice eines Hauses, wo man sehr hoch spielt, rühmte sich vor einigen Tagen sehr laut, am Abend vorher durch den Besuch des Präsidenten beehrt zu sein. Es wäre freilich nicht der Mühe werth, Derartiges zu erwähnen, wenn nur andere Eigenschaften diese Schwächen aufwögen.

Konversations-Saal.

Ein Riesengemälde.

In London in der „Egyptian-Hall" ist jetzt ein „Panorama des Mississippi" zu sehen, welches fünf englische — also beinahe drei Viertel deutsche Meilen lang und mithin wohl das größte Gemälde ist, was bisher die Welt erblickt. Der Maler, John Banvard, ist ein amerikanischer Handwerker, der über die Art, wie er zu dem Gedanken dieses kolossalen Bildes gekommen und wie er denselben ausgeführt, in einem kleinen Buche recht ergötzlich berichtet. Nach diesem Berichte fuhr er vor einigen Jahren den großen Strom im Westen hinab, und als er Jemand bei der Gelegenheit sagen hörte, wie Amerika die herrlichsten Landschaften besitze, aber keinen Künstler, sie zu malen, so faßte er endlich den Entschluß, dieser Maler zu werden. — Und er hat ihn, diesen Entschluß, nach seiner Art ausgeführt, und zwar durch selbsterworbne Fertigkeit und ohne Hilfe Anderer, ganz aus eignen Mitteln. Als Handelsmann sich seinen Unterhalt verschaffend, beschiffte er den Mississippi von seiner Mündung bis dahin, wo er aufhört, schiffbar zu sein, und entwarf während eines Zeitraums von 400 Tagen die nöthigen Zeichnungen. In einem Kahne schwamm er den oft zwei Meilen breiten, und mehr als dreitausend Meilen langen Strome hinüber und herüber, ruderte sich die Hände voll Schwielen, ließ sich von der Sonne die Haut „zu Juchten gerben" und hielt an den zur Aufnahme geeigneten Stellen an. Ging dann die Sonne unter, so suchte er eine einsame sandige Bucht auf, zog den Nachen ans Land, hing die Flinte um und ging auf die Jagd. Mit dem erlegten Wilde, daß er sich an einem angezündeten Feuer briet, sättigte er sich, nach Befinden aß er wohl auch einen Zwieback dazu, trank das Wasser des Flusses und schlief, in eine Wollendecke gewickelt, den Kopf auf seine Mappe gelegt, die Füße in den Sand vergraben, unter dem umgestülpten Kahne ruhig bis zum Morgen, wo er sein beschwerliches Werk fortsetzte. Als er mit Zeichnen fertig war, verkaufte er den Kahn, kaufte sich bei Louisville eine Hütte und malte hier sein ungeheures Bild, welches ein echtamerikanisches Produkt auch schon darum genannt werden muß, weil zu der Leinwand desselben die Fabriksmädchen von Lowell das Garn gesponnen haben. Im Congresse aber hat Calhoun, der bekannte Präsident des Senats, unterstützt von Bradbury, dem Sprecher des Repräsentantenhauses, darauf angetragen, „die Versammlung möge ihre hohe Bewunderung vor der Kühnheit und Eigenthümlichkeit des Gedankens, sowie vor der unermüdlichen Ausdauer des jungen und talentvollen Künstlers aussprechen," welchem Antrage einstimmig Folge gegeben wurde.

Die älteste Spur der schwarzrothgoldenen Tricolore, verliert sich, wie es scheint, nicht in den Zeiten des römisch-deutschen Kaiserthums, sondern läßt sich bis in die Sagenwelt des germanischen Alterthums verfolgen, dessen Götter- und Heldensagen uns in der Edda Sigmunds des Weisen vorliegen. In dieser Sammlung altnordischer Mythen — als Ganzes entstanden in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts n. Chr., und zwar in Island, dem letzten Zufluchtsort scandinavischer Religion und Sitte — heißt es in der Weissagung der Wala vom Untergange der Asen, daß derselbe sich unter anderem dadurch ankündigen werde, daß drei Hähne krähen: einer mit goldenem Kamme, in Walhalla bei Odin, dem Vater der Götter; ein rother dann, unter der Erde, in den Sälen Hels, der Todesgöttin; endlich ein schwarzer im Lande der Riesen. Welche Bedeutung diese sicher nicht durch die Willkür dichterischer Phantasie, sondern symbolisch gewählten Farben haben, möchte schwer zu entscheiden sein; ebenso schwierig, und überhaupt nicht hierher gehörig, in welchen Zusammenhängen sich die Dreizahl derselben bis auf die jetzige Zeit fortgepflanzt. Hier genüge es daher, auf das Factum aufmerksam gemacht zu haben, womit wir noch die Bemerkung verbinden, daß es uns als eine schöne Aufgabe für Dichter erscheint, diese Notiz weiter auszuspinnen. Diejenigen aber, welche unsre Hypothese von vorn herein unbegründet finden, weisen wir auf die Untersuchungen Grimms hin, welcher in seiner Schrift über deutsche Runen (Seite 160) sagt: „es hat ohne Zweifel eine viel innigere Verbindung zwischen Deutschland und dem Norden bestanden, als diejenige ist, welche im Allgemeinen aus der nahen Verwandtschaft beider Völker folgt."

Amüsantes.

Eine Zeitung erzählte jüngst von einem alten General, der mit dem dritten und vierten Fall auf einem sehr gespannten Fuße lebte. Auf einer Ausstellung fragte er einen Künstler, der ihn herumführte: „Von wem ist das Bild da?" — „„Von mir, Excellenz!"" versetzte der Künstler. — „Ha van Mir! Das ist der bekannte Niederländer, nicht? lautet die neue Frage. — „„Excellenz verzeihen,"" stammelte der verwirrte Künstler, der Mittel suchte, sich dem alten Haudegen als den Maler des Bildes erkenntlich zu machen, „„verzeihen Excellenz! Es — ist — von — mich."" — „Ah — so, von Sie! das freut mir!" —

Die Wiener-Zeitschrift erscheint wöchentlich 5 Mal vom Dienstag bis Samstag — in vergrößertem Format und bei bedeutender Preisermäßigung nämlich: statt bisher für Wien mit Kupf. ganzj. 24 fl. um 14 fl. CM. halbj. 7 fl., viertelj. 3 fl. 40 kr. CM. Ohne Kupf. (nur für den hies. Platz:) ganzj. 10 fl. halbj. 5 fl., viertelj. 2 fl. 40 kr. CM. Für Auswärtige mit freier Postzusendung ganzj. statt 26 fl. 48 kr. nur 16 fl. 48 kr. halbj. 8 fl. 24 kr., viertelj. 4 fl. 30 kr. CM. Für das Ausland besorgt die Versendung die Buchhandlung Gerold & Sohn für den jährl. Preis von nur 11 Thaler 12 Groschen. sächsisch.

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Dienstag den 13. Februar 1849. № 30. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Pio Nono.

Von Levin Schücking.

(Schluß.)

Thut Gott ein Wunder, antwortete er scherzend, so kann er auch zwei thun — er wird Baladelli bewegen, seine Vaterstadt Imola zu verlassen, und mit Weib und Kind nach Rom zu ziehen. —

Die Wahl fiel auf Mastai, weil man von der Fortführung des bisherigen Systems, wie es die Wahl Lambruschini's in Aussicht gestellt hätte, die Revolution erwarten mußte, weil man unter die derbe Capuzinermanier Micara's, des zweiten Candidaten, sich nicht zu beugen Lust haben mochte und weil man Gizzi, den Candidaten, dem das römische Volk den Vorzug gab, vielleicht eben deshalb nicht wollte. An Mastai mochte anfangs niemand denken: als aber sein Name einmal genannt war, da hatte er auch gesiegt, denn niemand wußte etwas gegen ihn einzuwenden. Er hatte eben die wenigsten Feinde: das mochte den Ausschlag geben.

Mastai fragte z. B. den Cardinal Pignatelli, der ihn nicht kannte, weshalb er ihm seine Stimme gegeben?

Pignatelli gestand ihm, daß er keinen besondern Grund dazu gehabt; aber unbekannt mit den Personen und Verhältnissen am Hofe zu Rom habe er sich an Ventura um dessen Rath gewendet, und Ventura habe ihm Mastai genannt.

Der Papst ließ nun den Ventura zu sich kommen, und von diesem ersten Zusammentreffen an bildete sich zwischen den beiden Männern ein Verhältniß, das vom größten Einfluß auf die neue Regierungsthätigkeit Pius IX. wurde. Schon früher hatte er Graziosi, seinen und Ventura's Lehrer in der Prälatenschule, der Academia ecclesiastica, den edlen und hochherzigen, aber in stiller Verborgenheit lebenden Mann, zu sich berufen; eine bessere Camarilla ließ sich in den Quirinal gar nicht wünschen!

Das Bild Graziosi's, der nur zu frühe starb, hat Ventura in seiner Leichenrede auf ihn gezeichnet. Die Silhouette Ventura's, die ich oben entwarf, hätte ich gern durch einige biographische Notizen vervollständigt. Aber es ist leider nicht möglich, sich genau über das Leben der hervortretendsten Geister der Gegenwart Italiens zu unterrichten; es gibt einmal keine Encielopädien, keine Sammelwerke dort, wie wir sie in Hülle und Fülle besitzen. (Eine Art Conversationslexikon hat der thätige Verleger Pomba in Turin schon lange verheißen, aber mir ist nichts davon zu Gesicht gekommen.) Und doch wäre es so interessant, der Entwickelung eines solchen Geistes wie Ventura, seinen innern Kämpfen, seinem geheimen Ringen mit der Verfolgungssucht des Obscurantismus, mit den Intriguen der Diplomatie zu folgen. Denn sowohl jene als diese wütheten gegen ihn und brachten Gregor XVI. dahin, ihn seiner Stelle als Lehrer der Sapienza zu entsetzen.

Eine hübsche Anekdote von ihm verdient es, aufgezeichnet zu werden. Ventura reiste einst in seine Heimat Sicilien. Neben ihm im Postwagen befand sich nur noch ein Franzose, der ein außerordentliches anmaßendes Wesen zeigte. Ventura nimmt sein Brevier: aber das Benehmen des Reisegefährten ruft einen Wortwechsel hervor, in welchem der letztere mit Pariser Suffisance ausruft: Ich bin Franzose, mein Herr —

Franzose? unterbricht ihn Ventura und schleudert einen verachtenden Blick unter seinen buschigen Brauen hervor: — Und ich bin Sicilianer und will meine Vesper beten!

Ich will hier diese Angaben über die Lebensschicksale Pio Nono's abbrechen. Was er gethan, erlebt und erlitten von dem Tage an, als man die dreifache Krone auf sein Haupt gesetzt, gehört der Geschichte an. Wer ein Bild seiner Stellung in den ersten Monaten seines Wirkens zu haben wünscht, dem ist eine kleine Reihe von trefflich schildernden Artikeln zu empfehlen, welche die allgemeine Zeitung unter dem Titel: Rom und Pius IX. im Juli und August 1847 brachte, und die aus der Feder Dr. E. Brauns herrühren. Weniger scharf und correct, wenn auch reichhaltig genug, ist das französische Werk von F. Clavé.

Was die Persönlichkeit des Papstes angeht, so gibt das Porträt nach der Zeichnung Overbecks sie wol am besten wieder. Seine Gestalt ist mittler Größe, gedrungen und fest; sein Gang langsam, harmonisch und stet, ohne alles Wankende; der Kopf groß, der Ausdruck der Züge auffallend durch die außerordentliche Heiligkeit und Offenheit: es ist, als ob ewig heller Sonnenschein über der Seele liege, deren Spiegel dieses edle Menschenantlitz ist. Die Augen sind blau, aber das Haar ist dunkel und mit Grau gemengt.

Der „außerordentlichen Kennzeichen" hat Pio Nono sehr viele, nicht allein ein nervöses Vibriren der Oberlippe, das aber nichts Krampfhaftes, Entstellendes hat, dann eine Spalte in der Unterlippe und einen Einschnitt im rechten Ohre; sondern die ganze rechte Seite seines Körpers ist schwächer als die linke, der Kopf ist nach rechts gebeugt, das rechte Auge stärker durch das Lid verschleiert, die rechte Wange weniger voll.

Sein Leben ist eben so einfach wie die Eintheilung der Stunden regelmäßig. Um halb sieben Uhr erhebt er sich und liest eine Messe in seinem Oratorium. Es ist dies immer ein Augenblick einer tiefen und außergewöhnlichen inneren Seelenarbeit in ihm, die ihren Reflex auf die Stimmung des ganzen ihr folgenden Tages wirft. Dann folgt ein stilles inneres Sinnen über die Aufgaben des Tages, über die Weise, wie der ungeheuren Pflicht zu genügen, welche dieser Mann auf seinen Schultern ruhen fühlt. Diese stillen Vorbereitungsstunden zur Tagesarbeit schließt er, indem er eine zweite Messe anhört. Dann um halb neun wird das Frühstück aus Mezzolata (halb Chocolade, halb Kaffee, wie man es in Italien liebt) eingenommen, und der Maëstro di Camera und die Camerieri segreti erscheinen, um die Befehle für den Tag entgegenzunehmen. Darauf beginnen die Audienzen und der Hof des Quirinal füllt sich mit Carossen. Die Minister, Gesandten, die Fremden und Bittsteller, welche eine besondere Audienz gewünscht, werden vorgelassen.

Sie werden durch eine Reihe Säle geführt, vor deren erstem zwei Schweizer die Wache haben. Im ersten Saal halten sich die Lakeien (familieri) in langen rothdamastnen Westen auf; der zweite Salon ist für die dienstthuende Nobelgarde; in den folgenden befinden sich Bussolanten

und die geheimen Kämmerer, die den Dienst haben. Die Säle selbst sind weit, schön, alle Verhältnisse grandios und in hohem Grade imposant: aber der ungeheure Palast macht im Ganzen den Eindruck der Verlassenheit und das bescheidene Hoflager Pius IX. ist weit entfernt, ihm den Charakter wohnlicher Belebtheit zu geben. Das Arbeitszimmer des Papstes ist mit der allergrößten Einfachheit möblirt.

Um drei Uhr ist die Zeit der Audienzen und der Morgenarbeiten zu Ende. Der Papst begibt sich in den Speisesaal zu seinem Diner, das zwanzig Minuten dauert und täglich nur mit einem Scudo (1 Thlr. 14 Sgr.) in Rechnung gebracht werden darf. Der Papst hat bekanntlich das traurige Vorrecht, immer allein zu speisen — der fromme Pius muß so büßen für die schwelgerischen Gastereien seines Vorgängers Leo X.! Dem Male folgen Sieste und Spazierfahrt — dann immer wieder Arbeitsstunden von sechs Uhr bis halb elf. Um halb elf ist die Zeit der Ruhe und Baladelli's, des ehrlichen Majordomo's von Imola, gekommen. Baladelli muß nämlich seinen Herrn in den Schlaf plaudern, indem er ihn von den Angelegenheiten des Hauswesens unterhält oder ihm die Tagesanekdoten und die Vorfälle in der Stadt vorplaudert. Außer diesem ehrlichen Baladelli, der das Hauswesen des Papstes überwacht und alle „parquerie" aus den Tagen Gregors mit Stumpf und Stiel daraus vertilgt hat, steht auch noch der Leibkutscher des Papstes in großer Gunst bei den Römern. Es ist ein drolliger Alter, das wahre Muster einer Kutscherphysiognomie. Und doch soll einst dieses wettergebräunte Doggengesicht einen Ausdruck genommen haben, welcher den Anwesenden Thränen der Rührung in die Augen getrieben. Der Wagen des Bischofs von Imola hielt nämlich vor dem Quirinal, als der erste Ruf: Mastai ist Papst geword,n! über den Platz von Monte Cavallo erscholl und den guten Kutscher in eine Aufregung versetzte, wie eben nur ein Italiener darein gerathen kann. Und als nun der neue Gewählte wirklich auf dem Balkon erschienen und die Hände zum Segen erhoben, da soll der edle rosselenkende Imolanese vor Freude in ein so unermeßliches Schluchzen und Weinen ausgebrochen sein, daß er sich kaum auf der purpurnen Höhe seines Ehrensitzes gehalten.

Feuilleton.

Merkwürdige Aehnlichkeit der Umstände bei dem Sturze Carl X. und Ludwig Philipp's.

1) Der Herzog von Berry, Sohn Carls X.,

2) heirathet eine ausländische Prinzessin (Sicilierin).

3) In dieser Ehe wird ein Sohn geboren, der Thronerbe ist, der Herzog von Bordeaux.

4) Sein Vater, der Herzog von Berry, stirbt durch Meuchelmord

5) den 13. Februar 1820.

6) In dem Jahre, das dem Sturze Carl's X. vorhergeht (1829) ist man einer Hungersnoth nahe; der Brodpreis steigt auf 1 Fr. 5 C. das vierpfündige Brod.

7) Die Kälte ist im Winter 1829—30 so groß, daß die Steine gefrieren.

8) Die retrograden Maaßregeln der Regierung veranlassen die wahren Royalisten, ihr die Krise vorzustellen, die sich allmälig bildet.

9) Dieser gute Rath wird verkannt.

10) In der Thronrede von 1830 heißt es: „Wenn schuldige Manoeuvres meiner Regierung Hindernisse in den Wege legen, die ich nicht vorhersehen kann und nicht vorhersehen will, so werde ich die Kraft und die Mittel des Staates dazu verwenden, diese Hindernisse zu beseitigen.

11) Diese herben Worte haben die Protestation von 221 Deputirten zu Folge.

12) Algier wird erobert und der Dei gefangen genommen.

13) Ordonanzen vom 25. Juli, welche die Preßfreiheit abschaffen.

14) Montag Abend geben diese Ordonanzen Veranlassung zu Zusammenrottungen, wobei die Journale laut vorgelesen und commentirt werden. Diese Zusammenrottungen sind die Vorläufer der Revolution, die andern Tages ausbricht.

15) Man empört sich gegen diese Ordonanzen, und die Regierung fällt in die Hände der Insurgenten.

16) Der Kampf dauert drei Tage, den 27., 28. und 29. Juli 1830.

17) Fängt Dinstag an und endet Donnerstag.

18) Die Gensd'armerie tritt zuerst in den Kampf und unterliegt.

19) Sie wird aufgelöst.

20) Carl X. wurde gestürzt, als er 74 Jahre alt war.

21) Dies geschah im Monat Februar, dem Sterbemonat des Herzogs von Berri.

22) Carl X. dankt zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, ab, der 10 Jahre alt war.

23) Man weist ihn zurück und antwortet: „Es ist zu spät!"

24) Man ernennt eine provisorische Regierung.

25) Die königliche Familie muß Frankreich verlassen.

26) Das sie in kleinen Tagereisen räumt, von Tausenden von königlichen Garden von drei Commissairen der provisorischen Regierung und von vielen Freunden und Dienern begleitet, die beim Abschiede Thränen vergießen.

27) Sie wählt England zum Exil.

28) Carl X. weint, als er den fremden Boden betritt.

1) Der Herzog v. Orleans, Sohn Ludwig Philipp's

2) heirathet eine ausländische Prinzessin (Mecklenburgerin).

3) In dieser Ehe wird ein Sohn geboren, der Thronerbe ist, der Graf von Paris.

4) Sein Vater, der Herzog von Orleans, stirbt eines gewaltsamen Todes

5) den 13. Juli 1842.

6) In dem Jahre, das dem Sturze Ludwig Philipp's vorhergeht, ist man einer Hungersnoth nahe; der Brodpreis steigt auf 1 Fr. 24 C. das vierpfündige Brod.

7) Die Kälte im Winter 1847—48 ist so groß, daß die Seine gefriert. Sie war seit 1830 nicht mehr zugefroren.

8) Die retrograden Maaßregeln der Regierung veranlassen die wahren Conservativen, ihr die Krisis vorzustellen, die sich allmälig bildet.

9) Dieser gute Rath wird verkannt.

10) In der Thronrede von 1847 heißt es: „Mitten in der Aufregung, welche durch feindliche und blinde Leidenschaften hervorgerufen wird, belebt und erhält mich die Ueberzeugung, daß wir in der constitutionellen Monarchie, in der Vereinigung der großen Mächte des Staats die sichern Mittel besitzen, alle diese Hindernisse zu übersteigen."

11) Diese herben Worte haben die Protestation von 108 Deputirten zur Folge, welche sich entschließen, dem Banket im 12. Arrondissement beizuwohnen.

12) Abd-el-Kader wird gefangen.

13) Ordonanz des Polizeipräfecten vom 21. Februar, welche das Banket verbietet.

14) Montag Abend gibt diese Ordonanz Veranlassung zu Zusammenrottungen, wobei die Jornale laut vorgelesen und commentirt werden. Diese Zusammenrottungen sind die Vorläufer der Revolution, die andern Tages ausbricht.

15) Man empört sich gegen diese Ordonanzen, und die Regierung fällt in die Hände der Insurgenten.

16) Der Kampf dauert drei Tage, den 22., 23. und 24. Februar 1848.

17) Fängt Dienstag an und endet Donnerstag.

18 Die Municipalgarde tritt zuerst in den Kampf und unterliegt.

19) Sie wird aufgelöst.

20) Ludwig Philipp wurde gestürzt als er 74 Jahre alt war.

21) Dies geschah im Monat Juni, dem Sterbemonat des Herzogs von Orleans.

22) Ludwig Philipp dankt zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, ab, der 10 Jahre alt war.

23) Man weist ihn zurück und antwortet: „Es ist zu spät!"

24) Man ernennt eine provisorische Regierung.

25) Die königliche Familie muß Frankreich verlassen.

26) Das sie über Hals und Kopf räumt, ohne auch nur die nothwendigsten Reisemittel mitzunehmen. Sie muß sich verbergen und ist von ihren Lieblingen verlassen.

27) Sie wählt England zum Exil.

29) Ludwig Philipp ruft, als er den fremden Boden betritt, aus: Ich bin glücklich angelangt!"

Politische Briefe an eine Dame.

Von Ernst Rose.

I.

Sie wollen, daß ich Ihnen Briefe schreibe über Politik?! Hat denn Ihr Herz auch schon diese Operamelodie des neunzehnten Jahrhunderts in langen durstigen Zügen eingetrunken, und tanzen Sie auch in den Reihen der Wahnsinnigen nach einem „Vorwärts,“ das mit dem Aufhören der Pulse, mit dem Verluste des Athems, und mit einer todesähnlichen Ohnmacht endet?

Nennen Sie mich nach diesen Worten keinen Reaktionär, liebenswürdige Demokratin! aber ich liebe die Freiheit, und was man so recht und heiß liebt, für das fürchtet man auch!

Sie haben viel gelesen. Sie wissen, daß die schönsten edelsten Ideen über Freiheit und Unabhängigkeit nicht eben erst im neunzehnten Jahrhundert aus dem Himmel gefallen sind. Sie waren schon in alten Zeiten da, und reiften unter dem griechischen Himmel. Sie füllten die Brust der tapfern Römer aus; sie schlugen Wurzel im deutschen Boden, und gebaren die französische Revolution!

Was kam nach der französischen Revolution, was kam nach all den Freiheitsbegeisterungen in der Geschichte? Ohnmacht, Stumpfsinn, leichenhafte Ruhe; und über den frischen Gräbern der Helden, welche für sie geblutet, schlief die Menschheit ein! —

Soll ich Sie vielleicht noch deutlicher an den dreißigjährigen Frieden erinnern, welcher auf den Schlachttag von Leipzig fiel? —

Ich müßte die verachten, welche für alle diese verunglückten niedergeworfenen verrauchten Zeiten der Freiheit, für das schnelle Scheiden des Glückes, des freien Selbstgebrauches der Freiheit selbst anklagen wollte! —

Das kann der kurzsichtige engherzige Spießbürger thun, welcher über seine Verluste jammert, und die Freiheit schmählich vermaledeit; das mag der schroffe gewöhnliche Egoist thun, welcher die Freiheit nur darum nicht achten will, weil sie nicht auch eine Speckseite hat! — Der Mensch, der fühlt und denkt, der weint über die Ruinen der Freiheit — und klagt laut fluchend — den Menschen an! —

Als ich einst ganz jung und aufbrausend war, las ich einmal die Worte: „In der Moralität liegt die Freiheit.“ —

Ich fand diesen Satz ganz jesuitisch, und verachtete Denjenigen, der mir das höchste Gut des Lebens hinter Moralregeln eingittern wollte. —

Wie unrecht! —

Sie werden selbst fühlen, wie wahr, wie entscheidend, wie treffend dieser Satz ist! —

Es gibt keine Freiheit — wenn sie nicht in der Moralität liegt! — Ein so großer schöner Gedanke, wie die Freiheit, kann nur rein und ohne Schlacken gedacht werden! —

Wenn ihn ein irregeleiteter Enthusiasmus in Blut taucht; oder die Leidenschaft mit Dolchen zu verbreiten sucht; wenn er selbst als Schirmmantel der Despotie gebraucht wird; so bleibt nur der Mensch der freche Sünder — der Gedanke kommt von Gott! —

Solche allgemeine Worte stehen uns zwar ferne, und sagen zu wenig Politik in einer Zeit, wo sich die Ereignisse so aneinander drängen. Sie werden mir aber Dank wissen, daß ich sie in meinen ersten Briefen an Sie geschrieben; denn Sie bedürfen gewiß der Erhebung und Stärkung gegen die Verläumdungen, welche Ihnen der Haß der Parteisucht täglich als glühende Brandfackeln in's Gesicht schleudert.

Parteisucht?! — Nicht wahr, welch' kleinliches Wort in Sachen der Freiheit welche den Menschen ganz zugehört?!

Parteisucht?! — Welche bittere Pille für die Begeisterung, welche in dem Streben nach Freiheit nur das Gute, allgemein Menschliche, das Nothwendige sieht welchem sich Niemand entgegensetzen soll?! —

Und Parteisucht ist doch nur ein Wort erst, und nicht das schlechteste aus dem großen dickleibigen Wörterbuch der politischen Verirrungen, das täglich in einer neuen vermehrten Ausgabe erscheint; und zu dessen Fortbildung bei allen Völkern sich so unendlich fleißige Mitarbeiter befinden. —

Verzweifeln Sie nicht an dem Leben, weil es ein beständiger Kampf mit dem Tode ist, verzweifeln Sie auch nicht an der Freiheit, weil sie ein beständiger Krieg mit der menschlichen Schwäche ist! —

Wien.

K. K. priv. Theater in der Josefstadt.

Samstag am 10. d. M. kam zum ersten Male zur Aufführung: „Der Reichstag in der Geisterwelt, oder die Feenkönigin und ihr Sohn.“ Satyrisches (?) Zeitgemälde (??) neuerer Zeit (???) mit Gesang und Tanz in fünf Skizzen (????) und zwei Akten, vom Verfasser der „Musketiere der Viertelmeisterin.“ (?!?!?) Musik von Proch. Tänze von Raab u. s. w. u. s. w.

Die „Gratzer Zeitung“ bringt in einer Correspondenz aus Wien Folgendes: „Das Theater an der Wien bringt „die Brautfahrt des Teufels“ von Elmar auf die Bühne. Mag auch Schwarzer's „allgemeine österreichische Zeitung“ den Verfasser dieses Stückes als den einzigwahren Volksdichter anpreisen, vom Standpunkte der wahrheitsliebenden Kritik müssen wir dieses Stück geradezu als sittenverderbend bezeichnen. Nestroy's Sansquartier ist in seiner Verlesung die Keuschheit selbst gegenüber Elmars neuestem Produkte. Ganz in der Volksmeinung sinken muß aber ein Bühnendichter, wenn er die Bühne für den Direktor und nicht für's Publikum existiren läßt, wenn er die Meinung: „das Drama müsse dem Theater-Direktor volle Cassen machen,“ einer handelnden Person in den Mund legt und so dem Kunstsinne und der Bildung laut und offen Hohn spricht. Wir theilen hierüber ganz die Meinung des Patrioten und der Presse!“

Das Elmar'sche Stück hat bis jetzt 14 Vorstellungen erlebt, und wird wahrscheinlich noch eben so viele Male gegeben werden; es hat der Direktion bisher bei 10.000 Gulden eingebracht, es müssen also schon viele tausend Menschen das Stück mitangesehen haben; wenn es aber unter den vielen Tausenden, außer dem Correspondenten der Grazer Zeitung, der nebstdem mit dem Referenten des hiesigen Patrioten, in einer innigen Verbindung zu stehen scheint, nur noch 20 Personen gibt, welche das Elmar'sche Stück als sittenverderbend bezeichnen, so verpflichte ich mich, jeder dieser Personen ein Exemplar von Herrn Oberleitners neuestem Werke: Die nordischen Runen, zur Strafe zu übergeben.

Ganz vortrefflich ist die Stelle, daß jener Bühnendichter ganz in der Volksmeinung sinken muß, wenn er die Bühne für den Direktor und nicht für's Publikum existiren läßt! Dieser Meinung bin auch ich, da aber jene Bühne für's Publikum am meisten existirt, welche vom Publikum am zahlreichsten besucht wird, so folgt daraus, daß bei einem Stücke, so lange es Kassa macht, weder Dichter noch Direktor dem Publikum gegenüber sich Vorwürfe zu machen haben. —

Doch genug, als loyaler Österreicher will ich mir keinen Patrioten zum Feinde machen, wenn er auch manchmal aus übergroßer Prüderie oder vielleicht gar aus Antipathie unbedächtige Phrasen schmiedet. Ich kehre also in die Josefstadt zurück und melde, daß obiges Zeitgemälde vom obigen Verfasser am obigen Abende mit obigen Stützen gegeben und von einem zahlreichen Publikum unter Hohngelächter und Zischen zu Grabe getragen wurde. Ich bedaure Herrn Stöger, ich bedauere die Herren Binder, Raab, Reese, Joachimowitz, Weber und Hutterer, ich bedauere sämmtlich dabei gewesenen Schauspieler, Choristen, Balletisten und Statisten beiderlei Geschlechts, ich bedauere das ganze Publikum, ja, ich bedauere sogar den Dichter selbst, jedoch nur unter der Bedingung, wenn er zur Erkenntniß kommt, daß seine Zeit des Possendichtens unwiderruflich vorüber ist. Br.

Wiener Signale.

Eine bedeutende Anzahl ungarischer Gefangener ist vor mehren Tagen hier eingetroffen. Zugleich kamen mehrere von den Insurgenten erbeutete Kriegsfahnen und Militäreffekten an. —

Es verbreiten sich in der Stadt unaufhörlich dunkle Gerüchte über einen angeblichen Sieg der Ungarn über General Schlick. Man erzählt sich, daß die Insurgenten diesem General seinen ganzen Artilleriepark abgenommen hätten. An diesem Gerüchte erscheint Nichts merkwürdiger, als die bedauerliche Thatsache, daß es noch Leute gibt, die ihnen unbedingt Glauben schenken. —

Ehevorgestern Abends sprach man von einer telegrafischen Depesche aus Olmütz, welche die Nachricht der Auflösung des Reichstages brachte. Der nächste Tag überzeugte uns, daß diese Nachricht nicht wahr ist. Weder die Wienerzeitung, noch mehr oder minder offizielle konservative Blätter bestätigten dieselbe. — Nach der Monstervertrauensadresse der „Slovanska Lipa,“ und den jetzt öfter vorkommenden erneuerten Vertrauensäußerungen der Nationen und Provinzen, welche der Reichsversammlung zu Theil werden, dürfte dieser wichtige und folgenreiche Staatsakt kaum in Aussicht stehen.“ —

Es sollen auch schon auf dem Wienerplatze mit Kossuthbanknoten Geldgeschäfte getrieben werden. Man wechselt sie hier mit österreichischem Papiergeld gegen Agio aus; und schickt sie dann wieder nach Ungarn zurück, um sie zu ihrem wirklichen Werth in Umlauf zu bringen. Wir haben die feste Ueberzeugung, daß die Sicherheitsbehörde dem für Ungarn als Oesterreich gleich verderblichen Spiele verwegener Spekulanten bald Einhalt thun werde. —

Die Sprache, welche die „Presse“ in ihrem letzten Blatte einigen Reichstagsabgeordneten gegenüber, führt, ist geradezu tadelnswerth. Die „Presse,“ welche unter den konservativen Organen doch wenigstens den Vorzug für sich errang, daß sie in wahrhaft gemäßigter ruhiger Weise ihre manchmal etwas zweideutigen Ansichten darlegte; scheint in letzter Zeit ebenfalls ihren Haltpunkt verloren zu haben, und vor Allem zu vergessen, daß nicht in der Gehässigkeit und Leidenschaftlichkeit die unterscheidende Parteifärbung liege. —

Bei der letzten Wachparade wurde ein Mann, der sich zu sehr hervorgedrängt hatte, von einem Kavalleristen verwundet. Es steht uns nicht zu, von der Schuld oder Nichtschuld des Militärs Mehreres zu sprechen, da uns die näheren Umstände unbekannt sind. — In unserer leidenschaftlich aufgeregten Stimmung macht

jede Partei in Schnelligkeit ihre eigenthümlichen, oft etwas absonderlichen Glossen dazu. —

Ein sechszehnjähriger Politechniker wurde wegen sehr aufreizenden Reden, die er in einem Tabakgewölbe ausgesprochen hatte, zu mehrwochentlichem Stockhausarrest verurtheilt.

Es kommen jetzt nicht selten Selbstmorde in Wien vor. Vor ein Paar Wochen hatte sich eine Frau in's Wasser gestürzt, dieser Tage wurde ein gut gekleideter Mann erhenkt gefunden. Zerrüttungen des Familienlebens und durch die Ereignisse herbeigeführte Unglücksfälle mögen Schuld daran tragen. —

Dieser Tage ereignete sich eine Scene am Stephansplatze, welche ein Stück der chronique scandaleuse Wien's ganz gut ausfüllen kann. — Es hatten ein Paar Freunde leidenschaftlich über Weibertreue, Liebe und Neigung im Kaffeehause debattirt. Der Eine glaubte noch daran; der Andere, ein Blasirter, leugnete jede Treue und Liebe ab. Der im Glauben Selige ließ sich hinreißen, seine eigene Geliebte, ein armes Mädchen, deren Lebensunterhalt er bestritt, als Muster der Liebe und Dankbarkeit aufzuweisen. Der Andere lächelte ungläubig, und trug dem Vertrauenden eine Wette an. Sie wurde angenommen. — Der Blasirte läuft in ein Bijouteriegewölbe, kauft feines modernes Briefpapier, und schreibt dem weiblichen Muster der Treue ein zartes nobles Briefchen. — Er hätte sie da und dort gesehen, sei sterblich in sie verliebt, möchte nur ein kurzes Rendesvous von ihr erbitten, und werde ihr zu diesem Rendesvous einen Fiaker schicken, da er, um jedes Aufsehen zu vermeiden, nicht zu ihr in's Haus zu kommen wage. Unterzeichnet war das nette Briefchen Graf N —

Das weibliche Muster der Treue mußte eine lebhafte Phantasie besitzen, und wählte sich einen wunderschönen heldenmüthigen Kavalier aus. Kurz und gut! — Sie setzt schnell das Federhütchen auf, und der Fiaker fliegt lustig mit dem Muster der Treue davon. — — Am Stephansplatze, bei einem Portale wird Halt gemacht. Der Kutschenschlag wird aufgethan — und das weibliche Muster der Treue will verschämt ihren Schönen anblicken! —

Alle Teufel! Der verunglückte Liebhaber, der unglückselige Wettmacher steht wuthentbrannt da, und empfängt die arg Getäuschte. Die daraufsolgenden Scenen vermehrten außerordentlich die Heiterkeit des glücklichen Blasirten, der die Wette gewonnen, und des eben zufällig anwesenden Publikum's. —

Aus der Zeit.

Der bekannte Dichter W. Marsano ist Platz-Oberst in Mailand geworden.

In Neuen hat neulich eine Frau einen Cyklopen geboren. Das zur rechten Zeit geborne Monstrum hatte ein großes Auge mitten auf der Stirne, keine Nase und einen Mund mit häßlich dilen Lippen. Seine Lebenszeit war sehr kurz.

Merkwürdig. Eine Dame soll dem kürzlich in Leipzig gestorbenen Musikhändler Robert Friese prophezeit haben, daß er einst mit seinem Freund Robert Blum in ein und demselben Jahre sterben würde; und richtig, am selben Tage, wo Blum in Wien erschossen wurde, starb Friese in Leipzig, betrauert von Allen, welche ihn stets nur als die personificirte Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit kennen lernten. Er war bekanntlich Verleger der neuen Zeitschrift für Musik.

Paris. Was die erste Vorstellung des Propheten anbetrifft, so können wir mit Bestimmtheit mittheilen, daß derselbe im Monat April zur Aufführung gelangt. Die Verzögerung der Proben veranlaßten diejenigen Künstler, welche bei der Oper betheiligt und noch nicht hier anwesend sind (Mad. Castellan, welche der italienischen Oper angehört, kommt erst zu Ende der Saison) im März mit den Proben zu beginnen.

London. Der berühmte Proceß der Jenny Lind mit dem Theater-Direktor Bunn hat jetzt sein Ende in einer Ausgleichung zwischen beiden Partheien gefunden. Frl. Lind hat dem Hrn. Bunn 50,000 Fr. bezahlt.

Manchester. Das Comite des hiesigen Krankenhauses hat Frl. Jenny Lind als Anerkennung für die dieser milden Stiftung zugewandte bedeutende Concert-Einnahme einen sehr brillanten Schmuck und elegantes Reisenecessair überreicht.

Neueste Literatur.

Gesammelte dramatische Werke von Deinhardstein. Dritter Band: „Verwandlungen der Liebe" Lustspiel. „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten," Lustspiel. Leipzig, 1849. Verlag von J. J. Weber.

Wir haben erst unlängst die ersten zwei Bände dieser Sammlung besprochen. Was den vorliegenden dritten anbelangt, können wir ihm nur dasselbe Lob ertheilen wie seinen Vorgängern; sein Inhalt besitzt alle Vortheile, welche wir jenem der beiden ersten Theile zuerkannt haben. Beide Stücke, welche er enthalt sind hinlänglich bekannt. Das Letztere befindet sich jetzt noch auf allen Repertoires, und wird, obwohl mehr an's Possenhafte streifend, ob seiner höchst komischen Wirksamkeit, überall gern gesehen; es basirt auf höchst drastischen Situationen, welche aus einer Verwechslung eines Namens mit einer Würde herrühren. Dem Dialog ist wieder jene Rundung und Flüßigkeit zu eigen, die den alten gewandten Schriftsteller erkennen lassen. Da mit diesem dritten Bande die Sammlung geschlossen ist, so können wir nicht umhin, alle drei Bände noch einmal zu empfehlen, sie werden dem Leser manches vergnügte Stündchen verschaffen. Die Ausstattung läßt wieder nichts zu wünschen übrig.

Konversations-Saal.

— Ein Englisches Blatt erzählt, wie der merkwürdiger Weise so lang unbekannt gebliebene Goldreichthum Californiens entdeckt wurde. Im Laufe des verflossenen Frühjahres war eine Anzahl Amerikaner über die Felsengebirge Californiens gewandert, um in dem fruchtbaren und günstig gelegenen Lande sich auf immer niederzulassen. In San Francisco, waren bereits viele Häuser gebaut und die Ansiedlung war im besten Fortgang, als ein Gerücht plötzlich wie ein Blitz alle Köpfe schwindeln machte. Einige Ansiedler hatten in der Nähe des Sakramento (eines Flusses, etwa 30 Miles von San Francisco, der in den Californischen Bergen entspringt, mit Booten 100 Miles schiffbar ist und gleich dem San Joachim- und Jesus-Mariafluß in die Bai von San Pablo fällt), ein Mühlengerinn ausgegraben. Bei ihrer Arbeit waren ihnen Stücke eines schweren gelben Metalls unter die Hände gekommen, die sie bald als Gold und zwar sehr reines Gold erkannten. Eine Zeit lang bewahrten sie das Geheimniß und sollen eine beträchtliche Menge Goldes gesammelt haben. Endlich überraschte sie ein Indianer bei ihrer Arbeit und theilte seine Entdeckung andern seines Stammes mit, durch die das Geheimniß allgemein bekannt wurde. Zuerst machten sich nur wenige nach dem Goldgebirge auf, da aber der reiche Ertrag ihrer Nachgrabungen bekannt wurde, folgte allmählich die ganze Bevölkerung nach. Nach vier Monaten waren schon 4000 Menschen früh und spat beschäftigt. Ein Mann sammelte in einem Tage für 160 Pfd. Sterl. Gold. Das ist ein ungewöhnlicher Ertrag, aber so viel ist richtig, daß Arbeiter, denen man täglich 3 Pfd. 4 Sch. nebst Beköstigung anbot, wenn sie für fremde Rechnung arbeiten wollen, dies fast durchgängig ausschlugen. Wer nicht täglich 6—8 Pf. St. Goldwerth gewinnt, ist unzufrieden und sucht sich eine bessere Stelle. Ein Herr der 8 Indianer beschäftigt, realisirte in drei Tagen 500 Pf. Sterl. an Gold; ein anderer in 4 Wochen 1200 Pf. St. Die Erde in der ganzen Nachbarschaft scheint mit Goldstaub versetzt zu sein, man achtet sie aber des Waschens nicht werth, obgleich ein Fall erwähnt wird, daß 3 Ladungen ausgegrabener Erde für 160 Pf. St. verkauft wurden und 1000 Pf. dem Käufer einbrachten. Im Anfang bediente man sich zum Nachgraben nur der Messer; einer brauchte selbst ein Federmesser; die später Angekommenen brachten Spitzart und Schaufel mit. Das Gold wird in drei verschiedenen Formen gefunden, in Körner von der Größe eines mittelfeinen Pulverkorns, in kleinen Blättchen von $\frac{1}{6}$—$\frac{1}{16}$ Zoll im Durchmesser und in Klumpen von 1/2 Unze bis zu 4 Pfund Gewicht. Die letztern findet man häufig an den Felsen am Ufer des Flußbettes. Bis zur Mitte September rechnet man nach, daß mindestens 530,000 Pf. St. gesammelt sind. Gut Unterrichtete meinen, bis jetzt habe man nur den Saum der Goldregion betreten; im Westen jenseits der Berge sind oft Fälle vorgekommen, daß Jemand eine glänzende Substanz sah, sie aber für werthlos hielt, bis er erfuhr, daß es Gold sei. Die ganze Ausdehnung des Goldbezirks wird auf 500 □-Meilen geschätzt. Die Indianer dieser Gegend geben gern für einen Dollar das gleiche Gewicht in Gold.

Amüsantes.

Der Magistrat zu L. in Schlesien hat ein sehr originelles Straßenbeleuchtungs-Sparsystem erfunden und bereits eingeführt, das gewiß weit und breit bekannt und beherzigt zu werden verdient. Er läßt nämlich statt des Oels ein blank geschliffenes Blech in der Lampe jeder Straßenlaterne hineinthun; diese letztere kommt dann so über der Straße und den ersten beiden Wohngebäuden gegenüber zu hängen, daß von dessen Fenstern aus das Licht sich dem in der Laterne befindlichen blank geschliffenem Bleche mittheilt, und dieses somit in den Stand setzt, über die Straße her einen allerliebsten magischen Schein zu verbreiten. Das Fatale bei dieser Straßen-Beleuchtungs-Methode, das bis heute noch nicht gehoben werden, besteht nur darin, daß, wenn die Fenster des der Laterne gegenüber befindlichen Wohngebäudes nicht beleuchtet sind, auch das blank geschliffene Blech keinen Schein von sich geben kann. Diese Art und Weise der Beleuchtung wird viel Geld ersparen und hat nur den kleinen Fehler, daß man dabei Nichts sieht. —

Philosophische Betrachtung.

Der Direktor X. nahm bei einem jüdischen Candidaten Unterricht im Schönschreiben; dieser erhielt dafür freien Tisch. Da aber bei dem Direktor stets um 12 Uhr gegessen wurde, der Candidat jedoch eine lockere Fliege, niemals zur bestimmten Zeit kam, wurde er eines Tages folgender Art vom Direktor angeredet:

„S'is einzig, bei Gott! Sie kommen immer um Eins und fressen für Zwölfe, kommen Sie lieber um Zwölf und essen Sie für Einen."

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. — Papier aus der Jmster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Mittwoch den 14. Februar 1849. | № 31. | Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Die Prorogation des Reichstages.

R. Als sich das Gerücht verbreitete, daß die Beamten als Offiziere in die neu zu errichtenden Bataillons eintreten könnten, wurde es sogleich offiziell in der Wiener Zeitung widersprochen, und das Publikum war über die Falschheit dieses Gerüchtes belehrt. Dieses Gerücht hätte zwar durch seine längere Dauer weder eine Veränderung in den Koursen noch in der Stimmung des Publikums hervorgebracht; es war ein ganz kleines, unbedeutendes Gerücht in unserer gerüchteschwangeren Zeit!

Seine offizielle Berichtigung war eben nicht unbedingt nothwendig und wichtig, aber dennoch zu loben, wenn es überhaupt zu loben erlaubt ist, wenn eine Regierung aus Achtung für die öffentliche Meinung selbst eine offene und rückhaltlose Sprache führt.

Etwas bedeutender erscheint das Gerücht der Prorogation des Reichstages, welches seit den glücklichen Fortschritten in Ungarn, und seit den Berathungen der Grundrechte nach dem fallengelassenen 1. Paragraf derselben, wahrscheinlich nur zufällig sich in allen konservativen und offiziellen Blättern herumtreibt.

Dieses Gerücht über die Prorogation des Reichstages steigert das Mißtrauen derjenigen, die entschieden vorwärts gehen wollen und unter Besonnenheit etwas Anderes verstehen, als der „österreichische Correspondent." Dieses Gerücht nimmt die Würde und beschränkt die Achtung für die Reichsversammlung; und es ist schon so weit gekommen, daß konstitutionelle Staatsbürger, die mit außerordentlicher Devotion von jedem Kanzleibeamten reden, welche Gattung Beamten der Lloyd merkwürdigerweise den Portieren und Stiefelputzern gleich setzt, eine schärfere und schonungslosere Kritik gegen den armen, gekränkten Reichstag führt, als je ein beleidigter Wienerrezensent gegen einen Schauspieler geführt hat.

Wir staunen, daß offiziell noch nichts zur Berichtigung dieses Gerüchtes gesprochen wurde, und wir hoffen zugleich, daß uns die nächste Zukunft eine entschiedene Eröffnung bringen wird.

Fragen wir unsere politische Kombinationsgabe, so glauben wir nicht schlecht zu rathen, wenn wir behaupten, daß der Prorogation des Reichstages gewiß widersprochen werden dürfte.

Der Reichstag, der schon eine geraume Zeit zusammengerufen ist, hat noch nie ein so lebendiges und rühriges Streben in der Vollendung des Verfassungsentwurfes und in der Berathung der Grundrechte gezeigt, als eben jetzt. Weil früher von der Reichsversammlung wenig Förderndes gethan wurde, kann sie jetzt nicht aufgehoben werden. Ebenso kann nicht auf Ungarn und Italien bis zu ihrer gänzlichen Pazifizirung Rücksicht genommen und die Versammlung bis zur Einberufung der Abgeordneten aus diesen Provinzen vertagt werden.

Wir können ja nicht glauben, daß die Regierung die Folgen des provisorischen Zustandes, welcher die offene Revolte in diesen Provinzen herbeigerufen hat, auch auf die politischen Entwicklungsgänge zur Verfassung für die anderen Provinzen ausdehnen wird. — — Auch läßt sich bis jetzt nicht absehen, wann diese beiden militärisch besetzten Provinzen schon vollkommen im Stande sein werden, Abgeordnete zum Reichstage zu schicken. —

Wir finden noch viele Gründe gegen die Prorogation, während wir offen gesteh'n müssen, sehr wenige dafürsprechende uns denken zu können. —

Wir hegen auch wie obengesagt die Ueberzeugung, daß weder das Ministerium an eine Prorogation, noch an eine oktroirte Charte denkt, und müssen daher umsomehr bedauern, daß dieses die Thätigkeit des Reichstages dezimirende Gerücht im Publikum noch fortlebt. —

Spanische Rache.

Novelle.

1.

Wo die Königreiche Leon und Estramadura sich berühren, erhebt sich ein gebirgiger Landstrich; immer höher und wilder, immer seltener werden die menschlichen Wohnungen, immer ausgedehnter die Einöden und Wüsteneien. Aber die einzelnen Wohnplätze der Menschen, welche der Wanderer in diesem seltsamen Lande trifft, sind bedeutend genug, um seine vollste Aufmerksamkeit zu verdienen.

Salamanca liegt mitten in einer dieser unfruchtbaren von dem Tormes und Agueda durchströmten Ebenen. Von diesem Salamanca aus zog der tapfere General Moore und bezahlte mit seinem Leben die Langsamkeit einer zu nachläßig geführten Expedition, welche ihn dem nachstürmenden Marschall Soult entziehen und in Corunna ein Asyl ihm gewähren sollte.

Es würde schwer sein, in ganz Spanien, selbst jene durch die blutigen Kämpfe zwischen den Mauren und Christen so berühmte Vega de Granada *) nicht ausgenommen, einen Platz zu finden, welcher durch wichtigere Begebenheiten innerhalb eines so kleinen Raumes ausgezeichneter wäre. Die Ströme von Blut, die hier vergossen wurden, hätten den Boden fruchtbarer machen können, gleich jenem Boden der Vega in Andalusien, deren köstliche, schattenreiche Wälder dem Blut entsproßten, welches Spanier und Mauren in unübersehbaren Kämpfen dort vergossen.

In der ganzen Umgegend von Salamanca ist das Land kahl und dürr, kaum für ein nördliches Klima findet man da genug Schatten, man berechne hiernach, wie verzehrend die Hitze des Augusts in dieser Gegend sein muß. Hin und wieder findet man am Ufer des Tormes, dieses mit dem Namen eines Flusses prangenden Baches, einige Gruppen von Steineichen oder ein Bosquet des durch seine saftig grünen Blätter und purpurnen Früchte reizenden Arbutusstrauchs. Außerdem herrscht durch die ganze Landschaft die Einsamkeit und das Schweigen, welche das unheimliche Gefühl bald zur Schwermuth steigern.

Vor dem Kriege von 1808 wurde das Schweigen dieser Einöde zuweilen von den Karavanen unterbrochen, welche die Lebensbedürfnisse in den Provinzen umherführten. Diese Karavanen bestanden aus langen

*) Das außerordentlich fruchtbare und zauberisch reizende Thal um Granada heißt: la Vega de Granada, und war gegen 800 Jahre lang der Schauplatz unaufhörlicher Kämpfe zwischen Christen und Mauren, und maurischen Fehden unter sich.

Reihen von Maulthieren und Eseln, sie trugen gewöhnlich bockslederne beschwerte Schläuche mit Landwein, voran zog gemessenen Schrittes das gebildetste Maulthier mit einem buntfarbigen Federbusch und einigen sehr gellenden Glöckchen zum Zeichen des Commandes auf dem Kopfe, welchen es stolz hin und her wiegte, damit die Glöckchen tönten.

Ein einziger Mann war der Führer eines solchen Zuges, hatte oft über fünfzig Maulthiere unter seiner Leitung, schritt entweder nebenher oder ritt bei schlechtem Wetter auf dem vordersten, Capitana *) genannten Maulthier. Er stammte beinahe immer aus dem Königreiche Leon oder aus Asturien, und war kenntlich an seiner Montera von schwarzem Sammt, an der Jacke ohne Ärmel von rothgelbem Leder, und an seinem breiten, gelben Gürtel mit der Kupferschnalle. Er reiste stets bewaffnet. Auf dem Saumsattel seines Maulthieres kreuzten sich zwei Karabiner und dazu trug er eines jener langen, zu Terceira fabrizirten Messer, welche in der Hand eines Mannes, der damit umzugehen weiß, eine furchtbare Waffe bilden.

Zuweilen wird auch diese Stelle zwischen dem Tormes und dem Gebirge durch das eintönige Geräusch einer mächtigen Karosse unterbrochen, welche einen Prior, einen Quardian oder die Superiorin irgend einer reichen Gemeinde in ihr Kloster zurückführt, nach dem sie in dem Gesundbrunnen von Brehena oder in einer der Heilquellen der Umgegend von Salamanca sich erholt und erfrischt haben.

Ein anderes Getöse störte das Schweigen dieser traurigen Flächen im Jahre 1811. Damahls wüthete der Krieg am wildesten und unversöhnlichsten voll gleicher Erbitterung in Angriff und Vertheidigung. Das Blut floß nicht allein, sondern es floß unter der Hand rasender, erbarmungsloser Feinde. Alles war in jener Zeit erlaubt, wenn es im Namen der Rache verübt wurde. Wo dieß Wort erklang, da lächelte plötzlich jeder Mund, alles gewann ein anderes Ansehen.

2.

Im Jahre 1811 stand noch zwischen Alba de Tormes und Medina del Campean, den Ufern des Zaparadiel, ein Dorf von einigen Häusern, die wohlgebaut waren, und besser erschienen, als die Mehrzahl der Gebäude von Altkastilien und Leon. Damals war die ganze Umgegend reich von Weinwuchs, noch waren die Weingärten nicht zerstört, ihrer Stöcke beraubt, verbrannt; noch war die Furie des Krieges mit ihrem Giftathem nicht verheerend über jenen Landstrich hingefahren.

Es war an einem Abend des Septembers 1810. Lange Zeit war dieser Theil von Spanien, trotz des ewigen Hin- und Herziehens der englischen und französischen Heere, den todbringenden Blicken jener Marodeurs entgangen, welche von ihren Korps sich entfernend, furchtbare Werkzeuge der Zerstörung und aller Gräuel sind, als ganze von ihren Feldherren im Zaum gehaltene Heere.

Das obenerwähnte Dorf lag nahe an der Pena de Francia **) genannten Bergkette unfern des Thales von Batuecas. Aber in dem Dorfe San Pedro erinnerte nichts an das traurige Leben und an den düsteren Aufenthalt in dem Thale von Batuecas. Seine Bewohner waren im Gegentheil sehr regsam, geschäftig, munter, lebten ein friedlich heiteres Leben des Ackerbaues und erwarben sich damit genug, um das Leben sich angenehm zu machen.

Unter ihnen befand sich ein junges Paar, dessen Tugenden unwillkührlich Aller Achtung und Liebe in hohem Grade gewonnen hatten. Die erst zwanzig Jahr alte Frau war die Tochter eines durch das ganze Land wegen seiner Tapferkeit gegen die Schwärzerbanden berühmten Mannes. Solche Tapferkeit war von Werth für ein einzelnes Dorf, wie San Pedro, indem vor dem französischen Kriege die Schwärzer nicht selten frech und stark genug waren, solche Dörfer anzugreifen und auszuplündern. Thomas Munoz hieß der Tapfere, er war von ungewöhnlicher Körperstärke und die Energie seines Charakters entsprach seiner physischen Kraft. Als der Kriegsruf über ganz Spanien erklang, horchte Munoz, auf welcher Seite wohl die gerechte Sache wäre. Hätte sein König Unrecht gehabt, so wäre Munoz gewiß im Dorfe geblieben, und hätte sich, ohne einer andern Fahne zu folgen, auf dessen Vertheidigung beschränkt. Aber, als er die ganze Gehäßigkeit dieses unheiligen Krieges begriff und die ganze Frevelhaftigkeit des fremden Einfalles erkannte, da legte er die Ackerwerkzeuge bei Seite und entsagte jeder bäuerlichen Beschäftigung.

*) Alle Maulthiere erhalten in Spanien einen Namen der mit a endiget. So wird eines la Colenela, ein anderes la Capitana, ein drittes la Carbonera genannt. Jedes wird so lange geprügelt, bis es den ihm beigelegten Namen erkannt hat und versteht.

**) Frankreichs Klippe.

Er hatte vier Söhne und eine Tochter, das älteste dieser fünf Kinder zählte dreißig, das jüngste zwanzig Jahre, und dieses jüngste hieß Maria de los Dolores *). Schön war Maria schon durch jene Reize, welche ein warmes Herz und eine starke Seele verleihen. Gewöhnlich lag Ruhe auf ihrem Antlitz und jene Blässe, welche weder der Lebendigkeit noch der Frische entbehrt. Ihre Augen waren schwarz, glänzend und sanft. Mit einem Worte, sie war eine jener Spanierinnen, welche das Herz entzücken, für ewig es fesseln, das Vaterland und alles was man vor ihnen geliebt hat, vergessen machen.

Besser vielleicht als ihre Brüder einer, begriff Dolores den Vater. Als dieser an der Spitze einer selbst geworbenen Bauernschaar auszog, um die ersten Guerillas zu bilden, folgte sie ihm in die Sierra, trug ihre Flinte und tödtete mit dem Muth und der Kaltblütigkeit des kräftigen Mannes ihren Feind. Einen mächtigen Zauber übte das Wort Vaterland auf das Herz dieses Mädchens; einen bewunderungswürdigen Ausdruck gewann ihr Mund, so oft sie es aussprach, und ihre Augen, ihre so reinen und sanften Blicke, wurden alsdann zu flammenden Blitzen und sprachen eindringlich die Sprache, welche damals aus jedem spanischen Mannesherzen ertönte.

Unter ihres Vaters Schaar befand sich auch ein junger Bewohner von Medina de Campo, er war schön und brav und wollte nicht dulden, daß sein Spanien unterjocht würde. Als Dolores seine feurigen Worte gehört und in dem Jüngling einen würdigen Sohn des Vaterlandes erkannt hatte, begann sie ihn zu lieben; und als der Jüngling entzückt von ihrer Schönheit, bald auch von dem Edelmuth ihrer Seele und allen Eigenschaften bevorzugten Wesen bezaubert wurde, so frug er Dolores, ob sie ihn zum Manne haben wollte. Dieß ereignete sich in einer Nacht, als sie beide um ein Bivouakfeuer gelagert, wachten, während alle Anderen schliefen.

Munoz wachte; aber in einiger Entfernung betrachtete Joaqin Garriga, so hieß der Jüngling, geraume Zeit die in reizendster Lage unbefangen ruhende Dolores. Sie saß am Fuß einer Steineiche, ihr Haupt lehnte sie an den knotigen Stamm und schien zuweilen unter der Last der Strapazen umsinken zu wollen, die eigentlich die Kraft eines schwachen Weiberkörpers weit überboten. Aber sobald nur das geringste Geräusch irgendwo sich vernehmen ließ und ihr vom Schlaf halbgeschlossenes Auge erreichte, erzitterte plötzlich ihr ganzer Körper, ihre großen schwarzen Augen öffneten sich und durchliefen, selbst in das dichteste Dunkel des Forstes eindringend, die ganze Gegend ringsumher. Einmal schien das Geräusch wirkliche Bedeutung zu gewinnen, da war sie wie der Blitz empor und hatte die Waffen fertig in der Hand. Alles wurde wieder still, sie setzte sich neuerdings unter die Eiche und ihr Gesicht, das im Augenblick vom Muthe einer männlichen Seele gestrahlt hatte, gewann wieder seine gewohnte Milde, ohne daß diese plötzliche Störung irgend einen ungünstigen Eindruck auf sie hervorgebracht hätte. Daran erkannte man gerade, daß dieser Zustand der sanften Milde ihr natürlicher war.

Joaqin hatte jede dieser Aufregungen unablässig beobachtet. Seit geraumer Zeit liebte der junge Mann die schöne Dolores; aber die Reinheit, welche gleich einem Mantel dieß Mädchen mitten unter den Männern so edel umhüllte, diese Reinheit, welche von der ganzen Guerillasschaar geehrt aber nicht begriffen wurde, erschien beinahe als eine Scheidewand zwischen Dolores und Joaqin. Er zitterte bei dem Gedanken, von ihr abgewiesen zu werden, sie schien nur allein das Vaterland zu lieben! Joaqin fürchtete, und er mußte fürchten; denn er liebte sie. Furcht ist die Tochter der Zärtlichkeit, sagt eine allerliebste maurische Romanze. Schon oft hatte er an

*) Maria de los Dolores, wörtlich: Maria der Schmerzen, hier aber ein Familiennamen, der in Spanien häufig vorkömmt.

Dolores schreiben wollen, aber stets hatte der Muth dazu ihn wieder verlassen.

„Wenn sie mich abwiese!" sprach er zu sich selbst. „Jetzt sehe ich sie wenigstens täglich, ich kämpfe für sie, ich vertheidige sie! — — Gott! wenn sie mich abwiese!" —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Schriften aus der Zeit.

Ja wohl, Schriften aus der Zeit und keine Bücher. Hastige Schriften, lauter kurze Sätze, kategorische Behauptungen, die Einwürfe bei Seite gelassen oder eilig beseitigt, nur irgend welche Frage scharf ins Auge gefaßt, und ohne Blick nach rechts und links zur Lösung hingedrängt. So sind die literarischen Erscheinungen unserer Gegenwart. Bücher, jene Bücher der organischen Gestaltung, des lange vorbereiteten Gusses und der saubern Abtheilung, wie sie ruhigere Zeiten brachten, jene Bücher der übergerechten Erwägung ihrer Fragen nach allen Seiten, der achtungsvollen Anerkenntniß aller möglichen Für und Wider, sind verschwunden. Die neue Zeitrechnung unserer Literatur, die Zeit eines zum politischen Princip erhobenen freien Nationallebens und der freien Presse hat ohne Literatur in jenem Sinne begonnen, welchen frühere Jahre so gern speciel mit diesem Worte verbanden. Freilich prangt wohl ein und das andere neue Buch an den Schaufenstern der Buchhändler. Aber es ist nicht wahr, es ist kein wirklich n e u e s Buch. Blicken wir hinein, so erkennen wir, daß es seiner Vorbereitung und Entstehung nach spätestens dem verflossenen Winter angehört, also bereits einer abgeschlossen Periode unseres Lebens. Das Vorwort, in Wahrheit bekanntlich stets ein Nachwort, besteht fast überall aus Klagen des Verfassers darüber, daß er sein Buch eigentlich mit Bewußtsein der Wirkungs- und Erfolglosigkeit in die Welt senden müsse. Das tiefste Schweigen herrscht vornehmlich in der strengen Wissenschaft: der laute Lärm des Lebens durchtost auch die beschauliche Stille des Studierzimmers, oder es riß die Bewegung der Zeit den Mann der Forschung und Wissenschaft aus dem Frieden sinnender Ruhe in den wirbelnden Sturm politischer Leidenschaften. Denn die schöne Literatur! Wo sind sie plötzlich hingekommen, jene Sänger und Propheten der neuen Zeit, welche uns in tausend Liedern gesagt haben, die Revolution müsse kommen, jubelnd sollten wir sie empfangen, und mit ihr komme alles Glück mit Einem Male? Sie sind verstummt. Seitdem sie frei wieder einziehen konnten in die Heimat, haben sie uns keine Gabe dargebracht, wie sie früher zum Gruß und zur Mahnung herübergesendet aus der Verbannung. Wohl ist hier und da einer aufgestanden, und mancher hat wohl auch einen mächtigen Anlauf genommen, um das Errungene zu besingen. Aber — ist's Ironie des Geschickes, oder hat's einen tieferen Grund? — die gesammten Erscheinungen politischer Lyrik, welche der März-Erhebung Deutschlands ihre Entstehung verdanken, reichen in ästhetischer Hinsicht nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus. Freilich, eine in Geburtswehen kreißende Zeit ist keine des Dichters. Ihm gehört die abgeschlossene Thatsache; oder es preis't sein Lied die zu erwartende Zukunft. Wo aber deren Fäden noch unentwirrbar durch einander liegen, wo Hoffnung und Befürchtung gleich schwer in die Wage sinken, wo überall ein Werden und überall Störung des Werdens gegen einander kämpfen, da gibt es keinen Accord für den Gesang und keine Sammlung für den Sänger. Auch die erzählende Poesie, die Roman- und Novellen-Literatur empfindet diese Mißgunst der Zeit. Wer möchte auch das Leben in Büchern suchen, während das wirkliche Leben so überreich an Thaten, Schaffensdrang und Ereigniß ist? Ist's doch, als wäre es ein Unrecht, wenn einer sich von der Betheiligung daran so weit entfernen könnte, um unbeirrt davon die Bilder einer idealen Welt an sich vorüberziehen zu lassen. Doch aber dürfen wir nicht vergessen, daß gerade die erzählende Literatur der letzten Jahre uns entschieden auf diese neue Zeit vorbereitet hat. Oder wäre es eine bloße Zufälligkeit, daß sie bereits vor mehreren Jahren eine so auffällige Aenderung in der Stoffwahl zeigte? Es geschah auf allgemeines Uebereinkommen, daß die reingesellschaftliche Darstellung in den Hintergrund geschoben wurde und historische Stoffe beinahe ausschließlich eine romantische Bearbeitung fanden. Das war keine Rückkehr zum historischen Roman im früheren Sinne; was an diesem als romantisches Interesse gegolten hatte, war unterdessen durch eine geschmackvolle Behandlung wirklicher Geschichtschreibung hinweggenommen. Das Ereigniß, der Verfall, die äußerliche Verwicklung wurden jetzt im Roman selbst häufig bis zum Fehler gering geachtet um im Gegensatze zur früheren Gewohnheit die eingeführten Personen nicht als ursprüngliche Schöpfer der Geschichte, sondern als Ausdrücke und Verkörperungen geschichtlicher Nothwendigkeiten hinzustellen. Es war daher eben so wenig zufällig, daß gerade die großen geschichtlichen Wendepunkte, in denen gewöhnlich die einzelne Persönlichkeit einen verhältnißmäßig geringen Einfluß auf das Ganze übt, Schauplatz der Erzählungs-Literatur wurden. Und je klarer die sociale Frage als politische Bedingung aller großen Zeiten neuerer Geschichte hervortrat, desto mehr traten auch die socialen Conflicte in den Vordergrund der romantischen Gemälde. Die Aufgabe war schwierig, die formellen Anforderungen stellten sich gleichzeitig immer höher. Es entstanden wenig wirklich vollendete Schöpfungen dieser Gattung. Besonders zog man die Fragen der Gegenwart zu tendenziös in den Gang der Erzählung, gab den Menschen lang' verflossener Jahrhunderte moderne Phrasen und ihren Interessen moderne Wendungen — kurz, man wollte die aus der Vergangenheit für die Gegenwart zu schöpfende Lehre allzu deutlich entwickeln und wurde dadurch ästhetisch wie historisch unwahr. Gerade in die Zeit der Februar- und März-Stürme dieses Jahres fiel jedoch das Erscheinen zweier Romane, welche in diesen Beziehungen eine vorzügliche Anerkennung verdienen. Ihre Namen verhallten damals leider im Sturme der politischen Welt. Wir meinen Heinrich König's „C l u b i s t e n i n M a i n z" und Robert Heller's „F l o r i a n G e y e r." *) Heinrich König führt uns in geistvollster Schilderung am Mainzer Fürstbischofs-Sitz jene Rückwirkungen der beginnenden französischen ersten Revolution vor, wie sie das Zusammenbrechen der in abgelebter und überlebter Sinnlichkeit sich zu Grunde richtenden kleinen Höfe beschleunigten, deren ältere Welt bei Ludwig XIV. stehen geblieben war, während die neue Welt, ringsum herangewachsen, über sie Gericht hielt. Robert Heller spiegelt uns die Kämpfe des Bauernkrieges wieder. Bedrängend ist der Gedanke, wie die beste und gerechteste Revolution durch den Mangel organisirender Kräfte zersplittert, ein ganzes Geschlecht kräftiger Menschen abtödtet und außer der Verwüstung nichts erwirkt als daß einem folgenden Jahrhundert die blutige Aufgabe von Neuem aufzunehmen bleibt.

Sind wir an diesen Erscheinungen der ästhetischen Literatur flüchtiger vorübergeschritten, als wir wohl wünschten, so gelangen wir zu dem Zweige des Schriftthums, dessen eigentliche Aufgabe die Entwicklungs-Geschichte der Gegenwart und Zukunft ist. Die Publicistik wies natürlich unmittelbar auf das hin, was die schönwissenschaftliche Literatur, so weit sie nicht politische Lyrik, nur mittelbar andeuten konnte. Aber was war ihr möglich unter den vormärzlichen Preßzuständen? Auch kaum mehr als die schüchterne Andeutung, oder eine Verfechtung der Freiheit und des Fortschrittes mit solchem Doctrinarismus, mit so weitschichtiger Dialektik, daß nur die kleine Zahl der Eingeweihten ihre oft gezwungen aufgeschwellten Bücher zu bewältigen vermochte. Doch das Leben wartete nicht auf ihre Erläuterungen; es drängte in allen Richtungen mit Eilschritten vorwärts. Selbst die Werke encyklopädischer Fassung konnten die alphabetische Anordnung nicht ferner festhalten, wenn sie ihm nicht nachhinken wollten. Das Tages-Interesse mußte für die Aufeinanderfolge der Besprechungs-Gegenstände bedingend werden. In diesem Sinne war bei der Redaktion des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons der Plan für ein neues Lexikon der Gegenwart schon vor der Februar-Revolution entworfen. Diese unterbrach mit ihren Umwälzungen die Eröffnung der Herausgabe. Mit anderen Ueberlieferungen einer plötzlich abgebrochenen Zeit fiel auch hier die beabsichtigte Ausführung der Vergangenheit anheim. Eine neue Gestaltung wurde für das Buch gewonnen. Die „G e g e n w a r t" ist bestimmt, eine, wenn nicht historische, doch perspectivische Uebersicht der Fragen und Entwicklungen unserer Zeit, ihrer Vermittlungen, Strebungen, Kämpfe, Siege — und ihrer Niederlagen zu gewähren. Ob das Werk ein „Conversations-Lexikon" ist? Unseres Erachtens nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, wornach man früher derartige Werke behandelte. Während jedoch die einzelnen Fragen mit erschöpfender Umsicht, nicht nur zum Zwecke oberflächlichen Ueberblickes, behandelt sind, behielt es den Vorzug besonders der früheren Auflagen seines Mutterwerkes, des Conversations-Lexikons, die Interessen der Zeit in gewandter Form auch wahrhaft interessant, einer allgemeinen Weltbildung angepaßt darzustellen. Nur einige Bemerkungen zu den hervorragendsten Arbeiten des Buches seien gegeben.

Von der Revolution geboren, oder doch in ihrer jetzigen Gestalt bedingt, nimmt die „G e g e n w a r t" ihren Ausgang von daher. „Die französische Revolution vom Februar 1848" erfüllt das erste Heft. Allerdings konnte diese Darstellung im Wesentlichen nur die äußeren Züge des großen Ereignisses geben. In der unbefangenen Frische ihrer, jedenfalls aus persönlicher Anschauung geflossenen Darlegung entwickelt sich jedoch gleichzeitig ein so klarer Pragmatismus des Geschichtsganges, daß dieselbe den besten historisch-publicistischen Arbeiten an die Seite gesetzt zu werden verdient. „Die socialen Bewegungen unserer Gegenwart" führen uns im folgenden Hefte in das innere Getriebe der heutigen Geschichts-Bedingungen und ihrer politischen Offenbarungen ein, besonders auch dadurch, daß sie in einer „Abhandlung über den Socialismus und Communismus in Frankreich" von derselben Hand ihre specielle Anwendung finden. Dadurch baut sich die Brücke näheren Verständnisses und Erkenntnisses des Pragmatismus des „Pariser Straßenkampfes vom Juni 1848" (im 4. Hefte.) In Bezug auf die Interessen des deutschen Vaterlandes ist der Weg gegenseitiger Ergänzung der einzelnen Darlegungen ebenfalls angebahnt. „Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde" scheint den materiellen Grund für die nachfolgenden hieher gehörigen Arbeiten legen zu sollen. Sie ist rein statistischen Charakters, und

*) Beide Werke wurden ausführlich und mit Würdigung ihres Verdienstes in der „Wiener-Zeitschrift" besprochen. D. R.

eine minder äußerliche Behandlung wäre ihr zu wünschen gewesen. Dagegen sind die Erörterungen über das „volksthümliche Heerwesen" — von einem sachkundigen Vertheidiger desselben —, über „den christlichen Staat," so wie über „Staatsdienst und Staatsdiener" vortreffliche Gruppirungen dessen, was in diesen Fragen für die praktischen Bedürfnisse unserer Zeit vorzugsweise wissenswerth erscheint. Auf die deutschen Einzelstaaten geht bis jetzt nur Eine Arbeit ein: „Baiern und sein König Ludwig." Ohne deren Verfasser eine genaue Kenntniß der Zustände und Mißzustände dieses Abschnitts der baierischen Geschichte absprechen zu wollen, ist doch die Behandlungsform jedenfalls nicht dem Geiste des Programmes der „Gegenwart" angemessen, welches „inmitten der Stürme und Leidenschaften des Tages die tiefere und gerechte Beurtheilung der Parteien und Persönlichkeiten" gesichert wissen will. Für eines der nächsten Hefte sind würtembergische Zustände seit dem Beginne der konstitutionellen Regierung versprochen — eine eben so schwierige als interessante Aufgabe. Schließlich erwähnen wir unter den ausgezeichneteren Arbeiten nur noch die Besprechung der „geographisch-politischen Weltlage Italiens," die Erörterung über „die preußischen Ostprovinzen und ihre Weltstellung" — eine mit umfassendster Berücksichtigung der publicistisch und politisch wichtigen Momente dieser Frage geschriebene Abhandlung — so wie eine Uebersicht der letzten Kriegsjahre im Kaukosus seit dem Auftreten Schamil's. Indem deren Verfasser seine leichtgewandten Darstellungen in vielen Punkten auf Fr. Bodenstedt's „Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen" gründet, darf man verwundert fragen, warum er gerade dieses Buch mit beiläufigen Bemerkungen angreift, obgleich ohne Namen und Titel zu nennen. Es sind dies kleinliche Plänkeleien, welche unseres Erachtens weder hieher gehören, noch überhaupt in eine frei sich bewegende Literatur hinüber geschleppt werden sollten.

Schon dieser flüchtige Ueberblick des wesentlichen Inhaltes der ersten Hefte der „Gegenwart" erweis't, daß die Redaktion und ihre Mitarbeiter treulich dem Ziele nachstrebten, eine Uebersicht der Erscheinungen im Leben, in der Kunst und Wissenschaft zu geben, und in gedankenreicher Behandlung des Stoffes den Entwicklungsgang der Zeit im Ganzen und Großen zu zeichnen. Schreitet das Werk auf der eingeschlagenen Bahn fort, wie es bis jetzt, bis zum 14. Hefte gethan, so wird es zu einer der bedeutsamsten literarischen Erscheinungen heranreifen. Es wird den Zeitgenossen zum vollen Verständnisse ihrer Welt fast unentbehrlich sein, dem Geschichtsforscher dereinst als reichster Quell einer geordneten Anschauung unserer chaotisch erregten Epoche dienen.

Wiener-Signale.

Herr von Schmerling soll mit den wichtigsten Depeschen, bezüglich der deutschen Frage, selbst nach Ollmütz gereis't sein. —

Noch immer finden hie und da Waffenablieferungen Statt. Es dürfte jetzt wirklich nur eine sehr geringe Anzahl von versteckten Waffen mehr vorhanden sein. —

Die bekannte talentvolle Schauspielerin Weißbach ist Braut. — Herr Mittell, Schauspieler im Theater an der Wien, soll der Gemahl der geschätzten Künstlerin werden. —

Der Tag der allgemeinen Losung zum Militär für Niederösterreich ist am 5. März gefallen. Ende Aprils werden die Rekrutirungen allenthalben in allen Provinzen beendet sein. —

Mit Vergnügen tragen wir unseren Lesern, die in mehreren Zeitschriften enthaltene Nachricht nach, daß Herr Wilte Beck, der bekannte Künstler und Schriftsteller bereits aus seiner Haft entlassen ist. —

Die ehemaligen Hofkammer-, nun Finanzministeriums-Conceptspraktikanten sollen den Namen, Charakter und Gehalt von Beamten erhalten haben. —

Am Faschingmontag wird im Sofienbadsaale der Slavenball Statt finden. — Der Slavenball war im vorigen Jahre unbestritten der schönste und prachtvollste Ball in Wien. Noch mehr hob ihn der Glanz der slavischen, charakteristischen Kostümes, welche übrigens heuer nicht zu sehen sein werden. — Ueberhaupt dürfte er in diesem Jahre seinem früheren Rufe schwerlich entsprechen. —

Man will von Ollmütz Nachricht erhalten haben, daß Seine Majestät der Kaiser erst in Mitte Juni nach Wien kommen, und bis dahin auch der Belagerungszustand dauern soll. — Wir wollen dieser Nachricht, im Interesse Wien's, noch keinen Glauben schenken. —

Großen Unwillen erregt die Freimüthigkeit der österreichischen allgemeinen Zeitung bei gewissen Personen, die durchaus jeden noch so leisen Widerspruch als revolutionär darstellen. — Herr von Schwarzer hat als Redakteur übrigens zu viel Takt, um nicht zu fühlen, wie in den jetzigen Verhältnissen die Grenze des Tadels gezogen ist. —

Die Experimente mit dem sogenannten Collodium, der in Schwefeläther aufgelösten Schießbaumwolle zeigen die erfreulichsten Resultate in der Heilkunde. Hoffentlich wird sich der Werth dieser Erfindung in der Folge der Zeit noch steigern. —

Das Jahr 1848 hat mit Belagerungszuständen geendet, aber 1849 auch wieder mit solchen begonnen. Krakau war im April, Neapel im Mai, Prag im Juni, Paris im Juli, Mailand im August, Frankfurt im September, Wien im Oktober, Berlin und Lemberg im November, Pesth und Ungarn im December 1848 und Galizien im Jänner, Bielitz im Februar 1849 in Belagerungszustand erklärt.

Um die verschiedenen Veränderungen, welche unserer Armee in Bezug auf Montur bevorstehen, einzuleiten, wurde eine eigene Montirungs-Commission gegründet. —

Provinz-Signale.

Wie man vernimmt, haben die Versuche, mittelst Luftballons Venedig zu beschießen, in so fern kein günstiges Resultat gehabt, als die zu große Entfernung Venedigs vom nächst wählbaren Steigungspunkte des Ballons dessen Leitung durch Seile unmöglich macht.

Prag. Der jüngste Erlaß des Ministeriums bezüglich des Uebertrittes zu einem andern Glaubensbekenntnisse, soll bereits 40 Schuhmachermeister in der Prager Vorstadt Smichow veranlaßt haben, dem Pfarrer in Smichow die Verständigung zu ertheilen, daß sie gesonnen sind, zum Deutsch-Katholicismus überzutreten. —

Aus der Zeit.

Man hat an der südöstlichen Spitze von Borneo einen der seltensten Diamanten, im Gewichte von 104 Karat, gefunden. Er ist vom reinsten Wasser und der regelmäßigsten Krystallisation. Der Sultan von Borneo hat denselben für — eine Bitte erworben, der man, wenn man das Leben liebt, nachgeben muß.

„Erfahrungen aus dem Frauenleben. Gedanken über weibliche Bestimmung und Bildung, über Mutterpflicht und Erziehung." von Sophie v. Scherer, ist der Titel eines dreibändigen Werkes, welches kürzlich bei Kienreich in Gratz erschien und seines Inhaltes nach, würdig ist, beachtet zu werden. Vorläufig nur diese einfache Anzeige, in Kurzem folgt eine ausführlichere Besprechung dieses trefflichen Werkes.

Konversations-Saal.

Der wiedererwachte Todte. Vor einigen Wochen wor der Bursche aus einem Pachthofe von St. Aignan zu einem benachbarten Landmann gesandt; ein Felsstück, welches auf seinem Pfade dorthin herabfiel, beschädigte ihn sehr am Kopfe, obgleich man keine äußere Wunde sah; bewußtlos word er von einigen Bauern, die dort vorüberkamen, nach Hause geschafft und dann ein Chirurg herbeigeholt. Nach wenigen Tagen mußte die Procedur des Trepanirens angewendet werden. Der arme Schelm ertrug die schmerzvolle Operation mit großem Muthe, aber er war darnach unbeschreiblich matt, und hatte durchaus den Gebrauch der Sprache verloren, und von Augenblick zu Augenblick schienen seine Lebensgeister mehr zu erlöschen; nach drei Tagen verschied er, und man benachrichtigte seine Aeltern von diesem Trauerfall. Man machte die Anstalten zu seiner Beerdigung Der Leichnam wurde in einen kleinen Wagenschoppen neben dem Stall geschafft und der Knecht des Pachthofes sollte, wenn er die Pferde besorgt hatte, dort schlafen. Aber er unterließ das; seine Natur sträubte sich dagegen, er wickelte sich in seinen Mantel, setzt sich in die Stallthür und schlief bald fest ein. Als der Tag dämmerte, erwachte er indeß wieder und schritt in den Stall, um seine Pfeife und Tobak zu holen. Zu seinem grenzenlosen Schrecken aber gewahrte er, wie eine menschliche Gestalt auf seinem Bette lag. Er zündete die Laterne an, es war — der Todte. — Er brachte das ganze Haus in Allarm und das Räthsel ward bald gelöst. Der Bursche war aus seiner Lethargie wieder zum Leben erwacht, war sich seiner Lage bewußt geworden, wollte in das Haus gehen, da versagte ihm die Kraft, er erreichte das Lager des Knechtes. — Von diesem Moment an besserte es sich mit seiner Gesundheit und man hofft, ihn bald hergestellt zu sehen.

Inserate.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Donnerstag den 15. Februar 1849. | № 32. | Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Spanische Rache.

Novelle.

(Fortsetzung).

3.

Aber in dieser Nacht konnte er dem Zauber, der dieß Wachen des Krieges und der Liebe zugleich umfloß, unmöglich widerstehen. Er bemerkte, daß die Blicke der schönen Dolores öfters länger auf ihm verweilten und glaubte einen Ausdruck darin zu finden, welcher die Schläge seines Herzens verdoppelte. Als er nun sah, wie sie plötzlich aufsprang, zu ihren Waffen eilte und gleich dem muthigsten Krieger der Gefahr entgegen sah, da stieg seine Bewunderung. Aber als Dolores nach kurzem Lauschen wieder auf den feuchten Boden zurücksank, ihr müdes Haupt an den Eichstamm lehnte, um Ruhe und Schlaf zu suchen, als er das holde Wesen in dem ganzen Zauber jungfräulicher Schöne vor sich sah, da konnte er seine Lippen nicht länger geschlossen halten, glühend in reiner Liebe lispelte er zu dem Mädchen:

„Dolores, erlaubst Du, daß ich bei Deinem Vater um Dich werbe? Willst Du es wohl?"

Dolores erbebte, öffnete ihre Augen, heftete einen langen Blick auf den Blick des Jünglings, fühlte dann glühende Röthe von der Stirne herab über ihr Antlitz sich verbreiten, lächelte traurig, reichte Joaquin sanft ihre Hand und lispelte: „Ich will es!"

„O, ich Glücklicher!" schrie Joaqin freudig auf, rannte zu dem Baum, an welchen Munoz sich lehnte und wollte eben seine Werbung vortragen, als Dolores abermals seine Hand ergriff und leise zu ihm sprach:

„Höre mich Joaqin, und antworte mir als ein edler Castilianer: Versprichst Du mir, niemals Begnadigung anzunehmen."

„Ich verspreche es, ich schwöre es bei Dir!"

Dolores Brauen zogen sich düster zusammen. „Keinen solchen Schwur verlange ich," sprach sie, „ich will ein Wort des Mannes; ein Schwur im Namen der Liebe kann dem Vaterlande keinen Trost geben."

„Wohlan, so schwöre ich bei dem Vaterland selbst, bei diesem Vaterland, das ich anbete, dessen Fahnen ich mich anschloß, bevor ich Dich, Dolores, kannte!"

Die Stirne des Mädchens heiterte sich auf, ihr Mund lächelte ihm und sprach: „Ich glaube Dir, aber Eins mußt Du mir noch versprechen, Eins noch erbitte ich von Dir: versprich mir, niemals den Mann, welchen der Despot von Europa uns aufdringen will, anzuerkennen, und bis zum Grab für unsern König Ferdinand VII. zu fechten: Willst Du es?"

„Ich schwöre es!" rief Joaqin, „o, besorge nicht, daß Du an einen Mann Dich knüpfest, der Deiner unwürdig, Dich nicht begreifen könne! Vaterland und Ehre sind meine beiden Idole, und Du bist neben diesen Heiligthümern das dritte in meinem Herzen!"

Des Mädchens Augen füllten sich mit Thränen, sie liebte Joaquin, sie liebte ihn mit wahrer inniger Liebe! Oft hatte sie, ohne daß er es bemerkte, den Säbel eines Feindes von seinem Haupte abgewendet, in manchem heißen Kampfe ihm zum Schilde gedient, ohne daran zu denken, daß sie ihr eigenes Leben Preis gab.

Kann man anders lieben? Welches weibliche Wesen würde nicht für den Gegenstand ihrer Liebe ihr Blut und ihr Leben mit Freuden opfern? Kein Opfer ist es ihr, nein, ein Genuß, ein Glück! In dieser Selbstverläugnung der Frauen beruhen gerade ihre heiligsten, süßesten, seligsten Empfindungen, ihr Himmel auf Erden. Wie gern entsagten sie für den Gegenstand ihrer Liebe allen ihren Neigungen, ihren sonstigen Genüssen, Wünschen und Freuden; wie gern entfernen sie Alles, was ihn stören, schmerzen oder verletzen könnte! Ach, selbst ihr Blut, ihr Leben widmen sie mit Begeisterung dem Glücklichen, welchem sie ganz angehören, welchen sie lieben. Dann erst genießen sie die wahre Seligkeit der Engel! Alles für ihn, nichts für sich selbst als die Freude, ihn zu sehen, die Wonne, ihn zu lieben, und sich von ihm geliebt zu wissen! Darüber hinaus ist alles Andere nur Lüge. Die Frau, welche nicht Sklavin des Mannes ist, den zu lieben sie vorgibt, hat ihn nie geliebt.

Dolores empfand bei Annäherung dieses Bekenntnisses des edlen Herzens, welches sie liebe, eine jener freudigen Aufwallungen, jener tiefen herzinnigen Entzückungen, welche stets als heilige Erinnerungen in jedem wohlgebornen Herzen haften.

„Ja, Joaquin!" sprach sie, auf seinen Arm sich stützend, „ja, gehen wir zu meinem Vater!"

Hand in Hand wandelten sie dahin und fanden Munoz tief versenkt in ein Meer von Betrachtungen. Fernhin durch die Ebene schweiften seine Blicke und zählten die Wachtfeuer der feindlichen Schaaren. Das Geräusch der Tritte der beiden Ankommenden erschreckte ihn, behend fuhr er auf und wollte nach den Waffen greifen; aber er hatte nicht Zeit dazu, schon umschlangen ihn Dolores Arme.

„Vater," sprach sie, „Joaquin erscheint mit mir, um Dich zu bitten, daß Du ihn zum Sohne annehmen möchtest — willst Du es wohl?"

Und das junge Mädchen hing sich noch inniger an seinen Hals und preßte ihr Herz an das seinige und barg ihr Antlitz an seiner Brust, damit er die Röthe ihrer Wangen nicht sähe, welche das Wachtfeuer so wundervoll beleuchtete.

Munoz lächelte bei ihrer bebenden und doch hastigen Anrede. Wie willkommen war ihm diese Verbindung! Der junge Mann war reich, seiner Tochter hatte er auch eine hübsche Mitgift bestimmt, beide waren jung und schön, sie liebten sich. Was konnte ein Vater noch von der Vorsehung verlangen? Er drückte Joaquins Hand zum Zeichen der Einwilligung, und umarmte seine Tochter, indem er ihr sagte: „Sei glücklich, mein theueres Kind, ich segne Dich!"

4.

Kurze Zeit nach dieser nächtlichen Verlobung im Walde wurden die Franzosen von Wellington zurückgeschlagen. San Pedro war bis dahin durch seine Lage von jedem feindlichen Besuche befreit geblieben, bei der Kunde von dem schleunigen Rückzuge der verhaßten Feinde fühlte man sich daselbst doppelt sicher, weil vorauszusetzen war, daß die Franzosen jetzt mehr als jemals vor den Gefahren der Vereinzelung auf Nebenwegen sich hüten würden. —

Munoz benützte diesen Augenblick der Ruhe, um Joaquin und Dolores zu vermählen. Die Hochzeit wurde zu San Pedro gefeiert, unbeschreiblich war das Jubeln dieser Weinbauern; denn alle verehrten in Munoz ihren Anführer und in Dolores ihren Engel.

Den Einen hatte sie bei einer schweren Krankheit schwesterlich gewartet, dem Andern die im Kampfe erhaltenen Wunden verbunden, einem Dritten in mancher Noth mild beigestanden. Als wenn ein solches weibliches Wesen unter einer bisher unbekannten Ferne sich vervielfältigen sollte, so wurde sie nun die Beschützerin Derjenigen, welche bis dahin sie selbst vertheidigt hatten.

Allein nach der Hochzeit änderte Dolores ihre ganze Lebensweise, sie ging nicht mehr in die Sierra, sie blieb zu Hause und pflegte mit größter Sorgfalt eine alte lahme Großmutter, welche seit mehren Monaten das Bett hüten mußte. Bald mehrten sich die weiblichen Pflichten der guten Dolores, sie wurde Mutter; sie umarmte ihren Sohn und eine Thräne fiel auf die Stirn des Neugebornen.

„Armes Kind!“ seufzte die junge Mutter, „möge Dich der liebe Gott nicht als Sklave in Deinem eignen Vaterlande geboren worden sein lassen.“

Bisher hatte Dolores ein sehr bewegtes Leben geführt, aber mit Ausnahme der Gefangenschaft ihres Königs und Herrn, welchen sie als einen von Gott ihrem Volke gesandten Vater verehrte, hatte kein eigentliches Unglück sie betroffen. Alle Wechsel und Erschütterungen waren für sie beinahe eine Art von Glück gewesen; aber der Augenblick nahete jetzt, in welchem die Stunde der Schmerzen mit Todesglocken und schauerlichen Klängen ihrem Ohre ertönen sollte.

Das Heer von Massena zog sich, von Wellington gedrängt, wieder nach Spanien zurück. Die Franzosen sahen sich unter der Führung eines Mannes, der seiner selbst nicht mehr Herr war, und wurden auf eine schauerliche Weise von dem Feldherren hingeopfert, welcher so lange den prunkenden Titel eines geliebten Sohnes des Sieges geführt hatte. — Beim Einrücken in Spanien zerstreuten sich ganze Armeekorps, welche seit einem Jahre alle Lebensmittel und die unumgänglichsten Dinge entbehrt hatten, von der Heerstraße ab nach allen Seiten hin und begingen überall die fürchterlichsten Ausschweifungen.

Munoz hatte Lanze und Dolch längst bei Seite gestellt, um das ruhige Glück eines Familienhauptes zu genießen. Jetzt sah er sich plötzlich wieder aus seiner süßen Ruhe aufgeschreckt und begriff, daß die Stunde des Friedens für Spanien noch nicht geschlagen und Spaniens Erde des Blutes noch nicht genug getrunken habe. Er berief seine ganze Schaar und seine Söhne, vertraute die Vertheidigung von San Pedro seinen Aeltesten und Joaquin, umarmte seine Tochter, drückte den Enkel an's Herz und zog dann in die Sierra, um dem französischen Regimente den Uebergang streitig zu machen, welches zur Zerstörung von San Pedro eilig heranzog. — —

Einige Tage später kamen von jener ganzen Schaar etliche und zwanzig Mann in wilder Flucht nach San Pedro zurück.

Sie bildeten den ganzen Rest von Munoz Schaar — Einhundert und dreißig Mann waren in der engen Schlucht gefallen, wo der Unglückliche, aus Mangel an militärischen Kenntnissen in ein blutiges Treffen sie verwickelt hatte. Ach! Was nützt ein tapferes Herz und ein Wille eiserner als der Wille des Tapfersten, was nützt ein Muth, der, die Zahl der Feinde nicht ermessend, immer nur vorwärts dringt!

Zuerst von allen war Munoz sterbend hingesunken! Seine beiden Söhne waren ihm in's Grab gefolgt, — der jüngste tödtlich verwundet. Dieser hatte noch gerade Kraft genug übrig behalten, um bis zur Schwester zu gelangen, den letzten Segen des Vaters ihr zu bringen und seinen Befehl an Joaquin, den Rest der Tapfern gegen den Feind zu führen, von seinen Fehlern sich zu hüten, und das Kampfglück mit aller Klugheit wieder herzustellen.

Mit dem letzten Wort war auch seine Seele entflohen; es war den Hinterbliebenen, als hätte der Allmächtige ihm grade so viel Kraft noch gelassen, damit er seine heilig übernommene Botschaft vollziehen, des sterbenden Vaters Segen seinen Kindern überbringen könnte.

Dolores starrte des Bruders blutige Leiche zu ihren Füßen an, weinen konnte sie noch nicht, sie war einer jener furchtbaren inneren Erstarrungen verfallen, welche zum Glück niemals lange anhalten, weil sie bei längerer Dauer unfehlbar tödten würden. —

Diese blauen und eisigen Lippen, welche so eben für immer sich geschlossen, hatten ihr den Tod des Vaters und der Brüder verkündet, ihr eigenes Lebewohl sterbend gemurmelt! Der Unglückseligen brach das Herz. Mit den starren, bebenden Händen griff sie nach den Kopf, ob ihre glühenden Augen keine Thränen hätten; sie waren trocken! — „Mein Gott,“ stöhnte sie, „mein guter Gott! laß mich weinen, schenke mir eine Thräne, bevor ich sterben muß.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Skizzen aus der Zeit des französischen Kaiserreiches.

I.

Der geprellte Banquier.

Der Marschall Herzog von R. brauchte Geld. Er ging daher zum Banquier P., dessen Gönner er spielte und klagte ihm, daß die Auszahlung seiner Einkünfte sich auf eine Art verzögere, die ihm gewaltig genirte.

Der Banquier schien Anfangs nicht zu verstehen, was der Marschall wollte, bezeugte sein aufrichtiges Bedauern, entfernte sich dann einen Augenblick und kam mit einem Portefeuille zurück, das 30,000 Franken in Bankbillete enthielt, die er dem Marschalle, bis dessen Gelder eingekommen sein würden, anbot. Letzterer dankte sehr und versprach, die Summe in kurzer Frist zurückzugeben; da er aber eigentlich nichts wiederbezahlen wollte, redete er bei Napoleon dem gefälligen Banquier einstlich das Wort. Der Kaiser lachte ihm aber ins Gesicht und verbot ihm, je wieder von dieser Sache zu sprechen.

Der Bittsteller war indeß ein hartnäckiger Mann, der seinem Gönner wohl zwanzig Visiten wöchentlich machte und da ihm dieser 30,000 Franken schuldig war, so fürchtete er nicht, lästig zu sein. Der Marschall dagegen hielt den Banquier mit schönen Worten hin, erwiederte seine Besuche und fand ihn im Besitze einer reizenden Frau. In der That war Madame P. eine der vollkommensten Frauen von Paris: Jugend, Geist, Frische, Anmuth, Schönheit, nichts fehlte ihr. Der Marschall machte sich nun zum Hausfreunde; aber seine Mühe war vergebens, wenigstens bei Madame; die Festung konnte nicht mehr genommen werden, weil sie es schon war. Sofort nahm der Marschall zu einer etwas kühnen Kriegslist seine Zuflucht, die ihm aber glückte. Er hatte nämlich bemerkt, daß die schönen Augen, die ihn gleichgültig betrachteten, mit unbeschreiblicher Güte auf den General F... S .. blickten. Der Plan des Herzogs von R. war bald fertig.

„Bester Freund,“ begann er eines Tages, „der Kaiser hat Sie zum Generalschatzmeister an die Stelle des Grafen Estève ernannt, dessen Narrheit täglich zunimmt.“

„Lassen Sie sich umarmen, bester Marschall; Sie sehen in mir den glücklichsten Sterblichen. — Ich will sogleich mein Costume bestellen — — nicht wahr, der Mantel ist gold, mit Silber gestickt — — und wann werde ich den Eid leisten?“

Der Marschall, die Folgen dieser Freude und dieses Eifers fürchtend, erwiederte: „Für den Augenblick müssen Sie sich mäßigen; ohne Zweifel sind Sie Generalschatzmeister, aber unter einer Bedingung.“

„Welche ist das, wenn ich bitten darf? Sobald ich sie weiß, werde ich sie erfüllen.“

„Sie ist aber so besonderer Art, so grausam — bester Freund, ich habe nicht den Muth, sie auszusprechen.“

„Sprechen Sie nur; was kann es am Ende sein? Generalschatzmeister! — das überwiegt Alles. Also die so grausame Bedingung?“

„Nicht Sie erhalten eigentlich das Amt, obgleich Sie es verwalten werden sondern der Kaiser begnadigte damit Ihre Frau — er spricht von ihr mit einem Enthusiasmus — — —“

„So so — zum Teufel! das ist fatal! Ich mag nicht Generalschatzmeister sein. — Gleichwohl ist das Costüm herrlich, nicht wahr?“

„O! prachtvoll, und es würde Ihnen zum Entzücken stehen.“

„Sie haben Recht, Marschall; allein der Kaiser bestimmt einen Preis für seine Gnade ...“

„Willigten Sie darein, ja würde, denke ich, die Gunst des Souverains noch weiter gehen und das große Band der Ehrenlegion dürfte nicht lange auf sich warten lassen.“

„Das große Band der Ehrenlegion? Marschall!“

„Ja, das große Band, ungerechnet noch die Beweise von Achtung, die Sie in Gegenwart des Hofes erhalten würden. Herr P., Sie haben Herz, Gefühl

und sind Philosoph. Uebrigens bedenken Sie, daß es der Kaiser ist und zählen die Menge der klugen Männer, die auch nichts gesehen haben. Es waren Leute von gesundem Verstande; machen Sie es auch so und man wird eifersüchtig auf Sie sein."

Der Banquier war schon halb überwunden, als der Marschall, dies errathend, hinzufügte: „Wie ich Ihnen sagen muß, sieht der Kaiser mit eifersüchtigem Auge den General S... F... Ihrer Frau den Hof machen."

„Das mißfällt mir auch; ich werde ihn ersuchen, wegzubleiben."

„Sie werden wohl daran thun: handeln Sie aber in Ihrem Namen, der Kaiser liebt das Geheimniß."

Nach diesem Wink entfernte sich der Marschall. P. ging ungesäumt zu seiner Frau und erklärte ihr ohne Umstände, daß die Besuche des Generals ihm, als dem Hausherrn, außerdem einem wahren, väterlichen Freunde und endlich — Napoleon selbst mißfielen.

„Dem Kaiser!" rief die Frau außer sich.

„Ja, dem Kaiser und kann ich dafür, wenn Sie die Aufmerksamkeit Seiner Majestät gefesselt haben?"

Im Grunde war Madame P. nicht mehr werth, wie ihr Gatte, und was sie eben gehört, war daher nicht umsonst gesprochen. In ihrem Kopfe kreuzten sich tausend ehrgeizige Entwürfe und da Offenheit eine schöne Sache ist, erzählte sie Alles, was vorging, dem General F... S... Dieser, voller Respect für seinen erlauchten Herrn, blieb mit den Beweisen seiner Ergebenheit nicht zurück und wußte es so einzurichten, daß sein Bruch mit der P. Aufsehen machte.

Unterdessen sagte der Banquier seiner Frau, daß der Marschall den vertrauten Auftrag erhalten, sie am Hofe vorzustellen, an dem Hofe, welcher Gegenstand ihrer heißesten Wünsche war, und den sie bisher nur gesehen hatte, wenn er an Festtagen vorüber zog.

Die dem Marschall anvertraute Mission änderte die Gesinnung von Madame in Bezug auf den edlen Krieger; kurz, sie machte ihn zum Nachfolger des Generals F... S..., um seiner Verwendung sicher zu sein; allein kaum hatte er sein Glück einige Zeit genossen, als er vom Kaiser plötzlich Befehl erhielt, sich nach Spanien zu begeben. Er reiste ab und überließ es dem Schicksale, die höchst verwickelte Intrigue zu entwirren.

Der Banquier, verlegen über die übereilte Abreise des Marschalls und ungeduldig, das Abenteuer beendigt zu sehen, beschloß einen Hauptstreich zu wagen. Zu diesem Zwecke ließ er durch den Großmarschall des Palastes um eine geheime Audienz bei dem Kaiser bitten, die ihm nach vielem Zögern auch bewilligt wurde. Der Banquier sah sich endlich im Kabinet des Kaisers.

„Was ist Ihr Anbringen?" fragte Napoleon mit seinem gewöhnlichem Ernste.

„Sire, ich wollte Ew. Majestät an das unterthänige Gesuch erinnern, das der Marschall von N. Ihnen in meinem Namen überreicht hat."

„Sie wünschen eine Anstellung an meinem Hofe; für den Augenblick ist aber keine erledigt."

„Ew. Majestät haben mir aber Hoffnung gemacht, mich zum Generalschatzmeister zu ernennen."

„Dies Amt ist nicht vacant; auch bin ich mit dem Inhaber desselben zufrieden."

„Ach! Sire, meine Frau wird untröstlich sein über den Verlust unserer Hoffnungen."

„Das thut mir leid."

„Sie hat so viel Respect für den Kaiser."

„Ich bin dafür sehr verbunden."

„Und, um es zu gestehen, sie liebt ihn so sehr."

„Herr P.," erwiederte Napoleon, „so lange ich regiere, werden Aemter und Würden nicht der Preis dessen sein, was Sie mir zu verstehen geben; Sie sind sehr kühn!"

„Sire, der Marschall sagte mir — —"

„Was? — Sprechen Sie gefälligst."

Der Ton des Kaisers, sein Feuerblick schüchterten den armen Mann zwar ein, gleichwohl erzählte er stammelnd, was wir schon wissen.

„Gehen Sie, mein Herr," antwortete Napoleon, „und verlangen vom Marschall die Stelle als Schatzmeister seiner Ersparnisse." — Damit wandte ihm der Kaiser den Rücken. Man denke sich die Beschämung und den Zorn des Betrogenen! Halb todt kam er nach Hause und machte seiner Frau schreckliche Vorwürfe, welche diese aber ruhig anhörte und am Ende darauf erwiederte: „Beklagen Sie sich ja nicht, wenn ich Ihnen rathen soll! Sie wollten mich dem Herrn verkaufen und ich überließ mich dem Diener: wer von uns Beiden war der Strafbarste? Machen Sie ein Aufsehen: denn dringen Sie mich auf's Aeußerste, so schreibe ich dem Marschall, der sofort einen seiner Adjutanten als Stellvertreter schicken wird und dann Gnade Ihnen Gott."

Seitdem gab es in Paris kein besseres Ehepaar.

Einige Zeit nachher sprach der Kaiser zum General F... S... „Ich bin Ihnen verbunden, daß Sie schon vor meinem Namen das Feld räumen; dieser Beweis von Respect gefällt mir, und an Ihrer Stelle wäre ich dessen nicht fähig gewesen."

„Sire, weil Sie nicht dazu geschaffen sind, je mein Unterthan zu sein."

„Sie haben Recht, General; Gott bestimmte mich von Ewigkeit her zu Ihrem Vorgesetzten und Sie zu dem, was Sie sind."

Diese Antwort entzückte den General, worüber der Kaiser aber entrüstet wurde und es auch nicht verbarg. Als indeß bald darauf ein bedeutendes Amt erledigt wurde, so gab dies Napoleon, trotz Titeln, Rechten und mächtigen Empfehlungen derer, die darum anhielten, dem Grafen F... S..., der kein Recht darauf hatte und auch von Niemand unterstützt wurde.

Wien.

K. K. Hof- und Nationaltheater.

Am 13. Februar zum ersten Male: „Das Urbild des Tartüffe." Von Gutzkow.

Gutzkow kennt die dramatischen Effekte und Pointen; Gutzkow ist auch geistvoll genug, um mehr als leere Ideen im Dialoge zu geben. Die kritische ätzende Schärfe dieses Mannes läßt es nicht zu, daß er das Gefühl, den Effekt, die Leidenschaft in seinen dramatischen Werken glücklich ausbeutet; umsomehr aber gelingt ihm die feine Satyre, der elegante Spott; um so besser aber versteht er die zersetzende Sonde der Kritik an das Leben zu setzen. Wenn ihm die Poesie entschlüpft, so bleibt ihm die Grazie des Salons, die unwiderstehliche Ironie über die menschlichen Schwächen! Wer diese Worte verstehen will, wird es auch verstehen, daß Richard Savage" und der „dreizehnte November" verunglücken mußten, während das „Urbild des Tartüffe" gerechten Anspruch auf Beifall machen kann.

„Das Urbild des Tartüffe" hat für die vielen langen Akte wenig dramatischen Stoff, wenig Effekt und Wendepunkte, Verwicklungen und Situationen. Um so besser hat der Verfasser aber die vorhandenen gesetzt, verbunden und für die Bühnendarstellung und Charakteristik zu benützen gewußt. Mit einem scharfen, bühnlichen Auge hat der Verfasser das Rüstwerk des Stückes auf eine unvergleichlich schöne und gleichmäßige Weise aufgebaut, und auch in der lebendigen Charakteristik der Figuren einen kühnen gelungenen Griff ins Leben gethan. Die Mache des Stückes ist so fein und zierlich, daß man die Unwahrscheinlichkeiten, die in den Situationen und Figurenzeichnungen oft offen darliegen, wohl vermischt bemerkt, dieselben aber dem Dichter in einer so liebenswürdigen Form gern verzeiht.

Ich glaube den freundlichen Lesern das Sujet des Stückes nicht wiedererzählen zu müssen, da es vor nicht langer Zeit im Nationaltheater an der Wien schon in Scene ging und dem Publikum bekannt wurde.

Aus eben diesem Grunde vermeide ich eine Detailkritik.

Was die Darstellung anbelangt, so gibt die wiederholte Aufführung dieses Tartüffe Anlaß zu Vergleichen, die wir im Interesse der Hofbühne nicht zu weit führen wollen.

Lußberger's „Tartüffe" am Theater an der Wien war ein sehr lebendig und scharf markirtes Bild, welches die Charakteristik der Rolle hie und da zu ihrem Vortheile auf die Spitze stellten, ohne sie zu übertreiben.

La Roche's „Tartüffe" wollte weniger scharf als fein markirt sein, und hatte große gelungene Momente neben sehr schwachen Stellen, wo Uebertreibung, die hier um so weher that, hervorblitzte. Ich erinnere an das ganz verfehlte groteske Hinausschreiten des in einen Türken verkleideten Tartüffe aus der Garderobe des Schauspiels, um nur eines Beispiels zu erwähnen. Ich ehre La Roche's großes Talent; aber mir ist die scharf und sehr lebendig markirte Darstellung Lußberger's dem Charakter des Stückes angemessener erschienen, als die im Ganzen zu feine, zu wenig effektreiche, wenn auch solidere Auffassung La Roche's.

Frl. Grafenberg als Armande gab eine ganz verunglückte Darstellung. Wir erinnern uns mit innigem Vergnügen an die schöne Auffassung dieser Rolle durch Fräulein Weißbach. Fräulein Grafenberg scheint wenig im Hoftheater gelernt zu haben; sie benahm sich auf den Brettern so unheimisch wie ein Stubenmädchen, das in schöne Kleider gesteckt im Salon die Dame spielen soll. — Kein feiner Anstand, kein gewähltes, geschmackvolles Kostüm, sondern überladener Firlefanz, der selbst durch die Kürze des ersten Kleides im Hoftheater unanständig erschien, keine noble Mimik, ein ewiges geistloses Hin- und Hertrippeln und Nicken! — Mein Gott! — Fräulein Grafenberg ist ein hübsches Mädchen; aber solche Rollen braucht sie aus diesem Grunde noch nicht zu spielen! —

Recht freundlich und liebenswürdig gestaltete Frau Koberwein ihre kleine Rolle, auch die Herren Herzfeld, Korner, Hörtel, Pistor, Arnsburg lösten ihre Aufgaben in verständiger Weise. — Herr Eduard Devrient als Ludwig XIV. war jeden Zoll — Gutzkow's Königsbild. — Er verband auf eine glückliche und effektreiche Weise die fürstliche Würde mit der Grazie und pikanten Nonchalance des französischen Lebemannes, und verdient von Seite der Kritik für seine sehr gelungene Darstellung warmes Lob. —

Herr Fichtner als Moliere spielte wie immer trefflich, und hätte gewiß seiner Rolle recht schöne Glanzpunkte abgewinnen können, wenn er sich mit derselben mehr vertraut gemacht, und nicht Beweise an den Tag gelegt hätte, daß er sie leider sehr wenig ein studiert! — Wie unangenehm berührt eine Nachlässigkeit dieser Art

bei solchen bedeutenden Talenten! — Herr Beckmann als Mathieu trug in frischer manchmal etwas zu lebendiger Farbe auf.

Herr Beckmann braucht sich nicht hervorzudrängen um gesehen zu werden; auch erscheint es unschicklich, in Gutzkow'schen Stücken zu improvisiren, und wenn es auch noch so unbedeutend wäre. —

Die Kostumes und die Dekorirung waren der Würde der Hofbühne angemessen. — Ernst Rafe.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor.

„Nabuccodonosor," Oper in 4 Akten von Temistocles Solera. Die Musik von Giuseppe Verdi.

Es war an einem Dienstag, gerade wie diesmal; aber jener Dienstag war näher, als 4. April 1843 bezeichnet, an welchem überglücklichen Tage Wien zum ersten Male eine Verdi'sche Erstlingsoper, natürlich den Nabucco und NB. noch in der Ursprache hörte. Eine mehr strenge, als sanfte Kritik ruht seit den langen 6 Jahren im Feuilleton eines nun selig entschlafenen Blattes, welches sein heiliges Schweigen wohl nie wieder brechen wird. Ein kritischer Rückblick belehrte uns, daß uns die Oper nichts weniger als gefallen habe. Wir reden in dem Aufsatze von keimendem und übersprudelndem Talente, von manchmal schöner, noch öfter aber unausstehlich lärmender Instrumentirung, von überflüssiger Modulation, und dagegen einem Mangel an gemüthlichen Melodien. Mag sein, daß wir damals Recht hatten, aber jedenfalls ist die Oper in der Fluth der gegenwärtigen wälschen Machwerke entweder besser geworden, oder unser Geschmack schlechter, denn man höre und staune. Dasselbe von uns vornehm ignorirte Werk gefiel uns diesmal über die Maßen, ja aus dem kalten Kritiker wären wir bald in einen Verdi-Enthusiasten überschnappt — doch sachte! wir haben auch Gründe für unser anscheinend regelloses Verfahren, denn erstens war die diesmalige Besetzung eine unstreitig bessere, als die ursprünglich italienische, ferner traten uns die bizarr erfundenen Tonformen nicht mehr so schroff, wie Anfangs entgegen sondern als alte liebgewordene Bekannte, durch oftes Anhören in der Oper selbst, wie auch in verschiedenen Militär- und Civil-Musikbanden. Man gewöhnt sich aber nur allzuleicht an das Mittelmäßige und findet am Ende auch ausgesprochen Schlechtes schön. Um noch einige Worte über die Besetzung zu sagen, so war diese, wie schon angedeutet, eine ausgezeichnete; namentlich gebührt der Frau van Hasselt die Palme, indem ihr trefflicher Vortrag diesmal von einer Stimme unterstützt wurde, die an ihre Glanzperiode erinnert. Staudigl scheint wirklich ein Bariton werden zu wollen. Je nun, wir haben nichts dagegen. Gegen Narrheit kämpfen Götter selbst vergebens! Draxler war brav wie immer, Fräul. Kronfuß und Herr Brandes machen sich immer vortheilhafter. —f—

K. K. priv. Carl-Theater.

Daß die mißfällige Aufnahme, welche Nestroy's Posse: „Schneider und Lady" schon am ersten Abende gefunden, nicht etwa von einer Minderzahl des Publikums ausging, beweist der Umstand, daß das Stück, nachdem es einige Male bei leeren Häusern über die Breter ging, bereits durch ein älteres ersetzt wurde. — Herr Nestroy wird aus diesem Unfalle die Lehre gezogen haben, daß man sich jetzt mit Späßen und Wortkombinationen allein nicht mehr begnügt, und daß man in Puncto Politicis vor Allem Gesinnung fordert; wer den feinen Tact besitzt, zwischen den Partheien versöhnend aufzutreten, der wird selten straucheln, wer der Parthei der Minderzahl huldigt, wird vor den Gegnern keine Gnade finden, wer aber mit allen Partheien liebäugelt und es mit keiner verderben will, der geht — von Allen verurtheilt, rettungslos unter. —

Ich kann es kaum glauben, daß Anschauungen, wie sie Nestroy in der obigen Posse ausgesprochen, seine innerste Ueberzeugung sind, wenn dieß aber wirklich der Fall sein sollte, und die Zukunft wird es beweisen, ich gestehe es ganz offen, dann ist Nestroy's Zeit vorüber, außerdem er müßte entgegengesetzte Ansichten heucheln, aber er müßte sich begnügen, vor leeren Bänken die Meinungen einer sehr kleinen Parthei zu vertreten. Wie diese Blätter jüngst berichteten, war in einem New-Yorker Blatte die Lüge zu lesen, daß Nestroy standrechtlich gerichtet worden sei; die Lüge ist zur Wahrheit geworden, aber in einem andern Sinne, er wurde gerichtet als — Theaterdichter. Br.

Wiener-Signale.

Man erzählt sich, daß Baron Hammerstein aus Lemberg mit einem wichtigen Dienstposten in Wien betraut werden soll. Bis jetzt fehlt jede offizielle Bestätigung.

Der Allerhöchste Hof erscheint in Ollmütz sehr oft im Theater, und wird meistens mit großem Beifall von Seite des Publikums empfangen. Der durch die seltene Ehre in Verlegenheit gebrachte Theaterdirektor, bietet alle seine Kräfte auf, um nur einigermassen die hohen Gäste zu befriedigen. —

Der „Oesterreichische Correspondent" soll mit dem nächsten Vierteljahr von dem Ministerium wieder aufgegeben werden. Ebenso stehen beim Lloyd in seiner politischen Richtung wichtige Veränderungen bevor, dafür soll ein sehr verbreitetes konservatives Wienerorgan für die Ansichten des Ministeriums bestimmt werden. —

Bei der Deputirtenwahl für Frankfurt in dem Bezirke Leopoldstadt betheiligten sich meistens Männer, deren politisches und öffentliches Wirken von geringerem Belange ist. Auch Dr. Herz, der schon in Gumpendorf zum Deputirtenstellvertreter gewählt wurde, trat als Candidat auf. —

Unser politisches Leben in Wien hat einen Ruhepunkt erhalten, der einer Ohnmacht ähnlich sieht. — Frankfurt ist bereits ganz aus der Sphäre der österreichischen Beobachtung gerückt. Alle Anstrengungen des Kremsierer Reichstags machen hier wenig Eindruck mehr, seitdem die conservativen Blätter regelmäßig jede Woche das Gerücht der Prorogation des Reichstages austrompeten. — Der liberale Theil des Publikum's fängt an bereits dieses Gerücht selbst zu glauben. —

Die ehemalige „Geißel" welche sich vielleicht aus Ironie „das freie Oesterreich" nennt, hat bereits alles Interesse im Publikum, welches sie leider unverdient durch ihre skandalöse Polemik mit den radikalen Blättern gewonnen hat, verloren. Um sich wieder aufzufrischen, verspricht sie Erinnerungen aus ihrer Blüthenzeit zu bringen. Wir bedauern die Leser. —

Die Cholera hat so viele Präservativ-Heilmittel hervorgerufen, daß man beinahe glauben sollte, diese Krankheit würde von allen diesen Mitteln von welchen jedes einzelne die erstaunlichste Wirkung hervorbringt, unglaublich in die Flucht geschlagen werden. Leider hat die Cholera wenig Respekt vor allen diesen riesigen Zeitungsannoncen, und b[illegible]t beharrlich am Platz! — Auch dem Rheumatismus droht von den Herren Goldberger und Berwald von welchen eine im Anfange ergötzliche jetzt aber schon langweilige Polemik zur Welt gebracht wurde, Gefahr und Vernichtung! Der Rheumatismus genirt sich vielleicht eben so wenig, wie die Cholera! —

Schweickhard's Blättchen „illustrirte Zeitschrift für Stadt und Land" versteht sich der Originalität wegen eigentlich doch ohne Illustration, fährt fort in naiver harmloser Weise ein Krethi und Plethi in unverständlicher undeutscher Sprache seinen Lesern mitzutheilen. Es gelingt ihr, soviel alberne Reflexionen täglich zusammenzubringen, daß man unvermuthet auf die Idee geräth: die Radikalen unterstützen dieses konservative Blättchen, um den Conservatismus durch unvergleichlich, natürliche Einfalt lächerlich machen zu wollen! Dieser Tage bringt das Blättchen folgenden interessanten, und sprachlich denkwürdigen Bericht aus Neapel: In Neapel herrscht tiefe Ruhe, daher Schnee und große Kälte. —

Das Blättchen bringt noch viel interessantere und stylistisch merkwürdige Notizen, die leider wegen ihrer bedeutenden Anzahl nicht mitgetheilt werden können.

Aus der Zeit.

Während der konstituirende Reichstag in Kremsier an einer Verfassung für Oesterreich arbeitet, hat auch der Kaiser von China seine Unterthanen mit neuen Gesetzen beglückt. Der konstituirende Reichstag beschließt „die Todesstrafe ist abgeschafft," und der Kaiser von China ordnet in seinem ganz neuen, in der englischen Sprache vor mir liegenden Gesetzbuche an: „Wem es einfällt, die bestehende Regierung umstürzen, den Palast, Tempel oder Kirchhof des Kaisers zerstören zu wollen (vor der wirklichen That scheint man sicher zu sein), soll eines langsamen und sichern Todes sterben, wobei es dem Scharfrichter überlassen bleibt, seine ganze Einbildungskraft aufzubieten, um die Qual des Delinquenten zu verlängern oder zu steigern. Alle männlichen Anverwandten des Schuldigen, welche das 14. Jahr erreicht haben, wo sie auch wohnen mögen, und sie mögen krank oder alt sein, oder nicht, werden enthauptet. Sind sie aber noch nicht 14 Jahre alt, so werden sie als Sklaven unter die obern Staatsbeamten vertheilt. Das Vermögen der Bestraften fällt der Regierung anheim. Wer an einer Association Theil nimmt, ob er nun durch Bluttrinken und Weihrauchbrennen eingeweiht sein mag oder nicht, wird als Rebell betrachtet. Die Oberhäupter verlieren den Kopf und die Andern werden ins Feuer geworfen." Die Chinesen nennen dieses Gesetz sehr volksthümlich und glauben, einer solchen Gnade des Kaisers kaum würdig zu sein. Welcher Unterschied in den Ansichten der Menschen! welcher Unterschied aber auch in dem, womit ein Volk beglückt werden kann. Den Scharfrichtern, welche in Deutschland und Oesterreich brodlos werden sollen, wäre eine Auswanderung nach China vorzuschlagen.

Modebild Nr. 3.

(Toilette von F. Wahlinger am Kohlmarkt Nr. 1050.)

•

Die Wiener-Zeitschrift erscheint wöchentlich 5 Mal vom Dienstag bis Samstag — in vergrößertem Format und bei bedeutender Preisermäßigung nämlich: statt bisher für Wien mit Kupf. ganzj. 21 fl. um 14 fl. CM. halbj. 7 fl., viertelj. 3 fl. 40 kr. CM. Ohne Kupf. (nur für den hies. Platz:) ganzj. 10 fl. halbj. 5 fl., viertelj. 2 fl. 40 kr CM. Für Auswärtige mit freier Postzusendung ganzj. statt 26 fl 48 kr. nur 16 fl. 48 kr. halbj. 8 fl. 24 kr., viertelj. 4 fl. 30 kr. CM. Für das Ausland besorgt die Versendung die Buchhandlung Gerold & Sohn für den jährl. Preis von nur 11 Thaler 12 Groschen. sächsisch.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Freitag den 16. Februar 1849. № 33. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Spanische Rache.

Novelle.

(Fortsetzung).

Joaquin trat zu ihr mit dem kleinen Manuel, ihrem Sohne, auf dem Arm. Das Kind war schon ein Jahr alt und lallte zu seiner Mutter mit jenen süßen Lauten und zärtlichen Namen, welche mit Wonne uns erfüllen, das Innerste der Seele uns erschüttern. Der Knabe rief seiner Mutter. Beim Klange der jungen, süßen Stimme erhob Dolores das schwere Haupt und starrte mit brennendem Blick nach dem frischen, blühenden Antlitz ihres Kindes. Ihr Bruder hatte das Kind unendlich geliebt, diese Erinnerung erweckte die zärtlichsten Gefühle in ihrem Herzen und sogleich flossen ihre Thränen reichlich und sie schluchzte, daß Joaquin erschrack. — Er gab das Kind in ihre Arme und preßte Beide an seine Brust.

„Ach Dolores," seufzte er, o jammere nicht so grausam, rufe nicht das Unglück auf uns herab, bedenke; daß noch starke Bande an diese Erde Dich fesseln; Dein Sohn, Dein Mann, Dein Bruder und Deine Großmutter, diese Alte, welche nur noch lebt, um Dich zu lieben, welche nur in Deiner Liebe noch lebt! Willst Du denn auch sie verlassen.

„Ach, weh mir! Nein, nein!" schrie die Unglückselige, deren Seele von so gräßlichen Schlägen zerknirscht war. — „Nein, nein! ich will nicht sterben! aber ich leide schwer, ungeheuer! Gott! o Gott! wie leide ich!" —

Desselben Abends noch wurde der Leichnam des tapfern Munoz in das Dorf zurückgebracht und zwischen seinen drei Söhnen begraben. Der überlebende Aelteste und Joaquin führten den Leichenzug, Dolores folgte den Särgen. Als sie den Todtengräber noch an den Gräbern des Vaters und der drei Brüder schaufeln sah, sprach sie zu ihm mit herzzerreißendem Lächeln:

„Laßt einen Platz daneben für meinen Bruder und für mich!" und zu Joaquin sich wendend: „Nicht war, mein Bruder?"

Stumm antwortete ihr Joaquin mit einem Nicken des Hauptes. Der Unglückliche sah ein, daß kein anderes Loos ihrer harren könne, als der Tod oder die Schmach der Feigheit — also der Tod nahte ihnen.

Das französische Regiment, welches die tapfere Schaar des braven Munoz niedergemetzelt hatte, gehörte zu dem achten Armeekorps: sein Führer hatte durch seine namenlose Härte die Soldaten grausam gemacht, weil sie jedes Vorwurfs und jeder Strafe quitt zu sein versichert waren, sobald sie antworten konnten: „Wir haben die Rebellen geschlagen."

Bei diesem Rückzug bewiesen sich diese Krieger des französischen Namens unwürdig und brandmarkten sich durch eine Menge von Abscheulichkeiten. Täglich trafen neue Nachrichten bei Joaquin und seinem Schwager Pablo ein. Verwundete, Verstümmelte, Sterbende schleppten sich bis nach San Pedro, schrieen um Rache und stürzten zu den Füßen ihrer Landsleute verblutend hin. Flüchtige Frauen und Mädchen stoben weinend heran und wimmerten um Hülfe.

„Diesem Anblick kann ich unmöglich länger wiederstehen," sprach endlich Joaquin zu seiner Dolores, „ich muß hinaus, diesen Ungeheuern entgegen! Mich treibt es fort in den Kampf, hier kann ich nicht länger weilen; ich ersticke in dieser Luft; in jedem Luftzug, der von der Sierra herüberwehe, glaube ich die seufzenden Stimme unsres Vaters und unsrer so niederträchtig hingeschlachteten Brüder zu vernehmen; sie mahnen mich klagend, daß ich sie noch nicht gerächt habe!"

Schweigend betrachtete ihn Dolores, sie konnte nicht sprechen! — Der Tod macht so besorgt für die Häupter der lieben Ueberlebenden. Dolores preßte ihr Kind heftig an das Herz, trat näher zu ihrem Mann, schlang einen Arm um den Hals ihres Bruders, umfing sie so Alle und schloß sie an ihre Brust — — sie hätte die Theuren in ihrem Herzen bergen mögen!

„Ach!" sprach sie zu Joaquin, „o ich habe nicht die Kraft Dich zurückzuhalten, aber noch weniger den Muth, Dich gehen zu heißen: Aber mein Freund, Gott hat Dich berufen, so gehe, wohin er Dir befiehlt — heilig ist unsere Sache, sie muß siegen! — Ihre Gedanken entflohen plötzlich zu ihrem Vater und zu ihren Brüdern, welche alle Vier Kämpfer für diese heilige Sache gewesen, und dennoch besiegt gefallen waren. Bei dieser Erinnerung brach ihr Herz, ein Strom von Thränen entrann der Schluchzenden. Aber Muth und alle Kraft schienen von der liebenden zärtlichen, an ihrem Schmerz sterbenden Mutter gewichen zu sein. Ach, man kann an seinem Schmerz sterben!

Joaquin zog hinaus, aber nicht, ohne zuvor seiner Dolores genaue Verhaltungsregeln für jeden möglichen Fall ertheilt zu haben. Diese waren sehr einfach und leicht verständlich, was sie enthielten, weil sie sämmtlich die Sicherheit ihres Kindes und ihrer alten Großmutter betrafen.

5.

Es war am 15. September Abends eilf Uhr, als Joaquin und Pablo Munoz an der Spitze von zweihundert Wohlbewaffneten und von der glühendsten Rache Begeisterten ausrückten. Die Kämpfer bestanden aus der verzweifelten Mannschaft einiger von den Franzosen verwüsteten Dörfer.

Joaquin kannte das ganze Gebirge vollkommen und beschloß das redoutenartige Lager der Franzosen zu umgehen und diese sämmtlich im Schlafe zu erwürgen. Eine schwarze, trübselige Regennacht begünstigte ein solches Unternehmen, Mond und Sterne waren unsichtbar hinter Wolkenmassen verborgen.

Dolores wollte den Gatten und Bruder bis an den Fuß des Gebirges begleiten. Sie verließ für einen Augenblick die Großmutter, nahm ihren kleinen Manuel auf den Arm und ging am Ufer des Zaparadiel hinauf bis an den Fuß des Berges. Der Wind pfiff heftig und peitschte die knorrichten Aeste der Steineichen, daß sie seufzten und wimmerten. Rings um sie her erschloß sich ein Schauspiel der Trostlosigkeit. Alles vermehrte die Schmerzen, unter deren Grimm ihr Herz zu verbluten drohte; einzelne heiße Thränen entfielen ihren Augen und benetzten das rosige Gesicht ihres armen Kindes, welches betroffen von so stummem Schmerz und zu ungewöhnlichen Stunden dem Schlafe entrissen, bald schmerzlich zu weinen begann.

„Hier, Dolores," sprach Joaquin plötzlich, „hier müssen wir uns trennen, von hier an wird der Weg sehr beschwerlich und die Nachtluft rangt

nicht für unsern Manuel. Lebewohl, Dolores, morgen sehen wir uns wieder, lebewohl!"

Er preßte sein Weib ans Herz, küßte noch einmal seinen Sohn, legte Dolores einen mit ihr heimkehrenden Einwohner von San Pedro in den Arm und rannte seiner Schaar voraus den steilen Pfad hinan, der im dichtesten Gehölz sich bald verlierend, den Berg umschlang.

„Joaquin?" rief Dolores mit erstickter Stimme, — „denke an Deinen Sohn, denke an mich!"

„Ich denke an beide," entgegnete Joaquin von der Höhe herab, „darum eile ich, mein Vaterland zu vertheidigen!"

„Wehe mir Unglückseligen!" jammerte Dolores, indem sie zur Erde sank, „ich bin es, die zu solchem Schwur ihn getrieben hat! — — Manuel, mein Sohn, mein Kind!" Verwirrt vom Schmerze gräßlicher Gefühle, erhab sie sich und eilte so wilden Schrittes der Heimath zu, daß der Begleiter ihr kaum folgen konnte. Schon nach einer halben Stunde war sie wieder im Angesicht des Dorfes; dort blieb sie stehen. Sie schien nicht in das Dorf zurückkehren zu wollen, ihre Seele und ihr Leben war dort in den finstern Wäldern, welche gleich zerstreuten Stücken eines Trauerschleiers über den Pena de Francia geworfen waren. Alles ringsumher wurde zur Ahnung. Alles verkündete den Untergang hier.

Plötzlich hörte Dolores durch die Stille der Nacht den Knall ferner Flintenschüsse: sie lauscht, sie horcht, sie hat recht gehört, ihr wohlgeübtes Ohr erkennt diesen Ton des Todes, den sie selbst so oft gegen den Feind geschleudert hatte. Aber niemals war er so verhängnißreich, so unbeschreiblich furchtbar ihr erklungen, wie in diesem Augenblicke. Ein gräßlich unbestimmtes Etwas trieb sie fort aus dem Bereich dieser Töne, sie verdoppelte ihre Schritte, rannte in das Dorf, in ihr Haus und verschloß sich in den verborgensten Winkel. Dort begann sie zu beten, aber nur die Lippen bewegten sich, ihr Herz konnte zu keinen Gedanken an den Himmel sich sammeln.

Ihr gegen ihren Willen stets aufmerksam lauschendes Ohr vernahm plötzlich wieder den dumpfen Ton der Schüsse, welche vielleicht in diesem Augenblick den Opfern ihrer Kugeln einen minder gräßlichen Tod bereiteten, als der unglückseligen Frau, welche vor dem Kruzifix auf den Knien des Ausganges harrte. Ach, eine solche Lage war gräßlicher als der Tod, — sie war ein langer, fürchterlicher Todeskampf!

So verging die gräulichste Nacht, welche Dolores in den zwanzig Jahren ihres Daseins verlebt hatte. Gegen Morgen schlossen sich ihre thränenmüden Augen, sie schlief ein, hingebeugt über die Wiege ihres Sohnes, seine Händchen zwischen den ihrigen haltend.

Plötzlich schreckt sie eine ungewöhnliche Bewegung, ein unheimlicher Lärm, ein Durcheinander von schreienden, weinenden, und heulenden Stimmen auf der Straße aus dem Schlummer auf, sie stürzte an das Fenster und erschaut ihr Schicksal mit dem ersten Blick.

In der Hauptstraße des Dorfes umdrängten weinende Weiber einige Männer von der Schaar des Joaquin und Pablo. Alle waren mit Blut bedeckt, verwundet, mehrere hauchten den letzten Seufzer aus auf der Schwelle ihrer Wohnung, ohne das Gemach, worin sie geboren waren, und so gern auch sterben wollten, erreichen zu können.

„Ach," sprach Dolores zu sich selbst.

Und auf ihren Stuhl zurücksinkend, hatte sie nicht Kraft genug, das Fenster zu öffnen. Jetzt schlug der Name Joaquins, von einer erstickten Stimme ausgesprochen, an ihr Ohr; sogleich zerriß eine unbekannte Kraft die Fesseln des Bannes, welchen der Schrecken über sie verhängt hatte, sie sprang empor, mit einem Satz über die Treppe hinab mitten in das Gedränge der Jammernden und Verwundeten, bleicher, sterbender als sie Alle.

„Mein Mann!" rief sie mit hastigem dumpfem Laut, „mein Joaquin! Was habt Ihr mit ihm gemacht? Mein Bruder, mein Pablo, wo sind sie? — Nun! könnt Ihr mir nicht antworten? Sind sie! verwundet, gefangen?"

Und bei jedem Worte hielt sie ein und heftete ihre großen Augen auf Einen nach dem Andern der ganzen Umgebung.

„Gefangen?" rief sie wieder, o denn todt sind sie nicht, sie können nicht todt sein!! Todt! Todt!!"

Ein gräßlicher Schrei entstürmte ihrer Brust, als sie zufällig Gabriel, den Lieutenant ihres Joaquin, anblickte, und sah, wie sein zur Brust hinab schmerzlich sich senkendes Haupt mit stummer Beredsamkeit Alles erzählte.

„Todt! — — Beide todt? — — Todt sagt Ihr nicht so? — Todt, beide todt!"

Gabriel trat ihr näher, um leise mit ihr zu reden, aber sie stieß ihn zurück.

„Zurück, Du Feigling! Morgen kannst du in dieß Dorf zurückkehren, welches seit zwei Jahren die Meinigen mit ihrem Blute vertheidigten, mit ihrem Leben retteten, und welches Ihr heute dem Feinde preisgebt, indem Ihr Eueren Führer nicht zu vertheidigen wußtet! Unglückselige! fort von mir! Ach Joaquin, mein Joaquin! Warum war ich nicht bei dir! Ich hätte dich vertheidigt, ich!" —

Und sie warf sich zur Erde, stieß einen Schrei gräßlichen Jammers aus, und war vernichtet von dem ungeheueren Schmerz. Keine der Frauen, welche gleich ihr den Mann verloren hatte, wagte es, solchem Schmerz gegenüber, zu weinen.

Endlich erhob sie sich. Ein Weib hatte ihren Manuel herbeigebracht. Das holde Wesen umschlang mit seinen kleinen Armen das Haupt der Mutter und überhäufte diese mit süßen unwiderstehlichen Zärtlichkeiten. Jetzt flossen ihre Thränen weniger bitter aber reichlicher, sie gewann Fassung genug, die Erzählung aller Vorfälle dieses nächtlichen Gemetzels in der Sierra anzuhören.

Dolores hatte während der zwei Jahre ihres abentheuerlichen Kriegslebens Gelegenheit genug gehabt, den gewöhnlichen Gang solcher Kriegsereignisse zu beobachten, und bemerkte daher, daß das Dorf selbst noch vor dem Abend in der Gewalt der Franzosen sein würde. Diese Ueberzeugung veränderte plötzlich ihr ganzes Wesen, sie richtete ihre Seele auf und gab jene erhabene Ruhe ihr wieder, welche der Bewunderung sie würdig machte. Sie befahl mit kurzen kräftigen Worten, daß alle Männer und Frauen das Dorf verlassen und sogleich aufbrechen sollten. „Folgt mir!" rief sie und stürmte allen voran auf den Gemeindeplatz, stieg dort auf den steinernen Untersatz des großen Kreuzes, überschaute eines Blickes alle Bewohner und sprach gebiethend:

„Jeder nehme mit sich, was er von Brot und Lebensmittel fortbringen kann, aber alles Uebrige werde hier zusammen getragen!"

(Schluß folgt).

Feuilleton.

Skizzen aus der Zeit des französischen Kaiserreiches.

II.

Malmaison.

Am Vorabend der Krönung hatten sich alle Mitglieder der Kaiserlichen Familie im Schlafzimmer der Kaiserin eingefunden. Prinz Murat erschien strahlend wie eine Sonne in dem Costüm, das er am folgenden Tage tragen sollte und Jedermann betrachtet und bewundert ihn.

„Wahrlich, das wird eine schöne Feierlichkeit werden!" äußerte er.

„Für die, welche die Hauptrollen dabei zu spielen haben, allerdings!" bemerkte seine Frau.

„Und woher wissen Sie", versetzte der neue Monarch seiner Schwester, „daß Ihnen nicht auch noch eine solche Rolle vorbehalten ist?"

„Haben Sie mir einen Thron zu geben, Napoleon?"

„In Europa sehe ich keinen erledigt", sagte Prinz Joseph nicht ohne Bewegung.

„Es wird sich schon einer finden"! entgegnete Hortense.

„Meiner Treue!" meinte Madame Bacciochi, „ein Thron ist ein hübsches Faulbett."

„Auf dem sich gar nicht gut schläft!" setzte Josephine seufzend hinzu.

„Allein gewiß nicht, weil es an Leuten fehlt, die Einen einlullen."

„Thron und Scepter", sprach Pauline, „sind nur reizend, wenn sie mit Blumen geschmückt sind, oder der Lorbeer sie ziert, wie den Ehrgeizigen, mein Bruder!" dabei wendete sie sich zum Kaiser.

„Pauline, Du bist sehr freundlich", versetzte dieser, indem er sie umarmte; „indessen, Josephine hat Recht; für gekrönte Häupter ist die Ruhe nicht geschaffen."

„Ich möchte wohl wissen", sprach die Kaiserin Mutter, „was jetzt derjenige denkt, welcher sich König von Frankreich nennt."

Das war eine sehr unzeitig aufgeworfene Frage, auch folgte ihr allgemeines Schweigen, das aber Napoleon bald brach:

„Meine Mutter, der Graf von Provence (Ludwig XVIII.), dem es an Geist und Verstand nicht fehlt, wird an diesem Abend und in der kommenden Nacht die Schmeichler seines Bruders und seiner Schwägerin verwünschen, und sich in Ausfällen gegen Günstlinge, Maitressen und Mignons, gegen falsche Maßregeln, unnöthige Verschwendung, schlechte Minister, unfähige Räthe und Verräther ergehen. Er wird die Laster seines Großvaters, die Schwäche Ludwig XVI., die Hartnäckigkeit der Königin, die Habgierigkeit und Unfähigkeit der Polignac, das thörichte Vertrauen beklagen, mit dem man die allgemeinen Stände berief und die Feigheit, mit der man ihnen nachgab, und endlich den unverbesserlichen Fehler der Emigration. Das sind die eigentlichen Ursachen ihres Unglücks und meines Glücks. Diese Schlangen werden ihn peinigen; er ist zu beklagen, ich hätte sein Schicksal verbessern können....."

„O, mein Bruder", sagte Caroline, die nachherige Königin von Neapel, „freiwillig auf eine Krone verzichten, die Jahrhunderte lang von seinen Vorfahren getragen worden ist! Wahrlich es ist besser, lieber zu sterben."

„Ja wohl", äußerte Murat, „wenn ich König wäre, ich würde mein Scepter nie abtreten. Wer zu sterben weiß, wird nie gezwungen sein, als entthronter König zu leben."

„Mein Bruder, einer wahrhaft königlichen Seele darf die Verzweiflung sich nie bemeistern. Auch das Dulden und Harren hat sein Heldenthum und ein glücklicher Wechsel führt oft zu dem Puncte zurück, von dem man ausging."

„In diesem Falle", versetzte Murat lachend, würde er mich nach Figeac *) zurück führen; allein ich werde schon dahin nicht wieder kommen, wenn mein Degen und Ihre Freundschaft etwas für mich thun."

„So werd' ich also mor en gekrönt werden", sprach Josephine.

„Mutter, es ist ja keine Königin von Frankreich gekrönt worden", entgegnete Hortense.

„Was mich betrifft" meinte lächelnd der Kaiser, „so hab' ich mir zuweilen herrliche Luftschlösser erbaut, doch offen gestanden, es war keins davon soviel werth, als die Tuillerien. In meinen Träumen bildete ich mir wohl ein, das Schwert Rolands zu führen, ohne daran zu denken, es mit der Krone Karls des Großen zu vertauschen. „Uebrigens", setzte er ernsthaft hinzu, „habe ich mich nie mit Chimären befaßt, ohne dabei die Größe und das Gedeihen Frankreichs im Auge gehabt zu haben. Seit 1789 wünsche ich es reich und mächtig zu sehen und die Vorsehung hat mich auserkoren, um meine jugendlichen Wünsche zu erfüllen. Ich werde Frankreich Alles das geben, was ich ihm wünsche: Ruhm, gerechte Gesetze, eine gute Verwaltung; ich habe mir selbst zugeschworen, Alles für das Vaterland zu thun, und werde diesen Eid nie verletzen."

„Der Pabst in Paris! und um meinen Sohn zu krönen!" sprach Madame Lätitia laut, „was würde unser alter Oheim, der Canonikus von San-Miniato dazu sagen, wenn er noch lebte?"

„Der würde mich teufelmäßig peinigen" antwortete der Kaiser, „daß ich vom Papste den Vater Benaventura Bonaparte, einen Capuciner von Bologna, heilig sprechen lassen soll, der übrigens schon selig gesprochen ist."

„Wir zählen einen Heiligen in unserer Familie" rief es von allen Seiten, „und Sie, Oheim, haben uns noch nichts davon gesagt!"

„Das ist", versetzte der Cardinal Fesch, „ein italienischer Heiliger und keiner aus dem Paradiese und folglich kann ich seine Existenz ignoriren."

Der Großalmosenier bemühte sich, bei dieser Entgegnung seine würdevolle Haltung zu behaupten.

„Eifersucht", sagte Caroline.

„Sie haben mir davon nie etwas erzählt", äußerte Madame Lätitia mit dem Tone des Vorwurfs zu ihrem Sohne.

„Das kommt daher, weil ich noch wenig an den Nachruhm gedacht habe."

„Der von dieser Welt genügt ihm", sagte Josephine.

„Aber so erzählen Sie uns doch, was Sie von diesem ehrwürdigen Manne wissen", bat die Gemahlin von Joseph Bonaparte.

„Frau Schwester", entgegnete Napoleon, „Sie sollten das gerade weniger, als Andere wünschen, denn Sie werden mit ihm gewiß im Himmel zusammen treffen."

Dieses Lob war ebenso aufrichtig als wohlverdient. Die Tugenden der Königin von Spanien stehen im Buche der Welt verzeichnet und der Lohn derselben wird ihr nicht entgehen.

Die Kaiserin Mutter wiederholte die Frage ihrer Schwiegertochter und der Kaiser erzählte Folgendes:

„Ich befand mich in Toscana und hatte so eben die Engländer aus Livorno verjagt (1797), als ich unterrichtet wurde, daß ein Verwandter von mir in San-Miniato lebe. Es war der Canonicus Gregor Bonaparte, Ordensbruder und Sanct Stephansritter. Ich sandte Berthier an ihn ab, um meinen baldigen Besuch anzukündigen, und er nahm mich und meinen Generalstab auf's Beste auf. Nach einem glänzenden und sehr canonischen Mittagsessen nahm er mich bei Seite und eröffnete mir: Mein Herr Neffe — erlauben Sie mir, Sie so zu nennen, — Sie sind jetzt auf guten Wegen, den Namen ihrer Väter mit großem Glanze zu umgeben. Vernehmen Sie denn, daß unsere Familie zu den ältesten gehört. Wir stammen von den Herrn von Treviso und vielleicht von den lombardischen Königen ab. Ich besitze Adelstitel, die Sie nach meinem Tode erhalten sollen und deren Bestätigung Ihnen angenehm sein wird, obgleich Sie einer Republik dienen. Allein diese Spielwerke der Eitelkeit sind nichts neben einer noch ganz andern Ehre, welche Sie in Ihre Stellung beim Pabste leicht auswirken können; nämlich, daß er gratis die Heiligsprechung des Paters Bonaventura Bonaparte vornehme, den seine Ordensbrüder schon vor bald zweihundert Jahren selig sprechen ließen. Seine Gebeine ruhen in hiesiger Stadt in der Kirche Santa-Maria-della-Vita, in der Mitte der Hieronymuscapelle in einem prächtigen Porphyrgrabmale. Danach, mein Neffe, müssen Sie streben. Lassen Sie Ihren Verwandten heilig sprechen und es wird davon auf Sie ein größerer Ruhm und ein reinerer Glanz wiederstrahlen, als von aller irdischen Herrlichkeit."

„Damit schloß der gute Canonicus, und ich bemühte mich, ihm keine bestimmte Antwort zu ertheilen. Wir schieden endlich sehr zufrieden mit einander, und nach meiner Ankunft in Florenz ließ ich ihm vom Großherzoge von Toscana das große Band des Stephansorden ertheilen, zu dem er schon gehört."

„Ist das Alles so wahr, wie Sie es uns da erzählen?" fragte Josephs Gemahlin.

„So wahr wie das Evangelium", nahm der Cardinal Fesch das Wort „und ich muß zugleich gestehen, daß Pius VII. dieses Heiligen häufig gegen mich erwähnt hat."

„Und was hat er von ihm gesagt?" fragte die Kaiserin Mutter.

„Daß er nicht an der Heiligkeit des Vaters Bonaventura zweifle; daß er ferner alle mögliche Erkundigung über ihn eingezogen habe, und wenn es der Kaiser irgend wünsche, dessen Heiligsprechung vornehmen werde. In einer der letzten Audienzen, wo die Rede wieder auf den Pater Bonaventura kam, hat der heilige Vater sogar geäußert: Ohne Zweifel ist er es, welcher vom Wohnorte der Seligen aus seinen jungen Verwandten Napoleon gleichsam wie an der Hand die glorreiche Laufbahn geführt hat, die er zurücklegte; dieser Geweihte des Herrn hat ihn in den Schlachten vor Gefahr beschirmt, und der Kaiser ist ihm Dankbarkeit und Gebet schuldig."

„Was kostet denn eine Canonisation?" wollte die Fürstin Borghese wissen.

„Wenigstens dreimalhunderttausend Francs", entgegnete der Cardinal.

„Das ist sehr theuer!" seufzte die Kaiserin Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Wiener-Signale.

Aus Ungarn kommen uns wenige Gerüchte von einiger Bedeutung zu. Bis Ende dieses Monates heißt es, soll Komorn mit Sturm genommen werden. —

Man erzählt sich hier von einer Petition mehrer Bürger Wiens an Seine Majestät den Kaiser wegen Auflösung des Reichstages. Wir können diese Nachricht nicht glauben. Ein solches Zeugniß politischer Taktlosigkeit und Unreife können wir den Wienern in einem so entscheidenden Zeitmomente nicht zutrauen.

Auch soll eine Petition gegen die Emanzipation der Juden zirkuliren. Wir muthen einen solchen mittelalterlichen Beweis von Intoleranz dem gebildeten Wiener Publikum ebenfalls nicht zu.

Ehevorgestern Abends soll wieder auf einen Offizier geschossen worden sein. Die Tollkühnheit, der freche Uebermuth kennt keine Gränzen! Die sich so oft wiederholenden Attentate lassen eher auf eine organisirte Gesellschaft schließen, welche diese meuchlerischen Versuche übt, als auf leidenschaftliche Einzelne, von denen gewiß schon Einer entdeckt wäre.

Es sollen sich Stöcke in Wien vorfinden, welche unten an einer Messingverkleidung mit Lederband erkennbar sind. Diese Stöcke sollen sich zum Schießen verwenden lassen, und vom Auslande an 200 an der Zahl hieher gekommen sein. Ein Beitrag zu den schwer glaublichen mysteres de Vienna.

Die Kundmachung des Gouverneurs, welche von der losgebrannten Rakete und einer vorgefundenen gefüllten Granate erzählt, setzt auf den Thäter eines solchen Mordattentats einen Preis von 100 Dukaten.

Strauß Vater will im März mit einem Theile seines Orchesters nach Amerika reisen. Er will den glücklichen Californiern die Wiener Walzer, Polkas und Quadrilles vorgeigen. Viel Glück auf die Reise!

Der Sofienbadsaal hat endlich im Anfange dieser Woche doch einen vollen Ball errungen. Ein Ereigniß!

*) Der König Joachim Murat ist nicht in Figeac, sondern in Bastide bei Cahors geboren.

Mehre Slaven erklären in der „Presse," daß sie an dem „Slavenballe," einem spekulativen Privatunternehmen, keinen Antheil nehmen, da es jetzt, trotz des Faschings, keine Zeit zu einem solchen Balle ist.

Dieser Tage soll kroatische Kavallerie angekommen sein. Auch Seresaner werden nächstens sicher kommen.

Herrn Dunder's Werk über die „Oktoberereignisse" findet verhältnißmäßig weniger Anklang, als man glauben sollte. Ein solches Werk dürfte doch für jeden Wiener ein werthvolles Erinnerungsbuch sein.

An der Debatte über den Einfluß der Religion und ihrer Stellung im staatlichen Leben in der Reichsversammlung nimmt das Publikum geringen Theil. Es scheint der sehr bedauerliche Religionsindifferentismus daran Schuld zu tragen, der hier in gewissen Klassen verbreitet ist.

Dieser Tage war ein kleines Spektakelchen in einer Nebengasse Wiens. Man fand ein schwarzgelbes Zöpfchen an dem Gewölbeladen eines Herrn aufgehängt, der wegen seiner etwas zu konservativen Gesinnung in der Gegend bekannt ist. Nachdem viel gelacht, hin und her geplaudert und gestritten wurde, wollte man das Zöpfchen der Behörde überliefern. Die Sache wurde übrigens ohne weitere Maßregeln dadurch beigelegt, daß das Zöpfchen in seine harmlosen Bestandtheile aufgelöst wurde.

Aus der Zeit.

Schon seit 2 Tage correspondirt der Telegraph bereits über Laibach bis Triest, und es ist sonach die Telegraphlinie von Wien bis an das adriatische Meer beendet.

Louis Philipp, welchen deutsche Blätter bereits eingesargt wissen wollten, ist durchaus nicht gefährlich erkrankt. Sein hohes Alter und der Kummer des vergangenen Jahres haben seine ehedem mächtige Gestalt gebeugt, und davon dürften einige Notizier den Stoff zu der Sage seines erfolgten Ablebens nehmen. Ludwig Philipp lebt in Richmond und führt dort einen zurückgezogenen Haushalt. Man schildert ihn als außerordentlich geizig, wodurch er die Volksthümlichkeit bei uns verwirkte. Jener Dieb, welcher während der Februar-Revolution die Preciosen des Exkönigs im Werthe von 40,000 Pfd. Sterl. stahl, wurde unlängst im Lande, als er solche verkaufen wollte, festgenommen und verhaftet.

Briefe aus Neuorleans geben die traurigsten Berichte über die Lage der Unglücklichen, die, wie wir schon berichtet, auf Hrn. Cabet's phantastische Vorspiegelungen bauend, nach seinem socialistischen Paradiese Ikarien gereist sind. Mehr als 300 Familien befinden sich in der gräßlichsten Entblößung in einer ganz uncultivirten und durch Moräste im höchsten Grade ungesunden Gegend, wo Noth, Krankheit und Verzweiflung täglich ihre Reihen lichten. Die Briefe sprechen die Hoffnung aus, daß die französische Regierung Mittel finden werde, die Enttäuschten wieder in ihr Vaterland zurückzuführen.

Der Entdecker des Goldlagers zu Kalifornien ist ein Schweizer, mit Namen Suther. Derselbe stand bis 1830 in französischen Militärdiensten, ging dann, nachdem er als Sergeant entlassen worden, nach Amerika, wo ihn das Schicksal später nach Kalifornien führte. Er leistete dem damaligen mexikanischen Statthalter einige wichtige militärische Dienste und erhielt als Belohnung dafür eine Strecke Land von 10 spanischen Meilen im Umfange, welches in einer Wildniß gelegen und von Indianerstämmen umgeben war. — Er hatte sich bei den Indianern in Achtung zu setzen gewußt und sich zu einer Art von Häuptling emporgeschwungen. Als Suther einen Damm in der Nähe des Flusses aufwerfen ließ, wurde das Gold auf seinem Gebiete entdeckt. Die Güte des kalifornischen Goldes ist die vorzüglichste; es ist zum Theil 23karatig, sonach vom Werthe des Dukatengoldes. Suther, dessen Besitzthum von der amerikanischen Regierung anerkannt worden ist, hat die Aussicht, binnen einiger Zeit der reichste Privatmann der Welt zu werden.

Berichte aus Paris.

Ein echt französisches Tagesereigniß hat ein wenig Leben in die Tageblätter gebracht: die akademischen Wahlen. In der Académie française war der geniale Chateaubriand zu ersetzen, und außerdem ein Schriftsteller Namens Vatout, von dem Ludwig Philipp die Kunstsammlungen in den königlichen Schlössern beschreiben ließ, und der dazu auch sehr befähigt war. Die betreffenden Schriften Vatouts werden für Künstler und das kunstliebende Publikum von Interesse bleiben; an einigen soll Ludwig Philipp selbst Hand angelegt haben. Vatout hatte sich lange um einen Platz in der Académie française beworben; endlich wurde er gewählt, aber ehe er seinen Lehrstuhl einnahm, trat die Februarrevolution ein; der König mußte flüchten, und Vatout, sein Bibliothekar, hielt sich für verbunden, ihm zu folgen. Der Mann überlebte aber nicht lange den Sturz des königlichen Thrones, er starb zu Richmond, wo sich die geflüchtete königliche Familie einstweilen aufhielt. Es handelte sich also davon, Chateaubriand und Vatout zu ersetzen. Die Tageblätter schlugen zu Akademikern die Romanschreiber vor, mit denen sie in Verbindung stehen. Besonders nachdrücklich behauptete das Victor Hugo'sche Blatt l'Evénement, die Akademie müsse nothwendig Alexander Dumas, Balzac oder einen andern beliebten Feuilletonschriftsteller wählen. Aber zur allgemeinen Ueberraschung warf die Akademie ihre Augen auf keinen dieser Poeten, sondern wählte zwei vornehme Herren, den vormaligen Herzog von Noailles und den Herrn von Saint-Priest, ganz wie zur Zeit Ludwigs XIV. oder XV., wo für die Hofleute beinahe die Hälfte der akademischen Stellen offen blieb, weil man glaubte, dieselben seien nöthig, um den Stubengelehrten zu zeigen, wie man schön französisch spreche. Man glaubte damals, in der Stadt werde nicht so gut gesprochen als zu Versailles oder Marly. Obgleich man nun heutzutage aus diesem Grunde keine Hofleute in die Akademie aufzunehmen braucht, so hat sie doch den alten Gebrauch nie ganz aufgegeben, und zwar keine Hofleute mehr als solche, wohl aber dann und wann sogenannte vornehme Herren aufgenommen, wenn sie sich einigermaßen als Redner oder Schriftsteller ausgezeichnet hatten. Aber nach der Februarrevolution, welche den Adel rein weggewischt, den Hof vernichtet und Freiheit und Gleichheit als Staatsgrundsatz aufgestellt hat, hätte man nicht geglaubt, daß eine Akademie es wagen würde, trotz des Republikanismus alle Schriftsteller bei Seite zu lassen und zwei Altadliche zu Mitgliedern zu wählen. Beide sind allerdings auch Schriftsteller. Der Herzog von Noailles, jetziger Besitzer des Gutes Maintenon, hat das Leben der Frau von Maintenon geschrieben und ihre Briefe gesammelt. Die Biographie ist noch nicht vollendet und die Briefsammlung soll auf Kosten des Vereins für vaterländische Geschichte erscheinen. Auch hat de Noailles einige Reden in der Pairskammer gehalten; er kann also als homme de lettres gelten. Auch Saint-Priest ist Verfasser einiger historischen Schriften, unter andern über die Revolutionen in Neapel. Aber sicher kann sich keiner von beiden an literarischer Bedeutung mit einem Dutzend beliebter Schriftsteller messen, deren Schriften in ganz Europa gelesen werden. Der Schritt der Académie française ist also ein sehr auffallender. Einige Tageblätter, vorzüglich das Victor Hugo'sche Evénement, dringen daher auch auf eine Reform der Akademie und verlangen, die gesammte Gelehrtenzunft solle die Mitglieder derselben wählen. Uebrigens ist es zu bemerken, daß nur die Académie française so sonderbar wählt; in den andern Akademien, wo es auf wissenschaftliches Verdienst ankommt, fallen die Wahlen besser aus. — Der geographische Verein hielt in diesen Tagen nach langer Zeit wieder eine öffentliche Sitzung. Es geht diesem Gelehrtenvereine wie vielen andern: seit der Februarrevolution sind sie in's Stocken gerathen; die Sitzungen werden wenig besucht und die Geldbeiträge, durch die sie bestehen, gehen sehr spärlich ein; sie leisten daher auch wenig und harren auf ruhigere Zeiten. Im Fache geographischer Entdeckungen ist wenig geschehen. Es wurde der Tod Hemaire de Hells angezeigt, der nach einer ersten glücklich vollendeten und seitdem ausführlich beschriebenen Reise in's östliche Europa eine zweite in's westliche Asien unternommen hatte. Der geographische Verein ist aber so wenig von den Umständen seines Todes unterrichtet, daß er nicht einmal weiß, an welchem Orte und wie der Reisende umgekommen ist. Ferner wurde des um die alte Erdkunde so hoch verdienten Letronnes gedacht, den die französische Gelehrtenwelt am Schluß des vorigen Jahres verloren hat. Die Akademie der Inschriften hatte keinen tüchtigern Forscher im Fache der Philologie und Alterthumskunde als ihn. Er lag zwar zuweilen im Streit mit manchen seiner Collegen, und war ein wenig derb in seinen Aeußerungen, wenn man seine Ansichten bestritt; aber meist hatte er Recht in seinen Behauptungen, denn sie gründeten sich auf tiefe Forschung. Er hätte noch viel Tüchtiges leisten können, denn er war erst 53 Jahre alt und äußerst fleißig.

Inserate.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Samstag den 17. Februar 1849. № 34. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Spanische Rache.

Novelle.

(Schluß.)

Nach wenigen Augenblicken war ihr Befehl pünctlich vollzogen, große Haufen von Brot und Lebensmittel aller Art waren auf dem Platz aufgethürmt, vorzüglich viele Schläuche aus Bockshäuten voll Landwein. Zu hunderten hatten die Bauern diese herbeigeschleppt und harrten weiterer Befehle.

„Freunde," sprach sie und mit aller Kraft des Ausdruckes, „seid Ihr entschlossen, den Garraches*), welche heute hier eintreffen werden, keinen Bissen und keinen Schluck zu hinterlassen?"

Ein allgemeiner Schrei des Beifalls war die Antwort auf ihren Vorschlag.

„Wohlan! so bezeichnet Alles, was Ihr mitnehmen wollt, und dann verbrennt alles übrige Brot und die Lebensmittel, werft das Mehl in den Zaparadiel und bohrt mit Eueren Dolchen Löcher in die Weinschläuche, damit diese Elenden sehen, wie sehr man sie und ihren Zorn verachtet! Denn gößen wir unseren Wein in den Zaparadiel, so würden sie uns der Armuth und des Elendes beschuldigen! Nein, ihr übermüthigen Meuchelmörder, beweisen muß man, daß man Euch trotzt!"

Unter furchtbarem Gebrülle und Rachegeschrei, rief man die Flüche des Himmels auf das Haupt der Franzosen herab, jauchzte man Beifall dem Befehl der allgemein hoch verehrten Dolores. Binnen wenig Minuten loderten die Flammen empor und spritzten die Schläuche, von zwanzig Dolchstichen zugleich durchlöchert, den Wein nach allen Seiten. In Kohlen verwandelte sich das Brot, das Korn prasselte als Funken in alle Lüfte, das Fleisch qualmte als Opferrauch für Sühne und Rache zum Himmel empor, das Mehl färbte die gelben Wasser des Zaparadiel für einige Minuten weiß.

Dolores schien beim Anblick der gefräßigen Flammen, welche alle Hülfsmittel für den anrückenden Feind schnell vernichteten, alle ihre Leiden vergessen; ein großer Gedanke beschäftigte sie. Im Augenblick, als Gabriel die letzte Lage von Weinschläuchen mit dem Dolch durchbohren wollte, fiel sie ihm in den Arm.

„Halt ein, Gabriel! und laß diese zwölf Schläuche schnell in meine Wohnung tragen, ich werde einen guten Gebrauch davon machen!"

In diesem Augenblick trug der von der Sierra herüberwehende Wind schneidende Horntöne und zugleich ein Getöse herüber, welches Trommelwirbel glich.

„Sie sind es, sie kommen!" schrie Dolores, und wurde zugleich bleich wie der Tod und schnell wieder glühend roth. „Zeit ist's nun, daß Ihr geht, — zieht fort, zieht alle fort, eilt, eilt!

Und alle riefen einstimmig: „Was soll aber aus dir werden?"

„Konntet Ihr auch nur einen Augenblick Euch einfallen lassen, daß ich meine alte Großmutter verlassen würde? Aber wie vermöchte sie uns zu folgen? Tragen müßte man sie, das würde den Zug aufhalten und Euch Alle zu Grunde richten. Was werden diese Ungeheuer einer alten schwachen Frau, einem Kinde und mir armem unglückseligen Geschöpf thun? Mir bleibt keine Wahl, — ich muß den Versuch machen und mein Loos erwarten. Eile Ihr jetzt fort, Gott und die heilige Jungfrau seien mit Euch — betet für mich — lebt wohl!" —

Näher und immer näher klangen die Trommelschläge. Nun geberdete sich Dolores förmlich wie der Befehlshaber des Ortes, bezeichnete alle Gegenstände, welche mitgenommen werden sollten, indem sie von Haus zu Haus ging und zum Aufbruch antrieb. Endlich sah sie den letzten der Einwohner dem Dorfe den Rücken wenden, und hörte nach einiger Zeit den immer schwächern Hall der schnellen Tritte der Flüchtigen und sah schon in weiter Ferne ihre Lanzenspitzen im Strahl der Herbstsonne erglänzen. — Jetzt war Alles verschwunden, das Geräusch wurde immer schwächer und bald hörte sie nichts mehr als das Rauschen des Zaparadiel, mit dem näher und näher kommend, von Zeit zu Zeit das Getöse der französischen Trommel sich vermischte.

Sobald Dolores sich allein sah, ganz allein, überfiel sie einer jener schrecklichen Eindrücke, welche den Tod bringen können; und Schauder rieselte durch ihren ganzen Körper; von eisiger Kälte schien sie zugleich zu erstarren, und doch vor Gluth wieder zu beben. Eine neue Welt schien sich vor ihren Blicken aufzuthun, eine Welt voll unbekannter Leiden und Schmerzen — — sie verlor alle Besinnung, sprechen wollte sie nicht, aber sie schauderte vor dem Ton der eigenen Stimme zurück, ein furchtbarer Gedanke stand vor ihrer Seele.

Sie flog in die Stube der Großmutter, neben welcher das Söhnlein in der Wiege lag. Sie selbst hatte ihn dahin gebracht und die Alte gebeten, daß sie für alle drei beten sollte. Als sie in die Stube trat, betete die alte Frau eben ihren Rosenkranz und das Kind schlief sanft.

„Meine Mutter," sprach Dolores, „wollt Ihr wohl die innersten Gedanken meines Herzens anhören, und mir Euere Meinung zu erkennen geben darüber?" Sanft lächelte die Lahme und nickte mit dem Kopfe, — sprechen konnte sie ja nicht. Lange lispelte Dolores zu der Horchenden, als sie indessen am Ende ihrer Mittheilungen gelangte, schauderte die alte Frau voll Abscheu zurück, sammelte sich aber bald wieder und schien mit einem langen, starren, beredten Blick der Tochter zu ihren Füßen ihren Beifall zu erkennen zu geben. Dann legte sie ihre beiden runzlichten und dürren Hände auf die schwarzen Haare der andächtigen Dolores und gab ihr den Segen der Mutter und der heiligen Religion zugleich.

•

Dolores lag noch auf den Knieen, als die erste Compagnie des französischen Regiments in das Dorf San Pedro einrückte. An der Spitze dieser achtzig Mann marschirten ein Kapitän und ein Lieutenant; beide waren gleich begierig, Lebensmittel zu finden, weil das ganze Regiment seit zwei Tagen keine Rationen erhalten hatte.

*) Garracho, ein Ausländer, Fremdling; im Munde des Volkes ein Schimpfwort des Hasses und der Verachtung gegen jeden, der nicht ein geborner Spanier ist, namentlich aber gegen die Franzosen.

„Holla," sprach ein Unteroffizier, der schon drei oder vier Häuser durchsucht hatte, „was bedeutet das? Es ist kein lebendes Wesen im Dorf!"

„Ei," — erwiederte der Kapitän, „es wird dieselbe Geschichte sein wie zu Salcados de Arpeza, sie werden ihr Dorf verlassen haben. Um so besser, so bleiben die Lebensmittel für uns allein. Allons, enfans! a la maraude! wie der große Prinz, unser Feldherr, zu sagen pflegt."

Die Offiziere lachten. Während dessen gelangte der Zug auf den Gemeindeplatz. Betroffen fuhren Alle zurück beim Anblick der Ströme Weins, welche noch in den Gleisen und Vertiefungen rieselten, und der Haufen verkohlten Brodes, welcher vor ihnen lag, als wollte er ihnen Hohn sprechen, wie Dolores es gesagt hatte.

„Diese Spanier sind doch wahre Teufel!" schrieen die Soldaten, „das schöne Brod zu verbrennen, den Wein auf die Erde zu gießen!"

Sie hoben die Schläuche auf, aber es war kein Tropfen mehr darin, aller Wein war entronnen. Sobald die Soldaten sich überzeugt hatten, daß das Dorf keine Lebensmittel mehr enthalte, bemächtigte sich ihrer die grimmigste Wuth; sie stießen die fürchterlichsten Drohungen aus, stürzten sich in die verlassenen Häuser und schwuren, daß sie das Dorf in Brand stecken wollten. Einem solchen reißenden Strom sich entgegen zu stellen, konnte sogar gefährlich werden, meinten die Offiziere unter sich. Traurig setzten sie sich auf dieselbe steinerne Staffel, von wo herab Dolores die Einwohner angeredet hatte und erwarteten den Augenblick, wann die Soldaten ausgeruht haben würden, um nach Medina aufzubrechen, um dort Lebensmittel zu suchen.

Im Augenblick der tiefsten Niedergeschlagenheit hörten sie plötzlich ein Freudengeschrei und anhaltenden Jubel und sahen einige Soldaten mit mehreren Weinschläuchen und jenen weißen und kompacten spanischen Broden herbeieilen.

„Mein Kapitän, mein Kapitän!" schrie ein Korporal, „hier ist eine Beute, welche mir mehr Freude macht, als jenes Halsband von feinen Perlen, welche ich zu Cairo in Egypten fand! Ich habe den Schatz entdeckt — ich! —

„Nein, ich!" schrie ein Sergeant.

„Ihren Rang in Ehren, mein Sergeant, ich bin der Entdecker!" sprach ein Soldat, indem er, mit der Hand am Tschako, salutirend hervortrat.

„I, so schweigt doch," rief der Kapitän, „was liegt daran, wer es gefunden hat? Genug, wir haben es! Auf, meine Kinder! frisch ans Werk, weils denn etwas gibt, so eßt und trinkt, wir haben Eile."

In diesem Augenblick erschienen zwei Soldaten und trieben eine Frau mit dem Kinde auf dem Arm, in ihrer Mitte, brutal vor den Kapitän. Es war Dolores. Sie war sehr bleich, aber sie schritt fest einher und senkte den Blick zur Erde. Obgleich ihre Kleidung die Tracht gemeiner Leute war, stand doch der Kapitän auf und begrüßte sie durch das zur Gewohnheit gewordene Zeichen.

„Seid Ihr aus diesem Dorf?" frug er in höflich mildem Tone — denn er war jung, und schön war Dolores.

„Ja," antwortete die junge Frau.

„Warum ist es verlassen und warum seid Ihr allein hier?"

„Weil alle Einwohner in die Sierra la Pena de Francia entflohen, blieb ich allein hier mit meinem Kind bei meiner alten, lahmen Großmutter."

„Warum wurde das Brod verbrannt?"

„Damit Ihr bei Euerer Ankunft es nicht mehr finden solltet. Der Backofen des Spaniers soll nicht für den Franzosen geheizt werden."

In diesem Augenblicke bohrte einer der Soldaten einen Schlauch an, um von dem Wein zu trinken — — ein Gedanke fuhr dem Lieutenant durch den Kopf, ein arger Gedanke; er war älter als der Kapitän — was in jenem Lande leicht möglich sein konnte — und sich in jenem Heere nicht selten fand.

„Warum," sprach er zu Dolores, „ist nicht auch dieser Wein gleich dem andern ausgegossen worden?"

„Weil ich ihn verbergen zu können hoffte — aber — Euch gegenüber" — ein Blick des glühenden Hasses vollendete den Redesatz.

„Ist der Wein gut?"

„Ja gewiß!"

„Wohlan, so wirst Du Dich nicht weigern, und mit gutem Beispiele voranzugehen."

„Keineswegs."

Und sie streckte die Hand nach dem Kapitän, er füllte den silbernen Becher, den er stets bei sich trug, und Dolores leerte ihn kaltblütig und unbefangen mit einem Zuge.

„Weil der Wein so gut ist, so wirst Du wohl auch Deinem Kinde davon zu trinken geben?"

Ein leichtes Zittern zuckte durch die Hand der Mutter, aber es war so schwach, daß nur ein geübtes Milizerauge es wahrnehmen konnte. Sie ergriff den Becher, führte ihn an die Lippen des kleinen Engels und gab ihn dann dem Lieutenant zurück.

„Jetzt könnt Ihr trinken, meine Kinder!" sprach der Kapitän, „laßt mir nur einen Schlauch unberührt."

Diese Worte erklangen Dolores wie eine himmlische Musik, in innigstem, beinahe wahnsinnigem Entzücken sah sie die Gestalten ihres Vaters, ihres Joaquin und ihrer Brüder freundlich ihr Beifall zuwinken. Aber in diesem Augenblicke schon empfand das junge und schwache Geschöpf an ihrem Busen, welches bald eine Leiche in ihren Armen werden sollte, die ersten schmerzvollen Anfälle des starken Giftes in dem Weine; der Arsenik wirkte. Bleich wurde das arme Kind, dann heftig blau, krümmte sich und fiel in Convulsionen. Einen Moment kämpfte die Mutter gegen diesen schaudervollen Anblick; aber bald erlag das Mutterherz solcher Höllenqual und das Wimmern des Kindes raubte ihr alle Besinnung.

„Verzeih, mein süßer Engel!" schrie sie, sank auf die Knie und legte das Kind zu Füßen des großen Kreuzes. Sei gut — sei still mein Kind, meine Perle, meine Freude, mein Alles! Bald ist die Mutter wieder bei Dir!"

„Unglückliche!" riefen die Offiziere, „der Wein ist vergiftet!"

Dolores erhob sich von der Erde und stand voll erhabener Majestät vor den Männern. Sie war doppelt bleich von den schrecklichen Qualen ihrer Seele und bleich von den furchtbaren Wirkungen des Giftes, welches zu wirken und zu wüthen begann. „Ja," sprach sie mit bitterem Lächeln, „ja, dieser Wein ist vergiftet, und ich selbst habe das Gift hinein gethan. Verruchte Henker aller der Meinigen! Seit einem Monate habt Ihr meinen Vater, meine vier Brüder und meinen Mann gemordet! Ja, Ihr seid vergiftet! — Fluch über Euch! Fluch rufe ich an meinem Sarge und der Fluch eines Sterbenden wird im Himmel erhört!"

Ein neuer Schrei des Kindes schreckte sie auf, sie flog zu ihm. Zwei von den Offizieren, welche nichts von dem Weine getrunken hatten, wollten sie gegen die Wuth der Soldaten schützen, und stellten sich zwischen sie und dem Andrange der Wüthenden. Aber die Unglückliche hörte sie nicht mehr. Ihr kleiner Manuel war soeben mit furchtbaren Convulsion an ihrem Herzen gestorben; sie hielt ihn fest umklammert mit beiden Armen, er war kalt und bleich wie eine dem Boden gewaltsam entrissene Blume.

„Barbaren!" schrie sie noch einmal, „Ungeheuer! Ihr habt mich zu dieser gräßlichen That gebracht, zur Mörderin meines Kindes mich gemacht! Aber nein, nein!" rief sie, die Hände faltend und gegen den Himmel sie emporstreckend, „nein, ich bin nicht schuldig! Was hättest Du hier gethan, arme Waise? Sklave wärst Du gewesen, die Kette der Franzosen hättest du getragen. Nein, gesegnet sei Deine Mutter! Fluch über unsere Feinde!"

Jetzt waren Befehle und Widerstand der Offiziere vergeblich, die Soldaten stürzten über die Unglückliche und das bereits schon todte Kind. Kaum wurde noch ein Seufzer von ihr gehört, denn dreißig Bajonettenspitzen drangen zugleich in ihr Herz; mit dem Kinde an der Brust stürzte sie auf dem Platze, wo sie gesessen, zusammen.

Außer sich vor Wuth, rissen die Soldaten die Leiche empor, banden ihr Steine an Arme und Füße, und schleuderten sie hinab in den Zaporobiel. Dort sah man die Leiche einen Augenblick kreisend sich drehen, dann von dem Gewichte der Steine hinabgezogen, plötzlich unter den Wellen verschwinden.

Das feuchte Grab schloß sich auf ewig über ihr. Sieben und dreißig französische Soldaten wurden das schauerliche Todtenopfer auf ihrem Grabe, und die Flammen von San Pedro beleuchteten das Schauspiel des Entsetzens und der Trauer.

A. B.

Feuilleton.

Skizzen aus der Zeit des französischen Kaiserreiches.

(Fortsetzung u. Schluß.)

„Dreimalhunderttausend Francs!“ wiederholte der Kaiser, „die werden besser angewendet, um durch die Einkünfte davon die Dotation der Ehrenlegion zu vermehren.“

Damit hatte für diesmal die Unterhaltung vom Vater Bonaventura ihre Endschaft erreicht, und die bevorstehende Feierlichkeit kam wieder auf's Tapet.

„Ein Kaiser ohne Adel oder betitelte Hofleute um seinen Thron, das wird einen sonderbaren Anblick geben!“ äußerte der Cardinal Fesch.

„Oheim“, nahm ungeduldig der Kaiser das Wort, „Paris ist nicht in einem Tage gebaut worden. Unter bisherigen Umständen war es leichter für mich, den Thron als den Adel wieder herzustellen. Allein auch der Letztere soll wieder erstehen, denn ich bedarf seiner. Mißkenne Niemand, daß der Adel im Staate nützt; er dient als Belohnung, ziert und stützt ihn.“

„Wie aber wollen Sie ihn herstellen?“ meinte Joseph. „Wird er neu geschaffen oder soll einem Leichname neues Leben eingehaucht werden?“

„Alles soll von mir ausgehen. In meinem Reiche soll nichts von früher datiren, als von der Regierung meines Hauptes. Ich werde einen neuen Adel stiften, einen Adel der Ehre und nimmer der Wiederhersteller einer vermoderten Institution werden.

„So beeilen Sie sich“, sagte Pauline, „denn mich gelüstet, meine Vorzimmer voller betitelter Bedienten zu sehen.“

„Indem Sie sich dieses geringschätzenden Ausdrucks bedienen“, sagte Napoleon, „werden Sie die Eigenliebe von Personen verletzen, von denen Sie keine Verzeihung zu erwarten haben.“

„Was wollen die Zwerge?“

„Schwester, die Naturkundigen behaupten, daß eine Viper in Frankreich nicht Gift genug besitze, um einen Menschen zu tödten; er würde aber schnell sterben, wenn ihn vier zugleich beißen.“

Von der Krönung erzähle ich nichts, denn sie ist oft genug beschrieben und ich habe mir Mittheilung des noch Unbekannten zur Aufgabe gemacht. Darunter dürften z. B. einige Einzelheiten in Bezug auf innere Politik gehören.

Unmittelbar nach der Krönung legte der heilige Vater den Wunsch der sehr baldigen Rückkehr nach Rom sehr dringend an den Tag. — — Sobald nun der Kaiser davon hörte, ließ er den Cardinal Fesch rufen, und dieser sagte in Bezug darauf:

„Sire, dem Müller gefällt es am besten in seiner Mühle; der Papst ist gern in Rom, wo er zu Haus, was sein ist.“

„Mein Himmel, wenn er sonst will, es soll ihm an Eigenthum nicht fehlen. Sollte es ihm z. B. nicht in Chambord gefallen; in Tours, wo herrliche Kirchen sind; in Bourges, wo ich ihm einen Palast erbauen lassen würde. Wir wären dann Nachbarsleute, und von Fontainebleau aus könnt' ich ihn besuchen. Er sollte einen zahlreichen Hof haben, ein vollzähliges Cardinalscollegium, eine Garde und Ehrenbezeugungen ohne Ende.“

„Ew. Majestät wünschen also nicht, daß er nach Rom zurückgeht?“

„Das habe ich nicht gesagt; er hat seinen freien Willen... Warum macht er keine Reise nach dem Süden? In Toulouse soll so viel Frömmigkeit herrschen und viel Adel sein, der vom Scheitel bis zur Zehe eifrig katholisch ist. Es sind dort berühmtere Kirchen, und in der einen werden die Gebeine von sechs oder sieben Aposteln, ein heiliger Dorn und die Ueberreste von vierzig Märtyrern aufbewahrt. Neben diesen alterthümlichen Gebäuden könnte ein anderer Vatican errichtet werden.“

„Der Papst sollte demnach auf Rom verzichten?“

„Das hab' ich keineswegs gesagt, aber, offen zu reden, wenn der heilige Vater Frankreich und mir wohl will, warum sollte er sich nicht gern wieder in Avignon sehen, in der Stadt voll päpstlichen Andenkens, deren Bewohner sich noch für päpstliche Unterthanen halten? Seine Heiligkeit würde über sie gebieten, hätte Italien im Auge, wäre Deutschland nahe. Die Lage ist unvergleichlich, und man könnte die Residenz des gemeinsamen Vaters der Gläubigen kaum vortheilhafter wählen.“

„Allein, Sire, wenn der Papst nach Avignon ginge, so hieße das, Rom aufgeben.“

„Nicht doch, Oheim; wie sind Sie doch sonderbar. Ich suche mich Ihrem Freunde, einem mir theuren Greise, gefällig zu zeigen. Ich möchte ihn glücklich machen. Was thut er in Rom? Er wird dort nur der Gegenstand meines Mißtrauens; er muß die Engländer schonen, und mir folglich mißfallen. Ist er in Avignon, werden wir im Gegentheil im besten Einverständnisse leben. Ich werde ihn mit Geschenken überhäufen. Der heilige Stuhl soll reicher werden, als er je gewesen ist.“

„Ich will mit ihm darüber sprechen, allein ich befürchte, er wird Rom nicht aufgeben wolle, wie Sie wünschen.“

„Das hab' ich ja nicht gesagt.“

„Allein es ist am Ende doch so.“

„Dies bliebe sich ganz gleich. Die Form macht Alles. Geben Sie einem Pariser ein Theaterbillet, auf dem „erster Rang“ steht, und er wird damit ohne Murren in den dritten hinauf steigen, vorausgesetzt, daß er an der Thür der ihm angewiesenen Hühnersteige angeschrieben findet: „erster Rang“, wie er es auf seinem Billet gelesen hat.“

Der Cardinal mußte über den Vergleich lachen, versprach aber, die Sache dem Papste vorzutragen; das that er denn auch, aber unzureichend. Der Papst schien ihn nicht zu verstehen und blieb dabei, über die Alpen zugleich mit dem Kaiser zurückzukehren, der sich zum König von Italien wollte krönen lassen. Man mußte ihm gewähren lassen; denn ihn zurück zu behalten, wie Fouché vorschlug, ging ohne ungeheuren Scandal und ohne sich undankbar zu zeigen, nicht an.

In der letzten Zusammenkunft, welche Napoleon mit dem Papste hatte, äußerte dieser, daß er zu sehr mit Erfüllung der Versprechungen zögere, die er ihm durch seinen Verwandten und Gesandten, den Cardinal Fesch, habe machen lassen. Er zählte sie sodann auf und Napoleon wurde von jeder überrascht und schwur, daß ihm diese Dinge sämmtlich völlig unbekannt wären.

„Wie, Sire, so würden die drei Legationen nicht wieder an den heiligen Stuhl zurückfallen?“

„Sie sind ihm nicht zugesichert worden.“

„Und Sanct Peter wird in meiner Person nicht wieder zum Besitz von Avignon und Venessin gelangen?“

„Die Verfassung des Reiches stellt dem ein unbesiegbares Hinderniß entgegen Ich bin der Nachfolger der einen und untheilbaren Republik.“

„Soll die französische Geistlichkeit ihre noch nicht verkauften Besitzungen auch nicht wieder erhalten und wollen Sie nicht deren Unabhängigkeit vom Budget herzustellen suchen?“

„Ich kann Ew. Heiligkeit versichern, daß meine Geistlichen sehr zufrieden sind, ihren Gehalt am bestimmten Tage beziehen und ohne Sorgen sein zu können, wenn es regnet oder hagelt.“

„Die Wiedereröffnung der Klöster ist mir auch versprochen worden.“

„Und sie wird auch statt finden; ich bin ein großer Freund dieser Anstalten des zurückgezogenen Lebens; man bolice sie und ich werde ihre Herstellung bewilligen.“

„Gut, mein Sohn; allein wegen des Uebrigen?“

„Da bin ich außer aller Verbindlichkeit, denn ich habe nichts der Art befohlen. Der Cardinal Fesch mag in übergroßem Eifer...“

„Darüber möcht' ich ihn wohl noch einmal selbst vernehmen, er befindet sich neben an und wenn Sie es erlauben, lasse ich ihn herrufen.“

„So gern ich Ew. Heiligkeit willfahren möchte, muß ich mich dessen doch bei einer Gelegenheit enthalten, welche für meinen Oheim eine Demüthigung sein müßte. Ich habe ihm Vorwürfe zu machen, und da ist es besser, wir sind unter vier Augen. Zudem werden mir die Umstände wohl später gestatten, was ich jetzt ablehne. Die Interessen der Kirche sind mir so theuer, wie meine eigenen und es wird mir schon noch möglich werden, alle Widersprüche zu heben. Doch lassen wir das Vergangene. Die Regierung der Legationen brachte Ihnen nur Unannehmlichkeiten; Avignon war Ihnen zur Last und man hat Ihnen einen wirklichen Dienst geleistet, indem man sie dieser Sorgen überhob.“

Der Kaiser ließ sich auf nichts Anderes ein und der Papst erlangte nichts. Mehr hoffte er vom Fürsten von Benevent, den er deßhalb zu sich in den Pavillon der Flora beschied, wo Se. Heiligkeit wohnte.

Der schlaue Diplomat fand sich ein, hörte die Beschwerden des Papstes an, schien sie anfänglich nicht zu verstehen und suchte sie dann zu umgehen und eine bestimmte Erklärung zu vermeiden. Endlich aber auf's Aeußerste getrieben sagte er:

„Beunruhigen sich Ew. Heiligkeit nur nicht weiter wegen des Vergangenen; was geschehen ist, das ist geschehen. Der Kaiser besitzt solche Festigkeit des Willens daß Sie als Stellvertreter Gottes weit eher alle Seelen aus dem Fegefeuer befreien als ihm den kleinsten Theil der Legationen und von Avignon wieder abnehmen können.“

„Jedenfalls, mein Sohn, wälze ich diese Täuschung auf sein Gewissen.“

„Heiliger Vater, im nächsten Jubeljahre wollen wir das wieder gut zu machen suchen, indem wir Ihre Indulgenzen redlich erwerben.“

„Er nimmt das Gut Gottes.“

„Die ganze Erde gehört dem Herrn.“

„Er hat mich betrogen.“

„Und mich auch, so wie den Cardinal Fesch; allein was läßt sich mit einem

Manne anfangen, der eine Million Soldaten commandirt und jährlich tausend Millionen auszugeben hat."

Die Sache zerschlug sich also, denn mit Napoleon ließ sich in Dingen, die er einmal fest beschlossen hatte, nichts abändern.

Wiener Signale.

Dr. Herz wurde zum Deputirten nach Frankfurt für den Bezirk Leopoldstadt gewählt. Die „ostdeutsche Post," welche Einiges über die Wahlversammlung spricht, weiß nicht viel Rühmliches über die deutsche Stimmung in diesem Bezirke zu erzählen. Noch sprachen Dr. Frankl, Herr Böhm ꝛc. Herr Böhm entwickelte einige liberale Ansichten.

Es geht das Gerücht in der Stadt herum, daß am 13. März der Belagerungszustand aufgehoben, am 14. Amnestie bewilliget, am 15. März eine oktroirte Constitution proklamirt werde, und die Huldigung Seiner Majestät des Kaisers stattfinden soll. Gott gäbe, daß es wahr wäre!

Es sollen ein Paar Individuen verhaftet worden sein, die bei dem Granadenattentate verdächtigt erscheinen.

Sehr bedauerlich erscheint der Stand der Maladies secrétes in Wien, welche sich eher zu verbreiten als zu vermindern scheinen. Die Aerzte, welche sich mit Heilung dieser Krankheiten beschäftigen, haben vollauf zu thun. Der bekannte Dr. Neu soll allein 10,000 Visiten für diese Krankheiten im Jahre 1848 gehabt haben. — Wien wird am Ende auch zu den freilich nicht moralisch zu rechtfertigenden Nothmaßregeln greifen müssen, wie die italienischen und französischen Städte.

Man erzählt sich hier, daß die kaiserlichen Truppen bereits in Debreczin einmarschirt sind. Da bis jetzt kein Bulletin diese Nachricht bestätiget, so dürfte es nur ein bloßes Gerücht sein.

Die Truppenzahl vermehrt sich noch und nach in Wien. Ehevorgestern ist eine bedeutende Truppe Jäger hier angekommen.

Man spricht hier von einzelnen unbilligen Aeußerungen, welche Soldaten an öffentlichen Orten über die Bewohner Wiens gemacht haben sollen. Wir halten solche Gerüchte nicht nur als unwahr, sondern sogar böswillig von Denjenigen, die solche Gerüchte zur Vermehrung der Aufregung und des Zwiespaltes zwischen Militär und Civil absichtlich verbreiten.

Im Allgemeinen ist die Artigkeit und das solide Benehmen der Sicherheitswache in einem solchen Zeitpunkte, in welchem leicht Gelegenheit gegeben ist, Uebergriffe zu thun, sehr zu loben und bildet einen angenehmen Contrast gegen die vormärzliche Grobheit, an die sich die Leser noch gut erinnern werden. — Seit einigen Tagen bemerken wir, daß die Sicherheitsgardisten mit Nummern auf den Czakos versehen sind.

Kunst-Signale.

Berlin. Großes Aufsehen erregten vor einiger Zeit gewisse Artikel der Vossischen Zeitung (October und December 1848), welche gegen die Verwaltung des königl. Theaters und namentlich gegen die Person des Hrn. v. Küstner feindlich gerichtet waren. Man erfährt jetzt durch ein an Gewißheit grenzendes Verlauten, daß der Bruder des berühmten Componisten des „Feldlagers" diese Artikel veranlaßt haben soll, was dieselben auf die bekannten Differenzen zwischen Hrn. v. Küstner und Hrn. Meyerbeer zurückführen und noch muthmaßliche Weiterungen auf diesem schon so viel beackertem Felde der Theaterpolemik versprechen würde. Neue Kämpfe bereiten sich auf diesem Gebiete jedenfalls vor, und man hofft zunächst den geheimen Commerzienrath Beer, wenn er der Abfassung und Insertion jener Artikel gänzlich fremd sein sollte, zu einer öffentlichen und namentlichen Erklärung darüber bewegen zu können. — Carlotta Grisi, deren meisterhafte Technik den Mangel einer charakteristischen Persönlichkeit fast übersehen läßt, nahm gestern in der „Esmeralda" auf die glänzendste Weise von unserm Publicum Abschied.

Aus der Zeit.

Ein neues Nachtstück aus dem Gebiet des Pauperismus ist bei Gelegenheit des Ausbruchs der Cholera in einem Armenkinderhospital an's Tageslicht gekommen. In dieses Kinderhospital, in der Nähe von London (in dem Dorfe Tooting) wurden nämlich von mehreren Armenhäusern der Stadt die Kinder der in ihnen aufgenommenen Familien zur Pflege übergeben, daselbst aber in jeder Beziehung so schlecht behandelt, daß bald Krankheiten unter ihnen ausbrechen mußten. Namentlich war die Anstalt viel zu klein für die Zahl der ihr übergebenen Kinder. Diese betrug 1370, während die Anstalt kaum für 700 reichte. Schon diese Ueberfüllung mußte aufs Schädlichste wirken. Außerdem aber wurde ihnen Nahrung und Kleidung auf's Spärlichste zugemessen und jede Klage mit den gröblichsten Mißhandlungen unterdrückt, bis endlich die Cholera in dieser Jammeranstalt die Aufmerksamkeit des Publikums und der Behörde auf sich zog. Natürlich ist dadurch der habsüchtige Unternehmer der Anstalt am schwersten gravirt, aber auch die Armenvorsteher sind nicht von Vorwürfen frei zu sprechen. Die zur Untersuchung eingesetzte Jury hat jetzt ihr Verdikt ausgesprochen, welches namentlich die Armenaufseher von St. Pancraz für mitschuldig an der unter den Kindern ausgebrochenen Sterblichkeit erklärt. Die englischen Blätter haben dieser Angelegenheit einen großen Theil ihrer Spalten gewidmet und namentlich die ganze Untersuchung sehr ausführlich mitgetheilt. Die aufgedeckten Thatsachen sind haarsträubender Art.

Am Bord des Schiffes Allen, Capt. Williams, welcher kürzlich von den Küsten Afrika's nach Salem zurückkehrte, befand sich eine lebende Monster-Schlange von der Constriktor-Race, welche alle Erzählungen, die man über das Tödten eines Pferdes und dessen Verschlingen zu einer Mahlzeit durch Schlangen bisher gehört, bestätigt. Dieselbe hat eine Länge von 30 Fuß, ist also die größte, welche je lebend eingefangen worden. Sowie man von der Ankunft einer so ungeheuren Schlange hörte, setzten gleich van Amburgh, June und Titus ihre Agenten in Thätigkeit, dieselbe zu acquiriren; selbige nahmen ihren Weg über Newhaven; von den Herren Raymond & Waring wurde ein Bevollmächtigter zum Ankaufe über Worchester entsendet und Barnum schickte seinen Majordomo Hitchcock per Dampfboot Bay-State ab. Der Yankee-Eigenthümer aber hat bei diesem Andrange von Kauflustigen sein Eigenthum richtig zu werthen gewußt, an van Amburgh sandte er per Telegraphen die Mittheilung, daß er für nicht weniger als 10,000 Dollars die Schlange weggebe, oder dieselbe selbst zur Schau stellen werde. Van Amburgh's Agent bot 7000 Dollars, wurde aber sofort durch Hitchcock um 5000 Dollars überboten, wo es einstweilen geblieben ist.

Die Wildhändler in Berlin pochen jetzt auf das neue Jagdgesetz, um ihre Waare doppelt theuer bezahlt zu erhalten und zwar mit Angabe des Grundes, daß noch demselben man übers Jahr nicht mehr wissen würde, daß es Thiere gegeben hätte, die Haasen hießen.

In einer dem Städtchen Cusset im Departement Allier benachbarten Gemeinde erschien jüngst ein Brautpaar auf dem Rathhause. Tag und Stunde waren vorher bestimmt. Aber der Maire war verreist, man mußte zu dem Gehülfen schicken, der von Profession ein Fleischer ist. Wie dieser nun im Rathhause anlangte und das Brautpaar erblickte, war seine erste Frage: wo habt Ihr den Hochzeitsbraten gekauft? Die Erstaunten, welche eher jede andere Frage erwartet hatten, besinnen sich einen Augenblick, antworten dann ganz harmlos: in Cusset! — In Cusset! wiederholt der Fleischer wüthend; nun gut, dann lauft nach Cusset und sucht in Cusset Jemand, der Euch verheirathet! Darauf geht der Fleischer mit einer eben so erhabenen Amtsmiene ab, als er gekommen ist, und überläßt das Paar und die Anwesenden ihrem Staunen.

In Königsberg hat sich schon ein Comité von jungen Leuten gebildet, das im Frühjahre eine Expedition nach den Goldgruben Californien's veranstalten will. Die Zahl der Auswanderungslustigen soll aus lauter gebildeten jungen Männern bestehen und sich schon bis auf 100 Personen belaufen. In Rotterdam denkt man an kaufmännische Spekulation dorthin. Ein Haus will große Sendungen von Kleidungsstücken machen, da außer Goldgraben dort keine Arbeit vorgenommen wird.

Neueste Literatur.

Das Nationaltheater des neuen Deutschlands. Eine Reformschrift von Eduard Devrient. Leipzig, 1849, bei J. J. Weber.

Das preußische Kultusministerium hatte den Herrn Verfasser angegangen, die Ansichten mitzutheilen, welche Gestaltung man dem Theater geben müsse, um es in Uebereinstimmung mit den übrigen Künsten zu einem gedeihlichen Wirken zu bringen. Hr. Devrient unterzog sich der Aufgabe und diesem Umstande hat vorliegendes Büchlein sein Entstehen zu verdanken. Der Verfasser legt seiner Entwicklung den Ausspruch zu Grunde, daß Alles, was die Menschheit bilden und veredeln soll, vom Staate gestützt, und vom bloßen Erwerbe unabhängig gemacht werden soll, sämmtliche Theater sollen daher Staatsanstalten werden, denen die Direktoren gleichsam als dem Ministerium verantwortliche Präsidenten vorstehen sollten. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Vorschläge des Herrn Verfassers volle Aufmerksamkeit verdienen, denn sie sind nicht auf Hirngespinnste basirt, obwohl sich der Ausführung im Anfange bedeutende Hindernisse entgegenstellen würden. Das Resultat würde aber gewiß nicht nur für Schauspieler und Theaterdichter, sondern für alle Künstler, welche mit dem Theater in Verbindung stehen, z. B. Maler, Komponisteure, Maschinenmeister u. s. w. ein sehr lohnendes sein. — Wir empfehlen dieses nett ausgestattete Büchlein allen, welche Antheil am Theater nehmen, besonders aber den Direktoren und sogenannten Intendanten.

Die Wiener-Zeitschrift erscheint wöchentlich 5 Mal: vom Dienstag bis Samstag — in vergrößertem Format und bei bedeutender Preisermäßigung nämlich: statt früher für Wien mit Kupf. ganzj. 24 fl. jetzt 14 fl. CM. halbj. 7 fl., viertelj. 3 fl. 40 kr. CM. Ohne Kupf. (nur für den hies. Platz:) ganzj. 10 fl. halbj. 5 fl., viertelj. 2 fl. 40 kr. CM. Für Auswärtige mit freier Postzusendung ganzj. statt 26 fl. 48 kr. nur 16 fl. 48 kr. halbj. 8 fl. 24 kr., viertelj. 4 fl. 30 kr. CM. Für das Ausland besorgt die Versendung die Buchhandlung Gerold & Sohn für den jährl. Preis von nur 11 Thaler 12 Grosch. sächsisch.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Dienstag den 20. Februar 1849. №35. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Ad vocem Staatsanwalt.

S. Nicht leicht hat Etwas so unangenehme Sensazion gemacht, als die Geschichte des Hrn. Gretschnigg in Grätz, der — an und für sich sehr unbedeutend — plötzlich durch eine Art unverantwortlicher „Selbsthilfe" zur Würde eines Märtirers erhoben wurde, wozu er ungefähr in dem Grade paßt, wie der E — l zum Lautenspiel.

Wer ist aber Schuld daran?

Etwa die ehrenwerthe Bevölkerung von Grätz?

„Gewiß nicht; denn da jenem Redakteur all' seine Uibergriffe ohne Ahndung hingingen, so mußte am Ende im Publikum der Glaube wachgerufen werden, daß an den Angriffen der „Volkszeitung" denn doch etwas Wahres sein möchte, weil man sonst gegen dieselbe eingeschritten wäre, oder besser: hätte einschreiten müssen!

Und für die Wahrheit interessirt sich ja jeder bessere Mensch!

Oder stack etwa die „Camarilla", die „Reaction", oder irgend ein communistisch-socialistisch-democratisch-republikanischer Putsch dahinter?

Eben so wenig; einestheils weil der Zeitung, in etwa anderthalb Dutzend Exemplaren verbreitet, die Wichtigkeit fehlte, welcher entgegenzuarbeiten von Werth gewesen wäre, andererseits wieder, weil Grätz und die gesammte Steiermark keinesfalls so ultraradikal gesinnt sind, daß sie mit dem Treiben eines Individuums simpathisiren sollten, an dem doch — wie sehr man auch sein Unglück beklagen muß — aufrichtig gesagt: „hinter Gott und vor Gott" nichts war, als die leidige Keckheit, die sich aufbläht wie jener Frosch, der — selbst um den Preis des Zerplatzens — für einen Bullen gelten wollte!

Wer also — wird man fragen — wer um's Himmel Willen hat denn also jenen Scandal verschuldet?

Die Antwort ist kurz und deutlich die: daß einzig und allein die Regierung obige Katastrophe zu verantworten hat, weil weder ein ordentliches Preßgesetz existirt, noch viel weniger also an eine Handhabung der Vorschriften gegen Preßvergehen zu denken ist!

Der Staatsanwalt hätte längst gegen Gretschnigg einschreiten müssen; dann wäre es niemals so weit gekommen!

Man hat einzelne Nummern seines — vom literarischen Standpunct aus nichtigen Blättchens confiscirt und ihn natürlich dadurch ebensowohl erbittert, als man dem Unternehmen erst eine Art von Bedeutung gab; zu einem Preßprocesse gegen ihn ist es aber nie gekommen, und das Publikum hatte somit eine zweite Veranlassung, die Regierung der Willkürlichkeit zu beinzichtigen, was — Zeuge des ganzen Martirologiums, — immer dem Leidenden zu Statten kömmt.

Die Passivität des Staatsanwaltes tritt also als schuldtragend bei diesem ärgerlichen Falle ein; und das ist auch gar nicht befremdend; denn leider muß man es sagen: die ganzen Anlage unserer Preßprocedur erscheint von vorne herein schon so ziemlich als eine unhaltbare!

Wollt Ihr schon eine Form nach fremden Mustern, d. h. nach solchen, die wenigstens bei uns noch nicht dagewesen sind, so führt sie auch in allen Theilen durch! Wollt Ihr daher Schriftsteller richten lassen, so richtet sie durch Ihresgleichen, d. h. wieder durch Schriftsteller, oder mit anderen Worten: stellt an die Spitze der Preß-Jury eben nur einen Schriftsteller, nicht einen kahlen, schalen, antiradikalen Juristen, der in literarischen Angelegenheiten urtheilt wie der Blinde von der Farbe! Wollt Ihr für Alle ein „Peers"-Gericht, nemlich ein Gericht von Männern gleichen Faches, warum soll denn dem Schriftsteller allein diese Berechtigung nicht zu Gute kommen?

Wenn für Bauangelegenheiten eine Baubehörde, für Sanitäts-Fragen ein Medicinal-Collegium besteht, warum nicht für Literaten dieselbe Gunst?

Es ist etwas ganz Anderes um eine literarische als um eine legale Sentenz.

Der Schriftsteller, welcher Herz und Sinn hat für die Geburtswehen und für die Fata Fatalia im Lebenslaufe seiner Genossen, bringt einen ganz andern Maßstab mit für die Angelegenheiten seiner „Peers" als der trockene Rechtsmann, dem der Buchstabe des Gesetzes über Alles gilt; er wird also competenter und auch — freundlicher richten einerseits; anderntheils aber wird er auch in die Freiheiten und Subtilitäten der Production schärfer eingehen, er wird deren inneren Zusammenhang besser herausfinden, er wird also selbst in polizeilicher Hinsicht eingreifender wirken können als der bloße Jurist, welcher sich an seine Paragraphe bindet und niemals über deren Horizont hinaussieht!

Eben darum aber soll und muß der Staatsanwalt selbst ein Literat sein, will man anders den Parias des Lebens, den Schriftstellern, rücksichtlich ihrer Ansprüche auf Gleichstellung vor dem Gesetze, Rechnung tragen; und der Umstand, daß dies bisher durchaus nicht der Fall war, ist gewiß größerntheils die Veranlaßung zu den zahllosen Mißbräuchen der Presse und namentlich zu dem häßlichen Fall in Grätz gewesen. Die Juristen, welche der Staatsanwaltschaft vorgesetzt worden sind, scheuen jeden Preßproceß, weil sie — bloße Acten-Menschen — nichts davon verstehen, und schrauben sich von deren Verfolgung los; dadurch aber ist das Gesetz ohnmächtig oder vielmehr: es existirt gar nicht, und jeder Preß-Ungeheuerlichkeit ist Thür und Thor geöffnet!

Wie gesagt: der Staatsanwalt soll und muß ein Literat sein oder das Institut bleibt ohne Wirkung! In literarischen Dingen kann nur ein literarischer Richter entscheiden — wenn das Wort: „gleiches Recht für Alle" nicht eine bloße Mähre bleiben soll!

Zwei Zöglinge der Musikschule.

Novelle, frei nach dem Französischen.

Eine lange Reihe von Wagen stand längs der Vorstadt Prissonière und in den anstossenden Straßen. Eine zahlreiche Versammlung füllte die Räume des großen Saales der Musikschule, wo an diesem Tage die Preise für Instrumentalmusik vertheilt wurden. Cherubini der hohe Priester jenes Tempels der Harmonie war damals noch nicht von seinem irdischen Posten abgetreten, um oben die Concerte der Engel zu leiten: er hatte soeben Paul Dorville einen jungen, hoffnungsvollen Pianisten gekrönt und richtete an ihn Worte des schmeichelhaftesten Lobes.

Der junge Mann kehrte zum Piano zurück. Er spielte eine brillante Sonate, welche sämmtliche Zuhörer zum rauschendsten Beifall begeisterte.

Aber Paul hatte seinen Triumph nur halb genossen, wenn nicht unter all' den Stimmen die sich zu seinem Lobe vereinigten, Eine Stimme an sein Ohr geschlagen, unter all' den ermuthigenden und wohlwollenden Blicken Ein Blick den seinigen begegnet wäre. Was sollten ihm jene rauschenden Beweise von Theilnahme? Was ging ihn die Menge an? Er hörte und sah nur Marien . . . . M a r i e n, seine süße Schulgenossin . . . Marien, seine erste Liebe: . . Dort steht sie in der Reihe der Schülerinnen ihres Geschlechtes, die schönste unter den Rosen jenes Blumenbeetes von jungen, frischen Gesichtern und knospenden Reizen. Eine Thräne glänzt an ihrer schwarzen Wimper . . . die Freude röthete ihr Antlitz . . . ihr Herz pocht in raschen Schlägen . . . Sie ist ja so glücklich!

Seit langem haben die jungen Leute jene geheimnißvollen Worte ausgetauscht, welche aus zwei Dasein nur Eines schaffen. Wenn Paul und Marie sich ansehen, tritt ihnen die ganze Seele in die Augen; ihre Freuden und Leiden sein dieselben; das Eine hat keinen Gedanken, welches es dem Andern verheimlichen könnte. . . .

Nachdem der Rausch des gefeierten Triumphes vorüber war, und die Zuhörer den Saal verlassen hatten, wurde Paul traurig. Alsbald bedeckte auch Mariens Stirne eine Wolke . . . die armen Leutchen hatten ihre Gedanken verrathen: von jenem Tage an verließ Paul die Musikschule und Marie mußte zurückbleiben, um ihre Studien zu vollenden.

Der Künstler näherte sich dem jungen Mädchen und flüsterte ihr mit einer Stimme zu, der vor Rührung zitterte:

— Marie, wir müssen uns trennen! — Ja wohl! antwortete sie mit einem tiefen Seufzer. — Aber Sie werden mich nicht vergessen, Marie, nicht wahr? — Sie vergessen! sagte das junge Mädchen mit einem Tone zärtlichen Vorwurfs; ist das möglich, d. lieber Gott! Sie wissen recht gut, daß ich Sie liebe? — Ach! seien Sie gebenedeit für diese süßen Worte! . . . Aber ich soll Sie nicht mehr sehen liebe Marie, soll meine ganze Zeit fern von Ihnen zubringen, anderwärts arbeiten, als unter Ihren Augen, ohne daß nur ein Wort, ein freundlicher Blick mir Muth einflößen! . . . — Mein Freund, werden denn Sie allein dulden? — Eben denke ich daran, fuhr der junge Mann schüchtern fort, wir können uns ja schreiben . . . — Ach ja! versetzte sie in reizender Unbefangenheit. — Sie werden mir doch antworten, Marie? — Ich werde Ihnen antworten. — Jeden Abend, wenn Sie Ihre Tante aus der Schule abholen wird, werde ich am Ausgange der Klasse sein; ich werde meinen Brief in Ihre Hand gleiten lassen und Sie werden in die meinige die Antwort auf meinen letzten Brief drücken. — Ich verspreche es Ihnen.

In diesem Augenblicke wurden sie getrennt.

Die beiden Schulgenossen wechselten noch einen Blick voll Innigkeit, und Paul, das Herz voll Hoffnung, ging nach seinem Dachstübchen im fünften Stockwerk eines Hauses der St. Georgsstraße.

Der junge Mann begann sein Künstlerleben. Er betrat jene dornenvolle, unfruchtbare, mit Hindernissen besäte Laufbahn, jenen gefährlichen Weg, wo jedem Schritte vorwärts ein Fallstrick entgegen steht, wo man in der Ferne den Ruhm und das Glück als glanzvolle Erscheinungen erblickt, die Einem in demselben Augenblicke entschlüpfen, da man sie erfaßt zu haben glaubt, wie Irrlichter den armen Wanderer in fremder Einsamkeit täuschen. Zuweilen wohl kann man sie erhaschen; aber wie oft haben Diejenigen Mühe und Arbeit verloren, welche ihnen nachjagen. Paul's Beruf trieb ihn unaufhaltsam nach jenem Kampfplatze, dessen Kämpfer, wollen sie mit Vortheil ringen, nur zu oft zur List und zu Kunstgriffen ihre Zuflucht nehmen müssen. Er kannte alle Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte und ließ sich nicht im Vorhinein abschrecken. Seine einzige Hülfsquelle war der feste Wille, welcher alle Hindernisse überwindet und geradenwegs zum Ziele lossteuert.

Wohl zählte Paul unter den Erinnerungen an seine Kindheit so manche, die geeignet waren, ihm Leid zu verursachen. Seine Familie war vordem wohlhabend gewesen; doch plötzlich hatte das Unglück die Schwelle seines Vaterhauses überschritten. Seine Eltern starben vor Kummer: er stand allein, ohne Stütze, ohne einen Gönner in der Welt, und sah sich genöthigt, noch vor Beendigung seiner Studien das Collegium zu verlassen. Als letztes Mittel, ihn vor dem Elend zu bewahren, blieb ihm ein schwach ausgebildetes Talent zur Musik.

Paul gab Stunden, um seinen Lebensunterhalt zu sichern und brachte es endlich dahin, daß man ihn in die königliche Musikschule aufnahm. Dort war es, wo er Marien kennen lernte.

Die Simpathie des Unglücks brachte die jungen Leute sehr bald einander näher. Sie vertrauten sich ihre Schmerzen, ihre Hoffnungen, ihre Pläne für die Zukunft. Keines von ihnen hatte irgend Jemand, zu dem es seine Neigung hingezogen hätte, denn auch Marie war eine Waise. Die Tante, bei der sie wohnte, bot einem Charakterzeichner den wahren Typus jener alten Jungfern, die sich selbst und Andern zur Last, mürrisch und zänkisch als eben so viele Medusen mit giftigen Augen herumgehen, deren bloßer Anblick Einem das Herz in Leibe zu Stein macht; die sich ausschließlich damit beschäftigen, ihre Umgebung mit dem Gifte zu bespritzen, welches von dem bittern Leidenskelche ihrer Ehelosigkeit herabträufelt.

Fräulein Aubert war vierzig Jahre alt, sehr blatternarbig und im Besitze von 3000 Franks Renten.

Es fiel ihr nicht im mindesten ein, ihrer Nichte das kleinste Opfer zu bringen. Marie hatte einen Freiplatz in der Musikschule erhalten, und das arme Mädchen mußte sich allnächtlich einige Stunden vom Schlafe abdarben, um sich nur das Nöthigste durch die Arbeit ihrer Hände verdienen zu können. Doch muß man, um gerecht zu sein, gestehen, daß diese gute Tante, Marien hütete, wie der Geizige seinen Schatz bewahrt. Geschah dies aus Neigung für das junge Wesen selbst, oder vielmehr aus jener neidischen Bosheit, die gewisse Leute antreibt, Andere um ein Vergnügen zu bringen, das sie selbst nicht genießen können. Wir überlassen die Beantwortung dieser delikaten Frage, dem Scharfsinne unserer Leser.

Soviel ist gewiß, daß Fräulein Aubert täglich früh die fünfzehn Stufen ihrer Wohnung hinabstieg, um ihre Nichte in die Gesangsstunde zu führen und daß sie jeden Abend dieselbe Leibesübung vornahm, um sie wieder nach Hause zu bringen.

Der boshafte Charakter der alten Jungfrau war nicht geeignet, Mariens Vertrauen zu gewinnen. Die letztere hatte sich wohl gehütet, vor ihrer Tante von Paul zu sprechen. Sie verwahrete ihre Liebe sorgfältig wie einen Schatz, im Grunde ihres Herzens. Des Nachts, wenn sie ihre Arbeit aus der Hand legte, zog sie sich in ihr einsames Stübchen zurück, um die Briefe des jungen Künstlers zu verschlingen, um die glühenden Worte hundert und hundertmal wieder zu lesen, in die Paul seine ganze Seele gehaucht hatte. Marie überließ sich den Gemüthsbewegungen, welche diese leidenschaftliche Beredsamkeit hervorrief, ohne irgend eine Furcht. Sollte es denn ein Verbrechen sein, daß sie dem jungen Mann antwortete? War sie nicht von seiner innigen, rechtlichen Zuneigung überzeugt? Mit Gefühlen der reinsten Liebe schlief sie dann ein und der liebliche Traumgott senkte seine glänzenden Fittige auf ihre jungfräuliche Stirne, während er ihr himmlische Worte ins Ohr flüsterte.

Paul fand sich, wie er es versprochen hatte, jeden Abend am Ausgange der Musikschule ein.

Zwei zitternde Hände tauschten Sendschreiben der Liebe aus und drückten sich zärtlich, bevor sie sich trennten. Fräulein Aubert wurde diesen Vorgang nicht gewahr und während eines ganzen Monats hatte die vom Künstler erfundene Correspondenzweise den gewünschten Erfolg.

Aber eines Abends kam Paul nicht.

Umsonst warf das geängstigte Mädchen einen forschenden Blick nach dem Platze, wo er zu stehen pflegte: umsonst blickte sie um die Ecke in die anstoßenden Straßen und musterte alle Vorübergehenden: Paul war nicht unter ihnen. Tausend verschiedene Gedanken durchkreuzten sich in Mariens Kopfe. War vielleicht ihr Geliebter das Opfer eines unglückseligen Ereignisses? Welche Ursachen konnten seine Abwesenheit verschuldet haben? Doch hoffte sie, Paul wenigstens am nächsten Tage auf seinem Posten zu finden… Vergebliche Hoffnung!

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Großmann und die Seinen.

Von Theodor Drobisch.

Es war im Jahre 1790, als sich der Theater-Direktor und Schauspieldichter Großmann nebst seiner Gesellschaft in Cassel befand und wegen seiner Reellität die größte Achtung genoß. — Großmann, obschon von Figur sehr klein, war ein Mann von vorzüglichen Geistesgaben, vieler Sprachkenntniß, feinster Weltbildung und vollkommenster, sowohl theoretischer als praktischer Bühnenkenntniß, der während seiner Direktionsführung, die er mit großer Umsicht und glücklichem Erfolg leitete, manchen wackern Künstler bildete. Wie sein Biograph Reichard sagt, spielte er einen Lord Trinket, einen Riccaud la Marliniere mit aller diesen Geschöpfen eigenen Bonhomie und Impertinenz; sein höchster Triumph aber war Marinelli und Nathan der Weise, weshalb er Lessing über Alles schätzte und fast wie einen Heiligen verehrte. — Wehe dem Schauspieler, der bei ihm während der Probe eines Lessing'schen Stückes sich einen Scherz erlaubt oder sonst sein Augenmerk auf andere Dinge gelenkt hätte; er wäre nahe daran, vom Direktor eine Kündigung zu bekommen oder augenblicklich entlassen zu werden. — Seit langer Zeit schon sah man diesen kleinen Mann über Etwas nachsinnen; er schien einen Lieblingsgedanken zu haben, der ins Werk gesetzt werden müsse, wenn ihm nicht längere Unruhe alle Thatkraft hemmen sollte. Eines Abends, nach der Vorstellung der Emilia Galotti, lud er die Mitglieder seiner Bühne zu sich in seine Wohnung. Als er die Häupter seiner Lieben gezählt und nach seinen Kräften bewirthet hatte, erhob er sich im Kreise und sprach mit der ihm eigenen Würde: „Meine Freunde! Ich habe Euch um mich versammelt, um eines Mannes zu gedenken, den Deutschland mit Stolz den Seinigen nennt, des kritischen Regenerators deutscher Wissenschaft und Kunst, des Schöpfers des modernen Prosa-Styls und in besonderer Beziehung auf das Drama des Wiederherstellers des bessern Geschmacks — Gotthold Ephraim Lessings. Er blieb der Welt nichts schuldig, aber die Welt ihm Alles. Darum ist es uns heilige Pflicht, ihn zu ehren, was wir als Schauspieler dadurch am Besten vollbringen, daß wir seine Dichtungen in seinem Geiste auf der Bühne verkörpern und ihm sonach die Achtung zollen, die er als Dichter zu fordern berechtigt ist. Seht sein Trauerspiel: „Miß Sara Sampson," es ist nicht allein das erste St ck, welches den Namen eines Trauerspiels verdient, sondern es wirft zuerst mit wahrer Originalität das französische Costüm ab und wird der Vorläufer all der bürgerlichen Dramen, die wir jetzt besitzen. — Und dann mein Lieblingsstück: „Nathan der Weise." dieser Idealphilosoph, dieser ächte Weltbürger, vor dem nur der W:rth des Menschen, nicht aber sein Bekenntniß Werth hat. Welch eine erhebende Fernsicht auf die Gleichstellung aller Religionen vor dem moralischen Gesetze eröffnet sich uns in diesem Nathan, der jedem Israeliten als Wegweiser dienen kann, um die moralische Höhe zu erreichen, die allein fähig ist, seine Gleichstellung zu bewirken. — Ja, dieser Nathan ist nicht der Jude der Bibel, des Mittelalters oder unserer Zeit, sondern der Dichter, der reine Mensch, Lessing selbst. Ihm, dem großen Gelehrten eine Libation zu bringen, ist mein Dichten und Trachten; laßt uns Alle mit Kraft dahin wirken, daß deutscher Geist dem Manne ein Denkmal setze. Zur Erreichung dieses Zweckes laßt uns „Minna von Barnhelm" aufführen. Nicht die Gabe, die Liebe bestimmt den Werth. Ich aber meine: es müsse sich hier in Cassel ein leidliches Sümmchen erschwingen lassen, und wenn alle Bühnen Deutschlands mit einstimmten, so wollte ich barhäuptig von Theater zu Theater wandern und mitwirken, bis es prange, das erhabene Standbild des großen Denkers und Dichters, dessen Geist uns befreit vom Alexandriner und der französischen Tragödie." — Mächtig hallten diese Worte in den Herzen der umstehenden Künstler wieder. Alle reichten sich die Hand und gelobten, mit ganzer Kraft Hand an's Werk zu legen. — Großmann traf die nöthigen Vorkehrungen und versäumte nicht, den Darstellern der betreffenden Rollen hie und da bedeutsame Winke zu geben. Die nöthigen Bekanntmachungen waren ergangen, der Tag der Aufführung nahte heran. — Nachdem Vormittags die Generalprobe mit Zuziehung aller Requisiten abgehalten worden war, ging der Direktor in die Kassen-Expedition. „Nun mein Lieber, wie steht's?" redete er den Kassirer an. Dieser zuckte die Achseln und sagte: daß er bisher nichts mehr als ein Dutzend Billets verkauft habe. Ohne ein Wort zu entgegnen, ging Großmann von dannen und setzte seine Hoffnungen auf den Abend. — Schon waren sämmtliche Schauspieler im Conversationszimmer völlig angekleidet beisammen, welche von Zeit zu Zeit auf die Bühne gingen und durch das Guckloch im Vorhange in das Parterre hinausstarrten. Still machten sie die kleine Blechklappe wieder zu und gingen betrübt zurück. Keiner sprach ein Wort denn nur hie und da gewahrte man einen Zuschauer, der es für gut erachtete, des großen Deutschen zu gedenken. — Spärlich saßen die Zuschauer da, meist auf den hintern Plätzen. Die Logen waren dunkel und leer, selbst die Söhne der Musen, die Herren Studenten waren abwesend, heute, in einem Stück von so ächtem norddeutschen Gehalt. Sie hatten es als Feinschmecker vorgezogen, einem Schmause beizuwohnen, da ihnen wahrscheinlich ein Pudding lieber war, als der Lessing. —

„Kaum die Kosten!" murmelte Großmann für sich hin, als er in die Oede hinausgeblickt hatte. In der Hoffnung, daß vielleicht Billets zum Besten des Zweckes abgeholt oder mit einem höhern Gelde als dem Eintrittspreis honorirt worden wären, schickte er den Theaterdiener an die Kasse. — Nach wenigen Minuten kam selbiger mit einem Zettelchen zurück. Großmann griff hastig darnach und las mit gedämpfter Stimme: Total-Einnahme zum Besten eines Lessing-Denkmals fünfzehn Thaler und zwölf Groschen. — Mit den Worten: „So ehrt Deutschland seine großen Todten!" entfiel das Blatt seiner Hand. Er war unschlüssig, ob er solle den Vorhang aufziehen lassen und überlegte mit sich selbst. Plötzlich trat er in die Mitte der Seinigen und rief: „Nein, Kinder, diese Schmach soll dem großen Manne, soll uns nicht angethan werden. Laßt uns heute so recht aus vollem Herzen ein Lessingfest feiern! Jedes Wort, jeder Ton seiner herrlichen Dichtung sei heut ein ganzer Act, ein ganzes Stück. Auf, das Publikum ist zwar klein, aber es ist ein Häuflein Geweihter, das uns verstehen wird. Agire heut' ein Jeder, als wenn der große Lessing vorn in der Loge säße und unserm Spiele lauschte." — Furchtbar zündende Funken in das Pulver der Begeisterung waren diese Worte. — „Platz vom Theater!" rief der Inspicient, der jetzt mit der Klingel das Zeichen zum Anfang der Musik gab. Alles war Fülle und Kraft, Gluth und Begeisterung. Selbst der alte ergraute Souffleur ging mit Schritten, welche in der Stanzen das hohe Versmaß bezeichnen, nach seiner unterirdischen Behausung. — Die Ouverture brauste dahin, als sei des Direktors Wort gleichsam wie ein electrischer Schlag auch unter die Musiker gefahren. Wo eine Cadenz ertönte, da fiel sie nicht aus den Fingern nein! das volle fluthende Herz warf sie aus im Sturme der Begeisterung. — Das Stück begann jedes Wort, jede Scene wurde im Geiste des Dichters gesprochen und gespielt. Alles war thätig und rüstig; nur Einer that nichts, der Souffleur. Sein Schweigen aber war ein Lob aus tausend Zungen; jeder Schauspieler war Herr seiner Rolle, jedwede Accentuirung und Bewegung trug den Stempel der Vollendung. — Wahrlich! so lange Lessing's „Minna von Barnhelm" auf deutscher Bühne gespielt worden war, so hatte man das Stück noch nie in Scene gehen sehen. — Beim Fallen des Vorhanges fielen zwar keine Kränze und Gedichte auf die Bühne, womit man in unsern Tagen so verschwenderisch umgeht; die volle Befriedigung, die jeder Zuschauer mit hinwegnahm, war mehr Ruhm für die Darsteller, die außer den Gaben ihres Geistes noch ein Opfer brachten, das sich als ein gar schöner, herrlicher Zug ihrer Verehrung gegen Lessing bewährte. — Fünfzehn Thaler zwölf Groschen war die Einnahme, welche das kunstsinnige Casseler Publikum beigesteuert; das schämten sie sich abzusenden, und die Mitglieder einer Wanderbühne, jene armen Schauspieler, die damals kaum den vierten Theil der Gage hatten, welche die jetzigen Mimen beziehen, beschlossen einmüthig, einen Theil von ihrem Wochengehalte abzugeben. — Es geschah, und so steigerte sich die Summe bis auf siebenzig Thaler; ein Ehrengeld, geläutert in der Flamme der heiligen Begeisterung, geprägt von dem Schlage des Herzens, womit sie die Nationalschuld der Casseler Bürgerschaft einlös'ten. — Die Namen der Künstler, die an jenem Abend mitwirkten, sind verklungen, sie nennt keine Lippe, kein Buchstabe zeigt sie der Nachwelt an; im Buche der Kunst aber glänzen sie, gleich den in Gold gestickten Gedichten des Mallokat in der Moschee zu Mekka.

Wien.

Nationaltheater an der Wien.

Sonnabend am 17. fand die neunzehnte Vorstellung von Elmar's Posse „Die Brautfahrt des Teufels" und zwar zum Vortheile des Verfassers statt Das Haus war wieder sehr gut besucht, und die neu gedichteten Liedertexte, in welchen sich in der That eine sehr erfreuliche Gesinnung kund gibt, wurden mit einem Beifallssturm begrüßt, wie wir ihn schon lange in keinem Theater gehört haben; besonders aber war dieß der Fall bei jener Strofe, welche den Reichstag betrifft, und wo sich der Teufel darüber beklagt, daß es jetzt sogar nicht mehr möglich ist, dem Volke seine Vertreter zu verdächtigen, der Jubel bei dieser Strofe war ungeheuer; wer die drei letzten Novitäten der drei Vorstadtbühnen und diesen Succeß dem eklatanten Durchfalle der Stücke in den beiden andern Theatern gegenüberhält, wird ü er die politische Meinung der Mehrheit unserer Bevölkerung ganz gut unterrichtet sein.

Br.

Wiener Signale.

Mit großer Spannung sieht man im Publikum der Veröffentlichung des von der Reichstagssektion vollendeten Constitutionsentwurfes entgegen. — Man erzählt sich, daß derselbe sehr gediegen ausgearbeitet sein soll. —

Das Gerücht, was uns unlängst von einer Revolte in Gratz Großes vorerzählte, sagt nun, daß diese Stadt bombardirt worden sein soll. — Beide Nachrichten sind unwahr. —

Berichtigung einer Berichtigung. In einigen hiesigen Tagblättern war kürzlich zu lesen: „Der allgemein ausgestreuten Zeitungsnotiz, daß der Dichter Heinrich Heine in Paris in großer Bedrängniß lebe, von Krankheit und selbst Nahrungssorgen gedrückt, widerspricht der Bruder des Genannten, Herr Gustav Heine, Redakteur des „Fremdenblattes," der hierüber wohl gründlich unterrichtet sein kann." — Wir können aber in dieser Sache abermals berichtigen, und zwar durch eine eben erhaltene Korrespondenz aus Paris, dessen Einsender seit Jahren mit Heinrich Heine in freundschaftlichen Verhältnissen lebt und der uns schrieb: „Heinrich Heine ist schwer darniedergedrückt durch seine leider von den Aerzten als unheilbar bezeichnete Krankheit; er gibt sich wohl gegen Fremde, die ihn besuchen, den Anschein aller nur möglichen Heiterkeit, scherzt wohl zuweilen auch über seine hilflose Lage; aber in seinem Innern sieht es finster aus, da er keine Hoffnung hat, die schöne Zeit zu erleben, wo Deutschland, an dem er noch stets mit Liebe hängt, frei sein wird. — Was die Notizen von einem Bruder Heinrich Heine's in Wien betreffen, so sind selbe unwahr, da Heine's einziger Bruder als hochgeschätzter Arzt zu St. Petersburg lebt." — So weit unser verläßlicher Korrespondent; es stellt sich also Heine's gedrückter Zustand nur als ein von seiner Krankheit, nicht aber in pekuniärer Hinsicht, herrührender, heraus.

Nach der „Teufelsbrautfahrt" wird im Wiednertheater alsogleich das Volksdrama „Deborah" von Mosenthal zur Aufführung kommen. Nach der Deborah wird ein neues Stück von Friedrich Kaiser in die Scene gehen. Auch „Martin Luther" von Zacharias Werner soll in nächster Zeit die Reihe treffen. — Wir sind sehr begierig, wie das Publikum dieses Stück auffassen wird.

Das Kärntnerthortheater wird am März geschlossen. — Es sollen dann die Verhandlungen wegen Uebernahme in die Hofregie beendet werden. Herr Holbein wird die Leitung übernehmen.

Im Bezirke „Erdberg" wurde der bekannte Dr. Mühlfeld zum Reichstagsdeputirten nach Kremsier gewählt. Die liberale Partei hatte wenig Kandidaten gestellt. Ueberhaupt erscheint die konservative Richtung bei den Wiener Wahlen in neuerer Zeit sehr thätig. —

Heinrich Laube soll die Stelle eines Dramaturgen am hiesigen Hoftheater nicht angenommen haben. —

Es sind bereits die Verzeichnisse über die für den nächsten Universitätssemester vorzutragenden wissenschaftlichen Gegenstände für die juridische und philosophische Studienabtheilung in der Wiener-Zeitung veröffentlicht worden. — Wir finden wenig Veränderungen, keine, nur etwas bemerkenswerthen Berufungen berühmter Gelehrten zu Professoren. — Wenn die Wiener Universität für die nächsten Jahre ein ebenso wenig bedeutendes Studienprogramm stellt, so dürfte die neue Zeit geringe Hoffnungen für das Aufblühen dieser Anstalt bieten; und die Studenten könnten sich nach und nach sehr vermindern, um ihr Streben anderen ausländischen Anstalten zuzuwenden, welche den Geist der neuen Zeit mehr erfaßten. —

Man spricht von einer Petition gegen die Aufhebung des Adels, und gegen die Anerkennung der Volkssouverainität, welche zur Unterschrift zirkuliren sollen. Wir können dieser Nachricht keinen Glauben beimessen; wir wollen kein vorschnelles hartes Urtheil über einen Theil unserer Mitbürger aussprechen. —

Die Theuerung in Ungarn soll sehr bedeutend sein, und scheint sich noch zu steigen. Die Geschäfte in Wien gehen noch immer flau und können sich nicht von dem Schlage erholen, den ihnen die Zeit versetzte.

In Znaim sollen bei der stattgefundenen Rekrutirung einige Unordnungen statt gefunden haben, welche in der Aufregung des Volkes ihren Anlaß fanden.

Aus der Zeit.

Die Zahl 9 und die französische Republik. Unter der Unmasse von Almanachen, die alljährlich in Paris emportauchen, ist für das Jahr 1849 auch einer unter dem Titel „la Science du Diable" erschienen. In diesem Kalender befinden sich u. A. eine Reihe von Prophezeiungen, die beweisen sollen, welchen magischen Einfluß die Zahl 9 auf das Schicksal Frankreichs ausübt. Die letzte Revolution fiel vor am 54sten Tage (9m. 9) des Jahres 1848; die Nationalversammlung besteht aus 900 Mitgliedern; die provisorische Regierung hat 72 Tage (8m. 9) gedauert; die erste von dieser Regierung ausgeschriebene Steuer bestand in den verrufenen 45 (5m. 9) centimes additionelles. Acht Staaten folgten dem Beispiele des revolutionären Frankreichs, mithin beträgt die Gesammtzahl 9. Am 14. Mai, das heißt am 81sten Tage der Republik (9 m. 9) fand das große republikanische Fest in Paris statt. Jedes der beiden Worte assemblée nationale besteht aus 9 Buchstaben, eben so die Namen der beiden Candidaten der Präsidentschaft, Cavaignac und Bonaparte. Dieselbe Anzahl von Buchstaben enthält auch der Name Lamartine's des ersten Mitglieds der provisorischen Regierung. Die Nationalversammlung ist in 18 Bureaux eingetheilt (2 m. 9), eben so bestand die Commission, welche die neue Verfassung zu entwerfen hatte, aus 18 Mitgliedern, und sie wurde am 18. Mai gewählt. — Soll nun die Zahl 9 auch ferner ihre Zauberkraft üben, so wird wie der Verfasser, Alphonse Cahaguet, schließt, die Republik nur 9 Jahre dauern, mithin im Jahre 1857 aufhören.

Prag. Der Staatsanwalt hat die Brochüre von Moritz Hartmann „Reimchronik des Pfaffen Maurizius" mit Beschlag belegt.

Neueste Literatur.

Vergißmeinnicht. Taschenbuch der Liebe der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volkes gewidmet von Carl Spindler. Für das Jahr 1849. Stuttgart Franckh'scher Verlag.

Dieses Taschenbuch ist in vielleicht mehr als 10.000 Exemplaren verbreitet. Bei Besprechung desselben handelt es sich also nicht um Empfehlung, denn dessen bedarf es nicht, sondern um jene Aufmerksamkeit, welche die Kritik einem Manne schuldig ist, der sich um die deutsche Novellistik so schöne Verdienste erworben hat wie Carl Spindler. Der vorliegende Jahrgang bringt vier Original-Erzählungen: 1.) Der Sechs und vierziger. 2.) Das Strafgericht der Eidgenossen. 3.) Tratli-Nazi. 4.) Die kleine Ossia. Wer in letzterer Zeit die Spindler'schen Erzählungen aufmerksam las, wird alsogleich bemerkt haben, daß im Gegensatze zu früher die Form ihm jetzt mehr gilt als der Stoff. Die Phantasie ist abgekühlt, die Erfindung ist viel karger, und der Autor ist daher gezwungen, den Mangel in der Ausführung zu ersetzen, daher jenes sorgfältige Anschmiegen an Dialekte, daher jenes fleißige Ausmalen gewöhnlicher Gegenstände, daher der Ueberfluß an episodisch auftretenden Personen und daher auch jene Mühe, welche der Hr. Verfasser überall anwendet, um die Natur in Gegenstand und Wort zu kopiren. Es läßt sich nicht läugnen, daß trotz der Gewandtheit, trotz des besonderen Talentes welches Spindler in Darstellung dieser Art von Volksgeschichten besitzt, man doch aus dieser Natur zu sehr die Kunst herausmerkt, und daß sich eine Art von Manierirtheit nicht verkennen läßt, man wird unwillkürlich zu dem Gedanken hingerissen: „Der Verfasser will natürlicher sein, als die Natur selbst!"

Daß diese Erzählungen wieder ein vielfaches Interesse gewähren, dürfen wir kaum erwähnen; die erste: der Sechs- und vierziger dünkt uns ihrem Inhalte nach etwas zu phantastisch; sehr treffliche Charakterzeichnungen biethet der Tratli-Nazi; man sieht es gleich, daß der Verfasser in jenen Gegenden lange gelebt, welche er schildert, eine solche Umständlichkeit läßt sich nur aus Selbstgesehenem schöpfen; der Mannigfaltigkeit halber gebraucht der Verfasser die Vorsicht, die Schauplätze nach verschiedenen Ländern zu verlegen, was einer Monotonie vorbeugt.

Als Zierde sind dem Buche ein Stahlstich, achtzehn Xylographien und zwei Musikkompositionen beigegeben. Zu den 8 Xylographien, welche einem größeren Kunstwerke: „Das Karoussel" entnommen sind, und welche Turnierscenen aus dem Abendland und Morgenland vorstellen, ist ein bezeichnender Text in Prosa und ein Gedicht beigegeben.

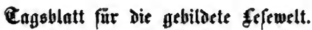
Die Ausstattung ist eine sehr anständige, besonders anziehend ist der Stahlstich, darstellend das Portrait der Großfürstin Olga.

Amüsantes.

Der Boston Herald giebt einige ergötzliche Mittheilungen über die Solidität der amerikanischen Bauten. „Ein Herr hatte in New-York ein neues Haus bezogen und lehnte sich nach Tische, wie Amerikaner es zu thun pflegen, mit seinem Stuhle gegen die Wand um in dieser behaglichen Lage seine Cigarre zu rauchen. Unglücklicher Weise muß er niesen, die Wand gibt nach und er stürzt auf die Straße hinunter. Zum Glücke fiel er nicht auf den Kopf und hatte keine schwere Verletzungen zu beklagen. Er machte natürlich dem Hausbesitzer einen Prozeß, wurde aber von den Gerichten abgewiesen, weil ein Bürger von New-York die Gefahr kennen müsse, sich an die Mauer dieses Hauses zu lehnen. Ein andrer Mann, der auf einem Stuhl an der Wand sein Mittagsschläfchen hielt, wurde durch einen heftigen Schmerz aufgeweckt und fühlte einen Nagel von der Wand aus in seinen Hinterkopf dringen: ein Nachbar im Nebenhause wollte einen Nagel einschlagen, um daran ein Bild aufzuhängen."

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.


Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Mittwoch den 21. Februar 1849. №36. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Zwei Zöglinge der Musikschule.

Novelle, frei nach dem Französischen.

(Fortsetzung)

Marie mußte auch die zweite Nacht wieder mit Thränen zubringen. Sie beschuldigte den jungen Künstler der Undankbarkeit, sie glaubte sich für immer verlassen und beklagte, die Seele voll Bitterkeit, den schönen, glücklichen Traum, welcher so schnell verflog.

Endlich, am dritten Tage stand ein Träger an Pauls Stelle am Thore der Musikschule. Er gab dem jungen Mädchen ein geheimes Zeichen. Bald fühlte Marie eine Hand, die ein Briefchen in die Tasche ihrer Schürze schob, worauf der Träger verschwand.

Zu Hause angekommen, eilte Marie auf ihre Stube und schloß sich ein, um Pauls Brief zu lesen.

Ach! während sie den unglücklichen jungen Mann der Treulosigkeit und Vergeßlichkeit anklagte, fesselte ihn eine lebensgefährliche Krankheit seit drei Tagen an's Schmerzenslager, die wenigen Zeilen, welche sein Brief enthielt, waren kaum lesbar; man konnte sehen, daß seine Hand vor Fieberglut zitterte. Paul krank, großer Gott! und noch dazu gefährlich krank und Niemand bei ihm, der ihm jene Pflege angedeihen ließe, welche sein Zustand augenscheinlich erfordert! . . . Paul in den Händen einer gleichgültigen Wärterin, eines Weibes, das, abgestumpft für jeden Schmerz, nicht einmal für das Röcheln eines Sterbenden Gefühl hat! . . . Wer steht dem armen Mädchen mit Rath und That bei? Wer sagt ihr, was sie in dieser unvorhergesehenen schrecklichen Lage thun soll? Wie! wenn Paul fern von ihr seinen Geist aufgäbe! . . . Doch nein! Die Vorsehung kann dieses fürchterliche Unglück nicht bezwecken . . . Sie selbst wird sich ans Lager des Kranken setzen als Schutzengel: ihre Küsse, ihre Liebkosungen werden dem Geliebten das Leben wieder geben.

Marien's Entschluß ist gefaßt; sie verbirgt vor ihrer Tante ihre Verzweiflung und ihre Thränen. Die Nacht bricht herein; mit ängstlicher Spannung wartet sie ab, bis Fräulein Aubert eingeschlafen ist. Dann schleicht sie sich mit zurückgehaltenem Athem, durch das Schlafgemach der alten Jungfrau, fliegt die Treppe hinab, klopft an der Thüre des Hausmeisters und stürzt auf die Straße hinaus.

Da steht sie nun, um die Mitternachtsstunde, einsam, zitternd vor Angst und Kälte in den Straßen der großen Stadt.

Ungewohnte Töne schlagen an ihr Ohr; Männer mit unheimlichen Gesichtern vertreten ihr den Weg . . . doch sie fürchtet nur eines: vielleicht zu spät zu kommen. Sie geht nicht, sie fliegt. Sie kennt den Weg nicht . . . doch, was schadet's? Ihr Herz ist ihr Wegweiser . . . Endlich gelangt sie in die St. Georgsstraße. Dort wohnt Paul, aber sie weiß die Nummer des Hauses nicht. Marie pocht an zwanzig Thüren. Hier weist man sie mit schnöden Worten ab, dort macht man unanständige Bemerkungen über ihre nächtliche Irrfahrt . . . Endlich hat sie Paul's Wohnung gefunden. Schnell wie ein Pfeil erklimmt sie die Stufen und fällt athemlos in die Dachstube des armen Künstlers.

— Hier bin ich! spricht sie und kniet vor dem Lager des Kranken nieder.

Paul raffte seine Kräfte zusammen um sich empor zu richten. Er nahm das junge Mädchen bei der Hand und flüsterte mit halb erstorbener Stimme:

— Marie, ich erwartete dich. — Recht so, mein Paul! Du konntest auf mich zählen. Mit diesen Worten drückte das blühende Mädchen ihre rothen Lippen fest auf die blasse, schweißbedeckte Stirne des Kranken.

Drauf legte sie mit einer sanften Handbewegung sein müdes Haupt auf das Kissen zurück. Dabei zwang sie sich, zu lächeln, wiewohl eine tödtliche Ahnung beim Anblicke Paul's ihr Herz erfaßt hatte. Die Krankheit hatte in der Körperbeschaffenheit des jungen Künstlers bereits eine schreckliche Verheerung angerichtet. Das Fieber höhlte seine Wangen und färbte die Backenknochen mit Purpurröthe. Sein Auge glänzte in gläserner Durchsichtigkeit, wie das aller Kranken, die in Gefahr sind.

Das junge Mädchen blickte in der Stube umher. Paul verstand die Miene schmerzlicher Ueberraschung, welche sie nicht unterdrücken konnte.

— Du siehst es, Marie, wenn du nicht gekommen wärest . . . hätte ich hilflos und allein verschmachten müssen. — Nein, Paul, nein! du wirst nicht sterben rief sie, wie von einer höheren Eingebung beseelt. Ich werde dich retten, ich allein!

Paul wollte weiter sprechen: sie legte ihm die Hand auf den Mund und machte sich daran, die Dachstube zu untersuchen.

Sie bemerkte mehre Papiere, welche auf einem benachbarten Tische herumlagen. Es war ein ärztliches Recept und eine Anweisung zur Aufnahme ins allgemeine Krankenhaus. Sonst ließ nichts weiter erkennen, daß sich Jemand um Paul bekümmert hätte. Der Hausmeisterin, welche Niemanden hatte, der ihre Stelle am Hausthore vertreten konnte, war es unmöglich gewesen, ihn zu warten; der Arzt freilich fand sich nicht veranlaßt seine Besuche fortzusetzen und der arme Musiker, zu entkräftet, um ohne Unterstützung fünf Treppen hinabzusteigen, war einen ganzen Tag am offenen Fenster sitzen geblieben, um durch Zeichen die Aufmerksamkeit eines benachbarten Eckenstehers auf sich zu ziehen. Auf diese Weise war es ihm gelungen, Marien von seiner trostlosen Lage in Kenntniß zu setzen. Aber die rauhe Winterluft mußte nothwendiger Weise auf seinen kranken Körper einen schlimmen Einfluß ausüben. Sein Uebel wurde immer ärger und bald schwebte sein Leben in der äußersten Gefahr.

Marie vergoß heiße Thränen, als sie die Freikarte fürs Hospital durchlas. Der Arzt hatte bemerkt, daß Pauls Geldmittel nicht hinreichten. In der That verdiente der Letztere kaum so viel, um knapp leben zu können und so überraschte ihn die Krankheit in einem Augenblick, wo er keinen Heller sein nannte.

Das feinfühlende Mädchen fand die Abneigung Paul's, sich in's Krankenhaus tragen zu lassen, begreiflich. Mit Tagesanbruch nahm sie ihre Ohrgehänge und ihr goldenes Kreuz, das einzige Vermächtniß ihrer verblichenen Mutter, und verkaufte die theuren Andenken, um die vom Arzte verschriebenen Arzeneien bereiten lassen zu können.

Nachdem der Erlaß dieses Verkaufs erschöpft war, nahm Marie Arbeit

an und nähte und stikte Tag und Nacht am Bette des Kranken. Sie opferte Alles . . . sogar ihren guten Ruf. Oder wird die Welt ihre Handlungsweise, ungeachtet der Heiligkeit des Beweggrundes, nicht im Vorhinein verdammen? Kann sie je wieder zu ihrer Tante zurückkehren, ohne wie ein gefallenes Mädchen weggejagt zu werden? Zuweilen überließ sich Marie diesen trostlosen Gedanken: aber wenn sie sah, wie Paul zusehends genas, ließ die Freude, ihn den Armen des Todes entrissen zu haben, keinen andern Gedanken in ihrem Herzen aufkommen.

Paul war zum erstenmale aufgestanden und ging, auf den Arm des jungen Mädchens gestüzt, langsam in der Stube auf und ab.

Nachdem er einigemal die Runde gemacht, bat er sie, sich zu sezen. Er selbst kniete vor ihr nieder und betrachtete sie lange Zeit, ohne ein Wort über seine Lippen zu bringen. Die Gefühle der Dankbarkeit und der Liebe drohten ihm die Brust zu zersprengen. Marie, ruhig und heiter wie ein Kind, maß ihn mit Blicken voll Zärtlichkeit. Ihr schönes Gesicht trug die Spuren so mancher schlaflosen Nacht; vielleicht war sie nahe daran, selbst in eine Krankheit zu verfallen: aber sie war in diesem Augenblicke zu glücklich, um nicht alle ihre Mühseligkeiten zu vergessen.

— Marie, sagte endlich der junge Mann, meine süsse, gute Marie!... Nun du mich gerettet hast, darfst du mich nie wieder verlassen! — Was fällt dir ein, Paul, antwortete das zitternde Mädchen voll Schrecken, denn diese wenigen Worte hatten sie zum Bewußtsein der Zweideutigkeit ihrer Lage gebracht. — Also du willst mich verlassen? Du willst zu deiner Tante zurückkehren? — Zu meiner Tante . . . nimmermehr! rief sie voll Bangigkeit aus. — Auch ist es unmöglich, daß du noch ferner die Musikschule besuchst, liebe Marie. Die Musikschule stößt hart an die Wohnung Derjenigen, deren Vorwürfe und deren Bosheit du fürchtest. — Das ist wahr. Du lieber Gott! was soll ich thun? — Nun wohl, liebes Herz, bleib bei mir! Ich schwöre es dir vor Gott, du wirst mein Weib!

Die arme Waise faltete die Hände und blickte zum Himmel empor, als nehme sie ihn zum Zeugen von Pauls Versprechen . . . Von jenem Tage an theilte sie die Wohnung des jungen Künstlers.

•

Ein Jahr war seitdem verflossen.

In einem glänzenden Salon der Provencerstrasse plauderten mehre junge Männer miteinander und wie gewöhnlich bildete die üble Nachrede den Hauptinhalt ihres Gespräches.

— Ich versichere Sie, mein lieber Baron, daß Graf Hyazinth von Verneuil bis über die Ohren verliebt ist; die kleine Strabella von der italienischen Oper ist wüthend . . . Nicht allein darum, weil sie sich zurückgesezt fühlt, sondern noch mehr, weil sie von ihm nicht mehr wie ehedem monatlich die gewöhnlichen 1000 Franks bekömmt. Sie können sich leicht denken, wie Die schimpft! Hyazinth ist ein alberner Mensch . . . Wenn man mit der Art von Weibern brechen will, muß man ihnen mit der einen Hand sein Kompliment machen und mit der andern einen Leibrenten-Kontrakt überreichen . . . — Aber wegen welcher Andern hat er denn die Strabella sizen lassen? — Stille, meine Herren! . . . Kein loses Maul über die Sache vom Hause . . . Sehen Sie dort seine Mutter, die Frau Gräfin von Verneuil. Sie empfängt ihre Gäste. Thut nichts, versezte etwas leiser fortfahrend der erste Sprecher: hört nur zu . . . die Anekdote ist kostbar. — Sprechen Sie! sagte derjenige, den man „Baron" titulirt hatte, eine Art verwitterter Stuzer, der auf dem Divan die außerordentlichsten Stellungen vorführte und aus allen Kräften den liebenswürdigen Jüngling spielte, obwohl seine grauen Haare deutlich anzeigten, daß er die vierziger Jahre überschritten habe. — Die Geschichte verhält sich so... Vor etwa acht Monaten streifte unser Held, da er durch die St. Georgsstrasse fuhr, mit dem Rade seines Cabriolets so hart an eine junge Dame an, daß er sie am Arme verlezte. Er ließ sie nach Hause tragen . . . fünf Treppen hoch, meine Herren! In der That ein lobenswerther Zug. Was glauben Sie nun, wer der Mann der jungen Frau war? . . . Paul Derville, ein alter Schulkamerad Hyazinths! — Ei der tausend! rief der Baron, Paul Derville verheiratet? — So sehr, als man es nur sein kann. — Unmöglich! —

Der Baron hatte dieß Wort kaum ausgesprochen, als sich die Thüre des Salons öffnete und der Diener „Herrn und Frau Derville" ansagte.

— Der kömmt gerade recht, um Sie zu überzeugen. — Bei allen Teufeln! Der einfältige Pianist soll es theuer büßen. Ich werde ihm die Ohren herunterhauen, so wahr ich der Baron Ernst von Rochebrune bin. — Warum das? — Es ist dies eine eigene Geschichte, die ich Ihnen vielleicht einmal bei Gelegenheit erzählen werde . . . Unterdessen sind Sie so gut und bringen die Ihrige zu Ende. — Die Heldin ist vor Ihnen, meine Herren, fuhr der Erzähler fort, indem er auf Marien wies, welche die Frau vom Hause soeben mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit begrüßt hatte. Ich muß Ihnen sagen, daß sie zu jenem Zeitpunkte, von dem wir sprachen, noch keine so glänzende Toilette machte: Paul Derville war weit davon entfernt so in Gelde zu sizen, wie es in diesem Augenblicke der Fall ist. Sein Vater hatte in spanischen Papieren speculirt und . . . — Um des Himmelswillen keine Umschweife, mein Lieber! — Ich komme zur Sache zurück. Die Verlezung der jungen Frau war unbedeutend; sie war blos aus Schrecken in Ohnmacht gefallen. Die beiden Schulkameraden konnten sich ungestört der Freude ihres Wiedersehens überlassen. Die Noth und der Mangel, welche überall in dem Hauswesen der jungen Eheleute hervorblickten, machten auf den Grafen einen sichtlichen Eindruck. Hyazinth beschloß, seinem Freunde durch seinen Einfluß emporzuhelfen. Nach Verlauf von acht Tagen hatte Paul zehn Lektionen zu zwanzig Franks das Billet. Später gab er glänzende Concerte, die ihm einen ungeheuern Ruf verschafften . . . Endlich machte er ganz kürzlich eine Reise nach Deutschland, der Wiege der Musik, von welcher er Lorberkränze und eine sehr bedeutende Anzahl von Geldsäcken mitbrachte. Während dieser Reise hatte er seine Frau in Paris zurückgelassen und Hyazinth, dieser Teufelskerl, machte häufige Besuche in der St. Georgsstrasse, doch nich mehr fünf Treppen hoch, sondern im ersten Stockwerke. Der berühmt gewordene Pianist hatte seine Dachstube verlassen. Nach dem ersten dieser Besuche sah Strabella ihr Boudoir verlassen, nach dem zweiten vernachlässigte Hyazinth seine Freunde, nach dem dritten seine Pferde . . . Wenn er nach allen dem nicht zum Rasendwerden in Mad. Derville verliebt ist, so will ich auf ewig stumm sein. — Stille! riefen die Zuhörer, hier kömmt ihr Mann . . .

Paul wurde in der That am andern Ende des Salons sichtbar. Der Baron von Rochebrune ging auf ihn zu, klopfte ihr vertraulich auf die Achsel und zog ihn in eine nahe Fenstervertiefung.

Bevor wir indeß unsere Leserinen in das Gespräch dieser zwei Herrn einweihen, ist es der Verständlichkeit wegen nöthig, Einzelnheiten mitzutheilen.

Der Graf Hyazinth von Verneuil war ein junger Mann von zwei und zwanzig Jahren, von der Natur mit den glänzendsten Eigenschaften ausgestattet. Sein Aeußeres zeugte eine Mischung von eigenthümlichem Adel und schüchterner Bescheidenheit. Er hatte ein vortreffliches Herz und ein tadelloses Betragen. Bringt man hierzu alle Vortheile der Geburt und des Vermögens in Anschlag, so wird man leicht begreifen, daß er der Abgott aller aristokratischen Cirkeln war. Die verwittwete Gräfin von Verneuil, seine Mutter, hatte seinem Geiste bei Zeiten die höhere Weihe des Verstandes und des Gefühls gegeben. Als Hyazinth seinen ehemaligen Schulkameraden Paul in einem Zustande wiederfand, der an das bitterste Elend gränzte, bot er ihm nicht etwa seine Börse an: er trachtete ihm nüzlich zu werden, ohne ihn die Ueberlegenheit des Reichsthums fühlen zu lassen, welche unter allen Verhältnissen für den Armen so drückend ist.

Und doch hatten böse Zungen Mittel gefunden, diese edle, hochherzige Handlungsweise zu begeifern.

Man wollte bemerkt haben, die freundschaftliche Aufopferung des jungen Mannes sei nichts als ein Mantel, seine geheime Neigung für Marien damit zu bedecken. Man muthete ihm die Anwendung von Verführungskünsten zu, die seinem edlen Charakter gänzlich fremd waren. Wohl hatte die Welt richtig gerathen, wenn sie behauptete, er liebe Marien; so lange indeß jene anderen Voraussezungen durch nichts gerechtfertigt erschienen, mußte man sie als ebensoviele Verläumdungen ansehen.

(Fortsezung folgt.)

Feuilleton.

Cachucha und Fandango.

Ihr habt, heißt es in dem jetzt vollständig ausgegebenen Prachtwerke von Manuel de Cuendias: „Spanien und die Spanier“ — ein Buch, welches wir wegen seines trefflichen Textes ebensowohl, als wegen seiner reichen und wohlausgeführten Bilderausstattung hier bestens empfohlen haben wollen — Ihr habt die Cachucha in Paris, London oder Wien gehört; man hat sie Euch in der Oper, im Concertsaal und in Gesellschaft vorgesungen, nicht wahr? Nun horcht einmal auf und sagt, ob Ihr sie wiedererkennt. Hier seid Ihr in ihrem Heimatlande. Die Cachucha ist in Andalusien und zwar zu Cadix geboren, im Jahre 1802, im Königreiche Sevilla aber ist sie erzogen und aufgewachsen zu dem, was sie jetzt ist. Anfangs war sie nur ein Wort, ein Wort freilich von unerschöpflicher Bedeutung; dann wurde sie eine Melodie, endlich der graziöseste, nationalste und ausdrucksvollste aller andalusischen Tänze. Ahnt Ihr aber, was das Wort Cachucha im Andalusischen bedeutet? —

Eine eigentlich klare Bedeutung hat das Wort in keiner menschlichen Sprache eher wohl in der Sprache der Engel und Dämonen. Es giebt eine Unzahl von Leidenschaften, Wünschen und Empfindungen, die man aus Mangel an einem treffenden Worte oder aus Scheu vor ihrem wahren Namen nicht aussprechen kann: diese unnennbaren Leidenschaften, Begierden und Gefühle taufte der Andalusier Cachucha. Er liebt eine Frau und betet sie mit allen kosenden Worten, mit allen himmlischen Namen an, die im Wörterbuche der Liebe zu finden sind: es kommt aber ein Tag, ein Augenblick der höchsten Schwärmerei, wo er ihr einen neuen Namen geben muß — dann nennt er sie Cachucha. Jene geheimnißvolle Sehnsucht, die der Himmel ins Herz der Jungfrau wie des Jünglings pflanzte, und die der Böse leider oft so verrätherisch auszubeuten weiß, ist kaum in einer europäischen Sprache mit Worten zu malen. Ay cachucha mia! ruft der Spanier und hat damit Alles und noch etwas mehr gesagt. Das schlanke Fahrzeug, das wie ein lebendiges Wesen in der Ferne schwimmt, zwischen den grünen Meereswellen und dem blauen Himmel, coquett die weißen Segel wiegend, die ein letzter Abendsonnenstrahl purpurroth färbt, wie nennt ihr es? Ein Schiff, eine Brigg, eine Schaluppe? Das mag gut sein für den täglichen Hausgebrauch, aber wie werdet ihr jene Grazie, jenes Schillern von Licht und Schatten, kurz all' die Poesie ausdrücken, die es umschwebt? Habt ihr ein Wort dafür? Nein, ihr habt tausend, der Spanier drückt es viel besser mit dem einen Wort aus, in welchem alles Unsagbare gesagt ist: Cachucha Und jener Strahl aus dunklem Augenpaar, durchbohrend, ohne es zu wissen, zündet, ohne es zu wollen; jener Blick, den die zarte Jungfrau manchmal erröthend auf ein geliebtes Antlitz wirft: Cachucha. Auch die Empfindungen, aus Höllenpein und Himmelslust gemischt, die jener Blick im Herzen des Liebenden am Vorabend seines Glückes erregt, würdet ihr's wagen, sie vor Eurer Mutter oder Schwester mit Namen zu nennen? Als Spanier würdet ihr's denn es gibt ein Wort das Jeder sich nach seiner Weise deutet... Cachucha! —

Als Tanz ist die Cachucha ebenso bedeutungsvoll wie das Wort selbst. Ein guter Cachuchatänzer braucht den Mund nicht zu öffnen, um seine Liebespein und Sehnsucht, um Entzücken oder Reue, Haß oder Verachtung auszudrücken. Die Musik zur Cachucha ist eine Nationalmelodie, die jeder Spanier singt; er lernt sie in der Wiege und trillert sie noch an der Schwelle des Paradieses.

Vergleiche man damit, was der spanische Schriftsteller, kundig seiner heimatlichen Sitte, über den Fandango, diesen zweiten, und wahrscheinlich noch beliebteren wenigstens weiter bekannten Nationaltanz des hesperischen Wunderlandes sagt:

„Donna Dolores“, wollten Sie die Güte haben und einen Fandango mit dem Herrn Caplan tanzen?

Behüte! Unas boleras ließe ich mir gefallen, aber einen Fandango ... das darf ich nicht.

O Sie dürfen schon, Sennorita; der Fandango ist ja keine Sünde, wenn man ihn ohne Absicht und blos zur Zerstreuung tanzt.

Im Gegentheil, eine Todsünde.

Und wenn auch. Giebt es denn eine Sünde, die man nicht ausmerzen kann? Falls das Gewissen Sie nach dem Tanze beunruhigt, so gebe ich Ihnen morgen die Absolution.

Ihr seid erstaunt, einen Geistlichen vom Fandango oder den Kastagnetten so ungenirt sprechen zu hören! Aber ich sage euch, dieser Kaplan ist ein grundehrlicher Mann und viel reiner in seiner Sitte als mancher Scheinheiliger, der den ganzen Tag die Augen verdreht ... In Spanien leben die Geistlichen vom niedrigen Klerus mit dem Volke und in der Gesellschaft; sie machen keinen Anspruch auf besondere Heiligkeit und affectiren keine besondere Sittenstrenge. In der Regel drückt sie die Gelehrsamkeit nicht schwer, aber dafür haben sie das Herz auf dem rechten Flecke. Der Geistliche tanzt, spielt Karten, besucht Ball und Theater, er raucht und trinkt und flucht bisweilen; aber dies Alles verhindert ihn nicht, zur rechten Zeit mit der gehörigen Würde aufzutreten. Nirgendwo spielt der Pfarrer oder Kaplan eine so volksthümliche, so einflußreiche Rolle wie in Spanien gerade wegen seines einfachen und anspruchlosen Wesens, gerade weil er außer der Kirche ein Mensch wie Andere ist. Um den Kranken heilen zu können, muß man ihn im gesunden Zustande gekannt haben; um die Schwächen der Menschen zu behandeln oder ... zu benutzen, muß man sie theilen können und einige Nachsicht mit ihnen an den Tag legen ... Genug, der spanische Herr Kaplan darf in jeder Tertulia mit der jüngsten und schönsten Dame einen Fandango tanzen, ohne sein Ansehen im Geringsten zu vergeben. Niemand wird dabei etwas Böses denken, und giebt er am folgenden Tage der Tänzerin den Segen, so wird sie vor ihm niederknien wie vor einem Heiligenbilde.

Also, die Sennorita hat sich entschlossen... der Fandango beginnt.

Wer vermag ihn zu beschreiben? Im kalten Norden kann man diesen Tanz kaum ahnen. Die Wirkung, die er hier hervorbringt, ist unglaublich, aber sie allein muß man schildern, will man dem Fremden einen Begriff von dem Zauber des Fandango geben. Auf dem Theater ist er der Glanzpunkt des Abends. Tragödie, Komödie, Posse, Alles ist vergessen, im Augenblicke, wo die Kastagnetten klingen. Tausend schwatzhafte Weiber werden stumm, wie die Fische; Greise werden jung und Schlaftrunkene wach. Der Vorhang geht in die Höhe. Tänzer und Tänzerin fliegen sich entgegen, wie getrennte Liebende, die nach langem Suchen einander gefunden. Aber mitten im Fluge halten sie still, neigen sich schüchtern vorwärts und verrathen durch graziöse Mimik ihre verschwiegendste Sehnsucht, ihre heißesten Wünsche. Sie scheinen, in den Boden gewurzelt, regungslos sich und die Welt zu vergessen, — das Orchester spielt auf, und sie erwachen entzückt, die Arme ausgebreitet. Mit der rauschenden Musik wird auch die Leidenschaft kühner, die Bewegung rascher, die Mimik bedeutungsvoller. Sie flieht verschämt, er verfolgt sie flehend, bald sehen sie einander tief in die Augen, bald sind ihre Blicke auf den Boden geheftet; das Neigen und Beugen, das Wenden und Wiegen, das Schwingen und Schweben ist mimische Musik. Alle Reize weiblicher Schönheit und männlicher Kraft zeigen sich in unerschöpflicher Mannichfaltigkeit. — Die Tänzer sind im Himmel und haben vor Begeisterung sich und die Zuschauer vergessen, die ihrerseits, von der Tarantel gestochen, im Geiste mittanzen und mit flammenden Blicke, wallendem Busen und pochendem Herzen der leisesten Schwingung und Bewegung des phantastischen Tanzes folgen. Und doch ist in allen den wunderbaren Stellungen und Schritten des Fandango, welche der Wahnsinn romantischer Leidenschaft improvisirt, kein Hauch von Gemeinheit, nicht der leiseste Schatten grober Sinnlichkeit.

Wiener-Signale.

In einem Ministerialdekret vom 15. Jänner erklärt der H. Minister, daß es sein ernstes Streben sei, das wichtige Institut der Post möglichst zu vervollkommnen, da er in demselben eines der wirksamsten Mittel zur Förderung der Interessen der Regierung und der Staatsangehörigen anerkenne. Zugleich verordnete der H. Minister, daß in Berichten und Eingaben, die an seine Person gerichtet werden, die Aufschrift „Herr Minister!“ und im Contexte das Wort „Sie“ mit Beseitigung jeder sonstigen Formalität zu gebrauchen wäre.

Dieser Tage kommt im Carltheater ein neues Ausstattungsstück „die Kreuzfahrer“ zur Aufführung. — Der rühmlich bekannte Dekorationsmaler Lehmann soll ein Paar wunderschöne Dekorationen dazu gemahlt haben. —

Im Ministerium herrscht große Thätigkeit. Es wird eine bedeutende Anzahl organischer Gesetze zur Veröffentlichung vorbereitet, und den meisten Verwaltungszweigen stehen die großartigsten Reorganisationen bevor. —

Die neueste Adjustirung der Armee, welche in der Einführung von Waffenröcken für alle Branchen besteht, soll bereits die Allerhöchste Bewilligung erhalten haben.

Herr Daum senior will ein Mittel erfunden haben, durch welches in Wien ganz sicher wieder der alte Wohlstand hervorgerufen wird. — Wir halten im Voraus das Mittel des Herrn Daum junior durch sein Elisium den Wienern die alte Heiterkeit zu bewahren, als probater. —

Fräulein Müller, welche früher im Carltheater und nun im Wiednertheater für jugendliche Rollen engagirt ist, hat ein lebenslängliches Engagement am Münchener Hoftheater erhalten. —

Herr Gritzner der bekannte radikale österreichische Deputirte am Frankfurter Reichstag, ist von seinem Amte als Hofsekretär suspendirt und befindet sich, der Octoberereignisse wegen, in Kriminaluntersuchung.

Hie und da finden Waffenuntersuchungen Statt. Sie führen endlich doch zu dem erfreulichen Resultate, daß meistens Nichts gefunden wird. — Es dürften sich wirklich auch nur mehr sehr wenige Waffen noch vorfinden. —

Man soll an einigen Orten die Unbildung der Bauern benützen, um sie der Constitution und den neuern Maßregeln abhold zu stimmen. Wir trauen dem Mi-

nisterium genug Energie zu, daß es auch so unverbesserliche Reaktionäre zu züchtigen wissen wird. —

Professor Rosenthal, der Redakteur der verunglückten „Mittelstraße" gründet ein großes Journal auf Aktien unter dem Titel „Poligraf." — Wer die Ankündigung davon an den Straßenecken liest, weiß nicht, soll er über den barocken Unsinn, der sich darin kund, oder über die Unverschämtheit des Hrn. Professors lachen, der seit vorigem Jahre her das Publikum mit zwei Zeitschriften marterte, die aber beide eines frühen Todes verblichen.

Der Slavenball ist unterblieben. Dafür noch zuletzt ein Ball an dem nämlichen Tage unter dem Titel: „Kein Slavenball." „Hoch alle Nationalitäten Oesterreichs!" — Selbst in Balltiteln kann man politisch anzüglich werden! —

Von Baron Klesheim kommt im Josefstädtertheater ein neues Stück im niederösterreichischen Dialekte zur Aufführung. Herr Proch schreibt die Lieder dazu.—

Herr Suppé arbeitet an einer neuen Oper, die noch vor Ostern auf die Bühne kommen soll. —

Aus der Zeit.

Prag. Unsere nach Olmütz abgereiste Deputation des Stadtverordneten-Collegiums, hat 200,000 fl. CM. für die Prager Gemeinde erhalten, und zwar: 100,000 fl. CM. in Baarem und 100,000 fl. auf Abschlag. Wohlunterrichtete Personen in Olmütz und Kremsier wollen wissen, daß die Wirksamkeit des Reichstages bald vorüber sein solle, indem man nächstens beabsichtige, eine Constitution vorzulegen.

Der allg. österreich. Zeitung wird aus Kremsier berichtet: Einige traditionelle Mitglieder des Reichstages sind durch den letzten Kammerbeschluß in der Kaim'schen Angelegenheit ganz aus ihrer (Rococo-) Fassung gekommen. Sie hatten schon die Eunuchenarie aus Mozarts „Entführung aus dem Serail angestimmt: „Erst gehängt, dann gespießt, dann gebraten, dann gesotten, und nun! soll Kaim auf freiem Fuße untersucht werden!! Sie können es nicht verwinden, daß Juristen wie der alte würdige Regierungsrath Kudler, und der Hof- und Gerichtsadvokat Wieser, das Wort ergriffen haben, um den Angeklagten zu vertheidigen, oder vielmehr die Unhaltbarkeit der Anklage zu beweisen. In ihrem Feuereifer hatte diese heilige Phalanx schon beschlossen, an Se. Majestät eine Petition um Auflösung der Kammer zu errichten. Da dieselbe aber bisher nicht mehr als aus einem halben Dutzend tapferer Kämpen besteht, die da bedachten, daß, wenn Se. Majestät ihre Bitte nicht gleich Folge leistete, sie füglich ihren Sitz in der Kammer doch nicht beibehalten könnten, so unterließen sie die kühne Heldenthat, und sparten für spätere aufgeklärtere Zeiten. „'s war einmal Einer, dem's zu Herzen ging!"

Von der russischen Gränze berichtet die Kölner Zeitung: Der Geist, welcher unter den russischen Soldaten herrscht, ist ein höchst eigenthümlicher; die Einen schimpfen auf die Franzosen, die andern auf die Preußen, noch Andere selbst auf ihren Czaren, daß er ihnen täglich nur 3 Kopeken (1 Silbergroschen) bezahlt, trotzdem sie auf dem Kriegsfuße stehen. Die guten Leute vergessen ganz, daß sie früher nur einen Rubel vierteljährig hatten, im Verhältnisse also wahre Krösuse sind. Die Anarchie scheint auch schon in den russischen Reihen anzuklopfen: sollte dieser Same hier aufgehen, so hätten wir wohl andere Früchte zu erwarten, als sie uns bisher das westliche Europa gezeigt hat. Die vergangenes Jahr in Polen ausgehobenen Rekruten sind fast alle im Lande geblieben, ein Beweis, daß es an Zeit fehlt, sie nach anderen entfernten Cantonirungen zu führen. Fast täglich kommen einige zu uns herübergelaufen, die dann vor der Hand ihrer Fesseln ledig sind. Glücklich, wer unbemerkt und unverfolgt den Fuß über die preußische Gränze setzt, aber wehe dem, der in die Hände der Kosaken fällt. Dies hat man kürzlich an Einem gesehen, der nicht vorsichtig genug war, und ein Opfer der Versuchung wurde. — Die Kosaken brachten ihn nach Mockawck, wo er unter der Knute sein Leben aushauchte. Noch 300 Hiebe hatte er zu empfangen, als er kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Doch dies hinderte nicht, das Urtheil nach dem Buchstaben des Befehls zu vollstrecken; der Rest wurde dem Leichname gewissenhaft aufgezählt, denn „so hatte es der Czar befohlen."

Kunst-Signale.

Dresden, 13. Febr. Das Oratorium „Christus der Friedensbote," das erste größere Werk Emil Naumann's, des Enkels des berühmten Kapellmeisters Naumann, hatte bei der ersten zum Besten der Armen veranstalteten Aufführung so angesprochen, daß die Direktion sich veranlaßt sah, vorige Woche eine zweite im Hoftheater zu veranstalten, eine den Tondichter ehrende Ausnahme, da geistliche Musiken in der Regel ein anderes, minder zahlreiches Publikum haben als die gewöhnlichen Theaterbesucher. Obwohl die verschiedenen Sängervereine, da die Einnahme diesmal nicht einem milden Zwecke bestimmt war, an den Chören nicht theilnahmen, war die Aufführung doch eine gelungene, da bei vermindertem Chor das Orchester mehr hervortrat, das Ganze so besser genossen und die fleißig durchdachte Instrumentation genügender beurtheilt werden konnte. Die Solosänger, besonders Frln. Wagner und Hr. Tichatschek, sangen ihre schönen Partien mit erhebender Wärme, und so fand diese Tondichtung lebhaften Beifall und redlich verdiente Aufmunterung für den jugendlichen Componisten, dem wir wünschen, daß er auch außerhalb Sachsen gleiche Anerkennung seines aufstrebenden Talents und seiner gründlichen musikalischen Ausbildung finden möge.

Neueste Literatur.

Erfahrungen aus dem Frauenleben. Bildungs- und Erziehungswerk von Sophie von Scherer. In drei Bänden. Gratz, 1848, bei Kienreich. —

Das Frauenherz ist ein Goldschacht und eine Mördergrube, ein ganzer Himmel und eine ganze Hölle. Das Frauenherz ist ebenso in seinen millionfältigen Geheimnissen unendlich, als in seinen Extremen unbegreiflich. — Das Frauenherz ist Noli me tangere, das sich bei jedem unzarten Griff um so fester zusammenschließt, und um so dichter verhüllt! Daher kommt auch die heftige Verketzerung der Frauen von einer Seite des männlichen Geschlechtes; und die so übertriebene Vergötterung von der anderen Seite der Männer! — Wie sehr hart ein Frauenherz in seiner Bildung, in seinem Keime, und in seiner Reife von den Verhältnissen getroffen wird und werden kann, wird Jeder leicht einsehen, welcher fühlt, welche verderbende Miasmen die Mode, die Gewohnheit, der Egoismus, und die Sünde in diese Verhältnisse eingebürgert hat. — Die verderblichen Wirkungen der Verhältnisse auf das Frauenherz treten aber nicht immer gleich im kolossalen Maßstabe auf; nein, sie gleichen oft nur kleinen Nadelstichen, die wiederhohlt, am Ende doch auch den festesten Boden aushöhlen! —

Um so interessanter für Alle, um so wichtiger für das weibliche Geschlecht erscheint es daher, einer edlen zarten Frauenstimme zuhorchen zu können, welche so manche bedeutungsvolle Erfahrungen aus dem Leben erzählt, erklärt, und in ihren Folgen anwendet. — Frau von Scherer ist eine geistvolle feingebildete Frau, welche mit scharfem weiblichen Auge, und mit einer seltenen Unbefangenheit und liebenswürdigen Grazie des weiblichen Gemütes die Verhältnisse beobachtet, und manche vielleicht selbst durchgelebt, oder wenigstens in ihren Folgen durchgefühlt hat. — Ihre Reflexionen haben nicht das Schroffe, Unhaltbare und Unfruchtbare eines leidenschaftlich bewegten Zustandes; sie sind vielmehr gefälliger, freundlicher Natur, und bilden gleichsam den Samen der heiteren Belehrung, der in jugendlichen Herzen seine Früchte tragen soll. —

Ganz vorzüglich gut gewählt erscheint die Form, in welcher die geehrte Verfasserin ihre Gedanken über die Verhältnisse des Lebens mittheilt. „Das Weib ist zum Briefschreiben geboren!" So barock der Satz klingen mag, so trägt er die Wahrheit entschieden in sich. — Die rege unerschöpfliche Mittheilungsgabe der Frauen kann sich nirgends leichter, ungehinderter, besser bewegen, als in Briefen! —

Frau von Scherer hat auch diese Form auf eine außerordentlich glückliche Weise ausgebeutet, und es läßt sich kaum denken, daß die Belehrungen und Ermahnungen auf eine interessantere, spannendere, effektreichere Weise noch ausgedrückt werden konnten, als wir sie in diesen 3 Bänden Briefe ausgedrückt finden! —

Das Buch enthält den Briefwechsel eines Kreises gebildeter Frauen, und bietet so scharfsinnige, feine, und wahre Pointen und Nuancen aus dem Frauenleben, und seinen Beziehungen zur Welt; besonders auch zu der Gegenwart, daß wir es freundlich dem ganzen großen Damenpublikum zur fleißigen und fruchtbaren Lektüre anempfehlen. Die Frau Erzherzogin Sophie hat die Dedikation dieses wichtigen Erziehungs- und Belehrungswerkes angenommen. Die Ausstattung läßt Nichts zu wünschen übrig. — Ernst Rose.

Literarische Erscheinungen.

Der durch seine trefflichen philologischen Arbeiten und Sammlung von Volksliedern rühmlichst bekannte serbische Schriftsteller Dr. Vuk Stefanovic Karadzic veranstaltet neue Ausgaben von einigen seiner früher erschienenen Sammelwerken. Zuerst (bis Ende April d. J.) werden die Poslovice (Sprichwörter) in einer zweiten mit 2000 neuen Sprichwörtern vermehrten Ausgabe erscheinen. Die erste Auflage wurde vor 12 Jahren in Cernagoren (Cetinje) gedruckt und enthielt 4000 Ex. Außerdem werden verjüngt erscheinen:

1) Das Wörterbuch (um 1500 Wörter vermehrt);

2) Der 4. Band der Volkslieder;

3) Ein Band Volkserzählungen und einige Hundert Räthsel;

4) Die Geschichte Serbiens zur Zeit der Regierung von Kara-Gjorgja (1804 bis 1814);

5) Cernagora und der Distrikt von Cattaro:

6) Die Grammatik (zum dritten Male aufgelegt) und dahin einschlagende Arbeiten;

7) Aufzeichnungen über Geschichte und Sitten unseres Volkes u. s. w.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Donnerstag den 22. Februar 1849. № 37. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Die Perle im Sumpf.

Eine Ballade von Francesco dall' Ongaro. Nach dem Italienischen im Versmaße des Originals übersetzt von C. Cerri.

1.

Begegnung.

Auf Sankt Andrea,*) nah dem Meeresstrande,
Stand eines Abend's stumm und wie vernichtet,
Ein schönes Weib, im ärmlichen Gewande,
Das schwarze Aug' starr nach dem Meer gerichtet.
Dem schwanken Schifflein folgend, das vom Lande
Im schnellen Flug den Anker erst gelichtet,
Mit freien Segeln auf den Wellenbahnen,
Den Winden trotzte in den Sturm'sorkanen.

An diesem Abend sah man Keinen gehen
Auf jenen sonst so überfüllten Stegen;
Denn lästig war des kalten Windes Wehen
Und auch kein Schiff kam auf des Meeres Wegen.
Nur manchen Fischer konnte man noch sehen
Sein Netz am Meeresufer niederlegen,
Und manchen Albions Sohn vertieft im Denken
Der keinen Blick der Armen mochte schenken.

Der Armen sag' ich, ob ich auch nichts kannte
Von ihr noch aus dem Buche ihres Lebens;
Nicht wußte, wie das schöne Kind sich nannte,
Noch welches wär' das Ziel wohl ihres Strebens.
Doch rührte es mir das Herz, so als Verbannte
Wie unbeweglich harrend, doch vergebens
Sie ganz allein zu sehen auf jenen Bahnen,
Und konnte viele ihrer Leiden ahnen.

Ich kehrte spät — da fand ich sie noch immer
Wie vor sie so sinnend auf derselben Stelle;
Noch blickte, im blaßen Sternenschimmer
Zum fernen Schifflein auf des Meeres Welle.
Indeß kam doch so Mancher, seinem Zimmer
Herausgelockt durch jene Nachteshelle:
Doch sie blieb ruhig; denn sie sah und hörte
Die Menge nicht, die ging und wiederkehrte.

—„Sieh dort die Närrinn,“ sagte wer im Gehen —
—„Vielleicht ist sie bald in das Meer verschwunden“—
—„Ich weiß nicht wo und wann ich sie gesehen...“—
—„Wie, kennst du nicht die Freundinn guter Kunden?“
—„Mathilde ist's! — doch was mag sie dort spähen?“—
—„Vielleicht ein Sternlein, dem sie hochverbunden!—
Doch als gehörten Andern diese Worte
Sprach sie nichts darauf und blieb am selben Orte.

O! laßt sie ruhig steh'n! — hinweggetragen
Wird ihr vielleicht von jenem Schiff ein Wesen,
Das sie geliebt wie's nur kein Wort kann sagen,
Geliebt, wie man davon nie kann genesen,
Vielleicht schickt sie im Geist nun ihre Klagen
Mit leisem Wort dem Theuren nach, dem Bösen;
Vielleicht ein Lebewohl aus tiefstem Herzen
Jetzt wo nur Gott sieht ihre bittren Schmerzen.

Was soll der Hohn in seinem wilden Triebe
Die Qual noch mehren einer Schmerzensbangen?
Es reinigen zusammen Schmerz und Liebe
Das Herz welch' auch es sei, das sie empfangen:
Und daß daran des Menschen Witz sich übe,
Sah man die Perle oft im Sumpf erlangen,
Hier stumm, allein, verlassen unbeachtet
Verflucht wer sie noch höhnet und verachtet.

Und säh' die Welt in jenes Herzens Tiefen
Das nun geknikt, getrübt vom Hauch der Sünden,
Sie würde d'rin, vom Mitleid tief ergriffen
So manche stille Tugend staunend finden. —
Doch während mir vom Aug die Thränen liefen,
Hört ich kein einzig' Wörtchen sie verkünden!
Es schien als hätt' das Schifflein ihre Seele
Hinweggetragen auf des Meeres Wellen.

Da plötzlich hörte man mit lautem Knallen
Dumpf der Fregatte Nachtsignal erbeben;
Die Trommeln fingen an rings zu erschallen
Um uns die Heimgangsstunde anzugeben;
Da kam ein Wächter, sie so anzufallen:
„Die Stunde schlug — da mußt von hier dich heben —“
Sie blikte um, sah jenen an und fühlte
Wie ihr ein frost'ger Schmerz die Brust durchwühlte.

Von welcher Höh' herab dies Wort sie drückte,
Oh! dieses konnte jener Mann nicht wissen;
Die Arme neigte sich nicht fern und pflückte
Ein Blümchen hold, das sie bedekt mit Küßen. —
Indessen stand schon bei Pirano und rückte
Stets fort das Schiff das alles ihr entrißen;
Sie sucht' es einmal noch — dann einmal wieder —
Und dann noch einmal — und stieg endlich nieder.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sant' Andrea ist in Triest ein besonders im Sommer sehr stark besuchter öffentlicher Spaziergang, der ziemlich erhaben liegt und eine herrliche Aussicht auf das große weite Meer gewährt.

Zwei Zöglinge der Musikschule.

Novelle, frei nach dem Französischen.

(Fortsetzung)

Nie hatte Hyazinth die engen Gränzen des feinsten Anstandes überschritten, nie hatte ein Blick oder ein Wort Marien das Geheimniß seines Herzens verrathen.

Der Pianist hatte ihm seine Geliebte als seine rechtmäßige Ehegattin vorgestellt und Hyazinth hatte keinen Grund, die Wahrheit dieser Angabe zu bezweifeln. Er hätte in seiner eigenen Achtung sinken zu müssen geglaubt, wenn er nur den geringsten Versuch gewagt hätte, Pauls eheliches Glück zu zertrümmern.

Die Liebe Marien's zu diesem Letzteren nahm von Tag zu Tag an Stärke und Innigkeit zu. Das junge Mädchen überließ sich ohne Rückhalt den Liebkosungen Desjenigen, dem sie das Leben wieder gegeben hatte. Im vollen Vertrauen auf das heilige Versprechen, welches ihr Paul gegeben, erwartete sie in Geduld die Stunde der Erfüllung. Wiewohl der junge Künstler selten oder gar nicht mehr davon sprach, die Retterin seines Lebens mit den Banden der Religion an sich zu fesseln und ihr damit den Frieden der Seele wiederzugeben, so erlaubte sich doch das zartfühlende Geschöpf hierüber nie eine Bemerkung, aus Furcht, dem Geliebten ihres Herzens damit den stillen Vorwurf seines Kaltsinns und seiner Gleichgültigkeit zu machen.

Marie hatte Pauls schlimme Tage getheilt, ihn aufrecht gehalten, da ihm der Muth zu sinken drohte. Als für ihn die Stunde des Triumphes gekommen war, erfand sie die süßesten Worte, das reizendste Lächeln, ihn seiner Erfolge wegen zu beglückwünschen.

In solchen Augenblicken pflegte Paul dem jungen Mädchen wonnetrunken zu Füßen zu fallen und zu betheuern, daß er seine schönsten Eingebungen aus ihren Blicken schöpfe. Konnte sie da noch eine Minute an seiner Liebe zweifeln? Konnte sie glauben, sie werde eines Tages das Opfer der schwärzesten Untreue werden?!

Und doch kam der Tag, an welchem Paul Marien hinterging.

Auf seiner Rückreise aus Deutschland hatte er in dem Salon von Baden die Bekanntschaft des Barons von Rochebrune und seiner Schwester der Baronin von Chateauneuf gemacht. Diese beiden Personen, welche einen wohlklingenden Titel und ein flottes Leben führten, überhäuften Paul mit Aufmerksamkeiten.

Der Baron bestand darauf, daß er einen Platz in seinem Wagen annehme, um nach Paris zurückzukehren und die Baronin bat ihn häufig zu sich, unter dem Vorwande: Pianostunden zu nehmen.

Die Baronin von Chateauneuf war nicht mehr ganz jung, aber aller Künste der Koketterie im höchsten Grade mächtig. Ueberdies war sie Wittwe, eine Lebensstellung, die auf gewisse Männer eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt. Nach ihrem glänzenden, rabenschwarzen Haar zu urtheilen, hätte man sie für eine Spanierin gehalten. Ihr Gesicht hingegen bot die untadeligen Züge und das edle Profil einer Römerin. Die Geschmeidigkeit der Taille und das Aetherische ihres Körperbaues machten sie zur Engländerin, ihr Charakter allein verrieth den Ort ihrer eigentlichen Herkunft: Paris.

Diese kosmopolitische Schönheit hatte den gefühlvollen Pianisten kaum in das Kreuzfeuer ihrer glühenden Blicke gebracht, als er auch schon unwiderruflich besiegt war und zu ihren Füßen lag.

Dem mächtigen Drange der Leidenschaft weichend, vergaß er sich eines Tages so weit, der Baronin eine feurige Liebeserklärung zu machen . . . Aber sofort wußte sich die hübsche Wittwe hinter die Verschanzungen der strengsten Tugendhaftigkeit zurückzuziehen. Sie spielte die beleidigte adelige Dame und ersuchte Paul, seine Besuche und seine Lehrstunden auszusetzen.

Glücklicherweise wußte der Baron den glühenden Zorn seiner Schwester zu besänftigen. Heloise von Chateauneuf ließ sich endlich herbei, dem kühnen Künstler zu verzeihen und einige geschickt angebrachte Worte des Herrn von Rochebrune gaben dem Letzteren zu verstehen, daß die Baronin ihr Herz nur mit ihrer Hand zu verschenken gesonnen sei.

Verliebter denn je, erfaßte Paul mit Hast den Hoffnungsstrahl, der ihm entgegenglänzte.

Freilich konnte er der Schwester des Herrn von Rochebrune keinen adeligen Stammbaum bieten, doch in unsern Tagen ist auch der Glanz des Talentes im Stande, denjenigen der Geburt aufzuwiegen. . . . Uebrigens fuhr ja die Kunst fort, seinen Weg reichlich mit Gold zu besäen.

Der Undankbare vergaß Marien, das junge Mädchen, welches ihm so große Beweise von unbegränzter Aufopferung gegeben; Marien, die er fast als den Engel seiner ersten Liebe anbetete! Er verfluchte in seinem Innern die Albernheit, welche er begangen hatte, Marien in den Cirkeln, die er zu besuchen pflegte, als seine Frau vorzustellen. Sollte er sich nun selbst Lügen strafen? Konnte er durch einen Widerruf seiner frühern Erklärung ungestraft die strengen Gesetze der Schicklichkeit übertreten? Mußte ihn nicht die höhere Gesellschaft, welche ihn aufgenommen hatte, mit Schimpf und Schande ausstoßen, sobald sie hinter seinen Betrug gekommen war?

Anfänglich versuchte er es, Marien zu Hause zu lassen, um sie in Vergessenheit zu bringen, aber man hatte das liebenswürdige Geschöpf überall lieb gewonnen: er mußte sie wieder mit in die Gesellschaft bringen.

Erst heute Morgen hatte ihm Hyazinth angekündigt: die Gräfin, seine Mutter, rechne auf Madame Derville als auf die schönste Zierde ihres Festes.

Paul zitterte von der Möglichkeit, Heloisen im Salon der Frau v. Verneuil zu begegnen. Die junge Wittwe traf er nicht, aber dafür ihren Bruder. Unsere Leserinnen erinnern sich, daß der Baron Paul bei Seite genommen hatte.

Es thut mir unendlich leid, mein Theuerer, begann Herr v. Rochebrune mit beissendem Zorne, daß Sie Ihre Frau meiner Schwester noch nicht vorgestellt haben. . . . Sie hätte sich unendlich geschmeichelt fühlen müssen, die Bekanntschaft dieser kostbaren Perle zu machen . . . Was für eine sonderbare Laune ficht Sie an, diesen Edelstein bis zur Stunde vor uns zu verbergen? — Herr Baron, stammelte Paul, ich schwöre Ihnen! . . . — Genug, mein Herr! Versuchen Sie es nicht weiter, Ihr erbärmliches Betragen zu rechtfertigen. Sie wußten, daß Frau v. Chateauneuf den Mann zurückgewiesen hätte, der nicht ihr Gatte werden konnte und doch setzten Sie Ihre Verfolgungen fort! Ich will hier nicht den Don Quixote spielen, aber die Baronin ist meine Schwester: damit will ich Ihnen sagen, daß eine jede, der Baronin zugefügte Beleidigung mir selbst zugefügt wird. . . . Sie werden mich verstehn! —

Paul sah mit irren Blicken um sich; eine fürchterliche Blässe bedeckte sein Gesicht. Er neigte sich zum Ohr des Barons und flüsterte ihm kaum hörbar zu: — Ich bin nicht verheiratet! — Wollen Sie meiner gerechten Rache durch eine Ausflucht entgehen? — Herr Baron! erwiederte der Künstler, indem er sich wieder aufrichtete, ich bitte Sie, zu glauben, daß ich kein Feigling bin. Es ist mein heißester Wunsch, die Baronin zu heiraten. Finden Sie ein Mittel auf, mich aus meiner schwierigen Lage zu befreien, ohne mich in den Augen der Welt zu blamiren und ich ergreife es sofort!

Rochebrune rieb sich die Stirne, dachte einen Augenblick nach und sagte — Wohlan! Kündigen Sie heute Abends ihre bevorstehende Abreise nach Italien an und geben Sie vor allem zu verstehen, daß Sie Ihre Frau mitnehmen. . . .

Einen Monat später erhielten alle diejenigen Familien, in welcher Paul Marien eingeführt hatte, einen von Florenz datirten, schwarz gesiegelten Brief, welcher den schmerzlichen Verlust Paul Dervilles, durch den Tod seiner geliebten Gattin, Madame Marie Derville zur Kenntniß seiner Freunde und Bekannten brachte.

Hyazinth befand sich im Zimmer seiner Mutter, als ein Bedienter den Brief auf einem Teller hereinbrachte.

Er nahm den Brief, um ihn seiner Mutter vorzulesen: aber kaum hatte er einen Blick auf die erste Zeile geworfen, als er mit der Hand zum Herzen fuhr, einen dumpfen Schrei ausstieß und die Besinnung verlor.

Frau von Verneuil rief ihre Leute und brachte es mit ihrer Hülfe dahin, ihren Sohn zum Leben zu erwecken. Hyazinth kam zu sich; aber der erste Blick, den er um sich warf, war so irr und gläsern, daß die Gräfin für den Verstand des unglücklichen jungen Mannes fürchtete. In ihrer Bestürzung hatte sie den Brief vergessen, der halbgeöffnet am Fußboden lag. Sie hob ihn auf, da sie sah, daß ihre Fragen unbeantwortet blieben. Ein Ausruf schmerzlicher Ueberraschung entfloh ihren Lippen, nachdem sie die verhängnißvollen Zeilen zu Ende gelesen hatte.

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

Verhältniße des Componisten zum Verleger, Arrangeur und Theater-Director.

Ein Vortrag im Tonkünstler-Verein in Berlin, gehalten von Gustav Bock.

Mehrfach sind Klagen Seiten der Musiker laut geworden, indem sie ein Mißverhältniß ihrer Stellung den Verlegern gegenüber zum Gegenstand jener machen und es diesen zuschreiben, daß ihre äußere Lage keine bessere ist und daß es selbst keine bedeutende deutsche Componisten giebt, welche von dem Ertrage ihrer Compositien subsistiren können, während deutsche Verleger an ihren Werken reich geworden. Als Beispiel für diese Behauptung wird u. A. Weber's „Freischütz" angeführt und als Grund dafür wird angegeben, daß der deutsche Componist jeglichen Schutzes der Staatsbehörde entbehrt. Untersuchen wir zunächst diese Behauptung und kehren dann zu der angeregten Klage zurück.

Wird zunächst der Verleger reich durch eine glückliche Spekulation eines Verlagswerkes, so befindet er sich auf dem Standpunkt eines jeden Kaufmannes, der, indem er sein Kapital anlegt, vermöge der Spekulation dasselbe vermehrt oder vermindert. Wem wird es einfallen, den Erfinder der Eisenbahn, oder noch weiter zurück, den Erfinder der Benutzung der Dampfkraft zu demjenigen Vortheil berechtigt zu glauben, welcher den Eisenbahn-Actionären aus dieser Erfindung entspringt; wer wollte ihn verantwortlich machen für die Millionen, welche durch den Actienschwindel verloren gegangen?

Dem Componisten steht der Verleger als Kaufmann gegenüber, sein Geistesprodukt, dessen Ehre oder Schande sein eigen bleibt, wird durch den Verkauf des Manuscripts und der Wiedergeburt desselben als in's Leben eingetretener Gedanke im gedruckten Exemplar Handelswaare und geht den Weg eines jeden Produkts entweder als begehrter preiswürdiger und käuflicher Artikel auf den Musikmarkt, oder bleibt als vergilbte Makulatur liegen, den Speicher dessen füllend, der sein klingendes Kapital an dem unverkäuflichen Artikel verschwendet. Bis zu dem Augenblick, wo der Componist ein Werk aus seinen Händen und aus seinem Besitz mit den ihm zustehenden Rechten dem Verleger verkauft und übertragen, schützen die Landesgesetze denselben in seinen unbestreitbaren Rechten; es darf ohne Einwilligung des Autors weder durch den Druck vervielfältigt werden, noch ohne seine ausdrückliche Erlaubniß zur öffentlichen Produktion gelangen. Mehr vermag der Staat nicht zu thun, den Werth des Werkes kann er nicht bestimmen, dies bleibt der freien Uebereinkunft des Verkäufers und Käufer überlassen. Es wäre Beschränkung der Freiheit sowohl nach der einen, als nach der andern Seite, hierüber in der Gesetzgebung Bestimmungen zu treffen.

Ein anderer hier zu erörternder Umstand, der mit der Frage zusammentrifft, ob die bestehende Gesetzgebung genügenden Schutz dem Autor und dessen Rechtsnachfolgenden auf die vom Componisten erfundene Melodie gewährt, bedarf einer nähern Untersuchung. Von dem Gedanken ausgehend, der schaffenden Production ein möglichst freies Feld der Bearbeitung zuzugestehen, lautet unsere Gesetzgebung dahin, daß es dem Componisten freisteht, eine veröffentlichte Melodie als Variation, Fantasie ꝛc., in anderer Form umzuarbeiten; bedingt aber, daß aus dieser Arbeit selbstschöpferische Kraft und Geistesthätigkeit hervorgehe und die gegebene Melodie nicht blos mechanisch abgeschrieben sei.

Hier allerdings findet sich unserm Ermessen nach ein wunder Fleck in der Gesetzgebung, und glauben wir, daß dem Autor sowohl, wie dem Verleger, als auch der Kunst im Allgemeinen mehr damit gedient wäre, wenn unsere Gesetze jede Benutzung einer Melodie, die nicht zugleich Erfindung des Componisten ist, bei der Veröffentlichung durch den Druck als Nachdruck bezeichnete, wenn es nicht mit ausdrücklicher Bewilligung des Autors oder dessen Rechtsnachfolgers geschehen. Geben wir gern zu, daß dadurch manches vortrefflich bearbeitete Werk nicht zu der Geltung (geldlichen) gelangte, indem es nur von dem rechtmäßigen Verleger angekauft werden könnte und diesem, da jede Concurrenz ausgeschlossen, die alleinige Preisbestimmung überlassen würde; so dürfte um so mehr der Autor bedacht werden, der eine eigenthümliche Melodie erfunden hätte. In dieser Beziehung giebt uns Frankreich ein lebendiges Beispiel, daß eben dort, wo das Eigenthum der Melodie in seiner vollsten Kraft besteht, die Honorare für originale Compositionen viel höher sind, als es bei uns geschehen kann.

Der Kunst, glauben wir, würde ein allgemeiner Vortheil dadurch erwachsen, wenn die Ursprünglichkeit mehr zur Geltung käme und sich seines höhern Lohnes erfreute, als es heute mit denjenigen Autoren gebräuchlich, die sich eine leichte Beherrschung der Formen und Schreibart angelernt, ohne Erfindungsgabe und wahres Genie zu besitzen.

Ein großer unberechenbarer Vortheil wäre aber durch diese klare, keine andere Deutung zulassende Gesetzesbestimmung dem Verleger erwachsen, der durch böswillige Collegen bei der unbestimmten Form des Gesetzes in eine Menge von Processen verwickelt wird und bei dem redlichsten Willen werden kann. Sachverständige stehen nach unserer Gesetzgebung dem Richter zur Seite, zu entscheiden, ob in dem zum Gegenstande der Klage gebrachten Verlagswerke Selbstthätigkeit und selbstschöpferische Kraft enthalten sei. Wo ist nun aber die Grenzlinie zu ziehen, die haarscharf bezeichnet: dieses Werk gehörte in die eine oder andere Kategorie, und so kann es vorkommen, daß ein rechtlicher Verleger, indem er sich zufällig in der Minorität der entscheidenden Sachverständigen befindet, verurtheilt, und bei einem andern ganz diesem ähnlichen Fall auf der andern Seite benachtheiligt wird.

Daß hierin eine Aenderung wünschenswerth und angemeßen, geben wir zu und würden diesen Gegenstand noch einer weitern Beleuchtung unterworfen haben, wäre uns nicht bekannt, daß in dem Verein der Reorganisation der Musikverhältnisse der Gegenstand einer reiflichern Untersuchung unterworfen und demnach zur Veröffentlichung diejenigen gelangen wird, die sich dafür interessiren. Kehren wir indessen zu dem Hauptpunkte unserer Betrachtung zurück, in wie weit der Componist ferner durch den Verleger beeinträchtig wird.

Ein besonderer Gegenstand der Klage ist es geworden, daß der Componist nicht wie der Autor sein Werk nur auflagenweise verkauft und mit dem einmaligen Verkauf er aller seiner Rechte an seinem Werke verlustig wird. Schon eben haben wir angeführt, daß die Gesetzgebung den Componisten vor dem Verkauf seines Werkes schützte und ihm freie Hand läßt, mit seinem Verleger den Handel nach eignem Ermeßen abzuschließen, es also dem Componisten überlassen bleibt, seinem Verleger jede Bedingung vorzuschreiben, und sobald dieser durch Vertrag an solche gebunden, verpflichtet ist, diesen Vertrag aufrecht zu erhalten. Zwingen kann weder die Gesetzgebung den Componisten, nur unter gewißen Bedingungen sein Werk zu verkaufen, noch andererseits den Verleger, zu kaufen.

Untersuchen wir indessen, weshalb nicht schon früher Componisten auf den Gedanken gekommen sind, ihre Werke dem Verleger nur Auflageweise zu verkaufen und warum Verleger sich nicht bereitwillig gefunden haben, auf diese Weise Werke zu kaufen.

Ein einfacher praktischer Grund liegt wohl hauptsächlich darin, daß die Production für Musikwerke bei Weitem kostspieliger, der Absatz jedoch viel precärer ist, und aus letzterm Grund der erstere folgt.

(Schluß folgt).

Wiener-Signale.

Vorgestern brachte eine außerordentliche Beilage zum Abendblatte der Wiener Zeitung die officielle Nachricht von dem Einmarsche von 6000 Russen nach Cronstadt und 4000 nach Hermannstadt.

Man erzählt sich von einer großen Feuersbrunst in Brünn. Einige wollen wißen, daß das Rathhaus abgebrannt sei, Andere erzählen gar, daß ein bedeutender Theil der Stadt in Flammen aufging. Beide Nachrichten entbehren bis jetzt noch der Bestätigung.

Bei den neu zu errichtenden Telegrafenbureaus werden über 200 absolvirte Techniker angestellt.

Es geht das Gerücht herum, daß über 30 Deputirte, darunter auch Löhner, ihre Mandate zurückgelegt hätten, da sie mit der Haltung des Reichstages in Kremsier sich nicht einverstanden erklären können.

Der Fasching hat ausgelebt! Der ehemalige Wienerjux war heuer nirgends zu treffen. Höchstens gabs noch im Elysium fröhliche Gesichter und lachende Mienen. Verschiedene Bälle mußten sogar wegen der Unbedeutendheit des Besuches am Ballabende selbst noch abgesagt werden! — Auch die Privatbälle entsprachen nicht den bescheidensten Anforderungen. — Die Zeit ist zu ernst, die Erinnerungen zu herb.

Endlich ist das unselige, wahnwitzige, verbrecherische Schießen auf Soldaten doch eingestellt! Diese ewig aufregenden beunruhigenden Nachrichten der im Stillen auf das Häßlichste fortwuchernden Empörung unterbleiben nun doch! — Gott gebe den Gemüthern die nöthige Ruhe und Mäßigung, damit man nicht gezwungen wird, den Ausnahmszustand verlängern zu müssen.

Auerbachs Werk über die Oktoberereignisse erregt im hiesigen Publikum bei weitem nicht das Interesse, das man nach der Ankündigung des Werkes erwartet hatte. Die Wiener sind bereits übersättigt mit Oktoberschilderungen; die Buchhändlerspekulationen und selbst gediegene Werke mit klingenden Namen streifen spurlos vorbei. —

Der rühmlich bekannte Litograf Kaiser reiset dieser Tage nach Kremsier, um mehre Porträte von bekannten Reichstagsdeputirten für die Oeffentlichkeit vorzubereiten. Bei der Geschicklichkeit des Herrn Kaiser ist es nicht zu wundern, wenn sich besagte Reichstagsdeputirte getroffen fühlen.

Es finden sehr viele Ausweisungen Statt. Da die einheimischen Gewerbsleute beinahe nichts zu arbeiten haben, so erscheinen diese nothwendigen Sicherheitsmaßregeln im jetzigen Zeitpunkte von doppeltem Nutzen.

Außerordentlichen Abgang finden die neuen Staatskassenanweisungen, d. i.

Papiere, welche Umlaufswerth haben und sich genau zu 3 Prozent für jeden Tag verzinsen. Sie sollen zur Zahl von 25 Millionen ausgegeben werden und einen Theil des Anlehens decken.

Aus der Zeit.

Aus Westpreußen wird dem Frankfurter Journal auch von einem Umschwunge der Dinge berichtet: Vor dem 18. März reisten viele sogenannte Mucker im Lande herum, um den armen Leuten Enthaltsamkeit vom Schnapps und von anderer weltlicher Lust zu predigen. Dazu wurde viel gesungen und gebetet, und der Baron v. Seld aus Berlin soll's als solcher Enthaltsamkeitsprediger weit gebracht haben. Jetzt geht dieses Geschäft nicht mehr, und nun reist derselbe Herr zu seinen alten Kunden, predigt denen Enthaltsamkeit von der Freiheit und Demokratie und giebt ihnen dabei so vielen Schnapps zu trinken, als sie nur wollen.

Ein Olmützer Correspondent der Deutschen Zeitung giebt ein flüchtiges Bild des Hoflebens in Olmütz. Die altspanische Etikette und Grandezza ist mit der Thronbesteigung Franz Joseph's I. wol für immer aus der Burg der Habsburger verschwunden. Der jugendliche Monarch ist Jedermann leicht zugänglich und hat während seines Aufenthalts bei Radetzky im vorigen Jahre die Ungezwungenheit des Militairlebens schätzen gelernt. Bei seiner Rückkehr soll die Gewohnheit, zuweilen eine Cigarre zu rauchen, welche er in den Feldlagern der italienischen Armee angenommen hatte, viel Nasenrümpfen am Hofe zu Innsbruck verursacht haben; es war bis dahin unerhört, daß ein kaiserlicher Erzherzog geraucht hatte. Der Monarch steht pünktlich jeden Morgen um 6 Uhr auf und beschäftigt sich dann einige Stunden sehr ernstlich mit politischen und juridischen Studien. Sind die Minister anwesend, so wohnt er jedesmal ihren Berathungen bei. Zur Tafel werden täglich einige Gäste geladen, sowol vom Civil als vom Militair, und nicht etwa blos die Honoratioren; der jüngste Lieutenant erhält so gut seine Einladung als der Festungscommandant, der Bürgerausschußmann so gut als der Bürgermeister. An der Tafel selbst herrscht ein ganz ungezwungener Ton. Die Mutter des Kaisers, die Erzherzogin Sophie, nimmt selbst häufig an dem Gespräche Theil; namentlich ist die Hauptstadt und die Zustände derselben der Angelpunkt, um welchen sie es zu führen liebt. Immer spricht sie ihr Bedauern über das Unglück aus, das ihre lieben, verführten Wiener betroffen, und daß trotz der strengen über sie verhängten Maßregeln noch immer keine Ruhe werden wolle, welches den Hof verhindere, dahin zurückkehren. Abends wird gewöhnlich das Theater besucht, auf welchem jetzt abwechselnd die Mitglieder der beiden Hoftheater in Wien spielen sollen.

München. Großen Skandal erregen hier die aus Genf eingetroffenen ersten Druckbogen der „Memoiren der Lola Mondez."

London. Im Schloß zu Windsor wurde neulich Kotzebue's „Rehbock", nach einer Uebersetzung des Prinzen Albert aufgeführt. Das lustige Ding gefiel namentlich der Königin.

Der Prinz Peter Bonaparte befand sich — es sind schon mehrere Jahre — zu Canino, dem seiner Familie gehörenden Besitzthum, wo er sich den Vergnügungen der Jagd ergab. Hatte er nun bei dieser Gelegenheit irgend einen Streich gemacht, oder war er desselben nur fälschlich angeklagt, was ich nicht entscheiden will — genug, die Behörden von Canino erhielten eines Tages den Befehl, den Prinzen Peter Bonaparte zu verhaften. Der Commandant der päpstlichen Carabiniere, die in Canino liegen, wurde mit der Ausführung dieses Befehls beauftragt, und begab sich ganz ruhig in das Palais des Prinzen, verlangte ihn zu sprechen und ward in sein Cabinet geführt. Ich hoffe, sagte er ihm, daß Sie mir die Unannehmlichkeit verzeihen werden, welche ich zu meinem Leidwesen gezwungen bin Ihnen zu machen. Ich habe den Befehl, Sie zu arretiren. — Und werden Sie wagen, diesen Befehl auszuführen? fragte ihn der Prinz in Wuth versetzt. — Freilich, was kann ich anders thun? erwiederte der arme Commandant achselzuckend. — Nein, Sie werden es wohl bleiben lassen, ruft der Prinz aus, nimmt ein Pistol und schießt es auf den dicht vor ihm stehenden Commandanten ab, der augenblicklich todt nieder fällt. Der Prinz denkt nun an seine Flucht. Die Carabiniere aber erfahren bald den Tod ihres Anführers; die Bauern dagegen schlagen sich auf die Seite des Verfolgten.

Das Schloß wird umzingelt. Der Prinz versucht sich Bahn zu brechen, den Degen in der Faust, aber er wird von der Uebermacht überwältigt. Gefangen wird er nach Rom abgeführt und in die Engelsburg eingesperrt, wo Gericht über ihn gehalten wurde und er eine lange Gefangenschaft auszuhalten hatte.

Der Prinz Peter Bonaparte hat eine Gewohnheit, welche bei einem heftigen Menschen von großer Gefahr ist. — Sie besteht darin, nie einen Schritt weit zu gehen, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu sein. Unter andern Mordinstrumenten trägt er Pistolen zu dreizehn Schüsse — das, glaub' ich, ist die Zahl — mit sich umher, und stellt damit ein kleines Armee-Corps für sich allein vor. So für Trutz und Schutz ausgerüstet, reis'te der Prinz in den albanesischen Gebirgen umher, als er zwei Männer in der Nationaltracht auf sich zukommen sah die ebenfalls bis an die Zähne bewaffnet waren und ihm Zeichen machten. Der Prinz bedurfte nichts weiter, um überzeugt zu sein, daß man ihn angreifen wolle, und daß ihm jedes Mittel erlaubt sei, um sein Leben zu vertheidigen. Er spannt den Hahn, ich weiß nicht, ob seiner dreizehnläufigen Pistolen oder seiner Doppelflinte, und schießt zuerst auf den einen, dann auf den andern Albanesen, welche beide entseelt hinsinken. Nach dieser schönen Heldenthat hatte der Prinz nichts Besseres zu thun, als auf der Stelle sich aus Albanien fort zu machen, und das that er denn auch, ohne lange zu zögern.

Runenbilder aus Berlin.

Gezeichnet von einem Vandalen.

Der Belagerungszustand.

Es ist seltsam, daß eine Stadt durch den Belagerungszustand ein heit'res, friedliches Ansehen gewinnt, und doch ist dies bei Berlin der Fall. Welch' einen finstern, unheimlichen Anblick gewährte unsere Hauptstadt, kurz vor der Zeit, wo das Militär einrückte. Alle Gewerbe und Arbeiten ruheten; an jeder Straßenecke standen Pöbelhaufen, Lumpe von innen, Lumpe von außen, und musterten mit drohenden Blicken jeden Vorübergehenden. Wehe dem Unvorsichtigen, der hier ein unbedachtsames Wort sprach, er war den Mißhandlungen dieser Rotte sogleich verfallen. Am furchtbarsten zeigten sich diese Massen auf dem Gensd'armesmarkt, wo die National-Versammlung tagte. Es war, als ob hierher alle Zuchthäuser von ganz Preußen ihre Galgenkandidaten gesandt hätten. Welche Verworfenheit enthüllte sich hier schamlos, welche Unthaten, welche Verbrechen wurden hier in Vorschlag gebracht. Ich hörte es selbst, wie ein solcher Bursche zu seinem Genossen sprach: Wir lassen die Unsrigen (die Linke) heraus! dann brechen wir die Treppe ab, wann wir uns sammt und sonders darüber machen, so ist das in zehn Minuten geschehen, dann werfen wir Feuer in das Haus, damit sie Alle drinnen verbrennen. Dieser entmenschte Antrag fand nur deshalb keinen Anklang, weil And're meinten: Das Komödiantenhaus habe so viele Aus- und Eingänge, durch welche die reaktionairen Kerle doch entwischen würden. Solche Sachen wurden nicht heimlich, sondern offen und laut, oft ganz in der Nähe der Bürgerwehr verhandelt. — Das Militär rückte zu gleicher Zeit in die Stadt. Die Erregung und die Gefahr steigerte sich, denn der Pöbel, diese Nebelgarde der äußersten Linken schien ihre Posten nicht verlassen zu wollen. Die National-Versammlung wurde aufgelös't, der Belagerungszustand erklärt, dennoch wichen diese Kainssöhne nicht, und wohin die Fraktion Unruh sich begab, um ihre verpönten Sitzungen fortzuhalten, ihr folgten diese treuen Garden, und sie wichen nur langsam und wuthtobend, wenn sich Militär nahete. Aber plötzlich, wie weggescheucht von der Erde, verschwanden diese drohenden Horden. Welche unsichtbare Macht wirkte hier ein? Es war kein Schuß gefallen, kein Blut vergossen, auf dem friedlichsten Wege kehrte die Ruhe zurück. Die gegebene Verfassung genügte fast allgemein, man hatte weit mehr erhalten, als man erwartet, und nun war in Berlin nur ein Verdammungsurtheil über die Unfähigkeit der National-Versammlung. So fiel diese Kammer, gerichtet von der Volksgunst, grade in den Augenblicken, wo sie von der Steuerverweigerung hohe Triumphe und den Sturz des Königthums hoffte. Die Stürme der jüngsten Vergangenheit schienen einem bösen Traume gleich zu entschwinden, die eleganten Laden öffneten sich wieder, die Schaufenster prunkten wieder mit glänzenden Luxusartikeln; stattliche Equipagen rollten wieder durch die Hauptstraßen, denn mehrere der Ausgewanderten kehrten zurück; der friedliche Belagerungszustand füllte wieder die Theater, man konnte sich auf's neue von der Kehle einer Sängerin, von dem Fuße einer Tänzerin angelegentlich unterhalten. Dabei war das Militär en vogue, denn die schönen Berlinerinnen, die in Sachen des Geschmackes kompetente Richterinnen sind, fanden nun, daß ein schlanker Lieutenant sich anders ausnehme — vielleicht auch anders einnehme — als ein Führer der aufgelös'ten, abgelös'ten und erlös'ten Bürgerwehr. In Gesellschaften strickten zarte Damenhände Soldatenstrümpfe und die wohlthätigen Hausfrauen sandten ganze Wagenladungen von Suppen, Gemüsen und Fleischspeisen in die Kasernen. Dabei wurde Vater Wrangel — Vater Druf nennt ihn der gemeine Mann — bei Alt und Jung, bei Groß und Klein immer populärer, und die Acht, welche vor dem Belagerungszustand das souveraine Volk über ihn aussprach, hatte sich bei eben diesem souverainen Volke in Achtung und Anhänglichkeit verwandelt. Wer hätte da nicht gern an die Dauer dieser Gesinnungen geglaubt? und doch waren es nur Täuschungen. Die Unruhstifter und Umsturzmänner waren nur besiegt, nicht vernichtet: „Wir haben nur eine Schlacht verloren," sprach Jakoby in Königsberg, „der große Krieg dauert fort." Dieses Geständniß ist vielleicht die einzige Wahrheit, die wir von der Oppositions-Parthei vernommen haben.

(Fortsetzung folgt).

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Freitag den 23. Februar 1849. № 38. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Die Perle im Sumpf.

Eine Ballade von Francesco dall' Ongaro. Nach dem Italienischen im Versmaße des Originals übersetzt von C. Cerri.

2.

Das Geständniß einer Gefallenen.

Eine liebte mich; die Mutter,
Die zum Himmel sich geschwungen,
Tausend hab' ich dann geküßet
Aber kalt und nothgedrungen,
Schon verkauft, als keine Sehnsucht
Noch geweckt mein armes Herz.

Schöne Heimat — theuere Wiege,
Früh schon mußt' ich euch entbehren!
O wie oft gedacht ich eurer,
Seufzend und das Aug' voll Zähren,
Und die Schwestern höhnten lachend
Meiner bangen Seelenqual. —

Bald versiegten meine Thränen,
Und voll Ueberdruß, da suchte
Ich den Tod oft zu umarmen
Im Genuß, den ich verfluchte —
Glaubst es nicht? — wer sollts auch glauben
Der mein Schicksal nicht geahnt.

Weißt du, was es heißt, durch Jahre
Gift für schnöde Lust empfangen?
Es dann Andren wiedergeben
Wenn sie Wonnerausch verlangen,
Und so Tod und Schmach zu gießen
Wild und schnell in fremde Brust?

Jahre schwanden und ich dachte
Nicht daran in meinem Herzen:
Sieh da mußt' ein Tag erscheinen
Reich für mich an neuen Schmerzen,
Jener Tag, der ach! die einz'ge
Liebesstunde mir gebracht.

Kam ein Fremdling aus der Ferne
Herrlich — schön im Jugendblühen;
Schüchtern, furchtsam wollt' er anfangs
Meinem Arme sich entziehen,
Doch verführt, fiel er mir endlich
Wild ans Herz — und liebte mich.

Liebte mich — ich ihn! — Du spottest
Meiner Leiden, meines Schmerzens?
Hassen magst Du mich doch schone,
Schone meines wunden Herzens
Das noch rein war — meine Gluthen
Zeugen könnt' er dir allein.

Damals erst lernt' ich den Himmel
Unentweihter Liebe kennen:
Liebeerröthen selbst und Seufzer,
Liebesthränen — Liebessehnen:
Damals erst traf mich der Sonne
Wärmster, schönster Freudenstrahl.

Hab ihn meinen einz'gen Engel
Meine Mutter selbst geheißen;
Konnte keinen schönern Namen
Meiner Brust für ihn entreißen —
O warum mußt ich ihn nicht kennen
Als ich noch unschuldig war.

Nur für ihn, nur seiner Küße,
Seiner reinen Liebe wegen
Hätt' ich eine, eine Stunde
Wieder Jungfrau werden mögen,
Um dann Seel' und Leib zu stürzen
In die ew'ge Höllenpein.

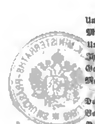
Wonne war's mir auf den Knien
Seiner Kleider Staub zu küßen,
Mit den Wogen meiner Haare
Seine Stirne zu umfließen,
Seine Seufzer einzusaugen
Nachzuahmen seinen Ton.

Also liebt' ich ihn und wollte
Keinen Lohn dafür empfangen,
Doch er ließ mich arm und elend —
All mein Glück war da vergangen:
Erst geliebt von einem Engel —
Wer ich nun sei, weißt du schon.

Doch ich darf von fern ihn segnen,
Darf auch liebend sein gedenken;
Aber er — er fühlt vielleicht schon
In sein Herz sich tödtend senken
Meiner Küße gift'ge Strahlen
Unheilbares: Denke mein!

Nein, o nein, mein Gott! — erlauben
Wirst du's nicht — fleh mich ergeben:
Mag er fern mich auch vergessen,
Doch nicht leidend sei sein Leben,
Und er habe Weib und Kinder
Froh, gesund — und ähnlich ihm.

Denn es gleicht das Grab ja alle!
Dieses Leben, diese Schmerzen
Diese Sünden werden enden,
Sagen wird er dann: vom Herzen
Hat allein mich jene Sünderinn
Mich allein, nur mich geliebt.



Und wenn einst der Herr verzeihend
Mit mir Armen Gnade übet,
Um ein Leid ihm zu ersparen
Ihm und denen, die er liebet,
Geb' ich meiner Leiden Sühne
Meine Seele selbst dahin! —

Doch Du weinest gar? o trockene
Vor der Welt nur deine Thränen;
Bist ein Mann, so sei kein Schwächling,
Mußt verdammen mich und höhnen:
Ein Verbrechen war dein Mitleid,
Eine Schuld dein Mitgefühl.

Dürfen nicht von deines gleichen
Lieb' noch Mitleid je erfahren
Diese brandgemarkten Opfer,"
Was thut ihr uns aufbewahren?
Schmach im Leben — und im Tode —
Eine Schreckenewigkeit!"

(Schluß folgt).

Zwei Zöglinge der Musikschule.

Novelle, frei nach dem Französischen.

(Fortsetzung.)

— Todt! todt! stöhnte endlich unter verzweiflungsvollem Händeringen der junge Mann. — Sie ist todt! — wiederholte die Gräfin unter Thränen. Armes, junges Weib! So jung, so schön, so voll der anbetungswürdigsten Eigenschaften.

Hyazinth, welcher sah, wie die Mutter seinen Schmerz und seine Trauer mitempfand, fühlte durch diese Theilnahme sein Herz in etwas erleichtert. Er faßte die Hand seiner Mutter, drückte sie krampfhaft an seine Lippen und zerfloß in Thränen.

— Du hast sie geliebt! rief die Gräfin, indem sie ihre Arme um den theuern Sohn schlang. Sprich, nicht wahr, du liebtest sie? — Ja! antwortete Hyazinth mit schwacher Stimme unter Seufzern, die ihm die Brust zu sprengen drohten. Mein Gott! Und ich soll sie nie wiedersehen? . . . — Hyazinth, mein lieber Sohn, fasse Muth! — Ihr sanftes schönes Gesicht in der kalten Erde zu wissen . . . Mein Gott, mein Gott! Gib mir sie nur auf einen Augenblick wieder, damit ich ihr sagen kann, wie sehr, wie unendlich ich sie liebe! . . . Marie! . . . arme Marie! . . . der Glanz ihrer Augen ist erloschen, ihr Herz hat aufgehört zu schlagen. . . . Sie ist todt!

An der Gewalt eines solchen Schmerzes mußten alle Versuche zu lindern und zu trösten, scheitern.

Die Gräfin weinte eine geraume Zeit mit ihrem Sohne. Sie dachte nicht daran, ihn mit einem Male zu zerstreuen. Nachdem er sich etwas erholt hatte, sprach sie mit ihm von Marien; sie führte ihm das reine, zarte Bild des geliebten Engels vor die Seele.

Die Religion ist die beste Zuflucht des Verzweifelnden. Frau von Verneuil rief ihrem Sohne die Lehren des göttlichen Glaubens ins Gedächtniß, bei denen sie ihn von der Wiege an erzogen hatte . . . Hyazinth wünschte sich den Tod . . . Aber haben wir das Recht, uns unseres Daseins zu entledigen, selbst wenn es uns zur Last ist? Darf man die Hoffnung aufgeben, diejenigen die man liebt, jenseits wiederzusehen?

Eines Morgens sprach Hyazinth zu seiner Mutter:

— Wir wollen am Grabe Mariens beten!

Im nächsten Augenblick traf die gute Frau alle Anstalten zur Reise.

Die Gesundheit des jungen Mannes war angegriffen. Der Tod Mariens hatte ihn wie ein Blitzstrahl getroffen und den Aerzten fehlte es an Mitteln, diese Seelenschmerzen zu lindern, welche die stärkste Körperbeschaffenheit untergraben und sie endlich zerstören. Die Gräfin von Verneuil hoffte, die Zerstreuungen der Reise und das milde Klima Italiens würden ihren Sohn wieder herstellen.

Mutter und Sohn bestiegen den Postwagen und langten, nachdem sie Tag und Nacht gefahren waren, in Florenz an.

Hyazinths erste Sorge war es, die Runde in allen Gasthöfen zu machen. Er erkundigte sich nach dem berühmten Virtuosen Paul Derville, sprach von einer jungen, erst kürzlich verstorbenen Französin . . . Niemand wußte, was er damit sagen wollte. Man erinnerte sich Hrn. Dervilles, der mehre stark besuchte Concerte gegeben, aber Keiner hatte seine Frau gesehen. Ueberdieß wies das Todtenregister der Stadt ganz genau nach, daß innerhalb derselben seit drei Jahren keine Französin verstorben sei. Weiter erfuhr Hyazinth, der Pianist habe gar nicht ausgesehen, wie Einer, der über den Verlust seiner Frau Schmerz empfindet; im Gegentheil habe er als Reisegefährte des Barons von Rochebrune mit dem letzteren ein sehr lockeres Leben geführt und der Schwester des Barons gelegentlich den Hof gemacht.

Alle diese Mittheilungen versetzten den jungen Mann in die tiefste Betrübniß.

Aus den eingeholten Erkundigungen schloß er, Madame Derville sei aller Wahrscheinlichkeit nach in einer andren Stadt Italiens verstorben. Ihr pflichtvergessener Gatte hatte von Florenz aus, bevor er im Umgange mit Frau v. Chateauneuf die letzte Erinnerung an die Verewigte abstreifte, durch Absendung jener Parteschreiben, den Geboten der Schicklichkeit Genüge geleistet.

Fortgesetzte Nachforschungen in Neapel, in Rom, in Venedig, kurz in allen jenen Städten, wo sich in der Regel die Fremden längere Zeit aufzuhalten pflegen, hatten nicht den geringsten Erfolg.

Hyazinth kam kränker nach Paris zurück als er es verlassen hatte.

In düstere Melancholie versenkt, floh der junge Mann allen Umgang, sogar den seiner Mutter. Tagelange einsame Spaziergänge durch die lärmenden Straßen der Stadt in die ruhigeren Umgebungen, füllten seine ganze Zeit aus.

Eines Morgens, da er gerade in jenem planlosen Herumschweifen begriffen war, sprach ihn ein Mann an, dessen Anblick ihn schaudern machte.

Es war Paul.

— Du grollst mit Recht, lieber Freund, hob der Künstler an. Es ist in der That nicht schön von mir, daß ich dich seit meiner Rückkehr aus Italien noch nicht besucht habe; aber wichtige Angelegenheiten . . . Du kennst doch das Unglück, das mich in Italien betraf? — Ja wohl, erwiederte Hyazinth frostig. — Sie war eine vortreffliche Gattin, fuhr Paul fort. Aber was soll man machen, mein Lieber! der Schmerz kann doch nicht ewig dauern. . . . Ich kam vom Rathhause des zweiten Bezirks . . . Vielleicht erräthst du den Beweggrund dieses Ganges . . . Sieh hier!

Der Pianist führte den jungen Grafen zum Eingange des Rathhauses, wo er ihn einen Anschlag lesen ließ, welcher die bevorstehende Vermählung des Hr. Paul Derville mit der Baronin Heloise von Chateauneuf verkündigte.

Was denkst du von dieser Partie? frug Paul mit siegestrunkenem Blick. — Sei still! . . . sei still! . . . rief Hyazinth mit steigender Erbitterung.

Er raste fort und trat einen Augenblick später ins Gemach seiner Mutter, blaß, die Haare in Unordnung, beinahe außer sich. Erschreckt kam ihm die Gräfin entgegen. Er erzählte ihr, was ihm begegnet war.

— Mein armes Kind, sagte Frau von Verneuil, während sie den Schweiß vom magern Gesichte des Kranken wegwischte. Entsetze Dich nicht weiter. Du weißt ja, daß es nur wenigen schönen Seelen gegeben ist, die Heiligkeit des Schmerzes zu begreifen. — Kaum zwei Monate sind seit ihrem Tode verflossen! — Ohne Zweifel verräth diese zweite Heirat so schnell nach dem Heimgange der ersten Gattin eine schreckliche Herzlosigkeit . . . aber gerade diese Betrachtung sollte Deinen Schmerz mäßigen . . . Hat der Himmel nicht wohl gethan, daß er Marien, da sie nun einmal nicht dein sein konnte, lieber von dieser Welt wegnahm, statt sie im Besitze eines Mannes zu lassen, der ihrer unwürdig ist? — Du hast recht, gute Mutter, antwortete der junge Mann unter Thränen.

Der Wagen der Gräfin stand bereit, um sie ins Gehölz von Boulogne zu führen und sie bewog Hyazinth, mit ihm einzusteigen.

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

Verhältnisse des Componisten zum Verleger, Arrangeur und Theater-Director.

Ein Vortrag im Tonkünstler-Verein in Berlin, gehalten von Gustav Bock.

(Fortsetzung.)

Während der Buchhändler das in Verlag übernommene Werk in Typen setzen läßt und dann eine große Auflage davon macht, indem er einen bestimmten Absatz in den meisten Fällen schon voraus berechnen kann, werden die Noten in Platten gestochen und nur kleinere Auflagen gemacht, die sich je nach dem Absatz wiederholen. Eine Controlle dieser Auflagen würde aber bei der grossen Menge von Werken, welche im Laufe eines Jahres oder einer Reihe von Jahren ein Musikverleger producirt, die in keinem Verhältniß mit derjenigen Zahl stehen, welche dagegen ein Buchhändler producirt, ihm einen unberechenbaren Zuwachs an Arbeit verursachen, die er lieber in einem verhältnißmäßig höhern Honorar *) gleich beim Ankauf solcher Werke, von denen er sich einen großen Absatz verspricht, abläßt.

Daß aber der Bedarf an Musik in keinem Verhältniß geringer ist, als der an Büchern, beweist die geringe Anzahl von Musikverlegern gegen die der Buchverleger.

Auf die Frage nun: warum der Componist nicht sein Werk auf eigne Kosten herausgibt und sich allein den Verdienst verschafft, den der Verleger an seinem Werke sich zu Nutzen zu bringen weiß? läßt sich nur antworten: weil der Componist nicht Kaufmann und Künstler in einer Person sein kann, er dies auch nur in solchen Fällen gethan, wo ihm der Absatz seines Werkes leicht möglich geworden wie z. B. Logier mit seinen Werken ꝛc. Geschieht dies aber nun in seltenen Fällen so lag es eben darin, daß dem Componisten die Mittel zum Vertrieb fehlten, und kann man es dem Verleger verdenken, daß er Werke, deren Eigenthum er besitzt, lieber vertreibt, als solche Werke, die bei ihm in Commission gegeben werden? Würde aber die Kunst im Allgemeinen dabei gewinnen, wenn der Künstler neben seiner Kunst auch noch Kaufmann wäre? Wie würden sich Beethoven, Mozart, Mendelssohn und viele andere Künstler als Musikhändler ausgenommen haben?

Es ist nun der Vorschlag gemacht worden, um dem Componisten sein Eigenthumsrecht für die Auflage zu sichern, daß die Exemplare abgestempelt werden und zwar von Staatswegen, und nun der Componist von jeder Auflage sein neues Honorar bezöge. Viel einfacher als die ins Unendliche gehende Stempelei der Exemplare würde es sein, die Platten nach einem bestimmten Abzug unter Siegel zu legen. Indessen fragen wir: wie würden sich namentlich jüngere Componisten dabei stehen, deren Werke der Verleger nur deshalb nimmt, weil er vom Componisten eine Zukunft hofft, indessen sich täusche und anstatt Vortheil vom Werke zu haben, Schaden sich herausstellte? Wer garantirt dem Verleger seinen Verlust? Wie würden alle diejenigen Componisten dabei fahren, die heute hohe Honorare bekommen und anstatt ihren Gewinn sicher in der Tasche zu haben, zugleich der Willkür des Verlegers überlassen wären, wie er den einen oder den andern Componisten in seinem Vertriebe bevorzugte, — wie sollte das Interesse, das der Musikhändler an dem einen oder dem andern Werke nimmt, controllirt werden? Denn der Einfluß, der durch den Vertrieb eines Werkes dem Autor erwächst, könnte möglicherweise doch nicht unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden.

Ueberhaupt was würde daraus entstehen, wenn jeder Componist auch gleichzeitig Verleger, jeder Maler gleichzeitig Kunsthändler und Jeder das selbst verkaufte, was er producirte? Wer würde die Ausgleichung übernehmen, die jetzt in der Hand des Verlegers liegt, weil ihm Gungl'sche Tänze Verdienst gebracht, zur Förderung der Kunst und zur Ehre seiner Handlung mit diesem Gelde die Herausgabe classischer Werke, Haydn'scher Symphonieen in Partitur, oder Wilsing'scher Sonaten zu bewerkstelligen, oder mit einer großen Menge von Op. 1. jungen Künstlern die Bahn zu brechen.

Aus dem Vorbemerkten folgt, daß die Stellung des Verlegers zum Componisten eine durchaus rechtliche, gesetzliche ist. Beschränkungen in Handelsbeziehungen können, wie es die Erfahrung in allen kaufmännischen Verhältnissen genugsam beweist, nur zur Hemmung des Vertriebes, also zum Nachtheil des Producenten, ausschlagen. Sichere Grundlagen, auf denen die Rechte eines jeden Theiles beruhen und gesichert sind, sind erforderlich, und sind auch vorhanden.

Da der Staat hier nicht eingreifen kann, so bliebe nur ein Mittel den Componisten übrig: dem Verleger andere Bedingungen des Verlages aufzuzwingen, und zwar in der Association der Künstler zu einem gemeinschaftlichen Schutz- und Trutz-Bündniß nur unter feststehenden, in der Association beschlossenen Bedingungen ihre Werke zu verkaufen. Aber hierin müssen alle Componisten einverstanden sein, alle verpflichtet werden ohne Ausnahme, nicht allein die Preußischen, sondern auch die Oesterreichischen, nicht allein die Mecklenburgischen, auch die Baierischen, nicht allein die Deutschen, sondern auch die Fremden. Ist nun aber ein solcher Verband möglich, und wenn er möglich, ist er für die Kunst selbst heilbringend?

Wir behaupten, ein solcher Verband ist unmöglich, weil diejenigen Componisten, deren Werke gut honorirt werden, mit ihrem Honorar zufrieden, ihr sicheres Einkommen, das ihnen ohne Mühe wird, daran setzen müssen, um es nun an eine kaufmännische Speculation zu wagen, die zeitraubende Controlle über ihre Werke selbst übernehmen. Jeder Componist hat die Anwartschaft, dahin zu gelangen, gut bezahlt zu werden, gelingt es ihm, die Gunst des Publikums zu erwerben und seine Composition zu begehrter Handelswaare zu machen.

(Schluß folgt.)

*) Daß diese Behauptung keine unbegründete, beweist z. B. das Honorar, was Mendelssohn für ein Heft Lieder ohne Worte, bekanntlich 3 Bogen, wofür sein Verleger 100 Frdr., also pro Bogen 20 Frdr.; der Schreiber dieses für Fantasieen gangbarer Componisten pro Bogen 8 und 10 Frdr. bezahlt hat. Vergleiche man nun den Absatz und die theuere Production eines Musikwerkes mit dem eines Buches, wie Humboldt's Kosmos oder Diefenbach's Chirurgie, so wird der Unterschied jedem Unbefangenen einleuchten, und nach diesem der Einwand, daß Compositionen geringer bezahlt werden als Bücher, oder der Autor eines Buches im Gegensatz eines Componisten schlechter gestellt sei, ungerecht sein. Sowohl bei Autoren als Componisten giebt es aber eine Mehrzahl von Fällen, in welchen beiden der Ruhm genügt, ihr Werk nur gedruckt zu sehen.

Wiener Signale.

Neuerliche Attentate haben wieder strengere Maßregeln in unserem Ausnahmszustande herbeigeführt. Eine Kundmachung spricht für mehre Punkte, als Angriff auf Wachen und Befestungswerke u. s. w. das Standrecht aus. Kriegsrechtliche Behandlung wird für Verhöhnung des Militärs Statt finden.

Der Boden ist unter unseren Füßen gänzlich unterwühlt. Wir haben in Wien nicht allein beunruhigende Elemente zu einer neuen Revolution, wir besitzen auch sehr bedauerliche Momente zu einer Contre-Revolution gegen alle unsere Errungenschaften! Wer den Worten nicht glauben will, gehe in Kaffehäuser und Gasthäuser, höre und staune. — Die Partei der politischen Mäßigung verliert durch den scharfen Ausdruck dieser Extreme sehr an politischer Haltung; und die Reibungen dieser beiden exaltirten Parteien fachen auch die Aufregung der Gemüther fortwährend an.

Das Einrücken der Russen in Siebenbürgen bildet den Gegenstand des allgemeinen Gespräches. Im Ganzen dürfte der Eindruck dieser Nachricht sich ziemlich laut und eben nicht besonders günstig äußern. — Man fürchtet die Russen — auch als Freunde! —

Nach der „ost-deutschen Post" wäre die Deputation des Nationalgardebezirkes Landstraße wegen Begnadigung des zu Kerkerstrafe verurtheilten Kommandanten Blottensteiner wieder unverrichteter Dinge in Wien angekommen.

Das Gerücht der Prorogation des Reichstages ist noch nicht beseitigt. Dieser Tage wurde es wieder als neueste Nachricht erzählt. —

Die Cholera ist mehr im Zunehmen. Die Fälle kommen aber nicht im heftigen Grade vor.

Die Conskription und Rekrutirung, die für Wien in nächster Aussicht steht, gibt jetzt Vieles in unserer Residenz zu sprechen und zu erörtern. Man erwartet eine bedeutende Rekrutenaushebung, die durch die traurigen Verhältnisse nothwendig herbeigeführt erscheint.

Man soll die Auslieferung der Octoberflüchtlinge von mehren deutschen Staaten begehrt haben. Wir bezweifeln die Richtigkeit dieser Nachricht.

Eine Deputation hiesiger Bürger hatte am 17. Febr. an den Hrn. Zivil- und Militärgouverneur, Freiherrn von Welden eine Adresse überreicht, und von Sr. Exzellenz folgende Antwort erhalten: Die radikalen Blätter haben zwar den geringen Werth aller Ergebenheits- und Beifallsadressen deduzirt, weil man ja gar wohl wisse, wie derlei nur auf Geheiß und durch einige Wohldiener zu Stande gebracht würde. Wenigstens dürfte hier davon eine Ausnahme gemacht werden sein, denn, was mir eine Versammlung wohldenkender Bürger übergibt, war von mir nicht provozirt, und ist wohl eher um dem Unsinn und der Böswilligkeit entgegenzutreten, entstanden, mit welcher in letzter Zeit die humansten Verfügungen Seitens eines verblendeten Theils der hiesigen Einwohner, und selbst von Mitgliedern der Behörden mißdeutet und verdreht worden. In dieser Beziehung ganz vorzüglich hat es mich erfreut, aus Ihrem Munde die Anerkennung zu vernehmen, daß meine bisherigen Maßregeln nicht, wie man zu sagen beliebte, die Erbitterung immer wieder von Neuem hervorrufend betrachtet werden, daß Sie erkennen, daß ich kein Stabsdiktator sein will, sondern Beweise geliefert habe, wie ich Recht und Gesetz mit den humansten Formen zu vertreten wisse. Ich buhle keineswegs um den Beifall der Menge — wer könnte Jedem, so wie er es eben denkt, Recht thun — aber es ist mein ernstliches Bestreben, selbst in einem Zustande, den ich nicht hervorgerufen und der oft zu Gewaltmaßregeln nöthigt, die Achtung aller Rechtlichen zu gewinnen.

Der Hr. Redakteur des „Fremdenblattes" brachte in seiner vorgestrigen Nummer eine Entgegnung auf die berichtigende Notiz in Nr. 35 der „Wiener Zeitschrift," Heinrich Heine betreffend, worin er erklärt, daß er mit seinem wahren Namen Gustav Heine heiße, und es wohl wissen müsse, daß sein Bruder Heinrich Heine in Paris, sein zweiter Bruder Max als Arzt in St. Petersburg lebe, und fügt am Ende bei, daß das Publikum daraus ersehen möge, wie die Notizenschreiber die Wahrheit verdrehen, und daß das Fremdenblatt stets nur zuverläßige Neuigkeiten bringe &c. Wir würden die ganze Sache, als zu unbedeutend, nicht einer weiteren Erörterung der Mühe werth gefunden haben, wenn nicht die Wahrheitsverdächtigung unseres Korrespondenten in Paris darin ausgesprochen wäre. Daß übrigens der Hr. Redakteur des „Fremdenblattes nicht Gustav Norden, sondern G. Heine heißt, wissen wir gar wohl, auch wird Hr. G. Heine sich erinnern, daß bei einer Gelegenheit der Redakteur dieses Blattes ihn als Heine's Bruder bezeichnete; daß wir jüngst die erwähnte Berichtigung brachten, galt übrigens nicht dem Fremdenblatte, denn wir hatten die Notiz nicht in selbem gelesen, sondern wir sagten offen, daß in mehren hiesigen Blättern jener Notiz Erwähnung geschah, mit der Bemerkung, der Redakteur des Fremdenblattes, als Heinrich Heine's Bruder müsse am besten wissen, was an der Sache Wahres sei. — Da wir wußten, daß Dr. O.., unser Korrespondent in Paris, seit Jahren einer der wenigen intimen Freunde des Dichters Heinrich Heine ist, so fragten wir vor mehren Wochen, bei Gelegenheit einer Zuschrift an ihn, an, in wie fern die Gerüchte über Heine in Paris wahr wären, da sein hier lebender Bruder nie etwas dagegen einwendet. Die Antwort war die: daß Heinrich Heine in Paris von keinem Bruder, außer Max Heine in Petersburg, etwas wissen wolle; es müßte jener Heine in Wien nur ein Verwandter von ihm sein &c. &c. Wenn also Heinrich Heine in Paris seinen Bruder in Wien verläugnet, so trifft weder unsern Correspondenten noch uns die Schuld einer Lüge oder Notizenfabrizirung; da die „Wiener-Zeitschrift" seit ihres Bestehens, durch 34 Jahre her, sich wenig mit Notizen-Fabrikation abgab, sondern ihre Aufgabe größeren und nützlichen Aufsätzen widmet. Was aber die Notizen, die wir bringen, anbelangt, so sind selbe auch aus glaubwürdiger Quelle und original; und wollten wir uns mit Nachdrucken von Tagesneuigkeiten abgeben, so würden wir gewiß das Fremdenblatt als Quelle nehmen, das in dieser Beziehung einen reichlichen Fond von Tagesnotizen besitzt; allein da fast alle andern Blätter selbes mit Nachdruck plündern, wählten wir uns nur selbsterworbene, also Original-Notizen. — Also darum, Hr. Heine, keine Feindschaft!

Neueste Literatur.

Mimen und Idyllen von C. M. Winterling. — Erlangen, Verlag von Ferdinand Enke. — 1848. —

Es gibt eine Vortragsweise in der Poesie und im Leben, welche durch das schöne richtig vertheilte Maß des Lichtes und des Schattens, durch die durchsichtige krystallhelle Klarheit in ihrer Form und Wesenheit, durch die Zartheit ihrer markirenden Nuancen, und durch die Eleganz und Würde ihrer Bewegung ebenso wohlthuend auffällt, als anregt, ergreift und entschieden nachwirkt. — Diese ruhige feine edle Vortragsweise war Göthe'n in einem großen Maße eigen, und verschaffte ihm in der Kritik den Namen der griechischen Bildung und Vorliebe für ihre nächsten Früchte! — Die Poeten der Gegenwart geben leider nur zu oft plumpe Kolosse einer halbverarbeiteten Leidenschaft, und nennen dieß kühne Griffe in's Leben gethan zu haben, oder sie faseln. —

Hier liegt denn wieder ein Buch, welches in seiner Form an die oben gerühmte Vortragsweise rückerinnert, und welchem wenn es auch nicht mit Händen und Füßen zugleich in's Leben stürzt, dennoch nicht ein bedeutendes Interesse für die Kunst und die Poesie abzusprechen ist: „Mimen und Idyllen!" Der Titel erscheint freilich etwas harmlos in einer Zeit, wo die lascive Erfindung der Franzosen, die pikante Skizze mit ihren oft zweideutigen Situationen, und immerwährend leichtfertigem Wesen in der deutschen Literatur fortwuchert, und auf den Düngerbeeten der Journalistik sehr gern gesehen wird! — „Mimen und Idyllen!" — Wie rococo bei einer Denkweise, die das Zarte in Atlas kleidet, im Salon und nicht am Lande sucht; welches die Ideale verlacht, und nur dem feinsten Leben Rechte einräumen will. — Die kleinen zarten dramatischen Bilder, welche uns in diesen „Mimen und Idyllen" vorgeführt werden, sind daher weniger geeignet für den unmittelbaren Lesehunger der Gegenwart, als für das historische Interesse der Kunst, welches in ihnen die Fortbildung einer Dichtungsform findet, welche in künftigen Zeiten auch wieder einmal ihre Blüthe finden wird. — Diese Bilder, durch welche einzelne Momente des Geschlechts und Ständelebens, bald komisch, bald elegisch, bald didaktisch behandelt werden, erinnern lebhaft an die Arbeit der alten Griechen in diesem Fache. Wir nennen beispielsweise die Theokrit, Sophron und Andere. — Dessenungeachtet bleibt ihnen noch viel ursprüngliche Eigenthümlichkeit, und sie zeigen von des Verfassers scharfer Beobachtung der Natur, der Menschen, der Verhältnisse, und der einzelnen Momente, welche sich aus dem Zusammenstoß dieser drei Faktoren nebeneinander oder miteinander geben. Daneben finden sich so manche bedeutende ethische Lehren in dem leichten Gewande der Poesie eingehüllt; und über das Ganze ein seltener Zauber ursprünglicher Dichtungsfrische und Natürlichkeit ausgegossen! — Soviel zu des Dichters dringender Empfehlung bei Männern, die der Poesie noch mit ungetrübtem Herzen leben, und das Wahre, Reine von dem Aufgeputzten oder Falschen zu unterscheiden wissen. — Das Buch ist nett ausgestattet.

Ernst Rose.

Runenbilder aus Berlin.

Gezeichnet von einem Vandalen.

(Fortsetzung).

Vertrauend auf den wandelbaren Sinn des Volkes, wirkte die unheilige Vehme der Anarchie im Stillen fort; man begann in der Verfassung, die vor Kurzem so hoch gepriesen, Fehler auf Fehler zu finden, und wie der Tag der Wahl der zweiten Kammer nahete, war die Sache so weit gediehen, daß Berlin, im frevelhaften Spiel mit seinem eigenen Wohle, nur diejenigen Abgeordneten der aufgelös'ten Kammer wieder wählte, welche uns an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Nur Jung und Reichenbach sind nicht wieder erwählt worden. Es war ein thörichter Selbstmord, den die Berliner übten; die Vergangenheit war an ihnen ohne Belehrung vorüber gegangen und es war volle Wahrheit, was der wackere Raupach uns zurief: „Ihr habt Gott und die Vernunft verloren." Aber dieser Ausfall der Wahlen, wie er uns auch wieder in die Anarchie zurück schleudert, belehrt uns zugleich, daß Preußen bei dieser Art zu wählen nicht fortbestehen kann. Welche unlautere Mittel wurden angewandt, um auf die Massen zu wirken, die keine Ahnung von dem Verderben haben, das sie vollbringen helfen. Die finsteren Mächte, welche hier ihre Thätigkeit entwickelten, waren die Lüge, die Verläumdung und der Alkohol. Die Folgen dieser sogenannten Demonstration blieben nicht aus, die Umsturzmänner wurden wieder laut und forderten die völlige Verwerfung der Verfassung, die Vernichtung der ersten Kammer, die Anerkennung aller Beschlüsse der Fraktion Unruh und die Anklage gegen die Minister. Glücklicherweise fiel die Wahl der ersten Kammer nicht nach den Wünschen der Herren Wühler aus, denn hier konnten sie nicht mit dem Pöbel — dieser bewußtlosen Urgewalt mit Hegel zu sprechen — einwirken. Hier wurden Ehrenmänner erwählt, auf die allein wir nur noch hoffen dürfen; von denen wir mit Ueberzeugung glauben, daß sie die Lage der Sache erkennen, und daß sie vor Allem den Muth besitzen, den Kampf für die wahre Freiheit und für das Heil des bedrohten Vaterlandes auszufechten. An eine Vereinigung, an eine Versöhnung der Partheien, die sich jetzt schroffer als ehemals gegenüber stehen ist nicht mehr zu denken.

Die rothe Republik

hat bereits ihren Kriegsplan entworfen; den achtzehnten März will man eine Schilderhebung versuchen; da man aber Vater Wrangel fürchtet, so haben die vorsichtigen Führer sich entschlossen, jedesmal, eh' eine Demonstration in ihrem Sinne geschieht, sich aus Berlin zurück zu ziehen, um den Erfolg abzuwarten. Wir sehen, daß diese Helden alle Herwegh's und unseres Linden-Müllers Muth theilen.

Die Juden.

Es ist eine seltsame Erscheinung, daß — nur wenige Ausnahmen abgerechnet — fast alle Führer der Umsturzparthei Juden sind. Ihr politischer Fanatismus übersteigt alle Begriffe; sie waren und sind in allen Klassen der Gesellschaft, von Jacobi bis zu dem letzten Schacherjuden, thätig. Bei jedem Volkshaufen, der vor dem Belagerungszustande sich zusammenrottete, war auch ein Jude zugegen, der seine politische Weisheit schreiend und eifernd den Zuhörern vormanschelte. Man kann bei dieser leidenschaftlichen Verirrung nicht einmal Schillers Ausspruch in Anwendung bringen: „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen zitt're nicht," denn die Juden sind in Preußen gewiß nicht bedrückt. Sie haben durch ihre rührige Thätigkeit, durch ihre praktische Lebensansicht, durch den unbestreitbaren Scharfsinn ihres Geistes und auch durch den Weltgötzen, das Geld, sich eine faktische Emancipation geschafft, wobei sie fast aller Rechte der Christen, ohne deren Verpflichtungen, theilhaftig wurden. Aber der jetzt herrschende politische Schwindel läßt sie völlig ihre Lage übersehen. Die Gunst des Volkes ist gar wandelbar und das in seiner Aufklärung so hoch gepriesene Berlin, ist noch lange nicht so vorurtheilslos, um eine Judenverfolgung unmöglich zu finden. Ich glaube ich kann mich um so freier über diese Verirrung der Israeliten aussprechen, da ich immerdar in allen meinen Schriften ein warmer Vertheidiger dieses unglücklichen Volkes war; um so wohler thut es mir auch, daß viele ihrer Glaubensgenossen, wie zum Beispiel, die so ehrenhaft bekannte Familie Beer dieses Treiben strenge tadeln.

(Schluß folgt).

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Samstag den 24. Februar 1849. **№ 39.** **Vier und dreißigster Jahrgang**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Die Perle im Sumpf.

Eine Ballade von Francesco dall' Ongaro. Nach dem Italienischen im Versmaße des Originals übersetzt von C. Cerri.

3.

An Sie.

Du darfst dir von der Welt kein Mitleid hoffen;
Wozu ihr stolzes Mitleid auch? hab' Muth!
Dich haben Schmach und Leiden schwer getroffen
Für ein Vergeh'n, das jeder straft und thut.

Schuld fordert ein Gesetz: Gott wird schon richten
Warum denn dies Gesetz oft selbst nicht rein,
Warum denn Schuld und Recht, Gesetz und Pflichten
Den Meisten nur zur Last und Qual allein.

Hoff' nicht auf Mitleid; doch wird ungerochen
Die Schuld nicht bleiben die dich feil gemacht;
Denn größ're Schuld als du hat der verbrochen
Der dich geschändet erst und dann verlacht.

Schweig deinen Namen, Arme! deine Thränen
Verhüll nur und dein bleiches Angesicht;
Doch mir vertrau dein Leiden und dein Sehnen,
Und glaub': ich höhne deinem Schmerze nicht.

Bist nicht allein dem Schmerz, der Schmach geboren
O and're Schmach gibt es, ganz andern Schmerz
Die den Gerechten, Muthigen erkoren
Deß einz'ge Schuld ein freies großes Herz.

Du liebtest, wardst geliebt und das Vergessen
Hat doch auf kurze Zeit dein Weh gestillt;
Wie Viele leben ohne Lieb', indessen
Ihr Prachtgewand von Perlen überfüllt.

Wie Viele giebt es, die für Liebe büßen
Wie für ein ew'ges Vergeh'n so lang:
Wie viel in tiefverhaßten Armen müßen
In Liebe hüllen ihres Abscheus Hang.

Die syr'schen Kleider, Teppiche und Schleier
Sie bergen Sünden, dir noch unbewußt;
Sie bergen manches Höllenungeheuer
An Haß und Neid und schnöder Fleischeslust.

Sie werden fallen; doch Du wirst erstehen,
Sie werden sterben reuelos, unbeweint;
Auf deinem Sarg wird man ein Blümchen sehen
Ein holdes Blümchen ihrem Grab verneint.

Wenn du's nur willst und hast du nur Vertrauen
Unglücklich' Weib, dann ist mein Wort auch wahr;
Kehr dich zu Gott; Er kann jed' Herz durchschauen
Und was uns dunkel, ist ihm hell und klar.

Die Reu, die Thränen, die dein Aug vergossen
Sie werden sühnen, mildern deine Schuld,
Und während dich die Welt von sich verstoßen
Ward dir vielleicht des Himmels Gnad und Huld.

Wir übergeben mit wahrem Vergnügen diese mühevolle Arbeit des talentbegabten Verfassers unsern freundlichen Lesern mit der Bemerkung, daß derselbe, der merkwürdiger Weise ein eben so gewandter Dichter in deutscher als in italienischer Sprache ist, nächstens eine größere Reihe ähnlicher Arbeiten als die Frucht mehrjähriger Mühe, dem deutschen Publikum zu überliefern gedenkt.

Die Redaktion.

Zwei Zöglinge der Musikschule.

Novelle, frei nach dem Französischen.

(Fortsetzung)

Es war in den ersten Tagen des Mai. Die Bäume der eliseeischen Felder und des Boulognerwäldchens standen in voller Blüthe. Ein leichter Wind, der durch die blühenden Wipfel strich, brachte dem armen Kranken die Wohlgerüche des Frühlings. Der Anblick der schönen Natur träufelte etwas Ruhe in sein wundes Gemüth.

Plötzlich stieß Hyazinth — er hatte so eben den Kopf zum Wagenschloße herausgelegt — einen grellen Schrei aus.

— O Himmel! . . . Nein, es ist unmöglich! . . . Mein Verstand ist verwirrt! . . . —

Halt! rief die Gräfin zum Tode erschreckt; denn ihr Sohn bog sich über die Räder hinaus und der Sturz schien unvermeidlich.

Der Kutscher brachte die Pferde zum Stehen.

Ohne ein Wort der Erklärung von sich zu geben, sprang Hyazinth aus dem Wagen, um sofort zwei Damen nachzusetzen, welche in einen abgelegenen Baumgang eingebogen hatten.

Er glaubte, in der einen von ihnen, Frau Derville zu erkennen.

Hyazinth hatte sich in der That nicht getäuscht: es war Marie.

Der Tag nach dem Feste, welches Frau von Verneuil in der Mitte des Winters gegeben hatte und nach einer langwierigen Besprechung mit Paul hatte sich der Baron nach der Wohnung des Fräuleins Aubert, Mariens Tante begeben.

Die alte Jungfrau machte dem gut gekleideten Herrn, den sie zwar nicht kannte, der sich aber gegen sie artiger betrug, als sie es sonst von Männern gewohnt war, eine tiefe Verbeugung.

Der Baron brachte das Gespräch ohne weitere Umschweifung auf Marie.

Doch kaum hatte er den Namen des jungen Mädchens genannt, als Fräulein Aubert einen ganzen Rosenkranz von Verwünschungen heruntersprudelte und mit aller Förmlichkeit erklärte, Marie dürfte ihr nie wieder vor die Augen kommen.

Das war es nicht, was Rochebrune beabsichtigte.

Er ließ das Ungewitter ruhig vorübergehen, ohne der überschwemmen-

den Redefluß des Fräuleins einen Damm zu setzen. Vielmehr fachte er den Verdruß der Alten noch mehr an, tadelte Mariens Betragen aufs Heftigste und fand nicht Ausdrücke genug, ihre Undankbarkeit zu verdammen. Mit Einem Worte, er gab Fräulein Aubert in allen Beschuldigungen gegen ihre Nichte vollkommen recht und nachdem er durch diesen pfiffigen Kunstgriff das Vertrauen der Tante gewonnen hatte, gab er ihr zu verstehen, daß nun die Gelegenheit da sei, wo sie Marien wieder unter ihre vollständige und unbeschränkte Obhut nehmen könne.

Ein boshaftes Lächeln umschwebte den Mund der alten Dame: Rochebrune hatte den Hauptzug ihres Charakters berührt.

Er überhäufte sie mit den lächerlichsten Lobeserhebungen, und wob aus dem Verhältnisse Mariens zu Paul und aus des Letztern Plänen für die Zukunft eine Geschichte voll Wahrscheinlichkeit. Da er um jeden Preis zum Ziele gelangen wollte, so ließ er sich es nicht verdrießen, all seinem Gerede einige altmodische Galanterien beizufügen, welche Fräulein Aubert's jungfräuliches Herz von Wonne erbeben machten; und so geschah es, daß der Baron von Rochebrune binnen kurzem alle Hindernisse besiegte. Man kam überein, die Tante solle mit ihrer Nichte fortan ein kleines Landhaus in Passy bewohnen. Derville wünsche Marien während seiner Reise, die noch lange dauern könnte, unter strengster Aufsicht zu wissen; daher dürfe sie mit Niemand sprechen, Niemanden bei sich sehen, keine weitern Ausflüge machen, überdies sei auch für frische Luft und Unterhaltung gesorgt, denn ein kleiner Park befinde sich beim Hause . . . Der Baron beschloß seine diplomatische Sendung, empfahl sich dem Fräulein auf's Artigste und eröffnete ihr, daß sie noch am selben Abend ein Wagen nach Passy abholen werde.

Unterdessen wandte Paul auch seinerseits bei Marien alle Mittel der List und der Lüge an, um sie für seinen Plan geneigt zu machen.

Er gab seiner Geliebten zu verstehen, es müsse nothwendig eine Versöhnung zwischen ihn und ihrer Tante eingeleitet werden: denn ein Absatz des bürgerlichen Gesetzbuches verlange zur Gültigkeit der Ehe die Einwilligung des Familienrathes und in einem solchen habe Fräulein Aubert den größten Einfluß.

Wie man sich leicht denken kann, willigte Marie in Alles ein. Sah sie doch darin das einzige Mittel der Erfüllung ihrer heißesten Wünsche, die Möglichkeit ihrer endliche Vereinigung mit Paul!

Mit tausend Freuden bezog sie in Gesellschaft der Tante ihre Einsiedelei und Derville reiste nach Italien.

Fräulein Aubert quälte das arme Mädchen aufs Unbarmherzigste, sagte ihr tausend Beleidigungen zu, ließ sie die schmerzlichsten Demüthigungen erleiden; doch das sanfte Geschöpf ertrug die unmenschliche Behandlung mit einer wahren Engelsgeduld. Nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen, nie versuchte sie es, sich gegen die verhaßte Tyrannei aufzulehnen, welche sie zu Boden drückte.

Die Geduld des Schlachtopfers pflegt selbst den Henker zu ermüden.

Mariens immerwährende Seelenruhe und ehrerbietige Unterwürfigkeit, bei allen Beleidigungen und Rohheiten, benahm der Tante jeden Grund und Anreiz zu neuen Bosheiten. Nach wenigen Wochen erfaßte sie die Langeweile ihres einsamen Lebens. Nicht blos Marie war eine Gefangene, auch Fräulein Aubert vermißte in dem öden, stillen Landhause ihre alte Wohnung in deren Mauern sie durch zwanzig Jahre Gift und Galle gesammelt hatte. Das Landhaus kannte sie nun schon vom Dache bis zum Keller, auch den anstoßenden Garten war sie bereits in allen Richtungen durchgangen: sie sehnte sich nach Veränderung. . . . Eine Gitterthür öffnete sich nach dem Gehölz von Boulogne; Fräulein Aubert benützte sie eines Tages zu einem verbotenen Spaziergange und erlaubte ihrer Nichte, sie zu begleiten.

Die Rückkehr der schönen Jahreszeit brachte dem Wäldchen seine gewohnte Belebtheit wieder und glänzende Equipagen rollten durch die Laubgänge. Das alte Fräulein fand einen besonderen Gefallen an dem lebhaften Treiben, welches sich vor ihren Augen entfaltete. Ihre Ausflüge wurden immer häufiger und eine solche Gelegenheit war es, welche Hyazinth mit Marien und ihrer Duenna zusammenbrachte.

Der junge Mann verschwand in einem schmalen Seitengange, wohin ihm der Wagen seiner Mutter nicht folgen konnte. Die beiden Damen hatten jenen Weg eingeschlagen. . . . Noch einige Schritte und er hatte sie eingeholt.

Beim Geräusch der Tritte hinter ihr, drehte sich Fräulein Aubert um. Marie stieß beim Anblicke Hyazinths einen Schrei freudiger Ueberraschung aus.

— Wie! Sie sind es, Herr Graf! —

Marie! . . . Ich träume nicht! . . . Sie ist es! . . . Mein Gott, sie ist es!

Bei diesen Worten fiel Hyazinth auf die Kniee und hob die gefalteten Hände zu dem Mädchen empor, als wäre sie eine himmlische Erscheinung, die er zu verlieren fürchte. Eine plötzliche Röthe überstrahlte sein blasses Gesicht und seine Augen drückten gleichzeitig Furcht und Glück aus.

— Wirst du mir sogleich eine Erklärung der lächerlichen Scene geben? rief die Duenna, indem sie Marie heftig beim Arm faßte. — In Wahrheit, ich begreife es nicht, antwortete sie ganz bestürzt. Kommen Sie zu sich, Herr Graf, ich bitte Sie! — Aber das ist ja ganz unerträglich, fuhr die Tante fort, da sie sah, daß Hyazinth Mariens Hand ergriff und sie mit glühenden Küssen bedeckte. Sie werden mir für Ihr Betragen Rede stehen.... Allons! nach Hause, mein Fräulein! —

Das Wort „Fräulein“ war für Hyazinth ein Lichtstrahl.

Er erhob sich plötzlich und sprach:

— Marie! Marie! Sie sind also nicht Paul's Gattin? —

Was geht Sie das an, mein Herr? kreischte die wüthende Alte.

Sie faßte ihre Nichte, um sie in's Haus zu ziehen und fuhr zu dem jungen Manne gewendet fort: — Wenn sie es auch noch nicht ist, so wird sie es bald werden. —

Eine Lüge, eine elende Lüge! . . . Bleiben Sie, Sie müssen mich hören, . . . Sie *müssen* mich hören, sage ich! . . .

Und Hyazinth zwang Fräulein Aubert, Mariens Arm fahren zu lassen.

— Herr Graf — die Dame ist meine Tante! —

Um so besser, erwiederte Hyazinth. Denn, ist sie mit dem Elenden, der Sie betrogen hat, nicht einverstanden, wird sie die erste sein, mir zu danken . . . Marie, sprach er weiter, indem er ein Papier aus der Tasche zog, Lesen Sie diesen Brief.

Im selben Augenblicke wollte sich Fräulein Aubert des Schreibens bemächtigen, aber sie bebte vor dem gebieterischen Blicke zurück, den ihr Hyazinth zuwarf.

Es war Pauls Trauerschreiben, welches der junge Graf Marien zu lesen gegeben. Seit jenem Tage, wo es ihm von Florenz zukam, hatte er es beständig bei sich getragen.

Marie sah Hyazinth mit einem unbeschreiblichen Blick voll Zweifel und Schrecken an, nachdem sie den abscheulichen Brief gelesen hatte.

— Blicken Sie her, theure Marie, ich trug Trauer um Sie . . . Denn ich fühle für Sie die reine Zuneigung eines Bruders . . . Als ich jenes schändliche Papier erhielt, glaubte ich sterben zu müssen! . . . Errathen Sie denn nicht die Ursache, warum jener Elende die Nachricht von ihrem Tode verbreitete? —

Nennen Sie mir sie! versetzte das unglückliche Mädchen mit schwacher Stimme und mit jenem ruhigen, aber furchterregenden Blick, der an die äußerste Verzweiflung mahnt.

— Paul vermählt sich mit der Baronin von Chateauneuf . . . —

Ist's möglich? . . .

— Ich bin bereit, Ihnen den Beweis zu liefern . . . Wollen Sie mir folgen? —

Sogleich. —

Und Hyazinth führte sie fort, trotz des Geschrei's und des Widerstandes der alten Tante.

Einen Augenblick später lag das Mädchen, halb von Sinnen, in den Armen der Gräfin. Der Wagen trug sie mit Blitzesschnelle zum Rathhause des zweiten Bezirkes.

Der Verkündigungszettel am Thore gab Marien die vollste Ueberzeugung von Pauls Treulosigkeit.

— — — — — — — — — — — — — —

(Schluß folgt).

Feuilleton.

Verhältnisse des Componisten zum Verleger, Arrangeur und Theater-Director.

Ein Vortrag im Tonkünstler-Verein in Berlin, gehalten von Gustav Bock.

(Schluß.)

Jeder Componist weiß sehr wohl, daß nicht alle seine Werke gleich gangbar sind, sehr häufig und in den meisten Fällen Componisten dadurch zu hohen Honoraren gelangt sind, daß ein oder das andere Werk einen außerordentlichen Absatz gefunden, so z. B. Döhler's Op. 21., Kalkbrenner's la femme du marin, Weber's Aufforderung zum Tanz, Czerny's 100 Uebungsstücke, Donizetti's Regimentstochter Mendelssohn's Lieder ohne Worte, Dreischock's Campanella, Taubert's Campanella, Truhn's Scheiden und Leiden ꝛc. Der Verleger nun wünscht ein ähnlich gangbares Werk zu bekommen, der Componist legt stets den Maasstab dieses Eldorado an und bestimmt darnach sein Honorar; der kühne Verleger setzt sein Geld in dies Lottospiel ein, sich mit der Hoffnung schmeichelnd, einen ähnlichen Hauptgewinn zu ziehen. Rechnen wir die Honorare, die solche Componisten mit Productionskosten Insertionen und was für eine Mege von geheimen Fonds nöthig waren, um einen Componisten gangbar zu machen, zusammen, so bleibt wahrscheinlich bei wenigen Componisten ein Plus für den Verleger übrig, welches im nachtheiligen Verhältniß zu der Summe des Honorars steht, welches der gangbare Componist erhalten hat, und wird der gut bezahlte Componist den Vortheil opfern, seine Werke, sobald ein Verleger gefälligt oder aufgeklärt, einem andern Verleger zu verkaufen, bis dieser durch Erfahrung erst auf den richtigen Standpunkt gelangt.

Ich glaube hiermit den Gegenstand ziemlich erschöpft und nachgewiesen zu haben, daß der Componist unabhängig vom Verleger, weder durch diesen übervortheilt, noch von den Gesetzen nicht genügend geschützt ist.

Was nun den Componisten in seiner Stellung zum Arrangeur und zum Veranstalter öffentlicher Concerte anbetrifft, so scheint es, daß die Benachtheiligung, daß des Componisten Werk durch Arrangement verunstaltet wird, allerdings ein Eingriff in die Rechte des Componisten ist, und zwar aus demselben Grunde, den wir eben schon angedeutet haben. Indessen gleicht sich dies in der Masse der Erscheinungen und in der Mehrzahl aus. Wem ist es nicht bewußt, daß z. B. Schubert's Lieder in Deutschland fast gar nicht bekannt und verstanden waren, und seit der Zeit, daß Liszt dieselben übertragen, diese Lieder im Interesse der Kunst und der Künstler zu den gangbarsten und beliebtesten geworden. Truhn's Hidalgo und Zingara waren als Lieder wenig oder gar nicht bekannt, wurden durch Döhler's Bearbeitung in 4 Länder, Frankreich, England, Deutschland und Italien, verbreitet. Weber's Aufforderung zum Tanz ist durch Hector Berlioz's Instrumentation wieder neubelebt zu einem der gangbarsten Klavierstücke in neuerer Zeit geworden. Früher als das Originalwerk kann es das Publikum nicht kennen lernen, d. h. vor dem Druck, und hat eine Composition bereits gedruckt existirt und lange bevor dieselbe bekannt geworden, so meinen wir, müßte der Componist dem Arrangeur dankbar sein, daß er es der Vergessenheit entrissen, und die Aufmerksamkeit auf dasselbe gelenkt hat. Dann aber, wie soll Jemand größere Orchesterwerke kennen lernen, wo kein Orchester vorhanden, wie eine Oper, wo zwar eine Oper, aber keine gute? Sind alle Dilettanten im Stande, eine Partitur zu lesen?

Materiell leidet der Componist nicht unter solcher Bearbeitung, nur in einzelnen Fällen, wo seine Original-Melodie der Hebel der Gangbarkeit des Arrangements geworden. Für diesen Fall würde dem Componisten Abhülfe, wenn unser vorn angeregter Vorschlag zur Geltung käme, daß nur der Rechtsnachfolger die Erlaubniß zum Druck eines Arrangements geben dürfte. Im andern gesetzten Falle würde er nicht allein Nichts dagegen einwenden, im Gegentheil dem Bearbeiter Dank wissen.

Den Veranstaltern öffentlicher Concerte kann kein Hemmniß der Aufführung entgegengestellt werden; wenn ein Werk einmal dem Druck übergeben, dann ist es Gemeingut Jedes, der dasselbe benutzen will. Vor der Herausgabe, als Manuscript, ist die Aufführung nach unsern Gesetzen unerlaubt.

Der Schutz des Titels eines Werkes gegen Nachdruck ist für unsere Gesetzgebung noch ein zu ergänzender Punkt, hängt aber auch mit dem vorn angegebenen Schutz der Melodie zusammen, und wäre es nur wünschenswerth, daß stets der Name des Original-Autors mit angeführt würde.

Noch ist ein Punkt zu erledigen: der Schutz des Componisten dem Opern-Director gegenüber.

Die französischen Tantième-Gesetze für alle deutschen Opernwerke auf deutschen Bühnen, sind eine Ehrensache der Verwaltung, und hat bereits ein großer Theil dieselben eingeführt. Bei denen es noch nicht der Fall, wäre es allerdings sehr wünschenswerth. Zwangsmaßregeln können indessen auch dagegen nicht angewendet werden, wenn die Componisten ohne diese Bedingung die Aufführung verstatten wollen, ohne welche dieselbe nicht stattfinden kann. Der Staat als solcher kann es nur bei eigenen Instituten befehlen, bei allen Privat-Unternehmungen bleibt es der gegenseitigen Convention überlassen.

Nun noch einige Worte zum Schluß an die Künstler, die im Gefühl des Verkanntseins das Anathema über die Verleger aussprechen in ihnen den Fluch ihres Mißgeschicks und — ungerechterweise suchen.

Das Publikum ist der Käufer, das Publikum bezahlt dem Componisten seine Geistesproducte, das Publikum und zwar das dilettirende Publikum, und deshalb muß auf dieses gewirkt werden, soll dem Künstler und dem Componisten geholfen werden. Die Mittel hierzu sind die Kritik, der Unterricht, die Bildung des Geschmacks durch beides. Bessert den Geschmack, daß dieser das Gute anerkenne und Werthvolles begehre, und das Werthvolle, Gehaltvolle wird auch vom Verleger am Besten bezahlt werden, während er heutigen Tages nicht die Composition, sondern nur den Namen des Componisten bezahlt. Der Käufer, mißtrauisch durch das viele Mißfällige, womit der Musikmarkt überschwemmt worden, hält sich nur noch an dem Einen, an dem Namen dessen, der seinem Geschmack Zusagendes geliefert.

Es ist dies nicht blos ein frommer Wunsch und bleibt ein solcher, nein! es liegt die Ausführung in der Macht der Künstler.

Verbindet Euch zu gemeinsamen Handel, unterdrückt mit Schrift und Lehre das Unwürdige in der Kunst, und eine neue Aera wird der Kunst erblühen, denn wo die Kunst gefallen, ist es nur durch Verschulden der Künstler geschehen.

Wien.

Nationaltheater an der Wien.

Vorgestern sahen wir an diesem Theater eine Ausnahms-Vorstellung, nämlich eine Vorstellung zum Vortheile des Spitals in dieser Vorstadt; der äußere Schauplatz war beleuchtet und Schillers „Räuber“ gingen über die Bretter. Hr. Lukas und Hr. Carl La Roche vom Burgtheater hatten aus Gefälligkeit die Rollen des Carl und Franz Moor übernommen. Das Haus war so überfüllt, daß schon um 6 Uhr Hunderte wegen Mangel an Raum zurückgehen mußten; die Vorstellung dauerte bis halb eilf Uhr, also volle 4 Stunden, und während dieser ganzen Zeit erhielten jeder der beiden Herren Gäste nur einen Kranz geworfen, das ist sehr traurig! Uebrigens wurde auch viel applaudirt, von einem besondern Enthusiasmus war wenig zu merken. Die knarrenden Thüren im Parterre schreien um Oel, sie wollen im Interesse des Publikums geschmiert werden. Be.

Wiener Signale.

Dieser Tage soll eine Adresse von hier nach Olmütz an Se. Majestät den Kaiser abgehen, worin von den Bewohnern der Residenz die ergebenste Bitte gestellt wird, Se. Majestät möge in die Mitte seiner Wiener zurückkehren. Alles drängt sich mit der größten Hoffnung auf die baldige Erlösung unseres betrübten und hoffnungslosen Zustandes zur Unterfertigung dieser Adresse. Der Himmel gebe, daß der Wunsch aller Gutgesinnten sich erfüllen möge, daß mit der Herkunft Sr. Majestät Ruhe und Ordnung zurückkehre, indem nur auf diese Weise Handel und Gewerbe, welche fast am Rande des gänzlichen Verderbens stehen, wieder einen neuen Aufschwung erhalten können. Die ältesten Geschäftsleute erinnern sich keiner so drückenden Zeit, als eben jetzt, und die Masse der jetzt eingetretenen Concurse liefert den sichersten Beweis für die Wahrheit dieser drückenden Lage.

Der Abgeordnete Löhner ist dieser Tage nach Frankfurt gereist. Das Ministerium des Unterrichts hat eine czechische Lehrkanzel für das bürgerliche Gesetzbuch bewilligt. Sie wurde Herrn Dr. Grünwald verliehen.

Wohlunterrichtete Personen bestätigen ausdrücklich, daß die langen Verhandlungen der Minister in Wien und die Ministerconseils in Olmütz Berathungen über die vorzulegende Constitutionsacte enthielten. — Der Reichstag soll nämlich weder aufgelöst noch prorogirt werden; noch dem abgegebenen Gutachten über die entworfene Constitutionsakte aber seine Mission vollendet haben.

Das Consulat in Bremen hat mittelst eigenen Berichtes die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf den vermehrten Zuwachs der Auswanderer nach Amerika aus Wien und Böhmen gelenkt, und dabei bemerkt: daß Fälle vorkommen, nach welchen Leute, von allen Mitteln entblößt, sich bis in Hafenstädte schleppen, in der Hoffnung auf den Schiffen für geleistete Arbeit freie Unterkunft zu erhalten. Da aber dieses nie Statt findet, so wird jedem Auswanderungslustigen der Rath ertheilt, seine Heimath nicht früher zu verlassen, bis er durch einen Schifffahrts-Agenten mit einem Passageschein versehen worden ist.

Die Californiermanie ist hier weniger ernsthaft, als leichte Mode. Alles spricht, witzelt, faselt von Californien, und reist nach Amerika, versteht sich, nur in der Idee, denn in der That geht man derweilen auf der Wienerbastei spazieren, und schaut sich die hie und da aufgepflanzten Kanonen an, welche der Wiener Volkswitz darum Sicherheitsausschuß nennt.

Verflossenen Dienstag trat Frl. Klaus, den hiesigen Theaterfreunden bereits durch ihre Leistungen im Theater an der Wien vortheilhaft bekannt, zum ersten Mal im Hofburgtheater „Von Sieben die Häßlichste“ in der Rolle der Rosa, auf, und gefiel; ein Beweis, daß wer aus einer so kleinen Rolle etwas zu machen weiß, in größeren noch bedeutend mehr zu wirken im Stande ist; wir wollen diese Gelegenheit abwarten, um ein ausführlicheres Urtheil über Frl. Klaus in ihrem neuen Wirkungskreise abgeben zu können; möge nur die Direktion bedacht sein, die neu engagirte Künstlerin in dem ihr zusagenden Genre zu beschäftigen, wodurch es ihr möglich gemacht wird, mehr in den Vordergrund treten zu können.

Alois Hüffner aus Baiern gebürtig, wurde vorgestern Früh wegen Verheimlichung einer Stichwaffe standrechtlich erschossen. —

Die Stockerauer Nationalgarde ist wieder reorganisirt worden. — Wir sind begierig zu erfahren, nach welchen Bestimmungen die Wiener Nationalgarde reorganisirt werden wird. — Einem Gerüchte zufolge soll der Besitz und die Intelligenz in der engsten Bedeutung des Wortes, zur Aufnahme berechtigen. Der beschränkte Census dürfte die Reihen der ehemaligen Nationalgarde über die Hälfte lichten. —

Die Wuth und der Eifer der sogenannten Ultrakonservativen geht so weit daß sie selbst den Minister Stadion wegen seiner Freisinnigkeit schon schonungslos und leidenschaftlich angreifen, und ihn aus dem Ministerium entfernt wünschen. Unangenehm berührt es, daß: während etwas zu heißblütigen liberalen Beamten ihre freimüthige Gesinnung in der amtlichen Laufbahn zu schaden pflegt, die reaktionären Beamten ganz ungenirt und laut in den Schimpfchor gegen die Freisinnigkeit des Ministers Stadion einstimmen, ohne üble Folgen fürchten zu dürfen. —

Schuselka soll denn doch ein Mißtrauensvotum erhalten. Die erste Versammlung für diesen Zweck mißglückte. — Die Veranstalter der zweiten werden sich gewiß bemühen, daß sie nicht mißglückt! — Die Prager Studenten haben dem Herrn Schuselka eine Dankadresse votirt; die Wiener votiren ein Mißtrauensvotum! — Die Welt ist voll von Kontrasten! —

Man ist von verschiedenen Seiten bemüht, die Spannung zwischen dem Militär und Civil, welche durch die letzten Attentate auf Wachen hervorgerufen wurde, recht fleißig durch Gerüchte zu vermehren. Bald soll ein Militär einen unbefangenen Civilisten angeschossen haben; bald sollen einer Wache die Ohren abgeschnitten, und die Augen ausgestochen worden sein. Die Masse löst sich leider durch solche unwahre und beunruhigende Nachrichten bethören, und die Aufregung wird fortwährend erhalten. —

Ihre kaiserliche Hoheit die Erzherzogin Sophie soll den nächsten Monat schon mit ihrem jüngsten Sohne nach Wien kommen. Auch Ihre Majestät die Kaiserin Mutter soll gesonnen sein, Wien wieder zu besuchen. —

Der Minister Stadion hat sich einer neuen Wahl unterzogen, und wurde wieder gewählt. — Wann wird denn der Minister Bach sich einer neuen Wahl unterziehen? — Bis jetzt hört man noch gar nichts davon. —

Die „Presse“ schreibt für Judenemanzipation. — Also doch auch ein Bischen liberal, und durchaus nicht übereinstimmend mit der antijüdischen Gesinnung der konservativen Wiener, als dessen Meinungsträger sich doch die Presse so oft schon öffentlich verkündigt hat! —

Aus glaubwürdiger Quelle erfahren wir so eben, daß Kossuth eine Anzahl Silberbarren im Betrage von 300,000 fl. nebst mehren andern kleinen Rimessen bereits glücklich nach England spedirt hatte, um selbe nach Amerika zu spediren; das Schiff, worauf diese kostbare Ladung befindlich war, wollte bereits unter Segel gehen, als unsere Gesandtschaft in London von der Sache Wind bekam und Alles in Beschlag nahm.

Provinz-Signale.

Prag. Eine schreckliche Missethat aus den verhängnißvollen Junitagen ist jetzt erst nach achtmonatlicher Geheimhaltung enthüllt worden. Ohne einen authentischen Bericht schreiben zu wollen, begnügen wir uns einstweilen das auf Thatsachen basirte Gerücht zu veröffentlichen. Eine gerichtliche Kommission nahm gestern in einem an die karolinenthaler Kaserne anstoßenden Gemüsegarten eine strenge Untersuchung vor, und fand unter einem Düngerhaufen zwei vergrabene Leichname wovon der eine, ein sich in diesen Garten in der Juniwoche geflüchteter Student, der andere ein 12jähriger Sohn eines Gartentaglöhners gewesen sein soll. Zu dieser schauderhaften Entdeckung soll nachstehender Umstand geführt haben. Eben jener Taglöhner, fiel seit langer Zeit durch seiner Verstörtheit, die sonst nie an ihm bemerkt wurde, dem Gärtner auf. Mehrmal fragte ihn der Letztere um die Ursache aber vergebens. Vorgestern endlich verrieth der 7jährige Sohn dieses Taglöhners, daß sein Vater den älteren Bruder erschlagen habe. Der Gärtner machte bei Gericht die Anzeige davon, die Kommission verhörte sogleich den Taglöhner, und dieser gestand ohne Umstände, daß sich in der Juniwoche ein Student in seine Wohnung geflüchtet, und ihm den Besitz einer Baarschaft von 300 fl. CM. vertraut habe. Von der Gier nach dieser Baarschaft berückt, habe er in der Nacht den Studenten ermordet, und als er bemerkt habe, daß sein älterer Sohn ein wachender Zeuge dieses Mordes gewesen, auch diesen erschlagen, und dann beide Leichen in der Ecke des eben erwähnten Gartens unter den Düngerhaufen vergraben. Der Mörder wurde festgenommen, und die nachfolgenden Hausdurchsuchungen lassen Theilnehmer an dem Doppelmorde vermuthen. Ob solche zu Stande gebracht wurden, ist noch unbekannt.

Nunenbilder aus Berlin.

Gezeichnet von einem Vandalen.

(Schluß.)

Held.

Der Wandel der Volksgunst, von dem ich eben sprach, hat Niemand mehr betroffen, als Held. Unter all' den sogenannten Volksmännern übte unbestreitbar Keiner eine größere Gewalt als Held aus. In der Zeit der Gesetzlosigkeit, wo Niemand gehorchte, beugten sich Tausende gehorsam seinem Willen, seinen Worten. Wenn er dann sich unter den Zelten zeigte, schaarte sich in weniger als einer Stunde ein horchendes Heer um ihn, und nun sind alle seine Lorbeeren verdorrt, und der große Mann, der da einst wähnte, der Diktator des preußischen Reiches zu werden, war in der Weihnachtszeit der Unternehmer eines Puppenspieles, in welchem er seine ehemaligen Genossen, nunmehr seine Gegner, mit schlechten Witzen zu geißeln suchte. Neulich sagte er in einer Bekanntmachung, daß er die Gunst des Volkes verachte; er mag zu diesem Geständniß ein großes Recht haben, aber — „die Trauben sind sauer,“ sprach der Fuchs, als er sie nicht mehr erlangen konnte.

Die deutsche Einheit

ist bei den Berlinern und vielleicht auch bei dem größten Theil des preußischen Landes ganz außer Mode gekommen. Die deutschen Kokarden sind zur Zeit völlig verschwunden — die rothen Kokarden und die Jakobinermützen, mit welchen sich unsere erwachsenen Schulknaben schmückten, sind verboten. Es scheint den Berlinern völlig gleichgültig zu sein, ob in Deutschland eine Einigung entsteht, oder nicht. Just die rothe Republik nimmt diese Frage, als Vorschub anderer Zwecke, noch in Anspruch.

Enthüllungen.

Unter diesem Titel sind bis jetzt fünf Blätter erschienen, die ein seltsames Gemisch von „Wahrheit und Dichtung,“ aber nicht in Goethe's Weise, enthalten. Ein ganz ungewöhnliches Aufsehen haben diese Enthüllungen gemacht, denn unverkennbar ist es, daß sie wirkliche Thatsachen enthalten, die freilich oft wieder von Unwahrheiten, oder mindestens Unwahrscheinlichkeiten entstellt sind. Am getreuesten ist in diesen Blättern unsere Lage vor dem Belagerungszustand bezeichnet. Die Herren der rothen Republik wollten uns mit einer Bartholomäusnacht beglücken und die Namen der Opfer, welche ermordet werden, so wie die Häuser, welche aufglühen sollten, waren bereits bestimmt. Dieses Blutbad unterblieb durch die Feigheit und Uneinigkeit der Revolutionaire, und durch die besonnene Vorsicht der Regierung. — Natürlich sind die Herren Demokraten höchst empört über solche Behauptungen, aber sie weisen sie weniger mit Gründen, als mit Schimpfworten zurück; und selbst in der Voraussetzung, daß diese Enthüllungen alle unwahr wären — was nicht der Fall ist — so hätte die Gegenpartei hier nur mit derselben Waffe gekämpft, mit welcher die Herren Wühler fechten, nämlich mit der schnöden Lüge; — durch diese Enthüllungen sind viele Injurienprozesse entstanden, aber der eigentliche Verfasser blieb unbekannt. Man hat den jesuitischen Ausweg benutzt, einen armen Privatschreiber als Verfasser zu nennen, und da dieser schon mehrere Mal bestraft worden, so wird ihm, bei seiner etwaigen Verurtheilung eine kleine Gefängnißstrafe nur Gewohnheitssache sein.

Theater.

Bei der günstigen Jahreszeit, sind trotz der Spannung, in der wir leben, die Theater ziemlich gefüllt. Bei den Schauspielern der königlichen Bühne soll der republikanische Irrsinn spucken. Besonders sollen einige Damen arg von dieser Manie ergriffen worden sein; glücklicherweise sind es solche Histrioninnen, die wohl einst das Kapitel retten konnten, nie aber jetzt die gefallene Kunst retten werden. — Bei der italienischen Oper gastirte eine deutsche Sängerin, Dem. Dielitz, die nach Verdienst sehr gefiel. Ihre Norma war im Spiel und Gesang ganz vorzüglich. Bei den deutschen Darstellungen macht das phantastische Gemälde „die Töchter Lucifers,“ ein fast fabelhaftes Glück. Ich möchte das Stück ein Augenspiel nennen, denn die Augen erhalten hier ungleich mehr, als Kopf, Herz und Ohr. Von der Direktion ist dieses Lustspiel außerordentlich reich ausgestattet; fast ohne Unterbrechung ist es bereits fünf und fünfzig Mal gegeben und noch immer macht es volle Häuser. Die Berliner können es gar nicht satt kriegen, in die Hölle zu kommen.

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Dienstag den 27. Februar 1849. № 40. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: **Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.**

Adreß-Angelegenheit.

Den Blättern zu Folge soll in Wien eine Adresse cirkuliren, in welcher Se. Majestät unser Kaiser gebeten werden, Höchstihre Residenz von Olmütz nach Wien zurück zu verlegen. Vergebens haben wir uns bemüht, zu erfahren, wo diese Adresse zur Unterschrift aufliegt; wir haben viele ansehnliche Bürger sagen hören: „Ja, warum wird uns denn nicht diese Adresse zur Unterschrift ins Haus geschickt, die möchten wir gleich unterschreiben!"

Es ist daher im Interesse aller wirklich Gutgesinnten zu wünschen, daß diese Adresse, welcher nicht fünfzehn- sondern an hundert-tausend Unterschriften bevorstehen, mit besonderer Berücksichtigung der Vorstädte auch zahlreich genug aufgelegt werde, und daß man besonders die Orte bekannt gebe, wo dieß der Fall ist.

Wir ersuchen die löblichen Redactionen der hiesigen Blätter, in dieser Angelegenheit auch das Ihre beizutragen, und unsern Wunsch zu unterstützen.

Die Redaction.

Zwei Zöglinge der Musikschule.

Novelle, frei nach dem Französischen.

(Schluß.)

Einige Zeit nach den Begebenheiten, welche wir soeben erzählten, um sechs Uhr Morgens, richtete Herr v. Rochebrune seine Schritte nach der St. Georgsstraße. Ein heftiger Zug an der Klingel verschaffte ihm Einlaß in die Wohnung der Künstlers.

— Ich habe Sie erwartet, mein Herr, sagte Paul zum Baron. — Du thatest ganz wohl daran, erbärmlicher Klavierhacker! rief Rochebrune mit wuthblitzenden Augen aus. Ich werde dich eine Tonleiter spielen lehren, die du noch nicht kennst.

Mit diesen Worten stürzte er, die geballten Fäuste erhebend, auf denjenigen los, den er voreiliger Weise noch den Tag zuvor seinen Schwager genannt hatte. Paul trat einen Schritt zurück, ergriff eine Taschenpistole, die am nächsten Tische lag, und zog den Hahn auf.

— Nun bin ich bereit, Ihre gemeinen Schimpfreden anzuhören, sagte er zum Baron, denn aus Ihrem Munde darf man auf nichts anderes gefaßt sein. Da ich jedoch keine Lust verspüre, mich mit Ihnen in einen Faustkampf nach Art der Lastträger einzulassen, so benachrichtige ich Sie hiermit, daß ich Ihnen bei der geringsten drohenden Bewegung eine Kugel durch den Kopf jage! . . .

Der Anblick der geladenen Pistole schien den Bruder der Baronin etwas ruhiger zu stimmen. Er nahm Platz auf einem Stuhle, den ihm Paul mit einer Handbewegung anwies.

— Ich werde mich kurz fassen, fuhr der Letztere fort. Sie kommen, mich zu fragen, warum ich mich weigere, Frau v. Chateauneuf zu heiraten? Meine Gründe sind klar und unumstößlich . . . Erstens ist die Baronin nicht Ihre Schwester! —

Wer sagt Ihnen das? rief Rochebrune aus, dessen Gesicht plötzlich leichenblaß wurde. —

Das geht Sie nichts an; es ist genug, daß ich es weiß! Seit fünf Jahre sind Sie der Geliebte dieses Weibes. . . . Sie waren es schon, bevor sie Wittwe wurde. Nachdem Sie ihr Vermögen verschwendet hatten, nahmen Sie Ihre Zuflucht zum Spiele, um Ihre Dame mit einem Anschein von Reichthum umgeben zu können und für sie einen Mann zu finden. Der Spielsalon von Baden lieferte Ihnen Schwachköpfe genung, die Sie rupfen konnten; in Paris — — doch genug, Sie sehen, daß ich Alles weiß, Herr Baron, fuhr Paul fort, indem er auf letztern Titel einen besondern Nachdruck legte. Da aber selbst die geheimsten Dinge endlich ans Tageslicht kommen, so erfuhr die Welt auch Ihr ehrenvolles Handwerk. Die Spielpartien wurden seltener . . . und dies war der Grund, warum Sie Ihre Blicke nach meiner Wenigkeit richteten. Ich fing damals an, wie Geld zu verdienen und es war in Ihren Augen kein Hinderniß, daß ich nicht von Adel bin . . . Übrigens konnte ich ja Ihrem Beispiele folgen und mir selbst einen Titel beilegen . . . —

Ha Elender! brüllte Rochebrune, indem er sich schäumend vor Wuth vom Stuhle erhob.

— Haben Sie meine Warnung vergessen? frug der Künstler, ihm die Mündung der Waffe entgegenhaltend. Sie sind ein ehemaliger Studierender der Rechte aus Marseille. Die Weiber lieben schöne Männer, Sie waren es vor Zeiten und verließen die Schule, ihr Glück in Boudoirs zu versuchen. Fühlt sich der Baron von Rochebrune durch einige meiner Worte beleidigt, so bin ich jeden Augenblick bereit, Hrn. Ernst Flicoteau jede mögliche Genugthuung zu geben. . . . —

Sogleich, ohne Verzug!

— Auf welche Waffen?

— Auf Degen.

— Kommen Sie, sagte Paul, nachdem er zwei Degen von der Wand ab genommen. In der nächsten Kaserne finden wir Sekundanten.

Das Duell fiel für den Künstler unglücklich aus.

Er bekam einen Stich in die Brust und mußte gegen sechs Wochen das Bett hüten. Aber er schätzte sich glücklich, um diesen Preis Frau von Chateauneuf und ihren Bruder los geworden zu sein. Tausendmal dachte er während seiner Krankheit an Marien, an ihre edle, hochherzige Liebe und frug mit Thränen der Reue, wie es ihm einfallen konnte, sie eines elenden Weibes wegen zu verlassen. Ach! wie sehnte er sich darnach, das junge Mädchen wiederzusehen . . . Zum Glück konnte sie von seiner unglückseligen Verirrung nichts wissen. . . . Sie glaubte ja, er sei auf Reisen . . . Gleich nach seiner Genesung wollte er sich ihr zu Füßen werfen und sollte sie auch von seinem Fehltritte etwas erfahren haben, so würde er ihre Neigung durch ein Leben voll Liebe wiedererkaufen.

Paul sah mit schmerzlicher Ungeduld dem Tage seines ersten Ausganges ins Freie entgegen.

Der ersehnte Tag kam. Aber in dem Augenblicke, wo der Wiedergenesene in einen Wagen steigen wollte, um nach dem Landhause von Passy zu fahren, überreichte ihm die Portierin einen Brief, welcher die folgenden Zeilen enthielt:

„Mein Herr!

„Die Frau Gräfin Hortensie von Verneuil hat die Ehre, Ihnen die am „heutigen Tage vollzogene Trauung ihres Sohnes, des Grafen Hyazinth „von Verneuil mit Fräulein Marie Aubert, hiermit ergebenst anzuzei„gen!"

„Paris den 15. Juni. 18**

Feuilleton.

Unpolitische Briefe an viele Damen.

Von Moriz Albert.

I.

An Aurora.

„Aurora musis amica," will sagen: „Aurora hat Geld im Munde, darum sind ihr die Dichter hold!" — An Sie, meine schöne Aurora, deren Purpurlippen das Morgenroth beschämen, an Sie, deren Rosenwangen die Wintergedanken von uns scheuchen — an Sie geht mein erstes Briefchen, das ich den schönen Wienerinnen — das heißt: den Leserinnen der Wiener Zeitschrift," sende. Ich will mich mit Ihnen und Ihres Gleichen über Dieß und Jenes, bald im Gewande des anmuthigen Scherzes, bald im Gewande des immer bereitwilligen Ernstes unterhalten, will Ihnen von Tagesinteressen und Zeit-Fragen verschwatzen, aber, was Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein dürfte — ich will nicht politisiren — bei Leibe nicht politisiren! Es ist mir wohl bekannt, daß Manche Ihres Gleichen, stolz auf den Namen „deutsches Mädchen" oft und viel über „deutsche Einheit" — gestritten; daß auch Wien je manche Wlasta, so manche Libussa aufzuweisen hatte, und daß manche unschöne Barricade von schönen Händen erbaut wurde — aber, aufrichtig gestanden, mir kömmt ein Mädchen im Harnisch vor wie ein bärtiger Jüngling im Frauenkleide, mit einer Rosenkrone geschmückt! Jedem das Seine und Ihnen das Ihrige!

Bleiben Sie deutsche Mädchen — Sie werden dann um so bessere deutsche Hausfrauen werden; panzern Sie sich gegen die Eindrücke politischer Glücksritter — Sie werden gewiß deßhalb nicht unpolitisch handeln; bauen Sie Barricaden der Treue und Unerschütterlichkeit — aber lassen Sie dieselben nur von einem Helden erstürmen, der den ewigen häuslichen Frieden nicht blos für die Flitterwochen abschließt!

Häuslicher Friede — Flitterwochen — Ehe! — gibt es schönere Gegenstände für eine Konversation mit Damen, als diese? — Gestehen Sie es nur selbst, meine schöne Aurora, wenn auch erröthend — denn im Erröthen sind Sie doppelt schön — daß bei dem Gedanken an häusliches Glück, Sie auch der Gedanke an Mutterglück erwärmt und beseelt! Lassen Sie uns ein Bischen schwärmen von diesen beseligenden Gefühlen, lassen Sie uns der Erinnerung an Mutterliebe, Mutterkraft und Mutterfreude einen schönen Augenblick weihen, lassen Sie uns gestehen, daß dem weiblichem Geschlechte kein schöneres, kein erhabeneres Ziel erblüht als eine deutsche Mutter zu werden!

Muttername, wie herrlich bist Du zu vernehmen! Zergliedern wir jeden Buchstaben dieses schönen Namens, in jedem Buchstaben liegt eine liebliche Tugend deutscher Frauenwürde!

Milde ist die Kraft der Zarten,
Unschuld ist der Kinder Glück,
Treue siegt im Kampf; im harten,
Thatkraft liegt im sanften Blick;
Eintracht nur bringt Erdenwonne,
Religion ist — Eure Sonne!

Wie viel Liebe, wie viel Pflicht, wie viel Aufopferung, aber auch wie viel Lohn liegt nicht in dem Namen „Mutter!" Lassen Sie nun Ihre Blicke auf ein Kindlein fallen, das schlummernd und im Schlummer lächelnd am Schooße einer Mutter ruht! Haben Sie je etwas Heiligeres, etwas Schöneres gesehen? — Ist nicht auf der Wange eines lieben Kindes die Weltgeschichte harmloser Freuden zu lesen? — Mit was ist ein solches Kind zu vergleichen? — Mit keinem noch so schönen, irdischen Gegenstande, denn ein solches Kindlein ist — das Schönste! — „Kinder sind Engel," sagt Lavater und er hat mit diesen Worten Alles gesagt! Aber denken Sie sich, meine liebenswürdige Aurora, ein Kindlein, das kaum aufgeknospet im Frühlingsmorgen des Lebens, sein höchstes irdisches Gut, seine zarte Pflegerin — die Mutter verliert — denken Sie sich ein Kindlein, das beim ersten Blicke in die Welt die sterbende Mutter gesehen — denken Sie sich ein Kindlein, das nie am Herzen einer liebenden Mutter geschlummert — geträumt gelächelt! O! es ist das Schönste, ein glückliches Kind zu sehen — aber es ist auch das Herrlichste, einem armen, verlassenen Kindlein die Hand zu reichen, es in die Arme zu schließen und ihm eine zweite, liebevolle Mutter zu werden! — — Ich gedenke hier der Kriege in Italien, Ungarn und der letzten Wiener-Ereignisse! Wie viele unschuldvolle Kleinen werden da von ihren Eltern getrennt — vielleicht auf immer getrennt worden sein! Diese so namenlos unglücklichen Kleinen aufzusuchen, ihnen die offenen Arme entgegenzuhalten, sie ans warme, liebevolle Herz zu drücken — das wäre meines Erachtens die würdigste Aufgabe deutscher Frauen — deutscher Mütter!

Sie zürnen gewiß nicht, schöne Aurora, daß ich plötzlich ernst geworden, wichtigere Dinge angeregt, als Sie gewöhnlich von einem Feuilletonisten erwarten, der bestimmt ist, sein Lesepublikum zu unterhalten. Ist doch die Zeit so ernst, daß dem heitersten Gemüthe oft eine innig empfundene, warme Unterredung lieber ist, als das ewige Geklingel der Schellenkappe eines Alltags-Spaßmachers! — O, wir wollen schon noch lustig und froh sein, wir wollen uns des Lebens und der schönen Tage freuen und Sie werden sehen, schöne Aurora, wie ich in ausgelassener Lustbarkeit meine Scherz-Capriolen kühn und feurig wagen werde, kömmt mir nur die Nachricht zu, daß ein armes Würmchen, ein unglückliches, verlassenes Kindlein wieder glücklich ist und auf den Armen einer deutschen Mutter lächelnd entschlummern darf!

Auf baldiges Wiederschreiben!

Wien.

K. K. priv. Theater in der Josefstadt.

Freitag den 23. Februar zum ersten Male in deutscher Sprache: „Linda von Chamounix. Oper (semiseria) in 3 Aufzügen, von Donizetti

Diese Oper gehört, wie bekannt, in jene Periode und in jenes Genre, in welcher Donizetti der moderne Liebling der Pariser geworden und diesem zu Liebe in seinem einmal angenommenen, und wie man bis dahin meinte, stereotypen Styl, bedeutende Modifikationen a la francaise eintreten ließ. Solchergestalt haben Opern wie la figlia di Regimento, Linda, Don Pasquale, Dom Sebastian einen französischen Ueberzug, während der eigentliche Kern doch immer echt italienisch blieb. — Ueber die sattsam gehörte Linda mehres zu sagen, hieße Eulen nach Athen tragen, und wir finden nur, um doch was Neues, aber auch was Wahres anzugeben, daß die sentimentale, ja vielleicht hyperweiche Musik zu dieser Oper für eine Darstellung in deutscher Sprache gänzlich unpassend erscheint, besonders wenn sie Darstellern, wie den diesmaligen, in die Hände fällt. Damit soll diesen eben so wenig ein Vorwurf gemacht werden, als dem gallico-italienischen Werke, das nicht für deutsche Sänger (auf die es nun einmal nicht berechnet), paßt — Fräul. Mayer hat eine mehr brillante als weiche Stimme, ihre Gesangskunst steht hoch über ihre Gesangsmittel, und wir wünschen im Interesse der talentirten Kunstjüngerin, daß sich ihr Organ baldigst abrunden und glätten möge. Fast derselbe Fall trat bei Hrn. Peretti ein, der sogar am ersten Abende etwas heiser war. Seine Stimme klingt gewöhnlich scharf, aber in der Höhe spitzig, und nur viele Praxis, und noch mehr Solfeggien könnten diese Uebelstände ausgleichen. Eine wahrhaft weiche Stimme hatte dagegen Hr. Haimer, die er sehr oft mit Vortheil zu placiren verstehe. Nur rathen wir ihm, sie nicht zu sehr zu forciren, weil sie gerade dann schwächlich erscheint und keine Intriguants mehr zu geben, weil Hr. Haimer darin dem gemüthlichen Kärntnerthortheater-Tyrann, Hrn. Hölzl beinahe den Rang ablaufen kann. Man glaubt nicht beiden Herren, wenn sie von ihren sanfteren Empfindungen singen, aber vom musikalischem Terrorismus haben beide blutwenig. Frl. Hellwig sang den Pierotto, ihre Stimme ist aus einem ehemaligen schneidigen Sopran jetzt ein klangvoller Alt geworden. Der Berichterstatter dieses war vor einigen Jahren so frei, ihr in seinen Referaten ganz ungeschminkt die Wahrheit zu sagen, die, der Hauptsache nach, in dem Satze bestand: Frl. Hellwig müße das Sopransingen, als ihren Mitteln zuwider, aufgeben und dafür eine Altsängerin werden. Da kamen die alttestamentarischen Lobhudler und schrien Gottes Wunder, was Frl. Hellwig für einen prächtigen feinen Sopran habe!! Die Lobhudler sind jetzt, bis auf Wenige, still; Frl. Hellwig singt aber jetzt keinen „ellenden Sopran mehr, sondern einen hübschen vollen und runden Alt. Dies verdankt sie vielleicht einer Kritik, die mit Sachkenntniß und dabei mit Unpartheilichkeit ihr und ihren Freunden gegenüber geführt wurde. Herr Rott sang den Marquis mit seinem hübschen Bariton, doch hätte seine Komik mehr Lebhaftigkeit zu wünschen übrig lassen. Herr Mellus, der uns das erste Mal unter die Augen kömmt, besitzt einen angenehmen, jedoch nicht zu starken Baß. Die Ensemble's waren tüchtig zusammenstudirt und machen der Direktion und der musikalischen Regie alle Ehre.

J. L—ky.

* * *

Sonntag am 15. d. M. zum ersten Male: **Der Meister und seine Gesellen oder der Weg zum Verbrechen.** Dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in fünf Akten und sieben Abtheilungen (??) von J. Heine.

Die Waise Cecilie ist die Erbin einer Million, diese Summe ist ihr durch gewisse Papiere gesichert, diese Papiere wollen ihr zwei Anverwandte rauben, um diese Papiere dreht sich das ganze Stück. Um die Handlung zu erzählen, müßte ich einen Roman niederschreiben, man weiß, wie die Franzosen es verstehen, Handlung auf Handlung zu pferchen, man weiß auch, welche Gewandtheit sie besitzen, um Effekte zu erzielen. Ach, du lieber Himmel, wie viel Gräßliches geht in diesem Stücke nicht vor? Man raubt die arme Waise, wirft sie in's Wasser, sie wird gerettet; man will sie in einen Brunnen werfen, sie wird gerettet; man überfällt sie in der Nacht und verwundet ihren Geliebten, er wird gerettet; endlich sind die Spitzbuben daran, die Papiere zu bekommen, da werden auch sie gerettet, d. h. die Papiere; einer der Bösewichter erschießt sich, der Andere wird gefangen genommen und muß zusehen, wie sich drei Paare die Hände reichen um glücklich zu sein. — Das Stück zeichnet sich dadurch aus, daß in demselben nur Handwerker handelnd auftreten und biethet im Originale, denn es ist aus dem Französischen übersetzt, ein treues Lebensbild, eine genaue Kopie nach der Natur, was aber Alles in der Bearbeitung verloren ging, und zum Theil auch durch die Art und Weise wie es hier in die Scene gesetzt wurde. Besonders empfindlich waren mehrere Längen in der Exposition, ferner gewisse Pausen im Dialog, schlecht berechnete Intervalen zwischen Melodrame und Handlung u. s. w. — französische Stücke, welche rasch und leicht abgespielt werden sollen, erfordern Ineinandergreifen, Rundung und Glätte, diese hervorzubringen ist um so schwieriger, da sich immer eine Menge Personen auf der Scene befinden.

Die Aufführung war im Ganzen eine befriedigende. Herr Wallmany als Rallin gab den Spitzbuben recht wirksam. Eines hat sehr gestört. Ich sah Hrn. Wallmany jüngst in einer Posse einen Börsejuden geben, er spielte die Rolle mit beiden Händen in der Hosentasche und war in dieser Weise sehr wirksam, heute giebt er einen Franzosen, einen Tischlergesellen in einer Blouse und siehe da, er spielt die Rolle wieder mit beiden Händen in den Hosentaschen und muß zu diesem Zwecke vorne immer die Blouse aufheben, dieser Anblick war sehr unmodest und sehr unmalerisch. Herr Buchwald als Etienne Liebhaber, Herr Heese als Marcell, leichtsinniger Patron, und Hr. Maldt als Sanonet, Spaßmacher, spielten sehr fleißig, nur hätte ich gewünscht, daß der robuste, stämmige Marcell, nachdem er sich als Verbrecher sieht, nicht so kraftlos und verschwommen geworden wäre. Herr Heese hat diesen Theil der Rolle zu weinerlich gegeben, ich hätte mehr wilde Verzweiflung und weniger Thränenjammer gewünscht.

Von Damen waren beschäftigt Frln. Betti Müller in der Rolle der Waise Cecilie und Frln. Heine als Eva. Frln. Müller trat heute zum ersten Male hier auf. Eine anmuthige Erscheinung biethend, ließ sie auf den ersten Augenblick die gewandte routinirte Schauspielerin erkennen, sie ist im Besitze eines angenehmen Organs, welchem noch der Vorzug zu eigen daß jedes Worte leicht verständlich ist; im Spiel ließ sie nichts zu wünschen übrig, im Dialog hätte ich in dieser Rolle mehr den Conversationston angeschlagen gewünscht. Frln. Müller so wie die Herren Buchwald, Heese und Wallmany wurden einige Male gerufen.

Frln. Heine war heute so wie immer eine liebliche neckische Erscheinung und spielte die verliebte Wirthstochter recht munter. — Das Haus war nicht sehr besucht.

Die nächste Novität an dieser Bühne soll eine Posse: **Zwei Zimmerherrn,** von Nikola, sein.

Br.

K. K. priv. Carl-Theater.

Herr Direktor Carl ist im Besitze einer herrlichen Rüstungs- und Waffensammlung (ich bitte, mich ja nicht für einen gutgesinnten Denuncianten zu halten), er hat Ueberfluß an einer sehr großen Anzahl alter Waffenstücke und leidet dagegen Mangel an neuen Kassastücken, diese beiden Gründe mochten ihn bewegen haben, irgend eine Komödie hervorzusuchen, um das todte Kapital seines Miniaturzeughauses in Anwendung zu bringen, um damit sein lebendiges Kapital zu vergrößern; er mochte lange gesucht haben, als es ihm plötzlich beifiel, daß man jetzt in Kremsier die Grundrechte berathe und daß man nächstens bei der „**Abschaffung der Klöster**" anlangen werde. Hollah mochte der geniale Carl gedacht haben, ich hab's, ich hab's, ich treffe zwei Fliegen mit einem Schlage, ich gebe ein Waffenstück, welchen man aber auch zugleich als Tendenzstück ansehen kann! „Gedacht, gethan, und so kam es, daß am 24. d. im Carlstheater zum ersten Male (!!):

„**Die Kreuzfahrer**"

zur Aufführung kam. Wenn ich mich nicht irre, so ist der Verfasser dieses Stückes ein gewisser **August v. Kotzebue**, der Theaterzettel hat sich hierüber in ein mysteriöses Schweigen gehüllt, der gute Theaterzettel hat sich wahrscheinlich des Namens geschämt, oder beabsichtigte eine ganz unschuldige Mystifikation, warum dieß? Wenn man Ritterfetzen auf die Bühne bringt, so darf man sich auch nicht schämen, den Namen des Verfassers zu nennen; nächstens werden wir wahrscheinlich mit „**Graf Benjowsky**" und den Babo'schen „**Strelitzen,**" als mit russischen Tendenzstücken beehrt werden, und auf diese Weise wird mit der Zeit ein herrliches Repertoire zu Stande kommen.

Das Stück wurde von der Direktion, um es in etwas wenigstens schmackhaft zu machen, mit vielem Aufwande in die Scene gesetzt. Sechs neue Dekorationen, herrliche Kostüme, hübsche Waffenstücke, eine Militär-Musikkapelle, großartige Comparserie, kurz es geschah Alles, um die Schaulust zu befriedigen. Die Aufführung war eine sehr fleißige; die Herren Braunmüller (Balduin), Moritz (Emir) und Carl (Knappe), so wie Frau Brüning (Emma) gaben sich Mühe, ihre Aufgabe zur Zufriedenheit des Publikums zu lösen, was ihnen auch, wie die mannigfachen Beifallsbezeugungen bewiesen, vollkommen gelang. Die Inscenesetzung ließ wieder Nichts zu wünschen übrig, die Ausstattung erwarb der Direction den ungetheiltesten Beifall. — Wie wir vernehmen, soll eine der nächsten Reprisen dieses Theaters Klingemanns: „**Luther**" sein.

Br.

Wiener-Signale.

Es soll eine Vertrauensadresse für den Reichstag in Wien zirkuliren, für die sehr geheim Unterschriften gesammelt werden. Wir können dieser Nachricht schon darum keinen Glauben schenken, weil wir keinen Grund einsehen, warum für eine solche Adresse gerade so heimliche Unterschriften gesammelt werden müssen? —

Man befürchtet im Publikum für die ersten Tage des Märzes eine neue revolutionäre Erhebung. Einige heldenmüthige Reiche der Bourgeoisie sollen bereits reisefertig sein, um bei den geringsten Krawall so schnell als möglich davon zu kommen. — Wir halten alle Besorgnisse bei der Energie der militärischen Maßregeln die zu erwarten steht, für ungegründet. —

Auch spricht ein Theil des Publikum's sehr lebhaft von den zu erwartenden Festen, mit welchen die Märztage gefeiert werden sollen. Wir reden einer Verlegung dieser Feste bis auf die Aufhebung des Ausnahmezustandes das Wort. —

Ein preußischer Courier ist in Ollmütz angekommen, der sehr wichtige Aufschlüsse bezüglich der deutschen Frage bringen soll. —

Die Verhaftungen der am Oktoberaufstande betheiligten Individuen dauern noch immerwährend fort. Viele Verhandlungen werden davon dem Kriminalgerichte zugewiesen. — Auch die Denunciationen haben noch nicht ihr Ende erreicht. —

Da in Lerchenfeld neuerlich auf einen Militärmann geschossen worden sein soll, so wird diese Vorstadt jetzt wahrscheinlich die angedrohte bedeutende Geldstrafe treffen. —

Die litografirte Tagesgeschichte, eine Notizen pel-mele nach allen Farben sollte wenigstens ihre Nachrichten so schnell als möglich signalisiren, was, wie wir bemerkten, aber nicht geschieht. Warum sie gerade litografirt ist — diese Tagesgeschichte; weiß der liebe Himmel! — Will sie gar so thun, als wenn sie nicht lügen könnte, wie gedruckt! — Wenn sie das nicht zusammenbringt, ist sie gar keine politische Zeitschrift! —

Das Gemeindegesetz soll in den nächsten Tagen dem Reichstage vorgelegt werden; oder wenn dies nicht thunlich wäre, alsogleich als provisorisches Gesetz in Wirksamkeit treten! —

Man erzählt sich, daß der Insurgenten-Chef Bem gefangen und der Anführer Görgey total geschlagen sei. Wenn sich diese zwei Nachrichten bestätigen, so dürfte Kossuth's Agitation in Ungarn ihr Ende erreicht haben.

Der Theaterdirektor Carl will den Circus der de Bach im Prater für die heurige Frühjahr- und Sommersaison zu einer Art Arena benützen. Wir hoffen, daß Herrn Carls Plan das Publikum überraschen wird.

Herr Remmark will mit seinem Opernpersonale einige Gastvorstellungen auf Carl's Bühne geben. Wenn Remmark's Oper noch immer so ausgezeichnet ist, wie vor Jahren, so wird er in Wien großen Beifall ernten.

Im Kärtnerthortheater soll nächstens ein neues Ballet nach einer Idee von Taglioni in's Scene gehen. Eine berühmte Tänzerin soll als Gast darin auftreten. —

Wien steht auch noch eine andere Ueberraschung bevor. Die gräfliche Tänzerin Lola Montez soll sich entschlossen haben, eine Rundreise anzutreten, und in Wien längere Zeit zu verweilen. —

Die Bücherverbote nehmen ihren Anfang. Bereits sind für Oesterreich nach Prager Blättern „Die Reimchronik des Pfaffen Mauritius" von **Hartmann**, und das „Tagebuch eines Wiener Nationalgardisten in den Oktobertagen" das in Leipzig erschien, verboten. — Ein Verbot der radikalen Zeitschrift „Wienerboten," welche von den vier bekannten Wiener Flüchtlingen redigirt wird, ist uns noch nicht bekannt. — Diese „Wienerboten" scheinen im Publikum nach und nach das Interesse sich erringen zu wollen, was die ehemals berüchtigten „Grenzboten" hatten. — Wir glauben nicht, daß es ihnen gelingen wird! —

Die neuerlichen Schußattentate, welche einzelne Wahnsinnige gegen das Militär verübten, rufen wie natürlich die größte Entrüstung und Betrübniß bei allen Parteien hervor, die Ruhe und gesetzliche Ordnung in Wien hergestellt wünschen.

Seine Majestät der Kaiser soll nächstens seine Residenz beziehen. Man behauptet übrigens, daß der Belagerungszustand nicht aufgehoben wird, wenn auch Seine Majestät nach Wien kommt. — Wir wollen diesem Gerüchte keinen Glauben schenken, und hegen die Hoffnung, daß mit der Ankunft Seiner Majestät gewiß auch der Ausnahmszustand aufhören wird.

Der junge talentvolle Literat Steinebach hat ein Drama vollendet, dessen Stoff einer von ihm selbst geschriebenen Novelle aus der schwedischen Geschichte entlehnt ist. —

Aus der Zeit.

In Berlin erregt gegenwärtig die eilfjährige Tochter eines Holzanweisers, Namens Braune, durch die Wunderheilungen und Prophezeiungen, die man ihr zuschreibt, ein außerordentliches Aufsehen. Die Kranke — denn an einer krankhaften Aufregung des Nervenlebens leidet sie unzweifelhaft — hatte vor einem Jahr ein heftiges Wechselfieber bestanden, welches, nach einer vierzehntägigen Dauer geheilt, eine gesteigerte Thätigkeit in der Sphäre der Empfindung und des geistigen Lebens zurückließ. Die Anlagen des Mädchens wuchsen zusehends, allein zugleich auch ihre Sucht, bei ihren Gespielinen und Schulgenossinen Krankheiten zu errathen und Dauer und Ausgang der letzteren zu prophezeihen. Indeß wurde die Angst und die Unruhe, die sie durch ihre Gabe stiftete, so bedeutend, daß der Lehrer der Mädchenschule, welche die Braune besuchte, veranlaßt wurde, letztere ihren Aeltern zurückzugeben. In der häuslichen Muße bildete sich ihre Gabe noch mehr aus, so daß jetzt von nah und fern Kranke und Gesunde herbeieilen, um über ihr oder der Ihrigen Geschick Auskunft zu erhalten. Jedoch hat sich die Polizei, „die Alles erschaut und Alles erhorcht“, bereits des Wunderkindes bemächtigt, da im Belagerungszustand keine Wunder geschehen dürfen. Wie viel Wahres oder Falsches an den Eigenschaften sei, die man dem Mädchen zuschreibt, hoffe ich nächstens durch eigene Anschauung zu erfahren. Für heute nur noch so viel, daß das Mädchen mit Gott in Verbindung stehen will; sie hat deutlich den Himmel und die Hölle gesehen; auch die Geister ihrer aerstorbenen Verwandten sind ihr in weißen Kleidern erschienen und haben ihr wichtige „Enthüllungen“ gemacht. Ueber politische Dinge zu sprechen sagt sie, sei ihr von den Geistern verboten worden. Schade, die „neue Preußin“ hätte hier wichtige Entdeckungen über das Treiben des demokratischen Centralcomitée und über die Pläne der rothen Republikaner erlangen können!

Briefe aus Linz.

♂ Der hiesige Gemeinde-Ausschuß entwickelt eine rege, lobenswerthe Thätigkeit, und sein ersprießliches Wirken zeigt sich aller Orten; stünden demselben mehr pekuniäre Mittel zu Gebothe, so würden gewiß noch so manche Uebelstände beseitiget werden, worunter die Pflasterung und Beleuchtung unserer Stadt vor Allem zu zählen sind. Die Stadtbeleuchtung ist gegenwärtig an Hrn. Leon aus Wien verpachtet, und man erwartete von dem neuen Pächter mit Recht eine bessere Beleuchtung als wie sie die früheren Jahre hindurch bestanden hatte, da Hr. Leon auch die Straßenbeleuchtung einiger Vorstädte Wiens besorgt — allein man fand sich bitter getäuscht; denn, ohne dem neuen Pächter nahe treten zu wollen, muß man offen gestehen, daß unsere gegenwärtige Stadtbeleuchtung erbärmlich ist — was auch den Gemeinde-Ausschuß veranlaßte, den besagten Pächter amtlich aufzufordern, diesem fühlbaren Uebelstand schleunigst abzuhelfen, als sonst der Gemeinde-Ausschuß auf seine (des Pächters) Kosten für die Herstellung einer ordentlichen Stadtbeleuchtung Sorge tragen würde. — Was die Pflasterung anbelangt, so ist sie, wenige Theile der Stadt ausgenommen, ebenfalls schlecht, besonders in den mehr von der eigentlichen Stadt entlegenen Gassen, welche bei eintretendem Regenwetter einem Moorbade gleichen, in dessen schlammigen Fluthen sich die Johanniswürmchen der Straßenlaternen spiegeln. Doch wird auch hierin, sobald es die Kräfte der Commune erlauben, eine Verbesserung eintreten. — Durch die Verpachtung des großartigen Stadtbrauhauses an die H.H. Nutz und Lüftenegger ist dem städtischen Gefälle wieder eine bedeutende Quelle zugeflossen. Die beiden Pächter betreiben das Geschäft par force und erzeugen ein Bier, welches ebenso delikat als gesund und nahrhaft ist. — Cafetier Hartl, der ewig spekulirende Hartl, hat ihnen die, eigentlich zu einem Kaffehause hergerichteten ebenerdigen Lokalitäten seines Hauses zur Errichtung einer Bierhalle überlassen, die mit 1. April feierlichst eröffnet werden soll. Es wird sich nun ein Rangstreit zwischen der Bierhalle Bauernfeind's in Urfahr und jener der HH. Nutz und Lüftenegger ergeben, wobei das Publikum das profitiren kann, daß beide Brauereien sich an der Güte und Stärke ihrer Biere zu übertreffen suchen werden, wozu der seit Jahren renommirte Brauer Niklas, als Dritter im Bunde, auch sein Schärflein beitragen wird. — Wir haben sonach in der Biersaison des Jahres 1849 einen nectar bavarise non plus zu erwarten. —

Die Sitzungen des Gemeinderathes behandeln jetzt den für Linz hochwichtigen Gegenstand der Errichtung einer Universität in Linz. Als Universitätsgebäude bezeichnet man das schöne und geräumige Kloster der Karmeliten, als Klinik, das der Stadt gehörige sogenannte Füllenstöckl, welches gegenwärtig als Kaserne für die Sicherheitswachmannschaft verwendet wird, und für 40 — 50 Krankenbetten Raum enthält; es handelt sich nun noch weiters um die Herstellung einer allgemeinen Krankenanstalt, ein für die Stadt immer mehr fühlbar werdendes Bedürfniß. Der nöthige Fond findet sich hinlänglich in dem ob der enns. Studienfond. Ob er aber auch zur Errichtung einer vollkommen entsprechenden medicinischen Abtheilung ausreicht, dürfte in Frage gestellt sein. —

Unsere Garnison scheint bedeutend vermehrt zu werden, da die hiesige k. k. Militär-Spital-Verwaltung den Auftrag erhielt: den Stand der Krankenbetten von den gewöhnlichen 120 — 160 auf 500 Betten auszudehnen. Viel Geschütz und Munition geht über Linz aus dem Artillerie-Depot von Rudolfstadt bei Budweis nach Italien — und die Werbung, so wie die Assentirung durch Losung wird mit Nachdruck und gutem Erfolge betrieben. Viel Aufsehen erregen hier die sich oft wiederholenden Transporte der Abgeurtheilten aus der Oktober-Revolution, nach Kufstein. Die Unglücklichen trösten sich mit der Hoffnung auf Amnestie!! — Während anderwärts die studierende Jugend, vom Freiheitstaumel erwacht, zur Ordnung und Ruhe zurückzukehren scheint, spukt bei unseren Akademikern neuerdings der Spiritus furiosus! Da nämlich auch hier die Studentenlegion aufgelöst wurde so mußten dieselben die Gewehre an die Garde abgeben, und dieser ganz einfache und wenig bekannte Vorgang erregte in den jugendlichen Gemüthern einen gewissen Groll gegen die nach Waffen zu tragen berechtigten Garden, so, daß unlängst sogar der Garde-Wachposten von einem der Herren Akademiker gröblich beleidigt wurde. Oberst Baron Grammont beschwerte sich geeigneten Orts gegen diese bubischen Uebergriffe, und ertheilte den zweckmäßigen Befehl, wenn derlei Vorfälle wiederholt statt finden sollten, nach einmaliger fruchtloser Ermahnung derlei ungehobelte Individuen ohne Anstand zu arretiren. —

Der, in neuester Zeit in den Ruhestand getretene k. k. Regierungsrath Adolf Graf Barth-Barthenheim, arbeitet nun thätig an der Errichtung einer allgemeinen Sparkasse und einer damit verbundenen Leihanstalt auf Handpfänder in Linz für die Provinz Oesterreich ob der Enns und Salzburg. Die Sparkassa wird noch in diesem Jahre ins Leben treten; als Lokale beabsichtiget man hiezu die Wohnung des ständ. Landhaus-Inspektors nebst den beiden Inspektionskanzleizimmern zu verwenden, und das Sparkassa-Comité hat bereits dieserwegen sich an das Landes-Verordneten-Collegium gewendet. Auch ist bereits über die Verleihung der Beamtenstellen verhandelt worden, und die Buchhalterstelle der Sparkasse mit dem Gehalte von 800 fl. dem Sohn des hiesigen Galanteriewaarenhändlers Scherrer, und jene eines Kassier Hr. Kreuzer, Hauptmann der 1. Garde Compagnie, verliehen worden u. z. mit der jährlichen Besoldung von 600 fl. CM. — Die Eröffnung des Leihhauses dürfte sich noch einige Zeit verzögern; da es sich vorerst um die Ausmittlung und den Ankauf eines geeigneten Gebäudes handelt. Man bezeichnet bis jetzt zu diesem Zwecke: das ehemalige k. k. Gewerkschaftshaus oder das Zinshaus des Fabriksbesitzers Grillmayr in der Hofgasse. Beide besitzen die für ein Leihhaus löbliche Eigenschaft eines **Durchhauses**, scheinen aber doch nicht ganz für ein solches geeignet, weil sie sich mitten in der Stadt befinden, und Linz viel zu klein, um ungekannt und ungesehen durch des Lebens Dornen und Rosen zu wandeln. Die Errichtung eines Leihhauses können wir wahrhaftig gleich einer Himmelsgabe begrüßen, denn wollte man den Schleier von den hiesigen zahllosen Wuchergeschäften lüften, so kämen haarsträubende Prellereien zu Tage. —

Gestern hörten wir wieder zum ersten Male in diesem Jahre den Donner der Schiffskanonen und das lustige, geschäftige Treiben am untern Donau-Quai mahnt uns an die Wiedergeburt des Frühjahrs. Die Dampfboote beginnen wieder ihre Fahrten und bringen neues Leben in Handel und Wandel. Das ist die Zeit, wo Linz aus der winterlichen Lethargie erwacht und anfängt seine natürlichen Reize zu entwikeln. Denn was die Kunst in dieser Stadt vernachlässigte, daß wirke Natur mit doppelter Kraft und schafft die Umgebung dieser freundlichen Stadt zum wahrhaftigen Paradiese. Verwundert schwelgt das Auge des fremden Reisenden in dem Genuße der herrlichen Fernsichten unserer Höhen, wie sie der Postlingberg, Freienberg, Jägermayr, St. Magdalena ꝛc. biethet, er bewundert aber nicht nur allein die herrliche Gegend, sondern auch den kräftigen schönen Schlag von Menschen, namentlich auf dem Lande, die munteren üppigen Dirnen, deren rosige Wangen und heiterer Blick die Fülle der Gesundheit repräsentiren. Diese schöne Zeit naht nun, und mit ihr gewinnt stündlich der Reiz des Lebens, da es uns hinaus treibt aus den traurigen Wirrnissen in die ewig schöne lachende Natur, wo alle Erdensorgen schwinden und der Engel des Friedens seine Palme schwingt!—

Es sollen hier mehr als 70 Wohnungen für Familien aus Wien gemiethet sein, und beide hier vor Anker liegenden Dampfboote die Weisung erhalten haben, schleunigst nach Wien abzufahren, um die Massen der von der noch immer bedenklichen Residenzstadt Scheidenden in die ruhigen, idillischen, 50 Jahre in der Zeitrechnung zurückgebliebenen Gegenden des Salzkammergutes zu bringen! —

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Mittwoch den 28. Februar 1849. № 41. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Baronin Wittwe.

Novelle von J. Alexander Medis.*)

1.

Das war eine wunderschöne Mondnacht, in welcher Emilie von Braun am Fenster ihres Schlafzimmers stand und auf die leergewordenen, lautlosen Straßen der Residenz hinunterschaute. Was aber der Schönheit dieser Mondnacht bedeutenden Abbruch that, war der feuchte Thau in dem Auge des liebenswürdigen Mädchens. Und Emilie war liebenswürdig; darüber herrschte Eine Stimme: sie war die Blume aller Gesellschaften, die Krone der Weiblichkeit in der Residenz, der Stern aller Cirkel, der Stoff für unzählige Gedichte, und die Ursache sehr vieler Verzweiflungen. Und Emilie weinte! Den schönen blonden Lockenkopf auf den rechten Arm gestützt, blickte sie mit ihren blauen, thränenfeuchten Augen so sinnig und wehmuthsvoll in die spiegelklare Nacht hinaus, daß der gute Mond, der Vertraute und Beschützer aller Liebesträume und Liebesthränen, einige Zeit lang über die Reihen der hohen Häuser stehen blieb, und so mitleidsvoll herunterblickte, als ob er es kund geben wollte, wie gerne er diese Thränen trocknen wollte, wenn er es im Stande wäre. —

Wenn aber die Eine oder die Andere unserer schönen Leserinnen vorzüglich darauf erpicht sein sollte, die Ursache von Emiliens Thränen kennen zu lernen, so ersuchen wir dieselbe, nur in dem Geschichtenbuche ihres Herzens ein bischen nachzulesen und vielleicht wird ihr dann ein thränengetränktes Blatt in die Augen fallen, auf welchem das Wort: „vernachlässiget“ geschrieben steht! — Und wohl ihr, wenn die Freude kommender Stunden und die Liebe der Folgezeit dieses Wort ausgelöscht, und untreu gemacht hat ihrem Gedächtnisse. — Vernachlässigt! — Emilie dünkte sich vernachlässigt, ihr Herz blutete, und ihr Auge weinte! Und darum unterscheidet sich das Weib von dem Manne, daß des Weibes Auge Thränen vergießt, wenn das seinige finster blickt und ihr Mund zu sich selbst Entschuldigung spricht, den lieben Verbrecher zu rechtfertigen, während er die Zähne knirscht, und seine Lippen fluchen und verdammen. „Wenn er nur sprechen würde, Alles — Alles wollt' ich verzeihen,“ so sprach Emilie zu sich selbst, „aber er versucht es nicht einmal sein Betragen zu rechtfertigen. Hieß es nicht, mich höhnen im Angesichte aller Anwesenden, als er heute der Baronin seinen Arm bot, sie zum Wagen begleitete, und mit ihr nach Hause fuhr? Und doch — vor wenigen Tagen noch erst sagte er, daß er mich über Alles liebe; — sollte er denn jetzt erst zur Einsicht von der Baronin größerer Liebenswürdigkeit gekommen sein — oder sollte wirklich ihr Reichthum? — Nein dieß muß sich ändern, oder —“

Sie wagte nicht auszudenken, was diesem „oder“ folgen sollte; denn sie liebte, und die Sache war ungefähr folgende:

Gustav von Blenk war der Sohn eines alten schon vor längerer Zeit in Pensions-Stand getretenen Beamten. Herr von Blenk aber, und Herr von Braun, Emiliens Vater, waren zwei sehr gute Freunde, und wenn die Väter Freunde sind, und die Mütter Freundinnen, so sind dies gewöhnlich auch die Söhne und die Töchter. Dies war schon von jeher so in den meisten Romanen und Schauspielen, und wir wollen der guten Sache willen keine Ausnahme machen. So war es denn auch hier! Vater Braun und Vater Blenk unterhielten sich gerne von ihren Jugendjahren. Mutter Blenk und Mutter Braun tranken Thee miteinander, als die erstere noch am Leben war, und Gustav und Emilie tändelten, als sie noch kleine Kinder waren, mit Puppe und Hanswurst; als sie etwas größer geworden, spielten sie „Herr und Frau“ miteinander, und als Gustav sein zwei und zwanzigstes, und Emilie ihr neunzehntes Jahr erreicht hatte, da meinten sie so untereinander: es könnte für sie Beide nicht so übel ausfallen, wenn sie sich für ihre ganze Lebenszeit immerdar recht lieb haben, und das, als Kinder begonnene Spiel: „Herr und Frau“ als Mann und Weib fortsetzen möchten! —

Das war nun alles recht schön und wahr, und wie dies nun bei jungen Leuten einmal Sitte ist, hatten sie sich dieß hundert und einige Male geschworen, und viele Küsse unter sich gewechselt, ohne welche, bekanntermaßen, solche Contracte niemals geschlossen werden können. Nur meinte Vater Braun: Gustav müsse vorher ein sicheres Unterkommen, das seinen Mann ernähre, gefunden haben, ehevor er seine Tochter als Braut heimführe, und Vater Blenk war damit vollkommen einverstanden. Dies war nun freilich eine gewaltige Liebesprobe; denn Gustav war unglücklicher Weise erst Praktikant, und was für welche Aussichten heutzutage ein Praktikant auf Beförderung hat, ist männiglich bekannt.

Unter seine Bekanntschaften aber, die mehr als nur oberflächlich zu sein schienen, zählte der ältere Herr von Blenk auch die einer Witwe, Baronin von Walter, einer Dame, die eben nicht mehr schön, aber gerade nicht häßlich war, einen sehr trockenen Husten, und sehr viel Geld besaß; dessenungeachtet aber immer noch keine Miene machte, mit ihrer wittwelichen Hand einen der vielen Anbeter zu beglücken, von denen sie umschwärmt war. Es wäre weit gefehlt, wenn unsere Leser glauben möchten, daß Herr von Blenk senior etwa auch unter Denen gewesen, welche Ansprüche machten auf die Hand der reizenden Baronin mit dem vielen Gelde und dem trockenen Husten. Aber auffallend war es, mit welcher Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit er die Baronin bei jeder Gelegenheit behandelte, wie pünklich er jeden Mittwoch seine Visite bei ihr abstattete, wie demüthig er jede ihrer Bemerkungen und Zurechtweisungen hinnahm, und wie oft er seinem, hinsichtlich der Baronin zur Spottsucht geneigten Sohne Achtung und Höflichkeit gegen dieselbe empfahl, indem er dabei leise merken ließ, daß er ihr Vieles, sehr Vieles zu danken habe. Jedermann, dem Herrn von Blenks ehrenfester und von jeder Schmeichelsucht ferner Charakter bekannt war, mußte dieses sonderbare Verhältniß, welches zwischen Gönnerinn und Günstling zu sein schien, auffallen, aber Jedermann konnte auch bemerken, wie unangenehm es für den alten Herrn war, wenn man von ihm Aufschluß erbitten wollte, oder nur leise auf dasselbe anspielte — sein Lächeln bei solchen Gelegenheiten war das

*) Es ist dieß eine der letzten literarischen Arbeiten des talentvollen, in der Jugendblüthe Dahingeschiedenen, die er uns im vorigen Jahre, wenige Monate vor seinem Tode übergab. D. R.

eines Menschen, den sich ein Witzling zum Stichblatt seines Witzes gemacht hat, der zu wenig Scharfsinn besitzt, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und zu wenig Muth, um solchen Beleidigungen auf andere Weise zu begegnen.

Mit wachsender Entrüstung beobachtete Gustav das unterwürfige Benehmen seines Vaters der Baronin gegenüber; so oft er jedoch in diesen drang, ihm seine Unterwürfigkeit gerade gegen dieses Weib zu erklären, mit dem er in früheren Jahren in gar keiner Verbindung gestanden, entgegnete ihm dieser jederzeit: „Du wirst dieß noch zeitig genug erfahren, laß' mich in Ruhe mit Deiner Quälerei!"

„Also ein Geheimniß" dachte Gustav, „und wie es scheint, nicht der angenehmsten Art, aber ein Schurke will ich sein, wenn ich es nicht erfahre, obwohl es vielleicht für einen Sohn nicht gerade schicklich ist, in die Geheimnisse seiner Aeltern sich einzudrängen!"

So fing denn Gustav an, so oft dies nur auf die eine oder die andere Art geschehen konnte, der Baronin seine Verachtung zu bezeigen, machte Bonmots auf ihren Husten, und ihre geschminkten Wangen, verglich eine alternde Wittwe mit einer jungen Nachteule, und suchte mit einem Worte, den Zorn derselben auf sich zu laden. Mit ängstlicher Verzweiflung aber sah der Vater dem Treiben seines Sohnes zu, und endlich mußte er es sich eingestehen, daß es das beste sei, Gustav zum Mitwisser seines Geheimnisses zu machen, wenn er die Baronin nicht auf das ärgste gereitzt wissen wollte, die ihm schon einigemale zu verstehen gegeben hatte, ob er die Ursache an dem Betragen seines Sohnes wäre, daß ihr bald anfange, lästig zu werden.

So geschah es denn, daß eines Abends, als Vater und Sohn von einer Gesellschaft im Hause der Baronin, in welcher Gustav wieder einmal weiter als gewöhnlich gegangen war, zurückkehrten, Herr von Blenk ihn zu sich auf sein Zimmer nahm, dieses sorgfältig verriegelte, und mit ihm eine lange Unterredung pflog. Die Folge derselben war, daß Gustav wie umgewandelt ward gegen den Gegenstand seiner Verachtung und sich von nun an eben so ehrerbietig gegen die Wittwe erwies, als verächtlich er sie zuvor behandelt hatte. Eine solche Veränderung konnte dem Auge der Gesellschaft, und vor Allem dem hellsehenden der Liebe nicht entgehen, und Emilie fühlte es zum erstenmale, daß Liebe eine Quelle eben so heftiger Schmerzen sein kann, als sie der Born der erhabensten Freuden ist; denn die Eifersucht, die blutige Megäre war eingezogen in das kindlich heitere Herz des unschuldigen Mädchens. Von Tag zu Tag war sie Augenzeuge der Huldigungen, welche Gustav der Baronin darbrachte, die es sich zur Pflicht gemacht zu haben schien, immerfort in den Cirkeln zu erscheinen, welche Gustav besuchte, und in welchen auch Emilie selten fehlte, und jenen Abend, an dem das unglückliche Mädchen am Fenster stand, und der stillen Nacht das Weh ihres Herzens klagte, war einer von denen, an welchen sie es ansehen mußte, wie Gustav ihrer kaum achtend, die Baronin mit jener Auszeichnung behandelte, die nur einer gefeierte Tages-Schönheit gelten kann, und als ihr Begleiter dieselbe in ihrer schönen Equipage nach Hause führte.

Sonderbar genug mußte es Emilien vorkommen, daß er, der früher niemals eine Gelegenheit entschlüpfen ließ, die Baronin zu verunglimpfen, dieselbe nun plötzlich mit einer solchen Zuvorkommenheit behandelte und sie, die seither in der alternden Wittwe nicht mehr, als ein lächerliches Weib gesehen, mußte nun plötzlich in derselben eine begünstigte Nebenbuhlerin erkennen!

Was eben auch der Grund von Gustavs plötzlicher Verwandlung sein mochte, niemals noch hatte er gegen Jemanden ein Wort darüber geäußert, und obwohl er in der Liebe für Emilien keineswegs kälter zu werden schien, so wurden doch die Besuche in dem Hause ihres Vaters seltener, indem der Baronin aber um so häufiger, und seine Neigung und Zärtlichkeit für Emilie konnte nun eben so gut, als erkünstelt gelten, wie sie in früheren Tagen wahr und rein gewesen war. Jedenfalls trug der junge Mann eine Maske, und es mußte der Zukunft überlassen bleiben, zu entscheiden, was für ein Gesicht unter derselben verborgen war! —

2.

Der große in Silber gerahmte Spiegel, welcher im Boudoir der Frau Baronin von Walter hing, war ein höhnischer Teufel, der in dem heutigen Ballabende gerade wieder in seiner humoristisch-satyrischen Laune war, und seiner Besitzerin Dinge vorspiegelte, an denen auch nicht ein Gedanke Wahrheit zu finden gewesen wäre. Aber seines Witzes ungeachtet war gerade dieser Spiegel von der Wittwe vielleicht mehr begünstigt, als alle ihre Anbeter, und stundenlang konnte sie bei ihm verweilen, ohne daß sie seiner Gesellschaft müde wurde. Einer sehr alten, und sehr glaubwürdigen Historie zufolge, war aber dieser Spiegel ein verwunschener Prinz, der von einem Zauberweibe heftig geliebt wurde und von demselben, als er sie verschmähte, aus Bosheit und Rache dazu verdammt worden war, für immerdar das schöne Bildniß der Frau Baronin in sich aufzunehmen.

Es war sechs Uhr Abend, und in einigen Stunden mußte die Baronin auf dem Balle des Regierungsrathes von Wulpeck erscheinen.

Deshalb drehte sie sich auch, wie ein rasender Kreisel vor dem verzauberten Prinzen, und putzte, und ordnete, was nur geputzt und geordnet werden konnte. Neben ihr und ihn, hilfreiche Hand leistend, stand Therese, das dienstwillige Kammermädchen mit dem schalkhaften Lächeln und den boshaften Gedanken, einem geschickten Baumeister ähnlich, bemüht, das alternde Gebäude der wittwelichen Jugend, in das die Zeit manchen Riß hineingegraben hatte, bestmöglichst in ein neues umzuwandeln. Nebstbei aber achtete sie sorgfältig auf jedes Wort, und jeden lautgewordenen Gedanken der Baronin, indem sie nach Art unserer heutigen Schriftstellerinnen einen sehr philosophischen Roman schreiben wollte, der den Titel führen sollte: „Gedanken einer alten Wittwe von ihrem Spiegel, und die Reise in den Occident." Einige Scenen in diesem Romane sollten ganz der Natur entlehnt, und besonders der Bart Abdel Kaders genau beschrieben werden.

„Was meinst du, diese Locken machen sich superb, Therese? Schwarzes Haar ist doch immer schöner, als blondes, und braune Augen sind doch ganz andere Wesen, als blaue! Deßwegen, sieh' Therese, ist mir Emilie von Braun so fade und unerträglich, möcht' ich sagen; denn so oft ich sie ansehe, muß ich mich immer an die fatale Schiller'sche Limonade erinnern!"

„Wenn Euer Gnaden verzeihen," meinte das Mädchen, „aber mir scheint, Euer Gnaden haben seit der letzten Zeit noch einen anderen Grund, Fräulein Emilie nicht sonderlich zu lieben!"

„Und wenn es so wäre?" fragte die Baronin streng, und drehte sich rasch dem Mädchen zu.

„Es würde nichts anderes, als ein Compliment für Ew. Gnaden guten Geschmack sein," erwiederte dieses unbefangen. „Herr Gustav von Blenk ist gewiß ein Mann, wie die Residenz wenige aufzuweisen hat, und seine Galanterie, die er seit einiger Zeit Ew. Gnaden an den Tag legt, scheint wirklich darauf hinzudeuten, daß er endlich zur Erkenntniß gekommen, wie E. Gnaden unstreitig zu den schönsten Frauen der Hauptstadt gehören!"

„Wie du schmeichelst, Therese" sagte die Baronin, sich selbst gefällig im Spiegel belächelnd „aber das ist gewiß, nur dem Manne meiner Liebe wird meine Hand zu Theil!"

„Und wie glücklich wird sich jeder, durch einen solchen Besitz fühlen" entgegnete Therese, und befestigte die prangende Georgine in dem Haare der Wittwe.

„Mehr rechts, mehr rechts, Therese," sagte die Wittwe in ihrer besten Laune, „ach, was wird sich heute wieder diese blasse kranke Schönheit ärgern, wenn sie Gustav an meiner Seite sitzen, und zärtliche Blicke mit mir wechseln sieht. Jetzt gib mir das Brillanten-Collier — so Therese — wie viel meinst du wohl, haben diese Brillanten gekostet"

„Ew. Gnaden, da bin ich eine schlechte Kennerin" erwiederte Therese lachend; „unstreitig aber müssen sie bedeutend im Werthe steigen, wenn Ew. Gnaden sie um den Hals geschlungen haben!"

„Mädchen, wer gab dir denn im Schmeicheln Unterricht?" sagte die Baronin, welche jetzt von ihrem Husten befallen wurde, „— uff, uff, — ach, jetzt — uff, uff, — überfällt mich, — uff — uff, mein Hu — Hu — uff, uff, uff — sten, sten — uff, uff, — wie, wie — der — uff, uff!"

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

Die Kunst der Stenographie.

Ein treffliches, so gedrängtes als faßliches Hilfsbuch zur schnellen Erlernung der so schwierigen Kunst der Stenographie ist so eben von dem wackern Stenographen des Weimarischen Landtags, dem Lehrer der Stenographie Herrn August Kretzmar erschienen, welches wir den Vorstehern öffentlicher Lehranstalten sowohl als allen denjenigen empfehlen, die in dieser unserer Zeit fast unentbehrlich gewordenen Kunst sich leicht, schnell und ohne Hilfe eines Lehrers unterrichten und durch eigene Uebung zu einer nutzenbringenden Fertigkeit gelangen wollen. Das Büchlein führt den Titel: „Handbuch der Stenographie für Schulen und zum Selbstunterricht", Grimma, im Verlags-Comptoir daselbst, und kostet nicht mehr als 18 Ngr. Doch gewiß bei der schwierigen und gewiß kostspieligen Herstellung eines solchen Lehrbuches ein außerordentlich billiger Preis.

Ein Lesebuch, stenographischer Text nebst Uebersetzung wird nächstens nachfolgen. Die Stenographie ist übrigens schon eine alte Erfindung; sie wurde schon von Griechen und Römern benutzt. Man brauchte sie, um Reden nachzuschreiben, welche vor dem Senate, den Gerichten und dem Volke gehalten wurden, und lehrte sie in Schulen. Im Mittelalter ging die Kenntniß derselben gänzlich verloren.

Unter den Neuern haben die Engländer und Franzosen die Stenographie zuerst bearbeitet, erstere im 16ten, letztere im 17ten Jahrhundert, doch nur nach eigenen Ansichten, da sie das Wesen der römischen Stenographie nicht kannten. Die Stenographie nach englischen Vorbildern auf die deutsche Sprache anzuwenden, erregten zuerst die Versuche von den Consistorialräthen Mosengeil und Heckstig einige Aufmerksamkeit; später trat Nowack in Wien und der erst vor wenigen Tagen verstorbene Gabelsberger in München mit umgeänderten Methoden auf, doch nur Letzterer hat sich als praktischer Stenograph in den ständischen Sitzungen von 1825 und 1828 und durch Ausbildung tüchtiger Schüler verdient gemacht. Die Gabelsbergersche Stenographie ist kurz und präcis und gewährt vor allem Anderen hinreichende Zuverlässigkeit und Lesbarkeit, daher sie auch dem von Stolze in Berlin aufgestellten stenografischen System bei weitem vorzuziehen ist, wie das am besten daraus hervorgeht, daß man in Berlin sich genöthigt sah, die mit der Gabelsbergerschen Methode vertrauten sächsischen Stenographen aus Dresden kommen zu lassen, da man mit dem Stolzschen System nicht fortkam.

Die Bedingungen, welche eine brauchbare Stenographie erfüllen muß, sind Kürze, Geläufigkeit, Zuverlässigkeit und Lesbarkeit; überdies muß sie eine Buchstaben und keine Bilderschrift sein, weil diese das Erlernen derselben außerordentlich erschweren würde. Die Kürze erreicht sie durch einfache Zeichen für die Buchstaben, — Bezeichnung der Vocale in der Mitte der Wörter durch Stellung und Gestaltung der Consonanten, — Abkürzung der Vor- und Nachsilben — und endlich durch Setzung eines oder einiger Buchstaben für ganze Wörter. Letztere Bezeichnungen heißen Siegel.

Die Geläufigkeit wird gefördert durch einfache Züge aus unserer Currentschrift die sich leicht unter spitzen Winkeln verbinden lassen und die rechtsschräge Richtung der Hand haben. — Die Zuverlässigkeit und Lesbarkeit erlangt die Stenographie durch vollständige Bezeichnung der Laute. Da aber Auslassungen der Kürze wegen durchaus nöthig sind, so werden dieselben durch ganz bestimmte Regeln ersetzt.

Die Stenographie ist ursprünglich dazu erfunden, öffentliche Reden wörtlich nachzuschreiben, und daß die Stenographie nicht Gabelsbergers Systeme, wie es auch unserm Handbuche zu Grunde gelegt ist, dieses leiste, geht schon daraus hervor, daß man zum Niederschreiben einer Rede in unsrer gewöhnlichen Currentschrift das Fünffache der Zeit gebraucht, welche der Redner zum gemessenen Vortrage derselben anwendet, hingegen die stenographische Schrift nur die einfache Zeit erfordert daher mit dem Redner gleichen Schritt hält.

Doch abgesehen davon, daß die Stenographie bis jetzt nur bei öffentlichen Verhandlungen in Anwendung gebracht worden ist, so bleibt doch der Nutzen unbestreitbar, den sie, wenn sie mit den Fortschritten der Zeit erst zum allgemeinen Unterrichtsgegenstand erhoben, auch allgemein verbreiten wird. — Wenn wir annehmen müssen und täglich vor Augen sehen, daß die Schüler der höheren Klassen in Gymnasien und höhern Bürgerschulen oft täglich mehr als fünf Stunden mit Anfertigung schriftlicher Arbeiten beschäftigt sind, welch' ein Zeitgewinn für sie, wenn sie diese Arbeiten einst in einer Stunde beendigen und die übrigen vier Stunden theils auf gründlichere Erlernung anderer Unterrichtsgegenstände, theils zur Stärkung ihrer Körperkräfte in freier Luft verwenden. Nicht selten sind schon öffentliche Klagen darüber erhoben, daß die Jugend mit schriftlichen Arbeiten überhäuft werde, welche ihre Gesundheit zerstören; dieses Uebel wird in Zukunft die Stenographie entfernen. Auch die Studierenden werden größere Aufmerksamkeit auf den Vortrag der Professoren verwenden können, wenn die Aufzeichnung des Nothwendigsten aus dem Vortrage weniger Zeit erfordert. Macht man nun gleich oft den Einwand daß ein Student so wenig als möglich aufzeichnen dürfe, und daß bei rechter Aufmerksamkeit das Meiste oder auch wohl Alles im Kopfe bleiben müsse und vieles Aufschreiben das eigene Denken hemme, so könnte man auch wiederum fragen: welcher Kopf, oder wie viele wären im Stande, alle Vorträge genau zu fassen, welche über eine Wissenschaft im Laufe eines Semesters gehalten werden? — Das könnten nur einzelne Ausnahmen sein. Erwägen wir aber, daß so unendlich viele hochstehende, ja die verdienstvollsten Männer im Staate durch ausgezeichneten Fleiß, durch feste Beharrlichkeit und unausgesetztes Streben, sicher aber mühevoll zu der Höhe hinanschritten, auf der sie stehen, daß wohl bei weitem die Mehrzahl davon die eigentlichen Kraftgenies weit übertreffen, so liegt es ja klar am Tage, daß der Gewinn für die Studierenden durch die stenographische Schrift bedeutend sein muß. Wohl mancher aufmerksame Student wird nur deshalb zum Aufschreiben des ganzen Vortrags genöthigt, weil er durch viele einzelne Anmerkungen den Zusammenhang der Vorlesung verliert, und ebenso auch nur Bruchstücke im Kopfe hat. Mit wie viel sicherem Erfolge und geringerer körperlicher Anstrengung wird er seine häuslichen Studien fortsetzen können, wenn er sich durch Bedienung der stenographischen Schrift alles Gehörte vergegenwärtigen kann! Und warum sollte es nicht zu erwarten stehen, daß, wenn die Vortheile der Stenographie erst allgemeiner geprüft und erkannt würden, sich diese Schreibart in alle Geschäftskreise verbreiten dürfte? Bleibt es doch überall ausgemacht, daß Zeitersparniß den höchsten Gewinn gewährt. Doch nur die Zeit bringt Rosen, und die Erfahrung lehrt ja täglich, daß aus edelsten Saamenkorne erst nach einer langen Reihe von Jahren ein fruchttragender Baum wird.

Wiener Signale.

In mehren hiesigen Blättern machte eine Notiz die Runde, welche auch nun in die Provinzblätter überging, daß viele wohlhabende Familien Wien theils bereits verlassen haben, und theils nächster Tage zu verlassen gedenken, weil man befürchtet, der kommende März dürfte neuerdings blutige Unruhen bringen. — — Sollte denn die Journalistik derlei Gerüchte nicht lieber ignoriren, oder ihnen gar mit vernünftigen, beruhigenden Aufsätzen entgegenwirken? Was soll aus Wien und seinen geschäftlichen Verhältnissen, welche gänzlich darniedergedrückt sind, werden, wenn sich die noch wohlhabenden Partheien von hier wegziehen? Die Wiener Bevölkerung ist ganz gewiß, mit Ausnahme vielleicht nur weniger Individuen, für Ruhe und gesetzliche Ordnung gesinnt, und ist nur erst einmal der Ausnahmszustand aufgehoben, hat der neue Monarch die Burg seiner Väter bezogen, wir glauben versichert zu sein, Wien wird sich wieder in seinem Geschäftsbetriebe, in seinem Familienglücke heben; nur Vertrauen, gegenseitiges Vertrauen zwischen Volk und Regierung angebahnt — und Wiens Schutzgöttin wird neuerdings ihre segnenden Spenden über uns ausgießen; so lange aber das Band des gegenseitigen Vertrauens fehlt, sehen wir keine Hoffnung für wiederkehrendes Glück. Man wird uns zwar von einigen Seiten einwenden, so lange die frevelhaften Attentate gegen das Militär dauern, dürfe man nicht daran denken, den Ausnahmszustand aufzuheben; wir glauben jedoch, daß auch derlei Fälle verschwinden werden, denn es ist gewiß nur eine kleine Anzahl falsch elender Wichte, die ihre Rache durch schändlichen Meuchelmord üben, und die auf den großen Theil der wahrhaft Rechtlichgesinnten keinen Einfluß mehr zu üben im Stande sein werden.

Dieser Tage soll wieder eine Truppenverstärkung für unsere Besatzung eintreffen. —

Herr Benck wurde mit Vollmachten von Seite des Ministeriums nach Pesth gesendet und ist bereits wieder von da zurückgekehrt. Der Zweck seiner Sendung ist bis jetzt nicht bekannt.

Man will hier von einer geheimen Allianz Rußland's, Preußen's, Neapel's und England's gegen die italienischen Unruhen und die französische Intervention in diesem Lande wissen. Ganz natürlich wird sich diese geheimnißvolle Nachricht wie viele andere nicht bestätigen. —

Fürst Metternich wird demnächst nach Deutschland wiederkehren, und soll einen kurzen Besuch in Petersburg abstatten wollen. —

Binnen Kurzem soll die Reorganisirung der Nationalgarde in Wien in's Werk gesetzt werden. Bereits werden schon Besprechungen wegen der Uniformirung gehalten. —

Herr Brix beabsichtiget eine Theaterzeitschrift zu gründen, welche auch nebst dem künstlerischen Interesse für den Theatergeschäftsverkehr bestimmt ist. —

Großes Aufsehen macht der Kassendiebstahl aus dem Bureau der Wienerzeitung, der Nachts mit einer seltenen Geschicklichkeit ausgeführt worden sein soll. Herr Rambach, Chef der Zeitung zeigt in der Wienerzeitung, um irrigen Gerüchten vorzubeugen, seinen Verlust an, der sich auf einige tausend Gulden beläuft; und bemerkt, daß nur ein sehr kleiner Betrag der Sammlungsgelder für wohlthätige Zwecke entwendet wurde, welchen er ersetzen wird. —

Man sucht das Gerücht zu verbreiten, daß am Lande, auch in Niederösterreich wegen der bevorstehenden Rekrutirung eine seltene Aufregung herrscht. Bis jetzt hat sich übrigens dieses Gerücht noch an keinem Orte bestätigt, und die einzelnen Aufregungen die hie und da statt finden, sind nicht im Stande, den guten Sinn der Landbewohner zu zerstören. —

Man erzählt sich hier, daß die Linke des Reichstages eine Petition an Seine Majestät beschlossen hätte, in welcher um Auflösung des Reichstages gebeten wird! — Wir brauchen nicht hinzuzusetzen, daß es genug harmlose Leute gibt, die dieses Gerücht auch noch glauben. —

Journalisten-Gaunerei! Im Jahre 1847 brachten wir in der Wiener-Zeitschrift eine größere Originalerzählung; so eben erschien selbe in einem deutschen Blatte, hie und da mit etwas veränderter Stylisirung, unter anderem Titel und mit der Bezeichnung: „Aus dem Französischen übersetzt". — Das ist doch etwas stark! Wir können unmöglich glauben, daß die geachtete Redaktion um diesen Kniff weiß, sondern daß sie vielmehr durch einen betrügerischen Mitarbeiter hintergangen wurde, der da glaubte, nach 2 Jahren werde man sich der Originalnovelle nicht mehr erinnern, besonders wenn ein veränderter Titel obenansteht; aus dieser Rücksicht wollen wir auch weder das Blatt noch die Novelle bezeichnen. — Der unredliche Thäter aber wird wissen, wen und was wir meinen! Wenigstens hatte er so viel Schamgefühl, keinen Uebersetzer-Namen beizufügen.

Aus der Zeit.

Höchst charakteristisch für unsere Zeit ist folgende Buchhändler-Anzeige: Bei Manz in Regensburg erschien: „Amulett wider die deutsche Cholera." Katholischer Volkskalender für das Jahr 1849. — Also kauft!!! kauft!!!

Verleger-Industrie. Folgendes Faktum verdient, als ein schlagender Beweis, daß das Verlagsgeschäft jetzt besonders durch die industrielle Buchmacherei vieler Verleger heruntergekommen ist, einer weitern Verbreitung.

Bekanntlich erschien vor einigen Jahren im Naumburg'schen Verlage in Leipzig von Dr. Gustav Julius eine Geschichte der Jesuiten. Das Werk war nicht vollständig, der Verfasser hatte wenig Zeit, seine werthvollen Vorarbeiten zu sichten und der Verleger drängte ihn auch nicht darum. In Folge der politischen Ereignisse war Dr. G. Julius genöthigt, sein Vaterland auf einige Zeit zu verlassen und er benutzte die Muße, welche ihm seine unfreiwillige Zurückgezogenheit gewährte, zur Vollendung seiner früheren literar. Arbeiten, namentlich aber der Geschichte der Jesuiten. Da erscheint von dritter Hand eine Fortsetzung des von Julius nur bis zum Tode Loyola's geführten Werkes („die Jesuiten") im Verlage der Naumburg'schen Buchhandlung; der Name von Julius ist gemißbraucht, indem derselbe auf den Umschlägen dieser Fortsetzung als Verfasser bezeichnet worden, obschon weder Julius selbst an dieser Fortsetzung betheiligt ist, noch auch seine Vorarbeiten bei derselben benutzt worden sind.

Köln 15. F. Heute hat der erste öffentliche Maskenzug stattgefunden. Observanzmäßig eröffnete „der kölnische Bauer„ als Reiter den Zug. Ihm folgt das aus 16 Hanswürsten mit Freischärlerhüten bestehende Orchester. Einer besondern Erwähnung verdient ein Wagen, auf welchem ein Schwarzweißer, ein Schwarzgelber und ein Rother dem schwarz-roth-goldenen Michel stark zusetzten; ferner eine Carricatur auf die Finanzloge der Neuen Rheinischen Zeitung, die mit ungeheuern rothen Cocarden geschmückt war, die mit nürnberger Gewehren spielende Bürgerwehr, und endlich der Einzug des Reichsverwesers. Letzterm voran ritt auf ganz niedrigem Pferde der unverkennbare Franz Raveaux, mit deutschen Farben geschmückt, übrigens in der Haltung eines Postillons. Der Wagen des Reichsverwesers wurde durch einen Kutscher, der die v. Wittgenstein'sche Livree trug, gefahren.

Hecker soll schwer erkrankt sein. So berichten übereinstimmend mehrere Briefe, die über ihn ganz neuerdings aus Nordamerika in Baden angekommen sind. Er hat sich im Staat Missouri angekauft. Im Frühjahre wollen ihm nahe Anverwandte und eine Anzahl europamüde u d politikverdrossene Freunde dahin nachfolgen.

Königsberg. Frau von Marra-Vollmer behauptet sich in der Gunst des Publikums, das jetzt wieder beginnt, mehr Interesse an dem Theater zu nehmen. Die neue Oper von Pabst: „Unser Johann" fand vielen Beifall.

Halle. Unsere Studenten haben im Parterre des hiesigen Theaters eine förmliche Kammer gebildet. Es giebt eine Rechte, Linke und ein Centrum. Klatscht die Rechte, pfeift die Linke und das Centrum sucht Ruhe zu stiften.

Berlin. 15. Fb. In der vergangenen Woche hat ein Lehrer, früher Redakteur einer hiesigen Zeitschrift, seinem Leben ein Ende gemacht, weil er, nachdem sein Blatt im vorigen Herbst eingegangen war, nachdem er vergeblich an allen Thüren, die sich ihm öffneten, um Beschäftigung gebeten, nachdem er seine Frau und seine 7 Kinder dem Hungertode nahe gesehen hat, in diesem Mittel die einzige Hülfe für seine Familie, und auch für sich gefunden, indem er voraussetzte, daß dann wohl für die Erhaltung der Armen gesorgt werden müsse. Der Mann soll einer der gelehrtesten und gebildetsten seines Standes gewesen, die Noth in seiner Familie aber so groß geworden sein, daß eine Beschreibung des jetzigen Zustandes derselben, wenn wir auch die grellsten Farben zur Schilderung wählen, doch weit hinter der Wahrheit zurückbleiben würde, und daß durch diese Noth den sonst so entschieden thatkräftigen Mann zu dem verzweifelten Entschluß gebracht worden sein soll. Wie wir hören, soll der Verstorbene ein eifriger Verfechter der Volksfreiheit gewesen sein.

Abd-el-Kader, der Vergessene, scheint einen Nachfolger zu bekommen. Ein junger Häuptling, El Hadsch Hamed, von dem Geschlecht Ouled Riad's bedroht an der Spitze mächtiger Horden im Westen Algiers die Franzosen mit neuen Stürmen.

Amüsantes.

Deutschland's Einheit.

Fresco-Scene, mitgetheilt von Carl Turzek. — (Der Schauplatz ist auf dem Felsenkeller in Sachsenhausen. — Ein Alt-Bayer, ein Rhein-Bayer, ein Oesterreicher, ein Preuße, ein Hannoveraner, ein Sachse, ein Hesse, ein Würtemberger, ein Sachsenhäuser, ein Nassauer, ein Franzose u. a. m. trinken und berathschlagen Deutschland's Einheit.) Der Franzose. Meine Erren: Müssen Sie machen eines Volk, alle deusche Nation. Dann werden sein frei, nichts bezahl Abgab, selbst sein Err im Lande, nichts Arbeit, viel Huhn im Topf, wenn Deutschland sein Alles Eins!

Der Alt-Bayer. Ja, Deutschland's Einheit, mir's a recht. Wenn nur die verfluchten Ausländer, die Oesterreicher, die Preußen, die Sachsen, die Hessen, die Würtemberger, die Badner, die Hannoveraner rc., diese stockdummen, eingebildeten Ausländer nicht dabei sind, die muß man im Bier dersaufen, dann bin ich dabei, Vivat hoch, Deutschland's Einheit! (Er trinkt!)

Der Oesterreicher. Deutschland's Einheit, ja, das ist einmal a g'scheidt's Wörtel! (für sich) Wenn i nur den windverdrahten Gelberübenreiter, den Preußen, a Tätschen geben könnt', und den Hauptschnirpfer, den Bayer, eins aufs Dachel practiciren könnt', und den Hungermagnaten, den breitbanigen Sachs! (laut) Deutschland's Einheit, hoch! (Er trinkt.)

Der Preuße. Deutschland's Einheit! Det is man een Woot! Aberst nur nichts nischte mit den Oesterreicher, und nichts nischte mit den Boier, die haben man keene ästätische Erziehung genossen; och nichts nischte mit den Sachse, denn det sind ekelige Gören, und der Hesse, der Lerd vom Mühlendamme mit die Klapperbeene, und der Frankforter, die Ladendieners mit die Elle und das Rechenbuch. Det is allens muß wie Mine, det taugt nichts, det sind Rakers! Deutschland's Einheit, Vivat hoch! (Er trinkt.)

Der Sachse. Deutschland's Einheit! Das will die Bildung! Doch fordert es die Bildung, daß wir uns fern halten von den Hessen, von den Bayern, von den Oesterreichern, von den affectirten Nord-Deutschen und von den uncivilisirten Süd-Deutschen. Deutschland's Einheit, dreimal Vivat hoch! (Er trinkt.)

Der Sachsenhäuser. Deutschland's Einheit! Warum nicht? Dem Nassauer und dem Würtemberger und dem Badenser und dem Rhein-Preußen und dem Hessen rc., wenn sie mucksen, geb' ich ihnen mit der Faust ein Andenken auf's hinterste Capitolium, daß ihnen der linke Stockzahn beim rechten Nasenloch herausspringt! Deutschland's Einheit, hoch! sie lebe hoch! (Er trinkt.)

Sie werden nach und nach hitzig, der Oesterreicher nasenstübert den Preußen, der Preuße pufft den Sachsen, der Bayer zwickt den Oesterreicher, der Hannoveraner kneipt den Hessen, der Hesse tritt den Nassauer mit Füßen, der Rhein-Bayer schlägt nach dem Alt-Bayer, der Sachsenhäuser kratzt dem Würtemberger die Augen aus, dabei schreien sie Alle:

„Deutschland's Einheit! Deutschland's Einheit!"

(Der Franzose schreit begeistert:) „Se recht, meine Erren! Das ist ein Erz und ein Leben, das ist echtes Nationalität!"

Die Gesellschaft liegt sich bald durchaus in den Haaren und schleppt sich am Boden herum mit dem Ausruf: „Deutschland's Einheit!" Da schlägt es 11 Uhr, sie springen auf und schreien: „Die Polizeistunde!" nehmen ihre Hüte und Mützen, und laufen auseinander.

Der Franzose (sagt gerührt): „Ah, la belle idée! Deutschland's Einheit!"

Inserate.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Donnerstag den 1. März 1849. № 42. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Pachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Baronin Wittwe.

Novelle von J. Alexander Medis.

(Fortsetzung.)

Die Baronin setzte sich schleunigst in einen nahestehenden Fauteuil und hustete in so widerlichen Tönen, daß Therese vor Ohrenschmerz hätte weinen mögen, schnell aber brachte diese ein Kästchen mit Eibisch-Teig und die Wittwe hustete, aß und sprach, daß es ein wahres Gaudium war.

Als die fatale Episode vorüber war, erhob sich die Baronin und trat wieder an den Spiegel.

„Das ist himmelschreiend ärgerlich“ begann sie mit erschöpfter Stimme, aus welcher noch die Geister gewaltsam erstickter Hustentöne spukten — „und keinen Schritt tanzen dürfen — nein! diese Doktores sind Tyrannen, Mörder unserer Vergnügungen, und meine Jugend, wie muß sie darunter leiden!“

Es schien fast, als ob die Baronin weinen wollte, und es wäre dieß gewiß ein großer Vortheil für die Korallenfischerei gewesen, aber sich eines andern besinnend, machte sie auf andere Weise ihrem Aerger Luft.

„Und du auch“ sagte sie, sich erbost zu Therese wendend, „bist so saumselig, und läßt mich immer eine Ewigkeit warten, bis du nur in meinem übeln Zustande mit dem Einen, oder dem Andern zu Hülfe kommst — aber so seid ihr alle, lauter bezahltes Volk, keine Treue, keine Aufmerksamkeit, Alles soll man selbst thun, und ich werde am Ende persönlich noch ausgehen müssen, um Rosenöhl kaufen zu müssen, damit du die deine Haare parfümiren kannst. Gib das Schminkkästchen herüber, da hast du auch die Schminke zolldick aufgetragen, als ob du mein Gesicht mahlen wolltest wie eine Theaterlandschaft, wie oft sagte ich dir denn nicht, daß ein zu stark gefärbtes Gesicht schlecht passe zu schwarzen Locken?“ Therese machte alle möglichen Versuche, weinen zu können, aber für den heutigen Abend war ihre Anstrengung rein vergebens. So blieb ihr dann nichts anderes übrig, als dem Belfern der Baronin ein unverbrüchliches Stillschweigen entgegenzusetzen, und sich im Stillen mit der Rache zu trösten, die sie in ihrem Romane an ihrer Gebieterinn nehmen wollte!

In ihrem Greinen wurde die Baronin durch ein Klopfen an die Thüre ihres Boudoirs unterbrochen; auf welches Therese nach derselben eilte, um dessen Ursache zu ermitteln. Mit einer Miene, die das tiefste Mißvergnügen andeutete, kehrte sie zu ihrer Gebieterin zurück, und sagte, in ganz gleichgültigem Tone:

„Herr von Blenk wünscht Ew. Gnaden aufzuwarten!“

Die Baronin machte ein Gesicht, als wäre sie über einen unzeitigen Scherz enrüstet, und erwiederte drohend:

„Mädchen, Possen erlaube ich dir keine — es wird“ —

„Herr Gustav von Blenk wünscht Ew. Gnaden aufzuwarten, und steht im Vorzimmer!“ widerholte Therese „— wenn es Ew. Gnaden nicht genehm ist“ —

„Was, Thörin?“ antwortete die Baronin, die plötzlich außer Fassung gekommen war. „Oh, seine Sehnsucht! — geh Närrinn, bitte ihn, einige Zeit zu warten, gleich werde ich zu Diensten sein!“

Therese entfernte sich und die Baronin suchte sich zu sammeln. Nachdem sie schnell einige Blicke und Mienen einstudirt hatte, welche sie in Anwendung bringen wollte, um das Herz des jungen Mannes zu verwirren, verließ sie das Gemach, um Gustav von Blank zu empfangen.

Dieser selbst war heute mit einer Sorgfalt gekleidet, als ob er wirklich nichts anderes im Sinn gehabt hätte, als um die Hand der reichen Wittwe zu freien. Was aber diese Voraussetzung unwahrscheinlich machte, war das freudestrahlende Gesicht, und das wonnig glänzende Auge des jungen Mannes. Seine Laune war die beste, und Therese meinte in Gedanken: Herr von Blenk wäre doch ein sehr großer Narr, wenn er eine so große Närrin heirathete, und äußerte, daß die Baronin in nicht geringer Verlegenheit gewesen sei, ob seinem Besuche zu so ungewöhnlicher Stunde, und fragte ihn dann: ob er denn heute nicht den Ball des Herrn Regierungsrathes von Wulpeck besuchen werde?

„Gewiß mein Kind“ antwortete ihr Gustav, „aber da kommt deine Gebieterinn.“

Das Rauschen eines seidenen Gewandes, und ein fünf und dreißigjähriger Tritt wurde hörbar. Dann öffnete sich eine Flügelthüre und mit allem Liebreize eines geschminkten Angesichtes empfing die Baronin den Harrenden. Dieser trat ihr entgegen, und eine ihrer Hände ergreifend, die er ehrerbietig küßte, sagte er:

„Gnädige Frau, mein Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde wird sich durch den Grund desselben entschuldigen; ich muß Sie aber um ein Gespräch unter vier Augen ersuchen!“

Das alte Herzchen der jungen Wittwe hüpfte, als ob es ein Bauernbube am Kirmestage gewesen wäre, und ihre Phantasie sah bereits den schönen jungen Mann zu ihren Füßen liegen, und um ihre Liebe flehen. In dieser Voraussetzung lächelte sie huldvoll, und entgegnete:

Herr von Blenk weiß, daß ein lieber Besuch uns nie ungelegen kömmt, und die Entschuldigung eines solchen würde in meinen Augen nur eine Beleidigung, sowohl für den Besuchgeber, als für den Empfänger sein!

„Gnädige Frau sind zu gütig!“ erwiederte Gustav sich verbeugend und geleitet von der Baronin, betrat er das Besuch-Zimmer.

Bald hatte er sich in einen der reichen Armstühle gesetzt, welche unsere Zeit einem vergangenen Jahrhundert abgeborgt hat, und nach einer leichten Verbeugung begann er:

„Zwischen mir und meinem Vater ist jüngst ein Umstand zur Sprache gekommen, der meinem früheren Leben ein Geheimniß war — er betrifft eine Unbesonnenheit aus meines Vaters Jugend-Jahren, die aber für ihn auch jetzt noch nur zu nachtheilige Folgen haben könnte. Ihnen, gnädige Frau, ist die Sache kein Geheimniß, und nur zu gut weiß ich, daß Sie die Mittel in Handen haben, an meinen und meines Vaters Namen einen Schandfleck zu heften. — So sonderbar Ihnen dies nun erscheinen mag, ist die Verhandlung dieser Angelegenheit der Zweck meines Hierseins, und daß

ich und nicht mein Vater selbst vor Ihnen erscheine, bitte ich Sie, dahin zu erklären, daß morgen der Geburtstag meines Vaters ist, und ich ihm an demselben die Wonne bereiten will, die Sache geschlichtet und abgethan zu finden, und ein drückendes Bewußtsein von seinem Heezen genommen zu haben. Ihrer Menschenfreundlichkeit, gnädige Frau, ist es nur anheimgestellt, mir hilfreiche Hand zu leisten, und ich hoffe dies um so mehr von Ihnen, da Ihr eigenes Interesse dabei keineswegs leiden soll!"

Die Sprache des jungen Mannes schien durchaus nicht den Erwartungen der Wittwe zu entsprechen; denn troz aller Eitelkeit konnte sie aus seinen letzten Worten auf nichts weniger, als auf ein Werben um ihre Hand schließen. Jedoch die Hoffnung ist ein starker Geist und besonders einheimisch in den Herzen liebender Wittwen, die ihr dreißigstes Jahr zurückgelegt haben. Deshalb spitzte sie ihre Blicke zu förmlichen Dolchen, welche das Herz Gustavs verwunden sollten, und im zärtlichsten Tone sagte sie:

„Interesse? Wie kann zwischen mir und Gustav von Blenk von Interesse die Rede sein? Wir Weiber sind nur dann Wucherer, wenn es gilt, unsere Empfindungen zu brandschatzen, um damit den ungestümen Gläubiger: Liebe zu befriedigen! Oder sollte Gustav anders von mir denken?"

Jedes dieser Worte war mit der entsprechenden Mimik begleitet, wenn aber die Schminke auf dem blaßen Antlitze der Baronin hätte sprechen können, würde sie unstreitig noch etwas Anderes beigesetzt haben. Ach! was das für eine fatale Sache ist, das unvernünftige und leblose Dinge nicht reden können: was fur schöne Dinge würden wir oft von ihnen erfahren!

Bei dem Worte: „Liebe" mußte Gustav an ein gewisses Mädchen und ein rothgeweintes Auge gedacht haben, denn er seufzte tief, als aber die Wittwe seiner Antwort entgegensthend, ihn so zärtlich anblickte, wie dies nur einem liebenden Weibe möglich ist, entgegnete er:

„Es freut mich um so mehr, Baronin von Walter so sprechen zu hören, indem es eine Zeit gab, in welcher ich glaubte, daß ihr diese Sprache fremd sei, und wenn jemals eine Reue eine erfreuliche war, so wird es die meinige über meinen Irrglauben sein!"

„Gustav, Gustav! Sie haben nach viel gut zu machen," antwortete die Wittwe, kokett mit dem Zeigefinger drohend, aber wir Weiber verzeihen denjenigen Alles, der es versteht, unser Herz zu gewinnen!"

Die Baronin war auf dem besten Wege, eine Mitarbeiterinn ihres philosophischen Kammermädchens zu werden, denn so gründlich gelehrt konnte nur eine Schriftstellerinn denken. Mit ehrerbietiger Scheu aber hörte Gustav diesen Worten zu; denn der Gedanke, das Herz der Wittwe gewonnen zu haben, wäre ein Nervenfieber werth gewesen.

„Gnädige Frau schmeicheln mir" entgegnete er, „aber die Zeit, welche ich Ihnen raube, ist eine kostbare, und würde ich Sie länger der Gesellschaft entziehen, welche Sie erwartet, könnte ich mir leicht einige Todfeinde auf den Hals bringen. Gnädige Frau werden mir daher verzeihen, wenn ich den abgebrochenen Gegenstand wieder aufnehme, und Sie frage: wie hoch sich die Summe beläuft, für welche gnädige Frau gewisse Documente herausgeben, die mein Vater vor wenigen Jahren in dringenden Verhältnißen bei Ihnen als Bürgen einsetzte?"

Waren Sie einmal in den Badeen, des unvergleichlichen Prießnitz, meine freundlichen Leserinnen? Haben Sie sich in den bequemen Räumlichkeiten einigemale dauchen lassen, und dabei gefühlt, wie Ihnen der Kopf wirbelte? Also sehen Sie, ein solches Douche-Bad ist Spaß gegen die Empfindungen, von welchen die reiche Wittwe bei diesen Worten ihres vermeintlichen Anbeters gedouchet wurde! Also nicht die Sehnsucht — nicht die Liebe für sie, — nur einfache kaufmännische Speculation hatte ihn in ihr Haus geführet, eine Speculation, die nun plötzlich ihren ganzen Einfluß auf Vater und Sahn zeestören sollte, auf den sie so gewaltig gepocht hatte, das letzte Mittel, (wie sie sich oft gestanden) den jungen Mann, für welchen sie wirklich eine glühende Neigung fühlte, an sich zu ketten, sollte ihr entrissen werden? — Nimmermehr! Und in dem Gesichte der Baronin war keine Spur von Zärtlichkeit mehr zu entdecken, als sie stolz erwiederte:

„Darum sind Sie hier, Herr von Blenk? Belästigen mich einer solchen Sache willen in einer Stunde, in welcher, wie Sie wissen, ich nie Besuche empfange, und würdigen mich durch eine solche Zumuthung gleichsam zur Mäklerin herunter, welche immerdar geöffnete Ohren hat, für Leute, die Geld borgen und wieder erstatten? Aber noch bin ich Herrin dieses Hauses, und habe die Macht in Händen, unangenehme Besuche aus demselben entfernen zu können. — Herr von Blenk, man erwartet mich im Gesellschaftssaale des Herrn Regierungsrathes von Wulpeck!"

Die Baronin erhob sich und hätte Eine der grauen Weiden in Göthes herrlicher Ballade ein blauseidenes Kleid und ein Diamanten-Collier getragen, der ängstliche Knabe würde sie unstreitig für Baronin von Walter angesehen haben. Gustavs Gesicht aber flammte vor Zorn, als er die Bewegung der Wittwe nachahmte, und mit Mühe nur konnte er den Ausbruch seiner Entrüstung unterdrücken.

„Frau Baronin!" begann er, sich stolz emporrichtend, „ich glaube schon im Anfange meiner Unterredung bemerkt zu haben, daß nur der Geburtstag meines Vaters der Grund meines jetzigen Hierseins ist, und übrigens meine ich, daß wenn es Frau Baronin nicht unter Ihrer Würde hielten, gegen einen Einsatz Geld zu borgen, Sie es auch nicht für zu niedrig erachten dürften, dasselbe wieder in Empfang zu nehmen, und sich zur Herausgabe des Einsatzes zu bequemen. Ich wiederhole deßhalb nachmals meine Bitte um die Rückerstattung der bewußten Papiere!"

„Und wissen Sie, was jene Papiere enthalten?" fragte die Baronin, die vor Aerger kaum sprechen konnte.

„Die Schande meines Vaters!" erwiederte Gustav gedämpft.

„Und wissen Sie auch, was mir diese Papiere gelten?" fragte die Wittwe weiter.

„Fünfzig Tausend Gulden," antwortete Gustav, „und hier sind sie."

„Ach, Sie sind ja auf einmal reich geworden!" sagte die Wittwe boshaft, „aber um mich und Sie nicht länger aufzuhalten, muß ich Ihnen bemerken, daß diese Papiere, welche die Schande Ihres Vaters, ja hören Sie, Gustav van Blenk! die Schande Ihres Vaters enthalten, nur dann meine Hände verlassen, wenn Sie, Gustav von Blenk, vor meinen Füßen liegen und um meine Hand bieten! Zugleich muß ich aber noch hinzufügen, daß, wenn dies nicht spätestens in einem Monathe geschieht, ich von diesen Papieren einen Gebrauch machen könnte, der Ihnen gewiß nicht am angenehmsten sein würde! Und nun, Herr von Blenk, verlassen Sie mich — es ist Zeit, daß ich in der Gesellschaft erscheine!"

Gustav stand einige Augenblicke wie leblos vor der Wittwe, kaum aber bemerkte er, daß sie Anstalt treffe, sie zu entfernen, als er heftig ihre Hand faßte, und mit wild funkelndem Auge und fast kreischender Stimme sagte:

„Baronin! Ihre Hand? Diese ihre Hand? Habe ich recht gehört? für die Erlangung dieser Dokumente soll ich um Ihre Hand werben?"

Er schleuderte die dürre Hand der Baranin, die er gefaßt, heftig aus der seinigen, und fuhr etwas gemäßigter fort:

„Der Plan ist gut, und die Rache kann kein genügenderes Opfer finden; ich soll um Ihre Hand werben, und Sie werden mich ausschlagen. Ihre Weigerung soll mich in die Spottmäuler unserer Residenz bringen, und all die Unbilden, die ich Ihnen in früheren Tagen zugefügt, sind tausendfach vergolten; der Plan ist gut, Baronin, und würdig einer Erfinderin, wie Sie!"

„Gustav von Blenk wird um meine Hand werben, und ich werde seine Gattin werden!" erwiederte die Wittwe mit Nachdruck.

„Meine Gattin!" sagte Gustav entsetzt, „Sie wallten mich in Sklavenketten schmieden und darüber frohlocken, auf verruchte Art meine Seele erkauft zu haben — meine Seele! — nicht doch! — meinen Körper! Aber wissen sollen Sie, daß ich eher mein Leben opfern werde, als ich um Ihre Hand werbe bei der Gewißheit der Erhörung."

„Wohl, mein schöner Ritter!" erwiederte die Wittwe mit kaltem Spott; „Sie werden eines romantischen Todes sterben und in die Zeitungen kommen. Ihr geachteter Vater aber wird plötzlich von dem Throne der Achtung heruntersteigen, auf dem er bisher gesessen, und sein Name wird das Schimpfwort für Gassenjungen werden! Sie verachten mich, und ich liebe Sie eben so sehr, als Sie mir feind sind? Und wenn sie in meinem Geständniß einen Widerspruch mit dem Charakter des Weibes finden sollten so muß ich Ihnen sagen, daß falsche Scham ein Wort ist, das ich nicht

kenne, und daß viele Frauen das nähmliche thun würden, könnten sie es so ungestraft und mit so sicherem Erfolge wie ich unternehmen. Und wenn Sie etwa glauben, daß ich mein Leben mir zur Last machen werde durch den Besitz eines Gatten, der mich verabscheut, so muß ich wieder bemerken, daß nur Ihr Besitz mir das Werthvollste ist, und daß ich in dieser Hinsicht bin, wie jene Männer, die eine Frau dann am reizendsten finden, wenn sie die Gewalt ihnen in die Arme führt. Und nun noch einmal, Herr von Blenk! man erwartet mich in der Gesellschaft."

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

Briefe an mich selbst.

Von Fried. Dornau.

Der neue Mensch an den alten.

1.

Alles konstituirt sich im neugebornen Vaterlande, auch ich möchte mit mir in's Klare kommen, und den neuen Menschen festgegliedert und gesinnungstüchtig empor wachsen sehen. Du aber trittst mir noch immer und überall feindlich entgegen und wappnest Dich mit Erinnerungen und Träumen aus der seligen Jugendzeit, die Du der Wirklichkeit, mit bitterer Ironie fragend, an die Seite stellst. So lange Du in mir selbst, innigst verschmolzen mit allen nach Erlösung ringenden Trieben meines Seins, Deine Kampflust befriedigen kannst, zehrt der Zwiespalt an meinen besten Kräften, und ich müßte, um Deiner los zu werden, einen Selbstmord begehen. Ich sehe ein, daß ich eine Vermittlung suchen, daß ich Dich versöhnen muß, wenn ich mich meiner Wiedergeburt erfreuen will. Wie kann ich aber dies erreichen, wenn ich Dich nicht mit Gewalt aus mir herausdränge, dadurch zu einem selbstständigen Wesen mache, und dann mit Dir wie mit einem Gegner kämpfe und unterhandle? Nicht daß ich Dich als einen wirklichen Feind betrachte, der mein Selbst unterjochen und dann beliebig darüber schalten will; denn Du bist ja aus meinem eigenen Fleisch und Blute, Du bist ein Ausfluß meiner Seele, ein Ausdruck meines Geistes; ich sehe in Dir nur einen Freund, der über eine große Lebensfrage anders denkt und fühlt als ich; der aber im Innersten Eins mit mir ist, und demselben Ziele entgegenstrebt, nemlich: dem Gewinne des sichern unerschütterlichen Bewußtseins der höheren Zwecke der Menschheit.

Wie tief ergreift es mich, wenn ich Dir nun ins leidenvolle Antlitz sehe, wenn ich den Klageton vernehme, womit Du die Trauerhymne über die Verstümmlung des noch langer Nacht enthüllten Saisbildes der Freiheit anstimmst, und die Hoffnungen unserer jugendlichen Begeisterung mit bitterem Hohne in Rauch aufgehen, als zerflossene Wohngebilde betrauerst.

Du betrachtest die Freiheit noch immer wie damals als sie uns — eine bezaubernde Braut — in unnahbarer Ferne stand, eifersüchtig bewacht von einem strengen Vormunde, — wo unsere Fantasie noch freien Spielraum hatte, sie mit allen ersinnbaren Reizen als das Ideal des Lebens auszuschmücken, für sie als eine makellose Himmelsjungfrau zu schwärmen, und mit jedem eine Lanze zu brechen, der es wagte, die Herrliche selbst oder eines der Abzeichen ihrer Gottheit zu verunglimpfen. Und weil sie nun Deinen prüfenden Blicken nicht mehr Stand hält, weil sie nun, in das eheliche Leben mit der Wirklichkeit getreten, in ihrer irdischen Verkörperung den Eindruck aller menschlichen Gebrechen und Leidenschaften wiederspiegelt, nun wendest Du Dich entsetzt ab, verhüllst das beleidigte Auge, versetzest die Himmlische, um den Glauben an sie nicht zu verlieren, wieder unter die Götter zurück, und verschmähest — selbst den Trost, der im Traume einer schöneren Zukunft liegt, indem Du den Glauben an die ganze Menschheit verzagend aufgibst!

Schwer ist der Kampf, den Du in mir erregst, er droht meiner Wiedergeburt in der Luft der Freiheit tödtlich zu werden. Wie oft folgte ich Dir in unsere Jugendjahre zurück, wo wir von dem Dufte der Sehnsucht und Hoffnung lebten, wo wir die Orakel in den heiligen Hainen der Dichtung aufsuchten, um aus ihren geheimnißreichen Sinnsprüchen uns goldene Träume einer herrlichen Zukunft zu gestalten — einer Zeit der That für den freien Mann im freien Vaterlande! Warum willst Du mir nicht einmal in die Zukunft folgen, warum versteckst Du Dich, die volle reife Frucht schon jetzt pflücken zu wollen, alles Heil nur von der Gegenwart zu verlangen? Wenn wir einst ganz auf die Zukunft vertrauten, alles von ihr erwarteten, und in dieser Hoffnung uns begeisterten, warum wollen wir ihr nun den Rücken kehren, weil die ersten Boten eines freien Daseins, die sie uns entgegensendete, nicht schon die Zauberformel aussprachen, womit man die Freiheit gleich mit allen ihren Segnungen in die Arme zu schließen vermag? Hast Du den Menschen noch nicht gekannt, hast Du noch nie in Dein eigenes Innere hinabgeschaut? Willst Du dem Zwiespalt keine Rechnung tragen, den Du in Dir selbst, in den Besten Deiner Freunde, in den Edelsten aller Zeiten, die der Geschichte angehören, doch nicht wegläugnen kannst? Soll plötzlich die menschliche Natur aus ihren Fugen weichen, weil Du Dein Ideal bei dem ersten Hereintagen der neuen Morgenröthe bereits im schönsten Lichte der Verklärung schauen willst? Hat das Saitenspiel Deiner Brust, das unter dem Hauche der März-Begeisterung so mächtig erklungen war, keine Schwingungen mehr? war der Strahl des Entzückens, der aus tausend Augen leuchtete, kein echter, war der Jubelgesang, womit das deutsche Vaterland tausendstimmig begrüßt wurde, kein weihevoller? Bürgen diese Erscheinungen nicht für das unvertilgbare ewige Feuer des Göttlichen in der Menschenbrust! Und wenn zuerst die Leidenschaft siegte, wenn die bösen Gelüste die Oberhand behaupteten und in den aufgelockerten Boden der Gesellschaft die unheilvolle Saat ausstreuten, woraus die thörichte Menge, die den Gauklern das Feld überließ, die verheißenen goldnen Früchte zu ernten hoffte, — sollen wir deshalb an dem ganzen Geschlechte, an der Gegenwart und an der Zukunft verzweifeln? Konnte es anders kommen, wenn die hochgethürmte Zwingburg gewaltsam gebrochen werden mußte? Erscheinen nicht die schönsten Regenbogen nach den heftigsten Gewittern? Wird nicht die Thorheit der Weisheit, die Selbstsucht der Aufopferung, die Schlechtigkeit der Tugend, die Willkühr der Gesetzlichkeit, die Ordnung der Anarchie zur hebenden Unterlage dienen, und so endlich die mit allen diesen Vorzügen ausgestattete wahre Freiheit endlich das siegreiche Panier entfalten?

O laß Dich versöhnen, blicke noch einmal mit mir vorwärts in die Zukunft und gehe auch nicht vorüber an den besseren Zeichen der Gegenwart, sondern vertraue dem ewigen Geiste, der über der Menschheit schwebt, und sie auf schwankender Wege, aber unaufhaltsam einem höheren Ziele entgegenführt!

(Schluß folgt).

Wiener Signale.

Die Geschäftslosigkeit in Wien steigt fühlbar. Nicht allein die Händler mit Luxuswaaren, sondern die gewöhnlichen Geschäftsleute, als Schuster und Schneider, beklagen sich über den Mangel an Arbeit, der täglich mehr wächst.

Der Glanz der Wiener Universität scheint vorbei zu sein, und man sucht auch noch Mittel hervor, um den Besuch für fernere Zeiten gerade nicht zu vermehren. So stehen den Provinzuniversitäten in Hinsicht ihres Lehrkörpers wohlthätige Reformen bevor, oder sind sogar schon eingeführt, während an der Wiener Universität keine stattfanden und auch nicht einmal in Aussicht gestellt wurden. Auch werden sogar neue Universitäten gegründet, wie in Linz. Ob die Wissenschaft bei solchen Maßregeln gewinnt, ist eine andere Sache.

Die Vertrauensvotumsgeschichte für den Reichstag hat wieder einen Funken in den hellen Wortkampf der Parteimeinungen geworfen. Eine Partei, welche sich selbst zum Theil auf gewisse bezeichnete konservative Blätter stellt, kann nicht genug der gröbsten Insulten gegen den Reichstag hervorbringen. Nicht ein ministerielles Blatt findet es der Mühe werth, gegen ein solches Treiben seine Stimme zu erheben! Wenn das Ministerium das Schweigen seiner Blätter in diesem Punkte gutheißt, so wissen wir dann zu viel, um uns unter den jetzigen Verhältnissen gehörig darüber aussprechen zu können.

Die „Wiener Zeitung" druckt mit einem besonderen Wohlgefallen einen höhnischen gereizten Artikel aus der „Presse" ab, welcher meldet, daß ein Reichstagsdeputirter das Vertrauensvotum für die Reichsversammlung nach St. Pölten zur Sammlung von Unterschriften geschickt hat.

Die Lokalitäten des Augartens sollen wieder verpachtet werden. Die ungünstige Zeit wird jeden Unternehmer davon abschrecken.

Großes Aufsehen macht die Nachricht, daß die ungarischen Banknoten werthlos erklärt sind. — Nach der Zeitungsanzeige war man in der Handelswelt auf eine solche Maßregel gar nicht gefaßt.

Das strenge Verbot, welches den Studenten in ganz Oesterreich Waffen zu tragen verbietet und mit der Auflösung aller akademischen Legionen in Verbindung steht, wird energisch gehandhabt. Auch sollen die Studenten in den Provinzen unter sehr wachsame Aufsicht gestellt worden sein.

Herr Nestroy will sein Glück, das ihm in Wien nicht mehr blüht, in der Weite suchen. Man spricht von einer Engagementsauflösung dieses Gliedes. Dafür will Herr Carl die Komiker Grobecker und Beckmann für sich gewinnen.

Eine neue Telegrafenverbindung von Wien mit Salzburg ist im Werke.

Frau Maria Pokorny, die umsichtige Gattin des Hrn. Theater-Direktors an der Wien, Mutter einer zahlreichen Familie, war vor einiger Zeit schwer erkrankt, so zwar, daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Wie wir so eben vernehmen, soll sie sich jedoch auf dem Wege der Besserung befinden.

Die Verurtheilungen wegen Verheimlichung der Waffen kommen jetzt wieder öfters vor. — Dieser Tage wurde ein Kutscher, der eine Pistole verborgen hatte, standrechtlich erschossen. —

Aus der Zeit.

Von den Bewohnern des Kirchspiels St. Georgenthal im böhmischen Erz-Gebirge wurde eine, mit zahlreichen Unterschriften versehene, Vertrauensadresse an den Reichstag nach Kremsier gesandt.

Paris. Das Urtel des Kriegsgerichts über die Mörder des Generals Bréa, welches bei Fünfen derselben auf den Tod lautete, ist von dem Revisionsmilitärgericht welches als Appellationsinstanz diente, bestätigt worden. Die Vertheidiger der zum Tode Verurtheilten haben sich hierauf mit einem Begnadigungsgesuch an den Präsidenten gewendet und hatten heute zu diesem Zweck eine Audienz bei ihm. Er erklärte sich bereit, eine Denkschrift der Advokaten anzunehmen und die Untersuchungsacten selbst zu prüfen, und bewilligte den Vertheidigern der Verurtheilten für die nächsten Tage eine neue Audienz.

London. Zur Feier des vierjährigen Bestehens des deutschen Hospitals in London fand vor einigen Tagen ein Festmahl in der London-Taverne statt. Der Herzog von Cambridge war Vorsitzender. Unter den Anwesenden waren der preußische Gesandtschaftssecretär Fürst Löwenstein (als Stellvertreter des abwesenden Ritter Bunsen), der hannoversche Gesandte Graf Kielmansegge, Hr. E. Bunsen rc.

Aus dem Haag theilt man der Oberpostamts-Zeitung die Nachricht mit, daß die Regierung mit der österreichischen einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem ein nahmhafter Theil der niederländischen Flotte, geführt von einem ihrer Admirale auf eine gewisse Zeit der österreichischen Regierung zur Verfügung überlassen wird.

Berlin, 15. Februar. Bereits vorgestern Nachmittag rotteten sich vor dem Oranienburger- und Hamburger-Thore Gruppen von Arbeitern zusammen, die gegenseitig über Mangel an Arbeit und Noth klagten, und sich über die Mittel und Wege beriethen, wie sie sich Hülfe verschaffen könnten. — Am vergangenen Dienstag ist dem Magistrate durch den Kaufmann Müller und den Mechanikus Behrends der dritte Band der Mißtrauens-Adresse überreicht worden. — Es sind in neuer Zeit vielfache Beschwerden des Publikums über das freche Treiben der liederlichen Dirnen Abends auf den Straßen beim Polizei-Präsidium laut geworden. In Folge dieserhalb erlassenen Befehls haben die Schutzmänner in den letzten Tagen zahlreiche Verhaftungen liederlicher Dirnen auf den Straßen vorgenommen, so daß seit einigen Abenden jene Belästigungen nachgelassen haben. — Guerra, der Kunstreiter aus Rom beabsichtigt hier seine Vorstellungen in 4 Wochen zu eröffnen. — Einem hiesigen Portrait-Maler ist es vor Kurzem gelungen, durch Vereinigung von trockenen, eigens zubereiteten Farben mit den gewöhnlichen Aquarell-Farben eine neue Art von Malerei darzustellen, welche sich vorzugsweise für Portraits eignet. Dergleichen Portraits vereinigen mit der Klarheit und Schärfe der Aquarell-Bilder die Zartheit der früher so häufigen Pastell-Gemälde, ohne den großen Fehler der letzteren — die große Weichheit und Unbestimmtheit in den Kontouren — zu besitzen. Die Bereitung der Farben, so wie deren Behandlung, ist bis jetzt noch ein Geheimniß des Erfinders. —

Aus den Papieren eines kürzlich in Berlin verstorbenen Bankiers hat sich ergeben, daß Louis Philipp einer der bedeutendsten Spekulanten an der dortigen Börse gewesen ist. Wollte er Einkäufe machen, so pflegte er vorher krank zu werden, was augenblicklich ein Fallen der Papiere verursachte, und jetzt wurde eingekauft, um später bei günstigern Coursen loszuschlagen. Auf diese Weise hat Louis Philipp an der Berliner Börse bedeutende Summen verdient, was an andern Börsen eben so der Fall gewesen sein mag.

Auch das Tornaer Komitat in Ungarn hat eine Huldigungsadresse eingesandt, jedoch spricht es darin die Erwartung aus, daß Se. Majestät nach vollzogener Krönung zum apostolischen König von Ungarn, die nationale und staatliche, selbstständige Existenz Ungarns und seine Konstitution und Rechte vornämlich in Verbindung mit den Gesetzen vom Jahre 1848, im Sinne des Art III. der pragmatischen Sanktion als heilig aufrecht erhalten werden.

Die Festung von Peschiera erhält vier vergrößerte Vorwerke, wozu der nöthige Fond schon zur Unternehmung der Arbeiten angewiesen wurde. Bei Rivoli wird eine neue Klause gebaut, und Wurf- und gewöhnliche Geschütze werden dort eingeführt. Die Befestigung in jener Gegend wird noch bis Ende des Monats März so weit schreiten, daß die Straße nach Tirol vollkommen von jeder feindlichen Beunruhigung geschützt sein wird.

Eine seltsame Entdeckung erregt im Erzgebirge seit Kurzem in mehrfacher Hinsicht die öffentliche Aufmerksamkeit. Man hat nämlich in einem der dortigen Bergwerke Fragmente von versteinerten colossalen Neger-Gerippen gefunden, woraus Gelehrte alsbald die Schlußfolgerung gezogen haben, daß unser Erdtheil nicht allein von Elephanten und Mammuths, sondern auch von menschenähnlichen tropischen Wesen bewohnt gewesen sei. Wie aber heut zu Tage jedes Thema sogleich auf das Gebiet der Politik hinübergespielt wird, so hat auch der zufällige Umstand, daß gerade jetzt ein junger Negerfürst in Freiburg verweilt, auf den abentheuerlichen Gedanken geleitet, diesen, dessen antediluvianisches Geschlecht sonach noch unstreitig älter ist, als der Stamm der Bayern, als den nächstberechtigten zur deutschen Krone anzuerkennen, und wie es heißt, sollen bereits manche Mitglieder der sächsischen Kammer, welche um jeden Preis die preußische Oberhoheit zu vereiteln bemüht sind, entschlossen sein, diese Kandidatur eifrigst zu unterstützen.

Amüsantes.

Curiositäten-Versteigerung in X.Y.Z.

Folgende Curiositätensammlung soll nächstens öffentlich an Meistbietende verkauft werden und wird das verehrte Publikum, das sich dafür interessiert, darauf aufmerksam gemacht, daß Herr Simson auf dem Markte nähere Auskunft darüber ertheilen wird.

1) Eine Partie Schamröthe von einem Heuler, der im Beisein anständiger Menschen den ganzen ersten April 1848 für die deutsche Freiheit geschwärmt hat;

2) eine Hose, die mit im Parlament zu Frankfurt gesessen hat;

3) eine dergleichen etwas defect;

4) ein getreues Model von einem californischen Bohrhause, nebst geprägten Bohrspähnen;

5) ein Probestückchen des rühmlich bekannten Fortschritts „auf gesetzlichem Wege", nebst dazu gehörigem Schmiereimer und Hemmschuh;

6) ein ganz naturgetreu abgebildeter Hase, wie sie bis 1848 auf freiem Felde wirklich gelebt haben;

7) ein Plan, die Stadt X. ohne alle Schmerzen an eine Eisenbahn zu schieben und zwar vermittelst Chloroformanwendung;

8) nervenschwankendes Juchtenparfüm für politisch-hysterische Damen, denn gewisse Zeitungen Bayerns verursachten;

9) moderne Mäntel, die sich sehr bequem nach dem Winde hängen lassen;

10) zierliche Scheuleder für Augen, die den Anblick geschmierter Stiefel und ähnlicher Rohheiten nicht ertragen können;

11) eine Drehorgel, die das Lied spielt: „Was ist das deutsche Vaterland?" aber nach der ganz neuen Frankfurter Melodie;

12) einige in Spiritus gesetzte Seufzer eines über den Zeitgeist bekümmerten Spießbürgers, — rührend anzusehen;

13) der geheimnißvolle Selbstverlängnungstrieb eines Anonymus unter Glas gesetzt und hermetisch verschlossen;

14) Nasenschirmen für Diejenigen, welche die Nase so hoch tragen, daß sie Gefahr laufen, das Gehirn zu verbrennen, wenn ihnen ungehindert die Sonne durch die Nase in's Gehirn scheint.

!!! Schauderhafte That !!!

Ein Pendant zu den Erfindungen der Kreuzzeitung.

Vor einigen Tagen verschwindet plötzlich der jüngste Sohn eines angesehenen jüdischen Kaufmanns in Berlin aus dem elterlichen Hause. Alle Nachforschungen sind vergebens, der kleine Judenknabe, ein Kind von 6 Jahren, scheint für immer verloren. Gestern Abend geht ein Constabler durch die große Friedrichsstraße und findet an dem Hause Nr. 41 (dem Dr. F. W. Böttcher, Professor am Friedr. Wilh. Gymnasium, gehörig) die Mütze des verlorenen Kindes. Da erwacht ein schrecklicher Gedanke in der Brust des thätigen Polizeibeamten. Er erinnert sich, daß Professor Böttcher die bekannte Broschüre: „Ueber die Herrschaft der Juden" geschrieben, und darin die Vertilgung der Israeliten ausgesprochen. Der Constabler holt sich einige Collegen, und mit ihnen vereint dringen sie in das Studierzimmer des Professors. Großer Gott! welcher Anblick! Der Dr. Böttcher sitzt mit aufgeschwollenem Leibe da — er hat bereits das unglückliche Judenkind bis auf das rechte Hinterbein verschlungen. Nur die Stiefeln konnten noch gerettet, und den unglücklichen Eltern zugestellt werden!

Modebild Nr. 4.

1. Weißes Tarlatan-Kleid, gestickt und mit 3 Spitzen Volants.
1. Gaze-Kleid mit färbiger Seide gestickt.

(Toilette von F. Behlinger am Kohlmarkt Nr. 1050.)

Inserate.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Freitag den 2. März 1849. | № 43. | Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Baronin Wittwe.

Novelle von J. Alexander Medis.

(Fortsetzung.)

Gustav war bleich vor Wuth, denn er dachte an Emilien.

„Schlange," rief er „du sagtest, falsche Scham sei dir fremd, die ist alle Scham fremd, so wahe es eine Tugend gibt! Die verworfenste Dirne ist ein Engel, wenn du ihr zur Seite gehst, schamloses Weib! Aber ich schwöre es dir bei dem allmächtigen Gott! wenn du es wagst, einen Schritt zu unternehmen, welcher Schande bringen könnte über das graue Haupt meines Vaters, so sollst du von dieser meiner Hand erwürgt sterben, und sollte man mich darüber aufs Rad flechten. Und wehe dir! solltest du es wagen, meine Hand zu erzwingen, das Leben der ewigen Verdammniß wird ein Paradies sein demjenigen gegenüber, das dir meine entfesselte Wuth bereiten wird!"

„Ihre Wuth ist eine sehr ohnmächtige, Herr von Blenk!" entgegnete die Wittwe im sanftesten Tone, „und bereits habe ich darin Schule genommen, durch welche Künste ein Gatte kirre zu machen, dem wir und der uns ein Gegenstand des Abscheus war. Und Sie genießen des Vortheils, daß Sie mir kein Gegenstand des Abscheus, sondern der innigsten Liebe sind!"

„Liebe!" fuhr Gustav auf — „Liebe? Megäre! weigert dir die Lippe den Dienst nicht, wenn du sie zwingst, dieses Wort zu mißbrauchen? Schändlicher Teufel! Die Dokumente gib, oder bei dem Allmächtigen! ich vergesse, daß du ein Weib bist, und morde dich zur Stelle!"

„Sie führen auch Waffen bei sich, Herr von Blenk?" entgegnete die Baronin mit so gleichgiltiger höhnender Stimme, wie sie einem Weibe selten eigen ist;" aber Sie vergessen, daß ein einziger Hilferuf dieses Gemach mit Dienerschaft füllt, und daß, sollte die Hilfe vielleicht zu spät kommen, die nach meinem Tode vorgefundenen Papiere eben so gegen Ihren Vater sprechen würden, als bei meinen Lebzeiten. Halten sie es daher nicht für das Beste, Herr von Blenk, sich ruhig nach Hause zu begeben, und in einigen Tagen wieder demüthig zu mir zu kommen, und um meine Hand zu bitten, wenn Sie es etwa nicht vorziehen sollten, dies gleich zu thun! Es dürfte eben so überraschend als pikant sein, wenn ich Sie am heutigen Balle der Gesellschaft als meinen Bräutigam vorstellen würde, besonders auf Fräulein von Braun würde dies gewiß einen höchst angenehmen Eindruck machen. Aber nun Gott befehlen, Herr von Blenk, und in einigen Tagen hoffe ich Sie wieder zu sehen, aber in einer besseren Stimmung, als in der heutigen; denn Sie können mir glauben, mein Bester! das ist keine Bräutigamslaune!"

„Weib!" rief Gustav auf das Aeußerste gebracht, „du wirst dieser Stunde gedenken und die Rache des Himmels fordere ich auf dein Haupt herunter."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach. Hinter ihm her tönte das schneidende Hohngelächter der ehrlosen Wittwe, welche einige Minuten nachher in ihrem bequemen Wagen saß, und in der heitersten Laune sich nach dem Hause des Regierungsrathes von Wulpek fahren ließ.

III.

Zwei Tage nach der eben angeführten Unterredung fuhr ein eleganter Reisewagen an dem Hotel „zum geharnischten Riesen" vor. Der Kutscher sprang herunter, zog an der Glocke, und der reich gallonirte Bediente leistete einem schönen jungen Manne Hilfe, welcher aus dem Wagen stieg. Dieser trug Reisekleider nach französischem Schnitte, und hatte eine jener Physiognomien, von denen man immer behaupten kann, daß ihr Besitzer einem höheren Stande angehöre. Daß man sich in dieser Voraussetzung diesmal nicht getäuscht haben würde, bewies das schön colorirte Wappen an dem Kutschenschlage, und jenes vornehme, angenehme Wesen in Blick und Geberde, das nur ein Vertrautsein mit den ersten Gesellschaften und ein stetes Bewegen in denselben eigen macht, und das bei schlechten Nachahmern nur um so gewisser die Krähe verräth, welche sich mit Pfauenfedern geschmückt.

Der erschienene Kellner machte dem Neuangekommenen Bücklinge, daß für dermalen noch für eine Rückenmarkslähmung nichts zu befürchten war, und flatterte mit der Serviette durch die Luft, als ob er diese als Flügel gebrauchen, und sich in „das Reich der Lüfte" erheben wolle, was er auch vielleicht gethan haben würde, wenn er sich nicht an die vielen Rückstände erinnert hätte, die er von seinen Gästen zu fordern hatte.

Der junge Mann nahm diese Höflichkeitsbezeugungen mit aristokratischer Gelassenheit hin, während er seine Anordnungen mit dem Wagen traf. Er ließ Koffer und Gepäcke auf sein Zimmer tragen und als er das Geschäft, bei welchem er immerdar ein aufmerksamer Zuseher gewesen, beendet wußte, rief er seinem Bedienten, öffnete die Brieftasche, und gab ihm eine Karte. Dieser nahm die Befehle seines Herrn hin und entfernte sich, während er selbst dem Kellner winkte, und mit demselben die Treppe hinauf in die oberen Etagen des Gasthofes sich begab.

Einige Stunden später saß der Fremde in einem Extra-Zimmer des Hotels, und blätterte in einem Journale, offenbar nur deshalb, weil er nichts Besseres zu thun hatte. Seine Reisekleider hatte er abgelegt und sich in eine Kleidung geworfen, die in ihren kleinsten Theilen den Gentleman verrieth. Vor ihm stand noch unentsiegelt eine Flasche mit Wein, auf deren Bauch der stolze Titel „echter französischer Champagner" prangte, nebst zwei Gläsern welche darauf hinzudeuten schienen, daß der Fremde Jemanden zur Gesellschaft erwarte.

Die hübsche Pendeluhr des Gastzimmers hatte eben in hellen Tönen Fünf geschlagen, und die Ungeduld des Fremden schien etwas zu steigen. Er legte das Zeitungsblatt weg, stand auf, und stellte sich ans Fenster: dann kehrte er wieder zum Tische zurück und schaute der Flamme des auf demselben befindlichen Milly-Kerzenlichtes zu — eine Beschäftigung, welche seine Ungeduld eher zu steigern, als zu vermindern schien. Nun betrachtete er mit strenger Aufmerksamkeit die funkelnden Ringe an seiner schönen weißen Hand, stellte sich vor den Spiegel und musterte seine hübschen braunen Haare und sein junges Stutzbärtchen, drehte sich auf den Stiefelabsätzen, als wolle er ihre Güte erproben, und sagte endlich ziemlich laut:

„Teufel!"

Der abgesagte Feind des Menschengeschlechtes mußte vermuthlich das andächtige Flehen des Ungeduldigen vernommen haben; denn nicht sobald hatte er das Wort ausgesprochen, als auch einer der Kellner mit einer Hast hereinstürzte, als ob es nichts geringeres denn ein Menschenleben gelte.

„Befehlen, bitte"

Der Fremde lächelte.

„Heißen Sie Teufel? fragte er."

„O bitte" entgegnete der Aufwärter, etwas verblüfft, und setzte einen Fuß vor, um die glänzenden Eigenschaften seiner Stiefel in ein gehöriges Licht zu setzen. Dann wiederholte er sein:

„Befehlen, bitte" mit gedämpfterer Stimme.

„Parbleu!" erwiederte der Gast — „aber halt — bestellen Sie zwei Couverte!"

„Speisezettel, bitte!" schrie nun der Kellner mit neuem Muthe und flog in eine Ecke, um das besagte Papier zu holen, als ob ihn der Wind hineingeworfen hätte.

Der Fremde las die Speisekarte durch und der Kellner kokettirte indessen abwechselnd mit seinem Spiegelbild und seinen Stiefeln. Dann schwang er seine Serviette, wie eine Kriegesfahne, und als der Gast bestellt hatte, flog er ab mit einer Schnelligkeit, daß sie außer dem Bereiche eines Menschenwirkens zu liegen schien. Der Zurückgebliebene aber pfiff das Lied: „Jäger oder Hirt" in so durchdringenden Tönen, daß es wie höllische Musik zu klingen schien.

Eben dachte er daran, daß er sich in der Nähe eines Theaters befand, das einen zweideutigen Ruf genoß, und hatte deshalb sein Pfeifen eingestellt, als die Thüre des Zimmers sich öffnete, und ein schmucker junger Mann hereintrat, der ganz gentlemanmäßig costumirt war.

Beim Erblicken desselben flog ihm der Fremde um den Hals, und die Strafrede gänzlich vergessend, die er dem Saumseligen zu halten sich vorgenommen hatte, rief er:

„Grüß dich Gott, mein allerwackerster Eduard! Da bin ich wieder bei Euch! ich werde Euch nicht sobald wieder verlassen!"

„Willkommen, willkommen in unserer Mitte!" entgegnete der eben Erschienene; „das ist herrlich von dir, daß du sobald wieder von deinen Reisen zurückgekommen, mein vortrefflichster Jaromir! Du denkst doch noch daran, wie wir die gute Ahnfrau über die Breter gehen ließen, und unser Conrad mit seinem Clavier die Zwischenakte ausfüllte. Der ist früh heimgegangen, — es war ein tüchtiges Talent in ihm. Aber nicht wahr, Carl, würden wir damals die Jura so emsig betrieben haben, wie wir dem Theater und besonders der Ahnfrau lebten, wir würden verteufelt gute Stücke von Commerzräthen geworden sein!

„Ja, ja" sagte Carl lachend," die schönste Zeit im Leben ist unstreitig die, in welcher der Mensch am meisten Thorheiten begeht. Theater und Liebe, Professoren-Prellerei und Schulbänke-Zerstörung sind ganz köstliche Unterhaltungen für muthwillige Burschen! Nun aber setze dich zu mir, und laß uns Eins plaudern; ich kann dir wirklich nicht sagen, wie wohl mir ist, seitdem ich wieder meiner Vaterstadt athme! Es ist doch etwas sonderbares um den Menschen — in heimathlicher Luft, da gedeiht er kräftiger und stärker und sein Gemüth wird lebendiger und frischer, wenn es auch die der Pontinischen Sümpfe wäre. Und da lobe ich mir denn als Deutscher unser Deutschland. Denn man sage mir, was man will, aber in diesem verteufelten Frankreich ist kein eigentliches Leben für uns Germanier, und wir mögen uns immerhin als die vernünftigste Nation brüsten, in dem Stücke sind wir aber die größten Narren, daß wir das Beengende der Pariser Salons auch bei uns einheimisch gemacht; ich wenigstens habe mich niemals ganz wohl in diesen Cirkeln befunden. Aber sprich, Eduard, was macht denn unsere schöne Freundinn Amalie? Ach, du wirst roth? Ja, ja! man darf nur ein Jährchen fern sein — Und Gustav? der Mensch, glaube ich, könnte auch für den Preis eines Königreiches von Emilien, und sie von ihm, nicht lassen. Aber bei meinem Herzen! Emmi ist auch das schönste Mädchen, das ich jemals gesehen habe, trotzdem daß ich ziemlich weit herum gewandert bin!"

„Und doch für diesmal begnügt sich Gustav mit etwas Geringerem als einem Königreich," erwiederte Eduard kopfschüttelnd, und zündete seine Cigarre an, „du kennst ja die Baronin von Walter —"

Karl sprang auf.

„Das ist die Wittwe, die vor ungefähr — warte!"

Er zog sein Portefeuille heraus, und blätterte hastig in einigen beschriebenen Papieren.

„Ja, zehn Jahre sind es nun" fuhr er fort, daß das Ungeheuer in unseren Mauern wohnt. Nun was ist es mit ihr?"

Eduard blickte erstaunt seinen Freund an.

„Du hast mich mißverstanden, Karl" sagte er, „Gustav wirbt um die Hand der reichen Wittwe, Baronin von Walter, die mit ihrer Hand Hunderttausende zu vergeben hat."

„Wohl, wohl" erwiederte Karl ungeduldig;" ich meine die niederträchtige Phryne, die mit ihrem sechzehnten Jahr in Paris von ihren Reizen lebte, mit ihrem zwanzigsten Jahre als Diebinn am Pranger stand, gegen welche in ihrem ein und zwanzigsten eine Anklage wegen Kindesmord erhoben wurde, die Eine ihrer eifrigsten Gönner, welcher am Gerichtshof fungirte, niederschlug; die in ihrem zwei und zwanzigsten den unglücklichen verblendeten deutschen Baron von Walter in die Netze ihrer Koketterie verstrickte, und ihn dahin zu bringen wußte, ihr seine Hand zu reichen, und welche nun nach dem Tode ihres Gemahls, den der Gram über sein Unglück in das Grab gestürzt, hierherkam, und ihr früheres Lasterleben unter der Maske der Sittsamkeit verhüllt, indem sie den Schleier des Anstandes über ihre Schandthaten geworfen."

Mit athemloser Hast hatte Karl diese Worte gesprochen, und Eduard, der vom Sitze aufgesprungen war, hörte erstaunt seiner Rede zu.

„Mensch! du machst mich staunen und zittern!" sagte er nach einer Pause, während welcher sich die Freunde fragend und antwortend angeblickt hatten. „Um Gott, wo hast du diese Nachrichten gesammelt? Und weißt du, was du durch die Veröffentlichung derselben wagst? Du tastest den Ruf einer Frau an, die wenn auch nicht allgemein gekannt, doch dort, wo sie gekannt, geachtet ist, um deren Besitz schon Hunderte umsonst warben, die einen Nimbus von Ehrbarkeit um jede ihrer Handlungen zieht, und die —"

„Bei alle dem eine schamlose, vom Glücke begünstigte Metze ist!" unterbrach ihn Karl.

„Glaubst du, ich würde Nachrichten ruchbar machen, die ich nicht beweisen kann? Das laß mir über, und den Triumph ihrer Vernichtung! Und Gustav, sagst du, unser zärtlicher Gustav, der von dem schönsten und holdesten Mädchen der Welt geliebt und angebetet wird, er sollte seine Emilie diesem Weibe opfern; selbst wenn er nichts von ihrem früheren Lebenswandel weiß? Wie kommt das, Eduard?"

„Wie es kommt, weiß ich nicht" erwiederte Eduard achselzuckend, „daß es aber so ist, ist leider nur zu wahr. Vorgestern war Gesellschaftsball beim Regierungsrath von Wulpeck, der dir gewiß noch immer in werthem Andenken ist, und da ließ die Baronin ziemlich unzweideutige Anspielungen fallen, als ob Gustav um ihre Hand geworben, nur meinte sie, wäre sie mit sich selbst nicht einig, was sie da zu thun hätte, indem ihr dieser Antrag so überraschend gekommen sei. Du kannst dir leicht denken, was das für einen Eindruck auf die liebliche Emilie machte, welche gerade gegenwärtig war, und der so ein verdammter Ohrenbläser augenblicklich diese Aeußerung hinterbrachte; für solche Geschäfte gibt es in unseren Cirkeln leider noch immerdar Leute im Ueberfluß, Gott sei Dank! und das junge, ohnedies zur Schwermuth geneigte Mädchen mußte fast ohnmächtig nach Hause gebracht werden, so sehr hatte sie diese Nachricht angegriffen. Und gestern sprach ich mit Massak. Du kennst doch den Gecken, der all sein Geld im Farao verspielt, und nun fleißig die Baronin besucht; nun, der sagte mir das Nähmliche und setzte noch bei, daß er den Namen Gustavs noch nie von Jemanden habe so zärtlich aussprechen hören, als neulich von der reichen Baronin!"

„Merkwürdig," murmelte Karl „sieh Eduard, du weißt, wie heiß ich selbst Emilien einmal geliebt habe, und wie männlich ich meine Leidenschaft niederkämpfte, dieses Gustavs willen; aber bei meinem Herzen! hätte ich ahnen können, daß er die heiligsten Gefühle dieses Engels dergestalt mißbrauchen könnte, ich würde den Burschen ermordet haben, so lieb ich ihn immerdar

hatte, und so gute Freunde wir übrigens waren. Aber um Gotteswillen! wie benahm sich Gustav selbst bei dem Vorfalle im Hause des Regierungsrathes?"

„Er war abwesend" meinte Eduard, „so trabantenmäßig er seit der letzten Zeit die Baronin immer begleitete, an jenem Abende fühlte er — vielleicht Scham. —"

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

Briefe an mich selbst.

Von Fried. Dornau.

(Schluß.)

Erwiederung.

Du kennst die leicht erregbaren Saiten meiner Brust, und greifst mit mächtiger Hand darein. Du weißt, daß Du selbst aus mir hervorgegangen, daß Du ein Werk meiner Weihestunden bist, und pochst darauf. Aber jene Täuschungen sind die schmerzlichsten und unbesiegbarsten, die uns mit unseren sittlichen Idealen entzweien, und je länger wir auf die Stunde warteten, die sie in's Leben rufen sollte, desto mehr wird unser Glaube schwinden, wenn sie uns dann als Zerrbilder oder falsche Götzen entgegentreten. Rufe Dir in's Gedächtniß zurück, wie es uns ergangen ist. Sahen wir nicht mit Entsetzen an die Stelle eines formalen Despotismus der doch das Gesetz seiner eig'nen Willkühr achtete, eine tausendköpfige Tirannei treten, die allem und jedem Rechte und Gesetze Hohn sprach? Sahen wir nicht diejenigen, welche die Freiheit wirklich liebten und verehrten, muthlosen Hauptes daneben stehen, als man die Himmlische in den Staub niederzog, und eine feile Dirne mit dem geheiligten Namen schmückte? Waren nicht selbst jene Vorkämpfer, in denen wirklich das heilige Feuer einer Idee zu lodern schien, von hirnlosem Fanatismus zu Plänen hingerissen, die nur mit dem Umsturze aller Grundlagen der Gesellschaft, des Rechtes und der Sitte endigen konnten? Und unter allen diesen Verkehrtheiten und Ruchlosigkeiten nicht Eine große That, nicht Eine hervorragende Persönlichkeit, nicht Ein hoher, die Umstände beherrschender Geist! Ueberall nur Kraft und Muth auf der Seite der Zerstörer — nur Schwäche und Mattherzigkeit auf der Seite der zur Erhaltung und Umstaltung Berufenen! Das ist es, was mich so hoffnungslos werden ließ; das ist es, warum ich wünsche, daß jene erhabene Lehre von den Menschenrechten, der ich nicht untreu geworden bin, als ein Buch der Offenbarung in einer nur Wenigen verständlichen Sprache vor entweihenden Blicken verschlossen gehalten werde, und jener Segen, den die Erscheinung der Freiheit auch dort zurückläßt, wo sie verkannt und mißhandelt, einer festen mächtigen Hand anvertraut werde, damit nicht auch er wieder verloren gehe, und Kleinmüthige versucht werden, sich vorschnell nach den früheren Zuständen zurückzusehnen.

Ist es nicht entmuthigend und beschämend, daß die Männer der Wissenschaft und der Staatskunst, daß die friedlichen Kräfte des Fortschritts und der Fortbildung im Staate, daß die Vertreter des Volkes, die an der Spitze der neuen Zeit wirkten und zur Bildung des neuen Staats berufen waren, in allen Bestrebungen nach Ordnung und Gestaltung rathlos scheiterten, daß sie stets dem von verwegenen Kräften geleiteten Geschrei der Menge erlagen, und endlich aus jenem Stande, der als die Vorhut und Leibwache des Despotismus verschrien war, jene drei energischen Männer hervorgehen mußten, die mit festem ehrlichen Wollen und kräftigen That das Vaterland retteten.

O laß mich nicht weiter reden, erspare mir und Dir jedes fernere Wort einer nur zu bittern Wahrheit. Wie gerne wollte ich mich selbst überreden, daß es anders ist, daß nur eine Verirrung des Geistes, nur ein Uebermuth der Gefühle zu jenen traurigen Erlebnissen geführt hat, auf die wir nicht ohne Schaudern zurückblicken können! Wie gerne wollte ich die gewissenlosen Abentheurer, die sich bei allen Revolutionen an die Spitze stellen, und denen nichts heilig ist, wenn es gilt, ihren zügellosen Ehrgeiz, ihre unersättliche Selbstsucht zu befriedigen, als eine kleine Rotte ruchloser Feinde der Gesellschaft, und den rohen, sittlich und moralisch verwahrlosten Pöbel als Unmündige außer Rechnung lassen; aber wenn ich dann wieder in dem Kreise umherblicke, der sich thätig auf der Weltbühne bewegt, wenn ich die Männer der freien Presse, welche den Geist der Zeit als echte Münze ausprägen und allen zugänglich machen sollen, wenn ich die studierende Jugend, die den Aufschwung zur Begeisterung für alles wahrhaft Große und Edle den Bestrebungen der Zeit mittheilen soll, wenn ich die Bürgerschaft, welche berufen ist, Maß zu halten und die bestehenden unentbehrlichen Grundlagen der Gesellschaft zu schützen, wenn ich die Diener des Staats, welche, an der Spitze der Geschäfte gestellt, die Geschicke des neuen Staats zu lenken haben, in's Auge fasse, und mir ihre Haltung und ihr Wirken in der jüngst verfloss'nen Zeit in das Gedächtniß zurückrufe, so ist auch darin leim Trost für mich.

Erlaß es mir, Dir auch noch den Gipfel der Schmach, jene Schamlosigkeit vorzuhalten, womit man die ruchlosesten Gesinnungen und Thaten in Worte der edelsten Bedeutung ausprägte, erlaß es mir, Dich auf jene rasenden Derwische zu erinnern, die ihre Götterbilder „Freiheit und Brüderlichkeit" alltäglich mit Festkränzen schmückten und mit Triumphhymnen ankreischten, während Willkühr und Verfolgung unter ihrer Führung durch die Straßen tobte! Dieses lügnerische Schaustück, diese selbstbewußte Gleißnerei, diese Verhöhnung des Edelsten, dieses honigsüße Gift der Bruderliebe auf den Judaslippen! Wer hat es gesehen, dieses Lügenbild, und kann noch glauben an die bessere Natur der Menschen, an die Fähigkeit des Volks, sich selbst zu regieren!

II.

Deine Worte haben mich tief erschüttert, ich schaute in das Innerste meiner Seele hinein, und entdeckte mit Entsetzen ein leises Schwanken. Ich nahm alle meine Kraft zusammen, um meinen Glauben zu stärken, meine Ueberzeugung zu retten; aber ich war nicht im Stande, die tiefe Trauer zu besiegen, worein jenes vorübergehende Schwanken meine Seele versenkt hatte. Ich versuchte gewaltsam der Gegenwart und ihrer Eindrücke los zu werden, und zu Dir in das Traumland der Jugenderinnerungen zu flüchten, als mich plötzlich die Dämmerung eines schlummerartigen Halbschlafes umfing, und ein heller Traum, einer Vision gleich, an meiner Seele vorüberging. Ich befand mich in einem wunderbaren Schauspielhause. Es war die Natur selbst, in einen Rahmen von Bergwänden eingefaßt. Der Vorhang aus lichtdurchflos'nen Wolken hob sich, und eine große Landschaft zeigte sich meinen Blicken, sie war reich mit Menschenwohnungen besäet und von einem furchtbaren Gewitter in Nacht gehüllt. Unter den flammenden Blitzen entzündete sich bald da, bald dort, ein Gehöfte, der Donner schien die Erde aus den Fugen schütteln zu wollen, Berge stürzten ein; es schien das Weltende zu nahen. Eine große Menschenmenge stand im Hintergrunde, Alle starrten zum Himmel empor, einige zagend und zitternd, andere mit offenbarem Trotze, noch andere in stiller Ergebung. Vorne aber floß allmählich, wie von selbst entstanden, ein wunderbares Licht durch die Räume, eine wahrhaft himmlische Verklärung ausgießend, während das Gewitter immer forttobte. In diesen hellen Vordergrund trat ein Landmann, eine biedere, treuherzige Gestalt! Seine Mienen drückten fröhliches Behagen aus, er schien das Gewitter hinter ihm nicht zu bemerken oder nicht zu beachten. Wie freudig erhebt sich mir das Herz — sprach er fröhlich vor sich hin — bin ich nicht ein anderer Mensch!

Was ich zu denken nur gewagt, es ist erfüllt, ich gehöre nun mir selbst an, bin weder mit meiner Person, noch mit meiner Habe mehr einem Andern zinspflichtig; das Gesetz und das Recht, das alle bindet, bindet auch mich, ich bin kein gezeichneter Sklave mehr, führe nicht mehr doppelt den Namen „Unterthan," sondern nur einmal wie jeder — als Unterthan des Gesetzes, der Gesellschaft, des allgemeinen Wohls! Dank dir, erhabene Vorsehung, die du uns so plötzlich mit diesem herrlichen Geschenke überraschtest! Für jetzt kann ich Dir nur noch den Dank meiner freudig bewegten Gefühle bringen; dann erst, wann der neue bessere Zustand in mein Mark und Blut gedrungen sein wird, dann — hoffe ich — wird auch die That, wird das, was ich bin und leiste, mein ganzes besseres Sein Zeuge meiner Wiedergeburt, Zeuge des Segens der neuen Zeit werden!"

Mit diesen Worten zog er sich in den Hintergrund zurück, es erschien ein Regenbogen am Himmel, und der Donner hörte auf zu grollen.

Aber bald erneuerte sich die frühere Szene des Aufruhrs in der Natur, der Saum der Verklärung im Vordergrunde blieb unverändert, und in diese Verklärung trat ein schöner, junger Mann. Stolz und frei blickte er vor sich, sein reiches blondes Haar wallte in natürlicher Fülle um die ausdrucksvolle gedankenreiche Stirne; sein Anzug war ideal, es mußte ein Dichter, ein Künstler, ein Literat sein.

„Wohl uns!" rief er begeistert aus, „das Wort ist nun frei, wie der Gedanke, die Schmach des gezwungenen Schweigens ist von uns genommen, der Geist ist seines Banns entledigt, ist ein Gemeingut der Welt geworden! Nur dann, wenn ich mir die Qual der Scham in's Gedächtniß zurückrufe, die ich damals empfand, als wir noch den glühenden Geisterdrang in uns verschließen mußten, während in freien Ländern Deutscher und Fremder Zunge das Geistige in Bild und Wort zu herrlichem Krystalle anschoß, nur dann kann ich mir die ganze Größe des herrlichen Geschenkes vergegenwärtigen. — Der Geist, die allbewegende Urkraft des Daseins in Fesseln! Du schwandest für ewig, schauerliches Bild einer finstern Vergangenheit!"

Auch dieser begeisterte Redner verschwand im Hintergrunde, und ein zweiter Regenbogen wölbte sich über der Gegend, und das Gewitter schwieg abermals.

Doch es erhob sich bald wieder in früherer Kraft, und nur das verklärende Licht am Vordersaume stand unbeweglich.

In dieses Licht trat eine neue Erscheinung. Ein ehrwürdiger Greis — sein Haar war silberweiß, sein Haupt vorgeneigt, aber im warmen Blicke noch keine Spur des hohen Alters — führte an der Hand einen jungen Mann, dessen bleiches Angesicht ein Abdruck tiefer Leiden war, dessen Augen aber dennoch von freudiger Bewegung glänzten. Der Greis stand still und schien sich in dem Anblicke seines

Sohnes mit kummervollen Blicken zu verlieren. Da sprach dieser: „Mir ist wohl, theuerer Vater; was ich gelitten habe, liegt hinter mir, ich will nun frohen Muthes vorwärts blicken. Das Bewußtsein, daß meine Menschenbrüder, die wie ich, schuldig oder unschuldig dem Gerichte verfallen, künftig nicht mehr die Tortur der geheimen Inquisizion zu bestehen haben, wiegt meine Leiden tausendfach auf. Und bin ich nicht selbst nun frei, ist meine Unschuld nicht erkannt, nicht öffentlich von Richtern meines Gleichen, unter dem theilnehmenden Zurufe meiner Mitbürger ausgesprochen! — — Darum juble mit mir, theuerer Vater, Du hast es erlebt, Deine Augen haben es geschaut — das herrliche Schauspiel des öffentlichen Gerichts! — Keine Macht der Erde kann dieses unschätzbare Gut einem freien Volke wieder nehmen."

Auch diese Erscheinung verschwand, ein dritter Regenbogen wölbte sich über die Gegend, das Licht der Verklärung dehnte sich aus, der Aufruhr in der Natur zog in die Ferne und ich erwachte.

Dein Schreiben hatte nun seine Gewalt über mich verloren, die Züge kamen mir verblaßt vor, und es schien mir, als wollten sie ganz erlöschen, als wäre ihr Inhalt auch nur ein Traum.

Auch Dich selbst kann ich nicht mehr als eine Gestalt außer mir anerkennen, die Umrisse fallen zusammen, Du kömmst mir wie ein Schein n vor, und in meinen Adern spüre ich die Wärme einer zweiten Seele, die mit mir Eins werden will, wie ein Theil meines eigensten Selbst, der mir abhanden gekommen. Sprich, wenn Du es noch vermagst, schwacher Schatten — sprich, und bekenne Dich überwunden!

Erwiderung.

Ich bin es; aber noch nicht mit freudigem Muthe! Möge bald jener Strahl der Liebe die Welt erleuchten, der mit den Nebeln der Vorurtheile auch den Qualm des Verderbnisses verscheucht, der die entwürdigten Menschenmassen in seinen giftigen Dunstkreis einhüllt!

Wien.

K. K. priv. Theater in der Josefstadt.

Mittwoch am 18. Februar zum ersten Male: Die Günstlinge. Original-Schauspiel in 5 Aufzügen von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Als die Gräfin Landsfeld (Lola Montez) hörte, daß der Adel abgeschafft werden soll, rief sie mit Würde aus: Unser Geschlecht kann man uns doch nicht nehmen!!" — auch Frau Birch-Pfeiffer kann jetzt schon ausrufen: Mögen sie mich tadeln und verdammen, meine Verdienste bleiben mir doch! — Und in der That hat diese Frau auch bedeutende Verdienste, wenn auch nicht um die Kunst, so doch um die Theaterdirectoren, denn es gab eine Zeit, wo Frau Birch a jour war, und wo kein Repertoir ohne Frau Pfeifer bestehen konnte. Obiges Stück gehört zu den bessern Produktionen dieser Verfasserin; Katharina II. und Potemkin sind zu interessante historische Charaktere, als daß so eine gewandte Feder sie nicht auf eine äußerst wirksame Weise benützen könnte; aber siehe da, t.otz dem russischen Inhalte, welcher das Stück zu einem für Oesterreich sebe zeitgemäßen stempelt, war das Haus doch ganz leer, unser Publikum scheint also eine eigene Aversion gegen Russisches zu haben, denn die miserabelste Posse hätte eine größere Zuhörerschaft gezählt. Die „Günstlinge" wurden schon vor Jahren an den Provinzbühnen aufgeführt, dies erspart uns eine ausführlichere Besprechung des Stückes, und wir werden uns lediglich an die Darstellung halten. Herr Director Stöger hat bei der Zusammenstellung seines Schauspielpersonals den Fehler begangen, daß die einzelnen Theile desselben in Bezug auf Leistungen in einem zu großen Mißverhältnisse gegen einander stehen: hier Ausgezeichnetes dort höchst Mittelmäßiges, wenn man z. B. einen herrlichen Araber und einen rippendürren verrosteten Karrengaul an einen Wagen spannt, was wird das für ein Zweigespann geben? — Bei einer ganzen Gesellschaft mittelmäßiger Kräfte, fällt keines von Allen so sehr auf, tritt aber eine vorzügliche Erscheinung unter sie, dann fällt der Ersteren Erbärmlichkeit doppelt in's Auge. Wer konnte z. B. am heutigen Abende ohne ein Mitleiden zu empfinden, Herrn Buchwald (Romanow) sehen, wie er sich an der Seite der Frau Heese (Agrafine) und des Herrn Heese (Potemkin) abmühte? Die beiden Heese, ausgezeichnete Künstler, Herr Buchwald ein unter der Mittelmäßigkeit stehender Anfänger; die beiden Heese, ein Paar, welches wir sehr gerne gegen mehre andere in unserem Hof- und nationaltheatralischen Kunstlazareth ausgetauscht wissen möchten; und Herr Buchwald ein Schauspieler, der uns heute durch sein Augenaufreißen, durch seine Grimassen, durch seine stockstarren Bewegungen und durch sein unbeschreiblich lächerliches Kostüm (was freilich der Direction zur Last fällt) zur Verzweiflung brachte. Ja selbst die Frau Bender und Bergmann (Katharina und Fürstin Daschkow) standen Herrn Buchwald gegenüber schon als Künstlergrößen da, und wiewohl sie an die Heese's nicht hinanreichen, so verdarben sie wenigstens nichts, was bei dem ausgezeichneten Spiele der erstern nicht wenig sagen will.

Wenn wir von den höchst unangenehmen russischen Erinnerungen abstrahiren, so war trotz des angedeuteten Mißverhältnißes der Eindruck des Abends doch ein angenehmer, das Ehepaar Heese wurde mehrere Male gerufen, und hatte diese Auszeichnung im vollsten Maße verdient.

Für den Herrn Regisseur behalte ich mir bei einer künftigen Gelegenheit einige Zeilen vor. Be.

Wiener Signale.

Einem Prager Blatte wird geschrieben: Ich kann Ihnen mittheilen, was die officielle Presse in Uebereinstimmung mit dem Ministerium zur Entschuldigung der russischen Intervention vorbringen wird. F. M. L. Puchner habe einen Offizier ans Ministerium gesendet, mit der Frage, ob er die Russen ins Land rufen dürfe. Das Ministerium habe diesen mit der strengen Weisung, in keinem Falle diesen Schritt zu thun, zurückgesandt. Auf dem Rückzug soll er von den Insurgenten aufgefangen worden sein. F. M. L. Puchner wartete vergebens und glaubte, da der Offizier nicht zurückkehrte, eine stillschweigende Erlaubniß darin zu erkennen.

Ein Ansuchen der Studenten um baldige Wiedereröffnung der Schulen wurde durch den Herrn Civil- und Militärgouverneur Welden freundlichst entgegengenommen, und ihnen die Zusage ertheilt, daß sie ihre Studien gegen Mitte des nächsten Monats werden beginnen können, mit dem Ersuchen, daß sie sich nicht in Politik mischen möchten; jeder ihrer etwaigen Beschwerden solle von seiner Seite gerne entgegen gekommen werden.

Seit einiger Zeit werden, wie es scheint ganz ohne Wissen und ohne Ermächtigung der Behörden, Hausuntersuchungen ganz eigenthümlicher Art veranstaltet. Eine mährische Gemeinde sucht hier ihre militärpflichtigen Individuen, und wählt zu diesem Behufe die traulichen Mitternachtsstunden, wo ein Mitglied dieser Gemeinde ohne aller weitern polizeilichen Assistenz als einen Munizipalgarden und „Vertrauten", Wohnungen überfällt und Alles durchstöbert, um Recruten aufzugabeln. Die in ihrer Ruhe auf so ungesetzliche Weise Gestörten sind im höchsten Grade über ein solches Verfahren erbittert. Denn gern unterwirft sich Jedermann den Bedingungen des Ausnahmszustandes, wo er Hausuntersuchungen zu veranstalten nöthig findet, aber wo Privatuntersuchungen eine Juristiction ausüben wollen, die so sehr das Hausrecht verletzt, ist es Pflicht der Behörden, solchen Unberufenen auf die Finger zu klopfen. Wir geben diese einfache Thatsache der Wahrheit gemäß, wie sie uns von ehrenwerthen Männern mit der Bitte um Bekanntmachung zugekommen ist. R. öst. Z.

Mittwoch früh wurde wieder ein Maurer wegen Verheimlichung von Munition standrechtlich erschossen.

Man spricht von einer neuen Verordnung, daß um 10 Uhr sämmtliche Gast- und Kaffeehäuser geschlossen werden sollen. Auch soll man nach dieser Stunde nur mit einer Laterne auf der Gasse gehen können. Bis jetzt ist von beiden Bestimmungen übrigens noch nichts Aemtliches bekannt, und sie scheinen daher mehr leere Gerüchte zu sein.

Eine Kundmachung enthält die Fälle genau angeführt, auf welche das standrechtliche Verfahren gesetzt, und eben so diejenigen, bei welchen die kriegsrechtliche Behandlung eintritt.

Die Russen sollen, einem Gerüchte zufolge, in Podgorze und Krakau ebenfalls eingerückt sein. Einige Zeitungen bringen bereits Nachrichten von ausgebrochenen Unruhen in Krakau. Gewisses ist noch nichts bekannt.

Mehrere Blätter brachten vor einigen Tagen die Notiz, daß der Reichstagabgeordnete, Hr. Bacano dem Redakteur eines Provinzblattes ersuchte, eine Vertrauensadresse an den Reichstag zuwege zu bringen, und zu diesem Zwecke ein schon fertiges Formulare, sogar liniert, beigelegt; welche höhnische Bemerkungen wurden dabei angestimmt — und nun erklärt Hr. Bacano in einem Briefe an die Redaktion der Presse, daß die ganze Geschichte erlogen sei. Was werden nun die betreffenden Blätter dazu sagen, die frohlockend in die Posaune des Hohn's gestoßen?

Wien hat so viele Leute im Jahre 1848 zum Militär, und meistens Freiwillige abgestellt, daß es noch für sein Rekrutenkontingent ein Guthaben für 1850 ausweiset. Es dürfte demnach für 1849 in Wien wahrscheinlich gar keine Rekrutirung abgehalten werden.

Die Grazer Studenten haben ebenfalls eine Dankadresse an Schuselka wegen seiner Interpellation bezüglich der Rekrutirung der Studenten, votirt.

Der hiesigen Akademie der Wissenschaften soll eine bedeutende Reorganisation im Geiste der neuen Zeit bevorstehen. Wir wünschen es im Interesse der Wissenschaft, daß diese Reorganisation eben so energisch und fruchtbar wirkt, und diese Staatsanstalt zu einer Würde und Popularität emporhebt, wie sie die französische Akademie in früheren Jahren genossen hat.

Herr Hellmesberger jun. hat eine Oper vollendet, die demnächst an mehreren Provinzialtheatern zur Aufführung vorbereitet wird.

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Samstag den 3. März 1849. № 44. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Was wir wollen und was wir hoffen! *)

Wir wollen vor Allem Ehrlichkeit; ehrlich, das ist ein Wort, welches wieder zu Ehren gebracht werden muß durch die Politik, weil sie es war, die es aus den Cabineten verbannte, und wenn die Politik ehrlich wird, dann hat sie nur sich selbst zu Ehren gebracht. Was ist es, was man unter einem „Politicus" verstand seit Jahrhunderten? Einen Schlaukopf, einen Pfiffikus, einen Sinnverdreher, einen Begriffsescamoteur, einen Mann, der aus gerade krumm, aus falsch wahr, aus Wahrheit Widerspruch, aus Einigkeit Zwiespruch, aus Widerstrebendem Löthung zu machen bemüht ist, einen Fuchs, einen Mann des Verraths, einen Anbeter Machiavellis — Metternich, Guizot, Talleyrand ꝛc. sind Prototype — Männer, die das Wort haben, um ihre Gedanken zu verhüllen, die die Welt betrügen in ihren Fürsten und in ihren Völkern, die ein Gewissen haben von Gummielasticum, und eine Stirne von gefärbtem Leder. — Die Opposition will ehrlich sein, und will sagen, was sie will, ohne Hinterpförtchen, ohne Clausel, ohne Vorbehalt, klar und offen mit muthiger Stirne, wie Einer der ein reines Gewissen hat, wie Einer, der weiß, was er will, aber nicht darf, weil mans übel nimmt, aber ebendarum sich moralisch verpflichtet fühlt, nicht weniger Muth zu haben wenn er die Gefahr sieht. Eines kann uns retten aus dem chaotischen Gewirre, das ist — Ehrlichkeit. Europa ist nun gerade ein Jahr hindurch im Fieber, es ist für es kein Moment eines gesunden Zustandes da gewesen seit zwölf Monden. Auf Kälte folgt Hitze, nun wieder auf Kälte Hitze — die eine eben so unnatürlich wie die andere. Die Hitze war eine Folge der plötzlich frei gewordenen, lange mit Macht gebundenen Wärme des Selbstbewußtseins fast aller Nationen Europas. Die Kälte kam, als dieses Bewußtsein wiederum mit Macht gebunden ward. Aber unter dem Schnee, der so plötzlich aus der Höhe herabgefallen war, keimten die jugendlichen Saaten nur noch kräftiger, und die Spannkraft muß nach ewigen Nothwendigkeitsgesetzen, so in der natürlichen wie in der politischen Atmosphäre um so stärker sein, je stärker das elastische Element zusammengedrängt wird.

Im Süden Europas ist das Unglaubliche geschehen; Rom, das durch Jahrhunderte den katholischen Geist in sich hegte und pflegte, hat gegen seinen Papst sich erhoben, und garantirt ihm blos seine pontificalische Autorität, während es im Namen Gottes die Republik proclamirt. Florenz gibt sich selbst auf als Residenz, sinkt freudig zur Provinzialstadt, zur Tochterstadt Roms herab, die es früher als Schwesterstadt begrüßte. So ist Mittelitalien einig in seinem Streben. In Oberitalien ist der Sturm vorauszusehen, und alle Zeitungen bringen uns davon die sichere Kunde. Carl Albert hat keine österreichische Armee, auf deren Treue und Hingebung, auf deren Loyalität und Heldenmuth man wie auf Felsen bauen könnte. Eine Laune der treulosen sardinischen Miliz, und Turin ist eben so die Tochter Roms wie Florenz, und diese Laune ist so wahrscheinlich als irgend eine, ja sie steht in gewisser Aussicht. Im Süden gährts und zischts, und in dem Augenblicke, wo Ferdinand Neapel von Truppen entblößt, um sie nach Rom zu senden, kann er leicht in die Lage kommen, sie noch eiliger zurückzurufen, als er sie gesendet, und Sicilien ist Republik, so lange es keinen Fürsten anerkennt. Frankreich ist als Republik organisirt, und sobald sich im Norden der Alpen die Punkte berühren, so werden die electrischen Kräfte aus der Spannung in den Strom übergehen, sich einigen und so gläubig ist kein Prophet, daß er glaubte, dann könne den unitarischen Bestrebungen Italiens entgegengetreten werden, wenn Frankreich ihm zur Seite steht. Und wer sage, daß Frankreich ihm nicht helfen will, wenn es ernstlich glaubt, Chambery könne eben so gut für Paris als für Rom kindliche Zärtlichkeit fühlen? Frankreichs Volk? — Das will Italien helfen, die Kammer nicht weniger; das Ministerium? In diesen Zeiten haben französische Ministerien und Zeitungen gleiches Schicksal, sie können nicht wissen, was ihnen der morgige Tag bringt — und Louis Napoleon? — Jener ehrliche Präsident wartet auf Italiens Stärke, und wird erst dann sein Schwert in die Wagschale werfen, wenn Italien stark genug ist, um mit Frankreichs alleiniger Hilfe gegen außen zu stehen, d. h. wenn Italien seine Streitkräfte nicht bei den Fürsten und die Fürsten nicht bei den Streitkräften hat. Louis Napoleon ist klüger als man ihn halten möchte, er will, was er nicht darf, erst dann thun, wenn er weiß, daß ers kann, ohne sich eine Blöße zu geben, er will seinen höchsten Trumpf, den Namen des Helden von Marengo erst dann ausspielen, wenn die Furcht, übertrumpft zu werden grundlos erscheint.

Übrigens hat sein Oheim unsterblichen Angedenkens gezeigt, daß man aus den kleinen italienischen Bissen einen ganzen Laib macht, und ihn doch verschlingt, wenn man einen weiten Schlund hat. Ein Königreich Italien ist ja auch eine von den historischen Erinnerungen, die unter dem dreieckigen Hute leben. Sis per me, aut non sis, also ruft man der Italia unita zu, und sie hält ihre Schultern willig her, um den Präsidentenstuhl zu tragen. — Wenn man sich in Frankreich für die Republik und nicht für die Monarchie schlagen will, so fehlts eben nicht an der Ausflucht. — In dem Augenblicke, wo man sagen kann, so von den Regierungen als von den Regierten, die in ihrem Eifer ein Extrem hintanzuhalten unwillkürlich das andere herbeiführen, wo sich der Spruch bewahrheitet: incidet in Scyllam, qui vult vitare Charybdin —

In dem Augenblick, wo im Osten der Absolutismus steht, im Süden Oesterreich vom Republikanismus mit der offenen feindlichen Stirne bedroht, im Norden von Deutschlands unitarischen Bestrebungen hart gedrängt wird, und im Süden seine treueste Stütze, das Slavenelement wanken und bedenken sieht, im Augenblicke, wo die Spannung zwischen den Nationalitäten, die seit Jahren genährt und gefördert ward, in offenen Kampf übergegangen ist, wo Armeen- und Parlamentsflügel einander als national-feindselig gegenübertreten, in dem Augenblicke, wo Handel und Gewerbe darniederliegen, und das Vertrauen nicht einkehren will in den Gemüthern, in dem Augenblicke, wo das Landvolk, das sonst treue und verläßliche, die Grenze des Gesetzes überschreitet und sich leider zu Schritten hinreißen läßt, die jeden wahren Freund der Freiheit und Gesetzlichkeit aufs Tiefste betrü-

*) Aus der „Allg. österreich. Zeitung."

den müssen; in dem Augenblick, wo die Völker mit Sehnsucht einer baldigen Feststellung ihrer erschütterten Verhältnisse entgegenblicken, wo der Credit aufs Tiefste erschüttert ist und nur durch Wiederbelebung des allgemeinen Vertrauens einigermaßen befestigt werden kann, und wir selbst von wärmster Loyalität beseelt, was in unsern Kräften liegt, dazu beitragen wollen: da thut Verständigung Noth und die Presse hält es für ihre Aufgabe eine solche zu fordern, eine solche herbeizuführen, Verständigung mit jenen Männern, denen wir die Ehre der geheiligten Krone, die Interessen unserer Dynastie eben so wie die geheiligte Nationalehre, ebenso wie die Interessen der Völker, wie ihre Freiheit, ihr Gut und Blut anvertrauen. Wir wollen, da die Herren Minister keine Zeit haben auf den rothen Bänken zu Kremsier zu sitzen, keine Fragen stellen, wir sind dazu nicht berechtigt, und haben daher auch nicht die Anmaßung eine Antwort zu erwarten, aber sagen wollen wir, was wir wollen — weil wir Verständigung anstreben, und „Mißverständnisse" hintanhalten wollen.

Wir wollen ein freies und starkes Oesterreich als constitutionellen Staat, weil ein anderes nicht denkbar ist, ohne daß sich die Provinzen und die Racen in den Provinzen in ihrem Streben nach Suprematie zerfleischen sollen, wir wollen, daß die Interessen der Dynastie mit denen der Völker aufs Innigste verwebt seien, weil sie dann ein unauflösliches Liebesband um Thron und Nation schlingen: wir wollen eine österreichische Politik und keine a n d e r e, aber keine österreichisch Metternich'sche, obschon sie den „Times" beliebt, denn die war eben die a n d e r e, die sich an den Donaumündungen verunstreblicht hat.

Wir wollen eine Politik, die Finsterniß in Licht, Phrasen in Thaten verwandelt; wir wollen den constituirenden Reichstag, für den die Herzen der Völker begeistert schlagen, einmal offen anerkannt sehen, auf daß nicht jeder Bube höhnen dürfe: Tagt nur und schlagt euch mit Debatten die Zeit todt, über kurz oder lang kommt die octroyirte Verfassung.

Eine einzige offene Erklärung des Ministeriums, und das Vertrauen belebt sich, und dazu gehört doch wahrlich nicht so viel von der kostbaren Zeit! Wir wollen, daß der Monarch, wie es der Wunsch aller Völker Oesterreichs ist, in seine Residenz zurückkehren, wo ihn die Liebe seiner Bürger erwartet, wir wollen, daß man den Völkern den Frieden anbahne und sie nicht unter flüsternden diplomatischen Conseilien am Schmerzenslager verbluten lasse; wir wollen wahre Gleichberechtigung Aller. Wir wollen zu Deutschland in geregelten Verhältnissen stehen, wir wollen, daß das Ministerium für den Credit der Nationen eben so besorgt sei, wie für seinen eigenen in Geldsachen. Wir wollen die Ausnahme nicht als Regel und die Regel nicht als Ausnahme; wir haben ein Programm, wir wollen Bewahrheitung, wir haben ein kaiserliches Wort, wir wollen es zur That werden sehen, aber vor Allem, insofern es uns die Freiheit durch die Gesetzgebungsvereinigung des bestehenden constituirenden Reichstages mit der Krone in den geordneten Zustand der Gesetzlichkeit zu bringen, garantirt, wir wollen den Constitutionalismus im Geiste und in der Wahrheit, wir wollen ein o f f e n e s Ministerium, wir wollen — weil uns von Osten und Westen, vom Norden und Süden Stürme drohen, müssen wirs offen sagen — die Republik eben so wenig wie den Absolutismus, weil dieser Oesterreich langsam versiechen ließ, jene aber es auf einmal zerfleischend und tödten würde, weil wir wollen, daß alle Völker aus voller freier Seele rufen mögen, was sie einstimmig rufen wollen: „Heil unserem c o n s t i t u t i o n e l l e n Kaiser, Heil dem starken und freien Oesterreich, Heil und Segen Allen, die da wohnen als Brüder in Oesterreichs Vaterhaus, die sich durch eigene Kraft schützen und den Thron Habsburgs in Liebe, Treue und Innigkeit stützen und festigen. Das ist es, w a s wir wollen, das ist es, w a r u m wir es wollen, und das ist es, was wir hoffen.

Baronin Wittwe.

Novelle von J. Alexander Medis.

(Fortsetzung.)

„Es ist überhaupt sehr viel Räthselhaftes in dieser Geschichte," erwiederte Karl, „in der ich mich gar nicht zurecht finden kann; erst war der Bursche so witzig, wenn es galt, dieser Baronin Eins anzuhängen, und ärgerte sich über die Aufmerksamkeiten, welche ihr sein Vater erwies, und nun mit einemmale läßt er das herrlichste Mädchen der ganzen weiten Schöpfung fahren, und betet dieses Mittelding zwischen Krokodill und Schlange an. Es wäre eine gerechte Strafe für ihn, wenn ich ihn gewähren ließe, und erst nach seiner Vermählung die hübschen Sachen austheilte, die ich von Paris mitgebracht!"

„Wie du meinst," sagte Eduard, „wenigstens glaube ich, daß nach einem solchen Ereigniß das Herz der liebenswürdigen Emilie für dich —"

„Pfui, pfui!" erwiederte Karl „es wäre noch eine schlechtere Spekulation, als die Gustavs auf das Vermögen der Baronin; denn ich kann doch nichts anders glauben, als daß er es auf dasselbe abgesehen hat. Aber die Sache will reiferes Nachforschen, und wir müssen tiefer in diese ganze Historie eindringen; denn mir dünkt, daß wir noch ziemlich oberflächlich urtheilen! Ich muß dir sagen, Eduard, du und er sind mir immer die Nächsten gewesen, und es sollte mir leid thun um ihn, wenn er sich so unbesonnen diesem weiblichen Ungeheuer in den Rachen stürzen sollte!"

„Bei meiner Seele!" sagte Eduard, „du bist noch immer derselbe brave Bursche, als der du aus unserer Mitte gegangen bist. Ohne allen Stolz auf deinen Adel und dein Geld, immer bereit, deinen Freunden zu helfen, und Alles für sie aufzuopfern. Ja, ja, Karl, du mußt bei uns bleiben und unter uns deine Hütte bauen; denn nun du dich in der Welt ein wenig umgesehen und majoren geworden bist, kömmt es mir fast vor, als wenn du anderswo nichts mehr zu suchen hättest!"

„Und ich sage dir Eduard, daß ich mich bereits mit dem Gedanken trage, hier in meiner Vaterstadt mich anzusiedeln; der Aemter gibt es ja genug, um eine Beschäftigung und einen Charakter zu haben, und so lang ich weiß, daß Euere Herzen mir offen stehen, bin ich nicht gesonnen, an fremde anzupochen!"

„Es sei denn etwa an das eines Mädchens, wenn es zufällig Emilie von Braun gliche!" bemerkte Eduard lächelnd.

Karl schüttelte traurig den Kopf, als ob des Lebens Weg für ihn schon vorüber wäre.

„Possen das" meinte Eduard, auf den der Champagner, dem die Freunde tüchtig zugesprochen, bereits eine gewisse Wirkung hervorzubringen anfing; „ich will doch nicht hoffen, daß du noch ein Weltschmerzler geworden und der zehnten Muse huldigst. Bei Gott, Freund, da könntest du dir die Freundschaft eines meiner Namensvettern über den Hals bringen, und das wäre eine fatale Situation."

Die Freunde schwärmten und schwelgten noch lange; und es war spät in der Nacht, als Eduard seinen Freund Karl in solcher Rührung verließ, wie diese nur die Folge des Champagners sein konnte. Karl aber zog sich nach Entfernung seines Freundes auf sein Zimmer zurück, und konnte lange keine Ruhe finden: denn das Bild der schönen, mißhandelten Jugendgeliebten, das Gesicht der ehrlosen Wittwe, und die Gestalt Gustavs stahl sich in seine Träume.

(Fortsetzung folgt).

F e u i l l e t o n.

Ueber schlechte Zeiten.

Da dieses Thema gegenwärtig in der Gesellschaft oft die Spindel ist, um welche sich der Faden der Unterhaltung dreht, so ist es wohl hier nicht am unrechten Orte, den Begriff des Wortes: s c h l e c h t e Z e i t einer genauern Prüfung zu unterwerfen.

Jeder Mensch macht gewisse Ansprüche aus Leben. Er erwartet, daß das Schicksal seinen Bemühungen zu Erreichung einer bequemen und erfreulichen Existenz bereitwillig entgegen kommen und ihm zur Begründung dessen behülflich sein soll, was er sein Glück nennt.

Werden diese Erwartungen erfüllt, dann ist er zufrieden und wenn er auch gerade die Zeit dann nicht g u t nennt, so wagt er sie doch nicht von freien Stücken

als *schlecht* anzuklagen, sondern stimmt höchstens nur leise in die Klagen derer ein, welche sich in ihren Ansprüchen an's Leben getäuscht finden, blos um den Neid nicht zu wecken, um sich eine geheime Anfeindung von den Minderbeglückten zuzuziehen; daher kommt es denn, daß Niemand die Zeiten *gut* nennt.

Allein in dem, was die Menschen Lebensglück nennen, weichen sie gar sehr von einander ab, doch lassen sich füglich zwei Classen festsetzen, worein man sie alle in jener Hinsicht stellen kann. Die Einen nämlich, welche die Schrift mit einem sehr passenden Namen: *Kinder dieser Welt* nennt, finden das höchste Glück des Lebens im Besitze sinnlicher und äußerer Güter, und kennen kein höheres Streben als das diesen Besitz sich zu verschaffen zu befestigen und zu erweitern. Ihnen ist das Leben auf dieser Erde selbst der höchste Zweck, und ob es ein Dasein nach diesem Leben und außer demselben in Hinsicht auf jenes geben möge, so bleibt es ihnen doch immer nur ein Gast, der zwar nicht ganz unwillkommen ist jedoch, wenn er dieses bleiben soll, es sich nie einfallen lassen darf, sie im Genuß ihres heiteren Daseins zu stören.

Der Repräsentant Alles dessen, was sie wünschen und begehren, ist das Geld, weil sie sich durch dasselbe Alles verschaffen können, was zu ihrem Lebensglücke gehört, denn auch der Ehrgeizige wird es durch Geld leicht dahin bringen, daß ihm eine äußere Distinktion zu Theil werde, und erhält er diese auch nicht so wird er durch die Schmeicheleien derer, welche von seinem Vermögen einigen Genuß erwarten, mit einer Selbstgefälligkeit eingeräuchert, daß er sich leicht für den ersten vornehmen und reichsten, folglich für den glücklichsten Menschen auf der Erde hält. Alle diese Menschen finden die Zeiten gut, wo viel Geld zu verdienen ist, und das goldene Zeitalter muß ihnen wirklich Geld liefern, oder etwas, was leicht dafür umgesetzt werden kann. Schlechte Zeiten sind ihnen die, wo sie, wie sie sagen, gar nicht vorwärts kommen, sondern vielmehr rückwärts: wo sie in Gefahr schweben, ihren Wohlstand beschränkt oder sich entrissen zu sehen, und wo die Abwendung dieser Gefahr Opfer fordert, welche fast so schlimm sind, wie diese selbst. Sie sehen den großen Veränderungen in der Welt mit Furcht oder Hoffnung zu, je nachdem sie von denselben den Flor ihres Verkehrs bedroht oder befördert glauben, und bereden sich treffliche Patrioten zu sein, wenn sie sich derjenigen Partei zuwenden, welche ihre Ansprüche an das Leben am besten zu erfüllen verspricht. Die andere der oben angegebenen Klassen machen diejenigen aus, welche die heilige Schrift mit einem nicht minder passenden Ausdruck: *Kinder des Lichts* benannt. Diese schätzen dieses Leben und das, was es den Sinn anzubiethen hat, nur insofern, als es ihnen Mittel werden kann, sich ihrer edlern Natur, ihrer eigentlichen Menschheit bewußt zu werden, und insofern es ihnen Gelegenheit verschafft, das, was sie für das Edelste und Schöne zu erkennen, die Tugend, die Wahrheit und das Recht immer mehr zu verbreiten und zu befestigen. Sie leben gleichsam in einem reinen Elemente und befinden sich nur da wohl, wo sie das Licht, welches der Sonne der Geisterwelt entströmt, um sich verbreitet finden. Ihre Schätze lassen sie nicht messen und zählen, und doch gewähren sie ihnen ein ebenso freudenreiches Leben als das Leben derer ist, welche nur im Schooße der Erde nach Gold wühlen, und keines edleren Aufschwungs in das Reich der sittlichen Schönheit fähig sind. Diese werden die Zeiten *schlecht* finden, wenn sie bemerken, daß die Begeisterung für Tugend, Wahrheit und Recht, für moralische Vollkommenheit überhaupt, unter den Menschen sich vermindert oder ganz zu erlöschen beginnt, daß Eigennutz, Betrug, Lügenhaftigkeit, oder Gewalt und blinde Willkühr an ihre Stelle treten, daß die Verbindung unter den Menschen nicht mehr aus gleicher Liebe zum Guten und Schönen geschlossen werden, sondern sich auf eigennützige Spekulationen gründen, und daß man *gut für einfältig*, und *liebreich für schwach und weichherzig* hält. Gut werden sie jede Zeit finden, wo die Menschen vor Allem ihren sittlichen Wandel zu bewahren streben, wo Liebe regiert und die edle Bereitwilligkeit zum Wohl der Menschheit, zu Begründung des Reichs der Freiheit und Sittlichkeit keine Aufopferung zu scheuen alle Herzen erfüllt, wo der Einzelne seine Glückseligkeit nur in der des Ganzen sucht, und nur darum seine äußern Güter zu vermehren trachtet, damit er seine Wohlthaten vermehren könne. Für solche Menschen könnte es wohl ein goldenes Zeitalter geben ohne Geld, und wahres Lebensglück ohne sogenannten Glücksgüter.

Nun fragt es sich aber, welche von diesen beiden Ansichten der Zeit ist die richtige, und läßt sich nicht im Allgemeinen der Begriff von guten und schlechten Zeiten bestimmen? Man würde den Verfasser dieses Aufsatzes ganz mißverstehen, wenn man aus der Schilderung, welche er von der ersten Menschenklasse entworfen hat, den Schluß ziehen wolle, als verdamme er jedes Bestreben sich ein äußeres Glück zu schaffen, und als wünsche er mit Rousseau die Bewohner der civilisirten Welt wieder in rohe Wilde zu verwandeln, welche von jeder Bequemlichkeit des Lebens entfernt, in selbstverschuldeter Armuth schmachten. Er fühlt vielmehr innig, daß der Mensch, der in drückender Armuth lebt, sich schwerlich zu dem Ideale erheben dürfte welches er sich von der Menschheit gebildet hat, daß wenigstens der, der alle Kräfte aufbiethen muß, um sich die allerdringensten Bedürfnisse zu verschaffen, unmöglich mit Heiterkeit und freiem Aufschwunge des Gemüths an einer sittlichen Veredelung arbeiten kann. Nein! der Verfasser wollte bloß vor dem Irrthume warnen, der die Mittel zum Zweck erhebt, und tadelt nur Klagen, welche aus strafbarer Unzufriedenheit des Gemüths herrühren. Die Zeiten sind freilich schlecht, wenn der redliche, fleißige Arbeiter trotz aller Anstrengung kaum, so viel erwerben kann um sich und die Seinigen zu sättigen, allein sind sie es auch für den, welcher sich Kutsche und Pferde hielt, diese abschaffen muß, wenn der, der drei Bediente ernährte, nur einen oder gar keinen mehr halten kann, wenn man statt auf Silber zu speisen, auf Steingut essen muß, und sich statt in kostbare ausländische Stoffe, nur in geringere, vaterländische kleiden kann? Ein solcher Wechsel wird gewiß kein edles Gemüth verwunden, oder es zu Klagen über schlechte Zeiten veranlassen. So viel ist gewiß, daß wenn *Liebe unter den Menschen fehlt, die Zeiten nothwendig schlecht werden müssen.* Wo der Eigennutz waltet, ist an keinen allgemeinen Wohlstand, kein fröhliches heiteres Leben zu denken. Daher läßt sich wohl im Allgemeinen annehmen, daß schlechte Zeiten diejenigen sind, wo der Einzelne immer nur für sich und nie für das Ganze lebt, wo die Menschheit, anstatt wie eine große Familie durch die Bande der Theilnahme und Zuneigung zusammengehalten zu werden, sich in den einzelnen Mitgliedern immerfort selbst bekämpft, indeß der eine sein Glück auf das Unglück des andern baut. In jeder Hinsicht gute Zeiten aber müssen erscheinen, wo die Gesetze der Natur d. h. der Sittlichkeit und Tugend, des Rechts, der Wahrheit und Religion herrschen; denn gesetzt auch: ein Volk aus lauter guten Menschen bestehend, bewohnte das undankbarste Klima und wäre von allen Genüssen eines reichlichen Lebens ausgeschlossen, so würde es doch gerade in der Liebe, welche alle Glieder zu einem Ganzen vereinigte, hinlängliche Hülfsmittel finden, jeden Druck der Entbehrung und eigentlichen Noth von sich abzuwehren und eine wahrhaft glückliche Existenz zu begründen. Die Natur bringt nie schlechte Zeiten hervor, sondern die Menschen erzeugen sie, und es ist ein wahrer durch alle Erfahrungen bestätigter Satz: Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein.

Wiener-Signale.

Herr von Zalesky, den ein Gerücht bereits schon zum Unterrichtsminister ernannt hatte, ist diese Tage gestorben.

Man spricht hier sehr viel von der Bildung eines patriotischen Vereins unter dem Vorsitze des Herrn Schaumburg. Wir kennen Vereinigungen im Belagerungszustande, sie seien welcher Art sie wollen, nie das Wort reden.

Herr Quirin Endlich erklärt nun definitiv, daß „Schild und Schwert," welche Zeitung nun schon mehrere Monate nicht erscheint — fernerhin nicht erscheinen wird, weil die Abonnenten ihre Beträge zurückverlangten.

Donnerstag kamen 2 Bataillons kroatische Truppen, eine Eskadron Kavallerie und 2 Raketen Batterien hier an. Ein Theil des Stabs mit Musik zog ihnen entgegen. Sie werden meistens in der Alservorstadt, Wieden, Josefstadt, Neubau und in der Nähe des Glacis einquartirt. Nächstens soll auch eine starke Abtheilung *Rothmäntler* hier ankommen.

Der Justizminister Bach hat bereits sein Bureau in Wien eingerichtet. Der nächste Minister, welcher in Wien bleibenden Aufenthalt nehmen will, wird Herr *Bruck* sein. Die Herren Minister Graf Stadion, Fürst Schwarzenberg und Graf Gorden haben sich in Ollmütz in der Nähe Sr. Majestät etablirt.

Die Conceptspraktikanten des Ministeriums des Innern sollen den verschiedenen Kreisämtern in Oesterreich zur Dienstleistung zugetheilt werden. Die Hof- und niederöster. Kammerprokuratur hat die fernere Aufnahme von Conceptspraktikanten eingestellt. —

Angenehme Sensation macht in hiesigen wissenschaftlichen Kreisen die Berufung des Philosophie-Professors *Lott* von *Göttingen* nach Wien. — Man sieht in diesem Schritte den erfreulichen Anfang zu einer neuen Gestaltung unseres Universitätswesens, über welches sich in jüngster Zeit viel herbe Stimmen laut werden ließen. —

An die Stelle des Odeons soll ein großartiger Waarenbazar erbaut werden. Imposante Pläne für dieses Unternehmen sollen bereits vorliegen. —

Die Trommeln der ehemaligen Nationalgarde werden nun abgefordert. Von der Reorganisation der Nationalgarde, von der vor einigen Tagen noch lebhaft die Rede war, verlautet wieder nichts. —

Das „constitutionelle Oesterreich" ist nicht mehr — zum Glück aber nur das konservative Journal „das konstitutionelle Oesterreich;" und nicht die große, schöne, kräftige Monarchie. Eine „österreichische Morgenpost" erscheint statt der früheren Zeitung. — Die österreichischen Posten bleiben gar oft aus! — Wir wünschen darum nicht, daß die „österreichische Morgenpost" auch ausbleibt. —

Die Gerüchte, welche wegen zu befürchtenden Unruhen während des März in Wien herumlaufen, übersteigen jetzt schon die Grenze alles Vernünftigen. Einige sagen, daß am 5. März ein Krawall losbricht, Andere sprechen vom 13.; Andere erzählen wieder, daß am 16. März ein allgemeines Losschlagen der demokratischen Partei in ganz Deutschland eintreten soll. Es fehlt nicht an Leuten, welche Schreckensbilder mit grellen Farben ausmahlen; und es fehlt leider auch nicht an Leuten, die in ihrer lächerlichen Aengstlichkeit der anerkannten Energie unserer Militärbehörde nicht einmal vertrauen, und jede riesengroße Lüge schon als wahr annehmen!

Herr Eduard Mautner, der bekannte junge Literat hat ein Drama vollendet, welches er nächstens im Hof- und Nationaltheater zur Aufführung einreichen wird. —

Fräulein Löwe, Schauspielerin des Hof- und Nationaltheaters ist aus dem Engagement getreten, und hat sich nach Lemberg in das Privatleben zurückgezogen. — Auch Fräulein Wildauer dürfte für das Hof- und Nationaltheater in kurzer Zeit verloren sein. Eine sehr glänzende Heirat soll die Ursache sein, warum diese liebenswürdige Künstlerin von der Bühne scheidet. —

Mit der Erweiterung der inneren Stadt soll es endlich dennoch Ernst werden. Das Glacis dürfte dadurch einige Abkürzungen erleiden. —

Die Versetzungen hoher Beamten in den Ruhestand treten jetzt sehr oft ein. Unter denjenigen, die in jüngster Zeit bekannt wurden, erweckte die Abtretung des bekannten und beliebten Grafen Wickenburg von der Gouverneursstelle in Steiermark das meiste Interesse. — Viele bedauern, daß die eingetretenen Verhältnisse diesen loyalen Mann der Verwaltung entzogen haben; und rufen ihm einen herzlichen Dank für seine Mühewaltung nach. —

Das „Konstitutionelle Blatt aus Böhmen" rügt das Verfahren der Prediger in Prag als einen Fehler und Mißgriff der Zeit, indem diese Herren von der Kanzel herab gegen freie Presse, Konstitution und alle Errungenschaften der Neuzeit donnernde Anathemas schleudern. Auch in Wien können wir solche Fälle berichten, wo von der Kanzel Reden gehalten werden, die nichts weniger als religiös und anständig sind. So z. B. predigte verflossenen Sonntags ein Geistlicher, der sonst als ein großes Kirchenlicht rücksichtlich der Aufklärung galt: „Feste möchten die Wiener feiern im März? ja wohl — aber was für Feste! Hier 100 Galgen für die Geistlichkeit — da 100 Galgen für die Schwarzgelben, dort 100 Galgen für die Aristokraten &c. &c." Ist das ein Benehmen für einen Religionslehrer? Gehört ein solcher Text auf die Kanzel? Und man wagt es, solch blutdürstige Gedanken den sämmtlichen Bewohnern Wiens anzusinnen? Schöne Moral, das!!! Der Hr. Prediger (dessen Namen wir um seiner früheren Verdienste halber verschweigen wollen) wurde aber von seiner Zuhörerschaft — weidlich ausgelacht.

Aus der Zeit.

Gut abgeführt. Vor einiger Zeit kramaebaßrte ein Welt- und Staatenverbesserer in einer Schankwirthschaft zu Dresden auf die dümmste Weise, wie man es von diesen Verbesserern nur gewohnt ist. Der große Staatsmann kam unter andern auf die Schätze des „grünen Gewölbes." Die, meinte der Kluge, müßten versilbert werden und zur Theilung kommen. Nachdem er lange so seinen Unsinn ausgekramt hatte, erhob sich ein bis dahin ruhig hinter seinem Kruge sitzender Bürger, und legte einen Gulden auf den Tisch mit den Worten: „Das sind Dummheiten, und glauben Sie, daß bei der Theilung höchstens ein Gulden auf Sie kommt, so sollen Sie ihn hier haben. Nun halten Sie das Maul." — Das hielt der Staatsmann, und schlich beschämt zur Thüre hinaus. — Solche Dummheiten kann man jetzt leider nur zu viel hören.

Herr Larget, ein Offizier außer Diensten, ein Mann von ungefähr 55 Jahren, lebte in seinem eigenen Hause Rue de Paradis des Marins in Paris ruhig und still; seine Dienstmagd, besorgte seinen kleinen Haushalt; von Zeit zu Zeit aber kam eine Person, welche sich durch Handarbeiten ernährte, Namens Sophie Berri, zu ihm in Gesellschaft. Eines Tages hatte er seiner Haushälterin aufgetragen, ein besonders gutes Mahl zu bereiten, er habe auch Sophie dazu eingeladen, sagte er. Die Magd besorgte alles pünktlich; zur Essenszeit stellte sich indeß der erwartete Gast nicht ein. Herr Larget wartete eine Zeitlang, dann wurde er ungeduldig und aß allein. Zwei Stunden nachher erschien Sophie; er war aufgebracht und überhäufte sie mit Vorwürfen, die sie mit lauten Schmähreden und Schimpfworten erwiderte, was denn natürlich einen lauten Spectakel veranlaßte. Eine Nachbarin, welche alles mit anhörte, eilte hinzu, trat als Vermittlerin auf und stellte nach vieler Mühe die Ruhe so ziemlich wieder her; nur verkündeten Blutflecken im Zimmer und das rothe, wilde Gesicht des Mädchens, daß es nicht bloß bei Worten geblieben war.

Nach einer halben Stunde der vollständigsten Ruhe schien es der Magd als vernehme sie ein Schluchzen oder unterdrücktes Stöhnen im Wohnzimmer, sie eilte näher, ein lautes Röcheln verkündigte ihr, daß es drinnen nicht geheuer sein könne; sie riß die Thür auf gewahrte, wie die wüthende Sophie ihren Herrn zur Erde geworfen hatte und ihn mit seinem Halstuche strangulirte. Sie schrie laut um Hülfe, die Nachbarn eilten herbei, aber — das Verbrechen war vollführt, Larget war todt.

Die Mörderin wurde gleich arretirt. Als sie alle Gegenstände, welche sie bei sich trug, ausliefern mußte, rief sie ganz gleichgültig: „Aber den Hausschlüssel müssen Sie mir lassen, ich kann sonst nicht in meine Wohnung."

Am anderen Tage wurden sie, umgeben von Gerichtspersonen, Aerzten und Wachen, zu dem Leichnam geführt, um dort verhört zu werden, kaum aber erblickte sie denselben, als sie in so heftige Krämpfe verfiel, daß man sie in ein Hospital schaffen mußte. Die Aerzte meinen, daß ihr Tod die Folge sein würde.

Knallkügelchen.

Von Moriz Albert.

1.

Knallkügelchen sind keine verbothenen Waffen. Sie bestehen ja nur aus Erbsen, auf denen die unartigen politischen Kinder knieen müssen, und aus zerbrochenen Fensterglas-Tafeln — als Erinnerung an das Aufblühen eines Zweiges der Industrie nach den Märztagen. — Also meine gesinnungsvollen Herrn, da giebt's nichts zu denunziren.

2.

Das Schottenthor hat fünf Ausgänge. Da mögen wohl die Meisten hinausgegangen sein, die den Ausgang der Wiener-Ereignisse außer Wien — abwarteten.

3.

Director Stöger legte gleich bei der Eröffnungsvorstellung des Josefstädter-Theaters sein politisches Glaubensbekenntniß durch die Wahl des Stückes ab. Er gab: „Sanscravat," was doch auf gut Wienerisch übersetzt, nichts Anders heißt, als: „Kein Krawall!"

4.

Viele retroullirende Demokraten glichen einer gewissen Gattung von Feidbuffen. Sie waren gut zum streifen, gaben aber kein Feuer!

5.

Gemischte Ehen? — nichts Neues! Es gab schon früher so manchen Chinesen, der sich von einer Wienerin um den Daum drehen ließ und deshalb glaubte, im Elisium zu sein.

6.

Wie kommen wir aber zum Ausnahmszustand? — Man sagt: „Keine Regel ohne Ausnahme;" und unser früherer Zustand war ja doch gewiß nicht in der Regel!

7.

„Schild und Schwerdt" — requiescat in pace! — „Goldene Mittelstraße" — requiescat in pace! — Omne trinum est perfectum — es wird wohl bald im Bunde die Dritte folgen! — — Immer bleibt es ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit, daß eben jetzt die ultra-konservativen Blätter eingehen. Sollte es am Ende doch nicht so viele ultra-konservativen Wiener geben?

8.

Die neue Irrenanstalt soll vorzüglich für Jene erbaut werden, welche noch von einer deutschen Flotte fantasiren.

9.

Damen als Commandirende? — auch nichts Neues unter der Sonne! Wie viele Damen haben uns schon angeführt!

(Werden fortgesetzt.)

Amusantes.

Türkische Verordnung. Um alle Sinnbilder und sinnlichen Ausdrücke für die rothe Republik zu vernichten, wird hiermit angeordnet.

1) Die rothe Farbe ist für immer abgeschafft und darf nie wieder hervorgebracht werden.
2) Der Regenbogen enthält fortan nur fünf Farben.
3) Alle Vögel haben bei Strafe sofortiger Einsperrung ihre rothen Federn abzulegen und statt deren andere zu tragen.
4) Das Blut, als das gefährlichste Sinnbild der rothen Republik, wird allen Demokraten abgezapft.
5) Rothe Nasen sind sofort einzuliefern und werden zu Scheidemünzen umgeprägt.
6) Alle Rothköpfe und Rothbärte sind einzufangen und abzuschneiden.
7) Auch den Damen sind rothe Schleifen, Kleider, Hals- und Busentücher verboten, ebenso auch die Schaamröthe.
8) Abend- und Morgenröthe sind abgeschafft und also darnach alle Gedichte zu ändern.

So muß es z. B. heißen;
Lenore fuhr zur Frühstückszeit
Empor aus wirren Träumen.

Der Pascha Bimmstein.

Berichtigung eines sinnstörenden Druckfehlers.

Im gestrigen Blatte der Wiener-Zeitschrift, in der Theaterkritik über Birch-Pfeiffers Günstlinge, soll es heißen: Unsere Geschichte kann man uns doch nicht nehmen, statt: Unser Geschlecht &c. &c.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Dienstag den 6. März 1849. **№ 45.** **Vier und dreißigster Jahrgang**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: **Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.**

Baronin Wittwe.

Novelle von J. Alexander Medis.

(Fortsetzung.)

IV.

Emilie von Braun saß allein an ihrem Arbeitstische und hing ihren Gedanken nach. Diese Gedanken schienen von der wunderlichsten Art zu sein und das holde Mädchen ausschließlich zu beschäftigen, denn die begonnene Arbeit lag unbeachtet vor ihr, die Nadel ruhte und die schönen, weichen Hände in ihrem Schooß bergend, saß sie da und blickte vor sich hin mit der Miene einer Träumenden. Ach, was ihr da für schöne Dinge träumten, um die sie ein jedes Mädchen hätte beneiden können: sie spielte noch mit ihrer Puppe, und neben ihr stand Gustav, und hatte seine Hand auf ihre Schulter gelegt, und dann wurde sie in ihren Träumen plötzlich um einige Jahre älter, und sie und Gustav gingen da Hand in Hand miteinander, und spielten mit einander, und sahen sich in die Augen, und dann wurde sie wieder etwas älter, und sie träumte von der Zeit, von jener schönen, glücklichen Stunde ihres Lebens, in welcher er ihr geschworen, nie eine Andere zu lieben, und in welcher er ihr den ersten Kuß gegeben, der ihr ganz anders geschienen, als jene Küße in früheren Jahren, und dann — dann war das Traumbild zeronnen, und die herbe Wirklichkeit stand hohnlächelnd vor ihr, und sie sah die Baronin mit zärtlichen Blicken ihren Gustav betrachtend, und diesen selbst zu den Füßen der reichen Wittwe liegen, der er seine Liebe gestand, und die ihn huldvoll aufhob, ihn an die Brust drückte, und — da brach das arme junge Herz und das Mädchen weinte Thränen, heiß und glühend, wie siedendes Gold.

Jene Thränen, die ein launenhaftes Auge weint, die ein Wort gebiert, zu unrechter Zeit gesprochen, eine unglückliche Aufregung erzeugt, was sind sie? — Thautropfen, wie sie die Sonne zu tausenden von den Augen der Blumen küßt, Verräther eines wetterwendischen Gemüthes, Satiren auf die Perlen des Orients, Wassertropfen, wie sie an Brillen hängen, die von der Kälte in die Wärme kommen — aber, wenn sie ein brechendes blutendes Herz aus tausend Wunden weint, die ihm der heimtückische Dolch eines immer noch geliebten Verräthers geschlagen, so ist dies ein Schauspiel schmerzlicher Rührung, bei dem unser eigenes Auge naß wird, so sind diese Thränen Perlen, wie sie nur im tiefsten Ocean des Schmerzes liegen, der Balsam der aus der Rinde des zu Tode verwundeten Baumes fließt, die Thautropfen auf Gräberblumen, der Todesschweiß eines gemordeten Glückes!

Emilie hatte das Gesicht in beiden Händen geborgen und die Thränen floßen durch die niedlich schlanken Finger auf das blendend weiße Linnenzeug.

„Alles, alles" lispelte sie „hätte ich ihm geopfert, und Er! O Schande über Euch Männer, die ihr es nur versteht, ein weiches Mädchenherz zu foltern — aber nein! es ist unmöglich — er kann sich nicht sobald losgesagt haben von mir, die er so lange treu und innig geliebt! Und dennoch, dennoch — o jene Worte der Baronin, die man mir hinterbracht! — Fürchterlich, fürchterlich!"

Ein Klopfen unterbrach ihren Ideengang, und auf ein leises „Herein" öffnete sich dieselbe, und Gustav stand in dem Gemache. Ein halb unterdrückter Schrei! und Emilie, die alle ihre Besorgnisse bei dem Erscheinen desjenigen vergessen, der sie wach gerufen hatte, flog ihm, die quellenden Thränen noch im Auge, entgegen und umschlang seinen Hals. Mit innerem Seelenkampfe entwand sich dieser der Umarmung, und als nun Emilie seine Hand ergreifend sagte:

„Gustav, Gustav! Gott, da bist du ja — nicht wahr? Du bist mein, mein, ewig mein! Es ist alles eine Lüge?" antwortete er nur durch einen tiefgehohlten Athemzug.

„Gustav! mein Geliebter, du bist so bleich! bist du krank?" begann das liebende Mädchen von Neuem.

„Emilie!" begann nun Gustav mit abgewandtem Gesichte „du weißt, wie theuer du mir immer gewesen, daß ich mein Dasein geopfert hätte, um die eine Minute Entzücken zu erkaufen; du erinnerst dich noch jener Tage in denen wir einander Alles, alles waren, in denen mein Gedanke zum deinigen, und deine Idee zur meinigen ward — jene Tage sind nicht mehr! Ein Dämon ist zwischen mich und dich getreten, den ich selbst heraufbeschworen. Emilie" fuhr er nach einer sekundenlangen Pause mit innerer Anstrengung fort: „Emilie kannst du das Wort in seiner tiefsten Bedeutung fassen: Ich muß dir entsagen!"

Das Mädchen war bleich geworden wie eine Lilie, und einigemale schien es, als ob ihre Kraft sie verlassen, und sie zu Boden sinken würde; denn man sah, wie ihre Muskeln bebten, und ihr Körper zitterte, aber mit bewunderungswürdiger Fassung, und mit jener leisen Ironie, durch welche sich oft das innigste Gefühl zu äußern pflegt, erwiederte sie:

„Entsagen, Gustav? Das heißt mit anderen Worten: Du bist meiner überdrüßig geworden, und da es dir besser gefällt, ein reiches Weib heimzuführen, als ein Mädchen, das dir nichts bieten kann, als seine Liebe, so bleibt mir nichts übrig, als zurückzutreten, und dir zu deinem bevorstehenden Glücke meine besten Wünsche, wenn auch mit schwerem Herzen zu bringen.

„Emilie!" rief nun Gustav in der leidenschaftlichsten Aufregung und mit Mühe sein beleidigtes Gefühl niederkämpfend fuhr er gemäßigter fort: „Ich dachte mir nicht, daß du dich so schnell in eine Lage hinein finden könntest, die, meiner Voraussetzung nach, für dich eine höchst unglückliche sein mußte. — Aber besser ein trockenes, als ein nasses Auge und ein spielendes Lächeln um deinen Mund wird dich hübscher kleiden, als eine Falte des Grames. Man trennt sich so viel leichter, nicht wahr, Emilie?"

„Du bist also hier, um Abschied zu nehmen?" fragte diese mit halb erstickter Stimme.

„Ich kam, um es zu thun" sagte Gustav „doch du bist mir zuvorgekommen; denn du hast dich früher bei mir verabschiedet, als ich es ahnen konnte. Warum ich eigentlich hier bin, daß weiß ich nicht! Aber gleichviel! Betrachte mich als einen Besuch, der dir die Zeit auf alle mögliche Art unangenehm macht. Es ist ja das letztemal, daß ich dich belästige, und einem Manne, dessen los zu werden man froh ist, kann man schon etwas zu Gute halten!"

„Wie schön Ihr Männer damit umzugehen wißt, Liebesbande zu zerreißen, die Euch drückend geworden!“ bemerkte Emilie mit Spott“; es ist gerade, als ob wir dabei noch etwas verschuldet hätten, das uns Euere Gnade huldvollst vergeben muß!“

„Deine Erfahrungen in diesem Punkte scheinen besonders ausgebreitet zu sein!“ entgegnete Gustav empfindlich „da du von Männern sprichst.“

„Ich schmeichle mir in einem Einzigen das ganze Geschlecht kennen gelernt zu haben,“ antwortete Emilie, über und über vor Scham und Zorn erröthend, „und ich will zu jeder Stunde jedem arglosen Mädchen mit einem Zeugniß dienen, daß Dankbarkeit und Treue nicht mit zu Eueren Tugenden gehören!“

„Emilie“ sagte Gustav, welcher fühlte, daß er zu weit gegangen war, „ich denke, wir stehen einander nicht deshalb zum Letztenmale gegenüber, um uns gegenseitig Bitterkeiten zu sagen. Wenn ich Dir wiederholen wollte, daß ich dich noch so liebe, wie in den sonnenklaren Tagen unseres Glückes, zweifle ich, ob du mir glauben würdest, da meine Handlungen meine Rede Lüge strafen müssen, aber ich schwöre es dir bei dem Ewigen über den Sternen! nicht mein Wille, nicht meine Wandelbarkeit ist es, die mich von dir trennt, sondern ein feindliches Geschick, das mich einem Weibe in die Arme führt, dem Ehre und Weiblichkeit leere Fantome sind, und du kannst mir glauben, Emilie! wenn das Unglück Eines von uns beiden größer sein kann, so ist es das meinige, der ich in Zukunft die Sklavenketten eines Weibes zu tragen gezwungen bin, das ich in der Tiefe meiner Seele verachte. — Du Emilie, wirst lernen, mich zu vergessen, und wenigstens ein Strahl der Glückessonne wird niederleuchten in dein unschuldvolles Gemüth; mich aber wird in jeder Minute meines Lebens der Gedanke einer verlorenen Seligkeit und das Bewußtsein eines lästigen martervollen Daseins foltern. Das Emilie, wollt' ich dir bei meinem Scheiden sagen, und nun, lebe wohl — auf ewig!“

Mit athemloser Spannung hatte Emilie den Worten ihres Geliebten gelauscht; nun er vollendet und den Kuß der Trennung auf ihre Lippen drücken wollte, sprang sie auf, und sagte lebhaft:

„Ein Weib, das du verachtest, und dem du dabei so ausgezeichnete Huldigungen erweisest, darf sich immerdar zu den Glücklichen zählen. Und wie du hiebei nicht deinen eigenen Willen, sondern ein böses Geschick anklagen kannst, das ist mir ein Räthsel, Gustav! das du mir näher erklären mußt, wenn es für meinen schwachen Verstand nicht zu spitzfindig sein soll!“

„Du hast Recht, meinen Worten keinen Glauben mehr zu schenken, da ich an dir selbst zum Wortbrüchigen geworden,“ entgegnete Gustav, schmerzlich bewegt, „Gründe jedoch, die ich selbst dir gegenüber verschweigen muß, bestimmten mich, mein Betragen gegen die Baronin, das, wie du weißt, nicht eben zärtlich genannt werden konnte, zu ändern, und dieß war die Ursache, daß es der reichen Wittwe gefiel, ihr Auge auf mich zu werfen, und mir ihr Herz zu schenken — ein Geschenk, das, Gott ist mein Zeuge! ich schon tausendmal verfluchte, aber sie wird meine Hand e r z w i n g e n und ich kann und ich darf mich nicht weigern, ihr dieselbe zu reichen, und mich zum Elendsten dieser Erde zu machen!“

„Erzwingen?“ fragte Emilie erstaunt.

„Ja,“ seufzte Gustav.

„Und du darfst dich nicht weigern, ihr deine Hand zu reichen?“ fragte das Mädchen weiter.

„So ist es“ entgegnete Gustav.

„Ich weiß nicht,“ sagte Emilie, „was dies für Gründe sind, die mich bestimmen könnten, einem Manne meine Hand zu reichen, den ich verachte, aber ich will dir nicht wehe thun, und glaube dir — so viel jedoch weiß ich, daß du mich dadurch sehr elend machen wirst!“

Die letzten Worte waren mehr gestammelt als gesprochen; Thränen hatten die Stimme der Sprechenden erstickt, deren Kraft jetzt gebrochen und vom Schmerze überwältigt war.

„Und gibt es da keine Rettung für dich?“ fragte das Mädchen unter Thränen.

„Ich kenne keine!“ erwiederte Gustav muthlos, und betrachtete mit tiefem Weh die Weinende.

„Ich will hingehen zu ihr,“ sagte Emilie, „will mich ihr zu Füßen werfen, ihr sagen, daß das ganze Glück unseres Lebens durch sie vernichtet wird; glaubst du, daß sie nicht fühlen wird, was sie durch unsere Trennung mir und dir für schmerzliche Leiden bereitet, und daß sie dich nicht mir abtreten wird, wenn sie dich so liebt, wie ich?“

„Du kennst dieses Weib nicht“ entgegnete Gustav, dessen Augen bei der Erinnerung auf die letzte Unterredung mit ihr zornfunkelten, „dem ist das Zartgefühl so fremd, wie dem Bettler das Wohlleben des Schwelgens wie es die Sünde dem Heiligen ist — sie würde lachen, wenn du, der unbefleckte Engel, vor dem Teufel in ihrem Gemache flehend auf den Knieen lägest, und würde um so mehr triumphiren! Mich rettet nur Eines von ihr, und das ist der Tod! Aber, ach! ich darf mir selbst den Tod nicht geben!“

Gustav hatte kaum ausgesprochen, als ein neuer Besuch sich meldete, der einige Augenblicke nachher in Gestalt des gestern angekommenen Baron von Weffinken ins Zimmer trat, welchen unsere freundlichen Leserinnen in dem Extra Zimmer „des geharnischten Riesen“ näher kennen zu lernen, Gelegenheit hatten.

„Sie vergeben einer alten, treuen Freundschaft, schöne Emilie“ begann der Eintretende „wenn ich es wage vor Ihnen zu erscheinen, aber meine Sehnsucht, Sie wieder zu sehen, war zu groß, als daß ich mich länger des Vergnügens berauben konnte, Sie zu besuchen, und auch du Gustav! sei mir herzlich und vielmal gegrüßt!“

„Sie sind zurückgekehrt, Baron? und — —

„Du bist wieder hier?“ fragten erstaunt und fast gleichzeitig Emilie und Gustav, erstere in nicht geringer Verlegenheit ob der rothgeweinten Augen, die sich nicht verbergen ließen.

„Wie Sie sehen, mein Fräulein“ entgegnete der Baron, und nahm einen Sessel, auf dem er sich niederließ; „und wissen Sie, Emilie, was ich vorzüglicher Weise auf meinen Reisen für eine Entdekung gemacht habe?“

„Nun, die wäre?“ meinte Emilie.

„Daß Sie das schönste Mädchen in allen jenen Theilen Europas sind, in welche ich meinen Wanderstab getragen“ erwiederte der Baron, „und derjenige müßte ein großer Schurke sein, der ein so schönes und liebenswürdiges Geschöpf, wie Sie, hintergehen könnte!“

Der Baron blickte wechselweise von Emilien auf Gustav, und von Gustav auf Emilien. Schatten der Angst stiegen in dem Antlitz des Mädchens auf, während Gustav sich entfärbt hatte, und krampfhaft in seinen Lippen biß. Der Baron fuhr fort:

„Aber, dem Himmel sei es gedankt! ich sehe, daß ihr beide noch so enge an einander haltet, wie in jenen Tagen einer recht frohen Freundschaft, die wir von nun an aus einer fernen Vergangenheit wieder zurückrufen wollen, um sie neuerdings lebendig zu machen, und ich hoffe, daß der Thau, der auf Emiliens schönem Wangenpaare noch nicht ganz vertrocknet ist, einen anderen Ursprung hat, als in einer Schleuße des Schmerzens, die der Verrath des Geliebten in ihrem Herzen geöffnet hat. Es geht da zwar ein dunkles Gerücht, aber die Sprache der Gerüchte ist zum Glücke größtentheils falsch!“

„Für diesmal redet sie die Wahrheit!“ erwiederte Gustav, und nur dem Freunde, wie dir, kann ich diese harten Worte verzeihen. Du würdest recht thun, mich zu verdammen, wäre ich wirklich der Leichtsinnige, diese schöne Gottesblume hier von mir zu schleudern, um jenes Giftgewächs in mein Herz zu verpflanzen; aber Karl, es gibt Verhältnisse, die ein schwarzes Mißgeschick webt, und wehe dem Unglücklichen! der gezwungen ist, sich von ihren Netzen umstricken zu lassen! Deßhalb beklage mich, aber verdamme mich nicht, wenn ich ein Mädchen wie Emilie, jenem ehrvergessenen Weibe opfere!“

„Ehrvergessen und dich opfern?“ fragte der Baron.

„Und doch opfern!“ wiederholte Gustav dumpf.

„Du hast also die Tiefe des Falles gemessen, und stürzest dich dennoch in den Abgrund?“ fragte der Baron weiter.

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

Politische Briefe an eine Dame.

Von Ernst Rose.

2.

Es gibt viele Windfahnen im Leben, die heute nach Westen und Morgen nach Norden zeigen. Wer alle die leicht beugsamen Mittelmäßigkeiten zählt, welche uns umgeben, wird einsehen, daß es soviele Windfahnen geben muß! —

Mir kommt immer die politische Meinung der Masse wie ein reich besetztes Kornfeld vor. Wie eben der Wind darüber streicht, so neigt sich Aehre an Aehre. —

Die Frauen haben ein leicht biegsames Gemüth, das bald verletzt wird. Sie haben daher auch nicht den Muth, der dazu gehört, um einer politischen Partei mit Leib und Seele ihr Alles hinzuopfern. Geschieht es dennoch, so haben diese seltenen Fälle ihren Grund in einer der Weiblichkeit näher stehenden Leidenschaft, welche in ihren Folgen und Wirkungen persönlicher und schärfer gezeichnet hervortritt. —

So macht die Liebe zu einem Manne der Partei das Mädchen zu einer blinden Parteianhängerinn; so der Haß zu einer Parteiverfolgerinn.

Es ist auch gut, wenn sich die isolirte Stellung des weiblichen Geschlechtes zwischen den politischen feindlichen Lagern so viel als möglich in ihrem reinen Standpunkte erhält. Bleibt uns in den Fällen der Noth doch eine Zugbrücke zwischen den Extremen zur Verständigung, Versöhnung, Ausgleichung! —

Bei den jungen Mädchen trägt der Leichtsinn viel dazu bei, daß sie sich zwischen die Parteien stellen, und keiner Seite, als nur dem frischen, wahren, lachenden Leben angehören; es möge stehen, wo es sei. Bei den Frauen hat sich leider die Sachlage beinahe schon geändert, und sie dislociren meistens in einer bestimmten Parteirichtung; ohne das allgemein Menschliche, Nützliche, Wahre berücksichtigen zu wollen! —

Sie, Geliebte! werden diese Worte als Vorwurf ansehen, da sie sich streng der liberalen Richtung zugeneigt, und daher auch auf eine Parteiseite gestellt haben. —

Verzeihen Sie mir

Da Sie auch den Muth haben, bei Ihrer Partei auszuharren, wenn sie verkannt, vernichtet, und von der öffentlichen Meinung verstoßen ist; will ich Ihnen meinen Vorwurf nicht anrechnen, und Sie, wie es sich gebührt, achten. —

Sie werden mir Dank wissen, wenn ich hier zufällig mit scharfem Tadel über das läppische Benehmen Mehrer Ihres Geschlechtes reden will! —

Blättern wir nur einige Monate zurück in der Zeit; so glänzt uns ein seltener Talisman für weibliche Liebe entgegen: der arme verpönte, „Calabreser;“ der jetzt in den Staub gezogen, verlacht und verketzert wird. Damahls war sein goldenes Zeitalter; und ich mußte oft unwillkührlich über die plötzlich erwachte Freiheitsliebe der Damen lachen, welche sie in die beglückende Gesellschaft des „Calabresers“ drängte. —

O der Calabreser! —

Die gesammte Männerwelt ohne Calabreser seufzte nach den Glücklichen und Bevorzugten; und einige sonst recht gute und sittsame Leute ließen sich durch die sträfliche Neigung für das weibliche Geschlecht verleiten, des glückseligen Calabresers wegen, radikal zu werden! —

Einige dumme Zeitungsschreiber gab es auch noch, welche unbegreiflich die vorherrschende Liebe der Damen für den Calabreser als schönes Zeichen des Freiheitsgeistes des weiblichen Geschlechtes auspasaunten; und es fehlte selbst an Personen nicht, welche diesen Worten glaubten. —

Die Zeiten haben sich verändert. Aus den Freundinnen sind die ärgsten Feindinnen geworden. Die schönen glänzenden Uniformen unserer Offiziere haben wieder in den weiblichen Herzen die Verehrung für die Landesvertheidigung geweckt; und so mancher Student ohne Kalabreser geht jetzt verachtet, verlacht, verhöhnt an derjenigen vorbei, die ihm vor Monaten nachlief. —

Verzeihen Sie mir diesen Ausdruck; aber er trifft hier! —

Habt Ihr die Studenten früher vergöttert, daß Ihr sie jetzt verachten könnt; habt Ihr früher das Militär mißachtet, daß Ihr es jetzt anbeten könnt! —

Meine liebenswürdige liberale Freundin!

Sie haben damals, als so manche ungerechte Stimme sich gegen das Militär erhob, dagegen gesprochen; Sie haben damals mit mir die blinde Vorliebe des weiblichen Geschlechtes für jeden Calabreser verlacht, verhöhnt, verachtet! —

Theilen Sie auch jetzt meine Entrüstung mit mir über die offenbar ausgesprochene Charakterlosigkeit, über die Selbstbewußtseinsschwäche und Nichtigkeit dieser Frauen, die überall nur den Glanz, die Mode, den Effekt hervorsuchen, um ihn anzubeten; die selbst zum Ueberflusse noch Politik treiben, um das von ihnen so schwer beleidigte, beschimpfte weibliche Geschlecht noch mehr zu erniedrigen! —

Die Politik hängt ja eben so wenig am Calabreser und am Parlever, wie die Herzensgüte, der Charakter des Menschen in seiner Parteirichtung liegt. —

Was an dem Menschen zu achten ist; das ist an ihm zu achten zu jeder Zeit in jeder Periode; das ist an ihm zu achten im Bettlerkleid und im Fürstenpurpur! —

Zwei Frauen aus der Familie Bonaparte.

Die zwei Frauen aus der genannten Familie, welche sich in diesem Augenblicke in Paris befinden, sind die Prinzessinen Bacciochi-Camerata und die Prinzessin Bonaparte-Demidoff. Das Schicksal ist grausam gewesen gegen die erstere dieser beiden Damen. Die Tochter der Elise Bacciochi ist nicht schön, aber sie trägt mehr als alle anderen Mitglieder dieser Familie das Gepräge des Kaisers. Sie heißt Napoleone, und von ihrer ersten Kindheit her hatte sie eine frappante Aehnlichkeit mit dem Kaiser Napoleon im Sammtmantel und den Eichenkranz auf dem Haupt. Ihr Charakter und ihre Intelligenz entwickelten sich in Harmonie mit diesem Aeußern. Von leidenschaftlicher Wißbegierde, und ganz besonders dem Studium der exacten Wissenschaften ergeben, gewandt in allen Körperübungen, begabt mit einem bewundernswürdigen Muth und kalten Blute, setzte sie allen Stolz (und sie hatte dessen eine hinreichende Gabe) darein, sich als würdigen Sprossen ihres berühmten Verwandten zu zeigen. Aber was kann ein junges Mädchen, eine junge Frau mit solchen Charakter-Eigenschaften in unserer heutigen Gesellschaft beginnen? Sie kann sich dadurch lächerlich machen — das ist Alles. Die Stunde kam für die Prinzessin Napoleone, einen Mann anzunehmen. Sie hatte sehr wenig Lust dazu, aber obwohl sie das Profil des Kaisers hatte, besaß sie doch nicht dessen Macht, und so gehorchte sie denn und heirathete den Marquis Camerata aus dem Kirchenstaat (jetzt Gonfaloniere von Ancona und vom Papst in die nicht zu Stande gekommene Regentschaft ernannt). Dieser junge Herr war, wie fast Alle seines Gleichen besonders in jener Zeit, schön, wohl gebaut, gefällig aber unwissend, leichtsinnig, Epikuräer vor Allem und über Alles. Er wußte in den Frauen nichts zu schätzen als die Schönheit, die Nachgiebigkeit, die Anmuth; seine Frau aber war weder schön, noch unterwürfig, noch bestrebt zu gefallen. Ihr Herz schlug beim Anhören der Erzählung von großen Thaten, ihr Geist nährte sich an großen Gedanken, und es fiel ihr nicht ein, daß sie das alles opfern oder verbergen mußte, um ihrem Manne nicht zu mißfallen.

Kurz, die beiden Leute waren sehr übel zusammen gepaart und hatten häufig eheliche Scenen von größter Heftigkeit. Der Marquis suchte anderswo Zerstreuungen, als in seinem Hause, und obwohl ihr Niemand nachgesagt hat, daß sie eben so gethan, so ist es doch gewiß, daß sie es sich sehr wenig Mühe kosten ließ, ihren Ungetreuen zurück zu führen. Jetzt leben die beiden Gatten getrennt. Der Marquis bringt seine Zeit zu, wie er kann. Die Prinzessin lebt noch in derselben Gedanken-Sphäre, in welcher sich vor zwanzig Jahren ihr junges Herz bewegte. Von allen Mitgliedern ihrer Familie ist sie vielleicht das einzige wahrhaft liberale. Bei der Nachricht von der Candidatur ihres Vetters ist sie zum ersten Male nach Paris gekommen, um zu sehen, ob sich für ihr Geschlecht ein neues Gestirn erhebe. Sie hat gesehen — und ich glaube, daß sie alle Hoffnung verloren hat. Man sieht sie wenigstens nicht im Elisee-Bourbon.

Was die zweite Tochter des Ex-Königs Jerome, die Prinzessin Mathilde angeht, so sagt man, sie gliche dem Kaiser weil sie stark ist; aber sie gleicht weiter Niemandem als ihrer Mutter der verstorbenen Prinzessin von Würtemberg. In Italien erzogen, entschloß sie sich, den Fürsten (?) Anatole Demidoff zu heirathen, den Sohn jenes Fürsten Demidoff, der sich einst in Florenz niederließ und durch den Aufwand, den ihm sein ungeheuerer Reichthum zu machen erlaubte, zur Fabel wurde. In der That mochte der Prinz Anatole, geschmeichelt durch eine Verbindung mit einer Nichte des Kaisers Napoleon und des Königs von Würtemberg, die glänzendsten Bedingungen in dem Ehe-Contract. Und die arme Prinzessin Mathilde konnte Gott danken, daß sie solche Bedingungen für sich hatte. Denn die Kosaken-Natur kam nur zubald zum Vorschein. Die jungen Ehegatten hatten sich nach Paris begeben, und dort wurde die Demidoff'sche Haushaltung bald weiter nichts als ein Schlachtfeld. Prinz Anatole hatte aus seinem Junggesellenleben sehr unangenehme Angewohnheiten mit herübergenommen. Die Prinzessin Mathilde glaubte nicht verbunden zu sein, sie zu ertragen oder stillschweigend darüber fort zu gehen. Daher denn Kämpfe, die sehr wenig Fürstliches hatten, und während welcher die erwachte russische Brutalität bei dem Herrn Anatole so weit ging, daß er die Barbarei hatte seine Frau auf dem Parquet bei den prachtvollen blonden Haaren zu ziehen, die sie wie einen Mantel um sich werfen kann. Trotz dieser Infamie wurde die Scheidung doch nur mit Mühe erwirkt. Endlich kam sie zum gewünschten Ende vermittels der Verwendung aller gekrönten Häupter Europa's, und nachdem die Prinzessin das Versprechen abgelegt, sich in ein Kloster zurückziehen zu wollen. Jetzt ist die Scheidung ausgesprochen, die Prinzessin wohnt aber in einem sehr schönen Hotel ohne alle Clausur, in der Straße Courcelles.

Wien.

K. K. priv. Theater in der Josefstadt.

Samstag am 3. März zum ersten Male: Zwei Zimmerherren oder die Bekanntschaft durch das Perspectiv. Original-Posse mit Gesang in 3 Akten. Musik von Kapellmeister Binder.

Das alte mannsüchtige Fräulein von Schimmelstein (Frau Klimetsch) sieht öfter am Nachbarfenster ein Mannsgesicht und verliebt sich in dasselbe. Dieses Gesicht gehört dem Schreiber Frohberg, (Herr Buchwald) welcher aber zufällig der Geliebte ihrer Nichte Louise (Frln. Heine) ist. Das verliebte Alt-Fräulein in der Meinung, das geliebte Gesicht gehöre dem Maler Hummel (Herr Weiß) schreibt diesem einen Liebesbrief, welchen sich der Musikmeister Spinnsrechtl (Herr Rusa) zu verschaffen weiß. In der Hoffnung, die reiche Alte seinem Bekannten wegzuladern, geht er zu ihr, giebt sich für Hummel aus, und nun beginnt ein buntes Misch-Masch von Scenen, in welchen mancher Situationsspaß zu finden; das Ende vom Liede ist, daß Frohberg seine Louise, Hummel seine frühere verlassene Geliebte Nani und Spinnspechtl das alte reiche Fräulein heirathet.

Die Posse biethet, wie unsere Leser sehen, wenig Neues und viel Altes; doch läßt es sich nicht läugnen, daß sie manchen Spaß enthält, und daß eine gewandtere Bühnenfeder aus diesem Stoffe ein gutes Stück hätte liefern können. Der Dialog dehnt sich an manchen Stellen, ist witzarm, und wird oft derb, wie möchten fast sagen trivial, die Gesangstücke, mit Ausnahme eines einzigen Couplets, welches aber aus einem älteren Stücke des Herrn Nikola, herrührt, lassen Alles zu wünschen übrig.

Mit der Darstellung haben wir zahlreiche Ursachen, ganz unzufrieden zu sein. Herr Rusa ist für diese Rolle zu schwerfällig und zu monoton, denken wir uns einen Komiker, welcher wirkliche komische Kraft besitzt, so werden wir viele dankbare Momente finden, aus denen sich, in der Schauspielersprache zu reden, etwas hätte machen lassen. Herr Weiß hat abscheulich übertrieben, statt eines leichtsinnigen, flotten Künstlers giebt er einen hagelsgroben Strolch, die Chablone dazu lieferte ihm der politische Dichter, welchen Herr Nolte in Kaisers „Schule des Armen" so wirksam herstellte. Erwägt man, daß an diesen beiden Parthieen das Schicksal des Abends hängt, so wird man sich über den Durchfall der Posse nicht mehr wundern. Frau Klemetsch war noch am erträglichsten; Frl. Heine und Herr Wollmann, beide in Rollen sekundären Ranges beschäftiget, hatten wenig Gelegenheit sich bemerkbar zu machen.

Wie wir hören, soll von Ostern an Herr Tomaselli für komische Parthieen acquirirt sein. Die nächste Novität ist eine Posse von Haffner: „Das Parlament im Dorfe!"

Der Verfasser obiger Posse ist nicht Herr Nikola, wie wir jüngst meldeten, sondern Herr Schönstein. Das Haus war schwach besucht.

Eduard Breier.

Wiener Signale.

In der letztern Zeit war in Frankfurt vielfach das Gerücht verbreitet, von Wien aus sei an die hiesige Behörde eine Requisition ergangen um Auslieferung mehrer Individuen, welche an der Octoberrevolution Wiens einen besondern Antheil genommen hatten und sich gegenwärtig in Frankfurt befinden; man nannte unter Andern den Stadjutanten Messenhauser's, Fenner v. Fenneberg, und einen Hrn. Deutsch. Man scheint diesen Herren einen Wink gegeben zu haben, daß es wohl gerathener sein möchte, wenn sie sich von hier entfernten. Sie haben dies jetzt wirklich gethan, nachdem ihnen durch Privatsammlungen unter ihren politischen Meinungsgenossen die Mittel verschafft worden waren, im Auslande ein Asyl zu suchen. Hr. Fenner v. Fenneberg war bald nach der Octoberrevolution nach Frankfurt gekommen, als noch Hr. v. Schmerling sich an der Spitze des Reichsministeriums befand; er hatte damals von München aus hier anfragen lassen, ob er sich auf seiner Reise unbehelligt nach Frankfurt begeben könne; Hr. v. Schmerling ließ dies bejahen: es mochte ihm aber freilig nicht einfallen, daß Fenner v. Fenneberg beabsichtigen könnte, seinen bleibenden Aufenthalt an der Sitze der deutschen Centralgewalt nehmen zu wollen.

Der deutsche Verein in Prag hat den Wiener Verunglückten bereits die namhafte Summe von 3212 fl. 38 kr. CM. zugewendet.

Der bekannte Sanglehrer Herr Leitermeyer hat ein musikalisches Theatergeschäftsbureau errichtet. Wir können diesem Unternehmen unter den jetzigen, der Kunst ungünstigen Umständen sehr wenig Hoffnung auf Erfolg zugestehen. —

Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß der Dichter Moritz Hartmann in Prag eingezogen wurde. Da sich Hartmann in Frankfurt, und nicht in Prag aufhält, so ist an dem ganzen Gerüchte kein wahres Wort. —

Herr Neufeld, ehemaliger Direktor des Linzertheaters wird die Direktion des Theaters in Baden übernehmen. — In der Weilburg in Baden wird sehr emsig hergerichtet. —

Man scheint für die kommende Saison hohe Gäste zu erwarten. —

Die Unheimlichkeit im geselligen Leben Wien's scheint nicht nur ab- sondern viel mehr zuzunehmen. — Durch die häufigen Anzeigen ist das Mißtrauen so bedeutend gestiegen, daß sich beinahe Jeder vor dem Nächststehenden scheut. Am meisten verlieren dadurch die Wirthshäuser. Man fürchtet durch den Genuß des Bier's zu unschicklichen Reden verleitet zu werden, und meidet die Schankorte. —

Die Theater fangen endlich an, bessere Geschäfte zu machen; das Kärnthnerthortheater fand durch die ersten Vorstellungen der Oper „Hernani" sehr volle Häuser; das Carltheater hat an den Kotzebue'schen Kreuzfahrern einen Kassatalisman gefunden. Auch das Wiednertheater macht mit der Elmar'schen Piece „des Teufels Brautfahrt" noch immer volle Häuser. —

Die Sängerinn Mayer vom Josefstädtertheater hat einen sehr vortheilhaften Engagementsantrag nach Amsterdam erhalten. —

Unter den jüngst Verurtheilten befindet sich auch der Redakteur der ehemaligen Nationalzeitung Herr Ehrlich, welcher mehrerer inkriminirter hochverrätherischer Aufsätze wegen zu 12 Jahren Kerkerstrafen verurtheilt wurde. —

Einem Gerüchte zu Folge soll der Frankfurter Deputirte Giskra in Oesterreich gerichtlich verfolgt werden. Da Nichts in dieser Beziehung veröffentlicht wurde, scheint das Gerücht der Wahrheit zu entbehren. —

Nach neueren Nachrichten werden wieder die deutschkatholischen Gemeinden in Oesterreich geduldet. Von der deutschkatholischen Gemeinde in Wien, welche sich in diesem Sommer gebildet hat, hört man gar Nichts.

Die „Presse" nennt die Vertrauensadressen für den Reichstag, Mißtrauensadressen für das Ministerium. — Seltsame konstitutionelle Denkweise! —

Dasselbe Journal findet vor einigen Tagen eben in diesen Vertrauensadressen nur die Anerkennung des konstitutionellen Prinzipes, und Verwahrung vor Reaktion. — Wie reimt sich das mit der späteren Ansicht zusammen?! — Es wäre nicht uninteressant, zu wissen, welcher Umstand an der so frappanten Meinungsänderung dieses Journals Schuld trägt! —

Der Prager „Slowanska Lipa" sollen nächstens Beschränkungen ihres weit um sich greifenden Wirkungskreises bevorstehen. In den höhern Kreisen soll man ihre in schroffen Worten abgefaßten Vertrauensadressen an den Reichstag nicht mit besonderem Wohlgefallen aufgenommen haben. —

Provinz-Signale.

Lemberg. Bei den hiesigen Lotto-Collectanten liegt eine Petition an das Ministerium zur Unterschrift auf, welche den Fortbestand des Lottos in Oesterreich will, und worin gegen die Aufhebung desselben, als die Quelle eines eben so sichern als freiwilligen und bedeutenden Einkommens protestirt wird (!!)

Bekanntlich hat das Regiment Prinz Emil, welches seinen Werbbezirk in Olmütz hat, zwei seiner Fahnen bei Somma Campagna verloren. F. M. Graf Radetzky hat nun ein für die Olmützer Bürgerschaft sehr schmeichelhaftes Schreiben an den Commun-Ausschuß unserer Stadt gelangen lassen, in welchem dieselbe angegangen wird, ein Fahnenband zu einer neuen Fahne zu spenden, wobei als Beweggrund angeführt wird, daß die Tapferkeit, welche die Bürger von Olmütz im Jahre 1758 gegen die Preußen bewiesen haben, dem Regimente stets als Vorbild vorschweben wird.

Konversations-Saal.

Der Präsident der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

In einer Zeit, wo wie in der unsrigen so viel von Präsidenten die Rede ist, wird es interessant sein, uns an den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu erinnern. Der Präsident muß geborner amerikanischer Bürger, mindestens fünf und dreißig Jahr alt sein und vierzehn Jahre im Lande seinen Wohnsitz gehabt haben. Er wird auf vier Jahre gewählt und ist ohne Beschränkung wieder wählbar; er hat den Oberbefehl über die Land- und Seemacht, er besetzt die Stellen, die Mehrzahl jedoch nur mit Zustimmung des Senates. Die Verträge, welche er mit fremden Mächten abschließt, sind nur dann giltig, wenn zwei Drittel des Senates dafür stimmen. Nicht er sondern der Congreß erklärt den Krieg. Er hat das suspensive Veto; wenn er dasselbe, was sehr häufig geschieht, beim Congreß einlegt, so nimmt dieser die Berathung wieder auf, und es sind dann zwei Drittel der Stimmen nothwendig, um dem Beschlusse Gesetzkraft zu verleihen. Er besitzt das Recht der Begnadigung, außer im Falle der Beamten-Anklage; er ist verantwortlich und durch Rechtsspruch absetzbar. Außer bei Besetzung der Aemter, hat er also eine ausgedehntere Gewalt als dem Präsidenten der französischen Republik durch die neue Verfassung zusteht. Es war davon die Rede gewesen, ihm einen Staatsrath beizugeben, an dessen Zustimmung er jederzeit gebunden wäre, wie ein solcher zur Seite des Gouverneurs der meisten Einzelstaaten unter der Kolonial-Regierung bestanden hatte und in mehren noch besteht. Diese Idee des Staatsraths wurzelte in den Meinungen der Conventsmitglieder, welche vor mehr als vierzig Jahren die Nordamerikanische Verfassung consolidirten, noch tiefer, als die der Einheit des Staatsoberhauptes; sie tauchte zu verschiedenen Malen in verschiedenen Formen wieder auf und wurde zuletzt nur von acht Staaten unter elf verworfen.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Mittwoch den 7. März 1849. **№ 46.** **Vier und dreißigster Jahrgang**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: **Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.**

Baronin Wittwe.

Novelle von J. Alexander Mebis.

(Fortsetzung.)

„Und stürze mich doch hinunter! Nein!“ verbesserte er, „man treibt mich dazu, mich hinunter zu stürzen, wie man feigherzige Soldaten durch Säbelklingen in die Schlacht treibt, wie man das ängstliche Wild seinem Tode entgegen jagt; fühlst du nun, wie das Schicksal mit mir spielt? Jenes Weib, das meine Seele schon bei der Erinnerung daran mit Entsetzen füllt, und dieses Mädchen hier, das mich liebt mit der Liebe eines Engels und das ich wieder liebe mit der ganzen Innigkeit meiner Seele. Nur ich, und jenes fürchterliche Weib weiß es, was ich leide bei einer Verbindung mit ihr, und dennoch — dennoch kennt es kein Erbarmen mit meinem Elende!“

Erschöpft von den widerstreitendsten Gefühlen, warf sich Gustav in einen Sessel und bedeckte sein Gesicht mit seinen kalten Händen.

„Sie haben zu einer wenig erfreulichen Stunde uns mit ihrem Besuche beglückt, Herr Baron!“ sagte Emilie, besorgt nach Gustav blickend, wenn sie uns das nächstemal beehren, werden Sie mich vielleicht in einer erfreulicheren Stimmung und auch meine Aeltern zu Hause treffen.“

„Ein wahrer Freund ist uns auch Freund in den Tagen des Schmerzes und Unglückes, und wahrlich! tausendmal sei die Reise gesegnet, da ich durch dieselbe in den Stand gesetzt bin, Euch meine Freundschaft durch die That zu beweisen. Muth, Emilie! Muth, Gustav! Ihr sollt gerettet und glücklich werden! Aber Offenheit für Offenheit; denn nur, wenn er ihn ganz kennt, kann der Arzt im Stande sein, den Schaden zu heilen. Und zu dem, alle Achtung vor deiner Wahrheitsliebe, Gustav, aber die Sache kömmt mir höchst problematisch vor!“

„Du — retten? Unmöglich!“ sagte Gustav.

„Sie wollen?“ fragte gleichzeitig Emilie.

„Thun, was ich vermag,“ war die Antwort des Barons, „aber, wie gesagt, ich will dein ganzes Vertrauen, Gustav!“

Gustav stand einen Augenblick nachdenkend, als ob er überlege. Nach einigen Augenblicken Stillschweigens trat er rasch vor, und sagte:

„Nun komm und folge mir!“

Nach den herkömmlichen Abschiedsformeln trennten sich die beiden Männer von der schönen Emilie, und ließen diese, mit Furcht und Hoffnung kämpfend, allein zurück.

V.

Das Weib ist ein Teufel! Das ist himmelschreiend, den Sohn zum Kaufpreis zu machen für das Stillschweigen über des Vaters Vergehen. Hätte ich so etwas jemals ahnen können! Und das Geld, sie ließ es unberührt?

So sprach der alte Herr von Blenk und kaute an der Bernsteinspitze seiner langen Pfeife. Der alte Herr saß in einem Sorgenstuhle und neben ihm zur Linken und Rechten Gustav und der Baron, welcher der Erzählung des Auftrittes im Hause der Witwe sehr aufmerksam zugehorcht hatte. Ueber den Häuptern der Sitzenden kräuselten sich dünne Rauchwölkchen so leicht und sylphidenartig, wie das ätherische Wesen von Friderike Bremers Nina.

Die Pfeife selbst aber, die geistlose Verfasserin der ätherischen Rauchwolken lag in der filisterischen Behaglichkeit einer Gouvernante auf der grünen Tapete des Gemaches, und machte sich breit, unbekümmert um das Glück oder Unglück ihres Verlegers, des rauchenden Herrn von Blenk.

„Sie äußerte ihre Verwunderung darüber, daß ich plötzlich reich geworden,“ gab Gustav auf obige Frage seines Vaters zur Antwort. „Geld? Der Hyäne ist es diesmal um Herzen zu thun, die sie zerfleischen will; aber bei dem heiligen Himmel!, ich will —“

„Du willst?“ unterbrach ihn der alte Herr, „was willst Du? Vielleicht einen unbesonnenen Streich durch einen noch unbesonneneren gut machen, dessen Folgen am Ende noch trauriger sein könnten, als die des meinigen?“

„Nun, so rede Du, Karl!“ sprach Gustav, und wendete sich dem Baron zu. „Mein Zweifel an Unmöglichkeit ist schon längst vernichtet, und somit auch der, daß es in Deiner Macht steht, zu helfen, obwohl mein unglücklicher Scharfsinn das Wie? nicht begreifen kann. Was mein Geheimniß ist, hast Du erfahren, und ich bin froh, daß ich desselben los geworden, denn ich weiß, wie schwer es mir geworden, diese Tage über so allein es mit mir selbst herumzutragen. Das Uebrige ist nur Sache meines Vaters, und es steht bei ihm, ob er Dir seine Geschichte erzählen will!“

Der Baron legte seine Stirne in ernste Falten und sagte nach einer kleinen Pause: „Herr von Blenk! Die Geschichte ist fataler, als ich mir anfangs vorgestellt, aber sie wird sich dessenungeachtet ausgleichen lassen. — Ich fordere Ihr Geheimniß nicht, auch will ich die Verhältnisse nicht kennen lernen, welche Sie zwangen, ein so großes Darlehen bei diesem Teufel von einem Weibe zu machen. In Erstaunen setzt es mich aber, wie Gustav plötzlich zu dieser Summe gekommen — doch sei dem wie ihm wolle, ich gab mein Versprechen, und ein Schurke will ich sein, wenn ich der schönen Dame jene Dokumente nicht abnehme, ohne einen Heller dafür zu entrichten!“

Gustav machte Augen, als ob er seinen Freund durch dieselben aufspießen wollte — so durch und durch war er mit Erstaunen und Verwunderung erfüllt. Er zuckte zwar einige Male mit den Achseln, aber Karl lächelte so pfiffig, wie ein Fiaker in seinen gemüthlichsten Augenblicken, und der alte Papa schien plötzlich in die gesammten Combinationen des Schachbrettes vertieft. Es wäre eine sehr dankbare Aufgabe für einen unserer heutigen Compositeurs gewesen, die Gedanken dieser drei Herren in Musik zu bringen. Selbst die große, rothe, türkische Pfeife schien ihre eigenen Gedanken, und sich über das Flache ihres gewöhnlichen Daseins erhoben zu haben, denn sie war aufgestanden und baumelte in der Luft herum.

Das Stillschweigen der drei im Gemache befindlichen Personen war sicher einige Minuten alt geworden, als es vom Herrn von Blenk unterbrochen wurde. Gleichsam als Vorbereitung der Dinge, die da kommen sollten, that er einen gewaltigen Zug aus seiner Pfeife, daß sich Madame Goa bequem in den Nebel hätte verbergen können. Dann aber ließ er

die Pfeife mit einer Heftigkeit auf den Boden fallen, als ob er auf einmal ein Recensent geworden wäre, der alle Verfasser lyrischer Gedichte unbedingt verwieft und sagte: „Herr Baron! Sie sind sicher seit seiner Kindheit der Freund meines Sohnes, und der Freund des Sohnes wird, wie ich hoffe, nicht minder der des Vaters sein. Sie sind brav und gut, ein rechtliches Gemüth und haben in Ihrem Verstande ein Paar Augen, die das Unbesonnene von dem Schlechten unterscheiden können! Ich wage nichts, wenn ich Ihnen mein Geheimniß vertraue, das Niemand kennt, als ich und mein Sohn, der es mir durch sein höhnendes Betragen gegen diese Baronin abgezwungen. Ihre Großmuth sichert mir die Verschwiegenheit für dasselbe, und mein Ruf als rechtlicher Mann, Ihre Achtung auch dann noch zu, wenn Sie die Geschichte meiner Unbesonnenheit und meiner Schande vernommen. Möge es Ihnen zugleich als Warnung für Ihr Leben und als Beweis dienen, daß ich die Rettung meines Sohnes aus den Klauen dieses weiblichen Tigers um jeden Preis zu erkaufen bereit bin!"

„Ungeachtet, daß Carl um so leichter bei derselben verfahren kann, wenn er in den ganzen Thatbestand eingeweiht ist?"

„Auch das!" erwiederte der alte Herr, und indem er sich mit der Hand über die kahle Stirne fuhr, begann er folgende Erzählung:

„Ich bin kein Deutscher von Geburt, sondern ein Schweizer, obwohl ich Ihnen nicht sagen kann, wer meine Eltern waren. Ein alter Vetter, wie er sich nannte, hatte mich auferzogen, und nachdem ich in einer Normalschule der schönen Stadt Bern lesen und schreiben gelernt, wurde ich mit meinem siebzehnten Jahre von einem reichen Banquier in sein Comptoir aufgenommen, um mich dort zum Kaufmanne heran zu bilden. Der Mann hieß Bernard und war ein Franzose; ein stolzer und strenger Charakter, verbunden mit einer Schlangenlist und der Heimtücke eines Panthers, wenn es seinen Vortheil galt, machte ihn bei seinen Untergebenen ebenso gefürchtet, als bei denen beliebt, welche mit ihm in Geschäftsverbindungen standen und seine strenge Pünktlichkeit lobenswerth fanden. Daß Kaufleute von Profession wie die Wucherer steinharte Herzen haben, und das Mitleid für ein Unding halten, ist eine allzubekannte Sache, als daß ich derselben erwähnen dürfte."

„In dem Hause des Banquiers lebte gleichzeitig mit mir seine Nichte, ein Mädchen von 16 Jahren, bildschön, mit einem schmachtenden Zug im Gesichte, einem Augenpaare, aus welchem der Himmel mit allen seinen Seligkeiten herauszuglänzen schien, und einem Haarwuchs, der eine Cirkassierin würdig gemacht haben würde, den Harem eines Paschas zu zieren. — Die Gelegenheit, Rosa zu sehen, war zwar eine seltene für mich, aber wenn es einmal wieder geschah, so sah' ich so oft auf sie hin, daß ich Mädchen und Haarwuchs und den schmachtenden Zug, und die Seligkeit in ihren Augen am Ende vollkommen in meine Seele aufgenommen hatte — mit einem Worte: Ich liebte Rosa mit der leidenschaftlichen, anbethenden Liebe eines zwanzigjährigen Burschen."

„Die Geschäfte des Herrn von Bernard waren die glänzendsten und eben im besten Gange und der Banquier selbst galt für den reichsten Mann im ganzen Lande. Er war unverheiratet, und ein fünf und fünfzigjähriger Hagestolz, somit auch Rosa seine einzige Erbin; dessenungeachtet hatte der arme Schreiber im Comptoir ihres Onkels Gnade gefunden in ihren Augen, und einen Platz in ihrem Herzen.

Ungefähr drei Monathe nach meiner Aufnahme im Bureau des Banquiers lagen wir uns in den Armen und schwuren uns Liebe für dieses Leben, und alle übrigen, die nach diesem kommen sollten. Bernard war der reichste Banquier in der Schweiz, und ich der glücklichste aller Ziffer-Combinateurs der ganzen Welt.

Diese Seligkeit dauerte nicht lange; eines Abends als es mir eben vergönnt war, Rosa zu sehen und zu sprechen, gestand sie mir unter Thränen der Verzweiflung, daß ihr der Onkel angekündigt, wie heute über 14 Tage ihr Bräutigam, der Sohn eines Kaufherrn aus Brüssel ankommen und sie heimführen werde als sein Eheweib. Die Consultation, welche wir beide nun pflegten, dauerte ungemein lange, am Ende aber mußten wir uns trennen, ohne zu einem erheblichen Resultate gekommen zu sein. Das Unglück, das über mich hereingebrochen, war grenzenlos, so grenzenlos, wie mein früheres Glück, und mein Jammer wurde auf das Höchste getrieben, als mir Rosa am anderen Tage ankündigte, daß bereits ein Brief ihres Bräutigams an sie eingetroffen, der ihr seine Ankunft in einigen Tagen meldete, „aber" sagte sie „ich weiß schon, was wir beginnen, mein lieber, lieber August, wir machen das, wie es die alten Ritterfräuleins machten in den Büchern, die ich immer zu lesen bekommen."

„Nun, und wie machten es die alten Ritterfräulein?" fragte ich erstaunt über die Bekanntschaft meiner Geliebten mit dem Mittelalter. „Je nun" erwiederte sie, „weißt du denn das nicht? In finsterer Nacht verläßt du dein Zimmer und ich das meinige, und dann treffen wir Schlag 12 Uhr Nachts im Garten zusammen und fliehen mit einander!" „Aber" entgegnete ich, „der ich so wenig Behagen in den ritterlichen Unternehmungen fand," aber wenn uns die Nachtwächter, oder gar die Polizei ertappt! Bedenke, ich würde aus dem Hause gejagt!" „Ach, die erwischen uns nicht wir sind ja bald über der Grenze!" tröstete Rosa. „Und dann, wovon werden wir leben, ohne alles Geld? Du weißt, ich bin ein armer Bursche und du — „Ja eben, da muß du dafür sorgen!" entgegnete das Mädchen. „Aber um Gotteswillen, ich wußte nicht woher, außer durch Schatzgraben, und das dürfte denn doch einige Zeit dauern!" „Aber wie thöricht du bist! in der Kanzelei meines Onkels ist ja Geld in Hülle und Fülle!" sagte Rosa unbefangen. Ich wich einige Schritte zurück. „Willst du mich denn zum Diebe machen, Rosa?" fragte ich „das Geld ist ja Eigenthum deines Onkels."

„Ja, aber wenn der Onkel stirbt, so gehört Alles mir, und folglich kannst du schon nehmen, so viel du brauchst, ich erlaube es dir!" „Nein bei allen Heiligen! das werde ich nimmermehr, was nicht mein ist, kann ich nicht anrühren!" — „Ach du liebst mich nicht mehr! Wohl, wenn der neue Bräutigam kommt, werde ich wissen, was ich zu thun habe, und Ritterfräuleins machten es auch nicht anders, die nahmen sich allen Schmuck den sie bekommen konnten und weil ich wenig Schmuckwerk habe, mußt du uns Geld verschaffen, August!" — Alle meine Bedenklichkeiten wurden kräftig widerlegt durch die Beweisgründe, welche Rosa an den Tag förderte, und endlich sagte ich zu. Der nächste Tag sollte der unserer Flucht sein, wenn es mir gelungen wäre, einer nahmhaften Summe mich zu bemächtigen."

Von Frankreich aus wollten wir dann an den Banquier schreiben, und ihn um Verzeihung bitten, und Rosa wußte aus den Büchern, daß jeder Onkel bei einer solchen Lage der Dinge seine Vergebung ausspreche!"

„Erlassen Sie mir eine weitläufige Erzählung von dem ferneren Verlauf dieser Entführung, Herr Baron. Mit bebendem Herzen hatte ich die in meinen Augen höchst bedeutende Summe von 1000 Thalern aus der Kasse meines Herrn genommen und bei Nacht und Nebel waren wir, in leichte Mäntel gehüllt, aus der Stadt geflohen. Zwei Tage lang irrten wir in der Umgebung umher, unkundig der Gegend, nach welcher wir uns wenden sollten, und der Glaube Rosas an die Schönheiten des Mittelalters hatte einen bedeutenden Stoß erlitten. Am Abend des zweiten endlich wurden wir von Gensd'armen in die Stadt zurückgebracht, aus der wir entflohen. Rosa wurde in eine bereit stehende Kutsche gepackt und in das Haus ihres Onkels geführt, mich aber sperrte man in ein Gefängniß, nachdem man mir nach herkömmlicher Sitte Alles das, was ich bei mir führte, abgenommen hatte. Es war schwer vorauszubestimmen, was für einen Ausgang mein unseliger Fluchtversuch nehmen würde, wenn man die strenge Herzlosigkeit Bernards in Anbetracht zog, der wüthend eine exemplarische Strafe für den Verführer seiner Nichte, und einen untreuen Diener forderte, der sich an seinen Geldern vergriffen. Nach mehren Verhören, in denen ich mich bemühte, alle Schuld von Rosa zu wälzen, wurde mir das Urtheil gesprochen, welches auf zehnjährige Zuchthausstrafe lautete, deren Hälfte aber meinem Jünglingsalter nachgesehen wurde."

„Meine Strafe war ausgestanden, und das Erste, was ich bei meinem Austritte aus dem Strafhause vernahm, war, daß sich Rosa wirklich mit dem reichen Kaufherrn-Sohn aus Brüssel verheirathet habe, welcher bei den Reichthümern ihres Onkels, nicht im Geringsten an dem zwischen uns stattgefundenen Verhältnisse Anstoß nahm.

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

Unpolitische Briefe an viele Damen.

Von Moriz Albert.

II.

An Betti.

Lassen Sie uns, meine sehr ledige Freundin, ein Bischen vom — nun vom Heirathen plaudern! Sie haben mir wohl recht oft gesagt, daß Sie zu den Hagestolzen Ihres Geschlechtes gehören — aber ich war oft im Reichstag, da habe ich rechts und links und in der tugendgespickten Mitte so Vieles gehört, was sich später nicht bestätigte und so bin ich ein Bischen Thomas geworden. Zwar will ich nicht die Hand in Ihre Wunde legen, aber — die Hand auf's Herz — es ist doch manchmal nicht ganz unangenehm, vom Heirathen zu plaudern!

Ich habe in meinem ersten Briefe das beseeligende Gefühl einer liebenden Mutter zu schildern versucht — das Gefühl eines liebenden Mädchens ist nicht minder beseeligend. Zwar ist nicht mehr die Zeit, in der Bertha spann, die, unter uns gesagt, ein Bischen langweilig gewesen sein mag, — zwar ist nicht mehr die Zeit, in der die Seladone nur knieend vor ihren Venus'en in schmachtender Liebe geseht und gelacht hatten — zwar geschieht es nur selten, daß ein Liebesdichter seiner Angebeteten alle Stunde einen Eßlöffel voll Lyrik beibringt — — denn es ist die Zeit ernster geworden und die Mädchen wollen einmal keine schmachtenden Seladone mehr — sie wollen Männer!

Sehen Sie, meine schöne Betti, das ist eher gesagt, als gefunden. Bei der großen Menge von Mädchen weiß man nicht, ob es mehr männliche Damen, oder mehr weibische Männer gibt und der letzte Mohikan unserer Volkspasse behauptet: „Ueber ein altes Weib geht nichts, als ein Mann, der ein altes Weib ist!“ — Ich will Ihrem, nicht mehr in der Blüthe der Frühlingsjahre stehenden Geschlechte dadurch keine Unart sagen — ich will nur mit Nestroy behaupten, daß es nichts Eckelhafteres gibt, als einen weibischen Mann!

Da es denn nun so selten ist, auf den ersten Griff in die Männerwelt den Besten beim Zopf zu packen *) so haben es die Wiener-Ledigen beiderlei Geschlechts für gut befunden, auch hier ein

Heirathsbureau

zu etabliren! — Ach du lieber Himmel! wenn einmal die Bureaukratie auch bei Heirathen eingeführt wird, da kömmt erst die Protektion so recht im Schwung und die armen Praktikanten, die werden wohl öfter als je präterirt werden! Und was noch zu erwarten steht — aerarische Heirathen — — was doch in der neuen Zeit nicht Alles erfunden wird! Ich denke mir so die Bräutigams in der Registratur, numerirt, bestaubt im steifen Deckel mit ledernem Rücken, als recht staatliche Aktenstücke und die Mädchen, nun die Mädchen sind die Parteien des Bureaus — denn Parteilichkeiten wird es da wieder geben, daß man wahnsinnig werden und sogar in dieser schweren theuren Zeit — heirathen könnte! Ja, meine liebenswürdige Freundin, das Heiraths-Bureau dürfte wohl das Einzige werden, in dem die Beamten ihre Amtsstunden einhalten, ohne daß ihnen ihre Chefs beim Kommen die Uhr vorhalten dürfen. Auch glaube ich, daß sich viele Jagdliebhaber in diesem Bureau melden werden — es ist wegen den Hirschgeweihen nach der Ausstellung. Jedenfalls können sich die Herrn Competenten mit der Zeit zu tüchtigen Harnvirtuosen heranbilden!

Nun zum Schluße ein ernstes Wörtchen! Ich habe mich hier und dort lustig gemacht über die gesinnungsvollen, schön stylisirten, der neuen Orthographie sich nähernden Heirathsanträge, die manche Schöne in die Inseratspalten dieser und jener Zeitschrift einrücken ließ. Vergeben Sie mir im Nahmen Ihres schönen Geschlechtes, aber erlauben Sie, wenn ich allein bin, so ganz allein, mit mir unter zwei Augen, noch manchmal ein Bischen darüber lächeln zu dürfen. Halt — ich versprach ja ein ernstes Wort. — — Du lieber Himmel, ich sehe schon, heute habe ich es mit einem Fräulein zu thun, das eine herrliche Perlenreihe im Purpur gefaßt zur Schau trägt, wenn es lächelt — und gegenüber einem solchen Anblickes kann ich nicht ernst werden! Ich hätte wohl so manchen ganz ernsten Grund für und gegen die Sache im Hinterhofe — aber meine Briefe sollen ja nicht das Gepräge einer respektablen Vorlesung haben — sie wollen nur leicht anregen und sind zufrieden, wenn sie im Stande sind, einen Augenblick zu vergnügen.

Ob das echte weibliche Herz den wahren Pfad in's echte Männerherz nicht näher durch sanfte Zurückgezogenheit, durch jungfräuliche Schüchternheit, mit einem Worte: durch echte Weiblichkeit, als durch Heirathsbureaus und Inserate finden könne — das gehört auf ein anderes Blättchen!

Auf baldiges Wiederschreiben!

*) Den man beim Zopfe packen kann, der ist ja ohnehin gewiß nicht der Beste!
Anmerk. des Setzers.

Wien.

K. K. Hof-Operntheater.

Samstag den 3. März zum Vortheile des Herrn Ander zum ersten Male: (versteht sich in deutscher Sprache) Hernani, in 4 Akten. Musik v. Verdi.

Es ist dies die zweite Oper von dem im Anfange seiner Laufbahn zu viel größeren Hoffnungen berechtigenden Verdi, welche er bis jetzt unerfüllt gelassen, die wir vor einigen Jahren im Originale kennen lernten. So auch jetzt. Der Nabucco, Verdi's Erstlingsarbeit, ging vor einigen Wochen über die Bühne, und gegenwärtig sind wir, nach Verlauf von 5 bis 6 Jahren gezwungen, das zu bestätigen, was damals die Wienerkritik gleich bemerkte, daß nähmlich im Ernani eher ein Rück- als ein Fortschritt des Componisten zu bemerken wäre. Es ist in der That bloßes Formenwesen, keine Erfindung in der Oper zu bemerken, und hätten die Cantanti nicht so brillante Stellen, welche mit ächt italienischem Feuer vorgetragen wurden, so meinen wir, daß die Oper kaum in Italien Furore gemacht hätte, was sie später erfuhr. In dem eben Gesagten liegt schon der Maßstab für die deutsche Aufführung. Unsere deutschen Sänger sind sicher mehr Künstler, als die Italiener, sie haben Gemüth, Seele, Herzlichkeit, Geschmack &c. aber das natürliche Feuer der Italiener in der Auffassung und im Vortrage fehlt ihnen fast gänzlich und wo sie einen Versuch damit machen, wo sie aus ihrem gewohnten Geleise herausstreten, da verunglücken sie. Hr. Leithner war an diesem Abend ein merkwürdiges Beispiel, wie man die Kräfte seiner Stimme dergestalt überschätzen kann, daß sie nach einer Forcestelle im 2. Akte durchaus übel und detonirt klang. Wenn auch nicht derselbe, so trat doch ein ähnlicher Fall in Betreff des Beneficianten, Herrn Ander ein. Weder seine Individualität, noch seine Stimmmittel passen zu der Darstellung eines Ernani. Nicht, als ob Herr Ander irgend etwas verdorben hätte; er hatte im Gegentheile den ganzen Abend mehrere recht schöne Momente, doch der Ernani, wiewohl nur ein Bandit, ist im Charakter eines Heldentenores gehalten, und in solchem Falle hilft es nichts, mit gehöriger Vorsicht und so delicat wie möglich zu singen, der Part erfordert ein frischkräftiges Feuer, sonst kommt der an die mezzo carattere gewohnte Sänger schon mit dem überaus stark instrumentirten Orchester in Conflickt. Schade, wenn ein solches Talent, wie Ander auf Abwege geriethe. Sehr wirksam sang Herr Draxler den Don Ruy, eben so Fr. van Hasselt, die in der jüngsten Zeit eine neue wohl- und sehr hoch klingende Stimme auaß gefunden hat. Das zahlreich versammelte Auditorium, ließ sich gleich das erste andante von ihr repetiren, und das mit Recht.

—f—

Wiener-Signale.

Der Insurgentenführer Bem soll sich zur ungarischen Hauptarmee begeben, und der bekannte kühne Pole Bulinski sein Kommando in Siebenbürgen übernommen haben.

Das Gerücht, welches von dem Tode des Reichsverwesers Erzherzog Johann erzählte, bestätigt sich bis jetzt nicht. Der Verlust des Erzherzogs unter den jetzigen Umständen wäre für Oesterreich unersetzlich gewesen.

Die Wachsamkeit der Behörden vermehrt sich in einem bedeutenden Grade. Die großartigen Verpallisadirungen der Bastei, die energisch getroffenen militärischen Maßregeln machen jeden Krawall, der so oft für die Märztage angesagt wurde, unmöglich.

Montag Abends erschien bereits das 27. Armee-Bulletin, welches von einem Vorrücken der kaiserlichen Armee Nachricht gab.

Vorgestern war der Tag der Losung für das Militär in ganz Niederösterreich. Bis jetzt ist noch von keiner Störung irgend etwas bekannt geworden.

Es sollen sehr häufig Klagen einlaufen, daß verschiedene Wiener Journale, insbesondere die „österreichische Zeitung,“ eine so kühne Sprache führen, und gewisse Personen sind ganz ungehalten darüber, daß man solche verwegene Bemerkungen und Aufsätze noch dulden kann. Unglaublich, aber wahr!

In Wien sollen sich gegenwärtig viele ungarische Magnaten aufhalten, die wie der „Figyelmező“ ganz aufrichtig sagt, dort eben abwarten, bis andere ihnen die Kastanien aus dem Feuer geholt haben.

Vorgestern Abend glaubte ein großer Theil des Publikums einen Komet zu sehen; es war dies jedoch bloß der Abendstern, der in einer fast nie so glänzenden Pracht am Firmamente stand, daß man die starken Strahlen, die er warf, für den Schweif des Kometen hielt.

Der bekannte Offizier Kuchenbäcker, welcher im Oktober seinen Posten verließ, und im Generalstab der Nationalgarde diente, soll nach Schleswig-Holstein sich gewendet, und dort eine Oberoffiziersstelle erhalten haben.

Nächstens soll die Hinrichtung einiger an dem am Grafen Latour verübten Meuchelmorde sehr schwer betheiligten Individuen statt finden. —

Im ehemaligen Affentheater des Wiener Praters, will Herr Schreiber Theatre variétés nach französischem Geschmacke etabliren. — Die Zeit dürfte solchen Unternehmungen eben nicht besonders günstig sein. Die herben Erinnerungen des vergangenen Jahres, die aus so manchen Häuserruinen laut sprechen, mögen nicht geeignet sein, in diesem Frühjahre viel Besucher in den Prater zu locken. —

Eine slavische Hauptzeitung erzählt von der ungeheuren Aufregung, welche die Nachricht über das Einrücken der Russen in Siebenbürgen, in Paris gemacht haben soll. Unsere Blätter wissen bis jetzt Nichts davon; und wir müssen daher die Worte des slavischen Korrespondenten sehr bezweifeln. —

Der Staatsdruckerei steht in nächster Zukunft eine sehr ersprießliche, großartige Reorganisation bevor. Auch für Holzschnitt- und Steindruckarbeiten beabsichtigt man Viel und Neues zu wirken. —

Provinz-Signale.

Wer hat nicht vor einigen Tagen mit großem Staunen die von dem ungarischen Beobachter (Figyelmező) gebrachte Neuigkeit gelesen, daß die Sängerin Schodel, Geliebte des ungarischen Ova-Polizeiministers Nyari, zu Debreczin gehängt worden sei, und zwar angeblich wegen reaktionären Umtrieben? Es ist wohl nicht wahrscheinlich, daß eine Primadonna sich in so hohem Grade mit Politik befaßt, und wenn Mad. Schodel schon reaktionär gegen ihren Geliebten handelte, so mag sie es ohne Zweifel nur in der Liebe gethan haben, nicht in der Politik. Hoffentlich ist diese Notiz über Madame Schodel eben so ungegründet, als die schon früher über den gewesenen Theater-Direktor Michel gebrachte, den man als Spion in Debreczin gehängt wissen wollte, für welche Auszeichnung Hr. Michel sich in einem Schreiben an die Pester Zeitung höflichst bedankt.

Der „Figyelmező" will von einer in Debreczin abgehaltenen Reichstagssitzung wissen, in welcher es ein Repräsentant gewagt hatte, gegen Madarász aufzutreten und ihm sein Treiben vorzuwerfen, in Folge dessen soll Madarász abgedankt und Szerényi sein Portefeuille übernommen haben. Auch gegen Kossuth sollen sich einige mißtrauische Stimmen erhoben haben.

Aus der Zeit.

Die verfassunggebende National-Versammlung zu Frankfurt a. M. besteht gegenwärtig aus 561 Abgeordneten; freiwillig ausgeschieden sind im Laufe ihrer Sitzungen 173, getödtet 2, eines natürlichen Todes gestorben 5; so daß an den Verhandlungen bis jetzt im Ganzen 739 Gewählte sich betheiligt haben. Versucht man die Mitglieder nach ihrem Stande zu gruppiren, so ergiebt sich ungefähr folgende Eintheilung: Richter und Doctores juris 125, Anwälte 63, Verwaltungsbeamte 85, Stadtbeamte 17. Universitätslehrer 53, Lehrer an Gymnasien u. a. 49, zwei Archivbeamte und Bibliothekar. Doctoren der Philosophie und Schriftsteller 24, Geistliche 18, Aerzte 12, Soldaten 12, Landwirthe 43, Fabrikanten und Handwerker 13, Kaufleute und Buchhändler 29, Apotheker 1. Ohne alle Bezeichnung sind 48 aufgeführt, von denen mehrere wohl Gutsbesitzer sind.

Literarische Erscheinungen.

Schriftsteller-Honorare in England. Die Summe von 6000 Pfd. Sterl., oder 600 Pfd. Sterl. jährlich auf 10 Jahre, welche Macaulay neuerdings für das Verlagsrecht der beiden ersten Theile seiner englischen Geschichte erhalten, ist wahrscheinlich die höchste Remuneration, die je für ein Werk von so geringem Umfang (2 Bände. 8) gegeben worden. Die bedeutendsten Honorare, die man bisher in England kannte, 4000 Guineen (28,000 Thlr.), die Washington Irving für sein „Leben des Columbus" in vier Oktavbänden, 2000 Guineen welche Moore für sein „Leben Byron's" in zwei Quartbänden, und 4500 Pfd. Sterl. (über 30,000 Thl.), die der Bischof von Oxford für das zehnjährige Verlagsrecht einer Lebensbeschreibung seines Oheims, des berühmten Philanthropen Wilberforce, in fünf Oktavbänden, erhielt. Das „Leben Hannah More's, in fünf Oktavbänden, soll dem Verfasser, Roberts, die Summe von 3000 Guineen eingebracht haben; Twiß empfing für seine Biographie Lord Eldon's 2000 Guineen und Stanley für sein Leben des Dr. Arnold 1500 Guineen; indessen waren diese Beträge nur ihr Antheil an dem Gewinn der aus ihren Werken erwuchs, nicht Honorare, die von den Herausgebern derselben auf Speculation bewilligt wurden, wie die Zahlungen an Irving, Moore, Wilberforce und Macaulay. Die größte Summe, die je durch ein einziges (neues) Werk realisirt worden, war 18,000 Pfd. Sterl. (120,000 Thlr.), welche das „Leben Napoleon Bonaparte's" dem Sir Walter Scott eintrug; es war die Arbeit eines einzigen Jahrs und wurde 1827 in neun Octavbänden herausgegeben. Alle Welt war damals auf ein historisches Werk von der Feder des berühmten Novellisten neugierig, und die Buchhändlerläden in Paternoster-Row wurden von Käufern förmlich belagert. Die Waverley-Romane und die in monatlichen Heften erscheinenden Schriften von Dickens waren eben so lukrativ für die Verleger als für die Verfasser, was bei den obengenannten nicht immer der Fall war. Das „Leben des Columbus" hat seine Kosten noch nicht gedeckt; Moore's „Byron" hatte keinen Erfolg, bis er in einem starken Bande mit doppelten Spalten erschien, und die Speculation mit dem „Leben Wilberforce's" ist entschieden fehlgeschlagen. Es ist daher keineswegs ausgemacht, ob die Herren Longman mit dem Jahrgelde, das sie an Macaulay zahlen, sich nicht im Verlust finden werden. Die besten und gewinnreichsten Bücher in der englischen Literatur sind von den Verlegern zu den niedrigsten Preisen erstanden worden.

Das Schriftstellerhonorar zur Zeit der Reformation. Nach J. G. Meusel's Annalen der Geschichtskunde (II. 711) waren zu Luther's Zeiten sechs Groschen für den gedruckten Bogen schon ein ansehnliches Honorar. Luther selbst nahm in der Regel von seinen Verlegern Nichts als einige Exemplare. Mehrere Buchhändler hatten sich vereinigt, ihm, wenn er Alles, was er schreibe ihnen in Verlag gebe, einen Jahresgehalt von 400 Thalern zu geben. Luther schlug es aus, um volle Freiheit sich zu wahren.

Amüsantes.

Kunst, eine reiche Partie zu machen. Die Sache ist für einen armen Teufel sehr leicht, die preiswürdige Kunst kann von jedem mittellosen Schlucker ohne große Mühe erlernt werden, wenn er folgende Regeln so gut als möglich beobachtet.

1. Sieh' bei der Wahl deiner Lebensgefährtin am allerwenigsten auf Schönheit, Verstand, ein gutes, liebevolles Herz, sondern blos auf Geld und Geldeswerth.

Alles vergeht; die schönste Blume verwelkt; das größte Reich wird zertrümmert; die Klugheit macht Sorgen und Noth; die Liebe dauert nur kurze Zeit — aber nie veraltet das Geld; es bleibt ewig jung, je älter es ist, desto mehr gilt es. Wie theuer bezahlt man nicht alte Münzen!

2. Suche stets mehr vornehmer, reicher und dümmer zu scheinen, als du wirklich bist.

Man trägt nichts schwerer, als Vorzüge, welche ein Anderer besitzt; man beneidet nichts mehr, als die Kenntnisse, welche er sich erworben hat; man betrachtet nichts mit scheeleren Augen, als das Ansehen, in welchem er steht, den Rang, welchen er behauptet. Darum — verbirg Deine Tugend, stelle dein Licht unter den Scheffel, unterwirf deine Ueberzeugungen fremder Meinung — du wirst es nicht bereuen. Geld ist die Losung!

Die Welt, sie ist nun einmal so —
Sei weise, wie ein Salomo,
Hast Du nicht auch sein Geld dabei,
So ist doch Alles Lumperei.

3. Besuche fleißig öffentliche Gesellschaften — mache dort Aufwand und so viel Bekanntschaften als möglich, und suche dir Zutritt in Familien zu verschaffen.

Diese Regel bedarf keine Erläuterung. Wer nicht auf den Kopf gefallen ist, begreift das Gesagte leicht.

4. Zeichne deine Schöne bei jeder Gelegenheit so auffallend als möglich aus erkundige dich oft bei ihr nach ihrem Befinden, aber nie nach ihrem Vermögen.

Die Berlinischen Nachrichten enthalten folgendes satirische Inseratum; Der „Verein der freien Diebe" stellt an die freie deutsche Nation folgende Forderungen: 1) Befreiung aller unfreien Diebe und Diebeshehler aus ihren Kerkern. 2) Abschaffung aller Strafanstalten und Errichtung freier Stehlschulen. 3) Abschaffung aller Constabler, weil sie dem Verkehr der freien Diebe nur hinderlich sein können. 4) Abschaffung aller Schildwachen vor Regierungs-Hauptkassen, Banken, Münzen und Silberkammern. Es kann nämlich freien Dieben nichts unangenehmer sein, als überall diese langweiligen Schildwachen zu finden. 5) Abschaffung sämmtlicher Haushunde, die dem stillen Treiben der freien Diebe störend entgegentreten und gleichsam Denuncianten vorstellen. 6) Abschaffung aller Gesetze, die den Verkehr der freien Diebe hindern. 7) Für freie Diebe freier Zutritt in allen Häusern zu jeder Tages- und Nachtszeit. 8) Ungehindertes Wegtragendürfen aller beliebigen Gegenstände. 9) Abschaffung aller Aufpasserei und der Conduitenlisten. 10) Abschaffung aller eisernen Fensterladen, Schlösser und Riegel, weil sie den Fortschritt der freien Diebe während der alten Regierung nur zu oft aufgehalten haben. 11) Allgemeine Verbrüderung zwischen freien Dieben, Bürger und Soldaten. 12) Abzug aller Soldaten und Bürger mit Zurücklassung der Waffen. 13) Vollständige Bewaffnung der freien Diebe. — Allen Vertretern, welche diese gerechten Forderungen unterstützen und erkämpfen helfen, verspricht der unterzeichnete Verein seinen vollen Beistand auf den Tribünen und außerhalb der National-Versammlung. Er hat alle Vorkehrungen getroffen, die Stadt in 42 Kampf-Bezirke getheilt, unterhält Verbindung mit allen geeigneten Clubs und Volksrednern, weiß alle Orte, wo es Waffen zu stehlen giebt, und versammelt sich auf Zahlung, wo man ihn braucht.

Der „Verein der freien Diebe."

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Donnerstag den 8. März 1849. **№ 47.** **Vier und dreißigster Jahrgang**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Baronin Wittwe.

Novelle von J. Alexander Medis.

(Fortsetzung.)

„Der nämliche Mann, der mir als Richter mein Urtheil gesprochen, gab mir nun ein, meinen Aufenthalt in dem Strafhause der Stadt Bern bestätigendes Zeugniß, einen Paß, und eine Abschrift des ganzen Verhörs, damit ich, wie er sich ausdrückte, immerdar eine Lektüre hätte, welche besser, als alle Sittenbücher zu meinem Herzen spreche. Zugleich wies er mich an, den Canton zu verlassen und einiges Reisegeld, das er mir gab aus Mitleid, war, da während der Zeit meiner Strafe auch mein Vetter mit Tod abgegangen, war Alles, was ich mein nennen konnte."

Mit trübem Herzen wanderte ich nun aus meinem Heimathlande, um mich, einem schon früher gefaßten Entschluße gemäß, in das benachbarte Tyrol zu begeben, dessen menschenfreundliche und mildherzige Bewohner allenthalben gerühmt wurden.

Daß ich nicht vergebens gehofft, beweist meine gegenwärtige, achtenswerthe Stellung. Ein alter ehrwürdiger Landrichter des Ober-Innthaler-Kreises, dem ich meine ganze Lebensgeschichte wahr und treu geschildert, erbarmte sich meiner und verschaffte mir den bei seinem Landgerichte erledigten Posten eines Diurnisten. Meine Carriere war eine ehrenvolle und die Vergangenheit mit ihrer Schmach war längst der Vergessenheit übergeben. Selbst gegen meine Gattin hatte ich niemals derselben erwähnt, und erst vor einigen Jahren zwangen mich die Verhältnisse, dieselbe diesem Teufel von einem Weibe zu vertrauen, das ging folgender Maßen zu:

„Als ich noch als Beamter niederer Klasse in Tirols Hauptstadt, Innsbruck, lebte, schloß ich mit einem Manne einen Freundschaftsbund, bei dem wir uns schwuren, in Tod und Leben uns nie zu verlassen. Der Mann war damals Commis in einem Großhandlungshause, und etablirte sich später hier in Wien. Als ich einige Jahre nachher ihm hieher folgte, war unsere gegenseitige Freude gleich groß, und unsere Freundschaft blieb die alte. Vor einigen Jahren nun, es war im Winter (und gerade im Herbste vorher hatte ich die Bekanntschaft der Baronin von Walter gemacht, stürzt eines Abends mein Freund plötzlich auf mein Zimmer, und verlangt mit mir allein zu sprechen.

„Freund" sagte er, als wir uns allein befanden, „schaffe mir fünfzig Tausend Gulden, oder ich bin verloren!" „Bist du verrückt?" entgegnete ich, „wo soll ich diese Summe hernehmen? Du kennst ja meine Verhältniße!" „Wohl, wohl" erwiederte er trostlos „doch du wirst vielleicht Freunde, Bekannte haben, die mir diese Summe herschaffen können — ich bin sonst ruinirt, morgen verfallen drei Wechsel, die ich nicht saldiren kann — meine Ehre, meine Familie — Alles — Alles ist zu Grunde gerichtet!" Erschöpft hatte er sich in einen Stuhl geworfen, während ich im Zimmer auf- und niederschritt, und im Gedanken die ganze lange Reihe von Freunden und Bekannten durchlief, bei denen ich eine solche Summe borgen könnte. Ich verfiel auf die Baronin! das beste Pfand, das ich ihr bieten konnte, war die Geschichte meiner Schande, die ich sorgfältig in ein Papier gewickelt und in meinem Schreibepult verschloßen hatte. Erst nach meinem Tode hätte dieselbe geöffnet werden sollen, um als Lehre für meinen Sohn und seine Kinder zu dienen! Wie ein Blitz war mir der Gedanke an das Paquet gekommen, denn es ist wunderbar, wie energisch der Scharfsinn des Menschen wird, wenn eine verhängnißvolle Lage ihn zwingt, die nöthigen Mittel zu ergreifen. Rasch hatte ich das Paquet genommen, und meinem Freunde ein „Gedulde dich" zurufend, eilte ich der Wohnung der Baronin zu. Ich traf diese allein. Schnell hatte ich sie mit dem Thatbestande bekannt gemacht, und mit einem sonderbaren Lächeln, das mir damals schon den Charakter des Weibes in seinem ganzen Lichte hätte offenbaren können, nahm sie die Papiere und durchblätterte sie."

„Dann schrieb sie einige Zeilen, die sie ihrem Bedienten zur Bestellung übergab, und eine Stunde nachher war die geforderte Summe in den Händen meines Freundes. Vor einigen Tagen nun stellte er dieselbe meinem Sohne, zu, der mein Geheimniß kennend, eigenmächtig die Baronin aufsuchte, um ihr dieselbe zu übermachen."

„Vielleicht wär Alles besser abgelaufen, wenn ich selbst vor ihr erschienen wäre, obwohl Gustav in meinen Augen vollkommen entschuldiget ist, da der Beweggrund seines Handelns eine Ueberraschung war, die er mir für den folgenden Tag, der mein Geburtstag war, bereiten wollte!"

Herr von Blenk hatte aufgehört zu sprechen, und kaum hatte er geendet, als der Baron von seinem Sitze aufsprang, und lachend ausrief: „Und das ist das Ganze? Und was hätte das alberne Weib unternehmen können, als die ganze Historie in die Zeitung setzen zu lassen, oder, als ein Buch herauszugeben mit einer Titelvignette voll Carrikaturen als Beigabe? Und was würde dabei verloren gegangen sein? Die Achtung für Sie gewiß nicht, Herr von Blenk, der sich seit einer Reihe von Jahren des Rufes als ehrlicher Mann erfreuet, und desselben auch mit vollster Gerechtigkeit genießet. Höchstens hätte es zu einer Wiederrufung, dann zu einer Reclamation, und dann zu einer Abfertigung, und zum Schluße zu einer gänzlichen Abfertigung in der „allgemeinen Zeitung," geführt. Die Welt hätte gelacht, und die Baronin für eine Närrin erklärt, die sich für fünfzig tausend Gulden den Spaß zu theuer erkauft hätte. Und bei der Ehre einer Unbefleckten, ich wollte mich rädern lassen wie ein gemeiner Spitzbube, wenn es die Baronin hätte geschehen lassen, daß die Sache um diesen Preis stadtkundig würde!"

Der alte Herr stopfte sich mit großer Selbstzufriedenheit eine Pfeife:

„Nun zu trauen wäre denn doch nicht!" meinte er, „die Baronin ist sehr reich, und wenn Sie bedenken —"

„Nein, nein!" fiel Gustav ein, das konnte, das durfte nie geschehen, und schon der Gedanke an eine Möglichkeit würde mich bestimmen, selbst meine Liebe für Emilien zu opfern. O, diese höhnischen Seitenblicke, dieses Köpfe-In-einander-stecken, würden mein Vater oder ich in Zukunft in einen unserer Salons treten! Nimmermehr!

Meinem Lebens-Glücke kann ich entsagen, aber niemals werde ich es zugeben, daß auf dem Namen meines Vaters auch nur ein Schatten von Entehrung fällt, denn ist es auch ein Vergehen unserer Vergangenheit, die

Verläumdung wird es zu benützen wissen, und tritt dann uns nur um so giftiger entgegen, weil wir bemüht gewesen, das Tuch der Verheimlichung darüber zu breiten. Höre Freund! was würdest du thun, wenn man von dir ein Gleiches forderte, und du könntest dadurch die Entdeckung vermeiden, daß dein Vater, — Sie vergeben, daß ich es ausspreche! — ein Zuchthaussträfling gewesen?"

„Du bist ein guter Sohn, und ein Bursche comme - il - faut!" sagte der Baron „und bei meinem Wartel in deiner Lage würde ich das Nämliche thun, was du beabsichtigest, dessen Verwirklichung zum guten Glücke aber nicht nothwendig ist. Und nun, mein werther Herr von Blenk," fuhr er fort, sich an Gustavs Vater wendend „ersuche ich Sie, mir die fünfzig Tausend Gulden zu übergeben, und mich allein handeln lassen; denn es wäre denn doch zu wucherisch mit der armen Wittwe umgesprungen, sollte sie auch ihr eigenes Geld verlieren, sie hat ja ohnehin schon des Werthes an ihrem schönen Herzen verloren!"

Der alte Herr übergab das Geforderte.

„Ich verstehe noch immer nicht, was du im Sinne hast?" sagte Gustav.

„Du wirst dies Alles noch zeitlich genug erfahren!" entgegnete der Baron, „um aber in Bildern zu sprechen, wir wollen die Baronin mit ihren eigenen Waffen schlagen. Du aber gehe, und tröste deine Emilie!"

Der Baron empfahl sich, begleitet von den Segenswünschen der beiden Blenks. Es war schon dunkle Nacht, als die elegante Equipage des Barons von Wessinken an dem Hause der Baronin von Walter, welche heute großen Empfangstag hatte, anhielt. Der Thürsteher machte die Honneurs und der Kammerdiener der Baronin, dem Gustavs Freund aufgetragen hatte, ihn zu melden, sagte mit tiefem Bücklinge, daß er angenehm sei.

Ein beifälliges Flüstern erhob sich unter den anwesenden Damen, als der schöne, elegant gekleidete Baron durch die hohen Flügelthüren in den Besuchs-Saal trat.

6.

Die Baronin schritt mit all der Grazie einer Wittwe-Braut dem eintretenden Gaste entgegen, während sich die Lorgnetten der anwesenden Lion's in die Nähe ihrer Augen verfügten, um sich mit ihm in Communication zu setzen. Ein Mann, wie Baron von Wessinken, der eine Million unter guten Freunden werth, und zudem schon majoren erklärt war, ist an und für sich schon ein äußerst interessanter Gegenstand der Betrachtung. Wenn aber ein solcher Mann erst von einer Reise nach Frankreich zurückgekehrt ist, so wird derselbe leicht ein Gegenstand, der zur Bewunderung, zu wahrem Champagner-Enthusiasmus hinreißt, und ist er bei all diesen Vergnügen auch noch ein schöner Mann, wie dies bei Baron von Wessinken der Fall war, dann gerieth die Damenwelt bei seinem Auftreten in übernatürliches Entzücken, das zuweilen in Ohnmachten ausartet, und jene, welche zufälligerweise Literaten sind, machen ganze Bände voll Novellen aus einer solchen Erscheinung.

„Ich habe mir da eine Freiheit genommen," begann der Baron, als er sich der Witwe gegenüber befand, mit einer tiefen Verbeugung, „welche nur eine so galante Dame, wie Baronin von Walter ist, entschuldigt halten wird, denn die Ursache, welche mich in diesen Cirkel führt, ist mehr eine Geschäftssache, und es muß der Baronin von Walter schwer fallen, in ihrem Hause zur Mäklerin zu werden!"

Das Wort „Mäklerin" war etwas stark betont worden, und von einem fatalen Lächeln begleitet. Um so weniger konnte es daher auffallen, daß die Baronin plötzlich überrumpelt wurde, denn augenblicklich war es ihr klar geworden, daß in dem Baron von Wessinken ein Abgeordneter Gustavs erschienen war, welcher zu der heutigen Gesellschaft geladen, bis jetzt aber noch nicht gekommen war. Wer aber den Einfluß kennt, den ein trockener Husten auf die Gemüthsstimmung eines Menschen ausübt, wird leicht begreifen, daß die Dame schnell bei sich beschlossen hatte, auch gegen das Anerbieten eines Königreichs ihren Entschluß hinsichtlich Gustavs nicht zu ändern, und so hartnäckig zu bleiben, wie ihr Husten. Kaum war aber der für diesmal höchst gelegen erschienene Husten-Paroxismus vorüber, als die Baronin gleichsam, als hätte sie die Bezüglichkeit der letzten Worte des Barons ganz und gar nicht verstanden, mit feinem Takte erwiederte:

„Herr Baron von Wessinken ist eine zu angenehme Erscheinung in meinem Cirkel, als daß er nicht in jeder Gestalt willkommen sein sollte, besonders, wenn er, wie ich vielleicht nicht unrichtig ahne, als der Abgeordnete eines Mannes kömmt, der meinem Herzen am nächsten steht!"

Das Augenspiel der liebenden Wittwe war bei diesen Worten ein höchst merkwürdiges — die Sentimentalität eines ganzen Jahrhundertes schien sich in demselben abspiegeln zu wollen. Der Baron aber entgegnete, sich leicht verfärbend:

„Ihr Scharfsinn hat sich diesmal nicht betrogen, gnädige Frau! denn ich komme wirklich als Abgeordneter meines Freundes Gustav von Blenk, um Ihnen zu melden, daß er durch eine leichte Unpäßlichkeit verhindert ist, das Vergnügen Ihrer Gesellschaft zu genießen. Bei einer Dame, wie Sie, Frau Baronin, die so lange in Paris lebte, erscheint ein solcher Scharfsinn natürlich, bei einer andern Frau würde er als frappant gelten!"

Der beziehende Spott in den letzten Worten des Barons war selbst den Umstehenden nicht entgangen, denn sie lächelten unter sich, als ob sie lauter schadenfrohe Menschen wären. Die Baronin verfärbte sich unter ihrer Schminke, und ließ die Vorzüge derselben in einem sehr großen Lichte erscheinen; denn Niemals bisher war von Jemandem vermuthet worden, daß sie eine Französin wäre, oder überhaupt jemals in Paris gelebt hatte, und derjenige, der von ihrem langen Aufenthalte daselbst wußte, mußte auch nothwendiger Weise von ihren Verhältnissen daselbst unterrichtet sein. Doch fand sie am gerathensten, wenigstens den Schein von Ruhe zu behaupten, wenn die Ruhe selbst auch aus ihrer Brust gewichen war, und so unbefangen als möglich, erwiederte sie daher:

„Herr Baron sprechen von meinem Aufenthalte in Paris? Leider aber muß ich gestehen, daß ich diese herrliche Stadt, die Stadt der Galanterie und der Liebenswürdigkeit niemals gesehen, wenn gleich sich mein Geist oftmals darnach sehnte, wie der Türke nach den Houris im Paradiese, und meine Phantasie sich oft mit derselben beschäftigte!"

Der Baron hatte schnell errathen, was die gute Dame befürchtete, und nicht im Geringsten in Verlegenheit gebracht, durch die offenbare Lüge der Wittwe, sagte er bloß mit erkünsteltem Erstaunen:

„Madame waren also nie in Paris? Ah, sehen Sie, wie man falsch unterrichtet werden kann! Ich scheine aber für dieses Unglück geboren; denn so kam mir auch die Kunde zu Ohren, daß Gustav Blenk das erhalten, wonach so viele achtenswerthe und liebenswürdige Männer streben, nämlich das Herz der Frau Baronin, und vor einer Stunde noch schwur Gustav bei allen Heiligen, daß nie eine andere, als Emilie von Braun seine Gattin werden würde!"

Das hieß aber der Baronin den Handschuh hinwerfen, und wenn die verruchte Schminke nicht gewesen wäre, würden die Anwesenden das Ideal von Bleichsucht auf den Wangen der bräutlichen Wittwe zu schauen bekommen haben. So mußten sie sich damit begnügen, das Prachtexemplar eines unterdrückten Zornes in der erstickten Stimme und der convolsivischen Bewegung in allen sichtbaren Körpertheilen der Baronin bewundern zu können.

„Herr Gustav von Blenk ist ein Undankbarer!" schrie sie mehr, als sie sagte, „der falsch geschworen hat! er ist ein Heuchler, der in einer Stunde auf seinen Knieen liegt und um meine Liebe fleht, und in der anderen läugnet, was er gethan, um eine Dame bloß zu stellen, welche zu nachsichtig gegen ihn gewesen." „Aber," fuhr sie gelassener fort, der Herr Baron belieben vielleicht zu scherzen, und es ist ja hinlänglich bekannt, daß Gustav von Blenk mein Gatte wird!"

Der Baron lächelte fein und erwiederte mit einer Verbeugung:

„Mein Freund ist noch immer nicht im Stande, ein Glück gehörig zu würdigen, das ihm durch den Besitz der gnädigen Frau zu Theil werden soll, doch — es ist Zeit, mich der Gesellschaft vorzustellen, indem es ein Kirchenraub sein würde, wollte ich derselben länger das Vergnügen entziehen, von ihrer liebenswürdigen Wirthin unterhalten zu werden!"

(Schluß folgt).

Feuilleton.

Politische Briefe an eine Dame.

Von Ernst Rose.

3.

Ich kann mich noch gut erinnern. Der sechste August hatte einen schönen herrlichen Morgen. Die Sonne lachte uns freundlich in's Antlitz, als hätte sie selbst Freude empfunden, daß sich das deutsche Volk an diesem Tage auf Erden wieder finden sollte. —

Wir standen miteinander auf dem Glacis, und sahen das Schauspiel an das sich uns entfaltete. Es war ein Festtag der deutschen Kokarde! —

Als ich Sie frug, warum Sie nicht auch das deutsche Band tragen, deuteten Sie mit liebenswürdiger Wehmuth auf Ihr Herz, und ein leiser Druck Ihrer zarten Hand überzeugte mich von dem, was Sie fühlten. —

Als Sie mich das letzte Mal bekümmert um Deutschland fragten, stieg mir diese schöne Scene hell und frisch aus meinen Erinnerungen auf; und ich dachte an das große Herz der Germania, das in fieberhaften Pulsen schlägt und lebt, während die Doktoren in Frankfurt vergebens nach neuen Heilmitteln greifen, welche Alle nur die Krankheit verschlechtern.

Deutschland wird nicht durch Worte zusammengeleimt, und ein Deutschland, das mit papiernen Verträgen verbunden ist, ist doch kein ganzes wahres Deutschland! —

Deutschland's erste Morgenstunde brach in einem Momente der Volkserhebung an; Deutschland's Braut- und Vermählungsstunde muß auch in eine Zeit fallen, wo alle Herzen höher schlagen, und jede deutsche Zunge nur ein Wort kennt: „Es ist „Deutschland!"

Sie werden um mich bangen, weil ich so zu sprechen wage. Es ist ja die heftigste Seite der Frankfurter Linken, die sich nur in einer idealen Welt herumtummelt, welche diese Worte im Panzer eines drastischen Ausdruckes als ihr radikales politisches Glaubensbekenntniß in alle Welt trompetet. —

Und ich sprach doch nie so überlegt, wie eben jetzt! — Meine politischen Täuschungen, meine bitteren Erfahrungen haben mich ruhig und gelassen gemacht; und ich scheue mich zu träumen, weil ich kennen gelernt habe, wie sehr hart und fruchtbar man aus einem politischen schönen Traum aufgeweckt werden kann. —

Ich will meine Gedanken über Deutschland näher erklären! —

Vor Allem hat Deutschland zwei Feinde, welche sie mit der Freiheit theilt und welche auch kaum zu besiegen sind. —

Deutschland hat einen argen Feind an dem menschlichen Egoismus, der jedes kleine Interesse für sich wahrt, und aus seinem Geldbeutel nicht einen Kreuzer ohne Zinsen legen will. Die verschiedenen Handels- und materiellen Interessen der deutschen Länder, von einer gewissen Seite absichtlich vergrößert, lassen für den ersten Augenblick eine Vereinigung Deutschland's nur mit Verlusten denken. Der menschliche Egoismus legt diese Verluste in eine Schale, und das ganze Deutschland in die andere Schale! —

Weil nicht gleich anfänglich Deutschland's Schale mit Frucht gesegnet zu Boden steigt, will man sie gar nicht beachten! —

Der zweite Feind ist die Gewohnheit, das Festhalten am Alten, der Wust der Vorurtheile. — Man denkt nicht, man strebt nicht; man erhält sich nur, und zehrt an dem Fette der Vergangenheit. Jede kleine Scholle hat ihre Erinnerung und darum erklärt sich jeder Quadratfleck als souverain. —

Die ganze große Erinnerung an seine Millionen Mitbrüder kann man nicht begreifen. —

Freundin! Diesen beiden Feinden gegenüber giebt es nur eine Kraft, es ist der heilige Enthusiasmus, der die Märtyrer am Feuerroste lächeln läßt, die Soldaten ins wüthende Kanonenfeuer stürzt, der die Menschen ihre Verluste vergessen und Opfer bringen heißt! —

Darum sprach ich auch, daß Deutschland's Braut- und Vermählungsstunde in einer neuen allgemeinen Erhebung des deutschen Volkes liegt!

Ich bin aber weder blutig gesinnt, noch lechze ich mit wildem Leichtsinn nach einem Kampfe und Untergange! —

Gott gebe uns vielmehr eine friedliche geistige Erhebung; Gott gebe der deutschen Einheit ein schönes Pfingstfest, und lasse den heiligen Geist der Brüderschaft über uns Deutsche kommen; aber nicht im Kampfe, sondern im Frieden! —

Ist das deutsche Volk zu dieser schönen geistigen Erhebung zu schwach; haben die Deutschen den Ruf verlernt: „Wir wollen Deutsch sein, und Deutsche bleiben"; so kann sie der Frankfurter ovalerische Leim umsoweniger zusammenkneten. —

Wiener Signale.

Die österreichische konstituirende Reichsversammlung ist aufgelös't. Gestern wurde eine, von Sr. Majestät dem Kaiser verliehene Verfassung proklamirt. Es geht das erfreuliche Gerücht durch die Stadt, daß am 12. d. M. der Belagerungszustand aufgehoben und am 13. oder 14. Se. Majestät der Kaiser in Wien eintreffen wird. Wir wünschen es aus vollem Herzen!

Die Kroaten sollen bei Anfang der schöneren Jahreszeit ein Lager auf dem Glacis beziehen.

Im Münzamte ist ein Kurs für Bergakademiker eröffnet worden. Früher bildeten sich die jungen Leute, welche sich dem Bergbau widmeten, meistens in Chemnitz aus.

Die Vorarbeiten zur Verbindung der Nord- mit der Südbahn rücken rasch vorwärts. — Bald dürfte der Bahnrain ausgesteckt, und der unebene Boden in allen seinen Richtungen gleich gemacht sein. —

Auch für die Philologie hat man einen Professor aus Deutschland berufen, der Auserwählte heißt Dr. Bonitz, und war Oberlehrer des königlich preußischen Gymnasiums zu Stettin.

In Ollmütz herrscht ein so reges, buntes Leben, daß man die alte ernste Festung gar nicht mehr erkennt. Täglich kommen Deputirte in den verschiedensten Trachten und aus den entferntesten Theilen der Monarchie, und bringen ihre Bitten und Wünsche vor die Stufen des Thrones. — Alle Gasthöfe, alle Privathäuser und Miethwohnungen sind besetzt. Das Theater ist täglich überfüllt, und Unterhaltungen wechseln mit Unterhaltungen.

Einem Prager Blatt wird berichtet: Wenn es Sie interessirt, so kann ich Ihnen auch mittheilen, daß die über den Semmering zu führende Bahn schon bis zu „Obersdorfers Gasthaus" aufgeschüttet ist, und man nur die nächste günstige Witterung abwartet, um die Tracirung der ganzen Strecke zu beginnen. Die Vollendung des Baues, der auf 5 Millionen angeschlagen aber vielleicht auch 8 Mill. kosten wird, soll in 5 Jahren stattfinden. Die Bahn wird zuerst bei Gloggnitz bei der Ruine Klamm die Felsen durchbrechen, sich dann links in's Reichenauer Thal wenden, bei ihrem Uebersetzen des Atlitzgrabens einen 25 Fuß hohen Viaduckt beim Durchbruche des Semmering 7 Tunnels, darunter einen von 2000 Schritten Länge nöthig haben, und ihre größte Steigung $\frac{1}{40}$ betragen. Der hiesige Bahnhof, dem Prager sowohl an Größe als Konstruktion sehr ähnlich, ist bereits beendigt, die Bahn selbst die man im August d. J. zu befahren hoffte, wird wohl auf sich warten lassen.

Provinz-Signale.

Pesth. Die glänzenden Erfolge, welche die k. k. Truppen ungeachtet aller Beschwerden, denen sie bei der Verfolgung des leichtfüßigen Feindes in Ungarn ausgesetzt sind, über denselben erhalten, so oft sie seiner nur habhaft werden können, sind Ihnen schon bekannt. Ich beschränke mich heute nur darauf, Ihnen von der rühmlichen und zugleich ermunternden Anerkennung zu sprechen, welche unlängst dem Infanterie-Regiment Herzog von Parma von seinem Herrn Inhaber, dem Herzog, in Folge der durch die Armeebulletins bekannt gewordenen ausgezeichneten Waffenthat zu Theil geworden ist. Der Herzog hatte nicht sobald Kenntniß davon erhalten, als er den Baron Word hieher sandte und unserm eben so tapfern als weisen Heerführer Fürst v. Windischgrätz, nebst den Insignien des Großkreuzes seines Constantinianischen St.-Georgenorden für ihn selbst, ein Commandeurkreuz für den Obersten und Regiments-Commandanten, und 6 Ritterkreuze für die übrigen 6 Stabsoffiziere, dann 3000 Franken in Gold für die Mannschaft seines Regiments zustellen ließ. Eine solche Handlung verdient bekannt gemacht zu werden, da sie nicht blos den Empfänger, sondern auch den hohen Geber ehrt, der inmitten seiner eigenen unangenehmen Lage Herz und Geist genug besitzt, sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, andern einen frohen Tag zu bereiten durch öffentliche Anerkennung des Verdienstes. Zu wünschen wäre es, daß dieses schöne Beispiel Nachahmung fände. Der Feldmarschall soll sehr erfreut gewesen sein über die Theilnahme des Herzogs an dessen bravem Regiment.

Neueste Literatur.

„Die Tod-Lebendigen." Roman von Ida Feick. Zwei Bände. Stuttgart. 1848. Hallberger'sche Verlagshandlung.

Wie zahlreich die Verdächtigungen auch immer sein mögen, welche gegen

weibliche Schriftsteller, gegen sogenannte „Blaustrümpfe“ in die Oeffentlichkeit gesendet werden, wie hoch man die Geringschätzung auch immer hinaufschrauben mag, mit welcher man gewohnt ist, auf schreibende Frauen herabzublicken: so viel bleibt gewiß, daß unter ihnen Talente bestehen, welche der höchsten Beachtung würdig sind, und es wird Niemand läugnen, daß die literarischen Erzeugnisse der Frauen in unserer schönwissenschaftlichen Literatur, wenn auch keinen besonders hervorragenden, so doch einen sehr würdigen Platz einnehmen. Die elegante gemüthreiche Reflexion empfangener Eindrücke der Bacheracht, die geistreich sein sollende Nonchalance der französirenden Hahn-Hahn, die grausame Mißhandlerin der Geschichte: Weiland Frau Paalzow, die salongewohnte, aalglatte Kokette Fanny Lewald, und sie so wie einige Andere haben trotz ihrer Mängel und Schwächen doch Werke geschaffen, welche sich mit den besseren Erzeugnissen des anderen Geschlechtes kühn messen können.

Frau Ida Frick zeichnet sich unter ihren Kolleginnen weniger durch die Form als durch den Inhalt ihrer Schriften aus; bei ihr ists mehr der Gedanke als das Wort, welcher siegt, sie hat unstreitig unter den jetzigen Schriftstellerinnen am meisten Phantasie. Wohl manchmal, und dieß ist gerade bei dem obigen Roman der Fall, wird ihre Phantasie ungebärdig, überfluthet die Grenze des Natürlichen und phantastische Gebilde stehen vor uns, Gestalten, die wir in der Wirklichkeit nicht finden; Begebenheiten, die sich schwerlich ereignen; Ideale, die sich zwar sehr schön auf dem Papier ausnehmen, die wir aber unter Lebenden vergebens suchen. Im obigen Romane tritt die Verfasserin gegen die Scheidewand zwischen Christ und Jude in die Schranken; von zwei jungen Leuten Waldemar und Adele, die sich für Geschwister halten, liebt der Erstere die Jüdin Lea, diese ist eine Tscherkessin. Die Konflikte, welche herbeigeführt sind, biethen einen wirren Knäuel, sind zu wenig natürlich, die Charaktere sind zu sehr Ideale, um das beabsichtigte Interesse zu erregen, dadurch leidet die gute Absicht der Verfasserin, der Eindruck wird geschwächt. Wir bedauern dieß um so mehr, da das Buch, sehr geistreich geschrieben, so viele zeitgemäße Saiten anschlägt, so viele herrliche Reflexionen enthält, daß man es trotz obiger Mängel nicht unbefriedigt aus den Händen legt. Mit besonderer Aufmerksamkeit und Vorliebe hat die Frau Verfasserin jene Situationen behandelt, welche die Verhältnisse der Jüdin zur Anschauung zu bringen bestimmt sind, hier waltet die Phantasie in überwuchernder Fülle, poetische Schönheiten reihen sich eng aneinander, ein orientalischer Odem umweht den Leser, er läßt sich willig und gern von diesen Luftgestalten umschwärmen, für welche er freilich außer dem Buche keinen Platz in der Welt findet. —

Die Ausstattung des Werkes ist eine würdige, und wir empfehlen es den Liebhabern einer geistreichen, unterhaltenden und belehrenden Lektüre mit dem besten Gewissen. Br.

Briefe aus Linz.

♂ Am 29. des verflossenen Monats erlebten wir eine interessante Handlung, nämlich das erste öffentliche Preßgericht im großen ständ. Redoutensaale. Dieser war zu diesem Zwecke in zwei Hälfte getheilt, wovon die eine zum Schauplatz des Gerichtes diente, während die andere so wie die Gallerie dem Publikum geöffnet wurde, welches sich sehr zahlreich hiezu einfand.

Der Präsident des Preßgerichts war der k. k. Landrath Edler von Florentin; als Angeklagt erschien Hr. Georg Fleischer, ehemaliger Redakteur des „Linzer Postillons,“ Herausgeber und Verfasser mehrer Flugblätter, worunter die sogenannten „Polkl-Blitz-Briefe.“ — Klägerin war Frau Johanna Ovid Pflegersgattin von Gallneukirchen, als deren Vertreter erschien der Hof- und Gerichtsadvokat Doktor Silvere in Linz. — Der Angeklagte vertheidigte, resp. vertrat sich selbst. — Die Klage bestand darinn, daß Georg Fleischer in dem 33sten „Polkl-Blitz-Briefe“ die Frau Johanna Ovid unter den Buchstaben I. O. des Diebstahls verdächtigte. Daher klagte auch der Gatte der Frau Ovid den Hrn. Georg Fleischer des schweren Polizeivergehens der Ehrenbeleidung. an. — Das Preßgericht ging in bester Form und feierlichem Ernste vor sich. Hr. Doktor Silveri und der Staatsanwalt Dr. Welsch widerlegten jeden Einwurf des Geklagten auf die schlagendste Weise, während Fleischer eine ebenso gehaltlose als unpraktische, selbst des Rechtsgrundes bare Vertheidigung anzubringen suchte.

Ich übergehe nun die weitern Förmlichkeiten, welche von dem zahlreichen Auditorium mit Ruhe und Anstand beobachtet wurden, und berichte bloß das Resultat, welches dahin ausfiel: daß Hr. Georg Fleischer als schuldig erklärt zu sechstägigem Arrest verurtheilt wurde. Dem Vernehmen nach wird bald wieder ein neuer Preßprozeß zur Verhandlung kommen, der vielleicht mehr interessanten Stoff biethet als dieser, welcher bloß eine gewöhnliche ordinäre, mit einem Worte, sehr gemeine persönliche Ehrenverletzung betraf.

Am letzten Februar verließ uns das ganze heimische 3. Bataillon von Hrabowsky Infanterie, welches per Dampf auf zwei Schiffen nach Wien transportirt wurde. Eine Menge der Eltern, Freunden und Verwandten begleiteten die Truppe bis zum Landungsplatze der österr. Dampfboote. Die Offiziere der Garde waren ebenfalls zum Abschiede daselbst versammelt und zwei Musikbanden begleiteten sie mit klingendem Spiel. Mögen sie Alle glücklich wieder in ihre Heimath zurückkehren! Den 5. d. M. ist die erste Losung zum Militär-Dienste in Linz. — Wieder eine Schöpfung, gleichberechtigend für jeden Stand, aus der Zauber-Urne des verhängnißvollen Jahres 1848.

Man behauptet mit fast gänzlicher Gewißheit, daß im Laufe des heurigen Frühjahres eine Telegraphen-Linie über Linz nach Salzburg, München und Frankfurt von Wien aus errichtet werden soll. Ebenso zirkulirt das Gerücht, daß Erzherz. Maximilian d'Este wieder Linz zu seinem ferneren Aufenthalte wählen wird, was für diese Stadt von unschätzbarem Nutzen wäre; da Maximilian als Vater der Armen im ganzen Gmundner Gaue bekannt ist.

Das k. k. Marine-Oberkommando in Triest bestellt in der hiesigen Wollenzeugfabrick des Hrn. Franz Honauer 7300 Ellen Flaggenzeug und 29—30000 Ellen Wollenstoff zu Geschütz-Patronsäckel — trotz dem, daß durch belgische Fabriken diese Zeuge billiger zu beziehen wären. Ein schöner Beweis, wie sehr dem löbl. Marine Oberkommando daran liegt, die vaterländische Industrie zu erheben und obwohl nicht im pekuniären Vortheil, doch den inländischen Fabriken immerhin den Vorzug vor den ausländischen einzuräumen. Uebrigens können Honauer's Stoffe mit jedem belgischen Fabrikate an Güte und Dauerhaftigkeit die Concurrenz halten. —

Große Sensation erregte das 26. Armee-Bulletin, das vor wenigen Stunden anlangte und einen so glänzenden Sieg unserer heldenmüthigen Armee vom ungar. Kriegsschauplatze berichtet. Vor einigen Tagen trafen mehre Transporte Kriegsgefangener von dort ein, worunter auch Kossuth-Husaren sich befanden, sie werden nach Italien gebracht und dort unter verschiedene Regimenter vertheilt.

Viel Sprechen verursacht die Festsetzung des ehemaligen Landtagsabgeordneten Wurmb, Kaufmann aus Neumarkt in Oberösterreich. Derselbe hatte sich nach der Einnahme Wiens aus den österreichischen Ländern entfernt, und glaubte nun wieder sicher und unangefochten zurückkehren zu können; allein er wurde bei seinem Erscheinen auf österreichischem Boden sogleich inhaftirt und dem hiesigen k. k. Stadt- und Landrechte zur Voruntersuchung übergeben. Man erzählt, daß Wurm sich namentlich in den Oktobertagen in Wien selbst stark kompromittirt haben soll, und will ihm sogar den Versuch zur Organisirung des Landsturms in Oberösterreich zur Last legen. Wie weit die verschiedenen Gerüchte über denselben Wahrheit enthalten, wird die nächste Zukunft lehren, und es dürften so manche mildernde Umstände zu seinen Gunsten sprechen.

Es ist Ihnen ohnehin bekannt, daß Noe von Nordberg, welcher hier Polizei-Direktor war, als Stadthauptmann nach Wien versetzt wurde. Gestern traf nun sein Nachfolger, der Gubernial-Rath und Polizei-Direktor von Brünn hier ein, und es scheint, daß man von dem Plane gänzlich abläßt, die Direktion in Linz aufzulösen und als Sicherheits-Department, im verjüngten Maßstabe, der Landes-Regierung einzuverleiben. Die Stände Oberösterreich haben die Dotation des Zwangsarbeits-Hauses gänzlich eingestellt, und somit ist diese Anstalt mit 1. April 1849 aufgehoben. In meinem letzten Briefe habe ich mich ohnehin über dieses weder gemeinnützige, noch besonderen Nutzen bringende Institut näher und umständlicher ausgesprochen.

Mit der gespanntesten Erwartung sieht die Bevölkerung des ganzen Landes dem 15. März entgegen — man hofft von diesem Tage Viel! — Constitution — Reorganisirung der Garde — Rückkehr des Kaisers nach Wien — Aufhebung des Belagerungs-Zustandes — Amnestie — dies sind die Schlagwörter der Vermuthungen.

• • •

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Freitag den 9. März 1849. | № 48. | Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Manifest.

Wir Franz Joseph der Erste, von Gottes Gnaden
Kaiser von Oesterreich; König von Hungarn und Böhmen, König der Lombardei und Venedigs, von Dalmatien, Croatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Illirien, König von Jerusalem ꝛc.; Erzherzog von Oesterreich; Großherzog von Toscana und Krakau; Herzog von Lothringen, von Salzburg, Steyer, Kärnthen, Krain und der Bukowina, Großfürst von Siebenbürgen; Markgraf von Mähren; Herzog von Ober- und Nieder-Schlesien, von Modena, Parma, Piacenza und Guastalla, von Auschwitz und Zator, von Teschen, Friaul, Ragusa und Zara; gefürsteter Graf von Habsburg, von Tirol, von Kyburg, Görz und Gradiska; Fürst von Trient und Brixen; Markgraf von Ober- und Nieder-Lausitz und in Istrien; Graf von Hohenembs, Feldkirch, Bregenz, Sonnenberg ꝛc.; Herr von Triest, von Cattaro und auf der windischen Mark.

Als vor nahe einem Jahre Unser durchlauchtigster Herr Vorgänger im Reiche, Kaiser Ferdinand der Erste, dem allgemeinen Wunsche nach zeitgemäßen politischen Verbesserungen durch die Verheißung freier Institutionen bereitwillig entgegen kam, verbreiteten sich im ganzen Reiche die Gefühle der Dankbarkeit und freudiger Erwartung. Aber nur wenig entsprachen die späteren Erlebnisse so gerechter Hoffnung. Der Zustand, in welchem sich heute das Vaterland befindet, erfüllt Unser Herz mit tiefer Betrübniß. Der innere Friede ist von ihm gewichen. Verarmung bedroht die einst so gesegneten Lande. In der Haupt- und Residenzstadt Wien erheischen die Umtriebe einzelner Uebelwollenden noch immer, zu Unserem großen Leidwesen und ungeachtet der trefflichen Gesinnung der überwiegenden Mehrzahl ihrer Bewohner, die Aufrechthaltung des Ausnahmezustandes. Bürgerkrieg verheert einen Theil Unseres Königreiches Ungarn. In einem anderen Kronlande hindert der Kriegszustand die Einführung geordneter Verhältnisse, und wo die äußerliche Ruhe auch nicht gestört ist, wirbt um Anhang, im Finstern schleichend, der Geist des Mißtrauens und der Zwietracht.

So betrübend sind die Wirkungen, nicht der Freiheit, aber des mit ihr getriebenen Mißbrauches. Diesem Mißbrauche zu steuern, die Revolution zu schließen, ist Unsere Pflicht und Unser Wille.

In dem Manifeste vom 2. Dezember hatten Wir die Hoffnung ausgesprochen, daß es Uns mit Gottes Beistand und im Einverständnisse mit den Völkern gelingen werde, alle Lande und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen. Allenthalben in Unserem weiten Reiche fanden diese Worte freudigen Anklang; denn sie waren der Ausdruck eines längst gefühlten, jetzt zum allgemeinen Bewußtsein gelangten Bedürfnisses. In der Wiedergeburt der Gesammt-Monarchie, in der engeren Verbindung ihrer Bestandtheile erkennt der gesunde Sinn des Volkes die erste Bedingung für die Wiederkehr der gestörten Ordnung und des entwichenen Wohlstandes, so wie die sicherste Bürgschaft für eine gesegnete und glorreiche Zukunft.

Mittlerweile berieth zu Kremsier der von Kaiser Ferdinand dem Ersten berufene Reichstag eine Verfassung für einen Theil der Monarchie. Wir beschlossen — mit Hinblick auf die von ihm während des Octobers eingenommene, mit der Unserem Hause schuldigen Treue wenig vereinbare Stellung — allerdings nicht ohne Bedenken, ihn mit der Fortführung jenes großen Werkes betraut zu lassen. Wir gaben Uns dabei der Hoffnung hin, daß diese Versammlung die gegebenen Verhältnisse des Reiches im Auge haltend, die ihr übertragene Aufgabe ehebaldigst zu einem gedeihlichen Ergebnisse führen werde.

Leider ist Unsere Erwartung nicht in Erfüllung gegangen.

Nach mehrmonatlicher Verhandlung ist das Verfassungswerk zu keinem Abschlusse gediehen. Erörterungen aus dem Gebiete Theorie, welche nicht nur mit den thatsächlichen Verhältnissen der Monarchie im entschiedenen Widerspruche stehen, sondern überhaupt der Begründung eines geordneten Rechtszustandes im Staate entgegentreten, haben die Wiederkehr der Ruhe, der Gesetzlichkeit und des öffentlichen Vertrauens in die Ferne gerückt, in den wohlgesinnten Staatsbürgern trübe Befürchtungen erzeugt, und der durch Gewalt der Waffen zu Wien eben erst geschlagenen, in einem anderen Theile Unseres Reichs noch nicht gänzlich besiegten Partei des Umsturzes neuen Muth und neue Thätigkeit verliehen. Dadurch ward auch die Hoffnung wesentlich erschüttert, daß dieser Versammlung, trotz der höchst achtbaren Elemente, die sie enthält, die Lösung ihrer Aufgabe gelingen werde.

Inzwischen ist durch die siegreichen Fortschritte Unserer Waffen in Ungarn das große Werk der Wiedergeburt eines einheitlichen Oesterreich, das Wir Uns zu Unserer Lebensaufgabe gestellt, seiner Begründung näher gerückt und die Nothwendigkeit unabweislich geworden, die Grundlagen dieses Werkes auf eine dauerhafte Weise zu sichern. Eine Verfassung, welche nicht blos die in Kremsier vertretenen Länder, sondern das ganze Reich im Gesammtverbande umschließen soll, ist es, was die Völker Oesterreichs mit gerechter Ungeduld von Uns erwarten. Hiedurch ist das Verfassungswerk über die Grenzen des Berufes dieser Versammlung hinausgetreten.

Wir haben beschlossen für die Gesammtheit des Reiches: Unseren Völkern diejenigen Rechte, Freiheiten und politischen Institutionen aus freier Bewegung und eigener kaiserlicher Macht zu verleihen, welche Unser erhabener Oheim und Vorfahr Kaiser Ferdinand I. und Wir selbst ihnen zugesagt, und die Wir nach Unserem besten Wissen und Gewissen als die heilsamsten und die förderlichsten für das Wohl Oesterreichs erkannt haben. Wir verkündigen demnach unter heutigem Tage die Verfassungs-Urkunde für das einige und untheilbare Kaiserthum Oesterreich, schließen hiedurch die Versammlung des Reichstages zu Kremsier, lösen denselben auf und verordnen, daß dessen Mitglieder sofort nach Veröffentlichung dieses Beschlusses auseinander gehen.

Die Einheit des Ganzen mit der Selbstständigkeit und freien Entwickelung seiner Theile, eine starke, das Reich und die Ordnung schützende Gewalt über das gesammte Reich mit der Freiheit des Einzelnen, der Gemeinden, der Länder unserer Krone und der verschiedenen Nationalitäten in Einklang zu bringen, — die Begründung einer kräftigen Verwaltung, welche gleich weit von beengender Centralisation und zersplitternder Auflösung, den edlen Kräften des Landes hinreichenden Spielraum gewähre und den Frieden nach Außen und Innen zu schützen weiß, — die Schaffung eines sparsamen, die

Lasten des Staatsbürgers möglichst erleichternden, durch Oeffentlichkeit gewährleisteten Staatshaushaltes — die vollständige Durchführung der Entlastung des Grundbesitzes gegen billige Entschädigung unter Vermittelung des Staates, — die Sicherung der echten Freiheit durch das Gesetz, dieß sind die Grundsätze, von welchen Wir Uns bei Verleihung der gegenwärtigen Verfassungs-Urkunde leiten ließen.

Völker Oesterreichs! Fast allenthalben in Europa ist die bürgerliche Gesellschaft erschüttert bis in ihre Grundfesten, fast allenthalben mit Auflösung bedroht durch die rastlosen Anstrengungen einer verbrecherischen Partei. Allein so groß auch die Gefahren sind, denen Oesterreich, denen Europa ausgesetzt ist, Wir zweifeln nicht an einer großen segensreichen Zukunft des Vaterlandes.

Wir vertrauen dabei auf den Beistand des allmächtigen Gottes, der Unser Kaiserhaus nie verlassen hat. Wir vertrauen auf den guten Willen und die Treue Unserer Völker, denn unter ihnen bilden die Wohlgesinnten die unermeßliche Mehrzahl. Wir vertrauen auf die Tapferkeit und Ehre Unserer ruhmwürdigen Armee.

Völker Oesterreichs! Schaart euch um eueren Kaiser, umgebt Ihn mit euerer Anhänglichkeit und thätigen Mitwirkung und die Reichsverfassung wird kein todter Buchstabe bleiben. Sie wird zum Bollwerke werden euerer Freiheit, zur Bürgschaft für die Macht, den Glanz, die Einheit der Monarchie. Groß ist das Werk, aber gelingen wird es den „vereinten Kräften."

So gegeben in Unserer königlichen Hauptstadt Ollmütz den vierten März im Jahre des Heils Eintausend Achthundert Neun und Vierzig, Unserer Reiche im Ersten.

Franz Joseph.

(L. S.)

Schwarzenberg. Stadion. Krauß. Bach.
Cordon. Bruck. Thinnfeld Kulmer.

Wir Franz Joseph der Erste, von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich; König von Ungarn und Böhmen, König der Lombardei und Venedig, von Dalmatien, Croatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Illirien; Erzherzog von Oesterreich; Herzog von Lothringen, Salzburg, Steiermark, Kärnthen, Krain, Ober- und Nieder-Schlesien; Großfürst von Siebenbürgen; Markgraf von Mähren; gefürsteter Graf von Habsburg und Tirol ꝛc. ꝛc.

Verordnen für die nachbenannten Kronländer des österreichischen Kaiserreiches, nämlich für das Erzherzogthum Oesterreich ob und unter der Enns, das Herzogthum Salzburg, das Herzogthum Steiermark, das Königreich Illirien, bestehend aus den Herzogthümern Kärnthen und Krain, der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska, der Markgrafschaft Istrien und der Stadt Triest mit ihrem Gebiet — für die gefürstete Grafschaft Tirol und Vorarlberg, das Königreich Böhmen, Markgrafschaft Mähren, das Herzogthum Ober- und Nieder-Schlesien, die Königreiche Galizien und Lodomerien mit den Herzogthümern Auschwitz und Zator und dem Großherzogthume Krakau, für das Herzogthum Bukowina; endlich für das Königreich Dalmatien — in Anerkennung und zum Schutze der den Bewohnern dieser Länder durch die von Uns angenommene constitutionelle Staatsform gewährleisteten politischen Rechte über Antrag Unseres Ministerrathes, wie folgt:

§. 1. Die volle Glaubensfreiheit und das Recht der häuslichen Ausübung des Religionsbekenntnisses ist Jedermann gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte ist von dem Religionsbekenntnisse unabhängig, doch darf den staatsbürgerlichen Pflichten durch das Religionsbekenntniß kein Abbruch geschehen.

§. 2. Jede gesetzlich anerkannte Kirche und Religionsgesellschaft hat das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig, bleibt im Besitze und Genusse der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonde, ist aber wie jede Gesellschaft den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen.

§. 3. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen und an solchen Unterricht zu ertheilen, ist jeder Staatsbürger berechtiget, der seine Befähigung hierzu in gesetzlicher Weise nachgewiesen hat. Der häusliche Unterricht unterliegt keiner solchen Beschränkung.

§. 4. Für allgemeine Volksbildung soll durch öffentliche Anstalten, und zwar in den Landestheilen, in denen eine gemischte Bevölkerung wohnt, der Art gesorgt werden, daß auch die Volksstämme, welche die Minderheit ausmachen, die erforderlichen Mittel zur Pflege ihrer Sprache und zur Ausbildung in derselben erhalten. Der Religionsunterricht in den Volksschulen wird von der betreffenden Kirche oder Religionsgesellschaft besorgt. Der Staat führt über das Unterrichts- und Erziehungswesen die Oberaufsicht.

§. 5. Jedermann hat das Recht durch Wort, Schrift, Druck oder bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern. Die Presse darf nicht unter Zensur gestellt werden. Gegen den Mißbrauch der Presse wird ein Repressivgesetz erlassen.

§. 6. Das Petitionsrecht steht Jedermann zu. Petitionen unter einem Gesammtnamen dürfen nur von Behörden und gesetzlich anerkannten Körperschaften ausgehen.

§. 7. Die österreichischen Staatsbürger haben das Recht sich zu versammeln und Vereine zu bilden, in soferne Zweck, Mittel oder Art und Weise der Versammlung oder Vereinigung weder rechtswidrig noch staatsgefährlich sind. Die Ausübung dieses Rechtes, so wie die Bedingungen, unter welchen Gesellschaftsrechte erworben, ausgeübt oder verloren werden, bestimmt das Gesetz.

§. 8. Die Freiheit der Person ist gewährleistet. Die Verhaftung einer Person soll, außer im Falle der Ergreifung auf frischer That, nur in Kraft eines mit Gründen versehenen Befehles geschehen, welcher von dem Richter oder von einer richterliche Funktionen gesetzlich ausübenden Behörde ergangen ist. Jeder solche Verhaftbefehl ist dem Verhafteten sogleich bei seiner Anhaltung, oder spätestens vierundzwanzig Stunden nach derselben zuzustellen.

§. 9. Die Sicherheitsbehörde muß Jeden, den sie in Verwahrung genommen hat, binnen achtundvierzig Stunden freilassen, oder dem zuständigen Gerichte überweisen.

§. 10. Das Hausrecht ist unverletzlich. Eine Durchsuchung der Wohnung und der Papiere, oder eine Beschlagnahme der letzteren ist nur in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen zuläßig.

§. 11. Das Briefgeheimniß darf nicht verletzt, und die Beschlagnahme von Briefen nur in Kriegsfällen oder auf Grund eines richterlichen Befehles vorgenommen werden.

§. 12. Im Falle eines Krieges oder bei Unruhen im Innern können die Bestimmungen der vorstehenden §§. 5 bis einschließlich 11 zeitweilig und örtlich außer Wirksamkeit gesetzt werden.

Ein Gesetz wird das Nähere hierüber bestimmen.

§. 13. Unser Ministerrath wird beauftragt, die zur Durchführung dieser Bestimmungen bis zu dem Zustandekommen organischer Gesetze provisorisch zu erlassenden Verordnungen zu entwerfen und Uns zur Sanktion vorzulegen.

Gegeben in Unserer königlichen Hauptstadt Olmütz den 4. März 1849.

Franz Joseph. (L. S.)

Schwarzenberg. Stadion. Krauß. Bach.
Cordon. Bruck. Thinnfeld. Kulmer.

Feuilleton.

Nach Californien.

Von Moritz Albert.

Ihr, die Ihr lieben wollt, laßt Euer Herz nur wählen!
Ein unaussprechlich Was, ein unsichtbarer Zwang
Verräth beim ersten Blick den unbewußten Hang
Einander zugedachter Seelen.

Wieland.

Leonore war krank — sehr krank. Eltern, Geschwister, Freunde, kurz Alle, die Theil an ihr genommen, standen am Lager, beteten und weinten — denn sie dachten, die engelsreine Seele werde im Augenblicke zum Himmel schweben.

Da schlug Leonore wieder die Augen auf, ihre blassen Lippen bewegten sich und stammelten den Namen: „Theodor!"

Der ebengenannte, ein feuriger Jüngling, der Leonoren erst einmal gesehen, aber an diesem Tage all seine Lust, all sein Weh in das fühlende Herz des Mädchens gegossen, weil ihm Mittheilung, wie allen Menschen Bedürfniß gewesen und weil er, wie alle Menschen, Theilnahme so selten fand — dieser Jüngling ahnte nichts von Leonorens Leiden und staunte nicht wenig, als er nach Hause kam, eine Equipage zu finden, in der sich ein junges Mädchen befand, das dringend bat, er möge eiligst mit ihr fahren.

Das Mädchen war Leonorens Schwester. Was thun liebende Eltern nicht, um die letzten Augenblicke ihres armen Kindes zu verschönen — sie hatten sich entschlossen, nach Theodor zu senden, da Leonore im Fiebertraume noch immer seinen Namen nannte.

Theodor kam, erfaßte Leonorens Hand — das Mädchen, das früher Niemanden aus ihrer Umgebung erkannte, begrüßte ihn mit verklärtem Lächeln und ihre Lippen stammelten wieder den Namen des Jünglings.

Ach es war eine traurige, aber eine schöne Stunde — kein Wort auf Theodors und Leonorens Lippen — aber die Seelen, die Seelen hatten sich verstanden und die Blicke waren die Dolmetscher ihrer Seelen!

So stand Theodor lange an dem Krankenlager des armen Mädchens, das krampfhaft seine Hand in der ihrigen hielt, ja öfter sie sogar an den Mund führen wollte. Er aber streichelte ihre blasse Wange und wenn Leonore seufzte, da wollte er ein Wort des Trostes sprechen — aber ein Blick auf die Leidende — und er konnte keine Worte finden! — Eine heiße Thräne — das war Alles!

Theodor ging, kam wieder, wachte, betete, brachte Arzenei an Leonorens Krankenlager und der Herbst, der dem Mädchen die Leiden brachte, nahm sie im Scheiden wieder von ihr und der Winter, im Unschuldkleide seiner Triften, brachte der leidenden Unschuld wieder — Genesung! Die ersten Worte, die Leonore am ersten Tage des Jahres 18 . . schrieb, waren in Theodor's Stammbuch:

Was Gott thut, das ist wohlgethan!
Muß ich den Kelch gleich schmecken,
Der bitter dünkt in meinem Wahn,
Laß ich mich doch nicht schrecken:
Weil ich zuletzt doch werd' ergötzt
Mit süßem Trost im Herzen —
Da weichen alle Schmerzen!

Diese tiefempfundenen Worte der sanften Dulderin entzückten Theodors fühlendes Herz. Er sank vor ihr auf die Kniee, wie vor einer Heiligen, blickte ihr stumm in's Auge — dann aber faßte er die Hand des holden Mädchens, drückte sie stürmisch an seine Lippe, raffte sich auf und ging — nein flog die Treppe hinab und — — — kehrte nicht wieder.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Jahre später, — Theodor hatte nichts von Leonoren, Leonore nichts von Theodor in dieser Frist erfahren. Da kam eine trübe Zeit über Wien, eine Zeit der höchsten Aufregung — eine Zeit, in der Blut das Losungswort Aller gewesen. Sie ist vorüber, aber Opfer forderte die Zeit, viele Opfer und Eines hat sie sich auch in Theodor ersehen.

Da lag er nun, leidend und, wie seine Angehörigen dachten, im Sterben auf seinem Lager. — Es pochte an der Thür — herein trat schüchtern, erröthend ein liebliches Mädchen, ging zum Krankenlager Theodors, erfaßte seine Hand und weinte — er aber, der früher Niemanden seiner Umgebung erkannte, lispelte mit sanftem Lächeln den süßen Namen: „Leonore!"

Was er vor zwei Jahren an ihr gethan — that sie nun an ihm. Er genas und kam wieder zu ihr, um zu danken, um zu lieben, um mit ihr, und für sie zu sterben!

Damals, als er so stürmisch ging und nimmer wieder kehrte, damals waren es keine unreinen Beweggründe und der Schein war schlimmer, als die Wahrheit. Theodor liebte, liebte mit der reinsten Gluth Leonoren — aber er war arm, krank und ohne Freunde; und er liebte Leonoren, was bei ihm hieß, er wollte sie beglücken! — Das konnte er damals nicht, — deshalb riß er sich los von ihrem Herzen und wollte Alles wagen, Leonoren zu verdienen.

Nun sah er das Mädchen ihm selbst entgegenkommen, sah Aufopferung, Bekämpfung der riesigsten Vorurtheile in ihrem Handeln — sah sich mit Leidenschaft geliebt! Er eilte, halbgenesen in ihre Arme, sie lagen Brust an Brust — heiße Thränen — heiße Küsse — und Leonorens Mutter stand daneben und faltete andächtig die Hände! — —

Da stürzte ein Mann herein, riß Theodor von der Umarmung los und sprach wuthentbrannt: „Leonore ist meine Gattin!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nach Californien! rief nun der enttäuschte Theodor und eilte fort, ohne selbst das Ziel seines Weges zu wissen.

Da gelangte er bei einem Freunde an, der nahe an Wien ein Dorfhäuschen bewohnte. Dem klagte er sein namenloses Leid — er klagte aber nicht Leonoren, er klagte nur sich an. — Nach Californien! rief er, weit, weit von dem Orte, wo ich mein Glück begraben hatte — nach Californien in's Land der neuen Welt — mir soll es neuen Trost, neue Schätze bringen! — —

Der theilnehmende Freund aber ging zu Leonoren und erfuhr — daß es nicht so schlimm stehe, als Theodor gedacht. Ein unzeitiger Spaß, den sich Leonorens Bruder erlaubte, um, wie er sagte, die Gesinnung Theodors noch einmal zu prüfen — ein Mummenschanz — eine gut gespielte Comödie, die den Aermsten bald zum Trauerspiele geworden wäre — war's, das die Reise nach Californien unwiderruflich (—?—) bestimmte!

Wo ist der Europamüde angelangt, auf seiner Reise nach Amerika? fragte der boshafte Bruder —

Derzeit erst in Ober-Döbling! war die Antwort

Und Leonore sandte ein Brieschen — es war der Paß zur Rückkehr — in ihre Arme!

Wiener-Signale.

Vorgestern Abends war Stadtbeleuchtung aus Anlaß der verliehenen Verfassung. Viele Neugierige füllten die Straßen.

Ueber die Auflösung des österreichischen konstituirenden Reichstages laufen die verschiedensten Gerüchte im Publikum herum. Man spricht auch, daß mehre Deputirte nach dem Schlusse der Sitzung verhaftet worden sein sollen.

Man will von Nachrichten wissen, welche über Unruhen aus Prag berichten. Näheres und Gewisses ist nichts bekannt.

Es haben sich eigene Auswanderungsgesellschaften gebildet, welche an den verschiedenen Orten der Monarchie den zahlreichsten Zuspruch finden.

In dem Verlage des Buchdruckers Sommer ist eine sehr zweckmäßige und interessante Brochüre von Dr. Jünemann „Ein Wegweiser für Auswanderer nach Amerika" erschienen.

Auf dem Glacis finden täglich imposante Militärexercitien Statt. Auch mit Batterien wird exercirt. Ebenso werden die angekommenen Recruten in den militärischen Evolutionen fleißig eingeübt.

Das Repressivgesetz, welches gegen die Presse im Zuge ist, soll sehr scharf werden. Selbst Kautionen will man einführen. Wir hoffen, daß es nur leere Gerüchte sind.

Es laufen dunkle Gerüchte über gewaltsame Volksausbrüche in Baiern. — Man will sogar wissen, daß der König München verlassen hat. Die Zeitungen wissen davon nichts.

Der bekannte Herr Professor Ettingshausen wurde zum Professor der höhern Mathematik in der Ingenieurakademie ernannt. Die Lehrkanzel der Physik, welche dadurch an der Wiener Universität erledigt wird, soll durch einen ausländischen Professor ersetzt werden.

Ein Reisender aus Nord-Deutschland sagt über Wien und Oesterreich die wenig trostreichen Worte: „War Oesterreichs Volk unter Metternich gegen Deutschlands Volk um ein Jahrhundert zurück, so ist es jetzt um zwei Jahrhunderte zurück. — Wir können durchaus nicht glauben, daß im Allgemeinen die Bildung des österreichischen Volkes so tief darnieder liegen soll, wie der Herr Reisende zu denken beliebt. —

Die Octoberflüchtlinge, welche in Leipzig weilten, haben sich ebenfalls nach Paris gewendet. Mehrere österreichische Studenten haben sich nach Schleswig-Holstein gewendet, um Militärdienste zu leisten.

Provinz-Signale.

Pesth. Freitag am 2. d. M. fand eine erhebende Feier statt. Es war das Leichenbegräbniß des Gemeinen Scheder vom Fuhrwesen, der bekanntlich in dem Treffen bei Czegled trotz seines zerschmetterten Kniees erst nach dem Einstellen des Feuers die Phrase jenes heldenmüthigen französischen Obersten „a present permettez - moi que je me retire, car je me meurs“ nur in schlichtern Worten wiederholte und deshalb die goldene Tapferkeitsmedaillie erhielt. Der ritterliche Ban, eine Masse Offiziere gaben den sterblichen Ueberresten das Ehrengeleite und der eherne Mund der Kanonen donnerte über dem Grabe des dahingeschiedenen Braven.

Briefe aus Dresden.

F. Eine Correspondenz aus Dresden müßte, wenn sie von der Wintersaison und dem Carneval reden wollte, eigentlich die Ueberschrift führen: „der sächsische Landtag und Cecilie Grahn;“ denn jener und diese sind in der That die einzigen Ereignisse, welche hier von sich reden machen, und von denen zu reden der Mühe lohnt. Eine kuriose Zusammenstellung — werden Ihre Leser sagen, aber das Ungewöhnliche ist heut zu Tage einmal zum Alltäglichen geworden und nichts setzt mehr in Erstaunen als eben das Gewöhnliche. Möchte man sich nicht wundern, daß die Sonne nicht plötzlich einmal des Abends und der Mond des Morgens aufgeht? — Vielleicht dürfte man dann auch hoffen, daß — weil das Vergnügen nun schon so lange eine Arbeit gewesen — die Arbeit wieder zum Vergnügen werden, daß auf unsern Bällen mehr getanzt als politisirt, in unsern Kammern- und Volksversammlungen mehr verhandelt als interpellirt und mit hohlen Phrasen und bekannten Stichwörtern um sich geworfen wird. Bei unsern Kammern! — Da wären wir also bei der kranken Stelle unseres öffentlichen Lebens. Der gegenwärtige sächsische Landtag scheint allen übrigen deutschen Landtagen gegenüber, zeither wenigstens in dem mindest vortheilhaften Lichte zu stehen, das wird sich leider! nicht abläugnen lassen, somit hat er eine traurige vaterländische Berühmtheit erlangt. Nicht sowohl durch den revolutionären Boden, auf welchem er sich bewegt, und durch seine schroffen als anderswo an den Tag gelegten radikal-demokratischen Tendenzen, als durch seinen Mangel an Intelligenz zu geistigen Kapacitäten, nicht sowohl durch sein fast republikanisches Element als durch die unparlamentarische Weise, wie er sich äußert, und durch die Selbstironie der Inconsequenz einer konstitutionell-monarchischen Kammerversammlung ragt er vor seinen deutschen Brüdern hervor. „Nein, wie habt ihr nur den und den in die erste Kammer wählen können“ — — hatte neulich Jemand einen Bauer gefragt und die naive Antwort erhalten: „I nu, es ist ein armer Teufel, dem die drei Thaler Auslösung zu gönnen waren.“ — Diese Anekdote, so münchhausisch sie auch klingen mag, charakterisirt — natürlich neben dem radikal-demokratischen Prinzip — den Geist, welcher unsere Wahlen gelenkt hat, so ziemlich. Der Besitzloseste war der Majorität der Wähler der liebste und die wahre Intelligenz erregte nicht wenig Ausnahmen schon darum, weil es in den Gesetzen der Natur liegt, daß der stärkere Geist den schwächern überragt und ihn, selbst ohne es zu wollen, wenn nicht beherrscht, so doch beeinflußt. Welche Resultate hat das aber geliefert! Unser auf dem außerordentlichen Landtage des vorigen Jahres vereinbartes neues provisorisches Wahlgesetz basirt für die zweite Kammer auf unbeschränkter Wahlberechtigung jedes volljährigen, selbstständigen Sachsen und der Wahlbefähigung jedes Wahlberechtigten eines Alters von dreißig Jahren, für die erste Kammer auf Ansässigkeit des Wählers und Entrichtung der jährlichen Summe von zehn Thalern an ordentlichen direkten Steuern Seitens des zu Wählenden. Kaum war das Gesetz sanktionirt und erschienen, der neue ordentliche Landtag aber ausgeschrieben, so begann auch ein Wahlkampf, der die wirkliche Freiheit einer Wahl wahrhaft illusorisch machte. Die verschiedenen Vereine, deutsche Vaterlands- und republikanische, eröffneten ihre Wahlprogramme, stellten Candidaten auf und besonders die Vaterlandsvereine scheuten keine Mühe und Arbeit, ihre Candidaten durchzubringen. Da sie vorzugsweise die Masse des Volks der untern und untersten Klassen für sich zu gewinnen gewußt, so krönte der Erfolg ihre Bemühungen. Der leidige Indifferentismus einer großen Anzahl Wahlberechtigter trug das Seine dazu bei. Die Wahlen für die zweite Kammer fielen im höchsten Grad demokratisch-radikal aus und die wenigen gemäßigt liberalen Mitglieder der zweiten Kammer sind = 0, sie dienen ihren Collegen auf der Linken und äußersten Linken nur zu Spott und Kurzweil! Die Wahlen für die erste Kammer fielen vorzugsweise auf Landgrundstückbesitzer und nur wenige Mitglieder zählt sie, welchen man wirkliche Befähigung zu dem so hochwichtigen Amte eines Volksvertreters zuzutrauen vermag. Die Zusammensetzung der neuen Kammern gab schon vor dem Zusammentritt zu wohl nicht unbegründeten Befürchtungen Veranlassung; der Erfolg hat letztere leider! gerechtfertigt. Unser zeitheriges, vorzugsweise aus Männern der frühern Opposition zusammengesetztes, wahrhaft volksthümliches, wahrhaft achtbares Ministerium fand in beiden Kammern nicht die Unterstützung, die es wohl erwarten konnte, und reichte vier Wochen nach Eröffnung der Kammern seine Entlassung ein. Der König genehmigte sie nicht, die Minister ließen sich noch einmal bestimmen zu bleiben, das ganze Land jubelte. Anstatt hierin den wahren Willen des Volkes zu erkennen, welches das März-Ministerium um jeden Preis erhalten wissen wollte, fuhren beide Kammern in ihrer beständigen Opposition gegen die Regierung fort, so daß mit dem 24. Februar — der Schlag kam völlig unerwartet — das zeitherige Ministerium Braun nunmehr wirklich abtrat, und die Ernennung eines neuen Ministeriums gleichzeitig erfolgt war. Die Erklärung des abgetretenen Ministeriums ist Ihnen aus den Zeitungen bekannt. Die Männer des neuen, gleich Anfangs namentlich von der zweiten Kammer mit Mißtrauen empfangen, werden von allen wahrhaften Vaterlandsfreunden beklagt und somit ist die Aussicht Sachsens in der Zukunft wahrlich nicht erbaulich. In einem Plakate „an das Volk“ will die radikale Kammerpartei die Schuld des Rücktrittes des Ministeriums von sich ablehnen und gibt letzterem sogar Schuld, durch den Rücktritt Mißtrauen zwischen dem Volke und seinen Vertretern erregen zu wollen. Gott bessere es!

„Was, Sie will mich verklagen? — sagte Rüder, der nebenbei gesagt — diesen Abend vortrefflich war und überhaupt in der letzten Zeit außerordentliche Fortschritte zu einem guten Komiker gemacht, als er am Fastnachtdienstag in Wenzel Müller's Oper „der Christenseher“ als tauber Hausmeister die schnippische Lisette falsch verstand — ich kenne Ihre Gründe nicht, aber ich mißbillige sie.“ Diese in einer unserer Landtagssitzungen von dem Leipziger Literaten und Abgeordneten Julius Kell gegen die Regierung geschleuderte, überaus logische Phrase rief einen wahrhaften Beifallssturm in dem übervollen Hause hervor. Und diese Worte einer sowohl motivirten Mißbilligung mögen denn auch die Brücke sein, welche wir von einer unserer diesjährigen Merkwürdigkeiten zur andern, also von unsern Kammern zum Theater, schlagen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Literatur.

„Aus dem wälsch-tirolischen Kriege.“ Von Dr. Adolf Pichler, Schützen-Hauptmann. Wien 1849. Druck und Verlag von Jos. Keck und Sohn.

Als im Frühlinge des verflossenen denkwürdigen Jahres die Bewegung auch in der Lombardie losbrach, und die Sympathieen der Wälsch-Tiroler für ihre Sprachgenossen sich offen auszusprechen begannen, da sahen die Deutschtiroler die Einheit in ihrem Lande gefährdet, sie fürchteten das Losreißen der zwei wälschen Kreise, das Hereinrücken der jetzigen Landesgrenze, mit einem Worte, eine Verkleinerung des Tiroler-Landes; um diesen unliebsamen Ergebnissen zu begegnen, erhoben sich die Schützen zur Unterstützung der k. k. Armee und stellten sich den andringenden Italienern entgegen. Auch die Tyrolerstudenten in Wien, welche die glorreiche Märzrevolution mitgekämpft hatten, fühlten den Drang, ihren deutschen Landsleuten beizustehen, organisirten unter dem Befehle des Herrn Adolf Pichler eine Schützenkompagnie und traten, aufgemuntert vom Erzherzog Johann, begleitet von dem greisen Joachim Haspinger, diesem Vater vom Amiens aus dem verhängnißvollen Jahre 1809, die Reise in die Heimath an.

Vorliegende Brochüre schildert nun in einfacher, herzlicher Weise das Wirken dieser Schützenkompagnie vom Anfange ihrer Bildung, bis zu dem Augenblicke, wo sie aufgelöst, ihre theure Fahne auf dem Schlosse Tyrol niederlegt, und die einzelnen Gliedern derselben von Herrn Brandis unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden. Der Kriegszug selbst biethet weniger hervorragende Momente und zeichnet sich mehr durch seine Tendenz als sein Wirken aus. Ein Gefecht bei Ponte todesco, in welchem Dr. Friese im Kampfe fiel, ist eine der Hauptbegebenheiten, die Studenten haben sich wacker gehalten, und ihr menschenfreundliches Benehmen gegen die Gefangenen von Curtatone ist in unsern Augen der schönste Lorber, den sie sich erfochten. Wenn wir uns auch mit einzelnen Ansichten des Herrn Verfassers ganz und gar nicht einverstanden erklären, so können wir ihm doch nicht das Zeugniß eines Ehrencharakters, eines Mannes, der für seine Ueberzeugung gehandelt und gekämpft, versagen, seine Darstellung beweist durch ihre Einfachheit und Schmucklosigkeit, daß sie wahr ist, und dieß ist bei solchen Schriften die Hauptsache.

Uebrigens läßt jede Hinweisung auf die nachmärzlichen Verhältnisse Tirols einen sehr trüben Eindruck zurück. Ein schönes, herrliches Land, ein biederer, kerniger Volksstamm schmachtet unter mittelalterlichen Vorurtheilen, läßt sich gängeln von einem eigennützigen, gewissenlosen Priesterthume und widerstrebt mit fanatischem Eigensinne dem Strome der Neuzeit. Wohin wird, wohin kann eine solche Richtung führen? Diese Betrachtungen sind um so trauriger, wenn man erfährt, wie nicht nur das Landvolk, sondern selbst Städtebewohner, ja sogar der hervorragendere Theil derselben an diesen finsteren Vorurtheilen hangen, und sich von den lichtscheuen Pfaffenumgebungen nicht loszuwinden vermögen. Es ist traurig, daß es so ist; aber es ist so. Gott besser's.

Be.

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Samstag den 10. März 1849. № 49. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Baronin Wittwe.

Novelle von J. Alexander Mebis.

(Schluß.)

Jener Akt im menschlichen Leben, welcher nothwendig ist, um das Recht zu erhalten, einen Menschen ungestraft langweilen zu dürfen, jener Akt, bei welchem wir die Lehre von den Verbeugungen studieren können, und bei welchem eine Legion der andern Albernheiten sagen muß, ohne zu lachen, bei welchem die Geduld auf die Folter geschraubt, gegeißelt, gehenkt, gerädert, geviertheilt, vergiftet, erdolch t und auf jede nur mögliche Weise ermordet und wieder ermordet wird, jener Akt, an dessen Durchführung unser Ruf als geistreicher Mann oder als Tölpel abhängt, der unser Glück in der Liebe, in Aktien-Spekulationen sichert oder vernichtet, jener Akt, der uns zur privilegirten Foltergeißel für Andere, zur privilegirten Foltergeißel für uns macht — der Akt des Verstellens begann und als er vorüber war, warf sich der Baron in einen Sessel und war so erschöpft, als hätte er den Kaukasus eine ganze Viertelstunde lang allein getragen.

Die Unterhaltung ging nun einen sehr lebhaften Gang — der Baron wurde durch eine Armee von geistreichen Fragen, welche insgesammt seine Reise betrafen, von seiner geistigen Erstarrung aufgeschreckt, und suchte dieselben so geistlos, als möglich zu beantworten.

„Ah, was für ein prächtiger Mann!"

„Ganz Franzose geworden!"

„Ganz das politische Air Frankreichs!"

„Und eine Million reich!"

„Klassisch, wie er spricht!"

„Und diese Bildung!"

„Ich wette, die Baronin hat ein Auge auf ihn!"

„Er ist auch dazu geschaffen!"

Das waren die Ansichten — die man über den Baron laut werden ließ, und welche von einem Heere matt begeisterter Salons-Helden nachgenickt wurden. Sie sehen, meine geehrten Leserinnen, daß Baron von Wefsinken ein äußerst schöner Mann war, welcher nothwendigerweise, sowohl in der Liebe, als in Aktien-Spekulationen Glück haben mußte. Und geben Sie acht, ob sie ihn nicht bald in irgend einer Novelle zu sehen bekommen werden!

Es war drei Uhr nach Mitternacht und keine einzige Person des geselligen Cirkels im Gesellschaftssaale der Baronin war eingeschlafen. Man rüstete sich nun zum Aufbruche, und machte im Vorbeigehen die witzige Bemerkung, daß Kutscher und Fiacres teufelmäßig kalt haben mußten. Der größte Theil der Geladenen hatte sich bereits entfernt, und die Baronin richtete ihre Augen eben auf den Baron, als dieser auf sie zuschritt und leise zu ihr sagte:

„Madame, wenn es gefällig ist — zu unserem Geschäfte!"

Die Baronin wagte nicht „Nein" zu sagen, und nachdem sie die trostreiche Versicherung der Abgehenden, bald wieder zu kommen, und einige entfernte Glückwünsche, ihre nahe Vermählung betreffend, erhalten hatte, bat sie den Baron, sich seines Auftrages zu entledigen.

Der Baron, welcher sich im Verlaufe des Abendes immerdar als ein höchst galanter und zuvorkommender Mann erwiesen hatte, schien nun plötzlich seiner Galanterie entsagen zu wollen. Denn ohne langes Bedenken sich in einen Sofa werfend und der Dame winkend, ihm gegenüber Platz zu nehmen, musterte er dieselbe lange mit einem prüfenden, scharfen Blicke, und sagte dann im barschen Tone:

„Madame! die Zeit der Heuchelei ist nun vorüber, Ihre Rolle als ehrbares Weib ist ausgespielt und die Redouten-Maske ist entlarvt! Ich war in Paris, Madame, und weiß, wer Sie sind — ein Wort von mir, und der morgige Tag hat sie der Justiz ausgeliefert, um neuerdings eine Untersuchung aufzunehmen, welche vielleicht nicht mehr so günstig für Sie ausfallen dürfte, als damals, als Einer Ihrer Richter auch Einer Ihrer Anbeter war! — Läugnen, Madame! nützt Ihnen nichts; denn ich bin genau unterrichtet, und wenn ich Sie bisher vor den Augen der Gesellschaft schonte, war es Mitleid!"

Die tugendhafte Wittwe war in einer Verlegenheit, welche ihrem Stolze genau das Gleichgewicht hielt. Einsehend aber, daß sie es mit einem Manne zu thun hatte, der nicht so sprechen konnte, ohne mit vollwichtigen Beweisen versehen zu sein, für das, was er sagte, entgegnete sie in demüthiger Unterwerfung:

„Und was, wenn es erlaubt ist, zu fragen, bestimmte Sie, nicht gleich Gebrauch zu machen von den Mitteln, welche Ihnen zu Gebothe stehen, mich zu verderben, wie Sie sagen, obwohl —"

„Kein „obwohl" und kein „aber" Madame!" erwiederte der Baron strenge, „denn in meiner Brieftasche liegen die Beweise für Alles das, was ich sprach. Und bei meinem Herzen! Ich will diese Beweise geltend machen, wenn ich Sie nicht genau so gesinnt finde, Madame, wie ich es wünsche. Vor allem andern, kennen Sie diese Handschrift?"

Hiemit öffnete der Baron sein Portefeuille, und hielt der Wittwe einen Brief hin. Diese antwortete nicht, biß sich aber in die Lippen.

„Sie kennen sie? Es ist der Brief von einer Kupplerin geschrieben, die berechtiget ist, mit ihren Reizen zu mäckeln, und dieselben einem hochgestellten Herrn zum Verkaufe anbietet!"

„Und", fuhr er fort, ein anders Papier herauslangend „kennen Sie diesen Brief?"

Die Baronin antwortete wieder keine Silbe.

„Wohl, es ist ein Brief, den Sie Einer Ihrer würdigen Freundinnen geschrieben, in welchem Sie dieselbe mit den Mitteln bekannt machen, durch welche es Ihnen gelungen, Baron von Walter in Ihre Schlinge zu ziehn!"

„Sie sehen daher, Madame! daß ich genau unterrichtet bin!"

„Was verlangen Sie von mir?" fragte die Wittwe in beispielloser Demuth.

„Die Herausgabe eines kleinen Paquetts, enthaltend Dokumente, Gustav von Blenks Vater betreffend, gegen Erlag dieser Summe von fünfzig

Tausend Gulden, im Falle Sie es nicht vorziehen werden, diese Summe Herrn Gustav von Blenk als Entschädigung für den Verlust Ihres werthvollen Besitzes zu überlassen!"

„Nehmt, was Ihr wollt!" rief die Wittwe, Alles, was Ihr bei mir Werthvolles findet, aber das Boquet — nun und nimmermehr!"

„Das Ihr letztes Wort? Madame!"

„Ja!" sagte sie entschlossen.

„Gut, Madame" erwiederte der Baron, „Sie werden mir daher vergeben, wenn ich meinem Bedienten den Auftrag gebe, einen Commissär mit Wache zu holen, indem es noch immer stark im Zweifel steht, ob Sie nicht — eine Kindesmörderinn sind!"

Der Baron machte einige Schritte gegen die Thüre, die Wittwe sprang auf, und faßte ihn am Arm.

„Halten Sie ein, Sie werden das Possenspiel doch nicht auf's Aeusserste treiben wollen. Baron! Diese fünfzig Tausend Gulden, Sie gehören Ihnen, aber überlassen Sie mir die Dokumente!"

Der Baron stand dicht an der Thüre.

„Ach, Sie wollen mich erkaufen, Madame, und vergessen, daß ich Besitzer einer Million und Gustavs Freund bin!"

„Wissen Sie," kreischte die Baronin „daß ich ihn liebe, wie nie das Weib einen Mann geliebt hat, wie ihn selbst seine Emilie nicht liebt; daß ich ihn schon liebte in jener Zeit, wo es noch zu seinen Vergnügungen gehörte, mich zu beleidigen, und daß diese Papiere das einzige Mittel sind, ihn für mich zu gewinnen! Nehmen Sie mir Alles Baron, nur lassen Sie mir Gustav!"

„Er verabscheut dich, Elende!" erwiederte der Baron verächtlich, und wollte die Thüre öffnen.

„Nun denn hier!" schrie die Baronin, und warf das Paquet, das sie immer bei sich zu tragen schien, in die Mitte des Zimmers. Rasch fuhr der Baron nach demselben, hob es auf, und öffnete es, seinen Inhalt durchblätternd.

„Richtig, Madame, und hier sind die fünfzig Tausend Gulden, die Herr von Blenk von Ihnen erhalten!" sagte er, und legte die Banknoten auf den Tisch.

„Ich will sie nicht!" rief die Wittwe und schleuderte sie hinunter. Der Baron hob sie auf.

Ich werde sie als Geschenk für Gustav aus Ihrer Hand betrachten!" sagte er „Sie sind eine edle Frau!"

„Machen Sie, was Sie wollen!" erwiederte diese und weinte vor Zorn, daß die herabquellenden Thränen wie Blutstropfen aussahen.

„Und daß Sie sehen, Madame," sagte der Baron, ihr die beiden Briefe und mehrere Schriften überreichend, daß wir uns an Großmuth nicht übertreffen lassen wollen, hier sind Papiere, welche für Sie vielleicht einen großen Werth besitzen. Gute Nacht, Madame!"

Die Wittwe antwortete nicht, und der Baron ging.

Als derselbe im Vorsaal um seinen Mantel rief, stand sie von ihrem Sitze auf, und stampfte mit dem einen Fuße so heftig auf den Boden, daß alle Meubles des Zimmers auf das heftigste erzitterten; dann ergriff sie einen nahe stehenden Leuchter, auf welchem in süßer Selbstvergessenheit eine wunderholde Millykerze brannte und warf ihn an einen benachbarten Spiegel, daß Spiegel, Leuchter und Millykerzen zu Trümmer gingen. Nachdem sie ihrem Ärger auf solche Weise Luft gemacht hatte, zog sie sich in ihr Schlafgemach zurück, wo sie augenblicklich von ihrem trockenen Husten befallen wurde.

Dieser Husten muß auch wahrscheinlicherweise die Ursache gewesen sein, daß die Baronin Wittwe plötzlich auf den Gedanken kam, eine Luftveränderung müsse auf ihre Constitution äußerst wohlthätig wirken, in Folge welcher Idee sie auch einige Tage nach dem letzterzählten Auftritte die Residenz verließ. Die Idee der guten Wittwe muß eine sehr richtige gewesen sein, denn bis auf den heutigen Tag ist dieselbe noch immer nicht zurückgekehrt.

Einige Wochen, nachdem die Baronin von Waltee die Hauptstadt verlassen, fand die Vermählung eines Brautpaares statt, das sich schon seit langer Zeit liebte, und welches durch die boshaften Ränke einer liebesüchtigen Wittwe bald in Verzweiflung gestürzt worden wäre. Baron von Wessinken, Eduard, die Aeltern Emiliens und Gustavs Vater waren nebst einigen sehr guten Freunden die Einzigen, welche bei der Feierlichkeit zugegen waren, und wenn der gute Mond nach dieser Zeit über die Häuser der Residenz auf das Haus herunterblickt, welches Gustav und Emilie mit ihrem Glücke bewohnen, soll er besonders freundlich und lächelnd aussehen!

• • •

Feuilleton.

Besitz und Gemeingut.

Motto:

„Jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten, er soll sich zum Mittelpunkte machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann: er muß Egoist sein, um nicht Egoist zu werden, zusammen halten, damit er spenden könne. Was soll es heißen, Besitz und Gut an die Armen geben? Löblicher ist, sich für sie als Verwalter betragen. Dies ist der Sinn der Worte „Besitz und Gemeingut;" das Kapital soll Niemand angreifen, die Interessen werden ohnehin im Weltlaufe schon Jedermann angehören."

Göthe — Wanderjahre.

Es ist in bewegten Zeiten des Umsturzes und der Umbildung der sozialen Verhältnisse ein lohnendes Unternehmen, in den Denksprüchen großer Geister zu blättern, die in ruhigen Zeiten über den Gegenstand nachgedacht haben. Dürfte nicht unser große deutsche Dichter und Denker, Goethe, der Stolz der Nation, vor Allen berufen sein, in der über den Wegen unruhiger Leidenschaft thronenden Klarheit und Hoheit seines Geistes ein gewichtiges Wort mitzusprechen?

Wie viel hat er mit den oben angeführten wenigen und einfachen Worten ausgesprochen! ist damit nicht dem Kommunismus unserer Tage eben so wie dem verderblichen Wahne, die Armuth des Volks durch ein Staats-Almosen-System zu beschwichtigen, die Spitze gebrochen?

Wie unendlich schön und groß ist der Gedanke, daß es die Pflicht der Besitzenden sei, den Besitz mit allen Kräften zusammenzuhalten, damit sie spenden können, und daß es löblicher sei, sich als Verwalter für die Bedürftigen zu betragen, als Besitz und Gut an sie hinzugeben. Denn in der That! wenn gleich die unnatürliche Anhäufung des Besitzes in den Händen Einzelner keineswegs zu preisen, und nur eine Folge der durch die Leidenschaften der Menschen und unglückselige Regierungsgrundsätze verwirrten sozialen Verhältnisse ist, so kann doch andererseits das Heil der Welt noch weniger in der willkührlichen Vertheilung des Besitzes gefunden werden, und die gewaltsame Durchführung einer solchen Maßregel wäre der Todesstoß jeder freien Entwicklung der menschlichen Triebe und Fähigkeiten, und des dadurch bedingten, selbstthätig freien Lebens der Völker in staatlichen Verbänden. Doch welcher wahre Volksfreund, welcher einsichtige Hüter des Rechts und des davon abhängigen Wohls der Menschheit hätte je einem gewaltsamen, unmittelbaren Eingriffe des Staats in die Verhältnisse des Besitzes, des Kapitals und der Arbeit das Wort gesprochen!

Welcher gesunde Verstand hätte je daran gezweifelt, daß die allgemeine Wohlfahrt nur durch eine zweckmäßig geleitete, freie Bewegung aller von der Natur in den Menschen gelegten Kräfte und Fähigkeiten, nie durch naturwidrige Einrichtungen eines erkünstelten Staats-Mechanismus, erzielt werden kann!

Ist doch schon das frühere Zentralisationssystem des Absolutismus der gesunden Entwicklung der geselligen Verhältniße so verderblich geworden! Lag doch schon in dem beliebten Satze: „so fordere es der Gang der Staatsmaschine" der ganze Fluch einer nach vorgefaßten starren Grundsätzen ohne Rücksicht auf das Volksleben und dessen naturgemäße Bewegung und Entwicklung eingerichteten Regierung!

Nun ist es freilich eine große und schwierige Aufgabe, deren Lösung Muth und Energie von Seite der Regierung und bereitwilliges Entgegenkommen von Seite der Besitzenden erfordert, um die durch eine lange Reihe friedlicher Jahre, in welchen Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe ein unermeßliches Gebiet errungen, die Bevölkerungen sich verdoppelt, die Mittel des geselligen Lebensgenußes sich in's Unendliche vervielfältigt haben, die immer verwickelter und verwirrter gewordenen Verhältnisse wieder durch umsichtige Würdigung der Zeitforderungen so zu ordnen und naturgemäß zu regeln, daß die verschiedenen Interessen des mannigfach verzweigten geselligen Zustands aus ihren feindlichen Stellungen in ein friedliches, dem

höheren, allgemeinen sozialen Rechte entsprechendes Verhältniß gebracht werden. — — Dabei kann uns wenigstens der Eine Gedanke beruhigen, daß eine Uebervölkerung Europa's trotz der 32 Friedensjahre und der steten Zunahme der Seelenzahl im eigentlichen Sinne des Wortes noch bei weitem nicht eingetreten ist, indem dieselbe noch keineswegs in einem Mißverhältnisse zu der Ernährungsfähigkeit des Bodens steht. Und doch kann nur dieser Umstand hier entscheidend sein; denn mit der möglichen Befriedigung der eigentlichen unentbehrlichen Lebensbedürfnisse Aller sind die Bedingungen, um auch Alle an der Bequemlichkeit und dem Wohlleben, wozu der gegenwärtige Stand der Bildung, der Wissenschaft und des Kunstfleißes im gesellschaftlichen Leben berechtigt, in beschiedenen Grenzen Theil nehmen zu lassen, bereits gegeben.

Hier ist es nun die Aufgabe der Staatsverwaltung, durch einen vernünftig geregelten Staatshaushalt, durch ein gerechtes Steuersistem und durch eine freisinnige Gesetzgebung über alle Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse dahin zu wirken, daß die Kluft möglichst ausgefüllt werde, die zwischen dem Besitzenden und dem Arbeiter liegt. Fragen wir uns aber, wie diese Uebelstände entstanden sind, so können wir der Antwort nicht umgehen, daß ein großer Theil der Schuld die frühere unselige Regierung des Absolutismus trifft, die durch eine rücksichtlose bureaukratische Willkührherrschaft, durch Verschwendung der Staatsgelder und mit ihnen der Erwerbskräfte der Steuerpflichtigen, durch Heranbildung eines Söldnerheers privilegirter Vasallen des Throns und seiner Uebergriffe jenen Zustand hervorrief und begünstigte.

Das Staats-Anleihen-Sistem zur Aufrechthaltung eines verschwenderischen, auf außerordentliche Ereignisse schon gar nicht gefaßten Haushalts schuf eine Unzahl von verzinslichen und unverzinslichen Staatspapieren, die der Gegenstand eines spekulativen Handels wurden, der die Gewinnsucht reizte, tausend und abermal tausend Kräfte der Mitwirkung zur Erzeugung oder Bearbeitung der reellen, dem Nationalschatze zu Guten kommenden geistigen oder körperlichen Lebens-Güter entzog, und dazu wesentlich beitrug, unermeßliche Summen in den Händen einzelner Günstlinge des Glücks anzuhäufen, die nach und nach die sogenannte Geldaristokratie bildeten, und aus denen neben die der feudalen Zeit entsprungenen großen Gutsbesitzer eine zweite Reihe mächtiger und einflußreicher Realitäten-Besitzer hinzutrat. Die Begünstigung der Fideikommisse und Majorate, Verbotsgesetze gegen die freie Schaltung mit dem, den Bauerngütern einverleibten Grundbesitze, eine ängstliche Gewerbs- und Handelsgesetzgebung, die der freien Konkurrenz den Eingang auf alle Art erschwerte, ein starres Privilegien-Sistem für jede größere Fabriks-Handels- oder Bauunternehmung, Bevorrechtungen aller Art nach Gunst und Laune trugen das ihrige bei, die Kluft zwischen dem Besitz und der Arbeit zu erweitern, und die Herzen derjenigen, die im Schweiße ihres Angesichts nicht immer das karge Tagesbrod zu erwerben im Stande sind, so wie das in seiner Bewegung und Entwicklung gehemmte wahre Verdienst gegen die hochmüthige Schaustellung des unermeßlichen Reichthums zu erbittern.

Durch diese Anhäufung des Besitzes und der Geldmittel in einzelnen Händen, mitunter auf Wegen, die fernab von jeder Mitwirkung zum Gemeinwohle liegen, wurde dem Luxus die Bahn zu einer unnatürlichen Entfaltung eröffnet, und dadurch abermals eine Masse von Kräften, Talent und Thätigkeit höheren Interessen der Kunst und Wissenschaft, so wie den gemeineren Bedürfnissen des Tages, woran Alle Theil nehmen können und sollen, entzogen, die Industrie wurde künstlich auf die Spitze getrieben, es entstand ein krankhafter Wetteifer, die Gelüste der Reichen zu befriedigen, das Fabrikswesen erreichte eine unnatürliche Ausbildung und Ausdehnung, rief eine unermeßliche Arbeiterbevölkerung an's Tageslicht, deren Erwerb, da er nur auf unsicheren, stets wechselnden Bedürfnissen der Mode und des Luxus beruhet, ebenfalls unsicher ist, von Zeit zu Zeit in's Stocken geräth und ein brotloses Proletarier-Heer zurückläßt, das dem Ungethüme des massenhaften Besitzes drohend entgegentritt.

Wenn aber auch diese nach und nach entstandenen Mißverhältnisse nicht länger bestehen können, so wäre es doch auf der anderen Seite eben so verderblich, wenn man die offenbar bereits vorhandene Krisis durch die gewaltsame Herbeiführung einer anderen bezwingen wollte. Eine gewaltsame Umgestaltung der Besitzverhältnisse durch direkte Administrations-Maßregeln, eine Einwirkung auf die Reglung und Organisation der Arbeit in der Art, wie sie in Paris unter dem Schilde Louis Blanc's berathen wurde, kann und wird nie zu einem erfreulichen Ziele führen; nur jener Besitz und Erwerb kann gedeihlich für das Allgemeine werden, der aus freier Konkurenz aller Kräfte, Fähigkeiten und Fertigkeiten hervorgeht.

Wohl aber ist es eine heilige Pflicht der Gesetzgebung und Verwaltung, auf mittelbare Art darauf einzuwirken, daß der Besitz allmählich einer größeren Menge von Staatsbürgern zugänglich werde, daß den Nichtbesitzenden aus dem Besitze der Andern der möglichste Vortheil und Gewinn zugehe, und daß die Staatslast nie den armen, sondern immer nur den bemittelten Staatsbürger treffe. Hiernach wird sich die Aufgabe der Regierung in dieser Richtung in drei Hauptmomente zusammenfassen lassen:

Erstens: Die Regelung des zerrütteten Staatshaushalts und die dadurch bedingte Möglichkeit der Steuer-Verminderung. Wird die Steuer vermindert, so bleibt das Geld in den nützlichen producirenden Händen, anstatt in jene einer ungeheuern stehenden Armee und eines überflüßigen Beamtenheers abzufließen, so wie allmählich der Börseschwindelgeist weichen, und soliden Handelsunternehmungen die Kräfte und Mittel überlassen wird, die sich nun in Papier-Spekulation abnützen. Leider ist der Zeitpunkt, wo dieses ausführbar sein wird, noch in ferner Aussicht.

Zweitens. Abschaffung der Fideikommiße, des Privilegienwesens, des Bestiftungszwangs, des Zunftmonopols. Durch die Begünstigung einer allgemeinen Konkurrenz der Kräfte, Mittel und Fertigkeiten wird die möglichste große Theilnahme der Gesammtbevölkerung am Besitze und Erwerbe gesichert. Durch die bereits verfolgte Abschaffung aller auf dem Grundbesitze des Bauers haftenden Naturallasten in Verbindung mit einer angemessenen Aufmunterung des gegenüber der Industrie und dem Handel zu wenig beachteten Landbaues durch Belehrung, durch Prämien Ackerbauschulen, Musterwirthschaften, Kolonisirungen wird der Bodenkultur ein neuer Aufschwung gegeben werden, was um so nothwendiger erscheint, als Grund und Boden gewiß noch viele tausend Hände zu beschäftigen und ein weit größeres Erträgniß als bisher zu liefern vermag. Auch muß durch zweckmäßige Einrichtungen dahin gewirkt werden, daß in Zeiten der Gewerbsstockung dem Arbeitsgeber so wie dem Arbeiter der nöthige Kredit oder Sparpfenning zu Gebote stehe, um fortarbeiten oder bis auf bessere Zeiten feiern zu können.

Drittens. Endlich: Ein gerechtes Steuersistem, das den Besitz und das Einkommen trifft. Der Realbesitz ist bereits und mit Recht versteuert, jedoch für die kleineren Besitzer mitunter auf eine sehr empfindliche Art. In der Erleichterung dieser Steuerpflichtigen, in der Beseitigung jener Steuer, die den Erwerb drücken, und den Mittellosen belasten, und in der Einführung einer auch das bewegliche Vermögen treffenden Einkommen-Steuer wird ein wirksames Mittel gefunden sein, den Erwerb und den Besitz allmählich in ein angemessenes Verhältniß gegen einander zu bringen, ohne dem Staatsschatze die nöthigen Mittel zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfniße zu entziehen.

Die Versorgung der erwerbsunfähigen Armen durch die Gemeinde versteht sich von selbst. Gewiß ist aber nichts verderblicher als eine Almosenspende an die rüstigen Arbeiter in Fallen der Arbeitsstockung; vielmehr soll ein gut geregelter Staat, ganz außerordentliche und unberechenbare sociale Umwälzungen ausgenommen, stets in der Verfassung sein, brodlosen Arbeitern, wenn auch mit Opfern, Beschäftigung zu verschaffen, und überhaupt den im Laufe der Dinge bei den verwickelten gesellschaftlichen Verhältnissen von Zeit zu Zeit eintretenden Erwerbsgelegenheiten in dieser oder jener Kategorie der Erwerbenden mit schleunigster Hilfe zu begegnen.

Auch eine allgemeine unentgeltliche Volksbildung, wodurch die von der Natur in den Menschen gelegten Fähigkeiten Gelegenheit finden, sich ihrer selbst bewußt zu werden, und den Weg finden, um sich geltend zu machen, so wie die Selbstständigkeit der Gemeinde in Verwaltung ihrer Angelegenheiten gehört zu den ersten Bedingungen einer naturgemäßen Regelung der socialen Verhältniße.

Bevor aber durch eine vorsorgliche, wahrhaft humane, sittlich gewissenhafte Gesetzgebung und Staatsverwaltung alle erforderlichen Einrichtungen getroffen und wirksam geworden sind, ist es eine heilige Pflicht aller Vermögenden, gegenüber dem herrlichen Gute der Freiheit, das wir errungen haben, freiwillig die nöthigen Opfer zu bringen, die der schwere Augenblick, der Drang der Zeit von ihnen fordert.

Und so möge denn der große Dichter, dessen goldene Worte am Eingange stehen, auch das Schlußwort zu diesen wenigen Andeutungen leihen.

„Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksale gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei wie er Andere daran will Theil nehmen lassen; denn nur in so fern werden die Vermögenden geschätzt als Andere durch sie genießen."

Friedrich Dornau.

Wiener Signale.

Vorgestern Nachmittags um 2 Uhr war das Leichenbegängniß der Frau Marie Pokorny, Gattin des Direktors des Nationaltheaters an der Wien. Der Leichenzug war einer der feierlichsten. Das Hinscheiden dieser Frau erweckte allgemeine Theilnahme; Mutter von eilf lebenden Kindern, raffte der Tod sie im schönsten Lebensalter aus den Armen ihrer Angehörigen, welche mit ganzer Seele an ihr hingen. Die Hingeschiedene wurde nicht nur von den Ihrigen geliebt, sondern von Allen, welche mit ihr in geschäftige Berührung kamen, geachtet und verehrt. Klug, einsichtsvoll und wohlthätig, erwarb sie sich die Zuneigung ihrer Umgebung, und konnte als Muster einer echten Hausfrau gelten. Leider war ihr kein hohes Alter beschieden. Möge die Erde ihr leicht sein, möge der ewige Friede ihre schöne Seele empfangen. —

Heute kommt im Theater an der Wien Mosenthals „Deborah" zum ersten Male zur Aufführung.

Es verbreitet sich das Gerücht, daß die vorgestern nach Wien unter Militärbede-

ckung eingebrachten wichtigen Gefangenen, österreichische Reichstagsdeputirte von Kremsier wären, welches sich auch wirklich bestätiget hat; es sind dies die zwei Herren Fischhof und Prato.

Der nächste Reichstag dürfte erst im nächsten Jahre zusammenberufen werden, da vor seiner Zusammenberufung noch die Landtage organisirt werden müssen. Für deren Organisirung ist das Jahr 1849 als Jahresfrist angesetzt.

General Zeisberg soll, einem Gerüchte zufolge, das erste Armeekorps in Ungarn leiten. Baron Jellachich soll sich in Pesth befinden. Da sowohl die offiziellen Zeitungen, noch die Armeebulletins nichts davon berichten, so wird es eine der vielen Nachrichten sein, die man böswillig aussprengt, um die Hoffnungen der Gegenpartei zu nähren.

Die Stimmen über den baldigst eintretenden Frieden in Italien werden immer lauter. Nicht nur Zeitungen, sondern auch Privatnachrichten bringen die Bestätigung von der plötzlichen Meinungsänderung des Sardenkönigs, der nur zu bald Schutz für sein eigenes Land brauchen wird.

Reisende aus Frankreich versichern von Paris, daß die Stimmung in dieser Großstadt noch viel mehr zu Gunsten der conservativen Partei sich geändert hat, als in allen andern durch die Revolution des Jahres 1848 bezeichneten Städten. — Die Republik soll nur dem Namen nach existiren, und Napoleon gewöhnt sich an, einen Hofstaat zu führen, wie ihn nur ein Kaiser gewohnt ist.

Herr Minister Bach soll, einem Gerüchte zu Folge, in den österreichischen Grafenstand erhoben werden. Bis jetzt bringen die ministeriellen Zeitungen noch keine Nachricht von diesem Gerüchte.

Ueber die Aufnahme der Constitution in den Provinzen laufen meistens beruhigende Nachrichten ein. Die liberale Partei in Wien verhielt sich ganz passiv, als sich die konservative Majorität der Bevölkerung für die oktroyrte Charte aussprach. —

Herr Theodor Weiß, der Sohn des verstorbenen Staatsrathes Weiß von Starkenfels, soll vom Minister Grafen Stadion zum Ministerialrathe im Bureau des Innern ernannt worden sein.

Es verbreitet sich das Gerücht, daß Konceptspraktikanten bei politischen Stellen, welche noch nicht sechs Dienstjahre zählen, aus dem Staatsdienste entlassen werden sollen. Da die neue Zeit gewiß nicht junge Kräfte verschmähen wird, so können wir dieser Nachricht keinen Glauben schenken.

Herr Schuselka und Herr Violand sollen nach Frankfurt gereist sein. Herr Schuselka will an den Verhandlungen des Frankfurter Parlaments Antheil nehmen, und ist gesonnen, in mehreren Bezirken schriftlich als Candidat für Frankfurt aufzutreten.

Aus der Zeit.

Man hat sich bekanntlich von der Störung, welche die großen öffentlichen Arbeiten durch die Revolution erlitten, mit der Lösung der Aufgabe beschäftigt, einen Eisenbahn-Zug über den Rhein zu bringen. Diese schwierige Aufgabe ist in Schottland in der Nähe von Glasgow kürzlich gelös't worden. Eine Art Eisenbahn-Floß, das dazu bestimmt ist, den Eisenbahn-Zug, so wie er ist, daß man nicht umzuladen braucht, über den Frith of Forth zu setzen, ist jetzt fertig und am 1n. Februar vom Stapel gelassen worden. Er hat nicht weniger als 170 Fuß Länge auf dem Deck, 34 Fuß Breite zwischen den Schaufel-Rädern, und 10 Fuß Tiefe. Bei dem Hinablassen kam eine Besonderheit vor, indem das mächtige Fahrzeug nicht vom Vorder- oder Hintertheile, sondern von der Seite ins Wasser hinabgelassen wurde. Alsbald nachdem es ins Wasser gelassen war, erhielt es seine Maschinen, die einen Kolbenhub von 3½ Fuß haben. Man kann das Fahrzeug, ohne zu wenden, rückwärts und vorwärts steuern.

Da Louis Bonaparte ein Amt hat, sucht er sich auch eine Lebensgefährtin. Ganz unter der Hand, da er schon einmal einen Korb erhalten hat, hat er bei der reichen, aber etwas ältlichen englischen Miß Coutts angefragt, ob sie mit ihren 2 Millionen Einkünften die Honneurs in seinem Hause machen wolle.

Seit einigen Tagen ereignet sich in der Rue Renven de Clury, in Paris, ein wahres Wunder, das man sich bis jetzt nicht erklären kann. Aus der Luft, ohne daß man im Entferntesten ahnen kann, wer sie geschleudert hat, fallen auf das Dach und gegen das Haus eines Holz- und Kohlenhändlers allerlei Gegenstände, als Steine, Holzstücke, Metallklumpen, die alles was sie treffen, zertrümmern. Aufgestellte Wächter sehen und fühlen den seltsamen Hagel, aber ergründen dessen Ursprung nicht. Alle Fenster sind zertrümmert und man sah sich genöthigt, dieselben vorläufig mit Bretern zu vernageln, damit die Menschen und Mobilien in den Zimmern durch derlei hereindringende Bomben keinen Schaden leiden. Der Aberglaube meint, die Heiligen eines naheliegenden Klosters, das eingerissen wurde, rächen sich auf diese Weise; das müssen in der That wunderliche Heilige sein, denn seitdem die Polizei eingeschritten ist und Wachen aufgestellt hat, hört der Hagel auf, da auch keine Fenster und Thüren mehr zu zertrümmern sind.

Briefe aus Dresden.

(Fortsetzung.)

Wenn wir aber durch dieses Ueberschreiten der Beresina auch nicht gerade aus dem Regen in die Traufe, so sind wir jedenfalls doch sicherlich aus der Traufe in den Regen gekommen. — Auch hier ist eine Anekdote, die neulich als Lustspiel von Einer Scene in einem Kaffeehause aufgeführt wurde, das Bezeichnendste, was sich über den krankhaften Zustand unsers Theaters sagen läßt. Ein paar fremde Künstler schrien Zeter über das alle Beschreibung übertreffende schlechte Repertoir während der ganzen Saison. „Da weiß ich nicht, was Sie wollen — meinte mit sarkastischem Augenblinzeln ein alter ästhetischer Gourmand — das Theater gefällt mir diesen Winter ganz ausnehmend.“ Die beiden Theaterfreunde glaubten nicht recht gehört zu haben und ließen sich das Gesagte noch einmal wiederholen. „Nun und was, wenn es beliebt, finden Sie denn so preiswürdig an Ihrem Dresdner Theaterrepertoir? — fragten die Ungenügsamen weiter. — Wir haben nicht eine einzige neue oder nur neu einstudirte Oper und außer drei bis vier einaktigen Lustspielen kein größeres, wir haben außer dem verschrobenen Raphael Sanzio von Wolfheim überhaupt keine dramatische Novität vorgeführt bekommen, und das nennen Sie ein gutes Repertoir?“ — „Nein, aber ein vortreffliches.“ — „Nun die Widersinnigkeiten müssen hier in Dresden in der Luft liegen.“ — „Sehen Sie, meine Herren, nahm der alte Gourmand mit einem diabolischen Lächeln wieder das Wort: daß Sie mich nicht verstehen, beweis't mir, daß Sie weder Frau noch Kinder oder gar Enkel haben. Wir sind jetzt im Februar und da finde ich denn andere Jahre in meinem Ausgabebuche immer so einige dreißig bis vierzig Thälerchen für Theaterbillets eingetragen, während ich vom 1. Oktober 1848 bis Mitte Februar 1849 nur 14 — 20 noch zusammenbringe. Das hat auch seine Meriten in unsern goldenen Zeiten und darauf nimmt auch die Bühnenverwaltung ohnstreitig Rücksicht.“ — Diese negative Tugend unserer Intendanz verdient allerdings insofern rühmliche Anerkennung, als ihr muthmaßlicher Zweck, das Publikum nicht zu Ausgaben zu verleiten, vollkommen erreicht worden ist. Das Theater war, mit Ausnahme jener zahlreichen Balletabende, wo Lucile Grahn tanzte, und des Fastnachtsabends, des äußerst billigen Logen-Abonnements ungeachtet leer. Es kam mir vor, wie ein Kranker, dessen sieches Dasein nur durch einen fremden Arzt oder ein südlicheres Klima noch einige Zeit gefristet werden kann, und dieses Lebenselixir war für uns Lucile Grahn, die erste Solotänzerin der italienischen Oper in London.

Die Grahn, das muß jeder Besprechung vorausgeschickt werden, ist ein Problem. Sie behauptet, was die wirkliche Technik des Tanzes anlangt, den ersten Rang vielleicht in ganz Europa, aber sie ist als Groteskttänzerin freilich keine so liebliche, von dem Zephir der Anmuth getragene Erscheinung als z. B. die Grisi, Marie Taglioni und die beiden Fanny Elsler und Cerrito. Ihre Muskelkraft, ihre in höchster Vollendung ausgebildete Mimik, die Schwunghaftigkeit und Präcision aller ihrer Bewegungen, ihr Spiel und ihr Verständniß der geheimsten Offenbarungen der Leidenschaft, welche der Tanz zuläßt, sind bewunderungswürdig und — obgleich ich nicht alle großen Tänzerinnen der Jetztzeit gesehen — möchte ich doch behaupten, unübertroffen.

Lucile Grahn ist nicht schön, aber in ihrem Auge liegen alle Sprachen der Welt und erzählen von dem heimischen Boden des dramatischen Tanzes, von den Leidenschaften, die in der Menschenbrust wohnen. Ihre langen magern Arme und Beine, ihr fleischloser Hals, ihr ovales nur im Profil angenehmes Gesicht mit dem reizenden Lächeln vollster Naturwahrheit sind allen trockenen blos sinnlichen und dabei der Phantasie baren Naturen ein Gegenstand des Schreckes, denn ihnen bleibt das Mysterium, welches den Tanz der Grahn zu einem Kultus des wahrhaft Schönen erhebt, auch wirklich unerschlossen. Dieses Mysterium ist aber, wie mir scheint, nichts Andres, als die Befähigung, welche der Tänzerin innen wohnt, das Gewaltige, ja zuweilen Bacchantische in den Leidenschaften in höchster Schönheit und Veredelung zur Erscheinung zu bringen, und in seine poetische Berechtigung einzusetzen. Die Grahn begeht also in ihrem Tanze einen antiken Kultus. Diese Behauptung würde sich, wenn hier der Raum es gestattete, in jeder ihrer Leistungen verfolgen und von dem Zucken der gesenkten Augenwimper bis zu der vor Leidenschaft und Aufregung zitternden Hand nachweisen lassen, denn das ist eben das Bewundernswürdige an Lucile Grahn, daß sie nicht mit den Füßen allein, daß sie mit jeder Fingerspitze, mit jeder Wendung ihres Kopfes, mit jeder Muskel ihres Körpers tanzt, und dennoch plastische Ruhe vom Scheitel bis zur Zehe ist. Das Räthsel läßt sich nur lösen, indem man die Tänzerin sieht; Worte thun es nicht.

(Schluß folgt).

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Dienstag den 13. März 1849. | № 50. | Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Vittoria.

(Rom 1838).

Novelle von Dr. E. Melly.

Es war ein schöner Winterabend, und der in Italiens reinem Luftkreise mit eigenthümlicher Klarheit strahlende Mond ergoß sein helles Licht über den Corso Roms, so daß die Pechfakeln überflüssig schienen, die auf hohen hölzernen Kandelabern vom Pallaste des Fürsten D. . . . nach jenem des Grafen S. . . . führten. Dahin drängte sich die Volksmenge, scherzend, lachend, aber immer anständig und verträglich, um die vielen Signale und fremden Herrschaften, deren Wagenreihe schon lange stockte, die breite Treppe hinaufsteigen zu sehen. Ist überhaupt jedes Privatfest von einigem Glanze für den gemeinen Römer ein öffentliches, so galt das noch mehr damals, wo ein Jahr zuvor die asiatische Pest da mit allen ihren Gräueln gehaust und die Unzahl ihrer Opfer sogar das traurige Schauspiel prunkender Leichenbegängnisse verbaten hatte. — Vor dem Thore des Pallastes wogte das Gedränge, von Wachen und Dienern zurückgehalten, auf und ab, und die zu hinterst Stehenden begnügten sich, von den mehr Begünstigtern zu hören, wer eben aus dem Wagen gestiegen, wie Kleidung und Putz gewesen wäre, um wenigstens kräftige Witze zu den Ohren derjenigen gelangen zu lassen, die sie nicht sehen konnten. Largo! riefen plötzlich die Wachen, als ein prächtiger Wagen, zwei Läufer mit wehenden Federn und leuchtenden Fakeln voran, angefahren kam, — Largo dem Fürsten D... — Evviva! wiederholte das zurückweichende Volk: Möge er über seinem Glücke nicht vergessen, die Armuth zu trösten*), sagte die zerlumpte Hälfte der Schaar hinzu. Der, dem der Zuruf galt, ein schöner junger Mann, achtete nicht darauf. Er flog aus dem Wagen und eilte die Treppe hinan: Theurer Graf, rief er, indem er den Herrn des Hauses umarmte, wie glücklich macht mich dieser Tag, glücklicher, als ich es verdiene. Still, mein theurer Sohn, entgegnete der Graf, spare schöne Wort für Vittoria. Mache sie glücklich und bereue nie den heutigen Tag. Nur ruhig, setzte er hinzu, als er gewahrte, wie die letzte Aeußerung das Blut in des Fürsten Antlitz getrieben, ich zweifle ja nicht; wenn ihr euch nach so vielen Kämpfen und Schmerzen nicht für immer liebet, so gäbe es keine Liebe. Mit einem innigen Händedruck antwortete der Jüngling, indem sie in den Saal des Pallastes traten. Die Anwesenden erhoben sich, der Fürst jedoch, nachdem er flüchtig gegrüßt, eilte an das entgegengesetzte Ende des Saales, und, nachdem er mit einer Ehrerbiethung, die seiner stolzen Gestalt so schön ließ, die Frau des Hauses begrüßt, ergriff er die Hand seiner Braut, und ihre Augen begegneten sich in einem unaussprechlich beredten Blick der glücklichsten Liebe, während ihre Lippen kaum die todten Formeln geben und erwiedern konnten, welche die kalte Convenienz, besonders in Italien, in solchen Verhältnissen fordert.

•

Vittoria hatte den Fürsten vor drei Jahren kennen gelernt, als sie, fünfzehnjährig, aus dem Kloster, in welchem sie ihre Erziehung empfangen, in die Welt trat. Ihr unschuldiges, sehnsüchtiges Herz hatte sich dem ersten Manne, der ihr huldigte, hingegeben. Es war D. . . ., ein Jüngling der, wie so viele seines Gleichen die größere Hälfte seiner Jugend unter strenger Obhut eines Abbate in Erlernung von Dingen, die ihm durchs ganze Leben wenig nützen, hingebracht hatte, und kaum ein Jahr früher, als Vittoria, in die Welt eingetreten war, deren Erscheinungen den, nun von allem Zwange Entbundenen, schwindeln machten.

Voll Feuer und Lebhaftigkeit, zu einem Amte zu jung, ohne Liebe zur Wissenschaft, die er nur von ihrer langweiligen Seite hatte kennen gelernt, schön, jung, dabei etwas schüchtern, wurde er der Liebling der Römerinen, und bald hatten sie ihn zum Vorbild eines eiteln, gekenhaften, hochfahrenden Thoren umgeschaffen, der sich für unwiderstehlich, und alle Weiber als leichte Beute ansah. In dieser Periode, und als ihn seine leicht errungenen Siege zu langweilen begannen, hörte er von der ins väterliche Haus zurückgekehrten Vittoria, von ihrer Schönheit und von der Strenge ihrer Sitten. Es war ihm leicht, in die Familie eingeführt zu werden. Die sanfte Schönheit Vittorias, der Ausdruck der Grazie und Unschuld in ihrem ganzen Wesen entzükten, ihr Verstand, ihre kindliche Heiterkeit, ihr tiefes reiches Gemüth, das sich so oft verrieth, bezauberten ihn. Der Eitle, der gekommen war, zu triumphiren, ging verwirrt, halb selig, halb beschämt nach Hause.

Mit Einemmale gab er Alles auf, dem er früher nachgehangen; der lustige, lärmende, wüste D. . . . suchte die Einsamkeit, er floh Genossen und Weiber.

So oft es nun immer schicklich, besuchte er des Grafen Haus und immer verliebter und bezauberter verließ er es. Denn auch Vittoria blieb nicht gleichgültig.

Wie hätte auch auf ein Mädchen, das kaum aus den abgeschiedenen Mauern eines Klosters getreten, dessen Herz voll unbestimmter Jugendsehnsucht war, wie hätte die huldigende Liebe eines schönen, und in seinem Bestreben, ihr zu gefallen, so liebenswürdig und innig sich zeigenden Jünglings nicht Eindruck machen sollen? — Sie gestanden sich ihre Gefühle. Bis hieher hatten sie die Süßigkeit der ersten Liebe kennen gelernt — und welcher Zustand wäre der Seligkeit näher! Allein der Schmerz bleibt nie aus und blieb auch hier nicht aus.

Der Fürst hatte durch seine Geburt die Mutter verloren, sein Vater später eine zweite Frau genommen, die ihm zwei Töchter gebar. Noch ehe der Fürst aus den Knabenjahren getreten war, starb der Vater und nach den alten Hausgesetzen fiel das ungeheuere Erbe ihm allein zu, die Stiefmutter aber und ihre Töchter waren ranggemäß bedacht worden, und im Falle, das der Fürst ohne Nachkommen sterben würde, sollte der ganze Besitz seiner Stiefschwester zufallen. In dieser Verfügung lag das Gift, das den Wonnebecher der Liebe vergällte.

Mit Freude hatte die Stiefmutter die Ausschweifungen des Sohnes beobachtet und ihr eigenes Leben konnte ihm eben auch keinen höhern Begriff vom weiblichen Geschlechte geben, das er zu verachten affektirte. Sie sah schon triumphirend ihre Töchter als Besitzerinen eines Vermögens, das

*) Che corsoli la poverapolo heißt der stereotype Bettlerspruch.

* Che consoli la povera plebe

ihnen die glänzendsten Aussichten eröffnete. Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf sie die Nachricht: daß ihr Sohn dem Cardinal, seinem Vormunde eröffnet habe, er sei gesonnen, um die Hand Vittoria's zu werben.

Alle Höllenmaschinen, die ein ränkesüchtiges leidenschaftliches Weib erfinden kann, wurden in Bewegung gesetzt, um das Unerwartete zu hintertreiben; Alle scheiterten an der Nichtigkeit ihrer Ansprüche, an der Liebe des Fürsten, und an der Liebe der S — s zu ihrem Kinde. Denn die Stiefmutter hatte den Stolz des alten Grafen auf das empfindlichste verletzt und nur das stumme, gefährliche Leiden Vittorias hatte das zornige Nein, das er der Verbindung der Liebenden entgegengesprochen, zurücknehmen können.

Endlich stand nichts mehr dem Himmel der Liebenden im Wege, nur sollte Claudio — so war des Fürsten Vorname, bis zu seiner baldigen Volljährigkeit eine Reise nach Neapel, wo er Verwandte hatte, machen. Am Vorabende dieser Reise verlobte er sich feierlich mit Vittoria, wie wir im Beginn erzählten.

Die Scheidestunde schlug. Schluchzend und ohne Rückhalt warf sich Vittoria dem Geliebten an die Brust. Vergiß mein nicht! rief sie mit einer, ihr ganz ungewöhnlichen Heftigkeit, vergiß mein nicht, ich könnte es nicht überleben. So lange dieß Herz schlägt, entgegnete gerührt und begeistert der Verlobte, kennt es nur Ein Glück: dich glücklich zu sehen, meine süße, geliebte Braut! Und indem er die an seinem Busen still Weinende sanft der Mutter in die Arme legte, schied er schnell.

Am andern Morgen trat die Gräfin S. . . . mit ihrer Tochter zur Oberin des Nonnenklosters S. Trinità del Monte. Ich übergebe Eurer Sorge hier zum Zweitenmale mein Kind, ehrwürdige Mutter! sprach die Gräfin.

Sie will in euerem frommen Kreise, fern von der Welt, die Rückkehr ihres Verlobten erwarten. — Sei willkommen, theures Mädchen! sagte die hohe bleiche Nonne zu Vittoria, und können wir dir auch keine weltlichen Anweisungen für dein künftiges Leben geben, so soll es an der geistlichen Vorbereitung in der Uebung der Geduld, in gottergebnem Ertragen von Schmerzen und Entsagung an Beispielen unter uns nicht fehlen. Laß dich meine Worte nicht beunruhigen, setzte sie mit gerührter Stimme hinzu, indem sie Vittoria in die Arme schloß, wir sehen mit andern Augen in die Welt, aus unserer sichern Ferne, als Ihr in der blendenden Nähe. Der Ewige wird Alles zum Besten lenken! schloß sie, mit ihrem großen ruhigen Auge zum Altar aufblickend, der ihre Zelle schmückte." Und darum wollen wir ihn vor Allem bei deinem Eintritt bitten, meine Tochter. Und alle drei knieten hier vor das Bild der Madonna dolorosa und schickten ihre Bitten himmelwärts.

•

Wer würde in dem schönen lärmenden Neapel nachdauernd traurig bleiben können! Der blaue Himmel, sein Spiegel, die glatte See des Golfs, das leichtsinnige immer frohe Volk, sogar der in der Abendsonne rosig blühende Vesuv — alles trägt die Farbe der Heiterkeit, der Lebensfreudigkeit. Wessen Herz wund ist und gedrückt von den Dornen und der Last des Lebens, der komme hieher und überlasse sich dieser zauberischen Natur. Er wird mit neuer Kraft zum neuen Kampfe zurückkehren.

Den jungen D. . . . zog ganz natürlich der allgemeine Strudel mit hinein in den Kreis heiterer, toller Genüsse, die ihn, den Vornehmen und Reichen im vollen Maße erwarteten. Doch blieb seine Liebe unverrückt und jene Freundlichkeit der Natur und der Gesellschaft konnte seine Schwärmerei wohl mäßigen aber nicht aufheben. Seine neuen Freunde begriffen ihn nicht, am wenigsten, daß er sich um Weiber gar nicht kümmere, er, dem durch die Schönheit seiner Gestalt und die einschmeichelnde Liebenswürdigkeit seines Benehmens wenig neapolitanische Herzen hätten widerstehen können. —

Allein blieb er auch unverführt von den Lockungen schöner Weiber, so blieben sie doch nicht unbemerkt, nicht ohne Eindruck. Und wer möchte es unnatürlich finden, daß die Triumphe seiner frühern Zeit nach und nach in ihrem glänzendem Flitter erschienen, der ihm jetzt aus der Ferne Gold schien; daß seine Eitelkeit, von so unzweideutigen Huldigungen geschmeichelt, ihn zu einem Benehmen hinriß, das zwar seiner Liebe geradezu noch keinen Eintrag that, aber auch nicht für die Stärke derselben Bürgschaft gab. Kurz, in wenig Wochen war er die frühere männliche Kokette, der Gesinnung nach der alte D. . . .

Zwar stand, wie gesagt, Vittoria noch im vollen Glanze ihrer Tugend in seiner Brust, zwar rührten und entzückten ihn ihre zärtlichen, von der schönsten, innigsten Liebe durchwehten Briefe, die er eben so glühend wenn auch nicht eben so innig erwiederte, und es gab Augenblicke, wo er entschlossen war, all das leichtsinnige Treiben und Gesellschaftsleben aufzugeben. Allein es waren eben nur Augenblicke! und der nächste feurige Blick, die nächste Bitte aus schönem Munde, die Salons nicht eines so liebenswürdigen Mitgliedes zu berauben, machten alle Vorsätze vergessen, und berauschten seine Eitelkeit, bis der nächste Brief der Geliebten ihn von Neuem aufriß.

Er schwankte noch zwischen seinem Herzen und seiner Geckerei, als die Lady S . . . y in Neapel ankam.

Kaum siebzehnjährig, aus Familienrücksichten an den alten Lord S—y vermält, wurde sie im zwanzigsten Jahre Wittwe und unbeschränkte Herrin eines selbst für England ungeheueren Vermögens. Die besten Erziehungsanstalten ihres Vaterlandes hatten ihren Geist mit für ihr Geschlecht nicht gewöhnlichen Kenntnissen ausgestattet, womit ihr außerordentlicher Takt für das Weibliche nie prunkte. Seit ihrem ersten Auftreten in der Welt gewohnt, Huldigungen zu empfangen, war ihr an sich gefühlvoller und großartiger Charakter mit einer Eitelkeit, Hoffart und Koketterie umgeben, die ihr eigentliches Wesen verdunkelten. Nach ihres Mannes Tod hatte das Gefühl der Unabhängigkeit ihren Stolz erhöht, und obwohl sie sich gern von Anbetern umgeben sah, so konnte sich doch keiner irgend eines Vorzuges rühmen; — sie verband den Charakter einer geistreichen Kokette mit der strengen Tugend einer Matrone. Ihr Wesen war lebhaft, ihr Gespräch geistreich, fein, kurz sie war, was man eine Weltdame nennt, nur mit größeren Vorzügen, als man gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnen darf.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

Märzveilchen.

Von Moriz Albert.

Warum lieben die Mädchen Alle so innig jene erste Frühlingsblume, das Veilchen? — Weil seine Gestalt Sinnbild der Zartheit, seine Farbe Sinnbild der Beständigkeit und Selams Deutung dieser Blume — Bescheidenheit ist.

Es lag ein schönes Mädchen mir weinend an der Brust:
Das Fühlen dieser Stunde hätt' ich mit nichts vertauscht; —
Doch später sah ich lächelnd ein Kind in süßer Lust:
Da hab' ich die Natur im Frühlingskeim belauscht!

Mädchen, welche im Frühlingsnahen ihres Lebens die Mutter verlieren, gleichen dem ersten Veilchen, das am Morgen seines Daseins der kalte Schnee bedeckt.

Wenn zart die frohe Lerche im ersten Lenze flieht,
Da sendet sie zur Blume ihr schönstes Liebeslied:
Und durch die bunten Triften, wenn hold das Veilchen blüht
Flieht munter hin die Lerche und singt ein frohes Lied.
Doch, wenn die zarte Blume nicht mehr im Kelch erglüht,
Dann singt die treue Lerche ein leises Sterbelied!
Und wie der Herbst gekommen, so zieht die Lerche mit —
Ach Liebe hat ihr erstes — und auch ihr letztes Lied!

Wer niemals die Macht der kindlichen, reinen, unschuldvollen ersten Liebe gefühlt, der ahnt nie, was Gott ins Buch der Welt geschrieben, als er den Frühling erwachen ließ.

Ein Augenblick bei Ihr, wie freut er mich so sehr,
Ein Augenblick von Ihr — mehr wünsch' ich nimmermehr.
Im Augenblick komm' ich und gehe auch geschwind,
Weil Augenblicke mehr, als tausend Worte sind.

Die Blume, welche vom Thau umspielt wird, gleicht einem Mädchen, welches weint, wenn es ihm am Besten geht.

Wer nie der Täuschung Schmerz gekannt,
Der ahnt die Liebe nicht;
Der Schmerz ist erst ein fesselnd Band:
Wer nie der Täuschung Schmerz gekannt,
Der aus des Herzens Tiefen bricht,
Fühlt nie des Daseins Nacht und Licht.
Wer nie der Täuschung Schmerz gekannt,
Der ahnt die Liebe nicht.

(Werden fortgesetzt.)

Wien.

K. K. Hof- und Nationaltheater.

Czerny Georg. Historisches Drama in fünf Akten, von Pannasch.

Das serbische Volk, geknechtet und gemartert von türkischen Grundbesitzern bricht endlich bei dem erfolgten Meuchelmorde, den man an Einem ihres Stammes verübte, los, und zieht gegen die Türken zu Felde. Czerny Georg ein kräftiger, wilder Mann führt sie von Sieg zu Sieg. Czerny Georg selbst drückt das vernichtende Bewußtsein, einen Eid gebrochen zu haben, und vom Archimandriten verdammt zu sein, keinen mehr leisten zu dürfen. Diesem Verhängniß muß er seine Liebe zu Mara opfern, da er ihr nicht den Eheschwur leisten kann. Diesem Verhängniß müßte er auch seine Fürstenwürde in den gierigen Rachen werfen, da er seinem Volke, das vom Sultan endlich alle Freiheit zurückerhält, keinen Eid der Treue leisten kann. Allein der Archimandrit, der Priester und Erste der Serben erkennt die hohen Verdienste und das schwere Leiden des Czerny, der Vater, Bruder und Geliebte im Kampfe des Vaterlandes verliert, an, und löst ihn von dem Bann. —

Soviel die Grundpfeiler des historischen Stoffes. — Alle diese vielen an dem Hauptkreuz lose hängenden Episoden nachzuerzählen, welche noch mitspielen, einzeln an und für sich viel Interesse haben, würde uns zu viel in's Detail führen. —

Der am meisten hervorspringende Fehler des Stückes liegt eben in diesen Episoden, die durch ihre Länge und Breite, durch ihre lose Verbindung mit den Hauptmomenten und durch ihre zu scharf ausgeprägte selbstständige Bedeutung, den nicht dramatischen Charakter des Stückes verwischen, und dasselbe zu einer epischen Mosaik in zufällig theatralisch gewählter Form darstellen. —

Das Drama braucht vor Allem auch Einheit. Es dürfen sich nicht zwei verschiedene Haupteffekte, oder gar noch mehrere im Drama befinden. Das Drama braucht Harmonie in der Handlung. Es dürfen nicht solche Momente hineingemischt werden, die zu selbstständig sind, um als Episoden angesehen zu werden; und wieder zu wenig bedeutend erscheinen, um selbst den Haupteffekt des Stückes zu bilden. Die Entwicklung darf nicht gestört, sondern muß gleichmäßig zum dramatischen Endpunkt geführt werden. —

Czerny's Liebe und der Tod seiner Mara der wieder, als selbstständiges Handlungsmoment aus dem Verrath des Bruders des Czerny Georg hervorgeht; der Tod des Czerny Niklas selbst, und noch viele andere Episoden nehmen zu viel Antheil für sich in Anspruch, um die Hauptfeder des Stückes bis zum dramatischen Schlußpunkte gleichmäßig angeregt verfolgen zu können. Das Stück ist mit einem Worte eher ein historischer Roman — als ein Drama; und wir müssen bedauern, daß Herr Pannasch so ganz und gar die Grundform und Bedingungen des Drama's außer Licht gelassen hat, wie es sonst nur Anfänger zu thun gewohnt sind. —

Hie und da tritt eine frische Charakterzeichnung hervor, und erinnert uns an das geschätzte Talent des Dichters. Aber auch im Felde der Charakteristik trägt die Vernachlässigung jeder dramatischen Oekonomie Schuld, daß die vielen sich drängenden Figuren in ihrer dramatischen Bedeutung verlieren. —

Einige Scenen, insbesondere eine Rede des Archimandriten an die Serben, welche mit ihren vielen Zeitanspielungen als eine politische Vorlesung für unsere Zustände ebenfalls gelten kann, hatten sich eines regen Beifalls von Seite des Publikums zu erfreuen.

Darstellung und Ausstattung waren der Würde der Hofbühne angemessen. — Die bedeutendsten Kräfte, als die Herren Löwe, Laroche, Anschütz, und Frau Hebbel sind in dem Stück beschäftiget, und spielten mit Meisterschaft ihre Rollen. —

Ernst Rose.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor.

Samstag den 10. März: „Die Hugenotten," von Meyerbeer. Benefice des Herrn Leithner.

Herr Leithner ist ein ganz bescheidener Künstler; er verlangt sich keine brillanten Baritonpartien, besonders seit ein berühmter Bassist ein eigenthümliches Begehren darnach zeigt. Herr Leithner verlangt keinen donnernden Applaus, keine geworfenen Lorbeerkränze ꝛc., er verlangt nur ein volles Haus zu seinem Benefice, denn er weiß es aus Erfahrung, daß alle Ovationen nicht so lukrativ sind, als ein überfülltes Parterre und detto Logen sammt Gallerieräumen. Wie hätte er aber seinen Zweck schöner erreichen können, als durch die Wahl des zur Genüge bewährten Probiersteines der Hugenotten. Sie thaten auch diesmal wieder ihre Schuldigkeit. Herr Staudigl ließ sich der Abwechslung halber wieder einmal in einer Baßpartie (Vater der Beatrice), hören, und Herr Erl war besonders bei guter Stimme. Dasselbe gilt von Fr. v. Hasselt, und Frl. Kronfuß sang den Pagen wirklich ausgezeichnet. Man kann nicht umhin, bei einem Benefice die wohlklingende Phrase zu wiederholen: das Haus war sehr voll.

—f—

Nationaltheater an der Wien.

Der letztvergangene Sonnabend war zur Constitutionsfeier an diesem Theater bestimmt. Die Vorstellung fand zum Vortheile des Fräuleins Weißbach statt. Der äußere Schauplatz war beleuchtet. Aufgeführt wurde zum ersten Male:

„Deborah"

Volksdrama in 4 Aufzügen von Mosenthal. Dem Stücke selbst ging ein Prolog (?) voraus, welcher Herrn Friederich Kaiser zum Verfasser hat. In diesem Prologe (?) erfahren wir die nagelneue Geschichte von dem Samenkorn, das in den Boden fällt und zum starken Baume werden soll, aber prost die Mahlzeit, es

— mußten, eh' sich konnt der Freiheit Saat erheben,
Die Lande auch in Frost und Sturmesnächten beben. (!!)

Wer die Geschichte unserer Märzrevolution kennen lernen will, muß Herrn Kaisers Prolog lesen, die Jugend hat eine Petition gemacht und dann war Alles, Alles da — das Volk hat sich nicht erhoben, ganz Wien ist nicht wie ein Mann aufgestanden, es wurde nicht auf das Volk in den Straßen geschossen, nein — nichts von dem Allen, die Jugend hat nur gefleht, das Andere ist Alles von selbst gekommen.

Von dem bereits längst abgedroschenen Gleichnisse mit dem Samenkorne, schwingt sich die kühne Phantasie des Herrn Friedrich Kaiser zu einem zweiten ebenso originellen Gleichnisse auf, in welchem wir erfahren, daß feste Mauern eingeschlagen werden.

Der Gibel wankt, der Wände Steine weichen, u. s. w.

Was das eigentlich für feste Mauern waren, das ist uns Herr Friedrich Kaiser zu sagen schuldig geblieben, sollte er das frühere System, die frühere Staatsregierungsweise meinen, dann begreifen wir nicht, wie Herr Friedrich Kaiser von festen!! Mauern sprechen kann, da doch früher Alles morsch und faul im Staate Dänemark war, weiter erzählt uns Herr Friedrich Kaiser, daß er, als er die Trümmer des alten Hauses geschaut, ehe noch das neue auferbauet, ganz erschrocken war, das ist eine Privatleidenschaft des Herrn Fridrich Kaiser; Herr Friedrich Kaiser hätte nicht mit zerstören helfen sollen, so hätte er sich erspart, zu erschrecken.

Aber Herr Friedrich Kaiser ist mit seinem unsterblichen Gleichnisse noch nicht fertig; nun kommt er zum Reichstage, der das Haus aufbauen soll, aber

Als es Bedürfniß war, das fert'ge Haus zu haben,
Da war noch kaum ein Spaten da — den Grund zu graben!

Dann gleich darauf:

Da fasset Angst das Volk — und ein Mißtrauen
'Gen jene, die es selber sandt' hinaus u. s. w.

Um diese Zeilen würdig genug zu beantworten, dürfte kein Ausnahmezustand bestehen, daher wollen wir lieber über selbe hinweggehen, eines aber können wir nicht begreifen, und dieß ist: wie Jemand es nur wagen kann, im Angesichte einer ganzen Residenz solche Gesinnungen auf den Markt zu bringen, nachdem es doch eben der ganzen Residenz bekannt ist, daß dieser Jemand im Oktober mit dem weißen Federbusch herumgezuckt ist. Wir haben von Herr Feirdrich Kaiser als Lyriker nie viel gehalten, aber daß er uns mit einem solchen Machwerk wie dieser Prolog (?) ist, heimsuchen werde, das hätten wir ihm doch nicht zugemuthet; kein Gedanke, abgedroschene Worte, kein Funke Poesie, durchwegs gereimte Prosa, das sind die Eigenschaften dieser 120 Zeilen, welche Herr Friedrich Kaiser einen Prolog zu nennen beliebt.

Damit aber dieses merkwürdige Dokument einer unwandelbaren (!!!) Gesinnungstüchtigkeit (!!!) damit dieses erbärmlichste aller Gelegenheitsgedichte auch auf eine, seiner ganz würdige Weise vorgetragen werde, so leistete sich Herr Fridrich Kaiser selbst den Liebesdienst und trat als — Declamator (oh — oh —) auf!!!

Herr Friedrich Kaiser mitsammt seinem Prologe (?) ist durchgefallen, und hätte man nicht die Feier des Abends berücksichtiget, so wäre er ausgepfiffen worden.

Wir kommen nun zu dem Drama des Herrn Mosenthal.

Die Handlung spielt in der Steiermark zu Zeiten Kaiser Josef II.

Judenthum und Christenthum werden in Conflikt gestellt, das Judenthum mit seinem Hasse, das Christenthum mit seiner Liebe, aber so wie die Liebe, so täuschet dort der Haß. Ein Christ liebt eine Jüdin, und stößt sie von sich, weil er glaubt, sie habe sich durch Geld bewegen lassen, ihn zu fliehen. In diesem Mißverständnisse ruht der ganze Knoten des Stückes, aus ihm folgt Deborahs

Schmerz, ihr gräßlicher Fluch u. s. w. — Durch das ganze Stück weht ein schneidender Wind, der Verfasser hat mit zu grellen Pinselstrichen gemalt. Josef, welcher über Vorurtheile erhaben ist, denn sonst könnte er sich in Deborah nicht verlieben, welche sogar, wie der Schulmeister sagt, eine neue Religion prediget, schwankt doch wie ein Rohr zwischen Christin und Jüdin, und vermag es durchaus nicht, Interesse für sich einzuflößen; daher der ungeheure Fluch, welchen Deborah ihm zuschleudert, auch ganz wirkungslos bleibt; bei einem Schurken wie z. B. Franz Moor ist, würde dieser Fluch am Platze sein, aber gegen einen schwachen Jungen, wie dieser Josef, da hat der Fluch ganz dieselbe Wirkung, wie wenn man eine Ameise mit einem Mühlstein tödtet.

Trotz dieser Mängel, trotz mehrer Längen, welche leicht zu beseitigen wären, müssen wir doch das Stück ein gelungenes nennen; es enthält mehre gut gezeichnete Charaktere, lebenswahre Volksscenen, vortreffliche Situationen und vielen dramatischen Effekt. Der Umstand, daß die judenfeindliche Gemeinde durch viele Jahre, ohne daß sie es wußte, einen getauften Juden zum Schulmeister hatte, ist eine vortrefflich angebrachte Ironie, eben so poetisch schön und versöhnend ist der gänzliche Schluß. Das ganze Drama, welches wenn auch in etwas greller Weise ein Stück Volksleben schildert, erscheint in einfacher, naturwahrer, Form, die Diktion ist ohne Uebertreibung einfach und würdig, und enthalt vielfache poetische Schönheiten. Die Darstellung war eine befriedigende. Frln. Weißbach (Deborah), die Herren Lußberger (Josefs Vater), Nolte (Pfarrer) waren ausgezeichnet. Der Raum gestattet es uns heute leider nicht, ihre Verdienste gehörig zu würdigen, doch wollen wir bei den Wiederholungen des Stückes noch einmal darauf zurückkommen. Für heute genüge es, daß das Stück von dem in allen Räumen überfüllten Hause sehr beifällig aufgenommen wurde, und daß der Verfasser so wie die Mitwirkenden, besonders aber Frln. Weißbach mehrmals stürmisch gerufen wurden.

Die Vorstellung währte sammt dem unseligen Prologe des Herrn Friedrich Kaiser durch volle vier Stunden. Breier.

K. K. priv. Theater in der Josefstadt.

Sonnabend am 10. März zur Feier der verliehenen Reichsverfassung: „Prolog" von Haffner. Hierauf zum ersten Male:

Das Parlament im Dorfe, oder: Das alte Schloß.

Posse mit Gesang in 2 Abtheilung von Carl Haffner.

Der Prolog enthält in wenigen Zeilen ein passendes Gleichniß, er tritt bescheiden ohne Prätension auf und ist weit davon entfernt, Moral zu predigen oder gar einen politischen Wetteranzeiger bilden zu wollen, deshalb wollen wir auch über ihn als Gelegenheitsgedicht nicht viel Worte verlieren.

Was die Posse anbelangt, so finden wir in derselben den jungen Fürsten Felix, welcher mit einem Vertrauten incognito im Lande herumreist, um die Leiden und Beschwerden seines Volkes kennen zu lernen. Das wäre nun allerdings ein für die Feier des Abends passender Vorwurf gewesen, besonders wenn der Verfasser auf den unvergeßlichen Kaiser Josef II. einige Rücksicht genommen hatte; allein das Stück scheint schon längere Zeit vollendet und nur für die jetzige Gelegenheit benützt zu sein, denn der übrige Inhalt ist zu possenhaft, um nicht mit einer, wie früher angedeuteten Tendenz, zu kontrastiren.

Jedoch auch als Posse können wir uns mit diesem Stücke, besonders aber mit dem zweiten Akte, nicht zufrieden erklären, es ist hier Alles abgerissen. Scenen folgen auf Scenen, ohne daß sie gehörig in einander gefügt wären; von einer Motivirung der folgenden durch die früheren, ist keine Rede. Dadurch gewinnt das Ganze, besonders im zweiten Akte, welcher es an einer dramatischen Handlung ganz und gar mangelt, eine skizzenhafte Form, welche jeden allenfallsigen günstigen Eindruck wieder vernichtet.

Der Dialog enthält manche Späße, viele treffende Wahrheiten, welche aus dem Munde des jungen Fürsten so treffreich klingen. Die Lieder bieten wenig Neues. Da Referent erst der zweiten Vorstellung dieses Stückes beizuwohnen Gelegenheit hatte, so vermag er über die Aufnahme am ersten Abende nichts zu berichten; doch nach dem zweiten zu schließen, mochte sie eben eine ganz indifferente gewesen sein.

Unter den Beschäftigten traten besonders hervor die treffliche Frau Heese als Fürst Felix, ferner Frl. Zöllner, welche heute viel Geschick, viel Laune und Derbheit entwickelte; außer diesen nennen wir noch die Herren Rusa und Wolmann. Herr Weiß übertrieb auf eine eklige Weise. — Der äußere Schauplatz war an beiden Abenden beleuchtet. Breier.

Wiener-Signale.

Vorgestern war großes Hochamt in den Kirchen für die oktroyrte Verfassung. Das Militär war zu der Festlichkeit ausgerückt. Stadt und Vorstädte waren Abends beleuchtet. —

Seit Vorgestern dürfen auch die Wirths- und Gasthäuser bis Mitternacht geöffnet bleiben; und die Basteien können bis 10 Uhr Abends besucht werden. —

Wie es viele Gerüchte gibt, die gern nacherzählt werden, und an denen meist kein wahres Wort daran ist, so trug sich auch über die Geburtsgeschichte unserer oktroyrten Verfassung so manche Sage herum, die in Kaffeehäusern als pikante Neuigkeit begierig aufgehascht, und ungeachtet der Unwahrheit schnell verbreitet wird. So wollte man wissen, daß die Ausgabe der oktroyrten Charte ein Gegenstand lebhafter Debatten im Ministerium war. Der Energie des Justizministers Bach soll es gelungen sein, die Oktroyrung einer Verfassung so siegreich gegen seine Kollegen zu vertheidigen, daß sie endlich mit ihm stimmten. Wir kennen zu genau die Energie des Grafen Stadion, um diesem Gerüchte, nach welchem er sich gleichsam überstimmen ließ, nur einigermaßen Glauben schenken zu können.

Hie und da hört man bereits über einige Constitutionsparagrafe diskutiren. In den „politischen Rechten" ist es vorzugsweise der Paragraf über Preßfreiheit und der über Vereinsrecht, der auf verschiedene Weise beleuchtet wird. Bezüglich der Preßfreiheit erinnert man sich nur allzu genau an die freisinnigen Paragrafe der preußischen und deutschen Constitution. —

Die baldige Ankunft Sr. Majestät des Kaisers in Wien wird immer mehr näher und sicherer in Aussicht gestellt. — Das Wiener Publikum, welches durchaus an den Märztagen etwas Außerordentliches begrüßen will, glaubt, daß diese Tage durch die Ankunft des Kaisers gefeiert werden sollen. —

Dem von vielen Seiten als ungewöhnlich streng geschilderten Preßgesetze, was nächstens veröffentlicht wird, soll gleich darauf ein scharfes Jagdgesetz folgen. — Thätigkeit ist dem Ministerium nicht abzustreiten. —

Die Deputirten Kudlich und Violand haben Kremsier, bevor noch die Auflösung allgemein bekannt wurde, verlassen. Der Abgeordnete Professor Füster soll, einer Nachricht zu Folge, Sonntags gefänglich eingebracht worden sein. —

Einige wollen behaupten, daß die entscheidenden Note des österreichischen Ministerium's welche zugleich mit den nöthigen Exemplaren der neuen Verfassungsurkunde nach Frankfurt zur Mittheilung abging, eine Abberufung der österreichischen Deputirten vom Frankfurter Reichstag enthalte. —

Der bekannte Komiker Bary ist hier angekommen und beabsichtigt nächstens mehrere seiner Stücke zur Aufführung zu bringen. —

Eines der nächsten Stücke im Josefstädtertheater wird eine Posse von Victor Herzenskron sein. —

Der bekannte Wiener Agitator Chaises soll aus Paris wegen Unterstandslosigkeit ausgewiesen worden sein. —

Nach und nach, wenn auch langsam, gewinnt Wien wieder seine alte frische Lebendigkeit zurück. Das Volk entschlägt sich immer mehr der Politik, und bald wird es nicht genug Unterhaltung geben, um den unersättlichen Sinn nach Vergnügen zu befriedigen. Die Extreme berühren sich — Leidenschaft — und gänzliche Apathie! —

Aus der Zeit.

Die pariser „Presse" theilt ein neues Beispiel weiblicher Rachsucht mit: Ein Diplomat, der in wichtigen Angelegenheiten seiner Regierung nach einem fremden Hofe sich begab, wünschte auf seiner Durchreise einige Tage in Paris zu verweilen, und stieg in einem der angesehensten Hotels in der rue Richelieu ab; er war in Begleitung einer sehr schönen Frau, von welcher man jedoch bald erfuhr, daß sie nicht seine Gemahlin sei. Diese Dame nahm ein sehr stolzes hochtragendes Wesen an, und erregte dadurch das Mißfallen der Hotelbesitzerin in hohem Grade.

Eines Tages sagte die Wirthin, erhitzt durch einen Streit der zwischen beiden Frauen entstanden war, zu der Geliebten des Diplomaten, daß sie nur eine Courtisane sei und es ihr nicht zukäme, eine achtbare Frau zu beleidigen. Die der Courtisane hinzugefügten Beiwörter erbitterten die Fremde auf's Höchste, doch verstand sie sich zu beherrschen, und ihre Rache aufzuschieben, zu welcher sich, wie man gleich sehen wird, eine günstige Zeit bald darbieten sollte.

Kurz vor der Abreise des Diplomaten, forderte er seine Rechnung die er übertrieben hoch fand, aber die er dennoch ohne Abzug bezahlte; er kehrte darauf in sein Zimmer zurück, welches er eine halbe Stunde später mit seiner Begleiterin verließ, in den vor der Thür harrenden Wagen stieg und schnell davon fuhr.

Im Verlauf des Tages trat ein Diener des Hôtels in das Zimmer, das der Fremde bewohnt hatte, blieb aber wie versteinert bei dem Anblick, der sich seinen Augen darbot, stehen. Alles war verwüstet; die kostbaren Tapeten, die Garnituren der Möbel waren zerrissen! die Gemälde und andere Luxusgegenstände zerbrochen, oder im Kamin verbrannt. Kurz es war eine entsetzliche Verheerung.

Die Wirthin zweifelte nicht daran, daß dies ein, von der Geliebten des Diplomaten verübter Akt der Rache sei. Sie hat die Klage bei dem Commissariat des Stadtviertels niedergelegt, der sie bei der Gesandtschaft jenes Fremden einreichen wird.

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Mittwoch den 14. März 1849. | № 51. | Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Aus Vogl's Soldatenliedern.*)

Tirolerschützenlied.

Wir sind Tirolerschützen
Auf Bergen hoch und frei,
Und wissen gut zu nützen
Das Pulver und das Blei.

Und gibt es wo ein Schießen
Das einem Schützen frommt,
Wird man nicht warten müssen
Bis der Tiroler kommt.

Wir sind Tirolerschützen
Und immerdar bereit,
Zu wahren und zu schützen
Den Herd sobald es Zeit.

Schon unsre Väter haben
Das Schützenthum bewährt,
Als frech die gall'schen Raben
Nach unser'm Gut begehrt.

Und wie gethan die Alten
Im heiligsten Verband,
So wollen wir auch halten
An Fürst und Vaterland.

Wir sind Tirolerschützen
D'rum Feinde bleibt uns fern,
Wenn uns're Stutzen blitzen
So ist's ein Blitz des Herrn.

Zur Wett' den Gemsen klettern
Wir auf den höchsten Grat,
Und lust'ge Jodler schmettern
Hinab von unserm Pfad.

Wir sind Tirolerschützen
Zur Hand das sich're Rohr,
Und ziehen nicht die Mützen
Wenn's wettert über's Ohr.

Das Schießen und das Singen
Ist uns're höchste Lust,
D'rum laßt es laut erklingen
Der inner'n Kraft bewußt.

Doch, die als Wehr und Stützen
Hinsteh'n in Gefahr und Noth,
Wir sind Tirolerschützen
Im Leben und im Tod!

*) Welche nächstens im Druck erscheinen und woraus wir schon vor Kurzem eine Probe mitgetheilt. D. R.

Vittoria.

(Rom 1838).

Novelle von Dr. C. Melly.

(Fortsetzung).

Endlich fing sie an, des Treibens in der Gesellschaft ohne Halt nach Innen und Außen, ohne die mindeste eigentliche Nahrung fürs Herz müde zu werden, sie entschloß sich, zum zweitenmale einem Manne anzugehören, aber einem Manne ihrer Wahl, einem Manne, wie sie ihn für sich passend fand.

Sie musterte den Kreis ihrer Anbether — sie fand Keinen, dem sie sich hätte vertrauen mögen. Um ihnen, welche ihr jetzt unerträglicher, als je erschienen, zu entgehen, bewog sie ihren Vater zu einer zweiten Reise nach dem Continent und so finden wir sie in Neapel, umschwärmt von denen, die ihr Ruf, ihre Schönheit ihr Geist und vor Allem ihr Reichthum zu ihren Füßen zog.

D. . . . wurde gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Neapel mit ihr bekannt. Er begegnete ihr mit all jener Artigkeit und Galanterie, die täglich mehr aus der Mode kommt, er drückte ihr im Verfolg seiner Bekanntschaft seine Bewunderung ihres hohen Geistes, ihrer unvergleichlichen Schönheit in den blumigsten Redensarten aus, blieb aber dabei immer kalt, entfernt, gleichgültig. Die Lady war über das Mißlingen eines Sieges, den sie für eben so leicht als gewiß gehalten hatte, etwas außer Fassung gebracht. Desto gereizter war ihr Stolz und sie schwor sich, Claudio zu ihren Füßen zu sehen, um ihn alsdann — doch über das Alsdann wollte sie nicht so schnell entscheiden. Die Einigung von Milde und Feuer, von Schwärmerei und Ton in dem Charakter des Fürsten, hatten ihr Herz, ohne daß sie sichs gestehen wollte, bestochen und seine scheinbare Gleichgültigkeit die keimende Neigung nur gesteigert.

Von nun an behandelte sie ihn mit besonderer Auszeichnung. Er war vorzüglich ihr Tänzer, er ihr nächster Begleiter auf Cavalkaden, bei Fahrten, er wurde in Sachen der Mode und des Geschmacks zu Rath gezogen, für ihn war die Lady bei ihrer Toilette sichtbar; oft die kleinen Dienste wodurch Frauen und stillschweigend ihr Vertrauen, ihre Neigung kund geben, wurden ihm aufgetragen. Dadurch wurde seine Eitelkeit rege, durch Blicke, Andeutungen, einen im Feuer des Gesprächs unwillkührlichen Händedruck — durch die tausend Künste, mit denen ein gefallsüchtiges, schönes Weib den verständigsten Mann zum Narren machen kann, wußte sie ihn so zu bezaubern und zu verwirren, daß er, wenn er allein war, alles für einen grausamen Traum zu halten geneigt gewesen wäre, hätten ihn nicht die Glückwünsche und die Verwunderung seiner Freunde von der Wirklichkeit des Vorzugs überzeugt, den er bei der Lady genoß.

Das war ein Triumph, der ihn schwindeln machte, und er beschloß

ihn zu nützen. Freilich dachte er an Vittoria, allein er beschwichtigte diese ungelegene Erinnerung damit, das ja sein Herz bei dieser Eroberung keinen Theil habe. Doch konnte er sich nicht enthalten, gewisse Vergleichungen zwischen der Engländerin und seiner Braut anzustellen, die nicht immer zu Gunsten der Letzteren ausfielen. Wie hätte er auch den ganzen Werth einer Vittoria fassen können, der so wenig in die Augen fiel, weil er so tief war. Arme Vittoria!

•

Indeß lebte Vittoria bei den Nonnen des Klosters Santa Trinità del Monte das Leben süßer Schwermuth und sehnsüchtiger Hoffnung. Abends saß sie auf der Terasse des Klostergartens und sah hinüber über die Häuser und Kuppeln nach der Gegend, wo der Geliebte weilte. Und wenn die Sonne hinter dem Garten von San Onofrio untergegangen, und der helle Stern der Liebe in ihrem Gluthenmeer heraufschwamm, so lächelte sie unter den sanften Thränen der Erinnerung und der Hoffnung, und süße Worte, wie sie ni· zu dem Gegenwärtigen sprach, flüsterte sie in die Lüfte dem Fernen zu.

O erste Liebe, Sonnenaufgang des Herzens nach dem träumenden Frühroth der Kindheit, du bist, wie er, unbeschreiblich! Während du in des Mannes Herzen n ä c h s t oder höchstens g l e i c h mit Pflicht, Vaterland und Ehrgeiz eingereiht bist, kennt das Weib keine andere Pflicht, keinen andern Ehrgeiz als die Liebe, ihre Heimat, ihr Vaterland, ihre Welt ist das Herz des Mannes ihrer Wahl. O schöne Religion des Herzens, Ahnung einer vollkommeneren Welt, möchte dich nie die kalte Leichenhand der Wirklichkeit aus deinen Wonneträumen wecken!

Welches Bangen, Sehnen, Hoffen, bis der Tag kam der von Neapel Briefe brachte; welche Unruhe, wenn sie nicht pünktlich zur Stunde eintrafen, welches Entzücken, wenn sie kamen, wenn sie unter Thränen der Freude sie durchflog, las und wieder las, dann augenblicklich mit der Pünktlichkeit einer heiligen Pflicht, mit der Hast der Liebe die Antwort wieder schrieb. Und welche Nachfreude, wenn die Mutter kam, und sie ihr triumphirend die beseeligenden Zeilen vorlas, erklärte, deutete.

•

„Liebes Kind, sagte mit verlegener Miene eines Tages die Gräfin, nachdem ihr Vittoria den eben erhaltenen Brief Claudio's vorgelesen —, nein vorgejubelt hatte, „er schreibt recht schön, recht feurig, recht galant — aber" — „Aber, aber?" rief Vittoria, indem sie der Mutter Hand mit Heftigkeit ergriff, und ihr dunkles großes Auge durch die plötzliche Bläße ihres Gesichtes nur noch dunkler und größer schien.

„Ach erschrick nur nicht, theures Kind! setz' dich, und laß meine Hand los; ich meinte ja nur — doch ich irre mich wohl!" — — „„Um Gotteswillen, Mutter, martern Sie mich nicht so, reden sie nicht in Räthseln! Was meinen, was vermuthen Sie von Claudio.""

„Nun liebes, närrisches Mädchen, sei nur ruhig," tröstete die eingeschüchterte Mutter, „es ist ja nur eine Bemerkung, die mir heute in diesem Briefe meiner Jugendfreundin E. . . . aus Neapel zukam. Lies hier unten, so, da" — schloß sie hindeutend, als ihr Vittoria mit einer Hast, die ihr sonst die kindliche Ehrerbiethung nicht erlaubt hätte, den Brief entriß und las:

„Was nun den D. . . . betrifft, liebe Freundin, der deine Tochter heirathen soll, so hab' ich ihn nur zweimal bei uns gesehen. Das Erstemal, als er mir deinen Brief überbrachte und sich durch sein angenehmes artiges Wesen selbst empfahl, das Zweitemal, als er bei uns zu Tisch war. Seitdem beehrte er nicht mehr unser, freilich stilles Haus, obwohl ihn mein Mann aufsuchte und wiederholt einlud. Die Gesellschaften mögen ihn auch zu sehr in Anspruch nehmen, um sich unserer zu erinnern. Alle unsere Mädchen und Weiber sind vernarrt in ihn und sogar die Stolzeste ihrer stolzen Nation, die Lady S. . . . begünstigt ihn auffallend. Ich wünsche, daß es ohne Folgen für seine Liebe ist, aber wir Weiber vermögen viel über ein leichtsinniges Jünglingsherz." —

„Und dieß ist das Verbrechen, dieß die Anklageakte D . . . s" rief Vittoria, indem sie unwillig den Brief bei Seite schob. „Auf die gereizte Empfindlichkeit einer hoffährtigen Frau, die ihn noch dazu nichts Besorgliches beschuldigt, verdächtigt ihn meine Mutter! Leichtsinniges Jünglingsherz! Es ist nichts kränkender und ungerechter, als nach unserer Besserung uns frühere Irrthümer vorzuwerfen.

Und daß Sie daran glauben, ist sehr schmerzlich, recht sehr kränkend, das nach so viel Leiden unsere Liebe und noch dazu von Ihnen getrübt wird." Und indem sie beide flachen Hände vor die Augen hielt, weinte sie bitterlich. Die arme Mutter machte sich die heftigsten Vorwürfe, und nur mit Mühe gelang es ihr, die an ihrer empfindlichsten Stelle angegriffne Tochter zu beschwichtigen.

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

Früher in Glacéehandschuhen, jetzt mit Prügeln und Keulen.*)

Eine Betrachtung in der Blouse.

Les extrêmes se touchent! Die Extreme berühren sich, oder deutlicher: was himmelweit von einander unterschieden ist, das ist so nahe daran, sich die Hände zu reichen! Es ist dies eine Wahrheit, die gewiß jeder meiner Leser schon bestätigt gefunden haben wird, so sehr er auch vielleicht über den kühnen Sprung der Kontraste zum Vereinigungspunkt erstaunt gewesen sein mochte.

Wenn du ein Weib heiß, bis zum Wahnsinn geliebt hast, da dachtest du nicht daran, daß dasselbe Weib dir einst gleichgiltig werden kann, und siehe, das Wunder ist geschehen! Wenn du einem Freunde alle deine Geheimnisse vertrautest, so hättest du darauf geschworen, daß er sein Blut verspritzen würde, und siehe, er ward an dir zum Verräther! Wenn du durch ein gelungenes Kunstwerk den jubelnden Beifall des Publikums errangst, so ahntest du nicht, daß dasselbe Publikum dir bei dem geringsten Fehler gar arg mitspielen könne, und siehe, bald hat dich dieses Publikum wie einen Schuft verhöhnt! Ja, die Extreme berühren sich! In dem süßen beglückenden Kusse, den dir die Geliebte giebt, liegt oft das bitterste, zerstörendste Gift; in der Freundeshand, welche die deinige treuherzig drückt, der Dolch, der in deine Brust fährt; in dem Glücke, das sich dir schmeichelnd nähert, die Brut des grellsten Elends, in dem Himmel, der im Sonnenglanze schimmert, das furchtbarste Gewitter!

Ja, die Extreme berühren sich!

Das beweist wohl am besten die Geschichte der neuesten Zeit, wo auf die dumpfesten Klagen unter dem schwersten Druck, das laute Siegesgejubel der entfesselten Freiheit folgte! Wer hätte wohl nur geahnt, daß solch ein Riesensprung, von der Hölle zum Himmel, von der Erde tiefstem Schacht zum höchsten Gipfel des Berges, daß solch eine Verwandlung, von der Nacht zum Licht, von der Lüge zur Wahrheit, von der Distelkrone zum Rosenbett möglich sei? Seht, und doch war's möglich, denn „die Extreme berühren sich!"

Wollt ihr aber deutlich sehen, wie die Extreme sich berühren, so erinnert euch, wie man sprach und schrieb.

Feinheit, Artigkeit, Höflichkeit, das waren die Grundsäulen des gesellschaftlichen Benehmens. Man that Alles in Glacéehandschuhen. Man gab Ohrfeigen, aber in Glacéehandschuhen, man stieß den Nebenmann von seinem Platze, aber man that es in Glacéehandschuhen; man konnte sogar Jemandem die Kehle zuschnüren wenn man es nur mit Händen in Glacéehandschuhen that. Man war niederträchtig, aber mit Feinheit, man war impertinent, aber mit Artigkeit, man war ein Schuft aber mit Höflichkeit.

Wer hätte gedacht, daß das anders werden könnte?

Die Glacéehandschuhe sind plötzlich verschwunden, und nur noch in Salonschlupfwinkeln zu finden, dafür sind die Prügeln und Keulen modern geworden. Man sagt nicht mehr: „Wollen sie die Gefälligkeit haben, mich hier durch zu lassen!" sondern man theilt Rippenstöße aus, und verfolgt seinen Weg; man fragt nicht mehr, wenn man etwas thun oder haben will, sondern man thut oder nimmt, was man haben will, und damit basta! Die Worte sind nicht mehr fein gearbeitete Nürnberger Sächelchen, sondern es sind ungezimmerte Prügeln und Keulen. Statt „Es wäre wünschenswerth, daß dies so oder so sei!" heißt es jetzt: „Wenn das nicht so oder so wird, so schlage das Donnerwetter drein!" — oder statt: „Wollen Sie mir nicht das oder das geben!" sagt man jetzt: Her damit!" u. s. w. Die Prügel- oder Keulenmode aber scheint am meisten von einem Theile der Journalistik

*) Aus dem illustrirten humoristischen Volkskalender: „Der Schalksnarr." Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld.

bewillkommt zu sein, denn hier ist die Rede, welche von der Faust begleitet wird, die beliebtgewordene. Ist einer Publicist, so schreibt er seine Artikel mit Prügeln und Keulen; ist er ein Tagsneuigkeitenlieferant, so ist er es mit Hacken und Spießen; ist er ein Kritiker, so hat er statt dem bisher üblichen feinen Secirzeug, ein gewaltiges Tranchirmesser, nebst colossaler Beißzange; ist er Satyriker, so ist er es mit Schaufeln und Krampen; ist er Humorist, so läßt er statt Witzraketen, Spaßböller und Kartätschen los.

Kurz, das Feine, Zarte, es ist jetzt eben nicht en vogue, dafür hebt das Massive, Niederschmetternde und Urwilde sein Haupt empor, und glotzt mit seinen rollenden Augen überall hin — wo's ihm eben, und wie's ihm beliebt. — —

So wenig ich übrigens den früheren überzuckerten Redensarten, den früheren gedrechselten Manieren hold war, so wenig wird es mir einfallen, der Prügel- und Keulenmode das Wort zu reden. — gestehen aber muß ich es, daß mir ein redlicher Mann mit Prügeln und Keulen, ein braver Mann mit geballter Faust doch bedeutend lieber ist, als ein Spitzbube in Glacéehandschuhen, als ein niederträchtiger Mensch mit frisirtem Kopfe und heuchlerischem Blicke! — J. M.

Wien.

K.K. priv. Carl-Theater.

Montag den 12. März zum Vortheile der verwundeten Krieger der österreichischen Armee in Ungarn: „Große musikalisch-deklamatorische Akademie.“

So lobenswerth der Zweck dieser Akademie einestheils auch ist, eben so tadelnswerth erscheint er, von einer andern Seite betrachtet. Wäre die Einnahme für die Verwundeten irgend eines bestimmten Corps gewidmet gewesen, so hätten sich wohl weniger Individuen betheiligen lassen, aber diese Wenigen hätten jedenfalls eine größere Unterstützung erhalten, und ihnen wäre mehr geholfen, als der Masse von Verwundeten, welche ein mehrmonatlicher Krieg erzeugt haben muß. Da doch die Grundabsicht eine edle genannt werden kann, so wollen wir nichts mehr dagegen sagen, und uns mit der Akademie selbst beschäftigen. Sie begann mit einer Entschuldigung über die Heiserkeit des Herrn Wothe, nach welcher die Ouverture aus der Stummen executirt wurde. Diese Ausführung, wie auch die der Accompagnements hätte wohl gediegener sein können, als sie war, aber sie erschien uns doch besser, als wir erwarteten. Wothe sprach nun sein patriotisches Gedicht: „Der Invalide,“ womit er viel Applaus errang. Hierauf sang Frl. Marie Sulzer die Arie aus Ernani. Das Fräulein trug wohl schöner und jedenfalls verständlicher vor, als unlängst in der Hofoper, wo ihr Haupthinderniß Befangenheit hieß, doch diesmal war eine gute Schule, aber nicht so eine gleichartige Stimme zu erkennen, denn einige hohe Töne sind geradezu zu scharf zu nennen, doch fehlte ihr der Beifall ebenfalls nicht. Hr. G. Hellmesberger spielte das schon häufig von ihm gehörte Souvenir d'Amerique, wornoch Hr. Erl unter eigener Begleitung ein Lied aus Guido und Ginevra und noch etwas zur Wiederholung sang, das wir wohl kannten, aber nicht mehr erkannten. Hr. Boslet und seine Schülerin Constanze Geiger spielten 4händig die uralten Herz'schen Tell-Variationen; weder diese noch Frl. C. Geiger sind bei unserm Publikum beliebt, und wurden daher nicht sehr freundlich aufgenommen. Staudigl sang 2 Mendelsohn'sche Lieder, und im darauffolgenden Schlußterzett aus den Lombardi mit Hrn. Erl und Frl. Sulzer.

Den Beschluß des Ganzen machte das köstliche Ehepaar Beckmann mit dem „preußischen Landwehrmann und der französischen Bäuerin.“ f.

Wiener Signale.

Nun sind auch die Kossuthbanknoten durch Fürsten Windischgrätz außer Kours gesetzt. — Die Wiener Zeitung bringt eine Kundmachung des Feldmarschalls, in welchem er erklärt, daß die Proklamation des Generalkommando, welche dieselbe für Ungarn in Kours setzte, ohne seine Kenntnißnahme in's Publikum gelangte. —

Hie und da soll sich unter dem Landvolke eine Weigerung und Abneigung gegen die Losung ergeben haben, die aber keineswegs in den allzu radikalen Grundsätzen ihre Ursache hat. — Man will nämlich an einigen Orten durchaus die alte Rekrutirungsmanipulation eingeführt haben, weil man irrigerweise glaubt, daß Jeder, den das Loos trifft, auch schon unwiderruflich dem Militär gehört. —

Auch in Wien sollen einige Personen durch die in Frankfurt entdeckte Verschwörung der deutschen rothen Republik, stark kompromittirt sein. —

Die Caution für belletristische Journale soll nach dem neuen Preßgesetze 2000 fl. CM. sein. — Eine enorme Summe — und gewiß nicht geeignet die Kunstinteressen des Vaterlandes zu heben! — Wir glauben, daß das Ministerium nur gegen die politischen Journale die strenge Maßregel der Caution einführen wird. —

Auf der Wieden und Landstraße werden die meisten Klagen über leerstehende Quartiere geführt. In diesen beiden Vorstädten wohnten in früheren Zeiten die meisten Studenten. —

Man erzählt sich hier, daß General Zeisberg mit seinem Armeekorps abgeschnitten worden sein soll. Andere Nachrichten brachten das Gegentheil, und behaupten, daß General Zeisberg ein feindliches Armeekorps abgeschnitten hat. —

Es hat sich in dem Publikum allenthalben das irrige Gerücht verbreitet, daß jetzt noch mehr Beamten erforderlich sind als früher unter dem Absolutismus; und die schlechte Nachwirkung dieser unrichtigen Nachricht erscheint in gewissen Kreisen unverkennbar. Die baldigst in Aussicht stehende Reorganisation der Behörden wird das Publikum wohl radikal von diesem Wahne heilen. —

Dieser Tage entzückte sich ein eleganter Schöngeist, der einem sehr hübschen Stubenmädchen nachlief, zu einem impertinenten politischen Witz. — Das Stubenmädchen, das eifrig in der Straße hin und hersuchte, ward von ihm auf eine pikante Weise gefragt, was ihr Wunsch sei? Das Stubenmädchen, das Haartouren an eine eben angekommene Gräfin abzugeben hatte, antwortete: „Gnädiger Herr, ich suche die ungarische Krone!“

„Die — ist in Debreczin, liebes Schäfchen, und nicht in Wien!“

Nach einigem Verblüfftsein fand das Mädchen das elegante Hotel in der Himmelpfortgasse, welches zu dem unglücklichen politischen Witz Gelegenheit gegeben hatte. —

Es soll ein neuer österreichischer Orden für Wissenschaft und Kunst, nach dem Muster des preußischen pour le merite errichtet werden.

Nach einem neuen kleineren Lustspiele wird im Burgtheater wieder ein Stück von Hebbel zur Aufführung kommen. —

Für diesen Frühling und Sommer sind bereits drei Arena's im Plane. Die Hernalser Arena, die bereits schon im vorigen Jahre bestand, soll heuer ebenfalls, doch unter der Leitung des Direktors Moll eröffnet werden. —

Man erzählt, daß im Frühjahre der Kaiser von Rußland und der Papst nach Wien kommen sollen. — Wieder ein Pfuff mehr! —

Aus der Zeit.

Gretna-Green. Der bekannte Schmied von Gretna-Green, Heinrich Collins, welcher bis zur Aufhebung des alten Schottischen Ehegesetzes so viele Paare, zum Leidwesen ihrer Angehörigen, ehelich zusammengab, ist, 71 Jahre alt, in Lamerton-Tell (Schottland) gestorben. Er hat sein seltsames Heiraths-Handwerk 23 Jahre betrieben und während dieser Zeit über 7000 Paare getraut, was etwa 300 auf das Jahr macht. Er ließ sich, je nach dem Vermögen der Brautleute, 10 bis 20 Guineen (70—140 Thlr.) für jede Trauung zahlen, und hinterläßt daher ein ansehnliches Vermögen.

Ein neues Werk über Nordamerika hebt einen Charakterzug der deutschen Einwanderer hervor, der für sie sehr rühmlich ist, nämlich, daß wie viele Millionen Deutsche auch schon in den Vereinigten Staaten längst angesiedelt sind und zum Theil die größten Reichthümer sich erworben haben, doch von keinem Einzigen bekannt ist, er habe jemals mit Sclaven speculirt. Der Deutsche vermeidet die Sclavenstaaten, kauft nie selber Slaven und verstärkt die große Partei der Abolition.

In der Gemeinde Courbevoi in Frankreich hat sich ein eigenthümlicher Fall, der fast an's Tragikomische grenzt, zugetragen. Der Limonadier B.... lebte seit mehreren Jahren in einem vertrauten Verhältniß mit einer viel älteren Frau als er selbst. In dieser gesetzwidrigen Ehe ging es bunt her; unaufhörlich Zank und Streit; kam es eines Tages zwischen B.... und seiner Gefährtin zu so heftigen Auftritten, daß Ersterer das Haus verließ, und sich zu einem Freunde begab, bei dem er den ganzen Tag blieb, und erst Abends um 10 Uhr nach seiner Wohnung zurückkehrte. Er fand seine Ladenthür verschlossen, und sah im Innern der Wohnung kein Licht mehr. B.... klopfte an die Thür, aber vergebens, ihm ward nicht geöffnet. In diesem Augenblick gingen einige Personen vorüber. B.... redete sie an, und ersuchte sie, ihm behülflich zu sein, um in seine Wohnung, die von innen verschlossen worden, zurück kehren zu können. Es gelang den vereinigten Kräften die Thüre zu sprengen. Dieser Freundschaftsdienst mußte belohnt werden, und B.... lud seine neuen Bekannten ein, einige Flaschen Wein mit ihm zu leeren; die Aufforderung wurde angenommen, und als die Gäste sich entfernten, blieb B.... in einem Zustande völliger Trunkenheit zurück. B.... stieg nun die Treppe nach seinem Zimmer hinauf, hier fielen seine von dem Genuße des Weins umnebelten Blicke auf den leblosen Körper seiner Geliebten; er glaubte sie sei ohnmächtig, näherte sich ihr, rief sie bei Namen, Alles umsonst. Nun versuchte er den Körper nach dem Fenster zu ziehen, das er öffnen wollte, um frische Luft in das Zimmer dringen zu lassen. Allein seine Last entglitt seinen Armen, und er selbst von seiner Trunkenheit übermannt, konnte sich nicht länger auf den Füßen erhalten, und fiel an der Seite seiner kalten, starren Geliebten nieder. Gleich darauf versank B.... in einen festen Schlaf; die ganze Nacht verging, ohne daß er nur ein einziges Mal erwachte. Der Tag brach an; der Laden des Limonadiers blieb geschlossen; die Nachbarn, anfangs verwundert, wurden besorgt, als sie die Spuren eines Einbruches bemerkten, drangen darauf in B....'s Wohnung, und gelangten in sein Zimmer.

Man fand hier B.... in lethargischer Erstarrung, an der Seite seiner leblosen Gefährtin liegen, die während seiner Abwesenheit durch einen Selbstmord ihr Leben geendet hatte.

Man kann sich B....'s Entsetzen denken, als er allmählig aus seiner Betäubung erwachte, und das Geschehene zu begreifen anfing; er sah sich neben der Leiche

seiner unglücklichen Geliebten, und hatte eine ganze Nacht in dieser Situation zugebracht, während er kurz zuvor ihr davon gelaufen war, um sie im Leben nicht mehr zu sehen.

Eine gerichtliche Untersuchung ist eingeleitet, und B.... einstweilen verhaftet worden.

Ein armer Schäfer aus der Gegend von Doctor, Vater einer zahlreichen Familie, und von harten Nahrungssorgen gedrängt, hatte im vergangenen Sommer von einem Trödler eine alte Bibel gekauft, die ihm während der Winterabende zu seiner Erbauung dienen sollte. Als er sie einmal durchblätterte, gewahrte er, daß mehrere Blätter zusammengeklebt waren. Dies erregte seine Neugier und veranlaßte ihn, die Blätter wieder vorsichtig von einander zu trennen. Aber wer beschreibt das freudige Erstaunen des armen Mannes, als er zwischen jenen Blättern eine Banknote von 500 Frcs. und auf dem Rande der Seite folgende Worte geschrieben fand: „Ich habe diese Summe mühsam gesammelt und da meine rechtmäßigen Erben ihrer nicht bedürfen, so bleibe sie dem Eigenthum, der du diese Bibel lesen wirst.“

Briefe aus Dresden.

(Schluß.)

Lucile Grahn, die auf Tantième hier tanzte, scheint mit dem Beifall, den sie fand, so wie mit dem pekuniären Erfolg, den sie gehabt, nicht unzufrieden gewesen zu sein, denn sie ist wenigstens zwanzig Mal, und, der um ein Drittheil erhöhten Preise ungeachtet, stets bei völlig gefülltem Hause aufgetreten. Ihre erste Leistung als Bajadère in Auber's bekannter Operette: „der Gott und die Bajadère“ war in der That ein Triumph der Kunst, wie ihn nur eine der begeistertsten und phantasievollsten Priesterinnen Terpsichore's feiern kann. Ein ganzes Drama voll weiblicher Leidenschaften und Resignation, Schmerz und Jubel der Liebe war in den engen Rahmen dieses Bildes geschlossen, und in ihrer ganzen stolzen Pracht erblühte die Blume der Leidenschaften, die in dem Herzen des Weibes die berechtigtsten genannt werden müssen, vor unsern Augen. Wie sie Anfangs den gemein sinnlichen Bewerbungen des alten und häßlichen Oberrichters Olifur mit stolzer Zurückweisung begegnet, dann, von Angst um das Leben des Geliebten gefoltert, um den Preis seiner Freiheit dem ungeliebten Manne sich ergibt, wie sie dann in einsamer Hütte den Mann ihres Herzens als demüthige Sklavin bewirthet und als ihre Eifersucht erwacht, als ihre Qual von Secunde zu Secunde steigt, ihr weiblicher Stolz mit ihrer Liebe den härtesten Kampf des weiblichen Herzens besteht, wie sie dann wie ihm allein von ihrem Gefühl überwältigt zu seinen Füßen sinkt und ihn bittet, sie als Sklavin um sich zu dulden, wie, als sie sein Lager bereitet hat, die heimlich von dem Gott Geprüfte anfangs zwischen Furcht und Hoffnung zitternd, des Augenblickes wartet, ob sie es wird mit ihm theilen dürfen, als sie sich verschmäht sieht, den Ausbrüchen ihres Schmerzes und endlich einer stummen immer noch von ihrer Liebe verklärten Resignation sich überläßt — wie sie endlich ihr Leben für die Rettung des Geliebten hinzugeben bereit ist — dies Alles muß, wie gesagt, gesehen, es kann nicht beschrieben werden. Als Blüthe der graziösen Tanzkunst verdient in diesem Ballet besonders der Shwalwanz hervorgehoben zu werden. Lucile Grahn arrangirt diese Ballets selbst und zwar in einer Weise, daß wir unser Balletcorps, besonders aber Herrn Ambrogio in der „Esmeralda“ und „Gisella“ kaum wieder erkennen. Die Künstlerin hat ihm als Zeichen ihrer Anerkennung eine goldene Kette geschenkt; das hätte er mit einem ganzen Brillantschmuck erwiedern müssen, wenn die Dankbarkeit durch Geschenke sich äußern wollte.

Am häufigsten hat Lucile Grahn die „Esmeralda,“ unstreitig eine ihrer vorzüglichsten Leistungen, hier getanzt. Der Kulminationspunkt ihrer mimischen Darstellung ist hier jedenfalls die Scene, wo sie von Quasimodo und Claude Frollo dem Archidiakonus, überwältigt werden soll, und als Balletttänzerin feiert sie ihren höchsten Triumph in der Scene des Tanzunterrichts, den sie ihrem Scheingatten, dem armen Dichter Peter Gringoire (Ambrogio) ertheilt. Beides vereint sich aber beim Vermählungsfest ihres Geliebten. Was ließe sich nun noch über die „Peri“ und „Tarantella“ der Grahn, über die Virtuosität ihres spanischen Nationaltanzes und die mährchenhafte Schönheit ihrer Gisella, deren Todeskampf und gespenstiges Geisterleben den Zuschauer wahrhaft dämonisch beherrscht, was ließe sich besonders noch über ihre meisterhafte Darstellung der „Banditentochter“ sagen, über jenes eigens für die Künstlerin gedichtete und von ihr dichterisch reproducirte romantische Drama, dem das bekannte Erlebniß Salvator Rosa's zu Grunde liegt, wenn dieses Blatt eine Ballet- oder Theaterchronik wäre. So viel aber ist wenigstens gewiß, daß eben dadurch, daß Lucile Grahn das blos sinnliche Auge nicht bestechen kann, ihre Künstlerschaft den größten Triumph feiert. Sie ist in der Durchführung ihres dramatischen Tanzes, in den Leidenschaften, die sie veranschaulicht, vollkommen wahr und deßhalb schön, denn das Wahre kann nie zum Unschönen herabsinken und ihr Tanz, trotz seines bacchantischen Elementes, ist doch so anständig und dem innern Leben der weiblichen Natur abgelauscht, daß jedes junge Mädchen, vorausgesetzt, daß es tugendhaft aber nicht prüde erzogen werden soll, an ihm lernen kann.

Von dem übrigen Zustande unsers Theaters kein Wort weiter. Die zu Anfang erzählte Anekdote hat Ihnen ein ziemlich sprechendes Bild unsers Kranken geliefert. Der Intendant und Dramaturg lieben einander so zärtlich, daß Gutzkow's Wirkung an hiesiger Bühne, wie man sagt, bald aufhören wird. Novitäten sind für uns eine gänzlich unverdauliche Kost, und wenn auch der Mangel einer wirklichen Primadonna und einer ersten Anstands- oder Salondame wirklich einige Hindernisse darbietet, so sind doch Intrigue und Rücksichtnahme nach allen Seiten hin die eigentlichen Barikaden, welche sich dem an sich schon kleinen Häuflein des theaterlustigen Publikums entgegen stellen. Letztere Lücke wird vielleicht durch Fräulein Wilhelmi von Hamburg, welche unserer Bühne gewonnen ist, ersetzt werden. Für erstere — der Oheim des Fräulein Wagner ist noch immer Kapellmeister und Herr Tichatscheck erster Tenor!

Knallkügelchen.

Von Moritz Albert.

(Fortsetzung)

10.

Herr A in B soll nach den Berichten des Denunzianten C ein geheimer Publizist sein.

11.

In der geschäftlosen Zeit soll es in Wien sehr viele Frei-Maurer gegeben haben.

12.

General Tom Thumb hier! — Wir haben jetzt seit einer Zeit vor wenigen Monaten einen Congreß berühmter Generäle in Wien. — Tom Thumb ist der größte Kleine seiner Zeit und hat den Vorzug vor Napoleon, daß er der kleine General — dieser aber nur der kleine Corporal genannt wurde.

13.

Im Josefstädter-Theater sollen wieder Nebelbilder gezeigt werden. Wir haben in letzterer Zeit in diesem Genre so Ausgezeichnetes auf dem Welttheater gesehen und es sind die Gründer derselben schon so häufig auf die Bühne gebracht worden, daß wir an dem Reiz der Neuheit verzweifeln.

14.

Da gegenwärtig alle Abzeichen verboten sind, so sollte eine Rumforder-Suppenanstalt für Literaten errichtet werden, daß wenigstens nach und nach das fast allgemein gewordene Abzeichen derselben: Die ungeheure Magerheit verschwinden könne.

15.

Stumme Frauen sind jetzt die gewissenhaftesten Staatsbürgerinnen, da sie ihre schärfste Waffe: Die Zunge nicht gebrauchen.

16.

Das Leopoldstädter-Theater gibt tapfer das höchst zeitgemäße Tendenzstück: „Die Kreuzfahrer;“ denn zu keiner Zeit gab es mehr fahrende Ritter, die auf ihren Fahrten so viel Kreuz hatten, als jetzt.

17.

Die Errichtung einer journalistischen Waschanstalt soll unter der Aegyde des gelehrten Professors Rosenthal nächstens zu Stande kommen.

18.

Herr Bath zeigt unter seinen trefflichen optischen Bildern (Praterstraße Nr. 529 — 1. Stock) eine schöne Wienerin, die wahrscheinlich das Ideal der feinsinnigen Demokratinnen ist, denn sie gibt sich sehr blos.

19.

Welche Machthaber sind am Meisten der neuen, jungen Zeit zugethan? — Die heiligen drei Könige — weil ihr erstes historisches Auftreten die Huldigung eines kleinen, hoffnungsvollen Kindes gewesen.

Berichtigung eines Druckfehlers in Nr. 44 S. 176 (Knallkügelchen — 3.) „Kein Kravat“ (Wiener Dialect für „Kroat“) nicht: „Kein Krawall“

(Werden fortgesetzt.)

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Donnerstag den 15. März 1849. №. 52. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Vittoria.

(Rom 1838).

Novelle von Dr. E. Melly.

(Fortsetzung).

„Er ist mein!“ rief Lady S— ihrem Vater entgegen, als er Morgens ins Frühstückzimmer trat, „er ist mein, der süße Junge!“ wiederholte sie, indem sie mit leidenschaftlicher Hast den Lord umarmte, und dann ihren Kopf an seiner Brust barg. „Wirklich, Eveline?“ sagte der Lord erstaunt und ernst. „Wirklich — nun ja — das heißt, ich meines Theils bin ganz überzeugt, setzte sie kleinlaut, aber mit zuversichtlichem Tone hinzu. „Es wäre aber besser wenn du vor Allem ihn überzeugen könntest, und etwa auch mich,“ versetzte der Vater. „Ach, Sie sind heute in eiskalter Laune, lieber Vater. Wenn Sie mit mir gestern bei G. gewesen wären, ihn gesehen, ihn gehört hätten, wie er nur für mich da war, nur für mich Worte und Augen hatte — und welch heiße schöne Liebesworte! wie sie nur aus tiefstem Herzen kommen, und freilich — setzte sie seufzend hinzu — wieder zu Herzen gehen müssen.“ — „Vortrefflich!“ lachte der Lord, „Lady Eveline, das Muster aller Weltfrauen, die kalte, stolze, männerverachtende Eveline wird eine girrende Taube! Und an seine Verlobte denkst du nicht??“

„O damit hat es wenig auf sich!“ erwiederte, etwas verwirrt, Eveline. „Es war eine Jugendneigung, eine romantische Idee, nichts weiter. Das jugendliche, liebebedürftige Herz klammert sich an den nächst-besten Gegenstand. Zudem ist jenes Verhältniß — wie er mich genügend versichert — von Beiden schon längst aufgegeben, und jenes Mädchen — nach seiner Schilderung ein ganz gewöhnliches Wesen — hat eine ihr besser zusagende Wahl getroffen.“

„Und begnügt sich meine Tochter mit einer zweiten Liebe?“

„Ach Väterchen, jetzt werden Sie romantisch! Glauben Sie denn im Ernste, eine zweite Liebe sei geringer, kälter, als die erste? Ach was ist's denn, was man Erste Liebe nennt? Ein Rausch, der mit Kopf- und Herzweh endet, ein Fieber, dessen Krise selten vortheilhaft ausschlägt, eine fantastische Täuschung, die an der Wirklichkeit zerschellt. In diesen Dingen, Väterchen, müssen Sie mir schon Recht geben,“ schloß Eveline, „Sie haben das schon vergessen.“

„Also willst du deine Freiheit nochmals opfern?“ fragte, in etwas spitzem Tone der Lord?

„Opfern? nein, mein Vater!“ erwiederte die Lady; „ich will sie mir ja eben sichern. Ich bin nicht das Weib, dem man so leicht imponirt (hier seufzte der Lord bejahend) und am wenigsten wird ein so biegsamer Stoff, wie dieser liebenswürdige Italiener, mir imponiren.

Aber dadurch, daß ich seinen Namen führe, gewinne ich eine viel freiere, ungenirtere Stellung in der Gesellschaft. Dafür will ich ihm so dankbar sein, als ein liebendes Weibes sein kann; denn ich gestehe, obwohl sich mein Verstand dessen wohl schämt, daß ich ihn liebe.“

„Der Fürst D.... bittet der gnädigen Frau aufwarten zu dürfen,“ meldete ein Diener. „Führe ihn in mein Boudoir!“ war die Antwort. „Lieber Vater!“ sagte sie zu dem kopfschüttelnden Lord, „keine sauren Gesichter. Heute fahren wir doch nach Capri? Ich werde den Fürsten einladen.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, schlüpfte sie zur Thüre hinaus.

Meine schönen Leserinnen erinnern sich, wie Eveline den Fürsten, der zuerst kalt schien, an ihren Triumphwagen zu ketten unternahm, wie sie ihn ausgezeichnet und angezogen, und eben so wie er, dadurch berauscht, schwankend, verwirrt wurde.

Eine minder kluge Frau würde ihm jetzt vielleicht auf halbem Wege entgegengekommen sein, und ihn mit Zeichen ihrer Neigung übersättigt haben, um ihn für immer zu gewinnen — und hätte wahrscheinlich ihren Zweck verfehlt. Nicht so Eveline! Nachdem sie durch die Künste einer eben so wirksamen, als nie sich nur im Mindesten verrathenden Koketterie dem Jüngling Hoffnung gegeben, und der Besiegte sich für den Sieger halten mochte, wurde sie kälter und gleichgültiger, er dadurch nur gereizter und verwirrter, und seine Eitelkeit, sein sinnliches leichtfertiges Herz ließ ihn über den Vorsatz, der Lady Liebe um jeden Preis zu erringen, seine Liebe und seine Schwüre vergessen. Er suchte brennend eine Gelegenheit, sie allein zu sprechen, ihr seine Liebe zu gestehen — allein sie wußte klug jedem Versuch der Art auszuweichen, und nur in den Salon's, auf Spazierfahrten, wußte er jede unbelauschte Minute zu benutzen, ihr seine Gefühle zuzuflüstern. Endlich sollte die Stunde seines Glücks schlagen. Doch sollte es — ganz gemäß dem etwas fantastischen Charakter der Lady, auf eine außergewöhnliche Weise geschehen. Deßwegen hatte sie Claudio zur Parthie nach Capri eingeladen. — Der Tag nach ihrer Ankunft war zum Besuch der blauen Grotte bestimmt.

Der schönste sonnigste Morgenhimmel spiegelte sich in der glatten See, als die Gesellschaft die kleinen Kähne bestieg, die für den niedern Eingang der Höhle passen und worin nur immer die Personen und der Schiffer kaum Platz haben. D.... saß an Evelinens Seite und jeder der Gegenstände, die an ihnen vorüber glitten, das hier azurblaue, hier smaragdgrüne Meer, der starre Fels, die Klippe, an der die Brandung zertoste, das dumpfe Rauschen der Wasser aus dem Inneren der zerklüfteten Insel. — Alles gab ihm Gelegenheit, seine Liebe zum Hauptgegenstande des Gesprächs zu wählen. Jetzt waren sie vor dem Eingang der Grotte, jetzt trug sie die Brandung in die Oeffnung, sie wich zurück, und ehe die nächste herankam, hatte ein kräftiger Schwung des Schiffers den Kahn mit Blitzesschnelle in das Innere getrieben. Ein lauter Ruf des Erstaunens, der sich tausendfach an dem hallenden Felsgewölbe brach, ertönte aus aller Munde, als sie die zackige Felsdecke über und das Gewässer unter sich in einem feenhaften blauen Aether schwimmen sahen. Fürwahr, ist etwas geeignet, unserer Fantasie Mährchen von Feen und Nymphen zu verwirklichen, so ist es die blaue Grotte auf Capri.

Anfangs waren Eveline und ihr Begleiter still und erstaunt. Endlich

gewann D. . . . Worte, in die sich die glühendste, durch den Ort um so wunderbarer erregte Fantasie eines Italieners einkleidete.

Zuletzt ergriff er die Hand der Schweigenden — sie waren von den Uebrigen getrennt am Ende der Grotte — und indem er sie mit Küßen bedeckte, neigte er sich über die Abgewendete und flüsterte mit schwankender Stimme: „Sprich mein Urtheil endlich! Mache mich mit Einem Worte zum Gott oder zum Verdammten, aber überlaß mich nicht einer Marter, die ärger ist als selbst die Gewißheit, daß du mich verschmähst, daß ich ohne Hoffnung liebe!" Langsam wendete Eveline den Kopf gegen ihn und er las in dem schwimmenden Auge, den bebenden Lippen, in der hohen Röthe der Wangen sein Glück. Ehe sie aber sprechen konnte schlug eine Woge über den Eingang zusammen und die wachsende Fluth mahnte zur schnellen Ausfahrt. Die andern Kähne, dem Eingang näher, waren glücklich durchgekommen, als aber der letzte eben durch das Felsenthor wollte, brauste eine ungeheure Woge herein, schleuderte den Kahn mit Riesengewalt an den Grund der Höhle, wo er hoch anfuhr und umschlug. Claudio hatte noch Geistesgegenwart genug, Eveline zu fassen und es gelang ihm, bis nahe am Eingange hinzuschwimmen wo er geschützt von der vorspringenden Seitenwand der Höhle, die nächste Brandung hereinrasen und sich von der fortrauschenden mit seiner süßen Last hinaustragen ließ. Ein Schrei des Entsetzens und der Freude erscholl, als er sie glücklich in einen Kahn gebracht hatte und sie die Augen aufschlug. Ihr erster Blick fiel auf den Retter, und ein schwacher Druck der Hand und ein Strahl ihres Auges, der sich kaum der Ohnmacht entrang, aber vielbedeutender war als der glühendste der Liebe, dankte ihm.

Eveline war die Seinige.

•

„Leb wohl, Schwester!" sagte Don Antonio S...., indem er im Sprachzimmer des Klosters von der an seinem Halse weinenden Vittoria Abschied nahm; „Leb wohl und vergieß in Freud und Leid nicht, daß du einen Bruder hast, dem du das Theuerste auf Erden bist. Leid thut mir's, daß ich deinen Claudio nicht erwarten kann, ich hätte ihn gerne gekannt, den Beneidenswerthen, der ein solches Herz sich erworben. Sag ihm, daß er einen Bruder an mir gefunden hat, daß er auf mich zählen kann, jedenfalls und jederzeit — wenn er dich glücklich macht. Wenn er aber je vergessen, nur einen Augenblick vergessen könnte" — schloß er und sein männliches Gesicht wurde blaß und seine Augen sprühten — „wie meine Schwester ihn liebt, so soll er an mir den Mann finden, der dich im Angesicht des Weltgerichtes rächen will!"

„Ums Himmelswillen! sprich nicht so!" lispelte Vittoria. Antonio suchte sich zu fassen und tröstete die Schwester: „Verzeih meine erhitzte Einbildungskraft meiner Bruderliebe und leb wohl."

„Es ist fürchterlich!" schluchzte Vittoria als sie in ihre Zelle zurückgewankt war, „daß Alle so übel von ihm und seiner Liebe denken! Nur ich vertraue dir ganz, mein Claudio, mein Geliebter, mein Alles!"

Ihr Ton war aber nicht mehr der sichere, überzeugte, mit dem sie die erste Nachricht über D . . . s Leben in Neapel aufgenommen hatte. Des Fürsten Briefe waren in letzter Zeit unregelmäßig geworden, ihr Inhalt zeigte inmitten von Liebesbetheuerungen etwas Gezwungenes und Gekünsteltes, das vielleicht dem gleichgültigen Dritten gar nicht aufgefallen wäre, von dem Scharfblick der Liebe aber nur zu deutlich bemerkt wurde. Ein banges Gefühl, über dessen Ursache sie sich keine Rechenschaft geben konnte, bemächtigte sich ihrer Seele, und glich dem eines Menschen, der im Traum auf einem schmalen Brete einen stromdurchbrausten Abgrund überschreitet.

•

Nachdem einmal zwei Wochen ohne Nachricht von D. . . . verstrichen waren, erhielt eines Morgens die alte Gräfin folgenden Brief von seiner Hand:

„Die Güte, die Sie und Vittoria mir stets bewiesen, und die Ehre, die Sie mir dadurch erzeigten, daß Sie mich würdig hielten, Ihr Sohn zu heißen, ist so groß, daß ich es als meine heiligste Pflicht betrachte, Ihnen mit der Aufrichtigkeit eines Sohnes den Zustand meines Herzens zu eröffnen. Unerfahren mit solch' weiblichen Vorzügen, wie die Vittorias, mußte ihr engelgleiches Herz auf mich den größten Eindruck machen. Ich bewarb mich um ihre Hand, und erhielt Ihre Zustimmung. Ich war der zufriedenste Sterbliche, bis Ereignisse, deren Detail zu lange aufhalten würde, mich belehrten und auf das Entschiedenste überzeugten, daß, was ich für Vittoria fühlte, Bewunderung und Ehrfurcht, aber nicht Liebe war. Ein so vortreffliches Herz aber, wie das Ihrer Tochter, verdient die vollste Erwiederung, die ich nicht im Stande bin, ihr zu geben. Sie werden mir zürnen, und ich will es tragen, und Trost in dem Gedanken finden, daß es besser war, einen Irrthum einzugestehen, als ein Verbrechen zu verüben, denn ein Verbrechen wäre es, ein Herz, wie Vittorias, nicht so zu beglücken, wie es ein solcher Schatz verdient. Sagen Sie dieß Ihrer Tochter, sagen Sie ihr, daß ich lieber in ihren Augen treulos, als in meinem Gewissen als ein Unwürdiger erscheinen will, daß ich nie aufhören werde, sie zu bewundern und zu verehren, und nichts sehnlicher wünsche, als daß ihre Tugend ein würdigeres Herz finde, als das meinige."

„Niederträchtig, erbärmlich!" knirschte die Gräfin, als der Brief ihrer zornbebenden Hand entfiel. „Elender Heuchler! wie er sich dreht und wendet und mit Redelumpen sein schwarzes Herz bedecken möchte! Mein armes unglückliches Kind, wie wird sie diesen Schlag hinnehmen!" Und so fuhr die arme Mutter fort zu jammern und endlich mit sich selbst zu Rathe zu gehen, wie es am ungefährlichsten der Tochter beizubringen wäre. Der alte Graf war in Geschäften auswärts. Endlich kam sie zu dem Beschluß, die Tochter zu bewegen, das Kloster zu verlassen, und der in die Welt Zurückgekehrten mit gehöriger Vorsicht des Fürsten Treubruch zu eröffnen."

Ganz zufrieden mit diesem glücklich gefundenen Ausweg, fuhr sie am nächsten Abend zu Vittoria. „Liebes Kind," fing sie nach einigen gleichgültigen Eingangsgesprächen an, wobei Vittoria die übel verhehlte Bewegung der Mutter nicht entgangen war, „Du bist nun lange genug im Kloster gewesen; das ewige Einerlei, der Mangel an Bewegung haben deine Wangen gebleicht. Eine Braut soll frisch und heiter aussehen. Komm mit mir auf unsere Villa." — „Nein Mutter, lassen Sie mich hier" entgegnete Vittoria. „Ich habe es ihm feierlich versprochen und glauben Sie, meine bleiche Wange wird ihm gefallen, weil sie von meiner Liebe Zeugniß gibt."

„Und wie leicht wird sie die Liebe wieder röthen. Du plauderst wie ein mannsüchtiges Mädchen!" versetzte ärgerlich die Mutter, „und übertreibst Alles. Er ist gewiß nicht so ängstlich in Neapel, wie du hier!" „Darnach habe ich nicht zu fragen Mutter," entgegnete sanft, aber bestimmt Vittoria. „Mein Herz schreibt nur meine Handlungen vor, nicht sein Benehmen."

„Und woher wissen Sie denn, daß er nicht eben so denkt?" Halb beschämt, halb ärgerlich, nicht den Beweis der Richtigkeit ihrer Behauptung führen zu dürfen, und es doch zu können, lenkte die Gräfin ein: „Allein wenn er nun selber wollte, daß du dich diesem düstern Orte entzögest und deine Gesundheit befestigest?" „Ach! martern Sie mich nicht, liebe Mutter," — erwiederte die Tochter, und in ihrem großen Auge zitterte eine Thräne. „— Wenn er auch tausendmal wollte, so könnte er doch mein Versprechen nicht aufheben, das einmal gegeben, auch gehalten werden muß. Und will er es wirklich?" setzte sie zuversichtlich hinzu; „nein er will nicht, dessen bin ich gewiß!"

„Nun so lies, du thörichtes verblendetes Kind! lies da, was er mir schreibt, und glaube noch an seine Liebe!" rief die Gräfin, indem sie ihr, verzweifelnd die Tochter umzustimmen, den Brief D . . . s hinhielt.

Vittoria schlang ihn hastig auf und las. Ihre Augen öffneten sich immer größer und größer, beide Hände hielten zitternd das Blatt vors Auge; einmal fuhr sie mit der Hand darüber hin, gleichsam um es zu schärfen. Jeder Tropfen Blutes wich aus dem Gesicht und ehe sie zu Ende gelesen hatte, entsank der Brief ihrer bebenden Hand, die nach rückwärts wie nach einer Stütze griff. In demselben Augenblicke lag sie bewußtlos in den Armen der verzweifelnden Mutter, auf deren Hilferuf die Nonnen herbeieilten und der Ohnmächtigen beistanden. Nach langem Bemühen schlug Vittoria die Augen auf und öffnete wie fragend die blassen Lippen. Dabei fiel zufällig ihr Blick auf den unglückseligen Brief am Boden — sie zuckte wie vor einer Viper zusammen, und warf die Arme abwehrend vorwärts. Man entfernte das Dokument der Niederträchtigkeit und sie bat im ruhigen und gefaßten Tone, sie allein zu lassen. Nur die Mutter wollte bleiben und sie beschwören



WIENERMODEN.

Toilette von F. Bohlinger Kohlmarkt No 50.

5.

gewann D. . . . Worte, in die sich die glühendste, durch den Ort um so wunderbarer erregte Fantasie eines Italieners einkleidete.

Zuletzt ergriff er die Hand der Schweigenden — sie waren von den Uebrigen getrennt am Ende der Grotte — und indem er sie mit Küßen bedeckte, neigte er sich über die Abgewendete und flüsterte mit schwankender Stimme: „Sprich mein Urtheil endlich! Mache mich mit Einem Worte zum Gott oder zum Verdammten, aber überlaß mich nicht einer Marter, die
ärger ist als selbst die
Hoffnung liebe!" Lang
in dem schwimmenden
Wangen sein Glück.
Eingang zusammen un
Die andern Kähne, de
als aber der letzte eben
re Woge herein, schleu
Höhle, wo er hoch an
wart genug, Eveline z
hinzuschwimmen wo er
Höhle, die nächste Bra
mit seiner süßen Last
der Freude erscholl, al
sie die Augen aufschlug
cher Druck der Hand
macht entrang, aber v
te ihm.

Eveline war die

„Leb wohl, Sch
zimmer des Klosters v
nahm; „Leb wohl und
der hast, dem du das
deinen Claudio nicht
neidenswerthen, der ei
Bruder an mir gefund
jederzeit — wenn er
einen Augenblick verge
wurde blaß und sein
liebt, so soll er an m
gerichtes rächen will!"

„Ums Himmels
te sich zu fassen und
dungskraft meiner Bru

„Es ist fürchter
wankt war, „daß All
vertraue dir ganz, me

Ihr Ton war a
die erste Nachricht übe
Des Fürsten Briefe w
halt zeigte inmitten v
künsteltes, das vielleic
wäre, von dem Schar
Ein banges Gefühl,
konnte, bemächtigte sie
Traum auf einem sch
schreiten.

Nachdem einm
chen waren, erhielt
seiner Hand:

„Die Güte,
die Sie mir dab
zu heißen, ist so [illegible] meine heiligste Pflicht betrachte, Ih-
nen mit der [illegible] Sohnes den Zustand meines Herzens zu
eröffnen. Un[illegible] weiblichen Vorzügen, wie die Vittorias,

mußte ihr engelgleiches Herz auf mich den größten Eindruck machen. Ich bewarb mich um ihre Hand, und erhielt Ihre Zustimmung. Ich war der zufriedenste Sterbliche, bis Ereignisse, deren Detail zu lange aufhalten würde, mich belehrten und auf das Entschiedenste überzeugten, daß, was ich für Vittoria fühlte, Bewunderung und Ehrfurcht, aber nicht Liebe war. Ein so vortreffliches Herz aber, wie das Ihrer Tochter, verdient die vollste Erwiederung, die ich nicht im Stande bin, ihr zu geben. Sie wer-

[illegible]

wider zusammen, und warf die Arme abwehrend vorwärts. Man entfernte das Dokument der Niederträchtigkeit und sie bat im ruhigen und gefaßten Tone, sie allein zu lassen. Nur die Mutter wollte bleiben und sie beschwören

mit ihr zu kommen. „Heute nicht, liebe Mutter," sprach sie, „ich bin zu schwach, zu angegriffen."

Bis Morgen wird sich's ändern, bis morgen, ich fühl's" — sagte sie mit mattem Lächeln — „wird mir besser sein." Vergebens bat die Mutter, bei Vittoria zu bleiben. „Sie sehen, ich bin gefaßt und ruhig und Sie haben der Ruhe nöthiger als ich. Leben Sie wohl und lassen Sie Martha kommen." Bestürzt, verwirrt, und machte die Mutter keine weitere Einwendung und verließ die Tochter. Die Schwester Martha, die Vittoria im Kloster diente, trat ein, um die Wünsche der Unglücklichen zu vernehmen.

Der Erzähler hat keine Schwierigkeit gescheut, bei Gelegenheit das Folgende von Martha selbst zu vernehmen und giebt es, mit wenigen Abkürzungen von Wiederholungen und Ausrufungen, so, wie er es gleich nach seiner Unterredung mit der ehrwürdigen Schwester niederschrieb.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

Geheimnisse der Tuillerien in der Februar-Revolution von 1848.

Es war in der Nacht vom 23. zum 24. Februar. Die Nachricht von den Vorfällen am Ministerium des Auswärtigen war nach den Tuillerien gekommen, alles ging dort bunt durch einander. Die größte Bestürzung und Muthlosigkeit herrschte. Gegen Mitternacht sandte der König den General Berthois zu Thiers und ließ ihn zu sich bescheiden, nachdem Graf Molé die Bildung eines neuen Ministeriums ausgeschlagen hatte. Jaqueminot, General der Nationalgarde, spielte den Beleidigten und wollte abdanken, weil sein Eidam Duchatel nicht mehr Minister war und er Bugeaud's Ankunft voraussah. Er wurde allgemein verachtet. — Die besonnenen Militärs riethen zur Defensive, und Barricaden gegen Barricaden zu setzen. Ein Schloßbeamter sagte dasselbe zum Herzog von Nemours, den er an der Treppe traf, die zum Generalstab führte: Es bleibt Ihnen jetzt nichts weiter übrig, als sich zu verschanzen. Kümmern Sie Sich nicht um das, was in Paris vorgeht, die Nationalgarde hat ihre Interessen verkannt und den König verlassen, warten Sie ab, bis sie durch die Excesse, die in der Stadt vorfallen werden, eine Lection erhält. — Lieber, antwortete der Herzog von Nemours, die Lection würde zu hart sein. Darauf eilte derselbe Beamte zu Herrn v. Chabannes und bat ihn inständigst, zum König zu gehen und ihm zu sagen, daß seine Krone in höchster Gefahr sei. Der ernste Mann schüttelte den Kopf und ging zum König. Ludwig Philipp begriff auch jetzt den ganzen Ernst seiner Lage, er hatte sich entschlossen dem Marschall Bugeaud den Oberbefehl über die Nationalgarde und über die Armee von Paris zu geben. Der Marschall kam in der Nacht, fast gleichzeitig mit Thiers in den Tuillerien an und sagte: Ich soll der Arzt eines verlorenen Falles sein; übernahm aber dennoch den gefährlichen Posten.

Ludwig Philipp mußte einen der härtesten Augenblicke seines Lebens bestehen, als er sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, Thiers zur Bildung eines Ministeriums rufen zu lassen. Von allen Männern, welche der König während seiner politischen Laufbahn an sich gezogen hatte, bekämpfte Thiers sein persönliches Regieren am hartnäckigsten. Es war eine alte, persönliche Feindschaft zwischen dem maßlosen Egoismus Ludwig Philipp's und dem fliegenden Ehrgeiz des Ministers von 1840, beide hatten einander auf den Grund der Seele geschaut, beide hatten sich mit einer Empfindung getrennt, die schlimmer ist als Feindschaft.

Lust zu einem Portefeuille unter Ludwig Philipp hatte Thiers offenbar nicht mehr, und am allerwenigsten konnte ihn reizen, dasselbe in dieser Lage zu empfangen. Es läßt sich aber annehmen, daß Thiers sich um den Thron zu retten, zu einem letzten Opfer verstehen konnte und, wenn Ludwig Philipp König blieb, gleich nach der Krisis wieder austrat. In diesem Falle mußte Thiers vielleicht noch für lange Zeit darauf verzichten, seinem Vaterlande die Dienste zu leisten, für die er sich berufen glaubte, oder, wenn man dies in der Formel des Ehrgeizes ausdrücken will, Minister zu sein. Ludwig Philipp wurde sehr alt, er konnte noch viel älter werden, und jedes Jahr seiner Regierung setzte Frankreich in den Augen der Welt mehr herab. Daß Thiers schon früher als erst bei dieser Gelegenheit ernstlich daran dachte: es wäre gut, wenn der König dahin gebracht werden könnte, abzudanken, läßt sich annehmen; ob er aber einen förmlichen Plan dazu gemacht hat, ist im Augenblicke wenigstens nicht geschichtlich. Daß die alten Conservativen und die in ihr Nichts zurückgefallenen Höflinge, von einem heimlichen Einverständnisse zwischen der Herzogin von Orleans und ihm zu Gunsten der Regentschaft der letzteren und von seinem Streben, Maire du Palais zu werden, sprechen, beweis't nichts; den Besiegte geben sich gern für Ueberlistete aus. Wenn Thiers aber wirklich denn Plan gehabt hätte, den König auf irgend eine Weise zum Abdanken zu zwingen, so bestand doch am 24. Februar die Schwierigkeit für ihn darin, die erregte Flut des Volkszorns in den Ufern der „Regentschaft" zu halten. Wahrscheinlich würde, wenn die Reform-Bewegung glücklich mit der Abdankung Ludwig's geendet hätte, Thiers diese Phase seines Lebens für die ruhmreichste gehalten haben; jetzt ist seine Behauptung: er sei von jeher gegen die Bankette gewesen, nur das Mäntelchen der Niederlage. Man erinnere sich nur jener denkwürdigen Worte, die Thiers noch am 2. Februar 1848, bei Gelegenheit der Rede über die Angelegenheiten der Schweiz in der Deputirtenkammer gesprochen hat. „Meine Herren", sagte er, „die Kammer weiß, daß ich nicht radical bin, aber ich will nichts von meinen Gedanken verschweigen. Hier ist der Ort, wo wir für das gehalten werden müssen, was wir sind. Ich gehöre zu der Partei der Revolution in Europa. Ich wünsche, daß es von den Gemäßigten regiert bleiben möge, aber selbst, wenn es in die Hände derer übergehen sollte, die nicht zu den Gemäßigten gehören, werde ich die Sache der Revolution nicht verlassen." Diese Worte brachten in den Tribunen der Kammer einen solchen Sturm hervor, daß Thiers einige Minuten lang vor Beifallklatschen nicht weiter reden konnte.

(Schluß folgt.)

Wien.

Privatconzert des Frl. Nina Stollewerk.

(Durch Zufall verspätet.)

Schon jubelten die Concert-Referenten über die glänzende Saison, über das süße Far niente, als plötzlich der 4. März herankam und mit ihm zwei Conzerte! — Das fragliche fand in des biederen Schweighofers Salon statt und war so eigentlich ein Prüfungs-Conzert. Daß man bei derlei Productionen nicht den hohen kritischen Maßstaab anlegen darf, versteht sich; aber wir loben gerne, ja viel lieber als wir tadeln und freuen uns der anerkennungswerthen Fortschritte der Schülerinen unserer liebenswürdigen Meisterin. Vorerst ist Fräulein Rosine Stollewerk zu nennen, ein zartes freundliches Mädchen, mit einer kräftigen wohlklingenden Stimme, die das Trinklied aus „Lukrezia Borgia" so wenig schülerhaft vortrug, daß sie stürmisch zur Widerholung aufgefordert wurde, was um so mehr Anerkennung verdient, da diese Nummer die letzte des Conzertes gewesen, dem viele, viele Nummern vorangingen, von denen wir zum Wenigsten auf das „Unglück" *) des Declamators und auf das Glück, wieder einen Clavier-Virtuosen mehr kennen gelernt zu haben, gerne verzichtet hätten. Ich erwähne noch der Frl. Hyhlick und Schwab, die zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. — Eine einzige Zwischennummer war wirklich sehr erfreulich — denn wir lernten da ein ausgesprochenes Talent, einen allerliebsten Knaben, ein flötendes Wunderkind, Namens J. Hahböcker kennen. Schüler seines Vaters, des geachteten Flötisten im k. k. Hof- und Nationaltheater-Orchester, entwickelte er in einem Potpourri aus „Robert" so viele Zartheit, Sicherheit und so viel Gefühl, daß man ihm wohl die beste Zukunft profezeien kann, wenn er an der Hand seines Vaters so fleißig zu studieren fortfährt, wie er begonnen. — Das Beste zuletzt! Es ist eine liebliche, duftige poesiereiche Komposition der Konzertgeberin, ein Quartett für Männerstimmen, das sich würdig dem Besten anreiht, was wir von dieser geistreichen, schönen Künstlerin besitzen. Der Saal war sehr gut besucht.

M. Albert.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor.

Dienstag, den 13. März zum Benefice des Herrn A. Reichhart. Die Krondiamanten. Oper v. Auber. Fräulein Wildauer als Gast.

Die Aufgabe eines Beneficianten ist es eigentlich: am Beneficeabend alle seine gute Seiten möglichst vortheilhaft zu placiren, hat er aber zufälligerweise keine guten Seiten, wie dann? Nun, dann giebt er sich eben, wie er ist. Bei Herrn R. sind wir es längst gewohnt, entweder rauhe Halstöne herausforciren zu hören, oder ihn in ein falsettartiges Gesäusel verfallen zu sehen, in welchem letzteren Falle sein Gesang noch allenfalls erträglich wird. Was es aber mit den musikalischen Kenntnissen dieses Sängers, für eine Bewandtniß habe, erleuchtet aus einer Stelle des Quintetts im 3. Akte, allwo Herr R. um einige Takte früher aufhörte, als die 4 anderen Comilitonen, wodurch das ausgezeichnete Orchester gezwungen wurden, die paar ausgelassenen Takte zu überspringen. Doch genug hievon. Fräulein Wildauer war vortrefflich bei Stimme, und selbst Herr Just ließ einige Töne hören, welche stärker klangen, als alles, was seine Stimme seit mehreren Jahren producirte.

—l.—

K. K. priv. Carl-Theater.

Der 13. Märzabend brachte uns an diesem Theater zwei Novitäten. Die erste

Die Maskerade im Dachstübchen

ist ein einaktiger Schwank von Hrn. C. Meixner, nach dem Französischen bearbeitet.

*) Ein gleichnamiges Gedicht, mit dem der Deklamator Fiasko machte.

Es handelt sich in diesem Scherzspiele um eine Menge Verlegenheiten, in welche der Kanzlei-Assistent Kindler (Hr. Findeisen) verwickelt wird, und die darin ihren Ursprung haben, daß er den Supernummerar Julius (Hr. Gämmerler) gestattet, eine Dame in dem Dachstübchen zu empfangen, welches er, Kindler, bewohnt. Das Ganze, lose gebunden, bietet manchen Situationsspaß, unterhält, und was das Beste daran ist, hört gerade zu rechter Zeit auf. Herr Findeisen, welcher die ganze Last zu tragen hatte, spielte recht lebhaft und wußte auch das Publikum in heiterer Laune zu erhalten. Diesem Schwanke folgte:

Judith und Holofernes.

Travestie mit Gesang in 1 Akt, sollte aber heißen; namenlose Dummheit in einem Akte. Wir wissen es, Herr Carl war einst ein guter Freund des Herrn Sedlnitzky, daß er aber an dem Abende des Revolutionstages, welcher seinen hohen Gönner stürzte, daß er an diesem Abende an seinem Theater eine solche Erbärmlichkeit zur Aufführung bringen würde, das hätte ich ihm doch nicht zugetraut; eine solche Erinnerungsfeier hat selbst Sedlnitzky nicht verdient. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Theaterdirektor in der Residenz seine Bühne zu einem Machwerke herleihen kann, in welchem Dummheit, Gemeinheit und Trivialität zu einem babylonischen Thurme aufgeschichtet sind, es ist mir unbegreiflich, wie ein Direktor, der eine solche Menge ergebener Diener um sich hat, unter allen seinen Rathgebern und Consulenten keinen Einzigen hat, der gegen einen solchen Mißgriff Einsprache gethan, oder mindestens Vorstellungen gemacht hätte.

Ja ja, es muß wahr sein, was die Leute sagen, Herr Director Carl ist alt, sehr alt geworden, denn sonst könnte er sein schönes Theater nicht zum „Wurstel" herabwürdigen, ich frage einen jeden, ob er sich während dieser Vorstellung nicht unwillkührlich an den „Wurstel" erinnert hat?

Der Verfasser dieser Dummheit hat sich nicht genannt, die böse Welt sagt, es wäre der Herr Ritter von Steinhauser, ich kann es nicht glauben; wenn er aber wahr wäre, dann bedauere ich, daß man, wenn auch nicht den ganzen Adel, so doch wenigstens die Ritter abgeschafft hat. Breier

Wiener Signale.

Vorgestern Vormittags fand ein unliebsamer Vorfall Statt, der zu manchen beunruhigenden Gerüchten Veranlassung gab. Es sollte in der Stephanskirche ein Requiem abgehalten werden, welches aber bei der bedenklichen Stimmung, die sich zeigte, und bei der großen Anzahl von Personen, welche Flöre auf den Hüten trugen, unterblieb. Auch eine Schaar Legionisten, welche um 10 Uhr Früh am Friedhofe, wo sie sich versammelt hatten, in die Stadt zogen, war dabei betheiligt. — Die Wienerzeitung brachte über das Ergebniß übrigens die näheren offiziellen Berichte. —

Die Gattin des Herrn Theaterdirektor Stöger ist ebenfalls dieser Tage gestorben — Wir bedauern den redlichen Mann, daß er einen solchen schweren Verlust erlitt. —

Die gewesenen Deputirten Bioland, Füster und Kudlich, welche steckbrieflich vom Kriminalgerichte verfolgt wurden, sind bereits an verschiedenen Orten angehalten; und werden demnächst in Untersuchung gezogen werden. —

Die Cholera ist sehr gemäßigt. — Man hört sehr wenig von ihren Opfern. Mit dieser Mäßigung sind selbst die Radikalen einverstanden. —

Von dem jungen talentvollen lyrischen Dichter C. Gerei erscheint nächstens ein größeres lyrisches Gedicht „An Hermine;" welches außerordentlich schöne und ergreifende Stellen enthalten soll. —

Saphir wird binnen kurzer Frist eine humoristische Vorlesung geben. Er ist bereits ganz wieder von seiner Unpäßlichkeit hergestellt. —

Berthold Auerbach hat einen neuen Roman unter der Feder, der im Jahre 1848 in Wien, und alle denkwürdigen Ereignisse dieses Jahres durchspielt. —

Herr Löwe soll Vorlesungen über Schauspielkunst zu halten beabsichtigen. Wir würden einem solchen tüchtigen segenbringenden Unternehmen, das uns in Wien bis jetzt vollends abging, mit frohem Herzen recht viel Glück wünschen. —

Sehr bedauerlich erscheint es, daß Professor Hoffer seine Vorlesungen über populäre Physik für Damen eingestellt hat. — Soll denn die Politik den Herrn Professor Hoffer so ganz und gar absorbirt haben, daß er das Interesse und den Sinn für die schöne Naturwissenschaft im Damenherzen nimmermehr erwecken will? obschon es sehr Noth thut, dem Strickstrumpfleben der Weiber einen geistigen Athem einzuhauchen?! —

Die harte Sprache und die herben Witze des ministeriellen Lloyd über die Beamten haben in der Beamtenwelt großes Aufsehen und Besorgniß erregt. Man will daraus folgern, daß bei der in Frage stehenden Verwaltungsreorganisation das Ministerium die Beamten gerade nicht besonders glimpflich zu behandeln im Sinne hat. — Diese Schlußfolgerung scheint offenbar zu weit zu sein. — |

Der Verkauf des Constitutionsentwurfes des ehemaligen Reichstages soll in Wien eingestellt worden sein. —

Die Nachrichten aus Ungarn sollen betrübend lauten. Die verschiedensten Gerüchte, welche übrigens meistens erlogen sind, gehen im Publikum herum. — Jeden Augenblick wird ein anderer österreichischer General gefangen, daß doch die Leute gar nicht müde werden, sich selbst zu foppen! —

Das letzte Aktenstück, daß der Reichstagspräsident Smolka als solcher unterzeichnete, ist die Antwort auf die Vertrauensadresse der Prager Studenten an den Reichstag, die Herr Aul, Mitglied des Studentenausschusses, demselben vor Anfang der letzten Reichstagssitzung überreichte. Die Antwort ist in polnischer Sprache abgefaßt und lautet:

„An den Prager Studenten-Ausschuß!

Die Adresse der Prager Studenten an den hohen Reichstag habe ich so eben aus den Händen des Herrn Aul empfangen und mit dem herzlichsten Vergnügen die mündlichen Versicherungen des Vertrauens und der Ergebenheit der Prager Studenten vernommen, ich werde es nicht unterlassen, die Adresse bei der ersten Gelegenheit dem hohen Reichstage mitzutheilen. — Meine freundschaftlichsten Grüße den Studenten Prags!

Kremsier, den 6. März 1849.

Franz Smolka m. p., Reichstagspräsident."

Aus der Zeit.

Für die Pariser Stadtarmen wurden bisher Anweisungen auf Fleisch ausgegeben. Auf Veranlassung des jesuitischen Ministers Falloux werden während der Fastenzeit keine Fleischbons ausgegeben, weil die Kirchengesetze den Genuß des Fleisches untersagen. In einigen Gegenden Frankreichs soll so großes Elend herrschen, daß die Bewohner Gras essen.

Französische Blätter erzählen einen wahrhaft haarsträubenden Fall. In Lain hatten am 24. Januar Kinder von 3 bis 5 Jahren in dem Stadttheile, den sie bewohnten, ein Schwein stechen und sengen sehen, ein Verfahren dessen man sich auch statt des siedenden Wassers bedient, um die Borsten zu beseitigen. Dieser Anblick erweckte in den Kindern die Lust, Schwein verbrennen zu spielen. Das Eine von ihnen, ein allerliebster Knabe von 3 Jahren, willigte ein, das Schwein vorzustellen, die Andern hatten ihm eingeredet, wie sie nachher selbst eingestanden haben, sie würden nur so thun, als wollten sie ihn verbrennen. Das arme Kind legte sich auf den Leib in einen kleinen Schweinstall, sein Bruder und seine Cousine bedeckten es mit Stroh. Die Kinder holten darauf Zündhölzer herbei, mit welchen sie das Stroh anzündeten. Die Flammen, welche sogleich hell aufloderten, erschreckte, sie jedoch in dem Grade, daß sie eiligst davon liefen und die Thür des kleinen Stalles zuschlugen. Das unglückliche Kind, welches das Schwein vorstellte, muß durch den Rauch augenblicklich erstickt sein, denn es stieß auch nicht einen einzigen Schrei aus. Das Feuer griff mit einer solchen Geschwindigkeit um sich, daß ungeachtet der schleunigen Hülfe, die sogleich zur Stelle war, nicht allein der Stall, der darüber befindliche Laden, sondern auch das daneben stehende Wohnhaus ein Raub der Flammen wurde.

Englische Blätter melden, daß Betrüger ganze Fässer voll schlechten Metalls, welches dem in Kalifornien gefundenen Golde ähnlich sieht, auf Spekulation dorthin geschickt haben, um dasselbe an die in Kalifornien anlangenden Goldjäger als gutes, echtes Gold zu verkaufen.

Amüsantes.

Wortspiele. Die Berliner werden jetzt „Freiheitsniederschmetterlinge" den General von Pfuel „Commandeur der Mißverständnisse" und General Wrangel den „Berliner Cravaillac" genannt.

Das Spiel hinter den Coulissen. Als der verstorbene große Devrient noch in Breslau engagirt war, quälte ihn ein junger, gänzlich talentloser Mensch fortwährend um eine Rolle. Devrient befahl ihm denn eines Abends, als gerade ein Stück von Iffland gegeben wurde, in eleganter schwarzer Kleidung auf die Bühne zu kommen, um in der Vorstellung mitzuwirken. In der Garderobe heftete Devrient dem Kunstjünger einen großen Orden auf die Brust, stellte ihn hinter die Coulissen und antwortete ihm auf alle Fragen, was er zu thun habe, nichts als: „Das werden Sie schon sehen." Im fünften Akte endlich sagt einer der Schauspieler auf der Scene: „Das muß der Präsident erfahren." — „Hören Sie," ruft Devrient dem jungen Dilettanten zu, jetzt war von Ihnen die Rede. Der Präsident sind Sie! So, nun kleiden Sie sich aus und gehen Sie ruhig nach Hause, Sie haben recht gut gespielt."

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Freitag den 16. März 1849. **№ 53.** **Vier und dreißigster Jahrgang**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: **Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.**

Vittoria.

(Rom 1838).

Novelle von Dr. G. Melly.

(Schluß.)

„Als ich ins Zimmer trat," begann die Schwester Martha, „saß das Fräulein am Tisch, den Rücken mir zugewandt, und hatte den Kopf in ihre beiden flachen Hände gelegt. Ich blieb ein Weilchen bei der Thüre stehen, und wollte abwarten bis sie sich bewegte, aber sie blieb ohne Regung und begann nur in langen Zwischenräumen so aus der tiefsten Brust zu seufzen, daß mir graute; ich faßte ein Herz, stellte die Lampe auf den Tisch und sagte: Glückseligen Abend, gnädiges Fräulein. — Ach, was stieß sie für einen Schrei aus, und wandte ihr Antlitz zu mir. Großer Gott, wie kann ein Unglück in wenig Minuten verändern. Früher schon blaß, hatte ihr Gesicht die Farbe des Alabasters, nur auf ihren Wangen brannte ein röthlicher Flecken, und ihr sonst so sanftes Auge stierte mich bewegungslos an. Dann sprach sie wie beruhigt: „Vergieb, wenn ich dich erschreckte. Es war mir als ob — Doch" brach sie mit einem Male ab und lächelte, aber wie! — am Todbett wird mir dieß Lächeln noch vorschweben. — „Doch es ist Zeit zur Ruhe. Hilf mich auskleiden, ich werde eine gute Nacht haben, es ist die letzte hier im Kloster. Und als ich darüber zu weinen anfing, tröstete sie mich, und wollte mich gar um Verzeihung bitten, wenn sie mich etwa während ihres Klosterlebens launisch behandelt hatte. Das stieß mir fast das Herz ab. Als ich sie hierauf zum Lager geführt hatte — denn sie war sehr schwach — und die Nachtlampe angezündet, ging ich ins Vorzimmer und betete. Von Zeit zu Zeit schlich ich zur Thür, die ich mit Fleiß nicht eingeklinkt hatte, und horchte. Anfangs hörte ich sie tief seufzen und dazwischen ihr Nachtgebet sagen, später hörte ich aus ihrem Athemzuge, daß sie schlief.

Ich betete eifrig, aber endlich fing ich an einzunicken, und mochte wohl eine Stunde geschlummert haben, als mich die Glocke zur Hora anweckte. Meine Lampe war verlöscht, nur der Mond sandte sein Licht durch das kleine, hohe Fenster und ein anderer Lichtstrahl stahl sich durch die Thüröffnung aus dem Schlafzimmer des Fräuleins. Ich schlich mich zur Thür und lauschte — ich hörte nichts — keinen Athemzug. Da überlief es mich kalt, meine Knie wankten, doch nahm ich die letzte Kraft zusammen, betete geschwinde zur h. Jungfrau und trat vors Bett. Auch jetzt hörte ich sie nicht athmen. Ich beugte mich über das blaße Gesicht und fühlte nun den leisen Athemzug der Schlafenden. Große Schweißtropfen standen auf ihrer reinen Stirne. Als ich sie leise wegtrocknen wollte, schlug sie die Augen auf, lächelte mir zu und reichte mir die Hand. Ich erschrack vor ihrer Kälte. Sie schlief gleich wieder ein, ich eilte aber in die Kirche zur Oberin, meldete ihr den Zustand des Fräuleins, und bat sie um eine Schwester zur Gesellschaft, denn nicht um die Seligkeit wäre ich den Rest der Nacht allein dageblieben. — Als ich mit Schwester Anne zurückkehrte, hörten wir das Fräulein tiefer athmen und freuten uns darüber und beteten. Indeß kam die alte Gräfin, um welche die Oberin schnell geschickt hatte, wir ließen sie aber nicht in das Zimmer des Fräuleins. — Ach wie jammerte die arme Frau! Sie hatte gleich einen Reiter nach ihrem Sohne gesandt der in G. . . . war, und das Fräulein über alles liebte. Indem wir sie getröstet und bewogen hatten, sich etwas Ruhe zu gönnen, war der Morgen angebrochen. Die Lampe im Schlafzimmer war ausgelöscht; ich schlich mich leise ans Lager — und hörte keinen Athemzug; wie ich mich über sie beuge, streife ich ihre Hand, sie war eiskalt. Erschreckt stoße ich einen Fensterladen auf — ach, der erste Strahl des Tages fiel auf das Antlitz einer Verklarten. Die Augen standen offen und sahen — im Tode noch glänzend — nach Oben, beide Hände waren ans Herz fest gedrückt als ob sie einen drohenden Stich abwehren sollten, der Mund war schmerzlich verzogen. — Ich sank in eine tiefe Ohnmacht. Als ich wieder zu mir selber kam, war die Leiche bereits in den Pallast der S. . . gebracht worden. Sie starb am gebrochnen Herzen."

So weit die Erzählung der Schwester Martha.

*

An einem trüben Abend, acht Monate nach jenem, womit unsere Erzählung begann, erglänzte der Corso, wie damals, von Fakelschein; doch beleuchtete er jetzt statt eines frohen Verlobungsfestes den Leichenzug Vittorias. Von dem Platze der Apostelkirche bewegte sich der Zug; voran, in ihren finstern Talaren die Kapuzinermönche, die Bruderschaften in ihrer gespenstischen Tracht, die Diener der dem Hause S. . . . befreundeten Familien, endlich der reichgeschmükte, offne Sarg, in welchem die Leiche der Dulderin lag. In weißes Gewand war die einst so schöne Gestalt gehüllt, ein Kranz von weißen Rosen lag auf den dunklen Loken, die aufgelöst über die Brust wallten. Ihr Antlitz hatte jeden schmerzhaften Zug verloren und schien zu lächeln, und wenn manchmal ein jähes Streiflicht der Fakeln darüber fuhr, so hatte man sich wohl überreden können, eine in süßen seligen Träumen befangene Engelgestalt zu erblicken. Hinter dem Sarge schritt, in Trauermantel gehüllt, gesenkten Hauptes ein junger Mann; das blaße Antlitz, der zusammengepreßte Mund, das rollende Auge zeugten von seinem Schmerze, und wie viel es ihn kostete, denselben zu bändigen. Es war Don Antonio, der schnell zurückgekehrte Bruder. Am Corse hinaus wendete sich der Zug, vorbei dem stolzen Pallast der Fürsten D. . . : hier erhob Antonio das Haupt und schaute mit einem Blicke hinauf zu den verhangenen Fenstern, in welchem Schmerz und Rache einen fürchterlichen Bund geschlossen hatten. Als aber der Sarg in der Kirche niedergestellt war, die Trauerchöre der Sänger und Posaunen durch die Räume wogten, als der Sarg geschloßen wurde und hinuntergesenkt werden sollte auf immer — brach der Schmerz des Bruders alle Schranken. Laut schluchzend warf er sich über die Bahre und nur mit Gewalt konnte er weggebracht werden von den Resten der geliebten Schwester.

7.

Es fehlten fünf Tage zur Vermahlung Dorias mit Evelinen; Mitternacht war längst vorüber, die bei der Lady versammelte Gesellschaft hatte sich zerstreut, auch D. . . . wollte Abschied nehmen, als Eveline ihn bat, noch etwas zu verziehen. „Ich bin so aufgeregt und unruhig," sprach sie, „meine Brust

ist beklommen und eine Empfindung, die ich nicht Furcht und nicht Angst nennen kann, obwohl sie sich wie diese äußert, schleicht mit langsamen Pulsschlägen zu meinem Herzen. Es ist lächerlich, ich weiß es wohl, und diese Wirkung des Blutes, dennoch mag ich nicht gern allein sein."

„Beträfe er nicht dich" unterbrach sie D. . . . „so würde ich einen Zufall preisen, der mir vergönnt, in deiner Nähe zu weilen, aus deinen Augen lesen, von deinen beseligenden Lippen hören zu dürfen, daß ich der hoch beneidenswertheste Mensch bin, wenn gleich nicht würdig so vieler Schönheit, so unnennbarer Liebenswürdigkeit, so hohen Geistes." „Ach schweige süßer Schmeichler," entgegnete erröthend Eveline, indem sie die schöne Hand auf seinen Mund legte, „oder willst du, daß ich deine Schmeichelreden vergelte? Soll ich dir eine Lobrede halten, dir sagen, wie mich deine schwärmerische, innige Liebe rührt, wie du mein sonst so stolzes Herz in Fessel zu legen verstandest! Schweige Bösewicht" — schmollte sie, indem sie seine Hand ergriff, und ihr Antlitz zu ihm, der zu ihren Füßen saß, herabbeugte, — oder ich will dir den bethörenden Mund versiegeln." Und er küßte den Zauber der Liebe von den dargebotenen Lippen. —

Der schwache Strahl des dämmernden Morgens rang schon mit dem Lampenlichte des Salons, als sich Eveline hastig erhob, Doria eilte ihr nach, faßte ihre Hand und legte seinen Arm um ihre abgewendete Gestalt. — Bethöre mich nicht, Claudio" sagte sie mit jenem unsichern Ton, der das Ringen unseres Geistes mit unsern Wünschen anzeigt, indem sie sich seinen Armen zu entwinden strebte, „bethöre mich nicht; verlaß mich. In wenig Tagen bin ich ganz die Deine." „Wenig Tage," rief Claudio mit Feuer, „ach du kannst wenig nennen was mich eine Ewigkeit dünkt — was" — Sie fühlte plötzlich seinen Arm sich wegwenden, sie wandte sich nach ihm und blieb erstarrt beim Anblick des Geliebten, der dastand mit vorgewandtem Leib, die Hände wie abwehrend vor sich hin ausgestreckt. Sein blühendes Gesicht war bleich kalte Tropfen standen vor seiner Stirn, die Lippen zukten; die Augen waren stier nach der geschloßnen Eingangsthür gerichtet. Ehe Eveline noch ein Wort hervorbringen konnte, stürzte er mit dem Schrei: Vittoria! nieder. Auf den Ruf Evelinens stürzten die Diener herbei. Als er durch ihre Bemühungen zum Bewußtsein gekommen, wagte er nicht, Eveline anzublicken und war durch keine Bitten zu bewegen, sich Ruhe zu gönnen. Er fuhr nach Hause.

Am andern Morgen erhielt Eveline ein Billet, worin er ihre Vergebung des Vorgefallnen wegen erbat, jedoch keine weitere Erklärung hinzufügte. Auch sei er noch zu sehr beschämt, um sich vor ihr zu zeigen. Er werde drei Tage am Lande zubringen und am Morgen vor dem glücklichsten seiner Tage ihre Verzeihung persönlich erflehen.

a.

Als der Fürst zurükkam, fand er zwei Briefe. Er überblikte beider Siegel und erblaßte. Eine Weile unschlüßig, öffnete er zuletzt das Eine, und las folgende Zeilen:

„Meine Tochter hat Don Antonio S. . . . gesprochen und verachtet Sie, so wie sie Sie zu vergessen wissen wird. Dieß habe ich Ihnen in ihrem Namen mitzutheilen, und verbinde damit das Ersuchen, jeden vergeblichen Versuch, sich uns weiter zu nähern, aufzugeben."

Lord C . . . y

Der Fürst sank zurück in seinen Stuhl. Dann riß er heftig das andere Schreiben auf. Es lautete nicht tröstlicher:

„Meine Schwester ist gestorben an dem Gift deines elenden Briefes. Ich bin ihr Rächer, und ich habe geschworen, ich will sie rächen. Ich sage dir das früher, damit du nicht unvorbereitet hinfahrest. Sieh dich vor. Nochmals, ich schwör' es dir, du stirbst von meiner Hand, obwohl du eher verdientest wie eine giftige Natter zertreten zu werden, als von der Hand eines ehelichen Mannes zu fallen.

Antonio S. . . .

b.

Doria eilte zu seinem Verwandten, dem mächtigen R . . . und trug ihm den Fall vor, worauf Befehl erging, den Grafen S. . . . auszuspüren und sofort ohne Geräusch in Gewahrsam zu bringen. Dem Fürsten wurde der Rath ertheilt, Neapel sogleich zu verlassen. Er sollte nach Capri gehen, bis es in Neapel für ihn sicherer wäre. Dort sei er außer Gefahr, da Niemand unbemerkt landen könne und der Commandant der Insel die genauesten Instruktionen erhalten solle.

Bis Abend hielt sich der Fürst ruhig zu Hause, dann ging er, von einem Fischerknaben begleitet nach dem Hafen, miethete dort, um sich durchaus nicht aufzuhalten, eine Barke mit 2 Ruderern und fuhr ab, obwohl der Himmel voller Wolken hing und die See unruhig wogte.

Eine Stunde mochte seitdem verfloßen sein, als zwei Männer auf das Hotel, welches der Fürst bewohnt hatte, zuschritten. Unfern hielten sie an, und nach kurzer Zwiesprache trennten sie sich, der Eine verschwand um die nächste Ecke, während der andere zum Portier ging, ihn vertraulich grüßte und im Neapolitanischen Volksdialekt folgendes Gespräch anknüpfte: „Immer voll, Euer Haus Don Gennaro?" sagte der Grüßende. „Dank sei meinem Schutzpatron und der Madonne," entgegnete der dike Thürhüter, „man kann leben, s'ist aber auch Zeit; die verwünschte Cholera schrumpfte Magen und Beutel um die Wette ein."

„Um desto blühender sind jezt beide," entgegnete mit einem neidischen Seitenblick der Andere. „Corpo! wie seid Ihr glücklich! sizt in Euerem bequemen Polsterstuhl, seht vornehme Leute und nehmt dafür mehr Geld ein, als wenn Ihr Euch geplagt hättet, während ich armer Teufel den ganzen Tag herumrennen und mit all meinen Scheermessern und Brenneisen kaum für ein Rotolo Makkaroni verdiene." „Ihr erinnert mich zur rechten Zeit, Pasquale," versezte der Portier. „Der Fürst D.. . . ließ mir diesen Piaster für euch da, eh er abreiste! für den Gang von neulich." — „Der Fürst ist abgereist?" rief überrascht der Barbier, doch schnell sich faßend, sezte er gleichgültig hinzu: „Hätte nicht geglaubt, er würde so schnell Neapel verlaßen. Ist wohl nach Rom zurük?" „Nein," entgegnete der Portier, s'ist überhaupt etwas [illegible] Er schickte seinen Bedienten zu seinem Onkel, ließ den Schifferjungen Andrea kommen, der ihm ein Felleisen nachtrug und so gingen sie fort, ohne zu sagen wohin. Da er aber seine Rechnung bezahlt hat, so ist er wohl abgereist." „Sonderbar," antwortete der Barbier. Große Herren haben ihre Launen. — Doch ich muß nach Hause. Addio Gennaro, erhaltet mir Euere Gunst." Schnell schritt er um die Ecke, wo er sich mit seinem Begleiter vereinigte und mit ihm nach kurzem Flüstern dem Hafen zueilte. Dort spähte er unter den spielenden Jungens den kleinen Andrea aus, nahm ihn beiseite und rief nach kurzem Bescheid einen alten Schiffer: „Auf deine Brüder, Mustaccio und schieb' euer großes Boot ins Meer. „Wohin soll's?" erwiederte der Schiffer? „Nach Capri." „Ist nicht möglich, es kommt ein Sturm. „Werden es zehn Piaster möglich machen" sagte ungeduldig der Begleiter des Barbiers. „Zehn Piaster ist wenig, Eccellenza" sagte der Fährmann, und sein Auge erglänzte vor Freude, aber was thut man nicht, um Brot zu haben."

Nachdem das Boot mit Mühe in die Brandung gebracht worden war, stieg der Unbekannte allein ein. „Wann können wir die Barke, die vor uns nach Capri ging, einholen?" fragte er. „Wer kann das sagen, Eccellenza," antwortete der Schiffer indem er die ausgestreckte Hand in die Luft hielt. — „In einer Stunde etwa, wenn der Wind die Segel aufzuziehen erlaubt. Die andern haben keine."

„Wohlan, rudert aus Leibeskräften!" — Wie ein Vogel schnitt das Boot durch die gelben Wellen. Draußen sah man es sein Segel aufsetzen. — — —

Der Himmel wurde immer dunkler und schwarzgeballtes Gewölk jagte unter dem Mond vorüber, die See ging immer hohler und hohler und Brandung auf Brandung brauste über den Quai des Hafens hinüber. Dazu wendete sich gegen Mitternacht der Wind. Wenige der Barken, die der Sturm auf offner See traf, kehrten am Morgen wieder, aber manches Ruder — manchen Leichnam warf die See ans Ufer. Eine große Menschenmenge hatte sich am Hafen versammelt um das traurige Schauspiel verzweifelnder Weiber, kreischender Kinder und eines dann und wann erscheinenden Leichnams mit anzusehen. — Da gewahrte man auf einer daherrollenden Woge zwei vollständig bekleidete Leichen, mit den Armen in einander verschlungen. Jezt hob sie die Woge hoch empor, daß sie gerade auf den Füßen standen und die bleichen Gesichter in der Luft wankten, jezt begrub sie sie tief unten, um sie im nächsten Augenblick ans Ufer zu spühlen. Es waren die Leichen Claudios und Antonios. Der Fürst hatte mit beiden Händen die

Schultern Antonios gepakt; dieser hielt ihn mit der Linken fest umfaßt, während die Rechte schlaff herunterhing und die Faust krampfhaft einen Dolch umklammerte. Fürchterlich war der Ausdruck in beiden Todtengesichtern. Die weitgeöffneten Augen Antonios, der zugeklemmte Mund verriethen das letzte Gefühl der Rache, während in des Fürsten Antlitz Schreck und Angst ihre Züge eingegraben hatte. — Von den Schiffern hat man nie wieder etwas vernommen. — —

Feuilleton.

Geheimnisse der Tuillerien in der Februar-Revolution von 1848.

(Schluß).

Als Thiers um 1 Uhr Morgens vor den König trat, stand der Greis wie jener Philipp II. vor den heruntergebrannten Kerzen und schien einen Freund zu suchen. Er war furchtbar aufgeregt und empfing den Staatsmann mit großer Bitterkeit. Thiers war ruhig und ergeben. Nun, Herr Thiers, was ist zu thun? fragte der König. Thiers antwortete: Sire, ich kann nur unter der Bedingung ein Ministerium bilden, daß die Mitglieder der Opposition in das Cabinet treten.— Welche? — Herr Odilon Barrot. — Es ist weit gekommen! — Nach einer ziemlich langen Debatte gab der König endlich seine Zustimmung, Barrot ein Portefeuille zu ertheilen. Da verlangte Thiers zum Zweiten die Auflösung der Kammer und die Reform. Der Streit begann von Neuem, der König verlor eine kostbare Zeit und konnte sich nicht entschließen. Seine alten Minister befanden sich in einem Nebenzimmer, bei jedem neuen Vorschlag holte er sich ihren Rath, und dieser war den Zustimmungen ungünstig. Sire, sagte Thiers, wenn die Bewegung vorüber ist und Eure Majestät meiner nicht mehr bedarf, bin ich bereit, mich wieder zurück zu ziehen. — So mein ich's auch, antwortete der König. Thiers fühlte eine Art von Mitleiden und schrieb folgende trockene Anzeige nieder, die denselben Tage noch im „Moniteur" erscheinen sollte:

„Den 24. Februar, 2 Uhr Morgens. Der König hat Herren Thiers rufen lassen und ihn mit der Bildung eines neuen Cabinetes beauftragt. Herr Thiers hat den König um die Erlaubniß ersucht, sich Herrn Odilon Barrot beigesellen zu dürfen. Der König hat diesen Vorschlag angenommen."

Nachdem dieses geschrieben war; sagte der König: Eh bien, allez chercher vos collegues! und legte auf das letzte Wort einen wegwerfenden Ton, der schneidend hervortrat.

Durch diese Anzeige ohne Ordonnanz des Königs war Thiers noch keineswegs Minister, ja, diese Anzeige in einem solchen Momente bewies gerade, daß der König sich nicht eilte, ihn öffentlich zum Minister zu ernennen, und er nicht, sich öffentlich dazu ernennen zu lassen. Dieses Zaudern von beiden Seiten in einer Zeit, wo jeder Augenblick Zeitverlust zum Verderben führt, ist ein wesentlicher Grund daß die Emeute sich zur Revolution ausbildete.

Thiers begab sich von den Gemächern des Königs nach dem Generalstabs-Quartiere, das sich in dem unvollendeten Pavillon befand, der eine Seite der Rue-Rivoli bildete. Der Marschall Bugeaud befand sich in einem mittelgroßen, einfenstrigen Saale, wo er die Generale um einen runden Tisch versammelt hatte. Es freut mich, Sie zu sehen, Herr Thiers, sagte er, wir sind in einer schwierigen Lage begeben Sie Sich in Ihre Wohnung, wo Ihre Collegen sich versammeln, sagen Sie ihnen, sie sollten uns möglichst viel Freunde verschaffen, wir bedürfen deren. Man rieth nun Thiers, eine Proclamation aufzusetzen, in welcher er seinen Eintritt in das Ministerium anzeige. Die Officiere erboten sich, Copieen anzufertigen, so daß alle Behörden in Zeit von einer Stunde Abschriften von dieser Proclamation mit seiner Unterschrift in Händen hätten. Dieses, sagte man, würde, da ihm auch Odilon Barrot noch beigesellt sei, die Emeute augenblicklich entwaffnen. Nein, nein, nein! antwortete Thiers, ich kann noch keine Proclamation anfertigen! — Aber Herr Thiers, sagte der Marschall Bugeaud, Sie kommen eben vom Könige, Sie haben das Ministerium angenommen. — Nein, nein, nein! wiederholte Thiers abermals, ich kann noch keine Proclamation machen! Da Paris barricadirt war, gab man ihm einen Adjutanten mit, und Thiers entfernte sich, um seine Collegen zu holen.

Der Marschall Bugeaud war bei Nacht und Nebel geholt worden, und kannte die Lage nicht, in der sich Paris in diesem Augenblicke befand. Hätte ihn eine gute Polizei unterrichtet, daß Paris bereits überall barricadirt war, so würde er sich auf die Defensive beschränkt, alle Truppen um das Schloß und die umliegenden Plätze vereinigt, Barricaden gemacht und die Emeute mit Feuerschlund und Bayonnet erwartet haben. Statt dessen bildete er zwei große Angriffs-Colonnen, wovon die eine für den Boulevard, die andere für das Rathhaus bestimmt war. Die erstere übergab er dem General Bedeau die letztere dem, vom Ober-Commando eben herabgestiegenen General Sebastian, der um den gefährlichsten Posten gebeten hatte. Sebastiani sollte mit der Besatzung zusammenstoßen, die schon v. 23. ab, unter General Tallandier's Befehl, am Stadthause stand; Bedeau sollte nach dem Boulevard Denis ausrucken und von dort gegen den Bastillenplatz operiren. Von diesem Platze sollte General Duhot, der ebenfalls schon dort war, sich durch die Rue St. Antoine mit dem Stadthause in Verbindung setzen, und die Besatzung des Stadthauses sollte mit der des Pantheons, wo General Regnault commandirte, gemeinsam wirken. Eine dritte Colonne sollte den ersten beiden nachzügeln, um das Wiederaufrichten der Barricaden zu verhindern; eine vierte kleinere endlich dem Pantheon zu Hülfe kommen. Auf dem Concordien-Platze befehligte General Rulliére die Reserven. Der Plan war meisterhaft für freie Straßen, und 25,000 Mann ohne Nationalgarde können, wenn keine Barricaden vorhanden sind und die Nationalgarde die Truppen nicht durch Demonstrationen demoralisirt, so vertheilt, der Empörung einer ganzen Stadt die Spitze biethen. Aber selbst eine doppelte Anzahl Soldaten kann nichts ausrichten, wenn sie durch Barricaden von einander getrennt ist und die Nationalgarde auch nur in einer Minorität gegen sich hat. Die einzig zweckmäßige Maßregel wäre daher gewesen, sich um die Tuillerieen herum zu verschanzen, die Brücken abzusperren, um Zeit zu Unterhandlungen mit der Nationalgarde zu gewinnen. Daß Bugeaud nicht diesen Plan ausgeführt, muß als ein zweites Unglück für die Dynastie Orleans betrachtet werden. Was aber folgt, entschied ihr Schicksal.

Thiers ließ Remusat zu sich rufen und ging mit diesem zwischen 3 und 4 Uhr Morgens zum zweiten Male zum König. Beide Herren waren entschlossen, ihre neue politische Rolle nicht mit einer Straßenschlacht zu beginnen, und schlugen dem König deßhalb vor, Bugeaud wieder abzusetzen. Ludwig Philipp war bereits im Nachtgewande und antwortete in offenbarem Mißtrauen gegen die Friedens-Politik seiner neuen Minister: Bugeaud ist meine Waffe. Darauf gingen Thiers und Remusat zu Odilon Barrot und Duvergier de Hauranne, weckten diese auf, hielten bei ersterem eine Art Conferenz und begaben sich gegen 7 Uhr Morgens ins Schloß. Der König bewilligte die Auflösung der Kammer. Da stellten ihm die Minister ferner vor, daß die Anwesenheit der Truppen an der Aufrichtigkeit der Absichten des Reform-Ministeriums zweifeln machte, und drangen auf den Rückzug der Armee. Der ermüdete Greis willigte endlich auch hier ein. Sein Schicksal wurde in dieser ersten Conferenz entschieden: er gab seine Waffen und erhielt dafür Versprechungen. Thiers und Odilon Barrot überbrachten dem Marschall Bugeaud selbst die Ordre zum Rückzug der Truppen. Es ist durchaus unwahr, daß die Armee dem König untreu wurde, durch seinen eigenen Befehl wurde sie gelähmt.

Dieser Rückzug verwandelte die Revolte in eine Revolution, die Einwilligung des Königs war der erste Act seiner Abdankung. Die Armee und das Volk, beide erkannten augenblicklich, daß die Krone sich selbst aufgegeben hatte.

Ein seltsames Geschick ist aber, daß Thiers, dessen politische Rolle stets gewesen war, der böse Genius von Ludwig Philipp's Hauspolitik zu sein, auch die letzten entscheidenden Schritte lenken mußte, durch welche das Haus Orleans gestürzt wurde.

Es hat sicher nicht den Wunsch, an die Existenz der verhängnißvollen Ordre zu erinnern; aber Marschall Bugeaud hat nicht dasselbe Interresse, mit einem Beweis zurück zu halten, welcher ihn und seine Armee von allerlei Vorwürfen befreien kann.

So fiel Ludwig Philipp nicht durch die Barricaden, sondern durch denselben Egoismus und den Mangel an Charakter, an dem er selbst und das ganze parlamentarische Frankreich von 1830—1848 gekrankt hatte. Seine Fehler, die Mißgriffe und Schwächen seiner Freunde haben den Kampf entschieden, nicht die Blousenmänner der Februar-Nächte. Unsere Wühler aber und Barricadenmänner werden gut thun, zu bedenken, daß die Kraft des Volkes unwiderstehlich wirkt, so oft sie in den Ufern des Gesetzes vorwärts drängt, daß aber da, wo brutale Gewalt gegen Gewalt kämpft, der Sieg den undisciplinirten Volksmassen nur dann kommen kann, wenn ihre Gegner sich überraschen und betäuben lassen. Von jetzt ab wird das schwerlich möglich sein. — Schon im Februar 1848 zu Paris wäre die materielle Gewalt der Massen trotz den unpraktischen Angriffs-Colonnen Bugeaud's einer disciplinirten Armee unterliegen, wenn diese regiert wurde durch festen Willen und sicherer Kraft.

Wien.

K. K. priv. Theater in der Josefstadt.

Vorgestern Mittwoch zum ersten Male:

Das schwarze Buch.

Drama in 5 Akten nach Leo Gozlan, von Dr. Eduard Stolle.

Ich muß vor Allem erwähnen, daß dieses Stück, welches seine französisch Natur zu verlaugnen gar nicht im Stande wäre, zu den besten seiner Gattung gehört; es ist in demselben eine schöne Idee durchgeführt. Die vornehme Pariser Welt, die Aristokratie, verachtet ein armes ob eines Diebstahls angeklagtes und dann unschuldig gesprochenes Mädchen; die sogenannte Creme setzt sich über den Spruch

der bürgerlichen Assisen hinaus und hört nicht auf, die Arme auch dann noch zu verfolgen, als sie schon die Gattin des Advokaten Maurice geworden war. Am Ende zeigt es sich, daß das Mädchen ganz unschuldig und der Dieb ein Graf ist, ihr Verführer, der sie verlassen und den sie deshalb nicht verrathen wollte, weil er der Vater ihres Töchterleins ist. Ein Blatt aus dem schwarzen Buche der Pariser Polizei, welches Maurice sich zu verschaffen weiß, verräth die Schandthat des Grafen, und der Advokat donnert den Inhalt desselben bei einem Feste herab, welches den Verlobungsabend des Schleiers, Verführers und Räubers feiern soll.

Das Stück ist interessant, in den letzten drei Akten sehr spannend, denn von da an schreitet Alles rasch vorwärts. Die Charaktere sind gut gehalten, ohne Uebertreibung, die Effekte sind natürlich und liegen meistens in pikanten Situationen, das Ganze läßt einen äußerst wohlthätigen Eindruck zurück.

Von der Aufführung zu sprechen, heißt eine Apologie des Hrn. und der Frau Heese schreiben. Dieses ausgezeichnete Künstlerpaar trug die ganze Last des Abends, die Uebrigen waren entweder mittelmäßig oder erbärmlich; Herr Weltmann hatte seine Rolle nicht memorirt, es that einem das Herz weh, wenn man diese wunderschöne, dankbare Parthie so mit Füßen treten sah. Hr. Bergmann als Spieler und Glücksritter erscheint unter verschiedenen Gestalten, und hatte schon in der zweiten als Stabsoffizier den Charakter so vergriffen, daß selbst seine spätere bessere Darstellung ihn nicht mehr mit dem Publikum auszusöhnen vermochte.

Herr und Frau Heese wurden mehre Male stürmisch gerufen, was sie auch in vollkommenem Maße verdienten. — Das Drama dürfte in den Provinztheatern gute Häuser machen.

Breier.

Wiener Signale.

Sonnabends kommt im National-Theater an der Wien ein neues Charaktergemälde von Friedr. Kaiser zur Aufführung, welches „Ein Fürst" betitelt ist. Das Stück soll sehr gut sein und die erste Aufführung desselben findet zum Vortheile des Herrn Rolee statt. Die Verdienste dieses eben so fleißigen als würdigen Künstlers, seine besondere Verwendbarkeit sind so allgemein anerkannt, daß wir an ein sehr gut besuchtes Haus gar nicht zweifeln.

Am 13. d.M. verschied Frau Johanna Stöger, die Gattin des Herrn Theaterdirektors in der Josefstadt. Eine würdige Frau, eine gute Mutter ging sie im 75. Lebensjahre nach einer langwierigen Krankheit ins bessere Jenseits hinüber. Friede ihrer Asche.

Dieser Tage ging wieder ein neues Kavallerieregiment nach Ungarn ab. Man wird überhaupt jetzt mit allen Kräften dahin wirken, den Aufstand sobald als möglich zu dämpfen. —

Es geht die Sage, daß die Russen ganz Siebenbürgen besetzen werden; und General Puchner mit seinem Armeekorps sich nach Ungarn zur Vernichtung des Feindes werfen wird. —

Also keine unmittelbare Volksvertretung für das deutsche Parlament! — Die letzte österreichische Note spricht sich wenigstens in dieser Weise aus, und dürfte mit ihrem Plane, Vertreter für Frankfurt von den einzelnen Landtagen in Vereinbarung mit den Regierungen wählen zu lassen, bei der deutschen Nationalversammlung schwerlich durchdringen. —

Der bekannte und gediegene Poet Carlopago (Ziegler) so wie der junge, ebenso feurige und warme Dichter, als gründliche Gelehrte Dr. Robert Zimmermann bereiten eine Gesammtausgabe ihrer Dichtungen vor. —

Herr Helfert, Unterstaatssekretär im Ministerium des Unterrichtes widerspricht in mehreren Journalen der Angabe, daß er einige mißliebige Worte gegen die Czechen geäußert. Er behauptet, mißverstanden worden zu sein. — Im gewesenen Reichstage saß dieser Mann im Centrum, und hielt Reden im ministeriellen Sinne. — Sein Vater scheint der Dr. Helfert, Professor des kanonischen Rechtes, in Prag zu sein. Er selbst war Konceptspraktikant bei der niederöster. Kammerprokuratur. —

Ein neues Jagdgesetz, ebenso ein neues Gesetz über die Kundmachung aller Verordnungen ist erschienen. —

Erstaunen möchte die Sprache des „Centralorgans für Handel, Gewerbe und Politik" erregen, wenn dieses Journal zufälligerweise mehr gelesen würde. — Diese Zeitung, ungeachtet sie vom Ministerium unterstützt wird, führt in ihrem politischen Theile oft eine Sprache, die gerade nicht sehr zur Handlungsweise des Ministerium's paßt. — Dieser Tage spricht es von einem „rücksichtslos auseinandergejagten Reichstage." — Andere ministerielle Organe erklären wieder die Rechtsgründe für die Auflösung in ellenlangen Spalten! Wo liegt da die Lösung des Räthsels?! —

Kossuth soll geschworen haben, bis Ostern in Wien zu sein. Wenn es ihm so geht, wie mit seinem Schwur, die Weihnachten in Wien zu feiern, so dürften wir ganz ruhig der kommenden Zeit entgegensehen. —

Am 13. März Abends sollen hie und da in einzelnen Quartieren die Fenster beleuchtet gewesen sein. — Am 14. Abends wurde weder eine Aufregung, noch die kleinste Demonstration bemerkt. —

Prato, der gewesene Deputirte, welcher arretirt wurde, soll bereits nach hiesigen Zeitungen auf freien Fuß gesetzt, und in sein Vaterland Südtirol abgereis't sein. Fischhof soll sich im Kriminale in Untersuchung befinden. — Die drei Steckbriefe gegen Violand, Füster und Kudlich machen im Publikum großes Aufsehen. — Ueber die Einbringung und Flucht dieser drei Exdeputirten laufen noch immer die verschiedensten Nachrichten ein. —

Der sehr talentvolle dramatische Dichter Bachmayer hat eine seiner meisterhaften Tragödien als Manuskript drucken lassen, und ist gesonnen, dasselbe an mehrere Bühnen zu versenden. — Schade, daß diesem jungen reichen Talente das Hof- und Nationaltheater, in welchem noch immer eine gewisse Aristokratie vorherrscht nicht geöffnet ist! —

Vorgestern Nachts wurde die Kirche zu Maria-Trost freventlich beraubt; alles Kostbare sollen die Gauner fortgeschleppt haben, sogar die Meßgewänder fand man zerrissen, wahrscheinlich der goldenen und silbernen Borten halber, mit denen selbe besetzt waren.

Aus Berlin schreibt man: Es bewährt sich von Tag zu Tag, daß die Preßfreiheit bei uns eine Wahrheit ist. Von Kautionen, Stempeln und all' den tausend Plackereien hört man nichts, die Repressivgesetze sind keineswegs so gestellt, daß sie eigentlich verschärfte Censurgesetze bilden und daß man beim Schreiben eines jeden Artikels besorgt sein muß, vor Gericht geladen zu werden. — Werden wir in Wien so glücklich sein, dieß in eben dem Maße sagen zu können? Man ist von Tag zu Tag auf das Erscheinen des neuen Preßgesetzes neugierig — und wie wird es ausfallen?

Aus der Zeit.

Alle Zeitungen enthalten heute die Erzählung von einem sehr unglücklichen Vorgange in der Rue d'Anjou-St.-Honoré Nr. 80, wo ein reicher Privatmann, Hr. Caréguy, seine junge Frau im Verdacht der Untreue hatte und sie deshalb auf das genaueste beobachten ließ. Von einem Diener benachrichtigt, drang er vorgestern Abend in ihr Schlafzimmer, überraschte sie mit Hr. de Coetlogon, Bruder des Redacteurs des Corsaire, schlug ein Pistol auf sie an, ward aber von Hr. Coetlogon, der ihm zuvorkam, mit einer Kugel am Arm und in der Seite verwundet. Der Verwundete sinkt zu Boden, und in der Zwischenzeit flüchten sich die beiden Andern. Als Hr. Caréguy wieder zu sich kommt, eilt er in der Meinung, das ehebrecherische Paar habe diesen Weg genommen und mit dem Ruf: Mörder! Haltet auf! nach der Treppe, die eben ein Hr. Bergeron, Secretär im Handelsministerium, herunterkommt. Der Portier und die mittlerweile herbeigeeilten Hausgenossen halten diesen für den Verfolgten, ergreifen ihn, werfen ihn zu Boden, da er sich wehrt, und Hr. Caréguy stürzt auf ihn los und schießt sein Pistol auf ihn ab, das ihm den Kinnbacken zerschmetterte. Erst auf der Wache klärte sich der Irrthum auf. Als der beleidigte Ehemann wieder nach seiner Wohnung zurückkehrt, entdeckt er endlich den Weg, den die Flüchtlinge genommen haben. Die Fronte des Schlafzimmers öffnete sich auf einen Balcon, der auch an dem Nachbarnhause hinlief und von diesem nur durch ein einfaches Eisengitter getrennt war. Das Gitter aber war entfernt, und so konnte man leicht durch das Fenster in das Eckzimmer des Nebenhauses gelangen, wo Hr. Caréguy Hr. Coetlogon fand, den er mit einer zweiten Pistole gefährlich in der Brust verwundete.

Die Barke Floridian von Antwerpen, die nahe an 200 deutsche Auswanderer, meistens wohlhabende Bauern und Handwerker, an Bord hatte, ist in einem heftigen Sturm am 28. Febr. auf den Long Sands gescheitert. Leider sind von den an Bord Befindlichen nur drei Matrosen und ein Auswanderer gerettet worden. Das Schiff strandete Mittag im heftigsten Sturm und bei dickem Nebel, die zwei vorhandenen Boote schlugen mit ihrer Bemannung um, als sie ausgesetzt worden, eine gewaltige Sturzwelle riß das Quarterdeck weg, auf dem sich die meisten Auswanderer versammelt hatten, und nur zwölf Mann im Ganzen blieben in der Takelage des allein noch übriggebliebenen Fockmastes übrig. Von diesen starben 6 an Erschöpfung während der ersten Nacht, und als endlich am 2. März gegen Abend ein Zollkutter das Wrack entdeckte, lebten nur noch 4 Mann, von denen der eine ein Auswanderer und dem Ansehen nach ein Handwerker, wahnsinnig geworden war, und noch nicht wieder zu Verstande gekommen ist.

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Samstag den 17. März 1849. **№ 54.** **Vier und dreißigster Jahrgang**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Die Mühle im Walde.

Nachtstück von A. Sprecher von Bernegg.

Die Dämmerung brach schon herein, als mein Führer, der alte Jägersmann mir ein Haus zeigte, das auf einer Wiese, der einzigen heitern Fläche in dem dichten Walde, stand. Dieser Wald dehnte sich über den vierten Theil eines kleinen mediatisirten deutschen Fürstenthumes aus, durch welches mich meine Ferienreise führte.

„Seht, Herr Studiosus, wenn Ihr einmal Euch ein recht wohlfeiles Haus kaufen wollt', so habt' Ihr da eine prächtige Gelegenheit. Es ist geräumig, noch wohl erhalten, &c., hat obendrein eine Mühle mit vier Gängen. Doch muß der Käufer beherzt seyn, denn man erzählt sich — — —

„Von Gespenstergeschichten? Teufel, das gibt ja Stoff zu herrlichen Abentheuern. Erzählt, Alter, was ists?"

„Nun, was ists? Es geht halt um. Ich bin bei allen Stunden der Nacht vorbei gegangen, und da hört' ich denn hin und wieder die Räder klappern, und sah Lichtschimmer. Zuweilen klang es auch wie Weibergesang herüber."

„Die Mühle ist also nicht von Menschen, sondern von Gespenstern bewohnt?"

„Wie Ihr wollt. Durchsucht hat man das ganze Haus, aber nichts als einen Kater gefunden, der schnurrend auf einem Mühlsteine saß. Vor etlichen Monden starb der Müller, und seine Frau verschwand. Rechtmäßige Erben haben sich nicht gemeldet, und so gehört die Mühle dem Staate. Der einzige Sohn ist schon seit langer Zeit verschollen."

In diesem Augenblicke ging der Mond auf, und zu gleicher Zeit schallte es wie Mühlengeklapper zu uns herüber. „Jesus! jetzt mahlt es wieder!" rief entsetzt der Alte, schlug ein Kreuz und wollte mich eilends weg von dem unheimlichen Platze ziehn.

„Lebt wohl, Jäger, ich will heute Nacht in der Mühle schlafen!" sagte ich, ihm die Hand zum Abschiede reichend.

Vergebens mahnte er von dem Vorhaben ab. Ich eilte hinab über den Wiesengrund. Je näher ich der gespensterhaften Mühle kam, desto deutlicher unterschied ich von dem einförmigen Geklapper der Räder des Gewerkes schrille helle Stimmen, deren seltsame Weisen stark mit dem monotonen Geräuschen, contrastirte. Jetzt sah ich auch dünnen Lichtschimmer durch die Balkenritzen. Meine Neugier, der sich, offen gestanden, auch einiges Grauen beimischte, war auf das höchste gespannt. Umsonst aber suchte ich die Thür zu öffnen, sie war fest geschlossen, und der Mondstrahl zeigte mir ein großes Magistratssiegel daran.

„Wer wird wohl, fragte ich mich, in diesem Haus, das wie ein versiegeltes, räthselhaftes Buch erscheint, wohnen?"

Trotz des obrigkeitlichen Siegels beschloß ich das Geheimniß zu erforschen, koste es, was es wolle. Das Haus umwandelnd, gewahrte ich auf einer Seite im ersten, nicht hohen, Stockwerke einige zerbrochene Fensterscheiben. Ein Baum streckte mir, wie Arme, seine Aeste entgegen; ich klimmte hinauf, stieß die Scheiben vollends ein, und sprang in das Dunkel hinein. Da war ich nun in dem versiegelten Hause. Einige Nachtvögel schwirrten an mir vorüber, in den Wald hinaus.

„Die Industrie soll leben!" rief ich, da ich rathlos mich in dem Dunkel zurechtzufinden, der Feuerbüchse mit Zündhölzchen und Wachskerze mich erinnerte, die jeder rauchende Student besonders auf Reisen bei sich zu tragen pflegt. Bei dem Lichte des angezündeten Kerzchens, sah ich mich in einer gänzlich ausgeleerten Stube, auf deren Fußboden Reste getrockneten Obstes zerstreut lagen. Es mochte eine Vorrathkammer gewesen sein. Dem Geräusche der Mühle folgend, stieg ich die Treppe hinab, durch mehre Gänge und Zimmer, bis ich mit klopfendem Herzen an der Thüre der Mühle mich befand. Jetzt hörte ich wieder deutlich den wunderlichen Gesang. Ich trat ein, nachdem ich meine Wachskerze gelöscht.

Auf einem großen Mehlkasten saß ein Weib. War das ein Weib? Diese spindeldürre, abgelebte Figur, mit den steingrauen Zügen und dem turbanartigen Gebunde auf dem Kopfe? Sie schien mich nicht zu bemerken denn sie sang ihr distonirendes Lied noch immer in die Wette mit den Rädern Steinen und Klappern. Plötzlich brach sie ab und wendete den Kopf. Mit einem Satze war sie vom Kasten herabgesprungen und auf mich zugestürzt. Nichts Gutes ahnend, hob ich den Stock, mich zu wehren.

„Kommst du zurück, Teufel? Ich fürchte mich nicht, noch bin ich voll bis an den Hals;" rief sie mit lauter Stimme, welche sogar den Mühlenlärm übertönte.

„Ah, Ihr habt getrunken, Alte! her mit dem Wein! Ich habe Durst!" schrie ich ihr zu.

„Wein? Gelt, er hat dir geschmeckt, drum kommst du wieder? Aber ich kann dir keinen solchen mehr geben, es müßte denn sein, daß du mir den Kopf herumerschlägst. Dann kannst du mich ganz ausgießen. Probiers! — Aber du bist ja ein Todter, maustodt, ich habe dich gut bedient. Gelt?"

Mir ward unheimlich; dies Weib, mit seinen krausen Reden, hinter denen ein furchtbares Geheimniß stecken mochte, mit den schrecklich glänzenden Augen und den fleischlosen Händen, flößte mir ein unbeschreibliches Grauen ein.

„Warum antwortest du nicht, Jacob? Bist doch sonst redselig gewesen, und hast toben und schreien können, wenn du mich prügeltest? Aber jetzt darfst du mich nicht mehr anrühren, denn wenn du mich schlügest, so würde ich zersplittern, und dir das Gesicht mit scharfem Gift bespritzen Wie sie dich wegtrugen, so kamen allerhand graue und weiße Gestalten, bohrten mir ein Loch in den Kopf, goßen das Gift hinein, bis ich voll war, und setzten einen Stöpsel darauf. Sieh, Jacob, diesen Stöpsel da! Jetzt bin ich für immer eine Giftflasche. —"

Mit diesen Worten zog sie mich an den Mehlkasten, setzte sich drauf, und hieß mich, neben ihr Platz nehmen. Ich gehorchte fast mechanisch; so stark hatte mich das Seltsame übermannt. „Warum kommst du denn eigentlich wieder, Jacob? Schläfst sichs hart da unten? Doch kaum so hart als hier in der Mühle. Seit du weg bist, habe ich fast gar nicht

geschlafen. Eine Giftflasche soll es auch nicht, sonst könnte Einer kommen und sie zerbrechen."

„Vor ein paar Wochen waren viele Apotheker da mit Stäben und Schwertern, die mochten wohl von mir gehört haben, denn sie suchten gar eifrig nach der Giftflasche. O, ich habe ein sehr kostbares Gift, du mußt es wissen. Aber sei doch ruhig, ich fürchte mich gar nicht vor Dir. Solche Gesellschaft, wie du bist, sehe ich alle Tage und Nächte. Sieh —"

Die Stimme der Wahnsinnigen ward leiser, und sie zeigte mit dem Finger in die Dunkelheit hinter den Gängen. „Sieh, dort kommen sie heraus, bleich und grau, und sprechen mit mir. Grad jetzt — Geht, geht, heute ist der Jacob bei mir."

Diese Anrede mochte wohl den Phantasiegebilden des furchtbar mahnenden Gewissens gelten. Sie sprang herab, durchlief die Mühle, wo sie von der matt glimmenden Lampe erhellt war, und begann wieder ihren Gesang. Es waren Lieder ohne Reime, wahrscheinlich eigene Composition der Irren.

Plötzlich ergriff sie die Lampe, stürzte auf die Thüre zu, und wollte hinaus eilen. Ich ihr nach und faßte sie am Rocke. — „Brechen willst mich," kreischte sie überlaut, entriß sich meinen Händen, sprang auf einen Mühlengang und kletterte in den Trichter. „Ha ha, Jacob, komm jetzt, wenn du darfst, du böser grausamer Mann!" rief sie mir aus diesem seltsamen Versteck zu, in das ich ihr weder folgen konnte, noch mochte. Von da herab, wies sie mir die glänzend weißen Zähne, und streckte die spindeldürren Finger, Vogelklauen vergleichbar, mir entgegen. Wie sie sich aufrecht erhalten konnte in dem Trichter, auf dessen Boden es sich drehte, war mir unbegreiflich.

„Was schaust mich so an? Ich konnte nicht anders, gewiß nicht — zu oft und zu schwer hast du mich mißhandelt." — Und sie begann, laut und schrecklich zu weinen.

Gewiß, das war die Sprache der schwer bestraften Blutschuld, des hämmernden Gewissens. So eindrücklich als ich vermochte, rief ich der Unglücklichen zu, herabzusteigen; ich sei ja nicht ihr todter Jacob und auch gar nicht gekommen, sie zu schrecken. Sie solle nur mein Gesicht recht betrachten, auf meine Stimme hören, und sich überzeugen, daß sie in tiefem Irrthume befangen sei.

Stieren Auges schaute sie mich lange an, beugte den Kopf weit vor, und suchte mich an den Haaren zu fassen. Obgleich befangen, trat ich doch näher, und ließ mich von der Irren betasten, umwenden und anschauen, so lange ihr das Spiel gefallen wollte. Da riß sie plötzlich aus der Tiefe des Busens ein Kettlein mit einem Medaillon heraus, und hielt es mir lachend vor. Entsetzen packte mich, denn ich gewahrte Zug für Zug mein eigen Bild. Die alte Wahnsinnige aber sprang aus dem Trichter herab, umarmte und herzte mich mit einer Inbrunst und Stärke, daß es mir eiskalt über den Rücken lief. Dann tanzte sie in der Mühle herum, jauchzte und sang, und kehrte bald wieder zu mir zurück.

„Herzensjosef, Schmerzenssöhnchen, bist du wieder da? Warst lange, lange weg, hast keine Schläge bekommen in der Fremde? Bist nicht eingesperrt worden, bei Wasser und Brod? Gelt, Deine Mutter hast du nicht vergessen können, aber den Vater — hu, ja den."

Vom Gang weg zog sie mich in eine Ecke, und flüsterte mir zu: „Sie sagen, der Vater sei an Gift gestorben; hast nichts gehört? — Abends kommen sogar die Mühlknechte hinter den Gängen heraus und fordern ihn von mir. Ich hab ihn nicht. Ich bin nur eine Giftflasche; das sag ich ihnen jedesmal, aber sie nicken dann mit dem Kopf und meinen: das sei es eben." „Der Jacob müsse in der Giftflasche versteckt sein, sonst hätten sie ihn schon gefunden. Was kann ich thun," schloß das Weib heulend und sich die Haare raufend, „als ihnen den Stöpsel vorhalten, daß sie ihn abhauen. — Und das wollen sie nicht, ich soll den Jacob in mir behalten, bis der Apotheker kommt, und mich holt. Aber weh thut er, o weh, weh! —"

Und wieder faßte sie mich, trotz alles Sträubens, und drückte die fleischlosen Lippen und Zähne mir in Wange und Mund, bis es schier blutete. Es war grauenerregend. Diese entsetzliche Aehnlichkeit, dies tolle, erbarmungswürdige Treiben der angstgefolterten Irren, die Einsamkeit in dem gespenstischen Hause während der Nacht — dieß alles reichte wohl hin, um seltsame, wirre Gebilde meiner Phantasie zu zeigen. Mich dünkte ich sei in einem verzauberten Hause, auf dem der Fluch des Wahnsinnes ruhe, der auch mich heimzuführen drohte. Wie kam dieses Porträt, das mich, obwohl um wenige Jahre älter, darstellte, wie kam es in die Hände der wahnsinnigen Müllerin? Hatte sie mich nicht Josef genannt? Das war auch m e i n Name.

Ich wollte ihr und meinen Gedanken entfliehen, schon stürzte ich zur Thüre hinaus, und sprang einige Stufen der Treppe hinauf, um durch jenes Zimmer wieder in den Wiesengrund hinab zu gelangen. Die Wahnsinnige aber eilte mir mit dem Lichte in der Hand nach, bald heulend, bald mich mit den zärtlichsten Namen anrufend — da gerade, als sie mich mit einem wüthenden Sprunge auf der obersten Stufe am Kleide erhaschte, fiel sie, der Leuchter entglitt ihrer Hand und entzündete den Kopfbund, hoch loderte es auf in lichten Flammen, ergriff das lange graue Haar und da sie die Flamme zu löschen suchte, schlug sie das Feuer in das eigene Gesicht, und zündete die Kleider an. Dies alles geschah in einem Augenblicke; ich stürzte hinab, preßte das Weib in meine Arme, und suchte sie zu löschen. Aber auch mich ergriff das Feuer. Jetzt mußte ich auf die eigene Rettung bedacht sein, und warf blitzschnell den brennenden Rock ab. Vergebens. Tiefer war das Feuer gedrungen, und hatte bis auf die dem Leibe zunächstliegenden Stücke Alles ergriffen. Erst als ich mich jeder brennenden Stoffe entledigt, war ich gerettet. Mittlerweile hatte sich die Flamme fast allen Kleidern der Wahnsinnigen mitgetheilt, welche in ungeheuerm Schmerze sich wand und krümmte, unter herzzerreißendem Geschrei.

(Schluß folgt.)

F e u i l l e t o n.

Unpolitische Briefe an viele Damen.

Von Moritz Albert.

III.

An Christine.

Wir hatten ein Paar schöne, herrliche Tage! Die Sonne meinte es so gut mit den Glücklichen unter der Sonne, die Pflänzchen suchten sich wieder hervorzuwagen aus dem dürren Kerker der Erde und Gräser und Blümchen lächelten hervor, als wollten sie dem Naturmenschen winken, in die freie Natur hinauszugehen!

Und ich gehöre mehr zu den Naturmenschen, als zu den Salonmenschen, — wenigstens bewege ich mich im Salon so eckig, so schroff, so unfügsam, wie ein Naturmensch — in der Natur aber so leicht, so freudig, so heimisch, als wäre ich mit den Blumen emporgewachsen — als könnte ich bei i h n e n nur glücklich sein!

Liebe C h r i s t i n e! Sie fühlen so recht, was ich eben jetzt empfinde — lassen Sie sich ja doch am liebsten „Waldmädchen" nennen, weil Sie stolz und frei emporwuchsen, gleich der Föhre des Waldes und dennoch lieblich und sanft blieben, gleich dem ersten Veilchen, das an den Wurzeln der Föhre entkeimt! Sie haben, so gut wie ich, herzlich Theil genommen, an dem Doppelfrühling des entschwundenen Jahres — Sie nannten mich einen deutschen Burschen — ich nannte Sie ein deutsches Mädchen — — und es waren nicht blos N a m e n — wir empfanden, wir f ü h l t e n, was wir sagten!

Aber die Politik wurde uns verleidet — wir gaben uns einen deutschen Handschlag, n i c h t zu politisiren — und so lassen Sie mich auch heute nicht die halbvernarbte Wunde aufreißen — Freuen wir uns lieber an dem, was wahrhafte, dauernde Freude geben kann — an der untrüglichen einzig freien und ewig freien N a t u r!

Sie, meine liebe C h r i s t i n e, nennen mich deshalb gewiß keinen Zopf, wenn auch viele Leute es für alt, abgedroschen und abgeschmackt erklären, vom Frühlinge, von der N a t u r zu schwärmen. Ist doch die Natur ewig neu, biethet sie doch dem Fühlenden immer und immer neue Reize — kann doch s i e nur in ihrem Blumenflor das Geheimniß der Seelen enträthseln! O es ist schön, vom erwachenden Frühlinge zu träumen — ist er doch ein Sinnbild des erwachenden M e n s c h e n!

Wie oft wurde der Winter mit dem Greisenalter — der Frühling mit der

Kindheit verglichen! Ich möchte den Winter mit dem schlummernden Geiste des Kindes — den Frühling aber mit dem erwachenden Geiste des Jünglings vergleichen! Da regen sich alle Keime, da ist ein Emporstreben, ein Hoffen, ein Wünschen, ein Träumen — da ist der Himmel rein, gleich der Seele eines noch nie enttäuschten Gefühlsmenschen — da wagt es und lebt es und lobt es und gährt es im jugendfrischen, glücklichen Herzen — und aus dieser Brandung der Gefühle flammt das selige Freiheitsgefühl — die Liebe — empor! Liebe! Du gleichst dem ersten Veilchen, hervorgerufen von dem jüngsten Sonnenstrahle des Frühlings — Du gleichst dem ersten Liede der jungen Nachtigall, das hervorgeschmettert aus der reinen Kehle — Du gleichst dem gestirnten Himmel, der es in der ungetrübten, heiteren Frühlingsnacht mit tausend goldenen Lettern auf der blauen Decke aufgeschrieben, was kein Herz so recht empfunden — keine Sprache so recht sagen kann!

Wie ist mir doch? — — Da habe ich die Liebe mit dem ersten Frühlingsveilchen verglichen, das gestern noch so lieblich keimte, und duftete? — — heute stehe ich am Fenster — Schnee bedeckt die Gefilde — ach das Veilchen starb!

Ein anderes Veilchen pflückte ich, preßte ich an meine Lippen und bewahrte es in einem Buche. Du gabst es mir am 13. März — es war die Blume der Freundschaft — noch hat sie Duft und Farbe!

Stand am frühen Lenzestage, hab' zur Erde mich gebückt
Und ich sah ein zartes Veilchen — habe sorglich es gepflückt. —
Noch ein Veilchen stand daneben, wunderhold und duftend mild,
Mit dem oft der Strahl Aurora's und der Perlenthau gespielt;
Dieses Veilchen spricht zum Andern: „Wie beklage ich dein Loos,
„Blühst nicht mehr an meiner Seite, nimmer mehr auf Hertha's Schoos! —"
Doch des andern Tages wandte Äolus mit Allgewalt
Lenzesfülle um zum Winter, zu den kalten, allsobald.
Unter feuchten Schnees Decke, der das Erdenthal umzieht,
Ward das arme, zarte Veilchen vor der Zeit zu früh entblüht! —
Aber Jenes, das ich pflückte von der Mutter Hertha Schoos,
Klagt nun um die arme Schwester — lobt das ihm beschiedne Loos!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf baldiges Wiederschreiben!

Wien.

K. K. Hof- und Nationaltheater.

Zum ersten Male: „Röschens Aussteuer, oder das Duell." Lustspiel in drei Aufzügen, frei nach dem Französischen von Friderike Elmenreich. Vorher zum zweiten Male: „Hausmütterchen," Familiengemälde in einem Aufzuge nach dem Französischen, von J. Heine.

Als Sedlnitzky's Censurschwert noch über der österreichischen Bühne hing, da waren freilich die Fittige der dramatischen Muse gebunden, und man spielte die liebe, platte, abgerissene Gewöhnlichkeit mit ihren tausend verbrauchten Theatereffekten ganz gemüthlich ab. Das geduldige Publikum mußte sich mit all dem theatralischen Zwieback: „Frei nach dem Französischen" langweilen, und es gab im schönen Vaterlande lauter verdorbene ästhetische Geschmäcke.

Die Zeit der ästhetischen Geschmäcke hat sich, da schon einmal übersetzt sein muß, ins Politische übersetzt, und Sedlnitzky's Gedankenpolizei hat in der imposanten vormärzlichen Größe zu leben aufgehört.

Die Bühne braucht darum nicht Lückenbüßer dem Publikum vorzusetzen; das ausgehungerte, dürstende Publikum sehnt sich nach Gediegenem, Entschiedenem, nach dem neuen Leben in der Kunst, da sie das neue Leben in der anderen, eben so bedeutenden Richtung bereits angefangen hat.

Beide obgenannte französische Stücke sind aber leider nichts Anderes, als ganz gewöhnliche Lückenbüßer, oberflächliche Theaterstücke, mit etwas Bühnenkenntniß, einer kleinen Portion Dialog und dem wäll'schen Salat einiger Thräneneffekte und Spaßsituationen aufgeputzt. — Eine leichtfertige Entwicklung geht in beiden Stücken mit einer ebenso leichtsinnigen Motivirung Arm in Arm spazieren. Es ist Poesie im Nachthäubchen; die dramatische Kunst im Schlafrocke.

Ich müßte mich vor den Lesern schämen, wenn ich nach lang und breit die Sujets der beiden Stücke erzählen wollte.

„Hausmütterchen" ist offenbar doch etwas besser gedacht und gemacht und der Gedanke, daß ein junges Mädchen ihre Geschwister mit starkem Willen leitet, und ihrem Wohle große Opfer bringt, um ihrer Mutter Andenken hoch zu ehren, ist recht zart und sinnig. Aber der französische Leichtsinn hat die Gefühlsseite dieses Familiengemäldes als Farce behandelt, und das Ganze macht wenig Eindruck.

„Röschens Aussteuer" ist nach alten Lustspielpatronen gearbeitet und entbehrt selbst eines zarten Gedankens. Die lustigen Situationen mit den Verlegenheiten des guten Michels sind weder besonders originell, noch pikant.

Und diese beiden Stückchen am 15. März — am Tage unsererer Befreiung?! — Wir bedauern!

Gespielt wurden beide Dingelchen gut. Unsere Aufmerksamkeit vor Allem erregte die lebendige, liebenswürdige Spielweise des gewiß talentvollen Hrn. Devrient, der in beiden Stücken sehr beschäftigt war. Auch die Herren Kirschner, Wagner, Beckmann und Herzfeld verdienen volles Lob. Die Damen Wildauer, Neumann, Zeiner, Grafenberg, Lieder und Wintersteiner lösten ihre Aufgabe vollkommen, und trugen meisterlich zu einem sehr gelungenen Ensemble bei.

Ernst Rose.

Wiener Signale.

Elmar's „Beaufort des Teufels" kam vorgestern im Theater an der Wien zum 30. Male und als zweites Benefice des Verfassers zur Aufführung, wobei abermals neue Liedertexte eingelegt waren; deren Gelungenheit durch einen ungeheueren Sturm von Applaus und mehrmaligen Hervorrufen des Verfassers von dem zahlreich versammelten Publikum anerkannt wurde.

Der König von Preußen — Kaiser von Deutschland! — Vorgestern Abends tauchte dieses Gerücht in Wien hie und da auf; und erregte in den nicht ganz apathischen Gemüthern einige Beunruhigung. Große Aufmerksamkeit hat die letzte entschiedene Note des österreichischen Ministeriums in den Frankfurter Angelegenheiten in hiesigen politischen Kreisen erregt. — Ueber ihre Aufnahme in den deutschen Ländern fehlen noch die detaillirten offiziellen Berichte. —

Ueber die Beleuchtung in mehreren Vorstädten am 13., 14. und 15. März, und über das erfolgte Verbot derselben, laufen die abenteuerlichsten Gerüchte im Publikum herum. Man will Kerzen mit Flören umwunden und ganze Vorstädte beleuchtet gesehen haben. Ganz natürlich fehlt die Vergrößerung bei ganz einfachen geringen Thatsachen nicht; und die Lügen, die doch so nahe liegen, werden ganz naiv geglaubt. —

Eine neue Proklamation des Gemeinderathes ermahnt zur Ordnung und Ruhe, und gibt die Worte Se. Majestät des Kaisers kund, welche Er zur Deputation des Wiener Gemeinderathes gesprochen. —

Die neue Gensd'armerie ist bereits schon organisirt. Zwei Gensd'armen in ihren neuen Uniformen wurden dieser Tage den hohen Behörden vorgestellt. Ihre Uniform besteht in einem grünem Waffenrocke mit Rosa Passpoils eingefaßt, und in grauen Hosen. —

Auf dem Wasserglacis wird ein neuer großartiger Kiosk gebaut. — Nur mit dem Platze, auf welchem er gebaut wird, sind wir nicht einverstanden. Die kleinen netten Gartenanlagen, die sich dort befanden, übten ja auf das Auge einen so wohlthätigen Eindruck. —

Herr Schuselka befindet sich noch immer in Wien. Auch der Herr Expräsident Smolka traf vor einigen Tagen hier ein. —

Das Ministerium des Innern ist bereits mit dem Grafen Stadion an der Spitze, in voller Geschäftsthätigkeit. — Energie für die Administration kann dem Herrn Grafen Stadion nicht abgesprochen werden. —

Die „Presse" fordert zu Beiträgen für die österreichische Flotte auf. —

Interessante Notizen theilt die Wienerzeitung über die österreichische Bevölkerung im Verhältnisse zur österreichischen Journalistik mit. Die deutsche Nationalität hat verhältnißmäßig die meisten Journale, die am Ende doch ungeachtet alles Geschwätzes zur Bildung des Volkes beitragen; obwohl die deutsche Nationalität in Oesterreich noch weit gegen Deutschland zurück steht. — Das Verhältniß der slavischen Nationalität erscheint sehr ungünstig. — Und doch so hohe unerschwingliche Journalcautionen!?! — Wir können doch nicht glauben, daß diese zur Vermehrung der Journale beitragen! —

Das „freie Oesterreich" gibt wieder seinen Titel auf, und wird als „Geißel" erscheinen. Einige böse Leute schreiben diese Metamorfose einem Abonnentenmangel zu. — — Wir wüßten übrigens einen pikanteren Titel als „die Geißel" — „die Knute!" —

Nächstens schon kommt Kleshrim's Stück im Josefstädtertheater zur Aufführung. Die Ausstattungskosten sollen die für jetzige Zeit enorme Summe von 5000 fl. CM. betragen. Herr Kleshrim wird selbst in der Rolle eines alten Vaters auftreten. —

Aus der Zeit.

Vor einiger Zeit las man in englischen Journalen folgende Anzeige: „Wer eine auf 140,000 Stück sich belaufende Heerde, die sich mit ungemeiner Fruchtbarkeit vermehrt und einen beträchtlichen Jahresgewinn abwirft, kaufen will, wende sich an Herrn Betford, Grundbesitzer in Keswick, Grafschaft Cumberland. NB. 1. Noch ist zu bemerken, daß diese Heerde unbeschränkte Freiheit genießt, zu weiden, wo sie nur will. NB. 2. Auch will man die Heerde, wenn es die Käufer wünschen in größern Abtheilungen verkaufen. — Auf diese Anzeige kamen bald aus allen Weltgegenden Viehhändler und meldeten sich bei dem Grundeigenthümer. Dieser

zeigt ihnen — einige Bienenkörbe. Da gab es denn — lange Gesichter und mancherlei Redensarten.

Ein neues Kalifornien in Afrika! Ein gewisser Oberst Koreławski, jetzt in französischen Diensten, der lange Zeit die Minen Sibiriens studirt hat, und jüngst Nordafrika besuchte, hat an den Ufern der Flüsse Dys, Mania und Gamanil weite Sandstrecken entdeckt, welche Goldstoff enthalten. In Paris haben die ersten Nachrichten Sensation erregt, ohne Zweifel wird die ganze Stadt an die Ufer jener Flüsse eilen, um den bewußten Sand zu waschen und jeden Proletar zum Millionär zu machen.

Berichte aus Californien vom 23. Dec. schildern die dort eingerissene Anarchie. Eine Regierung ist nicht vorhanden, die desperatesten Charaktere sind in das Land geströmt, und täglich werden die größten Missethaten ungestraft begangen. Mord und Raub sind an der Tagesordnung. In sechs Wochen sind mehr als 20 Mordthaten bei einer weißen Bevölkerung von höchstens 15,000 Seelen vorgekommen. Man sucht sich durch Lynchjustiz zu helfen, und vor wenigen Tagen wurden drei Männer bei San Francisko von den Einwohnern aufgeknüpft. Das bis jetzt gewonnene Gold wird auf 4 Mill. Doll. veranschlagt.

Konversations-Saal.

Schreckliche Lage eines Wildschützen. Ein Glasmacher in Schreibershau, an der böhmischen Grenze, hatte vor Kurzem für seine Leidenschaft, heimlich dem Wilde nachzustellen, auf eine schreckliche Weise zu büßen. Er ging nämlich an einem der letzten Sonntage allein in den Wald und kletterte einen steilen Felsenhang hinan, als sich plötzlich seine Flinte entlud und ihm die rechte Kniescheibe zerschmetterte, worauf er bis zu dem Fuß der Felswand hinabrollte und dort liegen blieb. Nach einer qualvollen Stunde hörte er Herdengeläut; es waren einige Mädchen, welche hier Vieh hüteten. Er rief laut um Hülfe. Aber die wilde Waldstelle war, als vom Spucke heimgesucht, verrufen, und die Mädchen hatten in ihrer Angst nichts Eiligeres zu thun, als ihr Vieh weit hinweg zu treiben. Etwas weiter abwärts floß eine kleine Quelle; hieher wälzte sich der Unglückliche unter unsäglichen Schmerzen, löschte seinen brennenden Durst, wusch seine Wunde aus und verband sie nothdürftig mit dem Schnupftuche. Und nun faßte er den einzig möglichen Entschluß, der ihn vor dem Verschmachten retten konnte. Auf dem Rücken liegend, den verletzten Fuß über den gesunden gesetzt, half er sich mit den beiden Händen und dem linken Fuße langsam und schmerzvoll vorwärts, immer dem Laufe des Wässerchens folgend. Drei Tage und drei Nächte mühte er sich so ab, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen, ohne einen Bissen Nahrung zu genießen. Nach dieser Zeit kam er auf ein kleines Wiesenthal hinan, worin einige Hütten standen. Hier aber verließ ihn seine letzte Kraft; so laut er konnte, rief er noch einmal um Hülfe und dann verlor er das Bewußtsein. Zum Glück stand ein Mann vor seiner Thür, und hörte den Ruf; man suchte ihn auf; fand ihn und trug ihn in den Weiler. Durch sorgsame Pflege erholte er sich nach und nach, und außer dem Verluste des rechten Beines, das abgenommen werden mußte, ist er jetzt wieder hergestellt.

Im Hamburger Polizeibericht schloß kürzlich die Anzeige von dem Sturze eines Mannes: „Er war ein geborner Hamburger und auf der Stelle todt.“

Briefe aus Linz.

3 Am 12. März um 10 Uhr Vormittags fand zur Feier der Constitutions-Verleihung ein feierliches Hochamt und Te Deum in der Domkirche Statt, zu welcher Festlichkeit beide Bataill. der Nationalgarde und die Cavallerie in Parade ausrückten. Der Landeschef, die Beamten aller Dikasterien so wie der F. M. L. Bechtold und das sämmtliche Offizierskorps der hier in Garnison liegenden Truppenkörper wohnten der heil. Handlung bei.

Schon Tags zuvor mußte die gesammte Garde sich in der ständischen Winterreitschule versammeln, woselbst der Landeschef in Garde-Uniform erschien und eine ergreifende, wohlberechnete Anrede hielt, deren Grund tiefer liegen mag, als ihn die Mehrzahl sucht. — Das Erscheinen des Landeschef bei festlichen Gelegenheiten in der Uniform eines Nationalgarden ruft die verschiedensten Urtheile hervor. — — — Während jener Theil des Publikums, welche in der National-Garde das Institut zum Schutze des Landesfürsten, zum Schirm der Verfassung und zur Herhaltung der Ordnung im Innern des Staates sieht, es angemessen findet, daß der Statthalter der Provinz sich dieses Ehrenkleides, wie Dr. Fischer es selbst in seiner Rede nannte, bei festlichen Gelegenheiten bediente, — will ein anderer Theil es mit der Würde und dem Ansehen des Landeschef nicht vereinbarlich finden, daß derselbe in der Kleidung eines einfachen gewöhnlichen Garden erscheint. — Von beiden Theilen abstrahirend — finden wir in dem Erscheinen des Landeschefs in der Uniform der Garde, einen weit besseren Eindruck auf das große Publikum als in der altmodischen gestickten und verzierten Staatsuniform. Wir finden darin eine Auszeichnung der Bevölkerung an dessen Spitze der Landeschef steht, und von welcher alle Stände in der Garde vertreten sind; wir finden in diesem Erscheinen den ehrenvollen Ausdruck des Vertrauens, welches der Landeschef in die Körperschaft setzt, dessen Kleid er selbst trägt, daß sie ihre Aufgabe richtig erfasse und eine wahre Schutzwehr des Staates und seiner Gesetze und seines konstitutionellen Oberhauptes werde. — Am Abende dieses feierlichen Tages wurde das Schauspielhaus glänzend erleuchtet und die Volkshymne abgesungen. Eine allgemeine Stadtbeleuchtung unterblieb aus so manchen wohlerwogenen Rücksichten — dafür wird eine Sammlung für die Armen veranstaltet, deren Dankeszähren eine weit strahlendere Beleuchtung geben. —

Die Aufnahme der oktroirten Verfassung war eine freudige innerhalb den Schranken der Mäßigung, daher auch eine denkende. — Der gebildete Theil der hiesigen Bewohner begrüßte den neuen Genius Oesterreichs als ein wahrhaft freisinniges, dem Zeitgeiste und der Bildungsstufe der mannigfachen Bewohner des Kaiserreichs vollkommen angemessenes Werk. Mit dieser Auffassung verbinden wir den Wunsch, daß jetzt die Presse, dieser schirmende Hort und sorgsame Bewacher der uns verliehenen Freiheiten, nur auf dem Wege der Wahrheit und des Gesetzes einherschreite, daß sie den Samen der Eintracht und des Friedens auf ihrer Bahn ausstreue, und nicht wie vor den bittern Keim der Zwietracht nähre.

Alles hofft, neubestärkt auf bessere Zeiten — möchte doch die Presse uns diesen glücklichen Hoffnungsanker nicht entreißen! —

Das Loos über die schönsten und größten Gebäude von Linz ist gefallen. — Ich habe Ihnen früher berichtet, daß das Gerücht cirkulirt, das ehemalige kais. Schloß allhier, werde in seinen früheren Stand hergestellt werden, und muthmaßlich der künftige Aufenthalt der beiden Prinzen Franz Karl kais. Hoheit und des Erzh. Maximilian sein. — Statt dessen wird das Schloß von seinen gegenwärtigen sauberen Gästen, den Criminal-Sträflingen, befreit und zu einer befestigten Citadelle hergerichtet. Man arbeitet schon an der Pallisadirung und Schanzen, auch soll eine Feldbatterie von Budweis hieher kommen. — Die Sträflinge werden einstweilen in dem aufgehobenen Zwangsarbeitshause und in der Pionier-Kaserne untergebracht, bis ein passender Platz mit sicherem Gewahrsam für sie ausgemittelt sein wird. Man glaubt hiezu Baumgartenberg oder die Veste Werfen verwenden zu können.

Die Losung ging hier ohne Anstand vor sich, dagegen gab es in den Pfleggerichten Mattighofen, Mauerkirchen und Braunau und im Salzburgischen arge Excesse. Am 19. d. M. ist die Assentirung für den Stadtbezirk Linz.

Einem unverbürgten Gerüchte zu folge, soll gestern Goldmark der Reichstagsdeputirte durch Linz gereist sein. Nach Erzählungen von Fremden wäre Kudlich in Gmunden gesehen worden; jedoch konnte man über beide nichts Gewisses erfahren, ich theile Ihnen daher diese Nachrichten, als das was sie sind, als Gerüchte, mit.

Wie ich höre, soll das hier garnisonirende Infanterie-Regiment d'Este nach Theresien- oder Josefstadt in Böhmen marschieren, und dafür „Haugwitz“ aus Italien hieher in Garnison kommen.

Es scheinen größere militärische Vorkehrungen in und um Linz getroffen zu werden, da unlängst F. M. L. Baron Bechtold in der Sitzung des Gemeinde-Ausschusses erschien, und diesem bekannt machte, daß er in kurzer Zeit einige militärische Dispositionen treffen werde, worüber sich die Bewohner dieser Stadt jedoch keineswegs beunruhigen sollen, da sie bloß nöthig werden um einer im finstern schleichenden Fraktion das Handwerk zu legen, und die Ruhe und Ordnung in dieser friedliebenden Stadt aufrecht zu erhalten. —

Die nächste Messe hier wird am ersten Samstag nach Ostern, d. i. 31. April beginnen und nicht länger als 14 Tage dauern, auch hat der Gemeinderath beschlossen, mit aller Energie und Strenge darauf zu sehen, daß im Kleinen (Verkauf en detail) nicht früher als am 1. Tage des Marktes d. i. den 14. April — und im großen (en gros) nicht früher als drei Tage vorher d. i. den 11. 12. u. 13. April Käufe und Verkäufe gemacht werden.

Eine Maßregel, ebenso nothwendig als für die marktbesuchenden Käufer wünschenswerth. —

Mit Ostern wird zugleich auch der Direktion „Stöckl“ die Hallen der Kunst den Tempel Thaliens, eröffnen, worauf das Publikum äußerst gespannt ist. Ich werde nicht ermangeln, von Zeit zu Zeit auch unserer Kunstzustände in meinen Briefen zu erwähnen. —

* * *

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Dienstag den 20. März 1849. № 35. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Die Mühle im Walde.

Nachtstück von A. Sprecher von Bernegg.

(Schluß.)

Es gelang mir nach ungeheuren Anstrengungen, bei denen ich abermals mein Leben in die höchste Gefahr setzte den Brand zu löschen. Jetzt trug ich die Halbleblose hinauf und fand endlich die Küche, wo ich alles vorgefundene Wasser über sie ausgoß; dies schien ihre Schmerzen einigermaßen zu lindern. Wie aber die tiefe Kopfwunde heilen, die der Fall ihr gebracht, und welcher ein Strom von Blut entfloß?

So geschickt ich es vermochte, mit den noch vom Schrecke zitternden Händen, machte ich einen Verband, um das Blut zu stillen. Die ohnmächtigwerdende Irre legte ich sodann auf das Bett in dem anstoßenden Zimmer. Der furchtbare Blutverlust und Schmerz hatte sie erschöpft, und sie lag lange bewußtlos da, trotz aller meiner Bemühungen, sie aufzuwecken. War meine vorige Lage in der Mühlstube entsetzlich gewesen, so hatte sie sich jetzt keineswegs gebessert.

Trostlos ging ich im Zimmer auf und ab.

Sollte ich die Unglückliche, die doch offenbar eine Verbrecherinn war, jetzt verlassen, wo ihr Leben auf dem Spiele stand? War aber nicht mein eigenes in Gefahr? In ein obrigkeitlich versiegeltes Haus war ich frevelnd eingedrungen, Leute konnten im Vorübergehen das furchtbare Geschrei gehört haben. Wenn sie mich fanden neben der blutenden, mit Brandwunden bedeckten Frau, so mußte der schwärzeste Verdacht auf mich fallen. Dann lange Untersuchung, Kerker, vielleicht ein Todesurtheil!

Das waren die Betrachtungen, in denen mich das wieder zum Leben zurückkehrende Weib störte. „Wo bin ich? Wer sind Sie, Herr?“ fragte sie matt.

Ich trat zum Lager. Sie erhob sich, und schaute mich mit den grauen, fast erloschenen Augen tief erstaunt an. „Bist du nicht mein Sohn Josef?“

„Bist lange in der Fremde geblieben.“

„Ich bin nicht euer Sohn,“ sagte ich, „obwohl ich viel Aehnlichkeit mit ihm zu haben scheine. Ich kam zufällig herein, Ihr branntet, und ich habe Euch hieher getragen.“

„Wie ist mir denn?“ sprach sie, die Hand an die Stirn legend. „Ja, ich lief Ihnen, glaub ich nach. Da fiel ich. O ich danke Ihnen, bester Herr.“

„Aber mein Mann, mein Mann, wo mag der bleiben?“ Sie schwieg lange. Nur Seufzer und Schmerzenstöne von den Wunden ihr entpreßt, unterbrachen häufig die Stille.

Plötzlich schrie sie laut auf, herzzerreißend, „O! O! ich hab ihn vergiftet! O eine Mörderin bin ich, jetzt gibt es keine Seligkeit für mich. Meinen Mann umgebracht! O Gott, o Gott! vergieb mir.“ So jammerte sie, zerraufte sich das Haar, schlug die welke Brust mit den geballten Fäusten und wüthete in namenloser Verzweiflung gegen sich selbst.

Dieser furchtbare Seelenschmerz, dem sich noch der körperliche beigesellte erschöpfte die schwachen Kräfte der zur Vernunft, aber nicht zur Ruhe zurückgekehrten Frau. Sie fiel wieder in Bewußtlosigkeit. Während ich um sie beschäftigt war, pochte es plötzlich an der Hausthüre. Jene Betrachtungen — dies war mein erster Gedanke — schienen sich zu bewähren. Man hatte also das Geschrei gehört, und die Obrigkeit kam, vielleicht den Grund desselben zu untersuchen. Sollte ich fliehen in diesem Zustande der Entblößung nothwendiger Kleidungsstücke? Es pochte stärker. Wenn es der Jäger wäre? Oder gar — Nein, der Becher, den ich in jugendlichem Uebermuthe mir eingeschenkt, mußte geleert werden. Ich nahm die Lampe und trat, nachdem ich durch ein offenes gegenüberliegendes Zimmer gegangen, an das Fenster.

Der Mond goß sein Licht auf einen Mann, der Tornister und Reisestab trug. „Wer ist da?“ rief ich hinab.

„Der Josef ist's, des Müllers Sohn.“

„Großer Gott!“ schrie ich. „Flieht, flieht, erbarmungswürdiger Mann, flieht, zur schlimmen Stunde betretet Ihr die Schwelle Eures Hauses.“

„Was ist denn geschehen? Sind die Eltern todt? O erbarmt Euch wer Ihr auch seid. Laßt mich herein!“

Der Sohn des Unglücks ließ nicht ab mit Bitten, warf den Stab weg, und streckte die gefalteten Hände bittend zu mir herauf, er jammerte, daß es einen Stein erbarmen mußte. Fröhlich kam er, das Herz von Hoffnung und Kindesliebe geschwellt, an die Pforte der langersehnten Hütte und jetzt muß er einen Unbekannten um Einlaß bitten, muß flehen, daß ihm die Botschaft seines schrecklichen Unglücks werde. —

„Flieht!“ sage ich Euch. „Ihr könnt nicht in das Haus des Verderbens eintreten. Rettet Eure Seele, denn, wißt, so Ihr es erführet, es wäre geschehen um ——“

Ich wollte den Satz vollenden, da bedachte ich mein thörichtes Thun, hatte ich nicht seine Seele auf die Folter gespannt statt listig ihn zu entfernen, durch das Vorgeben, daß Niemand von den Seinigen mehr hier wohne.

Ich schloß das Fenster, und kehrte zu Josefs Mutter zurück. Die war schon erwacht, und schrie ihren Jammer durch das Haus.

Mit allen Einreden und Sprüchen, welche mir die gesteigerte Aufregung eingab, suchte ich sie zu trösten. Der Wahnsinn hatte sie verlassen, sie hielt sich nicht mehr für eine Giftflasche, sah nicht mehr die bleichen Schatten, welche den Gatten von ihr forderten, aber an die Stelle dieser Nacht der Vernunft, war Trostlosigkeit getreten. Klar ihrer furchtbaren Schuld bewußt, hielt sie sich für ewig verdammt, und jammerte um ihr Seelenheil, jammerte um den ferngeglaubten Sohn, den von nun an, wann ihm Kunde würde, der Verlust des Lebensglückes unstät durch die Welt treiben mußte.

Plötzlich ward die Thüre aufgerissen und Josef stand vor uns. Er mußte auf demselben Wege hereingekommen sein, wie ich.

„Mutter, Mutter!" schrie er —

„Sohn — Josef!" kreischte die Kranke.

„Sie lagen sich in den Armen" und weinten lange. Ja, das Medaillon log nicht. Der Zurückgekehrte trug unverkennbar meine Züge. Als er sich gesammelt, faßte mächtiges Staunen den mir schwer Zürnenden, da er seinen Doppelgänger gewahrte.

„Wer ist dieser?" fragte er seine Mutter. „Hattest Du noch einen Sohn?"

„Dein Bruder ist er nicht!" Ich kenne ihn auch nicht, aber sei ihm dankbar, Josef, er hat mich retten wollen, als ich brannte. Aber ich fühle, daß ich doch sterben muß. Fasse Dich, Sohn — (hier hielt sie lange inne) „Du verlierst — eine verbrecherische Mutter!"

Josef erbleichte, zitterte und schrie: „Nein — O! was sagst Du? Nein, das kann nicht sein, Du bist krank, und redest irre!"

„Und doch ist es so! O! schrecklich, daß es so ist! Ich habe — Josef — verzeihe mir, wenn Du kannst, ich habe Deinen Vater —"

Die übermäßige Anstrengung hatte sie abermals erschöpft. — Josef stürzte schreiend zu Boden, und raste in wildester Verzweiflung. Die unglückliche Mutter des unglücklichen Sohnes lag in tiefer Ohnmacht auf dem ärmlichen Bette, und schien nicht mehr erwachen zu wollen.

Es war eine schreckliche Pause, lang wie die Ewigkeit.

Endlich erhob sich die Mutter. Sie war todtenbleich, aber ruhig und gefaßt. „Sohn, Einziger, stehe auf" rief sie. „Mir bleiben nur wenig Augenblicke. Die Pforten des schrecklichen Jenseits thun sich auf. Warum denn, warum ist es so gekommen!"

Sie erzählte dem noch am Boden liegenden, und starr blickenden Sohne, daß seit drei Jahren der Vater sich furchtbar dem Trunke ergeben, und sie dann alltäglich auf die entsetzlichste Art gemißhandelt habe. Ueberdies sei das Geschäft immer schlechter gegangen, Jakobs Wuth habe sich zuletzt so gesteigert, daß sie mehre Male in Lebensgefahr gerathen sei. Da habe nach und nach sich ihrer ein finstrer Gedanke nach dem andern bemächtigt, die ihr nie Ruhe gelassen, bei Tag und Nacht. Wohl seien Befehle von der Obrigkeit an den Müller erlassen worden, die Frau nicht mehr zu mißhandeln, aber eben dies habe ihn nur noch wilder gemacht. So sperrte er sie mehreremale Tage und Wochenlang ein bei Wasser und Brod, geißelte sie mit einem Stricke, wovon sie noch die Wunden trage, und von da an habe sie den Entschluß gefaßt, nicht wie sie früher gewollt, sich von ihm scheiden zu lassen, sondern jenen schwarzen Rachegedanken zu folgen. Von dem Erlöse einige Geräthe habe sie sich eine Flasche mit scharfem, aber nicht zu rasch tödtendem Gifte verschafft, und es ihm unter den Branntwein, Koffee und sogar in die Speisen gemischt. Als er dann todt gewesen, und Niemand Verdacht schöpfte, habe sie sich doch verborgen gehalten in einem Versteck der Mühle. Da seien die rächenden Gespenster dunkel vor ihr aufgestiegen, und hätten ihr nimmer Ruhe gelassen. Aus dem Schlupfwinkel hervorgetreten hat sie kärglich von den Resten des vorhandenen Mehles, das sie zu Brod und andern Speisen verwendet, in dem verlassenen Hause gelebt, aber in beständiger Todesangst, bis heute Abend mein Erscheinen sie an den Sohn erinnert. Als sie sich auf der Treppe verbrannt und am Kopfe verwundet, aus der Ohnmacht erwachte, sei ihr anfangs gewesen, als wenn nur ein schwerer, schrecklicher Traum sie geplagt.

Sie hielt inne, wie sie auch während der Erzählung mehreremale gethan. — Mit einem Blicke voll unsäglicher Betrübniß auf den noch immer regungslosen Sohn, faßte sie dessen Hand.

„Josef, vergib mir! Sonst kann ich nicht sterben, — vergib, vergib Deiner Mutter, die ihre Strafe von dem höchsten Richter zu empfangen geht." — Mit äußerster Kraftanstrengung streckte sie sich hinab, und drückte des Sohnes Hand fester — Der richtete sich plötzlich auf, preßte einen heißen Kuß auf der Sterbenden Wange, und stürzte dann laut weinend hinaus.

„Er hat mir vergeben," flüsterte die Mutter, und sank zurück.

Sie war eine Leiche.

Noch in derselben Nacht machte ich der Obrigkeit des nächsten Ortes Anzeige von dem Todesfalle, ohne die Mordgeschichte zu berühren.

Josef ist gänzlich verschollen. —

Feuilleton.

Die Jahresfeier des 13. März 1848 in Prag.

„Habt Ihr auch bezahlt mit Leichen
Unser Auferstehungsfest,
Sehet, ihre Hände reichen
Sie den Brüdern aus dem West.
Seid getröstet! Die gefallen
Blicken aus dem Sternenglanz;
Uns're Jubelrufe schallen
Hoch hinauf zum Sternenkranz."

W. Wiener.

M. T. Ein Jahr dahin, im Sturme der Zeit! — Eine Scene der Vergangenheit mit großen Lettern geschrieben in Oesterreichs Geschichte! Dieser so glorreiche und ewig denkwürdige Tag wurde gestern würdig gefeiert.

Dumpf dröhnten die alten Glocken der Universitäts- (Teyn-) Kirche, als die Prager Studenten um die zehnte Vormittagsstunde aus dem Klementinum in reihenweiser Haltung still zum Gotteshause zogen. Trotz des schlechten Wetters nahmen viele Bewohner der Hauptstadt Theil an dieser Feier und vollgedrängt waren die Räume der Kirche. Es galt ja den früh dahingeschiedenen Brüdern und Freunden, den Helden dieser Tage, die Weihe, welche sie sich um die Freiheit in den Momenten der Völkererhebung in Oesterreichs Monarchie errungen, im stillen Gebete und der Erinnerung zu zollen. Ein einfach aber sehr sinnig geschmückter Katafalk, oder dem ein grüner mit weißen Bändern gewundener Kranz nebst der Aufschrift 13. März 1848 prangte, der durch viele Lichter und Flambeaux geziert war, füllte den Mittelraum der Kirche. Am Fuße des Trauergerüstes waren Blumen gestreut. Der Universitätsgesangverein sang ein ergreifendes Requiem mit Präcision vor, das volle Anerkennung fand. Die Nationalgarde stand an den Stufen des Katafalks und durch die Mittelfronte der Kirche Spalier. Während des Gottesdienstes entstand ein Drängen zwischen der Menge, und thränend erblickte man ein Mädchen, einen großen Kranz von Myrus mit einer einzigen rothen Kameliablüthe geschmückt tragen, und an die Stufen des Katafalkes als trauriges Zeichen einer schmerzhaften Erinnerung niederlegen. Gewiß ein schöner Beweis eines gefühlvollen Herzens. Und als der Priester die Worte: „Sie ruhen im Frieden", sprach, da erst weckten sich die Gefühle im Busen von Vergangenheit und jetzigem Sein, da erwachte das Herz des Jünglings durch den Posaunenruf jener Worte und auch der nächsten Zukunft ward gedacht. Zum Gedenkniß an die erste Jahresfeier des 13. März 1848 theilten die Studierenden unter sich und die Menge die grünen Zweige und Blüthen von jenem Kranze, der als Symbol einer freudigen Auferstehung liebevoll diesem Feste und seinen Manen geweiht war. Man schmückte sich die Hüte und Mützen mit den Zweigen der Hoffnung auf ein einstiges Wiedersehen.

Wieder füllte sich das Collegium Klementinum nach beendetem Trauergottesdienst. Der philosophische Hörsaal faßte kaum die Masse von Studierenden, an die eine auf diesen Tag Bezug habende, sehr ergreifende und dem Vorträger Ehre machende Rede gehalten wurde. Hier ward mit frischen Gedenknißblüthen das Banner geschmückt, welches auf die todte Brust der edlen Gefallenen sich neigend, sie ins stille Grab geleitete. Doch, auch die Todten sollen leben — leben im heißen Angedenken ihrer Freunde, Collegen und Brüder, drum ward manchem Braven aus vollem tönender Brust ein „Hoch" dargebracht!

Möge sich zur künftigen Jahresfeier dieses traurigen Tages der Sturm unserer Staaten gelegt, der Friede eingekehrt sein in die kranken Gemüther der Völker; die Freiheit aber feste Wurzel gefaßt haben und wir wollen dann mit einem Dichter ausrufen:

Heil dir, Land, das uns geboren,
Das die Freiheit sich erkoren,
Ewig Heil dir, Oesterreich!
Sei ein Fels im stürm'schen Meere,
Sei des Feindes eh'rne Wehre,
Sei ein Anker du — der Zeit!

Ueber deine Länder alle,
Ueber deine Völker alle
Ueber jeden Bürgers Haus,
Ueber Berge, Forsten, Staaten,
Deine Söhn' und ihre Thaten,
Sprech' ich meinen Segen aus.

Für den Hirten, der uns hütet,
Bet' ich, wenn das Unglück wüthet,
Kraft und Ruhe seiner Hand
Und ich segne seine Heerde,
Und ich küsse deine Erde,
Heißgeliebtes Vaterland!

Wien.

Friedrich Kaiser's neuestes Stück.

Ach Gott, ach Gott, welchen Lärm werden die „gutgesinnten" Blätter über dieses Stück schlagen, jene Blätter, welche „Schneider und Lado," „Judith und Holofernes" bis in den Himmel erheben, sie werden „Zeter und Mordio" schreien, sie werden heulen, jammern, wühlen — aber der geneigte Leser möge sich nicht irre machen lassen, er gehe in's Theater, überzeuge sich selbst und er wird finden, daß Herrn Kaisers neuestes Stück sehr gut in der Anlage, gut in der Ausführung ja in vielen Einzelnheiten sogar vortrefflich ist, es ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, das wahrste Stück, welches Hr. Kaiser seit langer Zeit auf die Bühne brachte.

Ein Fürst,

so betitelt sich das in Rede stehende Charakterbild, welches Sonnabends am 17. d. zum ersten Male und zwar zum Vortheile des Herrn Nalte zur Aufführung kam.

Der Gesandtschaftsrath Holm (Hr. Kaiser) findet nach einer zehnjährigen Abwesenheit seine Geliebte, die Baronesse Laura (Frln. Weißbach) auf dem Punkte sich mit dem Grafen Wahlheim (Hr. C. Treumann) zu vermählen. Baron von Altenberg (Hr. Lußberger) Laura's Vater ist ein Aristokrat von echtem Schrott und Korn, Graf Wahlheim ist Gesandter, folglich nicht nur der Nebenbuhler, sondern auch der Chef des bürgerlichen Gesandtschaftsrathes Holm. Es ist also ein Konflikt zwischen Adel und Bürgerthum, und Holm muß weichen. Der fürstliche Kammerdiener Falter (Herr C. Treumann) gibt der Sache eine andere Wendung. Er kennt ein Geheimniß, er weiß, daß Holm der Neffe und Regierungsnachfolger des Fürsten ist, welcher ihn, damit er unter dem Volke groß werde, sein Fühlen und Wünschen kennen lernen, beim Oberforstmeister Wohlmann (Hr. Wimmer) erziehen ließ. Der Kammerdiener theilt dieß Lauras Vater mit, und der alte Baron hat nun nichts Eiligeres zu thun, als die Vermählung des Gesandten mit seiner Tochter hinauszuschieben und dem jungen freisinnigen Holm gegenüber den Demokraten zu spielen, damit er sich seiner Tochter wieder nähere. Holm hat indessen in seiner Ziehschwester Minna (Frln. Müller) ein liebendes Herz gefunden und als der Fürst ihn zum Mitregenten ernennt, reicht er dem Bürgermädchen die Hand!

Schon diese Skizze reicht hin, die verehrten Leser auf den eben so interessanten als zeitgemäßen Inhalt des Stückes aufmerksam zu machen. Der Verfasser tritt offen gegen den Nepotismus und die Stammbaum-Derwische in die Schranken, die hochgeborne Menschheit wird unbarmherzig durch die Hechel gezogen; Schlag auf Schlag, jedes Wort eine Wahrheit, jedes Wort eine bittere Pille, durch diesen Strom rauscht die Woge des Scherzes und der Satyre, das volle Haus wurde nicht müde, Beifall zu spenden, und den Verfasser bei offener Scene, und nach dem zweiten und dritten Akte stürmisch zu rufen.

Gespielt wurde vortrefflich. Der heutige Abend bewies, welche Kräfte das Theater an der Wien besitzt. Carl Treumann ist der erste Komiker Wiens, sein „Kammerdiener Falter" gehört zu den ausgezeichnetsten Leistungen der komischen Muse; welche geniale Auffassung: jede Bewegung, jede Miene charakteristisch, die Maske vortrefflich, und dieser Coupletsvortrag! So wie Treumann kann nur noch ein Nott vortragen, beide diese Komiker haben heute Unübertreffliches geleistet. Herr Lußberger war ganz in seinem Elemente, er kann zwar etwas Monotonie nicht vermeiden, aber er wirkt drastisch und man muß ihm unwillkürlich Beifall spenden. Die Scene, wo er den Demokraten affektirt, gehört zu den besten Lustspielscenen und ist die bitterste Ironie, die es nur geben kann. Frln. Weißbach hatte zwar nur eine secundäre Rolle, aber es freute mich, auch diese Parthie durch eine Künstlerin besetzt zu sehen. — Fräulein Müller entzückte durch ihr ungeschminktes einfaches Spiel, erndete sehr vielen Beifall und sang auch das vorkommende Liedchen recht nett. Herr Nalte gab den greisen Fürsten in sehr würdiger Weise.

Herr Kaiser weiß, daß ich nie Anstand nehme, ihm die Wahrheit zu sagen, ich lobe sein Stück weil es gut ist, aber ihn als Schauspieler kann ich unmöglich loben. Er hat nichts verdorben, das ist wohl wahr, aber er hat auch nichts gut gemacht, das ist auch wahr, und daran sollte ihm als Dichter doch am meisten gelegen sein.

Die Herren Treumann, Nott, Lußberger, Frln. Müller und der Verfasser wurden mehrmals stürmisch gerufen.

Das Stück hat einen vollkommenen Succeß errungen, und es kann namentlich den Provinzdirektoren nicht warm genug empfohlen werden.

Breier.

Wiener Signale.

Se. Majestät der Kaiser haben dem Herrn Civil- und Militär-Gouverneur F. M. L. Freiherrn von Welden zum Feldzeugmeister zu ernennen geruht.

Das neue Kaiser'sche Stück, „Ein Fürst" welches bei seiner ersten Vorstellung ein solches Furore machte, wurde am zweiten Tage plötzlich wegen Unpäßlichkeit des Fräulein Weißbach abgesagt. Man vermuthete hie und da, daß andere Gründe bezüglich der zu freisinnigen Ausdrücke im Stücke die Unterbrechung des Stückes herbeigeführt haben. Da uns nichts Gewisses bekannt ist, wollen wir uns nicht voreilig über diese unsichere Vermuthung aussprechen. —

Das Ausfuhrverbot in Oesterreich hat nicht verhindern können, daß eine Masse Zwanziger und Zehner über die Grenze geschmuggelt wurden. Das Verbot hat daher einen großen Handel in diesen Münzsorten veranlaßt.

Theils ist es der Schmuggel, der bei dem niedrigen Stande der Wiener Valuta, große Vortheile bietet, theils aber auch der Umstand, daß Oesterreich bis zur Stunde seine Münze im vier und zwanzig Gulden Fuß prägt, während alle deutschen, ja alle europäischen Staaten schon seit geraumer Zeit im vier und zwanzig Ein halben Gulden Fuße prägen. Daß das Ausfuhrverbot Oesterreich geschadet und einzelne Geschäftsleute bereichert hat, steht fest. Merkwürdig ist es aber, daß diese Maaßregel für Frankreich von großem Nutzen geworden ist. Bei dem ungewöhnlich hohen Stand des französischen Wechsel-Kurses rentiren die österreichischen Zwanziger, vermöge ihrer oben angeführten Prägung selbst vorzugsweise gegen unsere Gulden und halben Gulden Stücke, zur Ausfuhr nach Frankreich. Diese Ausfuhr findet in solchen enormen Posten statt, in Paris der seitherige Geldmangel nicht allein völlig verschwunden, sondern ein Ueberfluß an Geld eingetreten ist, der die Bank von Frankreich in den Stand setzte, ihre Noten einzulösen und zugleich den Diskontosatz herabzusetzen, eine Maßregel, die für den Kredit des Landes von unberechenbarer Wichtigkeit. Inzwischen verlautet, daß die österreichische Regierung beabsichtige, ihr Münzsistem zu verlassen und den 24½ Fuß oder das Dezimalsistem anzunehmen.

Wir begrüßen diese Maßregel als einen Fortschritt zu kommerzieller Einheit und wünschen nur, daß sie nicht zu lange auf sich warten lassen möge. C. D.

Vorgestern waren die Streifpatrouillen auf der Wieden mit Seresanern verstärkt. — Der eigentliche Grund dieser Verstärkung ist nicht bekannt. —

Es verbreitet sich im Publikum das Gerücht, daß die Praterhütten von ihren Einwohnern geräumt werden müssen, und der Prater selbst verschanzt werden soll. Ganz natürlich wird dieses Gerücht, wie viele Andere erlogen sein. —

Herr Pokorny, welcher das Josefstädter Theater bereits wieder übernommen hat, behält sämmtliche vom Direktor Stöger engagirte Mitglieder bis Ostern bei. Das Künstlerpaar Heese hat Herr Pokorny übrigens für das Wiednertheater gewonnen, wozu wir ihm vom Herzen gratuliren.

Die Vorstellung der „Hugenotten," die für Samstag im Kärnthnerthortheater angesagt war, wurde kurz vor dem Beginne derselben wegen plötzlichen Hindernissen abgesagt. Diese plötzlichen Hindernisse sollen in dem zufälligen Erkranken des Herrn Erl gelegen sein. Wir wünschen diesem Theater recht bald eine energische Direktion, um solche mißliebige Uebelstände radikal abzuhelfen.

Der bekannte Schriftsteller Ernst Rose, ein Mitarbeiter unseres Blattes, betheiligt sich als Mitredakteur bei dem „Wiener Theater-Telegrafen," der neuen belletristischen Zeitschrift, welche Herr Brix herausgibt. — Wir hoffen, daß beide Männer die Würde und Unbefangenheit der Theaterkritik zu achten wissen werden.

Dieser Tage soll noch ein Individuum eingebracht worden sein, welches der Theilnahme an dem Morde Latours beinzichtigt erscheint.

Es findet hier das seltsame Gerücht immer mehr Anhänger, daß Karl Albert mit größtem Vergnügen die Oesterreicher in Turin erwartet, und eben darum einverständlich den Waffenstillstand gekündigt hat, um der italienischen Nobili und der eigenen republikanischen Landeskinder bald los zu werden. Eine solche enorme Perfidie trauen wir C. Albert nicht zu. Auch schätzen wir Oesterreichs Macht und Ehre zu hoch, um einem solchen gemeinen Gerüchte Glauben schenken zu können. Die siegreich österreichische Armee braucht kein geheimes Einverständniß, um dem Sardenkönige seine Eroberungslust etwas abzukühlen und Italien zur Ruhe zu bringen.

Die Nachricht, daß Sardinien den Waffenstillstand gekündigt, hat auf die verschiedenen Parteien verschiedene Wirkung ausgeübt. Die Zukunft Italiens und die Stellung Europa's dürfte schon nach einigen Wochen eine entscheidende Wendung nehmen. —

Mehrere gewesene Abgeordnete des Centrum's sind im Ministerium des Innern an der Ausarbeitung nothwendiger provisorischer Gesetze beschäftigt. Abgeordnete der Rechten sollen mehrere Einladungen in dieser Beziehung abgelehnt haben.—

Der Welker'sche Antrag hat die Wiener ein bischen aus der Apathie geweckt, mit welcher sie deutsche Zustände seit Anfang dieses Jahres aufzufassen gewohnt waren. Conservative, welche den guten Welker, als er gegen die Radikalen donnerte, bis zum Himmel hoben; befinden sich jetzt in der entscheidensten Klemme. Sie wissen nicht, wie sie den Herrn Welker benennen sollen. Die

„Presse“ hat schon einen Ausdruck gefunden, und spricht von „Unwürdigkeit“. — Mit großer Spannung sieht man übrigens dem Wahlresultat über die Welker'sche Angele, enheit entgegen. —

Man sagt, daß der Feldmarschall Radetzki selbst jetzt, nach gekündigtem Waffenstillstande noch nicht die Offensive ergreifen will; und anfänglich nur die Operationen des Carl Albert, so lange sie unschädlich sind, beobachten wird. —

Frau Jacquesmar wird von einigen hiesigen Blättern förmlich öffentlich wegen ihrer Fenster-Beleuchtung am 13. März vor Gericht gestellt. — Wegen einer solchen, unter den jetzigen Verhältnissen freilich nicht passenden, und daher unüberlegten Handlung, welche aber an und für sich die löblichsten Tendenzen zu Grunde gelegen sein konnten, so viel Aufsehen und Vorwürfe zu machen, ist das Geschäft unermüdlicher Klatschweiber, aber nicht der Zeitungen, welche in dieser ernsten Zeit wichtigere Aufgaben zu lösen haben. —*)

Eine neue riesengroße Lüge hat sich hier wieder verbreitet. Ein Theil der Russen in Siebenbürgen soll zu den Insurgenten übergegangen sein. Diese kleine Unmöglichkeit findet auch noch Gläubige — und das ist ungeheuer! — Mir scheint, wenn man den Ungarn die Chinesen zu Hülfe eilen läßt, so kann es noch Leute geben, die sagen: Schau, schau! — Die Chinesen selbst! — Es ist merkwürdig! — Jetzt müssen sie gewinnen! — — O Verstand, wo bist du?! —

Kossuth soll nun wieder geschworen haben, binnen 14 Tagen in Wien zu sein. — Wenn er auf eine solche Weise, wie zu Weihnachten, seinen Schwur hält so wird der österreichische Boden nicht einmahl die äußerste Spitze eines langen Husarenschnurrbartes sehen! —

Für Wien werden nächstens 16 Wahlen zum niederösterreichischen Landtages ausgeschrieben werden. Wir sind sehr begierig, wie sich die Wahlenresultate nach der Parteischattirung gestalten werden. —

Nächstens soll ein so bedeutender Baarstand in Umlauf gesetzt werden, daß dem Auseinanderschneiden der Banknoten energisch Einhalt gethan wird.

Die Gewölbschilder, und auch die Gasthausschilder, die im vergangenen Jahre zeitgemäße Namen angenommen hatten, verschwinden nach und nach. Vorzugsweise bezieht sich diese Bemerkung auf Beziehungen zu Deutschland. So sind die „deutsche Fahne“ und „der Reichsverweser“ wieder in die alten Namen umgetauft worden.

Mehrere Blätter führen fünf an dem Morde Latour's schwerbetheiligte Individuen an. — Nach diesen Blättern soll ihre Hinrichtung in dieser Woche stattfinden. —

Aus der Zeit.

Berlin. Ein hiesiger Offizier ist vor wenigen Tagen wegen Tragens längeren Haupthaares, als dienstmäßig vorgeschrieben ist, von seinen Vorgesetzten mit dreitägigem Stubenarrest bestraft worden.

— Unsere durch die März-Revolution so schwer verletzte Aristokratie ließ Berlin ihre Indignation und ihren ganzen Zorn bekanntlich dadurch fühlen, daß sie sich von dem Schauplatze der sie tief berührenden Umwälzung fortbegab. Die Hauptstadt hat allerdings großen Schaden hierdurch erlitten, und die Aristokratie hat somit ihren Zweck vollständig erreicht. Sie verfolgt ihn aber auch noch jetzt, nachdem der nach ihrer Ansicht während des Sommers herrschenden Anarchie durch Verhängung des Belagerungszustandes ein Ende gemacht ist, und sie ihren Wohnsitz in der Hauptstadt wieder aufgeschlagen hat, indem sie nicht nur allen öffentlichen Lokalen ihren Besuch, sondern auch allen Verkaufshallen und Werkstätten ihre Kundschaft entzieht deren Besitzer auch nur gerüchtsweise als Theilnehmer am Kampfe des 18. März bezeichnet werden.

Von Berlin aus ist folgende „Adresse der deutschen Arbeiter an die Frankfurter-National-Versammlung“ abgegangen: „Hohe National-Versammlung! Mit tiefer Entrüstung haben die Arbeiter Deutschlands vernommen, daß die Vertreter der deutschen Nation im Begriff stehen, einen Verfassungsentwurf zu berathen, durch dessen Annahme allen „nicht selbstständigen“ Deutschen (dazu sind außer den Unmündigen, Verbrechern u. s. w. die deutschen Fabrikarbeiter, Handwerksgehülfen, Taglöhner und Dienstboten gerechnet) ihres Wahlrechtes und somit ihres Staatsbürgerrechtes für immer verlustig erklärt werden. Wenn die Geschichte lehrt, daß gerade jene „nicht selbstständigen“ Staatsbürger ihre Theilnahme an der Zertrümmerung politischer Verderbtheiten selbst mit ihrem Herzblute und mit den Donnerworten der Revolution beweisen können; wenn wir ferner erwägen, daß unsere Abgeordneten erst durch die Kraft unseres Armes und unserer Wahl in Frankfurt tagen, so müssen wir ihnen nicht nur das Recht, sondern auch die Macht absprechen, jenen Entwurf zum Gesetz zu erheben; zumal da er im schreiendsten Widerspruch mit dem, von derselben Versammlung festgestellten Grundrechte: Alle Standesvorrechte sind aufgehoben, stehen würde. Jener Entwurf, zum Gesetz erhoben, würde uns zwingen, Feinde einer Staatsgesellschaft zu sein, welche uns nicht anerkennt; Ihre Gesetze würden dann für uns Fesseln sein, nur geschaffen, um uns zu unterdrücken.“

Leipzig. Arnold Ruge hat am 17. d. M. von hier aus eine lange Eingabe an den Minister Manteuffel gerichtet, bezüglich der Unterdrückung seiner Zeitung: die Reform.

London. Ein eigenthümliches Geschenk hat der Lord-Bischof von Norfolk für Jenny Lind in Bereitschaft: er will ihr eine Bibel verehren. Es ist eine schwedische Copie der heiligen Schrift und in roth Maroquin mit silbernen Ecken gebunden, in denen Wappen und andere Symbole eingegraben sind.

Den Padres Redemtoristen, die im vorigen Frühlinge so schleunigst das liebe Wien verlassen mußten, öffnen sich neue Aussichten. Bischof Arnoldi von Trier, gefeierten Andenkens wegen der bekannten Ausstellung des heiligen Rockes, wodurch er der eigentliche Gründer des Deutschkatholicismus wurde, hat an der ehemaligen Jesuitenkirche zu Koblenz zwei ehrwürdige Herren aus der Congregation des h. Liguori angestellt. Außerdem werden noch zwei andere Redemtoristen zur Aushilfe in der Seelsorge berufen werden.

Breslau, 11. März. Seit gestern kamen hier mit jedem Eisenbahnzuge Deputirte aus Kremsier und Flüchtlinge aus Oesterreich an. Unter diesen namentlich Goldmark, Kudlich, Violand und Füster. Letzterer wurde in Ratibor vom Bürgermeister, auf Requisition eines österreichischen Polizeicommissärs aus Troppau, in Verhaft genommen. Die Sache machte großes Aufsehen, da der Bürgermeister direct bei der Regierung in Oppeln die Anfrage wegen sofortiger Auslieferung stellte. Nicht genug, daß er dem Flüchtlinge zwei Polizeimänner ins Zimmer stellte, verging sich der etwas zu gefügige Bürgermeister so weit, dem Inhaftirten die Effecten und das Geld abzunehmen. Füster protestirte gegen dieses Verfahren, und der herbeigerufene Justizcommissär erwirkte wenigstens alsobald die Ausfolgung der Papiere und der Baarschaft. Ohne daß das Resultat der Anfrage bei der Regierung bekannt ist, war Füster heute hier und soll weiter nach Berlin gegangen sein. Sehr viele Polen sind zugleich hier, und es scheint eine Art Emigration aus Oesterreich stattzufinden.

Märzveilchen.

Von Moriz Albert.

Noch ein Sträußchen!

Frauenthränen gleichen dem Regen, gegossen auf Blumen der Wehmuth. Des Mannes Thränen gleichen dem Schnee, der des Schmerzes stechende Dornen verdeckt.

Laßt unbesorgt die Tage gleiten, die Blume keimet, duftet, blühte,
Umgeben von den Blumenschwestern, von Blumenschwestern zart umglüht;
Und weint im jungen Blumenfrühling wohl auch ein Tröpfchen Thau daran,
Der Gärtner kann die Thräne scheuchen, der uns die Thräne geben kann.

Dem Engel gleicht das Kind, das wahrhaft brünstig bethet —
Dem Engel gleicht das Mädchen, das wahrhaft innig liebt —
Dem Engel gleicht die Mutter, die den Mutterwehe erfaßt!

Was ist Glaube? — Surrogat der Ueberzeugung.
Was ist Hoffnung? — Wohl der Wahrheit Surrogat.
Was ist Liebe? — Das Meer der Jugendneigung,
Das in dem Weibe seine Klippe hat.

Von hundert Alltagsmenschen verspottet zu werden, schmerzt nicht so sehr, als von einem edlen Herzen verkannt zu sein!

Wie im blumenreichen Lenze
Duftersüllte Veilchenkränze
Sich entfalten himmelsmild,
So vermag im Erdenleben
Liebe treu uns zu umschweben,
Als das schönste Himmelsbild.

Wenn getäuschte Liebe der ganzen Welt mißtraut, verzeiht ihr; verlor sie ja doch in einem Wesen ihre ganze Welt!

Die junge Knospe blüht im Morgenroth,
Und schlürft den Thau, den ihr der Himmel both;
Drum denke stets, daß Du die Knospe bist,
Und daß im Leben nur ein Frühling ist.

Das erste Veilchen, das vom Schnee getödtet im zu frühen Grabe ruht, ist ein Bild der im jungfräulichen Herzen ersterbenen Hoffnung.

*) Leider besitzen wir in Wien einige Blätter, die das Geschäft der Klatschweiber betreiben und Wirthshausreferate, wie in der vormärzlichen Zeit des Jahres 1848, noch an der Tagesordnung haben; ohne welchen Kram sie ihr Dasein nicht in einer Zeit fristen könnten, wo es gilt, dem Fortschritt und der eigentlichen Aufgabe der Journalistik zu huldigen. D. R.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Mittwoch den 21. März 1849. | №56. | Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Das Testament.

Novelle von Carl Rebel.

Ueber das holprige Pflaster des Städtchens Mühlenau rumpelte an einem heiteren Herbsttage eine Postchaise.

Ganz Mühlenau war auf den Beinen, um das so seltene Schauspiel zu genießen; denn obwohl das Städtchen nur wenige Meilen von der Residenz entfernt lag, war, für das außer aller Komunikation mit der Poststraße gelegene Mühlenau, eine Extrapost ein Ereigniß. Mitten auf dem Platze hielt die Chaise, ein ältlicher Herr stieg aus, bedeutete dem Postilion in das Gasthaus zum Löwen zu fahren, und ging mit beinahe wankenden Schritten der Dreifaltigkeitssäule zu. Tiefsinnend blieb der Fremde vor der Statue stehen, eine nicht geringe innere Bewegung mußte ihn ergriffen haben; denn man sah ihn sich ein Paar Male die Augen trocknen. Die an allen Fenstern und Thüren gaffenden Mühlenauer konnten nicht begreifen, was denn den Fremden so an der Dreifaltigkeitssäule rühren könne? Der kunstlose, in den langen Jahren seines Bestehens, von Witterung und Muthwille vielfach beschädigte, Steinhaufe konnte doch unmöglich eine so tiefe Rührung hervorzubringen im Stande sein, und sie waren daher sehr geneigt, den Fremden für nicht recht richtig im Kopfe zu halten.

Längere Zeit hatte der Fremde sich seinen, wie es schien, wehmüthigen Erinnerungen überlassen, dann wandte er sich, und betrachtete die, den Platz umgebenden, Häuser. Freundlich, wie alten, guten Bekannten, nickte er den alten Häusern zu, während ihm die neuerbauten, so elegant sie, im Vergleiche mit den älteren, gebaut waren, nur ein unwilliges oder schmerzliches Kopfschütteln entlockten; so erging es auch den Schildern der Gewerbs- und Kaufleute, keines schien ihm zu behagen.

Endlich blieben seine Augen an dem Schilde des Kürschnermeisters Wohlgemuth hangen. Es war unstreitig das älteste, das es im Städtchen gab, man sah deutlich, daß dem alten Namen „Wohlgemuth“ noch: und Sohn beigefügt worden war, jetzt war auch das und schwarz überstrichen, so daß die Tafel nur mit der Inschrift „Wohlgemuth's Sohn“ prangte.

Endlich ein Mal ein bekannter Name, sprach der Fremde heiter für sich, und geht es gut, so finde ich meinen liebsten Jugendgespielen noch am Leben. Nun, wir werden ja sehen; ist er's, und treffe ich noch ein Paar alte Kumpane, so bleibe ich hier, und erwarte Freund Hain's Ruf in der Vaterstadt; ist's nicht, je nu, so setze ich meinen Stab weiter. Unter diesen Worten war der Fremde Wohlgemuths Hause zugeschritten. Er hatte sich nicht getäuscht, es war sein alter Spielgefährte, Jacob; kaum konnte er sich enthalten, ihm um den Hals zu fallen, doch mußte er unwillkürlich lächeln, als Wohlgemuth auf die, mit Mühe gleichgiltig scheinend herausgebrachte Frage des Fremden, ob er ihn kenne? die Brille zurecht setzte, die Sammtmütze von einem Ohre zum anderen rückte, eine tüchtige Prise nach der andern zur Kupfernase führte, und endlich, nach langem Bedenken, kopfschüttelnd meinte, Erinnerungen erwecke die Person des Fremden wohl in ihm, aber so ganz genau zu sagen, wer er sei, wiße er doch nicht.

Aber alter Knabe, rief der Fremde, kennst du denn den Mellinger Franz gar nicht mehr?

Ja, das war nun freilich was anders; wie Schuppen fiel es von Wohlgemuths Augen! ja, das war sein Franz, sein liebster Spielkamerad, mit dem er so oft die Schule schwänzte, mit dem er den großen Krieg gegen die Vorstädter mitgemacht. Altes Haus! lebst du denn noch? wir glauben dich schon lange nicht mehr unter den Lebendigen. Na, herein jetzt mit dir, damit ich dich meinen Leutchens zeigen kann. Alte, eine Flasche von deinem besten! rief er seiner Frau zu, und zog den Freund mit sich in's Haus.

•

Mellinger hatte allen Bitten Wohlgemuths, in seinem Hause zu bleiben, widerstanden, und seine einstweilige Wohnung beim Löwen genommen. Gerade das, was einen Anderen in Wohlgemuths Wohnung gefesselt hätte, die glückliche Eintracht zwischen den alten und jungen Eheleuten, hatte ihn vertrieben. Ungeachtet er Wohlgemuth sein Glück herzlich gönnte, berührte es ihn doch schmerzlich, den Freund von seiner Schwiegertochter so liebevoll behandelt, ihn mit den Enkeln so fröhlich scherzen zu sehen, während er, der ein gleiches, häusliches Glück genießen könnte, einsam in der Welt stand. Wohlgemuth hatte im Verlaufe einiger Tage mit ihm die wenigen Ueberbleibsel seiner Jugendgefährten aufgesucht, und Mellinger, dem es immer heimischer in der Vaterstadt wurde, entschloß sich, dem Vorsatze, der ihn hieher geführt, getreu, sein Leben hier zu beschließen. Er miethete sich eine bequeme Wohnung, verschrieb sich Bücher und Zeitschriften aus der nahen Residenz, und vertrieb so die Zeit mit Lesen, Spazierengehen in den malerischen Umgebungen des Städtchens, Besuchen bei den alten Freunden, und versäumte besonders das Donnerstag-Kränzchen beim Löwen nicht. Hier bildeten nun die alten Freunde ein Kränzchen im Kränzchen, und überließen sich bei einer Flasche alten Mühlenauer und einer Pfeife guten Tabacks, den Erinnerungen an die Jugendzeit. Mellinger, der, so viel es ohne seine Person zu berühren, geschehen konnte, das Gespräch in vergangene Zeiten zurückzuführen suchte, machte einst den Vorschlag, sich gegenseitig die erlebten Fata zu erzählen, und schlug hierbei die Einrichtung vor, daß die Namen aller Freunde, die den sämmtlichen gegenwärtigen Theilnehmern bekannt wären, gleichviel, ob sie lebend oder todt, hier oder anderwärts seien, in eine Vase, in eine andere aber die Namen der Anwesenden, mit Ausnahme des seinigen, geworfen würden, dann sollte aus der ersten Vase der Name dessen gezogen werden, von dem am künftigen Donnerstage erzählt werden sollte, aus der zweiten aber der Name des Erzählers. Er selbst wolle, schloß er seinen Vortrag, heute schon mit einem guten Beispiele vorgehen, und seinen Lebenslauf in einer kurzen Skizze zum Besten geben.

Ihr werdet, liebe Freunde, begann er, am Schlusse meiner Erzählung gewahr werden, warum ich so sehr alle Erinnerungen an meine Schicksale

zu vermeiden suche, und mir daher nicht zürnen, wenn ich mit nur wenigen Worten die Erlebniße von mehr als vierzig Jahren schildere.

Ihr wißt, daß ein Paar Jahre später, als ich meine Lehrjahre bei dem Kaufmanne Fuchs überstanden hatte, mein Vater starb; ich war sein einziges Kind, der Vater längst schon Wittwer, und so stand ich ganz frei in der Welt; nichts hielt mich in der Vaterstadt, wohl aber trieb es mich hinaus in die Welt. Das „bleibe im Lande," war keineswegs mein Wahlspruch. Ich packte daher meine Siebensachen zusammen, und verließ Mühlenau mit leichtem Herzen und leichtem Beutel.

Bald hier, bald dort, als Handlungs-Gehilfe mein Brod erwerbend, kam ich, vor ungefähr fünf und dreißig Jahren nach Hamburg, wo ich in dem Comptoir des Kaufmanns Viga in Condition trat.

Fleiß, Thätigkeit, ausgebreitete Fachkenntniß und, ich darf sagen, erprobte Redlichkeit machten mich bei dem alten Viga so beliebt, daß er nach Verlauf von sechs Jahren mich zum Compagnon annahm, und mir die Hand seiner Tochter gab. Die nächsten zwanzig Jahre verfloßen in stetem Glücke, und das einzige Herbe, was ich unter dieser langen Zeit erlebte, war der Todesfall meines verehrten Schwiegervaters. — Meine Geschäfte gingen brillant, die Firma „Vigas Eidam" war eine der geachtetsten in Hamburg und so war mein Leben ein wahrhaft glückliches zu nennen. Doch nichts währt ewig! Sechs Jahre später starb meine geliebte Anna, mir einen einzigen Sohn hinterlaßend. Franz ist ein hübscher Bursche, er hat sich der Handlung geweiht, ist unter meiner Leitung ein tüchtiger Geschäftsmann geworden — man wußte, der alte Mellinger habe Geld, na, laßt mich kurz sein: Franz vergaffte sich in des Kaufmann Scheuermann's Tochter, der Alte machte mir den Vorschlag, ich solle meinem Sohne das Geschäft übergeben, er wolle seiner Tochter ein fünfzig tausend Mark Banco mitgeben, u. s. w. — Ich dachte an den alten Viga, und glaubte wie er, meine Tage in Ruhe beschließen zu können, doch weit gefehlt! Kaum war die junge Frau im Hause, so war alles wie umgekehrt; meine alten, lieben Meubels mußten fort, die ganze Tagesordnung ward verkehrt, zur Zeit, wo ich gewohnt war, zu Mittagmalen, frühstückte man, Abends dinirte man, und dann gings die Nacht durch in Saus und Braus, vor ein — zwei Uhr keine Nacht Ruhe. Das wurde mir zu viel, ich machte Vorstellungen gegen dieses Treiben, wurde aber nur verlacht, ja der Schwiegervater von der Frau Tochter zum Kinderspott gemacht, was sollte ich also noch in meinem Hause? Glücklicher Weise hatte ich mir, bei Uebergabe meines Vermögens, eine Jahresrente von tausend Thalern ausbedungen, die ich, wie das jeder Vater in solchen Verhältnißen thun sollte, so fest versicherte, daß selbst der Sturz meines Sohnes auf selbe keine Einwirkung machen kann. Ich packte daher eines Tages meine Sachen, empfahl mich bei meiner lieben Frau Schwiegertochter, und hier bin ich nun, um mit Euch alte, Kumpane! meine Paar Lebenstage zu beschließen.

Amen, riefen die Freunde, es geschehe dem also!

Ehe die Freunde sich für heute trennten, wurde die erste Ziehung der, von Mellinger projectirten, Lotterie vorgenommen; die gehobenen Namen waren: Fröhlich, als Gegenstand der Erzählung, und Bürgermeister Steirer, als Erzähler.

Nun, diesmal hat deine Lotterie den Nagel auf den Kopf getroffen! rief Wohlgemuth. Niemand von uns könnte beßere Auskünfte über das nicht uninteressante Schicksal des Fröhlich'schen Hauses geben, als Freund Steirer.

•

Als am nächsten Donnerstage die Freunde sich zusammengefunden, begann Herr Steirer: Du wirst dich, lieber Franz, wohl noch des Kaufmannes Fröhlich erinnern, und eben sowohl seiner Söhne Johann und Wilhelm. Nun, der Letztere gehörte nicht unter uns Burschen, der kam zeitlich in die Residenz, studirte dort, und wurde auch später daselbst Beamter. Johann aber übernahm, erinnere ich mich recht, bald nach deiner Abreise, die Handlung seines Vaters, und verehlichte sich mit der Tochter unseres damahligen Sindicus. So günstig das Glück Fröhlichs Geschäfts-Unternehmungen war, die ihn bald zu einem der reichsten Männer des Städtchens machten, so wenig begünstigte es ihn in seinen Familienverhältnißen. So glücklich die Ehe Fröhlichs allem Anscheine nach war, so fehlte doch das beste, nämlich der Kindersegen, noch mehr betrübte ihn das Hinscheiden des, von ihm ungemein geliebten, Vaters. — Kaum war diese Wunde verharrscht, so schlug ihm das Schicksal eine neue, unheilbare; nach einer beinahe eilfjährigen, unfruchtbaren Ehe, fühlte sich Frau Fröhlich gesegneten Leibes, und gebar dem erfreuten Vater zwei Töchterchen, deren Leben sie jedoch mit dem ihrigen bezahlte. Fröhlich war lange untröstlich, doch die Zeit milderte auch diesen so herben Schmerz; sich wieder zu verehlichen, war er jedoch nicht zu bewegen.

Die beiden Kleinen wuchsen und gediehen vortrefflich, nie hat Mühlenau schönere Kinder gesehen; beide waren in Gesicht und Gestalt zum Verwechseln ähnlich, nur hatte Pauline, die ältere, so klein das Püppchen war, etwas Imponirendes; stolz trug sie das blonde Lockenköpfchen, und stets wußte die kleine Eitelkeit sich, wenn auch auf Kosten des Schwesterchens, bemerkbar zu machen, dagegen war Emilie, die jüngere, die Sanftmuth selbst, und fügte sich willig den herschsüchtigen Launen der Schwester.

Doch, das Schicksal wurde, nicht müde den armen Fröhlich zu verfolgen. Vater und Gattin hatte es ihm geraubt, auch die Kinder sollten seine Tücke empfinden, beide bekamen die Pocken, an Pauline gingen sie spurlos vorüber, desto mehr ließen sie ihre Wuth an der armen Emilie aus. Das arme Kind war, als es vom Krankenbette aufstand, nicht mehr zu erkennen, selbst dem Vater, dessen Herzblättchen früher das sanfte Milchen war, zog ihr jetzt Pauline vor; daß diese hiedurch nur noch stolzer wurde, und die arme Emilie zum Aschenbrödel herabsank, liegt in der Natur der Sache.

Die Mädchen machten etwa im fünfzehnten Jahre stehen, als Fröhlich einen Schlaganfall erlitt, der ihm die linke Seite lähmte, und welcher dem Ausspruche der Aerzte zu Folge, ohne Zweifel wiederkehren, und seinem Leben ein schnelles Ende machen werde. Die natürliche Folge hievon war, daß Fröhlich, der zu seinen Erben nur zwei unmündige Mädchen hatte, seine Geschäfte aufgeben mußte, da er zu befürchten hatte, daß im Falle seines schnellen Todes, seinen Kindern ihr Erbe bedeutend geschmälert werden würde. Er verkaufte daher die Handlung, zog alle ausständigen Summen ein, und deponirte das ganze Vermögen in nutztragenden Papieren sammt seinem Testamente, zu dessen Executoren er mich und den Sindicus Werner, seinen Schwiegervater ernannte, bei dem hiesigen Magistrate. — Von dem Testamente ließ er absichtlich laut werden, daß er das ganze Capital, gegen 80,000 Thaler, einer seiner Töchter vererbe, die andere aber, das von ihm bewohnte Haus im Werthe von 8—10,000 Thaler erhalten werde. Welche von den Töchtern die Universal-Erbin sei, hatte er sowohl selbst verschwiegen, als auch uns das Ehrenwort darauf abgenommen, keinem Menschen seinen letzten Willen früher zu verkünden, als am zwanzigsten Geburtstage seiner Töchter, der somit zugleich als Eröffnungstag des Testamentes bestimmt war.

Von dieser Zeit an erlitt das Verhältniß mit seinen Töchtern eine bedeutende Veränderung. Pauline, die gewohnt war, stets alle ihre Launen und Wünsche erfüllt zu sehen, zog sich immer mehr von dem jetzt mürrischen Vater zurück, während Emilie den Vater mit aufopfernder Zärtlichkeit pflegte, mit rührender Sanftmuth seine Launen ertrug.

Die Aerzte hatten wahrgesagt: zwei Jahre siechte Fröhlich noch, dann machte ein heftiger Schlaganfall seinem Leben plötzlich ein Ende.

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

Aus dem Frankfurter Parlament.

Folgendes ist der Wortlaut des dringlichen Antrages des Abgeordneten Welker in der Nationalversammlung.

Die deutsche verfassunggebende Nationalversammlung, in Erwägung der dringlichen Lage der vaterländischen Verhältnisse beschließt:

1) Angesichts der wiederholten öffentlichen Nachrichten von fremder Einsprache gegen die von der deutschen Nation zu beschließende Verfassung, gegen solche

Eingriffe Auswärtiger in das heiligste Urrecht freier Völker, ihre Entrüstung gegen jeden Deutschen aber, sei er Fürst oder Bürger, welcher landesverrätherisch solche Eingriffe hervorrufen möchte, den tiefsten Abscheu und zugleich die feste Erwartung auszusprechen, daß die deutsche Nation wie Ein Mann ihre Ehre vertheidigen und deren Verletzung zurückweisen werde.

2) Die gesammte deutsche Reichsverfassung, so wie sie jetzt nach der ersten Lesung mit Berücksichtigung der Wünsche der Regierungen von dem Verfassungsausschusse redigirt vorliegt, wird durch einen einzigen Gesammtbeschluß der Nationalversammlung angenommen und jede etwa heilsame Verbesserung den nächsten verfassungsmäßigen Reichstagen vorbehalten.

3) Die in der Verfassung festgestellte erbliche Kaiserwürde wird Se. Majestät dem König von Preußen übertragen.

4) Die sämmtlichen deutschen Fürsten werden eingeladen, großherzig und patriotisch mit diesem Beschlusse übereinzustimmen und seine Verwirklichung nach Kräften zu fördern.

5) Es wird eine große Deputation der Nationalversammlung abgesendet, um Se. Majestät dem König von Preußen die Wahl zum deutschen Erbkaiser anzuzeigen.

6) Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich, als Fürst der deutsch-österreichischen Lande und die sämmtlichen Bruderstämme in diesen Landen, einzeln und vereint, sind zum Eintritt in den deutschen Bundesstaat und seine Verfassung jetzt und zu aller Zeit eingeladen und aufgefordert.!

7) Die deutsche Nationalversammlung legt gegen ein etwa von der Regierung der deutsch-österreichischen Lande oder von diesem Lande selbst beanspruchtes Recht, von dem deutschen Vaterlande und aus der von seinem Gesammtwillen beschlossenen Verfassung auszuscheiden, für alle Zeiten feierlichen Widerspruch ein.

8) Sie ist aber bereit, so lange einer definitiven Verwirklichung des völligen Eintritts der deutsch-österreichischen Lande in die deutsche Reichsverfassung noch Schwierigkeiten im Wege stehen sollten, die bestehenden nationalen brüderlichen Verhältnisse, jedoch unbeschadet der Selbstständigkeit der deutschen Reichsverfassung, zu erhalten.

Die letzte Woche im Josefstädter Theater.

Zwei Theaterdirektoren wurden in der letzten Woche in ihrem Privatleben von einem harten Schlage getroffen — sie hatten ihre Gattinen verloren: die gleichen Ursachen zur Trauer brachten aber ungleiche Wirkungen hervor — denn der eine Direktor gab sein Theater auf — der andere nahm noch ein Theater zu dem, welches er ohnehin leitete.

Mag was immer für eine Triebfeder Herrn Stöger bewogen haben, das Scepter seiner Direktionsführung niederzulegen: so viel ist gewiß, daß hunderte von braven Mitgliedern des Josefstädter-Theaters plötzlich ohne Brot, ohne Noth dastanden und von einem unvermutheten Schlage getroffen, ihr Schicksal einzig in den Händen des Zufalls sahen. Freilich behaupten die Philosophen, es gebe keinen Zufall — ja sie behaupten auch: es gebe kein Schicksal — nun, diese Herren mögen es nennen, wie sie wollen — eine traurige Lage des Personals blieb es doch immer.

De mortuis nil nisi bene. Man sagt die verstorbene Direktrice wäre so eigentlich der Direktor des Josefstädter-Theaters gewesen; da aber nun auch Herr Stöger als Direktor geistig todt ist, so wiederholen wir den Spruch: „De mortuis nil nisi bene."

Aber nicht blos Gutes über Todte; auch den Lebenden rufen wir ein Bravo zu, wenn sie brav gehandelt haben; und das läßt sich ja doch gewiß von Pokorny behaupten, der im Augenblicke der Gefahr des Schiffbruches das Steuerruder erfaßte, die Mannschaft und, was auch viel sagen will, die schöne Damenschaft rettete, und sich so wieder als trefflicher Mensch bewies, der ganz die Rücksichten des Geschäftsmannes beseitigte und nur die Forderungen der Menschlichkeit berücksichtigte.

Wohlthun trägt Zinsen; und Pokorny, dem das Josefstädter-Theater schon einmal eine Goldgrube war, hätte, wenn die Sache planmäßig angelegt gewesen wäre, keine bessere Gesellschaft für seine Ex-Mitglieder eintauschen können, als es eben jetzt der Fall ist. Nun werden wir auch wohl keine „Wendeline von Höllenstein," keine „Maria Kulmer," keine „Teufelsmühlen" verspeisen müssen, denn die Gesellschaft hat bewiesen, daß sie Besseres zu leisten im Stande ist.

Ja, man darf es wohl kühn behaupten, daß diese Gesellschaft noch Besseres leisten kann, als sie bereits geleistet hat. Denn kann man der Direktion in suspense gleichwohl nicht vorwerfen, sie wäre auf keine Abwechslung bedacht gewesen, so geschah mit dieser Abwechslung beiweitem noch nicht Alles. Man kann täglich ein anderes Stück zur Aufführung bringen — aber das heutige kann deßhalb doch immer wieder schlechter sein, als das gestrige — und so schien es zum Wenigsten mit der Posse gehalten. Auch der französische Kram taugte nichts, wenn gleich zwei Schauspieler auf einer Höhe standen, die alle anderen Mitglieder verdunkelten und die jedes Stück, auch die gehaltloseste Mache zur Bedeutung erhoben. Ich meine das Heese'sche Ehepaar, das immer gelobt werden muß, so oft man es nennt und bei dem ich wenigstens noch nicht einig bin, ob Frau oder Herr Heese die Palme verdient. Fast möchte ich, wenn ich ungalant sein könnte, mich ein Bischen mehr zu ihm wenden; dieser Adel, diese Sprache, diese herrliche Gestalt, diese Auffassung der kleinsten Nuance, die er zu großen Momenten zu erheben versteht; da lächelt aber die schöne, liebenswürdige Frau so schelmisch, da spricht sie wieder so rührend, so zart, so melodisch — daß ich es weder wage, sie noch ihn mit andern Schauspielern einer Vorstadtbühne zu vergleichen, weil Beide unvergleichlich in ihrer Art sind. — Lächerlich erscheint aber die Behauptung eines Kritikers, das Spiel des Herrn Heese wurde durch ihr Spiel gehoben. Da müßte z. B. Rettich der beste Hofschauspieler sein und ein Statist im Leopoldstädter-Theater, Nahmens Schmitt vortreffliches Geschick in karrikirten alten Weiberrollen haben! — Doch verzeihe, lieber Leser; wenn ich auf das eben erwähnte Künstlerpaar zu sprechen komme, so glaube ich das Künstlerpaar sprechen zu hören und deshalb verweile ich so gerne bei meinem Gegenstande.

Aber die Gesellschaft des Ex-Direktors besitzt noch mehrere ganz vorzügliche Mitglieder, die, in ihrer Sphäre beschäftigt, Vortreffliches zu leisten im Stande sind. Die Damen, fast ohne Ausnahme jung und schön, treten bei dieser Bühne ersichtlich in Vordergrund und auch jene Damen, bei denen die Jugend bereits gewichen ist, besitzen Künstlerweihe und sind brave und schätzenswerthe Mitglieder. Ich erwähne hier der nur einmal und zwar nach einer bedeutenden Krankheit in der Reconvalescenz in einer ihr zusagenden Rolle vorgeführten Frau Bender, die so eigentlich ihr Fach: zärtliche Mütter und Anstandsdamen, noch gar nicht vertreten konnte, der aber vom Auslande ein bedeutender Ruf vorangeht, und die sich selbst bei den geringen Anlässen, die sich ihr darboten, als denkende Schauspielerin erwies. Herr Regisseur Rothmayer wurde noch gar nicht als Schauspieler beschäftigt, und wir kennen ihn doch, vom Burgtheater aus, als höchst vorzüglichen Darsteller in den verschiedensten Rollenfächern. Herr Wallmann ist, wenn er seine Rollen studiert und in den Gränzen der Mäßigung verbleibt, ein ganz guter Komiker für's feine Lustspiel, und im Opern- und Balletfache leisten Segmayer und Raab Alles, was man von ihnen, an einer Vorstadtbühne zu fordern berechtigt ist.

Zwar hören wir, die Oper soll in Frage gestellt werden, und das Heese'sche Ehepaar solle in Zukunft in einer ihnen zusagenderen Sphäre, neben der Weißbach, neben Lasberger, Nalte u. s. w. beschäftigt sein — aber wir zweifeln dennoch nicht, daß Pokorny sein Versprechen erfüllen und Alles aufbiethen werde, um das Publikum zufrieden zu stellen und dem Manne, der so menschenfreundlich an Hunderten gehandelt, wird das Publikum gewiß freundlich unter die Arme greifen — das hoffen, das erwarten wir von den braven Wienern.

Moritz Albert.

Wiener-Signale.

Eine neue Kundmachung meldet von einem Attentate, welches vier Bewaffnete auf den Wachposten an der Türkenschanze versuchten. —

Vorgestern Abends wurde keine „allgemeine österreichische Zeitung" ausgegeben, indem sie plötzlich verboten worden ist. —

Herr Director Stöger, der sich sehr leidend befindet, soll am Josefstädtertheater bei 30,000 Gulden eingebüßt haben. — Wir bedauern von ganzem Herzen den unglücklichen Mann, daß er so nahmhaften Verlust in so kurzer Zeit erleiden mußte; wir bedauern ihn umsomehr, da wir ihn als einen ehrenwerthen trefflichen Mann kennen. —

Es verbreitet sich das Gerücht, daß vom 1. April an der Belagerungszustand für Wien aufhören soll. —

Montag erschien das 29. Armee-Bülletin, welches von den Operationen des Feldmarschallieutenants Puchner Näheres meldet. —

Man vermuthet hier, daß binnen Kurzem in Frankfurt 30,000 Mann erscheinen werden, welche dem deutschen Volke eine oktroyirte Verfassung bringen sollen. Bis jetzt ist diese Vermuthung, wie so vieles Andere, unbegründet. —

Ueber den nächsten italienischen Krieg erhalten die Hoffnungen des schnellen Sieges immer festeren Boden im Publikum. — Man glaubt den alten tapfern ruhmgekrönten Feldmarschall schon binen 10 Tagen in Turin zu sehen. —

Herr Professor Hye ist mit der Ausarbeitung eines neuen Kriminalgesetzbuches und vorzugsweise mit dem zweiten Theile der Organisation des öffentlichen und mündlichen Verfahrens und der Geschwornengerichte in Kriminalsachen beschäftigt. —

Nicht gar besondere Aufmerksamkeit erregte hier das Gerücht von einem Abtreten des Herrn Schmerling's von seiner Stelle als österreichischer Bevollmächtigter beim Frankfurter Reichstage. — Schmerling ist zwar ein guter Taktiker, aber als ein besonderer feiner Staatsmann kann man ihn doch nicht zu den Ersten zählen. —

Verschiedene niedere Gewerbsleute, die beschäftigungslos sind, haben sich geeiniget, Associationen zu bilden, und gemeinschaftlich Arbeit und Lohn zu theilen.

Die Lebensmittel, welche durch das Entwerthen der Kossuthbanknoten in Ungarn hinaufgedrückt wurden, werden nun auch in Wien nach und nach hinaufgeschoben, und lassen eben nach ihren Preisen keine erfreuliche Zukunft erwarten.—

Von den am Morde des Grafen Latour betheiligten fünf Personen, sind gestern früh um 8 Uhr auf dem Glacis zwischen dem Schotten- und Neuthor 3 mit dem Strange hingerichtet worden; die übrigen zwei wurden jeder zu 20jährigem Festungsarrest in schweren Eisen verurtheilt.

Die Rekrutirung, welche in der nächsten Umgegend Wiens am Lande angefangen hat, geht sehr erfreulich von Statten. Es fallen nicht nur keine Störungen vor, sondern es zeigte sich hie und da selbst eine lustige, freudige Bereitwilligkeit, sich der jetzt allgemein gewordenen Militärpflicht zu unterziehen.

Aus der Zeit.

Königsberg, 9. März. Kürzlich wurden hier in einer Nacht drei Offiziere wegen Verübung von Excessen, von Nachtwächtern und resp. Polizeibeamten verhaftet und der Hauptwache übergeben. Einer dieser Offiziere, heißt es, habe entfliehen, ein anderer den Nachtwachtmeister bestechen wollen. In einer Erklärung, welche die Betheiligten abgaben, räumen sie Letzteres ein, dagegen bestreiten sie Excesse verübt, auch erklärt der betreffende Offizier einen Fluchtversuch nicht unternommen zu haben. Die Sache macht hier um so größeres Aufsehen, da sich unter den betreffenden Offizieren Söhne aus den ersten Familien befinden. Von der Militärbehörde ist eine Untersuchung eingeleitet.

Posen, 10. März. Von der polnischen Grenze gehen uns sehr wichtige Nachrichten zu: von den russischen Armeecorps, welche längs unserer Grenzlinie von Slupce bis über Czenstochau hinaus stationirt sind, und die in den Grenzorten bis etwa zwei Meilen innerhalb der Kosackenchaine bisher einquartiert waren, hat das eine plötzlich seine bisherigen Garnisonen verlassen und ist dicht an unsere Grenze gerückt, wo es jetzt bivouakirt. In unsern Grenzkreisen, namentlich in dem zu reorganisirenden polnischen Theile der Provinz, soll darüber die größte Bestürzung herrschen. Den Grund zu dieser neuesten Maßnahme des russischen Gouvernements suchte man in dem polnischen Excesse in der Stadt Wreschen, wo einige preußische Militärschuppen nach Abzug der Soldaten verbrannt wurden und man außerdem Sturm geläutet und die polnischen Farben aufgesteckt hat, was vielleicht das Signal jener allgemein verbreiteten Conspiration, an der unzweifelhaft viele Polen betheiligt sind, sein könnte und das Gerücht sich verbreitet hat, daß in den Märztagen es auf vielen Punkten gleichzeitig zum Ausbruche kommen sollte. Nach einer andern Version soll das Petersburger Cabinet eine Note des Inhalts an die preußische Regierung erlassen haben, daß eine russische Armee in demselben Augenblicke die preußische Grenze überschreiten werde, wo man die Kunde davon erhalte, daß preußische Truppen auf's neue in Schleswig eingerückt seien. Ob dies Gerücht wahr, müssen wir dahin gestellt sein lassen.

Dresden, 12. März. Heute wurde auf hiesiger Hofbühne zum erstenmale das Gutzkow'sche Trauerspiel „Liesli" gegeben. Nach dem zweiten Acte, während dessen der Beifall am höchsten sich steigerte, wurden Frl. Bayer (Liesli) und Hr. Winger, (Griesinger) dann Hr. Gutzkow gerufen und erschienen. — Die königliche Familie wohnte der Vorstellung bis zum Schlusse bei.

Berlin, 11. März. Die Volksbühne der Friedrich-Wilhelm-Stadt fährt fort, die Helden der berliner Sommerdemokratie in Scene zu setzen und das Genre der politischen Posse für Berlin daran zu begründen. Nach Held ist jetzt Eichler als Hauptfigur eines neuen Vaudeville an die Reihe gekommen. Der Belagerungszustand duldet diese Art von Politik gern, und selbst der Hof fängt an, dem kleinen Bezirkstheater seine Gunst zuzuwenden. Der neulich angekündigte Besuch des Königs unterblieb nur zufällig, ist aber jetzt wiederholentlich zugesichert worden, um das burleske Autodafé der berliner Demokratie in Augenschein zu nehmen.

Paris. Hr. Napoleon Bonaparte, Sohn des Exkönigs von Westfalen, soll jetzt bestimmt als bevollmächtigter Minister nach Madrid gehen, um mit dem spanischen Hof über die italienische Angelegenheit und die Intervention zu Gunsten des Papstes zu conferiren.

Ein auffallendes Beispiel von einer leichten Heirath kam in diesen Tagen in Marygall vor. Ein glückliches Paar, das Mittags getraut worden war, ergriff man Abends, als es eben Heu stahl, von dem es sich ein Lager für die Nacht bereiten wollte. —

Konversationssaal.

Einige Bemerkungen über die Grobheit. Man hat schon viel darüber gestritten, ob die Grobheit ein Glück oder eine Tugend sei. Ich glaube sie ist beides, oder vielmehr: sie ist die einzige Tugend, die auf dieser Erde dem Besitzer Glück bringt. Daß aber die Grobheit eine Tugend ist, wird kein Mensch bezweifeln; denn die Grobheit ist mit der Wahrheit sehr nahe verwandt. Die Grobheit ist die Wahrheit im Gewand von Sackleinen. Sie ist eine Art Aufrichtigkeit, aber eine Aufrichtigkeit, die keine Erziehung genossen. Je weniger der Mensch aus dem Naturzustande getreten, desto mehr befindet er sich im Zustande der Grobheit. Nur mit der verfeinerten Lebensart, mit der zunehmenden Cultur nimmt die Grobheit ab. In den homerischen und anderen älteren Dichtungen findet man die entschiedensten Grobheiten.

Die Sprache der Grobheit ist die Ohrfeige. Gormaz ohrfeigt den Vater des Cid; die Königin Elisabeth ohrfeigt mit ihrer jungfräulichen Hand den geliebten Essex; der Dey von Algier ohrfeigt den französischen Gesandten und Lola Montez ohrfeigt die deutsche Polizei. Wahrlich an die Ohrfeige knüpft sich ein Stück Weltgeschichte! Die Ohrfeige ist die eigentliche Manifestation der Grobheit, das Bestreben der absoluten Grobheit, mit einem Object in die innigste Berührung zu kommen. Die Ohrfeige ist ein Ausdruck der gemeinsamen Sprache, welche die Menschheit verband, bevor sie im Lande Sinear baulustige Gedanken bekam. Eine Ohrfeige ist noch heut zu Tage die deutlichste Sprache. Es giebt Personen, die keine andere Sprache reden, und es giebt Menschen, die leider keine andere Sprache verstehen.

Die Ohrfeige ist in der Grobheit dasselbe, was der Kuß in der Liebe ist; nur daß man in der Liebe mit einem sanften Kuß anfängt und in der Grobheit mit einer unsanften Ohrfeige aufhört. Um so gewaltiger aber in unserer Welt die Grobheit als die Liebe ist, um so schätzenswerther ist die Ohrfeige als der Kuß, vor dem sie noch die Aufrichtigkeit voraus hat; denn es giebt Judasküsse, aber keine Judas-Ohrfeige.

Die Grobheit ist die Tochter der Natur; die Höflichkeit ist die Tochter der Cultur. Wir gewinnen an Höflichkeit durch den Verkehr mit den Menschen. Indem wir uns an ihnen reiben, werden wir glätter und feiner, aber auch dünner und schwächer. Die Grobheit ist der Klotz, die Höflichkeit der glättende Hobel, der über die rauhen Sitten fährt und oft die Sittlichkeit mit wegstreift. Kein Volk, was den Zustand der Natur verlassen, kann wieder in denselben zurücktreten kein Künstler der Welt kann aus dem gedrechselten, fein polirten Automaten wieder einen rauhen naturwüchsigen Klotz machen.

Aber nicht jeder Mensch hat Empfänglichkeit für die Politur, und es giebt Menschen, die nie gänzlich aus dem Zustande der Grobheit treten. Ja mancher Mensch ist von Natur so grob, daß er lächerlich wird, wenn er höflich sein will, so wie der Bär erst dann possirlich wird, wenn er tanzt oder Complimente macht.

Cicero sagt: Consuln kann man ernennen: aber der Dichter muß geboren werden. Das ist wahr. Aber auch der Grobian muß geboren werden, — auf lateinisch „Grobianus nascitur." Die Poesie und die Grobheit sind angeborene Eigenschaften. Vieles kann man sich zwar in gereiften Jahren von der Grobheit aneignen; aber es bleibt auch dann nur ein Angeeignetes, Aeußerliches, das unser Leben nicht ausfüllt. Wer nur äußerlich grob ist, der wird gleich glatt, wenn er in Verkehr mit der Welt geräth so wie zwei Feilen glatt werden, wenn sie sich gegenseitig reiben. Wer aber innerlich grob ist; wer die Grobheit wie seine erste Liebe tief im Herzen trägt, den wird die ganze Welt nicht glatt machen können, und wenn zwei wahrhaft grobe Menschen an einander gerathen, so werden sie nur gröber; so wie zwei grobe Säcke bei steter Berührung sich auf-, aber nicht glatt reiben.

Daß die Grobheit übrigens bei uns endemisch ist, das zeigen unsere Sprichwörter. Ein deutsches Sprichwort sagt: „Was grob ist, ist stark!" und ein anderes Sprichwort behauptet: „Was grob ist, hält gut!" Ein Sprichwort aber ist ein wahres Wort. Und in der That! die zarte Saite giebt zwar einen feinen Ton, allein sie wird durch die unvermerklichste Luftveränderung verstimmt und reißt sogleich, wenn sie von rauher Hand berührt wird. Ein grober Strick ist durchaus nicht empfindlich gegen Temperaturwechsel und die plumpste Hand wird, eher durch ihn als er durch sie verletzt. Ehe ich mich indessen von der Grobheit trenne, kann ich nicht umhin auf ein Wort aufmerksam zu machen, welches von dem Genius unserer Sprache das herrlichste Zeugniß giebt. Unsere Sprache bezeichnet einen Grobian mit dem Ausdruck „Flegel." — Diese von der Landschaft hergeholte Benennung ist durchaus erschöpfend; denn wo keine Gewalt mehr ein goldenes Korn aus dem menschlichen Herzen zu locken vermag, da kann oft ein Grobian mit seiner weltbezwingenden Flegelei noch viele Körner herausdreschen. Die milde Weisheit und die sanfte Humanität müssen sich ohnmächtig zurückziehen, wenn die gestiefelte Grobheit in's Feld rückt.

„Was der Verstand des Verständ'gen nicht sieht,
Das übet ein Flegel mit grobem Gemüth."

U. E.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Donnerstag den 22. März 1849. **№ 57.** **Vier und dreißigster Jahrgang**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Das Testament.

Novelle von Carl Rebel.

(Fortsetzung).

Fröhlich's Bruder, der, wie schon gesagt, in der Residenz angestellt war, es zu dieser Zeit schon zum Rath gebracht hatte, und mit einer Stadtdame verehlicht war, aber trotz seines bedeutenden väterlichen Vermögens, trotz seines anständigen Gehaltes, in steten Finanzverlegenheiten war, hatte es mit seinem klugen Stadtherrenblicke bald weg, daß sich da ein für den Glanz seines Hauses vortheilhaftes Geschäftchen machen lasse. Mit circa 4000 Thaler jährlich ein Mädchen zu erhalten, däuchte dem schlauen Herrn eine fette Präbende. Ich sagte geflissentlich ein Mädchen, denn obgleich Emilie mit in die Residenz sollte, war doch vorauszusehen, daß die Ausgaben für sie keine Bedeutung haben würden. War sie ja doch bestimmt, höchstens als Folie ihrer Schwester zu dienen; für sie waren die abgelegten Kleider Paulinens noch übergut. Was Lehrgegenstände betraf, konnte sie ja so nebenbei zuhören, wenn Pauline unterrichtet wurde, was brauchte das ohnehin unschöne Mädchen viel Bildung? Was aber weibliche Arbeiten betraf, da wollte man Emilie schon Beschäftigung genug geben, würde sich doch immer etwas an Paulinens Putze finden, was Emmi, während die Schwester in Gesellschaft war, zu Hause ändern konnte, verginge ja doch dem armen Mädchen, das ohnedem in die schöne Welt nicht paßte, die Zeit auf seinem einsamen Zimmer um so viel besser.

Der schlaue Herr Onkel bedauerte daher gegen Werner das Schicksal Paulinens, beiläufig gesagt des Großvaters Herzblättlein, die hier in diesem Neste verkümmern müsse, oder höchstens an einem plumpen Landjunker verschleudert werde, während sie mit ihrer Schönheit in der Residenz leicht eine glänzende Parthie machen, und das Fröhlich'sche Haus zu verdienten Ehren bringen könnte. Er steckte sich hinter Paulinen, malte ihr das Leben in der Residenz in so schönen Farben, daß das ohnedem eitle Mädchen sich schon im Voraus der Triumpfe seiner Schönheit freute, den alten Werner so lange mit Bitten und Schmeicheleien bestürmte, seine Einwilligung zur Uebersiedlung in die Residenz zu geben, bis Großpapa ja sagte.

Meine Einwendungen wurden überstimmt, und der Onkel setzte seinen Plan mit den Mädchen durch.

Nicht zu läugnen ist es, daß er viel anwendete, um Pauline zur gebildeten Weltdame zu machen. Lehrer von allen Sorten wurden angenommen, sie sollte französisch und italienisch sprechen, zeichnen, malen, Klavier spielen, singen und tanzen lernen; ja auch in wissenschaftlicher Hinsicht wollte der Onkel sie gebildet haben. Man suchte ihr jene oberflächlichen Kenntnisse von Geschichte und Geographie, von Naturgeschichte und Naturlehre beizubringen, die eine Weltdame in den Stand setzen, einem Gespräche, welches von dem Geplapper über Mode und Theater abweicht, wenigstens mit Theilnahme zuhören zu können.

Linchen machte jedoch wenige Fortschritte, von Ball zu Ball, von Assemblee zu Assemblee hüpfend, war der Putz ihr Hauptstudium, und da sie sich bald von einem Kreise von Anbethern umgeben sah, so war es natürlich, daß ihre Gedanken statt bei den Büchern zu sein, weiß Gott wo umschwärmten. Anders war es mit Emilien; stets von und gegen Pauline zurückgesetzt, von ihr nicht als Schwester, sondern als Kammermädchen behandelt von allen Gesellschaften einer Paria gleich ausgeschlossen, waren Putzarbeiten für die Schwester ihre Beschäftigung, Bücher ihre einzige Erholung.

Je eigensinniger, eitler, koketter Pauline wurde, desto demüthiger, bescheidener und gebildeter wurde Emilie.

*

So nahte, unter Zerstreuungen und Arbeiten, wovon erstere auf Paulinens, letztere auf Emiliens Theil fielen, der neunzehnte Geburtstag der Mädchen heran, welchen der Onkel mit einem brillanten Maskenballe, dem ausnahmsweise auch Emilie beiwohnen durfte, feiern wollte.

Bei dem vorzüglichen Rufe, in welchem der Herr Rath Fröhlich als Festarrangeur stand, konnte es nicht fehlen, daß die créme der haute volée sich auf selben versammelte. Die jungen Herrn zog Paulinens Schönheit, die jungen Damen die Gewißheit: die Dandis der ganzen Residenz daselbst zu finden, die alten Herrn die allbekannte Vortrefflichkeit der Tafel und der alten Weine des Rathes, die alten Damen die Gewißheit, dort so recht mit Herzenslust einige Kapitel aus der Chronique scandaleuse abhandeln, und dabei den guten Leumund der Abwesenden zerreißen zu können.

Unter den Anwesenden männlichen Masken zeichnete sich besonders ein Hausirer aus. Die scherzhafte Art, mit der er seine Waaren anbot, der feine Witz, mit welchem er jene, die ihn zu necken suchten, behandelte, und stets die Lacher auf seine Seite zog, der edle Anstand, der aus allen seinen Bewegungen hervorleuchtete, die zarte Weise, mit der er den Damen mit seinen, mitunter nicht werthlosen, Galanteriekrämereien Geschenke zu machen wußte, machte ihn um so mehr zum Gegenstande der gespanntesten Aufmerksamkeit, als Niemand ihn kannte. Selbst der Rath, der ihn auf eine feine Art ausforschen wollte, mußte unverrichteter Sache abziehen, denn der feine Vogel wies ihm eine vom Rathe unterzeichnete Karte, und rechtfertigte hiemit seinen Eintritt in die Gesellschaft, ohne seinen Namen zu nennen, um welchen der Rath schicklicher Weise nicht geradezu fragen konnte. So trieb der Hausirer die längste Zeit sein Unwesen, niemand entging seinen Neckereien, aber auch niemand konnte ihn zu einem längeren Gespräche fesseln; einem Schmetterlinge gleich flatterte er von Blume zu Blume.

Auch Emilien hatte er schon ein Paar Male aufgefordert, war jedoch von ihr immer kurz abgefertigt worden. Das arme Kind, wie gerne hätte es mit dem angenehmen Gesellschafter geplaudert, aber — — —

Gerade diese Zurückhaltung spornte jedoch den Unbekannten desto mehr, und als er sie in einer Fensternische lehnend, dem lustigen Treiben der Masken sinnend, zusehen sah, sprach er sie auf's Neue an, und jetzt, wo Emilie ihm nicht leicht mehr entschlüpfen konnte, überließ sie sich um so williger dem ihr gebotenen Vergnügen, als die nie schweigende weibliche Eitelkeit über den Triumpf, den sie durch dieses geflissentliche Aufsuchen über die Uebrigen erhielt, frohlockte. Je länger die Beiden miteinander plauderten, je interessanter wurde das Gespräch. Emmi zeigte so viel Witz, so viele Bildung

sie wußte allem, was der Unbekannte sprach, mit so viel Geist zu erwiedern, daß er hierüber ganz entzückt war; dabei mußte sie aber seinen Fragen über ihre näheren Verhältnisse zugeschickt auszuweichen, daß der Hausherr nicht mehr erfuhr, als daß sie eine Nichte des Ballgebers sei.

Eine gute Stunde war Emilien, wie ein süßer Traum entflogen, und sie so wenig, als der Unbekannte, bemerkte, welch' ein Aufsehen im Kreise der Gesellschaft dieses so lange anhaltende Geflüster verursachte. Pauline war schon einige Male mit vernichtenden Blickes an der armen Emilie vorübergerauscht, denn auch sie hatte, wie so viele Andere, fruchtlos gesucht, den Unbekannten zu fesseln. Da erscholl der Ruf zur Tafel, für Emilien zugleich das Signal: den Ball zu verlassen, da man, wie die herzlose Pauline spöttisch bemerkte, ein solches Gesicht unmöglich bei der Tafel brauchen könne. Emmi verschwand und vergaß, süß von dem Unbekannten träumend, ihr widriges Schicksal.

Aber auch der Hausherr war verschwunden, und keinen Erkundigungen Paulinens und des Rathes konnte es gelingen, etwas Gewißes über ihn zu erfahren, selbst das Durchgehen der Liste der Geladenen führte zu keinem Resultate. Es fehlte Niemand als der Garde-Lieutenant Fiehricht, der, wie man wußte, für einen plötzlich erkrankten Kameraden in Dienst kam, und vermuthlich vergessen hatte abzusagen.

•

Am Abende des folgenden Tages kam der Lieutenant, und mit ihm, der im Hause noch unbekannte Baron Flügel. Ersterer entschuldigte sein gestriges Ausbleiben mit der Strenge des Dienstes, und stellte dem Rathe den Baron Flügel, als einen seiner Intimsten vor, dem er die gestrige Ueberraschung zu vergeben bitte. Flügel wußte bald mit seinem, schon gestern bewiesenen, feinen Takte sich sowohl bei Onkel und Tante, als auch bei Paulinen so einzuschmeicheln, daß deren Aufforderung, seine Besuche bald und oft zu wiederhohlen, allen Anschein der Herzlichkeit gewann.

Auf den Baron hatte Pauline einen ungemeinen Eindruck gemacht, ihre blendende Schönheit, ihre imponirende Gestalt, ihr ungezwungenes Benehmen, die feine Art, mit der sie, ohne aufgefordert zu werden, dennoch nur gezwungen scheinend, alle ihre Kenntniße und Geschicklichkeiten ins hellste Licht zu setzen verstand, bezauberte ihn. Demungeachtet schien ihm immer noch etwas zu fehlen; er vermißte jenes tiefe Gefühl, welches ihm das gestrige Gespräch so anziehend gemacht hatte, er konnte ihr heutiges, herausforderndes Wesen nicht mit der gestrigen Sanftmüthigkeit und Schüchternheit vereinigen. Flügel war Weltmann genug, so seine Anspielungen auf sein gestriges Gespräch zu machen, daß Pauline nicht ausweichen konnte, und gestehen mußte, daß nicht sie, sondern ihre Schwester Emilie, gestern das Vergnügen seiner Gesellschaft genoßen habe, und aus Aerger, daß der Baron an ihrer Seite noch an die Unbedeutende denken könne, im Bewußtsein ihres Triumphes hohlte sie die Schwester selbst.

Emilie, die in süßen Gedanken, welche den interessanten Unbekannten zum Stoffe hatten, in ihrem Zimmer emsig an Paulinens Putze arbeitete, erschrack nicht wenig, als die Schwester ihr zur Gesellschaft zu folgen gebot. Eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht, als Pauline ihr sagte, der Unbekannte von gestern, ein Baron Flügel, wünsche ausdrücklich, sie zu sprechen.

So hatte er ihrer gedacht, so war es ihr gelungen, auf ihn einen bleibenden Eindruck zu machen, sie sollte ihn sehen, sollte das Bild, das in den Träumen der heutigen Nacht sie umschwebte, mit der Wirklichkeit vergleichen. Arme Emilie! wie bald sollte das Glück deiner Träume zertrümmert, und dein jetzt noch so fröhliches Herz von den schmerzlichen Stacheln unerwiederter Liebe, unverdienter Verachtung zerfleischt werden. Flügel eilte der Kommenden entgegen, doch das Wort der Bewillkommung stockte ihm im Munde, als er Emilien sah. — Ein Augenblick zwar war es nur, dann fand der Geschmeidige sich wieder, aber dieser Augenblick war entscheidend für Emilie. Bleich, stotternd erwiederte sie die Begrüßung des Barons, und bald verließ er sie, ihr heutiges blödes Benehmen, mit dem anziehenden Wesen des vergangenen Abends nicht vereinbaren könnend, und am Arme der triumfirenden Pauline zur Gesellschaft zurückzukehren. Im Innersten vernichtet, kehrte Emilie auf ihr Zimmer zurück, um mit bitteren Thränen den kurzen Traum von Liebesglück zu beweinen.

Der Rath zog nun über Flügel, dieser über Fröhlichs Nichten nähere Erkundigungen ein, und da der Eine hörte, der Baron sei reich und unabhängig, der Andere, der alte Fröhlich habe mindestens 80,000 Thaler hinterlassen, ihm auch zugesteckt wurde, daß nur Eine die Erbinn des Gesammt-Vermögens sei, und voraussetzte, daß der Vater doch nicht die reizlose Emilie zur Haupterbinn eingesetzt haben werde, so wurden einerseits die ferneren Besuche gern angenommen, anderseits noch lieber gemacht, und nach kurzer Zeit erhielt ich, (der alte Werner war schon todt,) ein Schreiben, in welchem sich der Rath Verhaltungsregeln ausbat, insoferne der Baron, woran kein Zweifel mehr sei, seinen Bewerbungen um Paulinens Hand Worte geben sollte, auch sei es, seiner Meinung nach, unnöthig, das Geheimniß des Testamentes länger zu bewahren.

Ich antwortete in Kürze, daß wenn der Baron ernste Absichten zeige, wohl von Seite der Vormundschaft nichts im Wege stehe, daß der Rath, dem Bewerber die bekannten Umstände in Betreff des Testamentes nicht vorenthalten möge, nähere Verständigungen jedoch gegen des Testators Wille seien, und daher nicht früher, als am zwanzigsten Geburtstage der Schwestern gegeben werden könnten.

•

Die Nachrichten, welche der Rath in Beziehung Flügels erhalten hatte, waren unrichtig, der Baron war weder reich, noch unabhängig. Er war der Enkel eines reichen Kaufmannes, dessen jüngerer Sohn, Flügels Vater, sich nach dem Tode des alten Herrn, durch Ankauf bedeutender Güter den Adel erworben, aber so blind in die Welt hineingewirthschaftet hatte, daß dem Sohne nach der Eltern Tode nichts als tief verschuldete Güter blieben.

Der Bruder hatte die Handlung des Vaters übernommen, und mit Fleiß und Thätigkeit fortgeführt. Da er weislich im bürgerlichen Stande blieb, war er sowohl von Flügels Vater, als dessen ganzer Sippschaft stets über die Achsel angesehen worden, eine Verachtung, die der alte Kautz gegen jeden, mit Ausnahme seines Neffen Heinrich, mit Wucher zurückzahlte. Letzteren hatte er, da er kinderlos war, zu seinem dereinstigen Erben bestimmt, insoferne er sich seinen Verfügungen über ihn unbedingt unterwerfen werde, was er zur conditio sine qua non machte. Er hatte nach des Bruders Tode mit dessen Gläubigern einen Vergleich geschlossen, die Sequestration der Güter übernommen, alles zu deren Bewirthschaftung nach reellen ökonomischen Grundsätzen eingerichtet, den Neffen angehalten die Landwirthschaft nicht nur theoretisch zu erlernen, sondern auch praktisch zu betreiben, die sämmtlichen Einkünfte der Güter zur Zahlung der Schulden verwendet, und des Neffen Auslagen aus Eigenem und keineswegs knickerisch bestritten. Unter diesen Umständen konnte man den Baron Flügel keineswegs für reich, und noch weniger für unabhängig gelten lassen; selbst sein jetziger Aufenthalt in der Residenz war nicht für die Dauer, sondern ein Urlaub, den ihm der Alte gegeben, damit sich das junge Blut austoben könne.

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

Literatur und Politik.

Wir haben in der letzten Zeit die niederschlagende Bemerkung machen müssen, daß die meisten Männer von Geist in der Minorität blieben, wenn es sich um politische Ansichten handelte. Den Tagessophisten ging die öffentliche Meinung nach, die mit blendendem Worte und witzigen Reden den Ton anschlugen, in dem der Chorus der Massen zu singen beliebte.

Daß die Menschheit eine Geschichte hinter sich habe, aus der man Erfahrungen machen könnte, daß sie einen materiellen Boden habe, der früher da war, als die Menschen, daß man den in der Geschichte der Menschheit sich wiederspiegelnden Gesetzen der menschlichen Natur und der geographischen Verhältnisse nicht entgegenrennen könne, mit bloßen Meinungen und Tagesansichten, die kein Gestern haben und kaum einen Morgen erleben werden, das alles ward nicht in Anschlag gebracht;

man wurde gesteinigt, und lächerlicherweise nicht mit jenen Steinen, die den Körper tödten, sondern mit denen, mit welchen man den Geist erdrücken wollte. Man wurde verlacht, vernichtet, beschimpft; man glaubte, der Tag sei angebrochen, wo alles, was war und ist, was Gesetz Sitte und Regel war, wie ein nutzloser Ballast in die Untiefen des Meeres unwiderbringlich geworfen, und die sechstausendjährige Menschheit mit neuen Gesetzen geregelt werden könne. Vergebliches Bemühen! Was die Kutte und der Stock nicht vermochte, das wird die terrorisirende Tagesfrage zu vollenden nicht vermögen, — den Geist zu ersticken, und dem Würdigsten und Tiefdenkenden die gebührende Stellung in der Gesellschaft zu rauben.

Der geistvolle, edlere Mensch kann zurückgescheucht werden, er kann sich verbergen vor dem wüthenden Orkane, wie das Thier instinktmäßig Sicherheit sucht bei herannahender Gefahr: er kann es vorziehen, den Stürmen auszuweichen, als sich brechen zu lassen, ohne genützt zu haben; er kann vergessen werden von einem Theile der Gesellschaft. Aber nach dem Sturme kommt Ermattung; der Mensch wird müde und das Bedürfniß in ihm rege, vor dem Flüchtigen und Verflüchtigenden das Tiefere zu suchen.

Es ist in der politischen Literatur wie auf der Bühne; nach der Zeit der Phrase, der Gesinnungslosigkeit, der falschen Empfindung, findet der Gedanke, der sittliche Ernst, das wahre Gefühl seinen Boden, und Shakespeare und Calderon werden gesucht, wenn die dramatischen Eintagsfliegen dem Beschauer lästig geworden. Das Bessere wird gewollt, sobald man das Schlechte als solches erkannt hat; die Werke des einsamen Denkers werden aus dem Verstecke hervorgezogen, wie man nach den verschütteten Herrlichkeiten von Herkulanum und Pompeji suchte, nachdem man des Schwulstigen, Ueberladenen, Baracken überdrüssig geworden. Die Zeit findet ihre Männer, welche dem Gegendrucke des Besseren gegen das Schlechtere immer bestimmte Richtung geben, diese sind dann die gewaltigen Heroen, die das Zersplitterte vereinen, das Unreine zu Boden schlagen und dem Geiste zur Anerkennung verhelfen in Siegen, die sie auf verschiedenen Gebieten mit verschiedenen Waffen erfechten.

Haben wir auch jetzt sehr wenig Männer, die Vollendetes und Großes zu gestalten vermögen, so sind doch manche, die das volle Bewußtsein des Zieles haben, wornach sie ringen, denen wahrhafte Erkenntniß innewohnt. Diese lassen sich nicht beirren, und machen den Reinigungs- und Klärungsproceß nicht blos für sich sondern für ihre ganze Zeit durch. Die Männer sind es, welche der vollen Achtung werth sind, auf deren Leistungen man immer zurückkommen muß, wenn man durch Werke des Geistes politisch wirken will. Dabei ist es gleichgiltig, ob in Versen oder Prosa, Geschichte oder Romane geschrieben wird. Die Aeußerlichkeit ist dabei gleichgiltig, der ethische und der künstlerische Gehalt das erste. Wo beides zusammenfällt — und in jedem echten Kunstwerke ist dies schon seiner Natur nach der Fall, da sind jene Bedingungen vorhanden, welche man von einem hervorragenden Darsteller fordert, da ist nöthig die öffentliche Meinung auf sie hinzuweisen, die Lektüre ihrer Schriften dem Volke an's Herz zu legen.

Dabei kömmt es nicht darauf an, ob man dadurch dem Volke einen Gefallen thut, wenn man dasselbe an ernste Schriften weist. Ist in der Medizin doch Heilkraft, wenn sie auch nicht recht mundet. Oft ist es ja wahrlich Ehre, in der Minorität zu sitzen, und nicht jenen Schriftstellern eingereiht zu werden, welche der Masse huldigen, und das wiederholen, was jeder Andere schon weiß und oft gesagt hat.

Es ist insbesondere der Journalistik nöthig, auf jene Werke zu weisen, welche dem Volke eine tiefere Lösung der wichtigsten Fragen des Tages bringen, und die Urtheilsfähigkeit der Masse durch neue Gründe, sachkundige Darstellung des Gegenstandes zu erhöhen. Wird ein Mal der Leser genöthigt zu denken; erfährt er daß es auch eine andere Anschauung gibt, als jene, welche an der Tagesordnung ist, lernt er die Schwierigkeiten kennen, welche der Ausführung dieser oder jener Idee entgegenstehen, so wird er milder, versöhnlicher und billiger in der Beurtheilung und bricht nicht so leicht mit leeren Worten de haut en bas den Stab über das, was seiner Ansicht, seiner Gewohnheit entgegensteht. Er lernt so mit einem Worte denken — was ihm das alte Regime in der Schule, und auf der Bühne, in der Journalistik wie in den Gerichtssälen verwehrte — und das ist es, was man eigentlich bezwecken will; den blos genießenden Menschen in ihm auszuwirken, den praktischen, einsichtigen hingegen nachzurufen.

A.

Wien.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor.

Dienstag den 20. März zum Benefice des Frl. Anna Zerr, die Hugenotten v. Meyerbeer.

Ein probates Mittel ein volles Haus zu bekommen, also im wahresten Sinne ein Hausmittel, sind die Hugenotten. Obgleich schon seit mehreren Jahren überflüssig gehört, hat diese Oper noch gar nichts von ihrer Anziehungskraft verloren. Kommt noch die Beliebtheit einer Künstlerin, wie Fräulein Zerr, hinzu, so ist es nicht zu wundern, wenn das Haus dem Andrange zu Folge zu klein wird. Die ausgezeichnete Sängerin wurde bei ihrem Erscheinen bekränzt und bebouquetirt und wir gönnen ihr diese Ovation vom Herzen. Man kann aber in die Arie des 2. Aktes kaum mehr Reiz legen, als hier geschehen. Die Läufe quellen und perlen, daß es eine Lust zu hören ist. Dabei werden die zarten und gefühlvoll weichen Stellen ebenfalls nicht vernachlässigt, sondern ganz der Intention des Componisten gemäß wieder gegeben. Ueber die Leistungen der Uebrigen wäre es überflüßig, etwas dafür oder gar dagegen zu sagen, sind sie doch über die Gebühr gehört und besprochen.

—l—

Wiener Signale.

Das neue Gemeindegesetz hat bereits die Presse verlassen. Wir bedauern, daß unter den jetzigen Umständen dieses Gesetz schwerlich ein Gegenstand freisinniger Erörterung werden wird; wir bedauern es wegen der nicht unbedeutenden Vorzüge dieses Gesetzes, das freilich auch seine bestimmten Mängel an sich trägt.

Der Anfall auf die Wache an der Türkenschanze soll vorgestern Abends wiederholt worden sein. Man erzählt sich auch, daß einer dieser wahnsinnigen Bösewichterrotte zu Stande gebracht wurde.

Grillparzer hat den Leopoldsorden erhalten. Wir begrüßen mit Vergnügen einen solchen Schritt; und glauben, daß von nun an auch das Verdienst in Kunst und Wissenschaft seine ihm gebührende Anerkennung im Staate finden wird.

Die Nachricht, daß der Rebellenführer Bem gestorben ist, bestättigt sich nicht. —

Die Anekdote von den beiden Brüdern Lerche, welche gegeneinander in Ungarn gekämpft, endlich sich erkannt haben; und nun beide in den Reihen der kaiserlichen Armee stehen sollen, ist bis auf den Schlußsatz beinahe wörtlich dem „vaterländischen Pilger," der sie als Scene aus 1809 bringt, und selbst mit Beibehaltung der Namen abgeschrieben. — Wie komisch nehmen sich jetzt die wunderbaren poetischen Ausschmückungen dieses Histörchens in unseren plaudersüchtigen Journalen aus! —

Die Mißstimmung in Böhmen soll wirklich nicht unbedenklicher Art sein. — Die czechischen Deputirten haben insgesammt jede Betheiligung bei den Landesverfassungsarbeiten im Ministerium beharrlich abgeschlagen. —

Herr Friedrich Kaiser ist abgereist. Einige bringen diese schnelle Abreise mit dem Verbote seines neuen Stückes: „Ein Fürst" und mit einer einzuleitenden Untersuchung in Verbindung. Wir wollen dieses Gerücht nicht verbürgen.

Kaum ist der Reichstag aufgelöst und die Stimmung hat sich geklärt, so bringt die Presse einen langen geharnischten Artikel mit höhnischen Ausfällen auf verschiedene Parteiseiten, in welchem sie darthut, daß der Reichstag aufgelöst werden mußte! Was sagen die Leser dazu?

Es hat sich im Publikum das beinahe komisch klingende Gerücht verbreitet daß die hier stationirten Seressaner gar keine Seressaner, sondern nur verkleidete kroatische Soldaten wären, welche man so angezogen habe, um den Wienern einen „Schreckenberger" einzujagen. — Man will lauter neue Mäntel gesehen und auch deutlich bemerkt haben, wie schwer es den Kroaten wird, diese wilden trotzigen Gesichtsmienen anzunehmen, um sich zu verstellen. Vorzugsweise ist dieses neue Lügengerücht in den Volksklassen in den Vorstädten verbreitet.

Mit nächsten Juli soll die politische neue Organisation in's Leben treten. Ein Kreispräsident wird dem Kreise vorstehen; und ein Bezirkshauptmann dem Bezirke. Für die Erhaltung des nothwendigen Kanzleipersonales wird ein Pauschale abgeben; und der Vorsteher des Kreises und Bezirkes haftet mit seiner vollen Verantwortlichkeit für die Gesetzmäßigkeit aller Vorgänge.

Herr Ferd. Bender, Maler aus Königsberg, befindet sich zur Zeit in Wien, und hat im Magazin der Stadt Nürnberg 2 Portrait aufgestellt, welche sich durch poetische Auffassung, vorzügliche Technik und sprechende Aehnlichkeit auszeichnen. Wir halten uns um so mehr verpflichtet ein kunstsinniges Publikum hierauf aufmerksam zu machen, als der Künstler auch Unterricht im Portrait- und Landschaftsmalen zu ertheilen willens ist, und solchen bereits in München mit besonders glücklichem Erfolge gab. Das Atelier desselben ist zu St. Ulrich, neue Schottengasse Nr. 131.

Der Antrag des Frankfurter Verfassungsausschußes, welcher Oesterreich aus dem deutschen Bundesstaate hinausschiebt, hat hier in den politisch gebildeten Kreisen einiges Aufsehen erregt. Die Stimmung im Allgemeinen ist übrigens undeutsch, und man hat Deutschland, welches der Wiener wegen der schönen Melodie: „Was ist des Deutschen Vaterland?" liebte, längst aufgegeben. —

Ein außerordentlich fein angelegtes Manöver spielt die „Presse" mit der ministeriellen Politik und temporisirt auf eine ganz eigenthümliche Weise um es mit keiner Partei ganz zu verderben. — Als der fertige „Kremsierer Reichstag" noch tagte, brachte sie einmal einen Artikel, wo sie darthat, mit welchem Bangen die Auflösung des Reichstages angesehen würde; und daß man von der Auflösung offene Reaktion fürchtet. —

Hr. M. Albert legt soeben die letzte Feile an ein größeres Gedicht: „Das Trauerspiel der Seelen" betitelt, das in Form von drei dialogisirten Abtheilungen die Sterbestunde der in einem Bürgerkriege gefallenen Opfer zum Vorwurf hat. Wir gedenken nächstens eine Probe zu bringen.

Am 19. d. M. trat Frl. Klaus zum zweiten Male im Burgtheater als Ce-

cilie in der „jungen Pathe“ auf und führte diese Rolle mit ihrer gewohnten Anmuth durch.

Aus der Zeit.

Paris. Aus Toulon meldet man, daß in dem dortigen Hafen seit einigen Tagen die lebhafteste Bewegung herrscht. Am 3. März ging die Dampffregatte Cacique mit wichtigen Depeschen nach Gaeta, am 6. März Abends folgte ihr der Ariel, und der Dampfer Liamone ist reisefertig. Der Ariel fuhr kurz nach der Ankunft einer telegraphischen Depesche ab, durch welche die Hafenbehörde Befehl erhielt, so schnell als möglich alle disponibeln Dampfschiffe zur Abfahrt fertig zu machen, und man glaubt daher, daß der Ariel dem Admiral Baudin die Nachricht von den begonnenen Rüstungen, sowie neue Instruktionen überbringt. Im Arsenal herrscht die größte Thätigkeit. Die Dampfschiffe Labrador, Orenoque, Magellan, Christophe Colomb und Albatros sind segelfertig, und mehre dieser Fahrzeuge sind zur Aufnahme von Pferden eingerichtet, was vermuthen läßt, daß sie zum Transport einer Brigade oder vielleicht einer Division bestimmt sind. Der Dampfer Labrador sollte als Kurierschiff nach Algier gehen, ist aber zurückbehalten worden, um an der Expedition Theil zu nehmen. An seiner Statt segelte das Hospitalschiff Grégeois ab.

Aus Berlin schreibt man uns: Am 9. d. kam im k. Hof-Theater Nicolai's neue komische Oper „Die lustigen Weiber von Windsor“ zum ersten Mal zur Aufführung und errang sich einen glänzenden Erfolg, den wir dem wackern Künstler herzlich gönnen. Die Oper wurde bereits zwei Mal bei überfülltem Hause repetirt.

Das Turiner Cabinet soll große Veränderungen im diplomatischen Corps beabsichtigen. Hr. Bassa, welcher nach dem genueser Corriere mercantile nichts Anderes war als eine Art Factotum des Jesuitengenerals Rothaan, soll aus Rom abberufen werden, und ein gleiches Loos die sardinischen Geschäftsträger in Baiern und in Preußen treffen. — Ein Schreiben aus Rom in der Turiner „Concordia“ gibt das schlagfertige Heer der Republik auf 41,670 (?) Mann an mit 54 Stück Geschütz und allem nöthigen Zubehör.

Prag, 14. März. Trotz des stürmischen Wetters fand heute der Fackelzug zu Ehren der Abgeordneten Borrosch und Rieger statt. Der Zug bewegte sich vom Klementinum aus durch die Karlsgasse, den Ringplatz, Eisengasse in die Rittergasse, vor die Wohnung Riegers, wo auch Borrosch zugegen war. Eine unabsehbare Menschenmenge begleitete den langen glänzenden Zug, der sich in musterhafter Ordnung bewegte. Die Ansprache Borrosch's und Riegers wurde mit Jubel aufgenommen. Bescheiden lehnten beide die Ehre dieser Demonstration von sich ab, ersterer vindicirte sie dem gesammten Reichstage, letzterer der Freiheit.

Konstantinopel, 28. Febr. Heute ist ein Theil der türkischen Flotte ausgelaufen nach dem schwarzen Meere, um einestheils zur See her Varna gegen einen etwaigen Ueberfall zu decken, anderntheils an der Donau eine Stellung einzunehmen, welche es nach Bedürfniß erlaubt, zu raschen Truppenversetzungen an den Ufern jenes Flusses bei der Hand zu sein. Ganz entgegen gewissen frühern Gerüchten, welche eine Verminderung des ägyptischen Heeres in Aussicht stellten, erfährt man, daß dort eben so sehr gerüstet werde als in dem übrigen türkischen Gebiete, wo die Rekruten alle Straßen bedecken. Wie man erfährt, so ist eine nahmhafte Mannschaft von dort zu erwarten, es soll dieselbe schon theilweise eingeschifft und unterwegs sein. Der Kapudan-Pascha ist als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg abgegangen.

Auch in Pest wurde kürzlich zur Nachtszeit die Franzstädter Pfarrkirche erbrochen und aus derselben mehrere Gegenstände entwendet, unter anderem ein silberner und zwei Palfang-Kelche.

München. Dem Privatvermögen des König Ludwig von Bayern droht eine ziemliche Gefahr. Es stellt sich nämlich heraus, daß in frühern Jahren aus bayerischen Staatsgeldern die namhafte Summe von 1,233,333 fl. als Darleihen an Griechenland geflossen ist, ohne daß die Kammer davon benachrichtigt und um ihre Einwilligung befragt worden wären. Die früheren Kammern hatten wohl schon mehrere Male die Sache in Anregung gebracht, wurden aber immer durch eine oder die andere Ausflucht des Ministeriums zum Schweigen gebracht. Die nunmehrige Kammer hat die Angelegenheit wieder aufgegriffen, und der Finanzausschuß hat nun den Beschluß gefaßt, folgende Anträge der Kammer vorzutragen: Alle jene Beamte, welche zur Zustandebringung jenes Darleihens beigetragen haben, sind auf civilgerichtlichem Wege zum Schadenersatze zu erhalten, die Appanage des Königs Otto von Griechenland als bayrischer Prinz (80,900 fl. jährlich) ist alsogleich einzustellen und was dann noch abgeht, ist aus dem Privatvermögen des König Ludwig, welcher persönlich für jenes Darleihen haftete, zu decken. Die Kammern sind wohl am 8. März durch k. Befehl bis zum 10. April vertagt worden, doch wird diese Angelegenheit keineswegs dadurch beseitigt oder niedergeschlagen werden können. Der Bericht des Finanzausschusses ist in Tausenden von Exemplaren unter das Volk vertheilt worden.

Paris. Die Frau eines der Mörder des Generals Bréa hat jüngst einen Sohn geboren. Der Erzbischof von Paris, der dieß erfuhr, ließ dem Vater schreiben, daß er über das Schicksal dieses unter so traurigen Umständen geborenen Kindes unbesorgt sein solle; er werde dasselbe adoptiren, und hoffe, diese Mittheilung werde dem Gefangenen zu einigem Troste gereichen und ihn mit Dankbarkeit gegen Gott erfüllen.

Tod und Auferstehung eines Künstlers.

Einige Zeit vor der Februarrevolution starb in Paris ein Maler und Zeichnenkünstler, der in seinem Vaterlande und anderswo des schönsten Ruhmes sich erfreute. Er ward beweint von den Abonnenten und Lesern des Charivaris, zu dessen fleißigen Mitarbeitern für den malerischen Theil, d. h. die Carricaturen, er gehörte; beweint von den zahmen und wilden Thieren, welchen er in den illustrirten Ausgaben Lafontaines zu geistreichen Menschengesichtern verholfen; beweint endlich von seinen Gläubigern ohne Zahl. Paris unterhielt sich von dem traurigen Ereigniß einen Abend hindurch. Dann ging die Unterhaltung zu etwas Neuerem, Interessanterem über.

Die Seele des Künstlers war erzürnt über die Undankbarkeit der Pariser. Sein Griffel hatte das leichte Volk so oft erheitert, über seine politischen und Nahrungssorgen getröstet. Jetzt sprach man von seinem Dahinscheiden nicht mehr, als von dem irgend eines europäischen Potentaten. Das war beleidigend. Die Seele des Künstlers beschloß auszuwandern. Sie reiste ohne Gepäck und Effekten, wie es einer Seele geziemt, nach Calais, bestieg das nächste Schiff und landete bald darnach an Albions perfider Küste. Von der Seekrankheit war unser schattenhafter Passagier befreit geblieben.

Die Eisenbahn führte ihn blitzschnell nach London, in das Weltgewühl mitten hinein. Er nahm einen Omnibus, den er im Angesicht der bekannten Taverne in Haymarket wieder verließ. Dort in der Taverne bestellte er ein Beafsteak und einen Bottlestout. Diese für eine Seele verwunderlichen und jedenfalls unnöthigen Maßregeln traf der Reisende höchstwahrscheinlich, um sein Incognito zu bewahren und nicht als Gespenst erkannt zu werden, was immer einen unangenehmen Eindruck hervorbringt. Das Bestellte war von dem reinlichen Wärter präsentirt, und die arme Seele begann zu essen und zu trinken mit scheinbar irdischem Appetit.

Da trat ein Franzose in die Taverne, Herr M*., Mitarbeiter an den „London illustrated News.“ Er erblickte das himmlische Theil des Künstlers, blieb erstarrt stehen und rief mit bebender Stimme: Gavarin, bist Du's?

Der essende Geist sah auf, eilte um den Tisch herum und warf sich dem Ankömmling in die Arme. Seelen sind nicht aller Freundschaft bar, sie bewahren menschliche Gefühle.

Der erste Sturm des Wiedersehens war verrauscht. Die Beiden setzten sich zu Tisch, und als M*. mit Fleisch und Porter besorgt war, fragte er den Andern: Aber sag' mir, wo kommst Du her?

Direkt von Paris, antwortete Gavarin.

Aber Du bist ja gestorben und begraben, unglücklicher Freund!

In den Journalen, ja! Wer wird aber glauben, was die Zeitungen drucken? Sie lügen vom Morgen bis in die Nacht, je nach der Stunde ihres Erscheinens.

Aber wie in aller Welt entstand das absurde Gerücht, und warum bist Du in London?

Das Alles erklärt sich mit einem einzigen Wort. Ich hatte Schulden über Schulden, fürchtete mich vor einer Wohnung in Clichy und dachte an Flucht. Die nackte Nachricht hätte meine Familie betrübt. Ich traf mit meinen Freunden im Journalismus eine Verabredung, sie sollten mich todt sagen — Versprochen, gethan! — Die Notiz erschien in den großen und kleinen Papierecken. Ich habe meine Nekrologe selber gelesen. Nicht übel die meisten! Nur Einem gedenk' ich's, der hat sich moquirt. Komme ich nach Paris zurück, wird der Charivari für seine Unsterblichkeit sorgen.

So plauderten die Beiden vertraulich bis in die Nacht hinein. Der Freund brachte dann den fahrenden Künstler in einem Hotel unter, das in Drurylane gelegen. Tages darauf meldete sich Gavarin beim Punch und der Illustrativ News. Er bekam gleich zu thun die Hülle und Fülle. Als die Ladies erfuhren, er wäre in London, riß man sich darum, von ihm gemalt zu sein, denn Gavarin, wie man weiß, portraitirt vortrefflich. Da vergaß der Glückliche ohne Mühe sein Paris. Bald darauf brach die Februarrevolution aus, verjagte den König, die Reichen, die Kunst und die Malerei. Gavarin freute sich doppelt über sein Asyl und beschloß für's Erste in Frankreich gestorben zu bleiben. Requiescat in pace! —

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Freitag den 23. März 1849. №58. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Das Testament.

Novelle von Carl Rebel.

(Fortsetzung).

Ungeachtet seiner Abhängigkeit von dem Vetter glaubte Flügel doch alle Schritte, die seine Vermählung mit Paulinen herbeiführen konnten, ungescheut und ungefragt machen zu dürfen, denn Pauline war ja, allem Anscheine nach reich. — Er warb daher bei dem Rathe um ihre Hand, und erhielt sowohl seine Zusicherung, als auch Paulinens Jawort, die nun, als künftige Baronesse, wo möglich noch stolzer wurde, und die arme, gekränkte, tief im Herzen verwundete Emilie noch verächtlicher behandelte. Jetzt glaubte der Baron den Vetter Michel von dem Vorgegangenen verständigen, und ihn um seine schon vorausgesetzte Einwilligung bitten zu müssen. Die Antwort folgte in kürzester Zeit, und ich werde Euch selbe in einer wörtlichen Copia mittheilen:

Lieber Vetter!

Du schreibst mir unter 16huj. einen Brief, der einem completen Narren viel Ehre gemacht hätte, keineswegs aber einem jungen Menschen, der von seinem seligen Vater schon abnehmen könnte, was solche Liebesfaseleien für Folgen haben. Wer hat dich denn in die Stadt geschickt, um dir eine Frau auszusuchen, heh? Ich vielleicht? Bewahre mich Gott davor! Verlieben, Vetter, kannst du dich meinethalben zwei Dutzend Mahle, aber eine Frau werde ich dir entweder selbst aussuchen, oder wenn du dir die Mühe nehmen willst, so muß sie entweder nach meinem Gusto sein, oder nach deinem. Ist sie das Erste, so ist mein Vermögen heute oder morgen dein, ist das nicht, so bekommst du keinen rothen Heller, das merke dir. Was deine Romanfloskeln von ewiger Liebe, Göttergestalt, Engel in Mädchenhülle, und weiß der Himmel, was noch, betrifft, so hole dich und den, der solche aberwitzige Sachen aufgebracht, der Henker! Ich habe einmal etwas gelesen, erinnere mich recht, so heißt es, ohne Ceres und Bachus friert Venus. Ich weiß zwar von dem Herrn Ceres nichts und von Bachus auch wenig, aber so viel kann ich mir ausdeuteln, daß das heißen mag, wenn man nicht gut ißt und trinkt, so geht die Liebe ein, wie's Görlitzer Tuch, und das ist wahr, das merke dir.

In deinem ganzen Briefe habe ich nur eine ganz, und eine halbvernünftige Stelle gefunden. Die ganz vernünftige ist, daß du glaubst, ich werde nicht beanständigen, daß deine ewig Geliebte eine Bürgerliche ist, da hast du recht, ich scheere mich den Henker der um eine sogenannte Mesalliance. Das Andere, was mir so halb und halb gefällt, ist, daß sie Geld haben soll. Aber das haben soll gefällt mir durchaus nicht, hat muß es heißen. Du sprichst da von einem Testamente, und glaubst der Vater werde gewiß deiner schönen Pauline sein Vermögen vererbt haben, und die häßliche Emilie leer ausgehen lassen. Das ist nicht meine Ansicht! Der alte Fröhlich mit dem ich in Geschäftsverbindung stand, war ein gescheidter Kerl, der wußte perfect, daß man eine Waare von schönem Ansehen leichter vom Halse bringt, als eine unscheinbare, außer letztere hat besondere Qualität, daher wird er, glaube mir, der Häßlichen das Geld zugedacht haben, denn mit Geld hat sie Qualität, das merke dir.

Hast du dich übrigens gar so sterbens verliebt, so will ich in der Beziehung ein Auge zudrücken, daß ich mich mit deiner Wahl zufrieden gebe, denn bist du sonst kein dummer Junge, so wirst du wohl was Ordentliches ausgesucht haben, aber wohlverstanden, in Beziehung auf das Geld muß Gewißheit sein. Das ist mein erstes, und du kennst mich, auch mein letztes Wort. 50,000 Thaler, sonst wird entweder aus der Heirath, oder aus meiner Erbschaft nichts. Das merke dir. Dein Vetter Michel Flügel.

•

Ihr könnt Euch leicht denken, was dieser Brief für Wirkung machte. Der Baron wüthete, Pauline verzweifelte, der Rath zuckte die Achseln, und wußte trotz seines Titels keinen Rath, und die arme, schuldlose Emilie mußte, wie man zu sagen pflegt, das Bad ausgießen. Pauline war bei der Geschichte am meisten zu bedauern; die ganze Residenz war, obwohl größten Theils durch ihre Schuld, davon unterrichtet, daß sie den Baron Flügel ehligen werde; sie hatte die Glückwünsche ihrer Freundinnen mit jenen ausweichenden Gegenreden angenommen, die den Andern nur noch mehr in seiner vorgefaßten Meinung bekräftigen, und jetzt hatte der Bräutigam Flügel bekommen. Der Baron hatte offen den Brief vorgelegt, und erklärt, daß es ihm sein Lebensglück koste, sich von Paulinen zu trennen, daß aber Dankbarkeit, Sorge für seine Unterthanen, wie er sich ausdrückte, ihn unumgänglich zwingen, sein Herz zum Opfer zu bringen, und sich dem Willen des Vetters zu unterwerfen.

Was gekränkter Stolz, verletzte Eitelkeit nur ersinnen können, geschah, um Emilien zu kränken. Die bittersten Vorwürfe wurden ihr, und zwar besonders vom Rathe, gemacht: durch sie sei das Glück ihrer Schwester zerstört, durch sie der Glanz des Fröhlich'schen Hauses vernichtet, welche Schmähreden wurden dem armen Fröhlich noch im Tode gegeben, da man jetzt in dem Geheimnisse des Testamentes nichts als die Bestätigung der Meinung Vetter Michels sah.

Emilie litt unsäglich, der bittere Schmerz gekränkter Liebe, unverdienter Verachtung, die empörenden Schmähungen auf den zärtlich geliebten Vater, die feindliche Behandlung der Schwester, alles wirkte zusammen, so daß Emilie ernstlich erkrankte. Auf ihrem Krankenbette gewann sie immer mehr die feste Ueberzeugung, daß sie zu einem freudenlosen Leben bestimmt sei, und daß selbst, wenn der Vater sie zur Erbin eingesetzt, sie dennoch dem Glücke der Liebe entsagen müsse. Neidlos, wie sie war, gönnte sie der Schwester dieses Glück, und ihre Herzensgüte trieb sie, deren Glück, so viel in ihren Kräften stand, zu beschleunigen. Sie ließ den Onkel zu sich bitten und erklärte, ihren Ansprüchen auf das väterliche Erbe der Art zu entsagen, daß Pauline schon von jetzt an, als Universalerbin zu erkennen sei, ihr aber das Wohnhaus in Mühlenau zufalle, wohin sie nach erfolgter Genesung zurückzukehren entschlossen sei.

Glaubt Ihr, Emiliens Edelmuth habe auf Pauline und den Rath den mindesten Eindruck gemacht? Ja prost die Mahlzeit! So lange frei-

lich, bis der Rath, ohne daß wir hier ein Wort wußten, die Aufhebung der Vormundschaft über Emilie herausgebracht, und diese die Entsagungs-Urkunde vor Zeugen unterfertigt hatte, so lange wurde sie von Allen auf den Händen getragen, kaum aber war die Citrone ausgepreßt, warf man die Schale weg, das heißt, kaum war das Opfer gebracht, so behandelte man Emilien wie vor und ehe, ja hätte sich nicht der Arzt so sehr dagegen gesträubt, so hätte man das arme Mädchen trotz ihrer Krankheit, mitten im Winter heraus nach Mühlenau gesandt.

Die Ehre muß ich jedoch dem Baron lassen, daß er nicht nur den Doktor kräftig unterstützte, sondern auch freiwillig Emilien, Behufs der im Frühjahre zu brauchende Molkenkur, den Aufenthalt auf einem nahegelegenen ihm gehörigen G te anbot, und ihre dortige Verpflegung gänzlich auf sich nahm.

Nachdem nun Pauline durch Emiliens Edelmuth in dem gewissen Besitze des väterlichen Erbgutes war, reis'te der Baron selbst zu seinem Vetter, der auch bald seine Zustimmung gab, und so wurde Paulinens Hochzeitsfest auf den zwanzigsten Geburtstag der Mädchen festgesetzt, und beschlossen, dasselbe in Mühlenau zu feiern.

•

Mittlerweile war das Frühjahr herangerückt, und Emilie, die sich schon soweit hergestellt befand, daß sie die kleine Reise unternehmen konnte, auf Flügels Gut Falkenhain gebracht worden. Dort in der herrlichen, freien Natur, unangefochten von den feindlichen Verwandten, allein mit ihren Büchern, lebte Emilie neu wieder auf. Falkenhain liegt aber auch in einer der schönsten Gegenden unseres, an Naturschönheiten so reichen Vaterlandes. Im Nord und West von einer sanft aufsteigenden malerischen Gebirgskette umschlossen, im Osten von einer dichten Laubholz-Waldung begrenzt, biethet sich dem entzückten Auge gegen Süden eine unabsehbare, üppig bebaute Ebene dar, durch welche sich der Fluß in maeandrischen Windungen schlängelte. Ungeachtet der Baron nicht nur zugesagt hatte, Emiliens Aufenthalt auf seinem Gute gänzlich zu bestreiten, und diese Zusage mit ungemessener Freigebigkeit erfüllte, glaubte ich doch der Ehre ihres Vaters schuldig zu sein, es Emilien nicht an Gelde fehlen zu lassen. Ich entzog daher dem Rathe die bis dahin genossenen Einkünfte des hiesigen Fröhlichschen Hauses, und sandte selbe in monatlichen Raten Emilien als Taschengeld nach Falkenhain. Ich hatte dabei meine Nebenabsichten. Den Rath wollte ich durch die Entziehung dieser vierhundert Thaler dafür strafen, daß er eigennützig genug war, ungeachtet er von den Schwestern gegen fünfthalb Tausend Thaler jährlich zog, dennoch von Flügel sans gene die unentgeldliche Verpflegung Emiliens anzunehmen. Dem Baron wollte ich zeigen, daß Emilie nicht so ganz verarmt sei, um Wohlthaten Fremder zu bedürfen. Emilien das drückende Gefühl, von der Großmuth des Barons abzuhängen, erleichtern, endlich ihr, deren Hang zum Wohlthun ich kannte, die Gelegenheit geben, selben zu befriedigen, um so mehr, als ich der Meinung bin, mag auch die ganze medizinische Fakultät dawider streiten, daß bei Seelenleiden, das Gefühl andere beglückt zu haben, bedeutend zur Linderung des eigenen Grames, und somit zur Genesung, beitragen.

Emilie genas im Laufe des Frühlings und Sommers nicht nur gänzlich, sondern sie wurde auch heiterer, lebenslustiger, als sie je war. Die gesunde, frische Luft des herrlichen Falkenhain, ihr freies, ungetrübtes Leben, die Entfernung von der sie stets peinigenden Schwester, dazu die Molken aus des Barons trefflicher Schweizerei, alles das half zusammen, um aus der blassen, schmächtigen, kränkelnden Emilie, eine rothbackige, starke, kerngesunde Emmi zu machen.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

Das neue Preßgesetz.

Vorgestern sind nun endlich die neuen provisorischen Gesetze über die Bestimmungen gegen den Mißbrauch der Presse, über das Gerichtsverfahren in Preßprozessen und über die Regulirung des Assoziationsrechtes publicirt worden.

Das Preßgesetz enthält folgende Bestimmungen:

§. 1. Alle auf die Censur von Druckschriften und Bildwerken sich beziehenden bis zur Entschließung vom 14. März 1848 und dem Patente vom 15. März 1848 bestandenen Gesetze und Verordnungen bleiben aufgehoben und es haben vom Tage der Kundmachung des gegenwärtigen Patentes an die Stelle der provisorischen Verordnung vom 18. Mai 1848 gegen den Mißbrauch der Presse, und des auf eben diesen Gegenstand bezüglichen Erlasses des Ministers des Innern vom 20. Dezemb. 1848 folgende Bestimmungen zu treten:

§. 2. Uebertretungen, welche bis zum Tage der Kundmachung des gegenwärtigen Patentes durch Druckschriften begangen werden, sind nach den erwähnten zwei provisorischen Verordnungen zu beurtheilen.

Derjenige aber, welcher eine bisher erschienene Druckschrift nach dem obigen Tage weiter verbreitet, unterliegt den nachstehenden Bestimmungen:

§. 3. Alles, was in diesem Patente von Druckschriften angeordnet wird, hat nicht blos von den Erzeugnissen der Presse, sondern auch von allen durch Stein-, Metall- oder Holzdruck, Prägung, Abformung oder durch was immer für mechanische oder chemische Mittel vervielfältigten Erzeugnissen des Geistes und der bildenden Kunst (literarischen und artistischen Werken) zu gelten.

§. 4. Jede Druckschrift muß mit dem Namen des Druckers, und wenn ein besonderer Herausgeber oder Verleger eintritt, auch mit dem Namen des einen und andern; so wie mit der Angabe des Druckortes, und der üblichen Bezeichnung der Zeit des Erscheinens versehen sein.

Eben diese Vorschrift gilt in Ansehung jedes einzelnen Blattes (Nummer) oder Heftes von periodischen Druckschriften (Zeitungen, Zeitschriften, Journalen u. s. f.) mit der weiteren Bestimmung, daß dieselben auch noch den Namen des verantwortlichen Redakteurs enthalten muß.

§. 5. Jedermann ist zur Herausgabe einer periodischen Druckschrift berechtiget, welche die in diesem Patente vorgezeichneten Bedingungen erfüllt.

§. 6. Wer die Herausgabe einer periodischen Druckschrift beabsichtiget, hat vorläufig an den Staatsanwalt, wenn dieser sich an dem Orte der Herausgabe sich befindet, im entgegengesetzten Falle an die für die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit daselbst bestellte Behörde die Anzeige zu überreichen.

Diese Anzeige muß enthalten:

a) die Bezeichnung (den Titel) der periodischen Druckschrift, die Zeitabschnitte ihres Erscheinens, und die Angabe ob sie politischen oder nicht politischen Inhaltes sein werde;

b) den Namen und Wohnort eines mit den gesetzlichen Eigenschaften versehenen verantwortlichen Redakteurs, und wenn mehrere verantwortliche Redakteure auf dem Blatte genannt werden sollen, den Namen und Wohnort Aller;

c) den Namen und Wohnort des Druckers, und wenn ein besonderer Herausgeber oder Verleger eintritt, den Namen des einen und des anderen, endlich

d) In den Fällen, wo eine Caution vorgeschrieben ist, den Ausweis über deren Erlag.

§. 7. Wird diese Anzeige unterlassen, oder sind in derselben die gesetzlichen Erfordernisse zur Herausgabe einer periodischen Druckschrift nicht vollständig nachgewiesen, so kann von dem Staatsanwalte oder von der öffentlichen Sicherheitsbehörde die Herausgabe der periodischen Druckschrift bis zur Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen eingestellt werden.

Auf gleiche Weise und unter denselben Folgen eines Versäumnisses, ist auch jede während der Herausgabe einer periodischen Druckschrift eintretende Veränderung an einem der im §. 6. angeführten Punkte noch vor der weiteren Herausgabe anzuzeigen.

§. 8. Jeder verantwortliche Redakteur einer periodischen Druckschrift muß an dem Orte des Erscheinens wohnhaft, wenigstens vier und zwanzig Jahre alt und österreichischer Staatsbürger sein.

Personen, welche eines Verbrechens oder einer aus Gewinnsucht hervorgegangenen, oder die öffentliche Sittlichkeit verletzenden schweren Polizei-Uebertretung schuldig erklärt wurden, sind von der verantwortlichen Redaktion einer periodischen Druckschrift ausgeschlossen. Ist bei einer periodischen Zeitschrift kein besonderer Herausgeber genannt, so wird der verantwortliche Redakteur als solcher angesehen.

§. 9. An den Erlag einer Kaution ist die Herausgabe jeder periodischen Druckschrift gebunden, welche, sei es auch nur nebenher, die politische Tagesgeschichte behandelt, oder überhaupt politischen Inhalts ist, und von welcher periodisch wenigstens zweimal im Monate ein Blatt (Nummer oder Heft) ausgegeben wird.

§. 10. Die Kaution beträgt für periodische Druckschriften, welche an Orten mit mehr als sechzig Tausend Einwohnern oder in deren Umkreise von zwei Meilen erscheinen, wenn davon in jeder Woche mehr als dreimal ein Blatt (Nummer) oder Heft ausgegeben wird, zehntausend Gulden CM., bei dreimaligem Erscheinen in der Woche fünftausend Gulden CM., sonst aber dreitausend Gulden CM. Für andere Orte wird die Kaution mit der Hälfte dieser Beträge bemessen.

§. 11. Die Kaution ist nach der Wahl des Erlegers entweder im baarem Gelde, oder in auf Ueberbringer lautenden, in Konventions-Münze verzinslichen last. österreichischen Staatsschuld-Verschreibungen nach dem Börsekurse des Erlagstages, jedoch nicht über den Nennwerth berechnet, zu erlegen.

Im ersteren Falle wird der Kautionsbetrag nach dem bei dem k. k. Tilgungsfonde bestehenden Zinsfuße verzinset.

In jedem Kronlande werden die Kassen besonders bekannt gemacht werden, bei welchem der Erlag statt zu finden hat.

§. 12. Die Kaution kann wegen Uebertretungen der Vorschriften dieses Patentes ganz oder zum Theile verfallen. Auch haftet dieselbe für alle Geldbußen. — Diese Haftung und in den in diesem Patente bestimmten Fällen auch der Verfall der Kaution findet selbst dann statt, wenn der Erleger der Kaution für seine Person nicht strafbar befunden wurde.

§. 13. Ist durch ein rechtkräftiges Erkenntniß eine Geldbuße oder ein bestimmter Betrag der Kaution als verfallen erkannt, so haben sich die Betheiligten binnen drei Tage nach eingetretener Rechtskraft bei dem Staatsanwalte über die Abfuhr der Geldbuße oder des als verfallen erklärten Kautionsbetrages an die Ge-

meindekasse auszuweisen; im widrigen Falle verfügt der Staatsanwalt diese Abfuhr aus der Kaution ohne weiteres Einschreiten des Gerichtes.

Ist die Kaution nicht im Baaren geleistet, so wird zu diesem Ende der erforderliche Theil der als Kaution erlegten Staatsschuldverschreibungen gleichfalls ohne Einschreiten des Gerichtes börsenmäßig veräußert.

§. 14. Wenn die Kaution in Folge von Verfall oder Geldbußen vermindert wird, so muß die Ergänzung unter den §. 7 festgesetzten Folgen binnen längstens drei Tagen ausgewiesen werden.

§. 15. Die vorstehenden Bestimmungen (§§. 3—14) finden auch auf die Herausgeber der gegenwärtig schon bestehenden periodischen Druckschriften Anwendung mit der Verfügung, daß sie sich hinsichtlich der von ihnen hiernach zu erlegenden Kaution binnen dreißig Tagen vom Tage der Kundmachung dieses Patentes, bezüglich aller übrigen Bedingungen aber binnen acht Tagen über deren Erfüllung auszuweisen haben.

§. 16. Von jedem einzelnen Blatte (Nummer) oder Hefte einer periodischen Druckschrift, eben so von jeder Druckschrift, die nicht über 3 Bogen im Druck beträgt, ist beim Beginne der Hinausgabe am Orte des Erscheinens ein Exemplar bei der daselbst für die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit bestellten Behörde und in den Orten, wo der Staatsanwalt seinen Sitz hat, auch bei diesem ein Exemplar zu hinterlegen.

In dem auf Verlangen von der Behörde auszustellenden Empfangsscheinen ist der Zeitpunkt der Hinterlegung genau zu bestätigen.

Die Ausgabe und Versendung der periodischen Druckschrift darf hierdurch nicht aufgehalten werden.

§. 17. Der Herausgeber einer periodischen Druckschrift ist schuldig, jede amtliche Berichtigung der darin mitgetheilten Thatsachen in das zunächst nach deren Empfang erscheinende Blatt (Nummer) oder Heft kostenfrei aufzunehmen.

Andere Berichtigungen von Thatsachen von Seite der Angegriffenen ist der Herausgeber in gleicher Art, jedoch nur in so ferne unentgeltlich aufzunehmen schuldig, als der Umfang der Entgegnung den Umfang des Artikels nicht übersteigt, auf welchen sich die Entgegnung bezieht.

Ist aber dies der Fall, so sind für die mehreren Zeilen, die nicht das Zweifache des angreifenden Artikels übersteigen dürfen, die gewöhnlichen Einrückungsgebühren zu zahlen.

Im Falle der Verweigerung ist der Herausgeber durch den Staatsanwalt ihn zur Aufnahme zu verhalten.

§. 18. Wird wegen des Inhaltes einer periodischen Druckschrift Klage erhoben, so ist der Herausgeber auf Verlangen des Klägers von dem Gerichte zu verhalten, die über diese Klage ergangene gerichtliche Verordnung vollständig und unverändert in dem nächsterscheinenden Blatte (Nummer) oder Hefte und eben so das Urtheil mitzutheilen.

Diese Mittheilung muß ohne alle Zusätze und Bemerkungen geschehen, und es darf niemals eine noch mit Beschlag belegte oder rechtskräftig als strafbar erklärte Druckschrift weiter durch den Druck veröffentlicht werden, selbst wenn dieses nur nebenher und erzählungsweise geschehen sollte.

§. 19. Das Hausiren mit Druckschriften, das Ausrufen, Vertheilen, Feilbieten und Anschlagen derselben auf offener Straße ist gänzlich untersagt.

Das Verbot des Anschlagens von Plakaten bezieht sich nicht auf Kundmachungen amtlichen, rein örtlichen oder gewerblichen Inhalts, als: Theaterzettel, Ankündigungen von öffentlichen Lustbarkeiten, von Vermiethungen, Verkäufen u. dgl. doch dürfen diese Ankündigungen nur an den von der Behörde dazu bestimmten Plätzen angeschlagen werden.

§. 20. Die Uebertretung der in den vorstehenden §§. 4, 6, 7; 14 — 19 festgesetzten Vorschriften ist an jedem Schuldtragenden mit einer Geldbuße von fünf bis einhundert Gulden CM. zu bestrafen.

Der Uebertreter der am Schlusse des §. 18 ertheilten Vorschrift unterliegt noch überdies der gesetzlichen Behandlung mit Rücksicht auf den Inhalt des nachgedruckten Aufsatzes.

§. 21. Geldstrafen, die von dem Straffälligen nicht eingebracht oder nicht ohne empfindlichen Nachtheil für den Unterhalt der von ihm zu verpflegenden Angehörigen geleistet werden können, sind in Arreststrafen von je einem Tage für fünf Gulden CM. zu verwandeln.

§. 22. Wer sich durch Druckschriften einer in den bestehenden allgemeinen Strafgesetzen für strafbar erklärten Handlung schuldig macht, verfällt in die, durch diese Gesetze bestimmten Strafen, in so weit nicht durch das gegenwärtige Patent etwas Anderes verfügt ist.

Bei periodischen Druckschriften, für welche eine Kaution bestellt wurde, ist nebst der gesetzlichen Strafe der Verfall der Kaution in verhältnißmäßigem Betrage auszusprechen.

§. 23. Wer durch Druckschriften Andere zu Handlungen auffordert, aneifert oder zu verleiten sucht, durch welche

a) die gewaltsame Losreißung eines Theils von dem einheitlichen Staatsverbande oder Länderumfange des Kaiserthums Oesterreich bewirkt; eine Gefahr für den Staat von Außen her, Empörung oder Bürgerkrieg im Innern herbeigeführt oder vergrößert;

b) eine gewaltsame Umänderung der Reichs- oder Landesverfassung;

c) eine gewaltsame Verletzung oder gefährliche Bedrohung der Person des Staatsoberhauptes an Körper und Gesundheit oder Freiheit, oder eine gewaltthätige Verhinderung der Ausübung seiner Regierungsrechte bewirkt; oder

d) der allgemeine österreichische Reichstag oder die Landtage der einzelnen Kronländer in ihrem Zusammentritte, Bestande oder in ihrer Wirksamkeit gewaltthätig gestört oder behindert werden sollen, wird mit schwerem Kerker von zwei bis zehn Jahren bestraft. Bei periodischen Druckschriften ist überdies auf den Verfall der Kaution selbst bis zum vollen Betrage derselben zu erkennen.

§. 24. Wer in Druckschriften den Tadel oder die Verantwortlichkeit für die Maßregeln der Regierung auf die Person des Staatsoberhauptes auszudehnen sucht, wird mit Kerker bis zu zwei Jahren bestraft.

Bei periodischen Druckschriften ist überdies der Verfall der Kaution bis zum Betrage von tausend Gulden CM. auszusprechen.

§. 25. Für Lästerungen oder andere Verletzungen der schuldigen Ehrfurcht gegen das Staatsoberhaupt, wodurch dessen Person der Geringschätzung Preis gegeben wird, verfällt der Schuldige in eine Strafe des schweren Kerkers bis zu drei Jahren.

Bei periodischen Druckschriften ist außerdem auf den Verfall der Kaution bis zum Betrage von fünfzehnhundert Gulden CM. zu erkennen.

§. 26. Wer durch Druckschriften entweder

a) Andere zum Ungehorsam, zur Auflehnung oder zum Widerstande gegen Gesetze, Verordnungen, Erlässe der Gerichte, Verfügungen der öffentlichen Behörden, oder wider die zu deren Vollziehung berufene Organe; oder

b) zu Feindseligkeiten wider die verschiedenen Nationalitäten (Volksstämme), Religionsgenossenschaften, einzelne Klassen oder Stände der bürgerlichen Gesellschaft oder wider gesetzlich anerkannte Körperschaften auffordert, aneifert oder zu verleiten sucht — wird, wenn sich die Handlung nicht als eine schwere verpönte andere Uebertretung darstellt, mit Kerker bis zu zwei Jahren bestraft.

§. 27. Derselben Strafe unterliegen Schmähungen der Reichs- oder Landesverfassung, so wie die Anpreisung von Eingriffen in das Eigenthum und überhaupt von Handlungen, welche durch die Strafgesetze verpönt sind.

Bei periodischen Druckschriften ist überdies in den Fällen dieses und des vorhergehenden Paragrafes auf den Verfall der Kaution bis zum Betrage von tausend Gulden CM. zu erkennen.

§. 28. Wer durch Druckschriften ein falsches für die öffentliche Sicherheit beunruhigendes Gerücht, ohne zureichende Gründe es für wahr zu halten, oder eine so geartete angebliche Vorhersagung ausstreut oder weiter verbreitet, ist mit strengem Arreste bis zu drei Monaten zu bestrafen.

Bei periodischen Druckschriften ist außerdem auf den Verfall der Kaution bis zu dreihundert Gulden CM. zu erkennen.

§. 29. Mittheilungen aus noch anhängigen, strafgerichtlichen Untersuchungen so weit die Veröffentlichung durch die Gesetze untersagt ist, so wie über die Abstimmung der Richter und der Geschwornen, werden, wenn sich die Handlung nicht als eine schwere verpönte, andere Uebertretung darstellt, mit Arrest bis zu drei Monaten bestraft.

Bei periodischen Druckschriften ist außerdem der Kautions-Verfall bis zu dreihundert Gulden CM. zu verhängen.

§. 30. Der Mißbrauch von Druckschriften zu gröblichen Angriffen auf die Sittlichkeit oder zu unzüchtigen Darstellungen wird mit Arrest bis zu sechs Monaten bestraft.

Bei periodischen Druckschriften ist außerdem der Verfall der Kaution bis zu fünfhundert Gulden CM. auszusprechen.

§. 31. Wer in Druckschriften durch Mittheilung von erdichteten oder entstellten Thatsachen Jemanden namentlich oder durch auf passende Kennzeichen oder bildliche Darstellungen einer bestimmten unehrenhaften oder solchen unsittlichen Handlung fälschlich beschuldigt oder verdächtiget, welche diesen in der öffentlichen Meinung verächtlich zu machen oder herabzusetzen geeignet ist, soll, wenn sich seine Handlung nicht als das Verbrechen der Verläumdung darstellt, mit strengem Arreste bis zu sechs Monaten bestraft werden.

Bei periodischen Druckschriften ist außerdem auf den Verfall der Kaution bis zu dem Betrage von fünfhundert Gulden CM. zu erkennen.

§. 32. Derjenige welcher in Druckschriften entweder

a) einen Anderen ohne Anführung bestimmter Thatsachen schmäht, beschimpft oder verächtlicher Eigenschaften oder Gesinnungen zeiht, oder

b) wider von Jemandem ehrenrührige, wenn auch wahre Thatsachen des Privat- und Familienlebens anführt, welche das öffentliche Interesse nicht berühren, — ist zu Arrest bis zu drei Monaten zu verurtheilen.

Bei periodischen Druckschriften ist überdies der Verfall der Kaution bis zu dreihundert Gulden CM. zu verhängen.

§. 33. In gleicher Weise werden die in den §§. 31 und 32 bezeichneten Angriffe bestraft, wenn sie

a) gegen Familien, öffentliche Behörden, einzelne Organe der Regierung mit Beziehung auf ihre amtliche Wirksamkeit oder gegen gesetzlich anerkannte Körperschaften,

b) gegen Nationalitäten (Volksstämme), Religionsgenossenschaften, einzelne Klassen oder Stände der bürgerlichen Gesellschaft gerichtet sind, in so ferne sich in der dießfälligen Handlungsweise nicht eine schwerer bestrafte Uebertretung darstellt.

§. 34. Auch Verstorbene können Gegenstand dieser Uebertretungen (§§. 31 und 32) sein, und deren Blutsverwandte, Ehegatten, Wahl- und Ziehältern, Wahl- und Ziehkinder, Vormünder und Mündel und Verschwägerte im ersten und zweiten Grade sind berechtiget, zur Schützung des Andenkens des Verstorbenen die strafgerichtliche Verfolgung des Uebertreters zu begehren.

§. 35. Wer durch eine Druckschrift Sammlungen oder Subskriptionen Behufs der Deckung oder Ersatzleistung für Kautions-Verfall, Geldstrafen oder Entschädigungen wegen Gesetzübertretungen veranstaltet oder veröffentlicht, wird mit Arrest bis zu Einem Monate bestraft.

Geschieht dieß durch eine periodische Druckschrift, so ist auch der Verfall der Kaution bis zum Betrage von Einhundert Gulden CM. auszusprechen.

§. 36. Die in den §§. 23 bis 35 angeführten Uebertretungen unterliegen den Strafbestimmungen dieses Patentes, wenn die Hinausgabe oder Versendung der strafbaren Druckschrift begonnen hat.

§. 37. Die nach diesem Patente ausgesprochenen Geldstrafen und verfallenen Kautionsbeträge sind für die Armen in die Gemeindekasse des Ortes, wo die Strafe erkannt wurde, abzuführen.

§. 38. Wird Jemand in Folge derselben Anklage wegen mehreren in den §§. 22—35 bezeichneten Uebertretungen schuldig befunden, so ist die Freiheitsstrafe und der Kautionsverfall nach jener Uebertretung, auf welche die strengere Strafe gesetzt ist, jedoch mit Bedacht auf die anderen Uebertretungen zu bemessen.

Ist nur für eine Uebertretung ein Kautionsfall ausgesprochen, so muß nebst der Freiheitsstrafe jederzeit auch auf diesen erkannt werden.

§. 39. Hat gegen eine periodische Druckschrift eine Abstrafung wegen einer der in den §§. 22—25 genannten Uebertretungen bereits Statt gefunden, so kann bei einer abermaligen Verurtheilung wegen einer dieser Uebertretungen bei besonders erschwerenden Umständen auch die zeitweilige Suspension der periodischen Druckschrift bis auf die Dauer von drei Monaten verhängt werden.

§. 40. Jedem Strafurtheile über die eben genannten Gesetz-Uebertretungen (§§. 22 — 35) kann das Erkenntniß der Unterdrückung oder Vernichtung der für strafbar erklärten Druckschrift im Ganzen oder eines Theils derselben, so wie der Zerstörung der zu deren Vervielfältigung geeigneten Zurichtung des Satzes, der Platten, Formen, Steine u. dgl. beigefügt werden.

Diese Verfügungen können sich aber nicht auf jene Exemplare beziehen, die schon in den Besitz von dritten Personen zu eigenem Gebrauche übergegangen sind.

§. 41. Wegen einer durch Druckschriften begangenen Uebertretung hat die in

diesem Patente vorgesehene Bestrafung zu entfallen, wenn selbe binnen sechs Monaten nach deren Begehung nicht verfolgt oder das eingeleitete Verfahren durch eben so lange Zeit nicht fortgesetzt worden ist.

§. 42. Für jede Druckschrift ist zunächst in Beziehung auf Strafe, Entschädigung und Gerichtskosten der Verfasser verantwortlich, wenn die Herausgabe mit dessen Wissen und Willen, mit oder ohne Angabe seines Namens stattgefunden hat.

Nebst dem Verfasser sind in der nachstehenden Reihenfolge verantwortlich:

1. der Herausgeber,
2. der Verleger oder Vertriebsbesorger,
3. der Drucker, d. i. Geschäftsleiter der Druckerei, und
4. der Verbreiter.

§. 43. Für den Inhalt periodischer Druckschriften haftet mit dem Verfasser jeder verantwortliche Redakteur solidarisch, insoferne nicht von ihm nachgewiesen wird, daß die Aufnahme eines strafbaren Inhaltes wider seinen ausdrücklichen Willen oder ohne sein Wissen und Verschulden erfolgte. Nach diesen treten die übrigen im §. 42 genannten Personen in der daselbst bestimmten Reihenfolge in die Haftung ein.

§. 44. Wenn jedoch erwiesen wird, daß eine Person den Inhalt einer Druckschrift als strafbar erkennen mußte, und dennoch auf was immer für eine Weise bei Drucklegung oder Verbreitung derselben mitgewirkt hat, so ist diese Mitwirkung nach den allgemeinen Strafgesetzen über die Mitschuld und Theilnahme zu beurtheilen und nach Maßgabe des gegenwärtigen Patentes zu bestrafen.

Wiener-Signale.

Verflossenen Dienstag kam im Carltheater in der Leopoldstadt eine dem Französischen nachgebildete Posse zur Aufführung unter dem Titel: „Aeltern werden gesucht," welche total durchfiel, und uns eines ausführlichen Urtheils über dieses seichte Machwerk überhebt; wir müssen den Takt Hrn. Direktor Carl diesmal loben, daß er keine zweite Wiederholung dieser Misere veranstaltete.

Das Gerücht von der Aufhebung des Frankfurter Reichstages, welches plötzlich in Wien aufgetaucht ist, und großen Glauben gefunden hat, bestätigt sich nicht.

Die Minister, bis auf Fürst Schwarzenberg, haben ihre Bureaus in Wien bezogen.

Die Wiener Zeitung theilt einen längern Erlaß des Feldmarschalls Radetzky über die italienischen Kriegsereignisse mit, in welchem die Sachlage der Verhältnisse präcis und mit Freimuth auseinandergesetzt wird.

Holbein wird schon am Ende dieses Monats das Kärnthnerthortheater übernehmen. Um die Umgestaltung desselben vollkommen bewerkstelligen zu können, wird dasselbe nachher auf die Dauer von zwei Monaten geschlossen werden.

Die Nachricht, daß Frankreich in Italien nicht interveniren wird, hat hier eine sehr günstige Börsestimmung erregt.

Nach einigen Zeitungen soll Herr Baron Kübeck zum provisorischen Leiter der Civilangelegenheiten in Ungarn ernannt werden sein.

Merkwürdig erscheint es, daß, während die Militärautoritäten bereits Alle schon litografirt erschienen sind, Keiner der Minister noch, außer Bach, in Portraiten erschienen ist. —

Herr Pallavicini beabsichtigt eine ausführliche gründliche Geschichte des Jahres 1848 herauszugeben. Es sollen ihm zu diesem Werke die besten Quellen zu Gebote stehen. —

Das vorbereitete „Theater variétée" im Prater ist von seinem Unternehmer wieder aufgegeben worden. — Wenn der Plan pikant ausgeführt worden wäre, hätte er übrigens vielleicht in diesen ungünstigen Verhältnissen selbst eine solide Ertragsquelle eröffnen können. —

Man will nach französischen Mustern eine Kolekte für die standesmäßige Erhaltung des Pabstes in seinem Zufluchtsorte eröffnen. —

Die Vorlesungen der Facultäten haben begonnen. Die Zuhörer sind übrigens bis jetzt noch nicht in bedeutender Anzahl vorhanden. —

Die Zeitungen erzählen Histörchen von einer Adamitensekte, die an keine Unsterblichkeit glaubt, und sich bei ihren Ceremonien Ausschweifungen hingiebt, und, welche in Böhmen wieder aufzutauchen versuchte, von den Behörden aber alsogleich verdient zurechtgewiesen wurde. —

Aus der Zeit.

Vor Kurzem fand in München die erste öffentliche Kriminalgerichtsverhandlung statt. Die Angeklagte war ein hübsches, junges Mädchen von 21 Jahren, und eines Kindesmordes beschuldigt. Die Verhandlung dauerte neun volle Stunden und endete mit dem Ausspruche der Geschworenen auf „Nichtschuldig." Die Theilnahme war eine ungeheuere, über tausend Menschen wohnten der Gerichtssitzung bei.

Breslau, 12. März. Heute Morgen gegen 7 Uhr versammelten sich mehrere hundert Arbeiter auf dem Oberschlesischen Bahnhofe, und verlangten Arbeit. Der Ober-Inspektor setzte ihnen auseinander, daß für den Augenblick nicht so viel Arbeit vorhanden sei, um noch mehr Leute beschäftigen zu können. Jene beharrten bei ihrer Forderung und drohten die Gebäude in Brand zu stecken. Sie stürzten sich auf die beschäftigten Arbeiter, warfen ihnen die Karren um, und wollten die Einstellung der Arbeit erzwingen. Der Ober-Inspektor requirirte Hülfe, das 9. Bataillon der Bürgerwehr bezog den Bahnhof. Als die Bürgerwehr anrückte, hatten sich die Arbeiter bereits zurückgezogen. Da sie gedroht, wiederzukommen, blieb der Bahnhof den ganzen Tag über von der Bürgerwehr besetzt.

Türkei. Konstantinopel. Hier nimmt das Gefühl, daß mit beginnendem Frühjahr ernste Verwicklungen an der nördlichen Grenze zu erwarten stehen, in einem auffallenden Grade zu. Die Rekrutirungen und Rüstungen gehen in großem Maßstabe vor sich; aus allen Provinzen laufen die Nachrichten darüber ein. Am 15. Feb. war ein großer Rath der Minister versammelt, welchem auch der Sultan in Person beigewohnt, und am 16. Feb. hatte Sir Strafford Canning eine lange Konferenz mit dem Konseilpräsidenten. Die Truppen an der russischen Grenze sollen immer zahlreicher sein, und von beiden Seiten zunehmen. In der Wolachei selbst steigert sich die Liebe zu den Türken mit dem Hasse der Russen.

Paris. Die Regierung beabsichtigt bei St.-Maur (vor den Mauern von Paris) ein stehendes Lager für 20,000 Mann zu errichten. Die Soldaten werden nicht in Zelten, sondern in Baracken mit Fußböden und Dächern untergebracht.

— Hr. de Lamartine beabsichtigt ein neues Monatsblatt unter dem Titel: Le Conseiller du Peuple, herauszugeben, das er ganz allein schreiben will. Er gedenkt darin alle Monate einen Ueberblick über die politische und moralische Lage der Republik zu geben.

Berlin. Der Hofschauspieler Louis Schneider soll der Bühne für immer Valet gesagt und es vorgezogen haben, mit seinem früheren Gehalte das ihm an der Stelle des alten Tieck übertragene Amt eines Vorlesers beim Könige anzunehmen. Derselbe soll übrigens vor kurzer Zeit ein Handschreiben des Kaisers von Rußland erhalten haben, worin dieser ihn nach Petersburg zu kommen einladet, falls er der ihm widerfahrenen Verfolgungen wegen sein Vaterland verlassen wolle.

Die Haspel'sche Buchhandlung in Schwäbisch-Hall zeigt folgende merkwürdige Bücher an: „Wunderbare und merkwürdige Prophezeihungen der Somnambüle Maria Striefel über die Zukunft der Jahre 1848 — 1854." — „Sybillinische Weissagungen der Seherin Lenormand über die Zukunft der Jahre 1848—1860." — „Das Ende kommt, das 1000jährige Reich ist nahe." Bewiesen die Weissagungen des Propheten Daniel, die Offenbarung Johannis, den Frater Hermann von Lehnin, Swedenborg, Bengel u. s. w. —

Berlin. Die Reorganisation der hiesigen Bürgerwehr soll mit 1. April bestimmt beginnen, da die bis dahin eintretende vierteljährige Umzugszeit ein früheres Aufstellen der Bezirkslisten unmöglich gemacht.

Literarisches.

Dr. Meinerts Jugendbibliothek.

Wir begegneten Herrn Dr. Meynert seit dem Antritte seiner literarischen Laufbahn in den verschiedensten Sphären und überall bewegte er sich mit Takt und Geschick. Aber vor allem war es das Studium der Geschichte, dem Dr. Meynert mit aller Liebe oblag und wir verdanken ihm in diesem Fache der Literatur viele interessante Forschungen. Sein neuestes Werk ist für die Jugend bestimmt und bildet in 4 Lieferungen den ersten Band einer von ihm begründeten Jugend-Bibliothek, die, nach einem dankenswerthen Plane, nicht nur für Unterhaltung, sondern auch für geistige Beschäftigung des aufkeimenden Talentes berechnet ist. Dr. Meynert realisirt den Plan, zweckmäßige und gediegene Schulbücher zu schreiben und begann uns im ersten Bande die Vaterlandsgeschichte zu liefern, die bis zu den neuesten Ereignissen, der Thronbesteigung Franz Josef I. den Wirren in Ungarn und den verletzten Ergebnissen in Kremsier reicht. Nach dem Prospectus zu urtheilen, dürfte diese Jugendbibliothek sich in allen schönwissenschaftlichen Sphären bewegen und hoffentlich den alten Schlendrian der Lehrbücher, aus denen ein tieferer Forscher nur lernen kann, wie Lehrbücher nicht sein sollen, verdrängen. Es ist uns eine ähnliche Jugendbibliothek der Anlage nach nicht bekannt; es müßten denn „Onkel Redliebs Erzählungen" von Dr. Schütte sein, die ebenfalls Wissenschaftliches und zwar vorerst „die Erdbeschreibung" behandeln. Aber Schütte's Bibliothek wird sich nie für Schulen eignen, da die Form jene Campe's ist und mehr das naive, kindische Genre, das allerdings für Bücher, die in Familienkreisen von der Jugend gelesen werden sollen, in denselben vorherrscht. Druck und Papier aus Grund's Verlag sind recht gut. Die etwa 4 bis 5 Bogen starke Lieferung dieser werthvollen Jugendbibliothek kostet 20 kr. CM.

M. Albert.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Samstag den 24. März 1849. | № 59. | Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Das Testament.

Novelle von Carl Rebel.

(Schluß).

Eines Tages hörte Emilie, daß in dem unweit Falkenhain gelegenen Weiler Krottendorf ein Zimmermann beim Eindecken eines Daches von selbem herabgestürzt sei, und sich bedeutend beschädigt habe. Der arme Mann, hieß es, sei ein Witwer, der von seiner Handarbeit vier kleine Kinder und seine alte blinde Mutter zu ernähren habe, daher durch diesen Unglücksfall, die, ohnedem in bedrängten Umständen lebende Familie in die äußerste Noth gerathe. Emilie eilte in die Hütte des Armen, um demselben durch ihren obwohl kleinen Geldvorrath wenigstens eine augenblickliche Aushilfe zu verschaffen, und ihm eine weitere, kräftigere Unterstützung zuzusichern. Als sie daselbst ankam, fand sie den Doktor des nächstens Städtchens, den der Amtsschreiber Heller, allen Versicherungen desselben, er habe im Städtchen selbst, und in der Umgebung mehrere, wohl verstanden reiche Patienten, die seiner Hilfe bedürften, und habe daher keine Zeit, dem armen Zimmergesellen aufzuwarten, nicht beachtend, nolens volens, hieher geschleppt hatte, mit der Untersuchung des armen Klaus beschäftigt. Unter fortwährenden Keifen erklärte er, daß die Verletzungen nicht so gar bedeutend und keineswegs lebensgefährlich seien, daß daher keine so große Eile, wie der Herr Amtsschreiber ihn versichert, nöthig gewesen, daß der Kranke jetzt vorzüglich Ruhe bedürfe, daß selbem fortwährend Umschläge gemacht werden müssen, daß daher eine Krankenwärterin unumgänglich nöthig sei, zu deren Herbeischaffung der Amtsschreiber gewiß Rath zu verschaffen wissen werde. Uebrigens setzte er, von der sichtlichen Noth des Unglücklichen gerührt, bei, wolle er bei diesem Werke der Menschenliebe auch das Seinige thun, er werde somit in der Apotheke des Städtchens die Weisung geben, daß man die erforderlichen Arzeneien unentgeldlich verabfolge; damit ging er seines Weges.

Emilie konnte sich nicht enthalten, dem Amtsschreiber für die Sorgfalt, die er für den armen Klaus gehabt, ihren innigen Dank auszusprechen, den Heller jedoch damit ablehnte, daß es seine Pflicht als herrschaftlicher Beamter sei, für das Wohl der Unterthanen, alles was in seinen Kräften stehe, aufzubiethen, daß dagegen Emiliens Mitleiden, als das einer Fremden, in keiner Beziehung mit dem Unglücklichen stehenden, um so mehr von ihrem edlen Herzen zeuge. Wegen einer Wärterin, wendete er sich zu dem Kranken, macht Euch keine Sorge. Meiner Schwester bleibt bei den wenigen häuslichen Arbeiten, die ihr obliegen, Zeit genug, das Nöthigste zu thun, und für die Kleinigkeiten habt ihr ja euer Mariechen, das kleine Ding wird sich schon zurecht finden. Emilie erbot sich sogleich, die Wärterdienste mit Hellers Schwester abwechselnd zu verrichten, ein Anerbiethen, das nach einigen Weigerungen mit Dank angenommen wurde.

Der gute Heller hatte jetzt ungemein viel in Krottendorf zu thun, und sonderbarer Weise führten alle seine Gänge ihn gerade an der Hütte des armen Klaus vorbei; das Merkwürdigste bei der Sache aber war, daß alle diese dringenden, unaufschiebbaren Geschäftsgänge immer in jene Zeit fielen, wo Emilie an seiner Schwester Stelle Wärterdienste that, und daß der früher so eilige Herr Amtsschreiber dann immer ein Stündchen, und oft mehr Zeit hatte, mit Emmi zu plaudern. Kurz zu sagen, ich liebe diese Beschreibungen von Entstehung eines Liebesverhältnisses nicht, so was läßt sich recht gut fühlen, aber herzlich fade erzählen! Emilie und Heller gewannen sich von Tag zu Tag lieber, ohne sich zu verlieben, denn beide brauchten, vor ihrem Spiegel stehend, das Stoßgebetlein: „O Herr laß mich nicht in die Sünde der Eitelkeit verfallen," nicht zu beten. Ihre Liebe war das Ineinanderschmelzen zweier Herzen; die sich an edelm Sinne, an reiner Herzensgüte gleich sind. Sie fanden daher auch bald Worte, sich ihre gegenseitige Neigung zu gestehen, und nur das geringe Einkommen Hellers hinderte die Beiden, aus Liebesleuten Eheleute zu werden.

•

Auch hiefür ward Rath, und ich wurde, ohne es zu wissen, der deus ex machina. Wir hatten hier in Mühlenau, nach dem Tode des alten Werner, einen jungen Rechtsgelehrten aus der Residenz, als Sindicus bekommen; den freute es aber nicht lange in unserem kleinen Neste, er setzte daher alle Triebfedern in Bewegung, und trieb es auch bald durch, daß er wieder zurückging, wo er hergekommen. Nun, wir ließen ihn gerne ziehen, denn er war uns zu großstädtisch, sowohl im Betragen, als in seinen Rechnungen, daher waren wir auch sämmtlich einverstanden, uns keinen Großstädter mehr auf den Hals zu setzen, wir hatten an dem Einen mehr als genug. Zufällig war der damalige Amtmann von Falkenhain einer meiner ältesten Freunde, ich schrieb ihm daher unsere Sindicus-Noth, frug mich an, ob er mir nicht ein taugliches Subject für unser Städtchen wisse, theilte ihm alle Vortheile mit, die das Aemtchen (im fas, fürs ne fas lasse ich jeden selbst sorgen) bringe, ließ dabei einfließen, daß sich dabei recht hübsch leben lasse, und erhielt von ihm die Antwort, daß er uns einen sehr rechtlichen, braven Mann wisse, der ein tüchtiger Rechtsfreund sei, nämlich seinen Amtsschreiber Leopold Heller. Sehr lieb wäre es ihm, schrieb er ferner, wenn ich ihn selbst in Falkenhain besuchen, und mir seinen Heller, der immer ein Paar Pfennige werth sei, besehen würde.

Holla, dachte ich, da kannst du zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, besiehst dir das Hellerlein, und zu gleicher Zeit kommst du wieder einmal die kleine Emmi sprechen. Gedacht, gethan!

Ich fand an Herrn Heller einen Mann, ganz wie wir ihn brauchten, und war daher bald mit ihm im Reinen.

Nun, Recht habt Ihr, sagte der Amtmann, als ich und Heller abgeschlossen hatten, vollkommen recht, daß Ihr den Heller nun zum Sindikus nehmt, aber haltet es, als alter Deutscher, auch nach alten deutschen Sprichwörtern, und da das: „Gibt Gott ein Amt, so gibt er auch Verstand," auf meinen, oder eigentlich Euren Heller nicht paßt, denn der hat Verstand für zwei solche Aemter, so nehmt ein anderes und zwar: „Wer sorgt für meinen Leib, verschaff' mir auch ein Weib."

Jo, lachte ich, da muß er schon selber sorgen. Uebrigens gibt es in

Mühlenau schon nach Mädchen die flügge sind, und keinen Anstand nehmen werden, Frau Sindikussin zu heißen.

Hab schon gewählt, Bürgermeister, und obenein eine Mühlenauerin, Eine, wo Ihr ein besonders gewichtiges Wort drein zu sprechen habt, nämlich unsere Gastfreundin, Emilie Fröhlich.

Bald hätte ich vor Freuden laut aufgejauchzt. Zugestanden, rief ich, in optima forma, so wahr ich Bürgermeister bin. Den hochausfahrenden Onkel werd' ich schon herumkriegen, dafür laßt den alten Steirer sorgen.

Mittags, als wir bei ein Paar Flaschen vom Alten so recht cordial geworden waren, setzte ich, trotz Milchens Ziererei, den Hochzeitstag auf den 23. September, zugleich mit dem Paulinensfest.

Ließen mich doch die Leutchen volle acht Tage nicht weg, und ich hatte alle Hände voll zu thun, wollte ich alles in der kurzen Zeit, es war schon September Anfang, in Ordnung bringen, dafür nahm ich aber mein Milchen mit in die Residenz, brachte dort den Onkel viel leichter, als ich dachte, auf meine Seite, und fuhr dann, Emilien mit mir nehmend, froh, als wenn ich mir eine Braut erstürmt hätte, nach Hause.

•

Endlich erschien der, von dem Betheiligten so sehnlich erwartete, 23. September. Der Rath, Pauline und Baron Flügel hatten ein Löwen Quartier genommen, wo auch das Hochzeitsfest, dessen Kosten der Baron übernahm, gehalten werden sollte, Emilie war, wie bekannt, ohnedem hier, Heller hatte sein Amt schon angetreten, und auch Vetter Michel war einige Tage früher eingetroffen.

Der alte Fuchs hatte Pauline bald durchschaut. S'ist mir leid um meinen Heinrich, sprach er zu mir, er wird nicht glücklich, das Mädel hat kein Herz. Merkt Euch das! Mir wäre die Emile trotz ihrer Häßlichkeit im bloßen Hemde lieber, als Pauline mit ihrer Schönheit und ihrem Gelde. Ich liebe das Geld, und Heinrich braucht Geld, aber Geld und kein Herz — na, geschehen ist geschehen, ja hab ich ein Mal gesagt. Der Bursche soll sehen, wie er mit ihr auskommt, bettet er sich gut, so schläft er gut. Merkt Euch das!

Mich wunderte nur, daß der Rath die 4000 Thälerchen so gutwillig fahren ließ, bald aber hörte ich, daß er pensionirt worden, und seinen Aufenthalt, keineswegs nach dem Sinne Vetter Michels, bei Flügel nehmen werde.

Von dem brillanten Festschmause will ich Euch nichts erzählen, nach dem Dessert übergab ich dem Rathe das versiegelte Testament, welcher es öffnete, und nach Durchlesung desselben, Pauline als vom Vater bestimmte Universal-Erbin erklärte.

Dem Testamente lag noch ein Schreiben Fröhlichs bei, von welchem ich, der Bestimmung des Testators zu Folge, jeder der Schwestern, das sie Betreffende allein vorlas, sodann aber den Brief verbrannte. Er lautete: „Liebe Töchter! — Meine testamentarische Verfügung über mein Vermögen, ist der Art, daß ich Euch Rechenschaft über meine Gründe, warum ich so, und nicht anders verfüget, schuldig zu sein glaube. Am Rande des Grabes stehend, lege ich die Hand auf die Brust, und schwöre Euch, daß die innigste zärtlichste Vaterliebe, die Euch beide gleich umfaßt, mich dazu bewogen. Pauline du bist eitel, verschwenderisch hochfahrend, und — herzlos. Du wirst einen Mann aus den höheren Ständen wählen: wie bald verfliegt aber nicht der Zauber der Schönheit, und dein Mann wird die Verblühte, mit der er nicht mehr glänzen kann, die ihm kein häusliches Glück zu gewähren im Stande ist, verachten, darum will ich dich in den Stand setzen, sollte dieser Fall eintretten, ohne deinem Gatten zur Last zu fallen, seinem Stande gemäß leben zu können. Gebe Gott, daß meine Ahnung mich trüge. Emilie, du bist ein sanftes, gutes Wesen, du bedarfst des Glanzes, der durch Geld erworben wird, nicht. — Hätte ich dich zur Universal-Erbinn eingesetzt, so wäre hundert gegen Eins zu wetten, da würdest einen Mann bekommen, dem dein Geld die Hauptsache, du aber eine lästige Beigabe wärest, eine solche Behandlung aber, meine Emilie, würde dich, bei der Weiche deines Gemüthes zum frühen Grabe welken lassen. Dieß zu verhindern, hinterlasse ich dir nur ein mäßiges Vermögen, welches dich in Stand setzt, im ehelosen Stande, unbesorgt für die Zukunft, gemächlich zu leben, dem Manne deiner Wahl, der dich erkennt, dich um deiner selbst wählt, eine angenehme Zugabe, aber keine Lockspeise ist. — So wahr ich bald vor Gottes Throne stehe, ich habe es redlich und väterlich mit Euch gemeint.

Zum Schluße für dich, lieber Mellinger, noch die Kunde, daß Fröhlichs Ahnung in Beziehung Paulinens ihn bis jetzt nach, getrügt. Baron Flügel lebt bis jetzt mit Paulinen wenigstens ohne äußeren Eklat. Heller und seine Emilie leben im Kreise ihrer Kinder in der glücklichsten Ehe.

Feuilleton.

Unpolitische Briefe an viele Damen.

Von Moritz Albert.

IV.

An Doris.

Als es zum guten Ton gehörte, daß jedes Mädchen, welches auf Bildung Anspruch machen wollte, die Geheimnisse von Paris lesen mußte, versuchten auch Sie es, meine mildthätige Freundin — aber die Sache wollte nicht recht von Statten gehen. Zehnmal warfen Sie den Roman weg, zehnmal nahmen Sie ihn wieder zur Hand — endlich resignirten Sie auf die Palme einer modernen Jungfrau von bon ton und — brachten den Roman nicht zu Ende!

Damals sprach ich Vieles für und gegen Sue und machte Ihnen auch die Einwendung, man müsse sich den traurigen Gebilden nicht gänzlich durch Lectüre oder eigene Anschauung entziehen, weil dann der nothwendige, aufgedrungene Augenblick, der doch im Leben zum Wenigsten einmal kömmt, und uns in die Wirklichkeit des Gehörten oder Gelesenen versetzt, das weiche Herz zu sehr erschüttert, ja häufig dort mit Abscheu und Schreck erfüllt, wo es nur Mitleid empfinden sollte. Damahls wußte ich nicht, daß Ihre größte Schönheit die schöne Seele sei, welche Gott in einen so lieblichen Körper gekleidet; damahls wußte ich nicht, daß Sie ohne Wissen Ihren nächsten Angehörigen die Dachstübchen verschämter Armuth aufsuchen, daß Sie, begünstigt vom Mammon, Ihrem Reichthume nur deßhalb einigen Werth beilegen, weil Sie damit unverdient Leidenden zu helfen im Stande sind!

Ja, Sie hatten sehr geistreich, sehr wahr gesprochen, als Sie mir auf obige Bemerkung einwendeten, das Mitleid lasse sich nicht aus Büchern, am Wenigsten aus Romanen lehren; es gebe keine Lehrkanzel der Welt, welche den Menschen zum eigentlichen Gefühlsmenschen erziehen könne, denn das bessere Gefühl, zumahl das Mitgefühl, müsse angeboren sein!

Ich werde heute mit doppelter Freude an ihre schönen Worte, an Ihr edles Herz erinnert — weil ich an das Letztere appelliren muß, und weil ich überzeugt bin, nirgends besser hin adressiren zu können, als — an ein edles Frauenherz!

Sie wissen, meine gute Doris, daß ich aus Grund meiner Seele viel, recht viel für Leidende thun möchte — aber ich habe selbst nicht viel — und da muß Schmalhanns Küchenmeister sein, wenn ich auch die Armen Alle an eine große, reichbesetzte Tafel laden möchte. Es giebt aber auch so Viele, die uns da anbetteln und die wahrlich unser Mitgefühl auf eine harte Probe stellen. Sie kennen mich; ich gehöre mit zu den Gefühlsmenschen, die so hoch bei Ihnen in Protection stehen; aber das weichste Gefühl muß sich empören bei dem Anblick dieser industriösen Bettelhandwerk-Speculanten, — bei diesen Gassenbelagerungen, zu denen sie Kinder, kaum der Wiege entwachsen, mißbrauchen, — bei dem Anblicke des personifizirten Scheusals dürrer, alter Weiber, die vom Branntweine verpestet, das öffentliche Mitleid schänden wollen! Weg mit diesen Straßenräubern; ja, sie rauben den wahrhaft Armen die wenigen Heller, wodurch sie ihr Leben noch einige Tage fristen könnten! Weg mit den Vagabunden, die von den Vorübergehenden in zudringlicher Weise eine Wirthshaussteuer fordern — — hin mit Ihnen, meine edelherzige Freundin, zur wahren Armuth, die sich schämt zu betteln und deßhalb alle Unterstützung verdient!

Durch Zufall lernte ich ein armes Mädchen kennen, die vielleicht beklagenswerther als Eine — stark, gesund, kräftig, von frühster Jugend an Arbeit gewohnt, nicht arbeiten kann! Beschäftigung ist ja die Nahrung der Seele; sie stämpelt erst den Menschen zum Menschen, sie erhebt, veredelt ihn! Das fühlen auch Jene, die ihre Hände in den Schooß legen könnten, die Reichthümer besitzen und ihre Tage in Lust und Schwelgerei zuzubringen im Stande wären — sie müssen irgend eine ernstere Beschäftigung ergreifen, denn Beschäftigung ist Bedürfniß!

Denken Sie sich aber ein Mädchen, angewiesen auf ihrer Hände Arbeit, um sich und die Ihrigen ehrlich zu ernähren — denken Sie sich dieses Mädchen im kräftigen Alter von 16 Jahren, emsig und unermüdet an der Arbeit — — die wird urplötzlich vom Schlage getroffen, der die Folge einer schrecklichen Explosion gewesen — lange erwacht sie nicht — endlich schlägt sie die Augen wieder auf — — — da ist sie ihrem Ernährer, ihrer kräftigsten Stütze — der beiden Hände beraubt!

Die Unglückliche, von der ich Ihnen erzähle, hat bei der erwähnten Explosion auch das rechte Auge verloren. Ohne ein Sue zu sein, könnte man bald den möglichen Fall setzen, daß irgend ein Unfall ihr auch das ohnehin weit schwächere linke Auge rauben könnte — würde es ein beklagenswertheres Wesen geben, als dieses? — —

Seit der Zeit, in welcher sie das Unglück getroffen, sind mehrere Jahre verstrichen. Immer finden sich einige Wohlthäter, die ihr Leben fristen. Aber sie bedarf mehr, als ein ganz geringes Almosen, das heute kommt, morgen ausbleibt — sie muß ihr Stückchen Brot kaufen und dann noch einmal bezahlen, wenn ihrs Jemand zum Munde führt — sie bedarf der immerwährenden Hilfe eines anderen Menschen, der beinahe so arm, wie sie, wenigstens die Hälfte des kargen Almosens in Anspruch nimmt!

Gute Doris! ist das eine Arme, Ihrer Hülfe würdig? — Ich denke, Sie wischen sich beim Lesen dieser Zeilen eine Thräne aus ihrem schönen Auge und wenn sie gerührt sind, dann helfen Sie auch — das weiß ich!

Aber auch Ihre Freundinen, Ihre edelherzigen Freundinen sollen Mitwisserinnen des eben Mitgetheilten sein und wenn eine minder Bemittelte der Aermsten nur einmal in der Woche Etwas von ihrem Mittagstische zukommen läßt, so hat sie, bei Gott, ein gutes Werk gethan.

Die Adresse des Mädchens ist: „Michelbairischer Grund, Neugasse, Nr. 46, 2. Stock, Thür Nr. 11. Hier können Sie sich selbst überzeugen, daß ich eher zu wenig, als zu viel von der Armen schrieb. In die Pfarre würde ich Ihnen nicht rathen, zu gehen, um für sie ein Almosen zu hinterlegen; denn da giebt es für das Wohl der Armen so sehr besorgte Armenväter, daß sie nur aus gutem, edlem Herzen die von Wohlthätern Berufenen gelegentlich mit recht zarten, die Nähe der Hernalser-Linie verrathenden Ausdrücken bedienen und sich sogar herablassen, den ungekannt sein wollenden Spendern unlautere Gesinnungen unterzuschieben. Es ist dieß nur so eine hingeworfene Bemerkung — Sie sehen, daß man nicht Romane von Sue lesen muß um das alte Sprichwort: „Unser Herrgott hat verschiedene Kostgänger," verstehen zu lernen.

Gerne wird mir der geschätzte Herr Redakteur allfällige unter meinem Nahmen für die Arme einlaufende Beiträge zumitteln, deren Ausweise auf Verlangen auch in diesen Blättern eingerückt würden; aber zu jeder Stunde wäre ich bereit über die empfangenen Gaben in Geld oder Naturalien gewissenhaft Rechnung zu legen.

Und so sehen Sie mich heute, schöne Doris, als Almosensammler! Es gibt verschiedene Geschäfte in der Welt und dieses ist am Ende doch nicht das undankbarste!

Wien.

K. K. priv. Theater in der Josefstadt.

Kaum hat Herr Director Pokorny die Leitung des Josefstädter Theaters wieder übernommen und schon werden wir zu einer Wohlthätigkeitsvorstellung eingeladen; Herr Baron Klesheim veranstaltete vorgestern Abend's eine musikalisch deklamatorische

Akademie

deren halber Reinertrag den in den hiesigen Militärspitälern verwundet liegenden k. k. Soldaten gewidmet war; ich freue mich die glückliche Erreichung dieses edlen Zweckes melden zu können, denn das Haus war sehr gut besucht, die Einnahme also eine ergiebige. Was die Leistungen selbst betrifft, so sei es ferne von mir, an den einzelnen Spenden dieses Abends zu mäkeln; die Künstler haben freudig zu dem schönen Zwecke beigetragen, und das Publikum war mit den Leistungen zufrieden; um nur jeder einzelnen Nummer zu erwähnen, bedürfte ich schon eines Raumes, der mir in solchem Umfange nicht zugemessen ist, denn das Programm war bunt und mannigfaltig zusammengestellt und die Akademie währte mehr als drei Stunden; ich beschränkte mich daher blos darauf die Namen der Künstler und Künstlerinnen zu benennen, welche an diesem Abende mitgewirkt haben: Nebst Herrn Baron Klesheim hörten wir vom Hofburgtheater das Ehepaar Rettich, vom Kärnthnerthortheater Frln. Carridori, die Herren Ander und König; vom Theater in der Josefstadt: das Ehepaar Heese, die Frlns. Hellwig und Zöllner, und Herrn Schlesinger, am Orchesterpulte saß Herr Kapellmeister Binder.

Die Mitwirkenden wurden nach den einzelnen Nummern gerufen, mehre Nummern mußten wiederholt werden, das Publikum verließ befriediget das Haus.

Eduard Breier.

Wiener Signale.

Man erzählt sich hier in verschiedenen Kreisen, daß eigentlich Pillersdorf an der Spitze der „Ostdeutschen Post" stehen soll. Wir glauben mit vollem Grunde dieses Gerücht nicht wahr nennen zu können.

Das Bataillon Piemonteser, das nach der Wiener Zeitung zu den kaiserlichen Truppen übergegangen ist, ist durch die hiesige „Presse" zu einem ganzen Regimente angewachsen. Das Abendblatt der Wiener Zeitung berichtet jedoch wieder, daß das Bataillon Piemonteser nicht übergegangen, sondern gefangen wurde. Was ist wahr? Wir sind wohl gute Patrioten und haben Freude am Siege der guten Sache, aber solche von Tag zu Tag widersprechende Gerüchte können unserm großen Zwecke wahrlich wenig nützen.

Aus Ungarn hört man hier sehr wenig detaillirte Nachrichten. — Dieser Tage bringt die „Presse" neue Berichte aus den Siebenbürgerboten, nach welchen Medlasch eingenommen sein soll. In diesem Berichte wird übrigens den militärischen sehr bedeutenden Talenten des Ungarführers Bem sehr ehrenwerthe Rechnung getragen. —

Die Damenwelt soll sehr frappirt sein über die strenge Maßregel, die im Klubbgesetze ihr Geschlecht berührt. Selbst die echten zarten Damen, die, so zu sagen, „zur noblen Welt gehören," sollen hie und da schnippische Bemerkungen fallen gelassen haben. Wenn wir in keinem Punkte mit dem Ministerium übereinstimmen, so erkennen wir ihm gewiß in dem Ausspruche des Grundsatzes, daß Damen sich nicht in politische Vereine mischen sollen, das vollste Lob zu. Für die Damenwelt gehört die Politik durchaus nicht!

Die Ausübung der Advokatur soll denjenigen, die Doktoren der Rechte sind, und die vorgeschriebene Praxis besitzen, ganz frei gegeben werden.

Man erwartet in der nächsten Woche die Beendigung des italienischen Krieges; denn sowohl die Radikalen als die Konservativen sind fest überzeugt, daß Karl Albert nicht für Italien, sondern lediglich nur mehr für die Erhaltung seines Thrones kämpft, und mit großem Vergnügen die Kriegskosten, die ihm der siegreiche Marschall Radetzky in Turin auflegen will, zahlen wird. Wenigstens behält er seine Krone, und ist von den Demokraten befreit. — Wir glauben nicht, daß uns die Zukunft Lügen strafen wird. —

Wir wollen eine kleine Anfrage an das Hof- und Nationaltheater thun! — Was ist's denn mit Bauernfeld's neuem Lustspiele? Wir glauben doch, daß einem solchen Stücke die Priorität vor einem „Röschens Aussteuer" gebühren sollte?

Mehr als je taucht wieder das Gerücht auf, daß Heinrich Laube Dramaturg am Hof- und Nationaltheater werden soll.

Aus der Zeit.

Berlin. Neuestes von dem schon erwähnten Wunderkinde. Nachdem die Behörden wochenlang dem absurden Gaukelspiel in der Schifferstraße zugesehen und täglich noch Constabler zur Ueberwachung desselben vor das Haus des sogenannten Wunderkindes aufgestellt haben, soll endlich eben eine Verfügung des Polizei-Präsidenten an die Schutzmannschaft ergangen sein, diesem Treiben ein Ende zu machen, und nunmehr energisch einzuschreiten. Wie sehr der Aberglaube und Wahn an übernatürliche Dinge übrigens noch selbst in unserer aufgeklärten Zeit, namentlich aber in der weiblichen Bevölkerung der Hauptstadt wurzelt, davon haben die zahlreichen Pilgerfahrten nach der Schifferstraße leider Zeugniß gegeben. Wie weit aber die Befangenheit hierbei geht, dafür führen wir die Mittheilung eines Schutzmannes an, welcher gestern in der Schifferstraße Dienst hatte.] Nach derselben glauben die alten Frauen, es genüge zur Heilung, wenn sie nur den Kopf gegen die Mauer des von dem Wunderkinde bewohnten Hauses legten. Und so haben denn in Wahrheit eine Menge Frauen gestern Nachmittag fortdauernd die äußeren Wände des gedachten Hauses mit ihren Köpfen belagert gehalten!

Paris. Wenn Mordthaten und Diebstählezahl dem Kritiker als Leitfaden bei Beurtheilung gesellschaftlicher Verhältnisse dienen, so können wir uns auf ein sehr herbes Urtheil gefaßt machen; während einerseits ein Maskenball den andern zeugt, folgt andrerseits Mord auf Mord, Diebstahl auf Diebstahl, Verzweiflung auf Verzweiflung. Die Morgue (der Ort, wo aufgefundene Leichname ausgestellt werden, damit sie von Verwandten erkannt werden können), dieser schauerliche Guckkasten, wird förmlich belagert. Seit acht Tagen sahen wir dort nicht weniger als eilf Leichen ausgestellt, darunter ein noch rüstiges Weib, das in Stücke zerhauen und in einem Sacke in die Seine geworfen worden war, aus dem sie gefischt und künstlich wieder zusammengesetzt wurde, damit man sie erkenne. Letzteres ist geschehen, und seit gestern melden die Gerichtszeitungen, daß es der Ehegatte dieser Unglücklichen selbst war, der diese Schandthat verübte.

Pesth. Dem Comité des deutschen Theaters ist es gelungen, die k. k. Hofopernsängerin Frl. Zerr, den gefeierten Liebling des kunstsinnigen Wiener Opern-Publikums, zu einem Gastrollen-Cyklus von 8 Parthien hieher zu bewegen. Daß dieses Unternehmen mit bedeutenden Opfern verknüpft ist, dürfen wir wohl nicht erst erwähnen. Das Publikum wird es nicht sonderbar finden, daß das Comité unter solchen Umständen sich genöthigt sieht, ein Abonnement mit erhöhten Preisen auf sechs dieser Gastvorstellungen zu machen. Uebrigens können wir eben so aus Erfahrung dem Publikum mittheilen, daß Frl. Zerr uns Kunstgenüsse zu schaffen kommt, die wir in den Hallen unseres deutschen Kunsttempels seit Jahren entbehrten.

Vor einigen Tagen wurde ein junger Bursche gefänglich eingezogen, weil er ein Schießgewehr auf dem Kirchhofe eingegraben hatte. Wie die Fama berichtet, sollten im Frühjahre sämmtliche Straßen Pesths ordentlich gepflastert werden; — die Hühneraugenvertilgungsmittelerzeuger sind trostlos hierüber. Lächerlich ist es, daß man in einem hiesigen Kaffeehause, wo sich gerade sehr viele Geldmäkler zusammenfinden einen Warnungszettel prangen sieht, worauf geschrieben steht: „Auf gerichtliche Anordnung ist hier das Geldwechseln verboten." — Ebenso lächerlich ist es, daß auf dem Theaterzettel des deutschen Theaters täglich bemerkt ist: „Das Theater wird geheizt", währenddem in jenen Räumen eine sibirische Kälte herrscht.

P. C.

Dresden, 16. März. (Bekanntmachung.) Nach einer Mittheilung des Reichsministeriums des Innern haben zwölf Individuen, Namens: Ott, Laue, Mühl, Kautz, Pfeder, Metzger, Genzel, Thüringer, Nagel, Sattler, Brand, Walther, von Genf aus die deutsche Grenze überschritten um in den verschiedenen deutschen Staaten einen republikanischen Aufstand zu leiten. Das sächsische Ministerium bringt solches zur Kenntniß sämmtlicher Polizeibehörden, indem es dieselben anweist, nicht allein im Allgemeinen allen etwa vorkommenden aufständischen Bewegungen entgegenzutreten, sondern namentlich auf die in dem Verzeichnisse angegebenen Personen — von denen die unter Nr. 3, 4 und 5 benannten zunächst für das Königreich Sachsen ausgesendet sein sollen — ihr besonderes Augenmerk zu richten, dieselben im Betretungsfalle zu verhaften und schleunigsten unmittelbaren Bericht zu erstatten.

Konstantinopel, 15. Feb. Die russischen und türkischen Truppen in Bukorest sollen kürzlich ganz nahe daran gewesen sein mit einander in Kampf zu gerathen. Die Veranlassung war, wie man hier erzählt — verbürgen kann ich es nicht — folgendes: Ein russischer Officier in Bukarest schickte einem türkischen Officier eine Ausforderung zu. Der türkische Officier nahm die Ausforderung an, und das Duell ging ganz nach allen Regeln vor sich. Säbel waren die Waffen. Der Türke focht eines Janitscharen würdig, führte den Krummsäbel meisterlich und spaltete dem Russen den Kopf, oder hieb ihm, wie eigentlich erzählt wird, gar mit einem Zug den Kopf vom Rumpfe. Der russische Commandant nahm dieß höchst übel, wollte ohne weiteres den türkischen Offizier fest nehmen und ihm, unter dem Vorwand, das Duell habe nicht in der gehörigen Ordnung stattgefunden, den Proceß machen lassen. Fuad Effendi, der türkische Commissär, war rathlos und hätte es vielleicht geschehen lassen. Der türkische Commandant aber, Omer Pascha, ein Kroate aus dem Likaner Grenzregimente Namens Lathas, widersetzte sich, und erklärte dem russischen General rund heraus, er habe nicht das Recht, einen türkischen Militär zu verhaften und zur Strafe zu ziehen, dieß stehe nur ihm selbst, dem türkischen Commandanten zu. Der russische General bestand jedoch auf seinem Willen und erklärte, er würde den Duellanten, wenn er binnen 18 Stunden nicht ausgeliefert würde, mit Gewalt holen. Omer Pascha erwiederte, er werde den Officier auf keinen Fall herausgeben, wende der russische Commandant Gewalt an, so werde er Gewalt entgegensetzen. Ein Zusammenstoß schien fast unvermeidlich; da schritten die Consuln ein und vermittelten glücklich noch die Sache, indem sie den russischen General bewogen, von seiner Forderung abzustehen. Die Pforte soll mit der Haltung Omer Pascha's höchlich zufrieden sein und ihm sogleich ein Geschenk von 700,000 Piaster übersandt haben. Daß der Ausgang dieses Zweikampfes im türkischen Heer die noch keineswegs erloschenen Erinnerungen an die frühere Kriegstüchtigkeit und den alten osmanischen Kriegsruhm neu beleben und den Muth erhöhen wird, dürfte Niemand bezweifeln, der dieß Volk kennt. Und wenn bei einem Scheibenschießen mit Kanonen, das kürzlich in Bukarest stattfand, die türkische Artillerie, wie rühmend hieher berichtet wurde, weit besser schoß als die russische, so ist begreiflich, daß auch dies die Kampflust der türkischen Truppen den Russen gegenüber nur steigern kann.

Agr. Zeitung.

Die Art, wie die meisten Auswanderungen aus Irland stattfinden, ist folgende: Ein Pachter verkauft um einen Spottpreis sein Getreide et, und verläßt zur Nachtzeit seinen Wohnort, dem Gutsherrn Frau und Kinder zurücklassend. Dieser, der ohnedies schon um den rückständigen Pachtzins kommt, ist nun genöthigt, die Reisekosten der Frau und Kinder zu bezahlen, um sie nicht ferner unterhalten zu müssen, worauf sie dann dem Vater nachfolgen.

Briefe aus Linz.

Krieg! so tönt es von Ohr zu Ohr. Der Eindruck dieser Nachricht aus dem Hauptquartiere Radetzkys war ein unerwartet derber Schlag auf alle Gemüther. Schreckliche Bilder träumte sich im ersten Momente die aufgeregte Phantasie. Man sah die Erhebung des auf vulkanischen Boden ruhenden Deutschlands, sah die Franzmänner von der einen — die allmächtigen Russen von der andern Seite anherrücken u. s. w. Wir wollen jedoch das Beste hoffen, und vertrauen auf Gottes Schutz und Radetzkys siegreiches Schwert. —

Gestern ging eine **Deputation** von den Ständemitgliedern und den Gemeinderäthen nach Olmütz ab, um Sr. Majestät dem Kaiser **Franz Josef** eine Dankadresse zu überreichen. Die Adresse wurde von dem Landes-Verordneten-Collegium entworfen, und von dem Collegium und Gemeinde-Ausschusse, als öffentliche Organe des Landes und der Stadt, unterzeichnet.

Graf **Prato**, der Exdeputirte befand sich einige Tage in Linz und ist bereits nach seinem Heimatlande Tyrol abgereiset. Der hiesige Kreishauptmann und Reichstagsabgeordnete **Greil** wurde vom Ministerium zurückbehalten, dagegen traf Dr. **Wiser**, der Verfechter der Kaimischen Angelegenheit, wohlbehalten bei den Seinen wieder an, und wird sich jetzt thätigst bei den Gemeinde-Angelegenheiten betheiligen, so sagt es der „Vaterlandsfreund." —

Die baierischen Dampfer zwischen **Linz** und **Regensburg** haben nun auch ihre Fahrten begonnen. Das neu restaurirte Schiff „Königin Therese" eröffnete den Reigen am oberen Ister. Es ist eines der schnellsten Boote, und legt die Bergfahrt von **Linz** bis **Regensburg**, d. i. eine Strecke von 67 Stunden oder 250306 Meters in 28 Stunden zurück, entwickelt sonach eine Schnelligkeit von 8939, 5 Meter pr. Stunde oder 2 47 Meter pr. Sekunde, bei einem Tiefgang von 28" und einem Gefälle von 261 Schuh oder 76, 76 Meter.

Dem hiesigen **Gemeinderathe** kam von dem **Gemeinderathe** der Stadt **Brünn** ein Schreiben an den k. k. Gubernialrath und Polizeidirektor **Leopold Bezdek** in Linz zu, worin demselben im Namen der Stadt Brünn für seine Humanität und sein ausgezeichnetes Wirken der wärmste Dank ausgesprochen wird. Der Vorstand des Gemeinderathes **Reinhold Körner** und der Schriftführer **Edenberger** übergaben dasselben persönlich dem hier in vollster Achtung stehenden Polizeidirektor.

Das **Comité** der **Gewerbe-Innungen** in **Oberösterreich** übersandte dem Gemeinde-Ausschuße eine praktisch motivirte „**Handwerker und Gewerbeordnung**" für diese Provinz, die bereits von dem genannten Ausschuße dem Ministerium für Handel und Gewerbe vorgelegt wurde.

In der **Theaterzeitung** findet sich die Notiz: „**Soeben läuft die Nachricht ein, der Linzer Theaterdirektor Stöckl sei plötzlich gestorben.** — Ich kann Ihnen versichern, daß ich Hrn. **Stöckl** am **selben** Tage als die **Theaterzeitung** diesen Puff nach **Linz** spedirte, sprach, ihn ganz wohl und gesund fand und er selbst im Cafee Hartl lächelnd sein plötzliches Absterben las.

Stöckl verwendet eine ungeheuere Thätigkeit auf die Ausstattung seines neuen Regimes, und wird uns gewiß noch lange Zeit köstliche Abende verschaffen — wenn der öfter. **Courier** uns ihn am Leben erhält.

Gegenwärtig macht **Willi Alba Frickl**, Ritter des Danebrog-Ordens, und wie er sich nennt: Hofescamoteur Sr. Majestät des Königs von Griechenland im hiesigen Schauspielhause volle Häuser und sowohl in als außer den Hallen der Kunst einen wahren Succes d'honeur. —

Man spricht, daß die beiden Bataillons d'Este und **Khevenhüller-Infanterie** von hier demnächst aufbrechen, und die **Nationalgarde** somit einen starken Garnisonsdienst erhält. Der Oberkommandant der Garde Freiherr v. **Gramant** befindet sich in **Wien**, und man erwartet bei seiner baldigen Rückkehr die Vollziehung der langersehnten Reorganisirung dieses Körpers.

Das **Jagdgesetz** wurde hier mit Beifall aufgenommen, man seufzt nach dem **Preßgesetze** und erwartet es eben so sehnlichst. Am 26. d. M. findet das zweite öffentliche **Preßgericht** mit Hrn **Fleischer**, Herausgeber der „Postl-Blitz-Briefe," und dem Kommandanten der Sicherheitswache **Friedrich Braumann** Statt. **Ersterer** nannte denselben im „Linzer Postillon," wegen Confiscirung seiner Briefe, einen Denuncianten, u. s. w. worüber derselbe Klage führte. Wir rathen Herrn **Fleischer**, diesesmal klüger zu sein, und sich nicht wieder **selbst** zu vertreten, sondern einen tüchtigen Juris utriusque Doctor zu seinem Vertreter zu wählen, denn der Rechtsboden ist gar ein schlüpfriger Pfad, auf welchem jeder Unberufene die köstlichen Purzelbäume bei aller Vorsicht macht, wie Hr. **Fleischer** aus Erfahrung weiß, wenn er sich seines ersten Preßprocesses erinnern will.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Dienstag den 27. März 1849. № 60. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Die gelben Rosen.

Novelle.

Seit ungefähr zwei Jahren pflege ich dann und wann des Abends ein paar Stunden bei einer geistreichen, liebenswürdigen alten Frau zuzubringen, die in meiner Nähe wohnt. Sie ist eine leidenschaftliche Blumenfreundin: und man würde es kaum glaublich finden, welche Koketterie ich anwende, um ihr schöne Sträußchen binden zu können, und wie ich über ihr Erstaunen glücklich bin, wenn ich ihr einmal eine seltene Blume bringe, die sie nicht kennt, oder die in der Gegend überhaupt nicht bekannt ist.

Als ich sie vor einiger Zeit besuchte, war ein alter Herr bei ihr, der vor einem Jahre eine große Besitzung von einem entfernten Verwandten unter der Bedingung geerbt hat, daß er den Namen derselben annehme und der sich folglich Herr v. Blumenbach nennt.

Er sollte sich bei meiner alten Freundin einführen lassen, und ich kann in vollem Ernst auf ihn eifersüchtig sein; die beiden Leute haben Geschmack an einander gefunden, und machen fast täglich ihre Whistpartie.

Ich grüßte schweigend, um das Spiel nicht zu unterbrechen, und als es zu Ende war, überreichte ich der alten Frau v. Bergenthal einen Strauß gelber Rosen, die ich mitgebracht hatte.

Meine Rosen waren wunderschön und zumal fürs heurige Jahr, wo die häufigen Regen sie nicht ordentlich zur Blüthe gelangen ließen. Frau v. Bergenthal fand nicht Worte genug, den Strauß gebührend zu loben.

Herr v. Blumenbach sagte nichts, aber er schien in Gedanken versunken; ich blickte ihn verwundert an, ohne die wunderbare Wirkung meiner gelben Rosen auf seine Gemüthsstimmung begreifen zu können. Frau v. Bergenthal gab dem Gespräch eine andere Wendung und ich glaubte mich geirrt zu haben.

Nach einer Weile begann Herr v. Blumenbach mit einem seltsamen Lächeln.

— „Würden Sie es glauben, daß mir dieser Blumenstrauß vor wenigen Minuten einen ganzen Abschnitt meiner Jugend, mit magischer Kraft ins Gedächtniß zurückzauberte?

Während fünf Minuten sah ich mich wieder in meine Zwanziger-Jahre versetzt; während fünf Minuten war ich wieder in ein holdes Geschöpf verliebt, welches wohl in diesem Augenblicke nahe an die sechzig zählen muß, wenn sie denn überhaupt noch lebt. Ich muß Ihnen die Geschichte erzählen, sie behandelt ein Erlebniß, das auf mein ganzes übriges Leben einen entscheidenden Einfluß ausübte, dessen bloße Erinnerung mich noch heute, da mein Blut kaum mehr so viel Wärme hat, als ich nothdürftig zum Leben und zum Whistspielen brauche, in die merkwürdigste Aufregung versetzt.

Es war vor ungefähr vierzig Jahren, da ich gerade zwanzig Jahre alt war und soeben das Lyceum verlassen hatte. Nachdem man im Familienrath für mich und ohne mein Beisein meine künftige Standeswahl aufs Gründlichste erwogen, kündigte mir mein Vater eines Morgens meine sofortige Abreise nach B . . . an, wo er mir im 35. Linieninfanterie-Regimente eine Lieutenantsstelle erwirkt habe.

Diese plötzliche Ankündigung machte mich sehr bestürzt und zwar aus verschiedenen Ursachen. Erstens liebte ich den Soldatenstand nicht; doch das hätte sich bald gegeben, der Anblick einer schönen Uniform, einige Redensarten von Ruhm und Ehre, etwas Musik hätten aus mir ganz leicht nach Wunsch entweder einen Cäsar oder einen Achilles gemacht.

Aber ich war verliebt.

Nicht um alle Schätze der Welt hätte ich mich getraut, meinem Vater auch nur Ein Wort davon zu sagen, seine einzige Antwort auf diese Herzensergießung wäre der strenge Befehl gewesen, noch in derselben Stunde die Residenz zu verlassen.

Doch ich hatte einen Onkel. Und was für einen Onkel!

Der Mann war damals gerade so alt, als ich jetzt bin; aber er war jung geblieben, nicht so sehr für sich, wie für Andere, denn nie entsagte wohl ein Greis mit mehr Liebenswürdigkeit Satanas und seinem Luxus als er. Er liebte die junge Welt und verstand sie; ohne auf die Vorzüge junger Leute eifersüchtig zu sein, begriff er, daß seine Gebrechlichkeit keine Vollkommenheit und sein Alter nicht schon nothwendigerweise auch der Urquell der Weisheit sei. Mit Hilfe seiner Güte und seines Verstandes lebte, er von dem Glücke Anderer, bei all' den großmüthigen Thorheiten den edlen Uebereiltheiten der Jugend hatte er die Hand im Spiele, er war der Vertraute und Gönner sämmtlicher Liebesgeschichten, aller Schulden und Luftschlösser.

Ich suchte ihn auf und sagte zu ihm:

„Lieber Onkel, ich bin sehr unglücklich!"

„Ich wette hundert Gulden, daß du es nicht bist!" erwiederte er.

„Ach, bester Onkel, wetten Sie nicht; Sie würden verlieren."

„Wenn ich verliere, werde ich bezahlen, vielleicht kann dich gerade das trösten."

„Nein, mein lieber Onkel, denn es handelt sich hier durchaus um kein Geld."

„Setze mir das ein bischen auseinander."

„Mein Vater theilt mir soeben mit, er habe für mich eine Lieutenantsstelle im 35. Infanterieregiment."

„Ein sonderbares Unglück! Die geschmackvollste Uniform und lauter liebenswürdige Kerle zu Kameraden!"

„Aber ich will nun einmal kein Soldat werden."

„Wie, Du scheuest den Kriegsdienst? Am Ende hast Du wohl gar keine Courage?"

„Das kann ich nicht sagen; übrigens ist es nur Ihnen erlaubt, dies ungestraft zu bezweifeln.

„Nun, mein guter Freund, also heraus damit; warum willst Du nicht zum Regiment einrücken?"

„Weil ich mich vermählen will."

„Bah!!“

„Kein „Bah!“ mein Onkel; ich bin verliebt.“

„Und daß nennst Du ein Unglück, Undankbarer? Wie froh wäre ich, könnte ich noch einmal verliebt sein. Wer ist der schöne Gegenstand deiner Flamme, wenn man fragen darf?“

„Ach, ein wahrer Engel!“

„Ich kenne das. Anfangs ist's immer ein Engel. Später sind Einem die Frauenzimmer lieber. Auf welchen Namen hört denn der Engel?“

„Sie heißt Emma.“

„Darum frage ich dich nicht. Emma heißt sie für dich und es ist dies allerdings ein hübscher Name, aber mir, der ich wissen will, welcher Familie dieser arme Engel angehört, kann er allein nicht genügen. Ich will den Familiennamen wissen.“

„Es ist Fräulein Rosenfeld.“

„Teufel! die ist etwas Besseres als ein Engel. Eine schöne, schlanke Brünette mit schwarzen Augen. An dem Gegenstande habe ich nichts auszusetzen.“

„Oh, mein Onkel, wenn Sie erst ihr Herz kennten.“

„Schon gut, ich kenne das. Erwiederte sie „deine zärtlichen Triebe“ wie man zu meiner Zeit zu sagen pflegte?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie, Du weißt das nicht, unwürdiger Neffe? Du steckst den ganzen lieben, langen Tag zu Hause, und Du weißt noch nicht, ob Du geliebt wirst?“

„Sie weiß ja nicht einmal, daß ich sie liebe.“

„Oh! was den Punkt anbelangt, mein schöner Neffe, da irrst du dich gewaltig. Das wußte sie ganz gewiß, eine gute Viertelstunde früher, bevor du es selbst wußtest.“

(Schluß folgt).

Feuilleton.

Bunte Blätter aus der Zeit.

Einen wiederholten Beweis, daß die unsere Jugend so oft ermüdenden und gewöhnlich mit Unbehagen hingenommenen Lobpreisungen der Väter und Großmütter einer sogenannten guten alten Zeit doch nicht immer eine so ganz reelle Basis haben, als es den Anschein hat, liefert eine vor zwei Jahren in der Uebersetzung erschienene Broschure, deren Titel: Stimmen aus dem Auslande über sociale Zustände. Burdon, über den gesellschaftlichen Zustand. Aus dem Englischen von A. C. Ott.“ — In dieser vor zwei und vierzig Jahren von dem geistreichen Britten abgefaßten Schrift finden sich Klagen und Rathschläge, die geradezu für die Krebsschäden unserer heutigen Civilisation berechnet scheinen, und es dürfte daher nicht ganz ohne Interesse sein, einige der betreffenden Stellen, man kann sagen, auf das Gerathewol herauszugreifen. Z. B.

Eins der größten Uebel, die er, in wenig Hände vertheilt, mit sich bringt, ist die Vermehrung des Luxus, denn daß der Luxus ein wirkliches Uebel ist, obgleich es von Vielen bezweifelt und von Andern geleugnet wird, ist unbestreitbar, wenn wir seine Wirkung auf die öffentliche und häusliche Moralität betrachten. Der Wohlhabenheit mögen Viele sich erfreuen, Luxus ist nur Einzelnen möglich, und eben darin liegt sein verderblicher Einfluß, denn wo Viele nach dem streben, was nur Wenige erreichen können, da muß ein Wettstreit entstehen, in welchem die Schranken der Moralität durchbrochen werden. Daher sind alle Institutionen, deren Tendenz es ist, den Erwerb ungeheuern Eigenthum's zu begünstigen, die Zerstörer alles Fortschritt's der Weisheit und Tugend, welche die höchste Vervollkommnung unserer Natur befördert. Die schändliche Verschleuderung, die stets die großen Reichthumsmassen begleitet, ist ebenfalls ein Uebel von nicht geringer Wichtigkeit. Denjenigen, die mit der innern Häuslichkeit eines Reichen nicht vertraut sind, mag das imaginair erscheinen, aber es ist eine unbestreitbare Thatsache, die die volle Berücksichtigung aller Freunde einer großen Bevölkerung verdient, daß von der Verschwendung, die in solchen Häusern unvermeidlich und fast unwillkührlich entsteht, Hunderte erhalten werden könnten.“

„Obgleich der Stand der Frauen in der modernen Gesellschaft unserer freien Staaten dem in despotischen und barbarischen Ländern weit überlegen erscheint, so ist er dennoch beklagens- und verbesserungswürdig. Die Frauen sind bei uns auf eine höhere Stufe des Verkehrs und des Vertrauens erhoben, sie sind die Gefährten unserer Erholungsstunden, aber selten die unserer ernsteren Augenblicke, und wenn ihr Geist einer vernunftmäßigen Uebung fähiger scheint, so ist es mehr Zufall als Erziehung oder absichtliche Veredelung, denn einige glänzende Beispiele ausgenommen, in denen sie sich über die allgemeine Erniedrigung ihres Geschlechts erheben, finden wir die Behandlung der Frauen durchaus nicht darauf berechnet, ihren Geist zu veredeln oder ihnen den Rang und das Gewicht in der Gesellschaft zu verleihen: wozu ihnen viele schöne Beispiele das Recht geben.“

„Seitdem die Menschen sich nicht mehr durch offne Gewalt unterjochen können, sind sie gezwungen, zu Täuschung und Betrug zu greifen, um den Gegenstand, wonach sie sich sehnen, durch heimliche Mittel zu erreichen. Wir brauchen uns daher nicht zu wundern, daß wir bei näherer Betrachtung der Gesellschaft ein durchgehendes System der Plünderung finden. Eine Nation beraubt die andere, ein Individuum das andere. Die große Mehrzahl strebt nach Reichthum und Ehren, ist freundlich, wo es ihren Zwecken entspricht, schmeichelt, um zu betrügen, ist neidisch auf die kleinsten Vorzüge Anderer und entbehrt selbst der inneren Zufriedenheit. Was sieht das Auge des Menschenkenners, das mit klarem forschendem Blick durch das Gewühl der großen Weltbühne dringt? Die Reichen stolz, ausschweifend, übermüthig und ohne edle Grundsätze, die Armen unwissend und undankbar, die Mittelklassen hartherzig und illiberal — die Höflinge glatt und falsch, Kaufleute habsüchtig und selbstisch, die Jugend ausschweifend und das Alter streng. Die Religion in Ceremonien untergegangen und ihre Priester in Rang- oder Dogmenstreit versunken; Moralität wenig geachtet und das Wissen oft auf leere Grübeleien verschwendet; Frauen, die aufgeputzten Puppen der Eitelkeit; Kinder ohne Erziehung in die Welt gestoßen, um zu gehen, wohin Leidenschaft oder Zufall sie treiben; die Abgaben drückend und die Armen hungernd; die Früchte der Industrie verschwendet, um die Welt im Kriegszustand zu erhalten; Betrüger, die sich mästen, und ehrliche Menschen, die verhungern.“

„Die Vernunft, mit der die Natur uns begabt hat, ist bei allen Menschen dieselbe, und bei allen gleicher Ausbildung für die allgemeinen Lebenszwecke fähig. Warum sollte also diese Kraft stets schlummern und den menschlichen Geist als unfruchtbare Wüste liegen lassen? Ich fordere nicht gleiche Bildungsstufen für Alle, das wäre vielleicht im keinem Zustande der Gesellschaft erreichbar. — Ich wünsche nur das Denkvermögen der Menschen im Allgemeinen so weit entwickelt zu sehen, daß sie ihre Pflichten und Interessen erkennen können, um zu verhindern, daß sie die Narren und Sklaven Anderer werden und nicht das werden, was man verächtlich als Pöbel bezeichnet. Die Civilisation des Volks ist keineswegs gleichgiltig denn sie wird es gegen den Betrug der höher Stehenden sowie gegen die Verführung zu Aufruhr und Tumult schützen, die jedesmal sein wahres Interesse beeinträchtigen.“

„Die große Kunst der vornehmen Conversation ist, niemals ernsthaft zu sein, mit Kleinigkeiten angenehm zu tändeln und Viel über Nichts zu reden. Durch diese Verstellung zu dringen, den Menschen zu sehen, wie er ist, d. h. die Welt kennen, ist nur die Frucht langer Erfahrungen und tiefer Beobachtung.“

„Männer und Frauen, die zu nationellem Genuß geschaffen sind, sollten sich zu diesem Zweck ohne Zwang und leere Form vereinen, sie sollten ihre Ideen austauschen, ihren Geist unterhalten und veredeln, anstatt Tagesneuigkeiten durchzuhecheln und glatten Unsinn zu schwatzen. Die Ausbildung des Intellekts oder der Fortschritt im Wissen ist der große Lebenszweck vernünftiger Wesen, und ohne die beständige Annäherung an dieses Ziel ist alle unsere Zeit verschwendet. Die Menschen im Allgemeinen sind so unwissend, selbstsüchtig und gemein, daß es in unserer großen Welt nur wenige gibt, die sich einander wahrhaft achten können.“

„Der fashionable Mann unserer Zeit ist ein blasirtes, schmachtendes, verächtliches Wesen, das sich an nichts zu erfreuen scheint und sich um Niemand kümmert, als um sich selbst. Er stellt eine abstoßende Combination von Eitelkeit, Affektation und Unverschämtheit dar.“

„Vielleicht war zu keiner Zeit die Liebe zur Tugend allein vorherrschend, und wahrscheinlich wird sie es nie sein, obgleich es sehr zu wünschen ist, daß das Oeffentliche und das Privatinteresse in innigere Harmonie treten. Diese Vereinigung scheint indeß noch fern zu liegen, denn vielleicht zu keiner Zeit zeigte das Leben der Menschen gröbere Selbstsucht oder einen geringeren Einfluß tugendhafter Grundsätze als jetzt. Alle jagen demselben Ziel: Stellung, Macht, Reichthum nach. Alle sind in blindem Wettkampf um Geld und Vergnügen. Wenn Menschen, die von dieser Stimmung durchdrungen sind, zusammenkommen, kann ihre Unterhaltung da rationell oder veredelnd sein? —“

„Die Kasten und Thorheiten der Großen sind auch in verschiedenen Graden auf die niedern Stände übergegangen, so daß es schwer sein wird, in irgend einem Range jenen heiteren und veredelnden Verkehr zu finden, wie man ihn bei vernünftigen Wesen voraussetzen sollte, denn selbst diejenigen, die eine höhere geistige Ausbildung empfingen, sind in ihrer Berührung mit der Welt gezwungen, zu den gewöhnlichen Beschäftigungen der Allgemeinheit herabzusteigen, wenn sie nicht als Pedanten gelten wollen. Es ist wirklich kaum möglich, sich einen niedrigern Standpunkt der Geselligkeit zu denken, als der ist, den man in gemischten Zirkeln

findet, wo man während bestimmter Stunden an Formen und Ceremonien klebt, wo die Karten oder die Flasche die ganze Zeit der Zusammenkunft ausfüllen und die Unterhaltung sich nur um das Allergewöhnlichste und Alltäglichste dreht. Ein Diner ist gewöhnlich so lange steif und geistlos, bis die Gesellschaft die Inspiration der Flasche empfindet, und ein Rout ist ein verwirrener Haufen, den die Dame des Hauses aus folgenden zwei wichtigen Gründen so überfüllt als möglich zu machen sucht, erstens um alle Gäste auf einmal gehabt zu haben, und zweitens, um den Ruf zu gewinnen, daß sie größere Gesellschaften gebe, als irgend eine andere Dame."

„Obgleich die Bälle ein lächerliches Mittel sind, die Zeit zu tödten, so darf man daraus nicht folgern, daß das Tanzen es ebenfalls sei — wenn die Jugend sich in Lust und Heiterkeit vereint, so drückt sie ihre Fröhlichkeit nothwendig in erhöhter Thätigkeit aus. Das improvisirte Tanzen unter freiem Himmel oder in kühlen Zimmern ist daher eine lebhafte und gesunde Unterhaltung. Diesen Nutzen kann es indeß nie in einem überfüllten Ballsaal gewähren, wo die Atmosphäre von der Ausdünstung mehrerer hundert Menschen gesättigt ist, unter denen noch dazu viele Ungesunde sind. Schöne Toilette zu zeigen, dadurch Beifall zu ernten und erbärmliche Eitelkeiten ähnlicher, zum Theil noch verwerflicher Art sind die Hauptmotive, die die meisten Modedamen nach den Bällen führen. Die Zeit zu vergeuden, indem sie Unsinn schwatzen und mit den Damen kokettiren, sind die Motive der Männer. Solche Zusammenkünfte sind daher weder nützlich noch harmlos zu nennen, sie entnerven den Geist, ohne ein unschuldiges Vergnügen darzubieten, und erschöpfen den Körper ohne die gute Wirkung der Bewegung."

„Wenn Musik darauf berechnet ist, die Gefühle anzuregen und das Herz zu rühren, so dient sie als unschuldige und heitre Erholung. Was kann aber den Gefühlen mehr widerstreben als die herrlichste Musik inmitten einer ungebildeten und rohen Menge zu hören, welche nichts dabei empfindet und nur den Genuß Anderer stört. Unser Geschmack für diese Kunst ist wirklich etwas ausgeartet, die Ausführung wird sowohl beim Gesang wie beim Spiel über die Melodie und den Ausdruck gesetzt. So geht der mächtige Eindruck der Musik zum Theil verloren; denn wenn man nur große Ueberraschungen des Ohrs und Auges erstrebt und den edlern Zweck die Seele durch die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks im Zarten und Großartigen zu rühren und zu erheben übersieht, so wird die Musik von einer nützlichen Kunst zu einer unbedeutenden erniedrigt. Die Kehle, welche die höchsten Töne producirt, wird jetzt mehr bewundert als die herrlichste Stimme, man stellt die Wunder der Musik über ihre Schönheiten. Was die große Welt schönen Gesang nennt, gleicht gewöhnlich einer musikalischen Seiltänzerei, mehr wunderbar als angenehm, denn das Publikum wird fortwährend in einem Zustand von ängstlicher Spannung erhalten. Die Musik, welche gefühlvolle Menschen anspricht, ist der, welche nur den sogenannten Musikkenner befriedigt, vorzuziehen, erstere ist allen verständlich, letztere dagegen nur Wenigen. Händel z. B. ist der wahre Milton der Musik, erhaben, pathetisch und belebend. Er hat Genie, Geschmack, Harmonie und Melodie, und wer nicht durch Händel bewegt wird, mag sich vielleicht rühmen ein Kenner zu sein, aber sein Geschmack ist wenig beneidenswerth. Moderne Musik ist wie moderne Poesie. Sie hat keine Substanz, keinen Körper, keine Basis. Alles ist leicht und glänzend, aber sie leidet keine häufige Wiederholung, sie kann anfangs gefallen, aber nicht lange, und das ist der stärkste Beweis ihres wenig gediegenen Werthes. Gut gewählte und gut ausgeführte Concerte geben denen, die die Musik wirklich genießen, eine unschuldige und angenehme Unterhaltung, aber als bloßes Asyl der Langeweile sind sie nur in sofern nützlich, als sie wenigstens während ihrer Dauer etwas Schlechteres verhüten."

„Das Schauspiel ist von Einigen die Schule der Tugend, von Anderen die Schule des Lasters genannt worden. Es wird größtentheils von seiner geistigen Richtung abhängen, für welche von beiden es zu halten ist. Jetzt möchte es indeß richtiger die Schule der Thorheit genannt werden. Eine solche scheint es, wenn man die überfüllten Häuser und den stürmischen Beifall beachtet, die den fadesten Unsinn begleiten. Harlequin-Komödie, niedrige Posse, bombastische Trauerspiele, Pantomime und Sing-Sang haben von der Bühne Besitz genommen und Verstand, Natur und Humor ausgeschlossen. Ob die Bühne den Eindruck des Zeitalters gibt oder empfängt, ist nicht zu entscheiden. Jetzt bedürfen beide der Reform."

„Es gibt eine zweideutige Art der Barmherzigkeit, die sich in öffentlichen Subscriptionen gefällt, woran Prahlerei und Eitelkeit mehr Theil haben als Wohlwollen, die allerdings den Armen einige Erleichterung verschafft, aber des ernsten Bestrebens entbehrt, ihre Lage radikal zu verbessern oder ihnen eine angemessene Stellung in der Welt zu geben."

„Nur diejenigen Revolutionen, die aus dem allmähligen Wechsel unserer Gewohnheiten und Ansichten hervorgehen, können wünschenswerth sein; eine Revolution, die mit einem Male die alten Sitten und Institutionen des Volks mit seinen Vorurtheilen zerstört, läuft Gefahr, Anarchie herbeizuführen und in Despotismus zu enden."

Wien.

Nationaltheater an der Wien.

Es war eine barocke Idee, Freitag am 23. dieses an dieser Bühne ein Stück zur Aufführung zu bringen, welches seit dem Jahre 1804 in diesem Theater nicht gegeben worden war. Es ist dieses Stück das Melodram:

Salomons Urtheil

von Stegmayer. Ich selbst war der Meinung, daß wenigstens ein Theil des Theaterpublikums der Sonderbarkeit halber an diesem Abende das Theater besuchen würde, allein ich hatte mich geirrt, das Haus blieb schauderhaft leer, ein Beweis, daß die Massen derartigen Experimenten abhold sind und daß man jetzt im Theater vor Allem Zerstreuung sucht. Die wenigen Anwesenden haben sich indessen gut unterhalten, denn es wurde mitunter herzlich gelacht, theils über den veralteten Styl der Musik, größtentheils aber über den ungewohnten häufigen Dialog und Musik, das Publikum kam sich an diesem Abende so vor, wie ein Jüngling, welchen man in den langen, alten Rock seines Großvaters steckt, und der nun bei jedem Schritte auf die umherbaumelnden Schöße tritt. Br.

K. K. priv. Carl-Theater.

Samstag den 24. März zum ersten Male: „Peters Schicksal" von Findeisen. Zum Benefice des Verfassers.

Wir bedauern Herrn Findeisen aus doppelten Grunde; Erstens, daß er kein besseres Stück geschrieben hat, und zweitens, daß dieses nicht gute Lustspiel gerade zu seinem Vortheile oder eigentlich zu seinem Nachtheile gegeben wurde. Die Farce hat eine sehr magere Handlung, fällt von einer Unwahrscheinlichkeit in die Andere, und hat nicht einen neuen originellen bühnlichen Effekt, nicht einen ferngesunden packenden Witz. Ein unglückseliger Vater sucht durch 3 unglückselig lange Akte seinen Sohn, und erhält unglückseligerweise den guten aber etwas derb naiven Peter als seinen Sohn vorgestellt; während der Freund des Peter in „Wirklichkeit das Glück hat, der Sohn des reichen holländischen Vaters zu sein!

— Die wenigen komischen Situationen, die sich aus diesem Mißverständniß entwickeln, sind so verbraucht und so gewöhnlich, daß sie ganz ohne Interesse vorbeistreifen. Wir haben über ein Stück, das nur „zum ersten Male" und auch „zum letzten Male" über die Bühne schritt, genug gesagt. —

Die Darstellung des Hrn. Findeisen war sehr lebendig und markirt; das Ensemble im Carl-Theater wie immer ausgezeichnet.

E. R.

Wiener-Signale.

Verflossenen Freitag kam Elmar's „Unter der Erde" im Josefstädter-Theater zur Aufführung, wobei Frau Schäffer und die Herren: Carl und F. Treumann und Rott vom Theater an der Wien mitwirkten. Das volle Haus amüsirte sich durch die gerundete Darstellung dieses Stückes und besonders waren es die Couplets, welche von Hrn. Rott, in seiner gewohnt en trefflichen Weise vorgetragen, einen wahren Beifallssturm hervorriefen. Hrn. Feuchtinger, der die Rolle des Schreibers Federkiel gab, rathen wir aufrichtig, wenn er im Verein mit so trefflichen Künstlern, wie Rott und Carl Treumann, beschäftiget ist, seine abgeschmackten Lazzi, die einer alten, längst vergangenen Zeit angehören, zu lassen und sich einer edleren Komik zu befleißen; die Zeit der „Thaddädeln" ist vorbei! Ueberhaupt möge Hr. Feichtinger sich lieber ernsteren Parthieen zuwenden, für die er, wie wir einst Gelegenheit hatten zu bemerken, ein beachtenswerthes Talent besitzt. Auf dem Pfade der Komik dürften ihm keine Rosen mehr blühen, was, wenn er aufmerksam wäre, ihm bereits klar geworden sein müßte.

Herr Saphir soll beabsichtigen, den Humoristen nächstens nur dreimal wöchentlich, aber dafür im vergrößerten Formate erscheinen zu lassen.

Herr Pietznigg gibt eine „Montagszeitung" heraus. Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir Hrn. Pietznigg's politische Färbung konservativ nennen, und daher auch ein Journal mit dieser Tendenz erwarten.

Aus dem unbefangenen harmlosen „Wanderer" ist plötzlich ein großes politisches Blatt geworden. Herr Sommer, der Verleger dieses Journals, gibt den nunmehr politischen „Wanderer" den Abonnenten der verbotenen österreichischen Zeitung als Ersatz. Wir finden uns übrigens mit dieser Metamorphose des alten „Wanderers," der immer ein gutes belletristisches Wiener-Lokalblatt war, nicht einverstanden.

Börsennachrichten brachten unlängst die Uebergabe Komorns an die Kaiserlichen als ganz gewiß. Bis jetzt hat noch kein Bulletin diese Nachricht offiziell bestätiget. —

Einiges Aufsehen hat in hiesigen literarischen Kreisen ein Artikel des Herrn Ehrsberg über das neue „Preßgesetz" gemacht, dem wir vollkommen beipflichten.

Man will den frechen Dieben, welche die Kirche zu Maria Trost bestohlen, auf der Spur sein.

Die Zeitungen bringen viele Notizen über das nächstens zu erscheinende Nationalgardegesetz. Nach Einigen sollen alle Beamte vom Nationalgardedienst, nach Andern nur die der Polizei, der Post und des Camerale befreit sein. Jeder, der berechtigt ist, in das Unterhaus zu wählen, soll die Verpflichtung haben, sich in die Nationalgarde einreihen zu lassen.

Die Handelsverfassungen, deren Ausarbeitung sehr schnell von Statten geht, sollen in Entwürfen schon im Laufe der nächsten Woche veröffentlicht werden. Wir sind wohl überzeugt von der energischen Thätigkeit der Minister, können aber ein so reges Ausarbeiten in einem so wichtigen Zweige der Gesetzgebung dennoch nicht voraussetzen.

Herr R i e g e r, der gewesene Reichstagsdeputirte wird den Redakteur des czechischen Blattes: „Narodny Nowyni" in seinem Preßprozeße vertheidigen. Die Verhandlung dürfte nach dem Ausspruche der meisten böhmischen Journale ein sehr großes Interesse erhalten.

Der „österreichische Korrespondent" soll nächstens Wien mit seiner Gegenwart beglücken. Vier Redakteure sollen die Leitung desselben, der sich sehr auszubreiten scheint, zu übernehmen.

Hr. Häfner, der Redakteur des nicht mehr erscheinenden Wienerblattes, „Constitution," soll nach Amerika auswandern wollen.

Für die nächste Charwoche sind den Vorstadttheatern einige Zugeständnisse gemacht worden. Es ist ihnen erlaubt, die Charfreitag Akademien des Abends geben zu können, deren Ertragshälfte einem wohlthätigen Zwecke zu Gute kommen muß.

Aus der Zeit.

O l m ü t z. Von der slowakischen Deputation, die heute bei Se. Majestät eine Audienz hatte, wurden drei Mitglieder, Hr. Kozacek, k. k. Ehrenhofkaplan, Hr. Zach, Unterkommandant des slowakischen Landsturms und Hr. Kuzmany, w. Perdiger, zur kais. Tafel gezogen. Hr. V. F. Szabel, gewesener Abgeordneter bei dem österr. Reichstage für die Stadt Olmütz, wurde gestern für den Wahlbezirk Olmütz zum Deputirten bei der Frankfurter Nationalversammlung, der Magistratsrath Schön zu dessen Stellvertreter gewählt.

P a r i s, 17. März. Heute früh um 7 Uhr wurden an der Barriere von Fontainebleau zwei von den Mördern des Generals Bréa, Daix und Lahr, durch die Guillotine hingerichtet. Nourrit, der den ersten Schuß auf den General abgefeuert hatte, war in Rücksicht auf seine Jugend — er ist noch nicht 18 Jahre alt — zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt worden; ebenso die beiden andern zum Tode Verurtheilten.

B e r l i n den 9. März. Gestern hat sich hier eine dritte südaustralische Auswanderungsgesellschaft konstituiet, indem sie ein Komitee ernannte, welches in Hamburg die Vorbereitungen zu treffen hat. Diese Gesellschaft folgt in ihren Einrichtungen ganz den zwei vorangegangenen Colonisationsvereinen und wird der Zeit nach nur zwei Tage hinter ihnen zurückbleiben, denn sie beabsichtigt schon am 20. d. M. ihre Reise anzutreten. Die Befürchtung von einer später eintretenden dänischen Blokade beschleunigt diese wie manche andere Emigration. Die letzterwähnte Gesellschaft zählt bis jetzt 75 Köpfe, worunter 60 Berliner. Alle 3 südaustralische Colonisationsvereine haben es sich zur Aufgabe gemacht, dem vaterländischen Industriefleiß im Auslande Anerkennung zu verschaffen. Sie nehmen zu diesem Behuf Proben von deutschen Industrieerzeugnissen jeder Art mit. An jedem Dienstag und Freitag Abend versammelt sich das südaustralische Auswanderungskomitee um Belehrungen zu ertheilen und Anmeldungen anzunehmen.

Neueste Literatur.

E i n J a h r i n L i e d e r n. Zeitstimmen aus dem Jahre 1848, von Otto P r e c h t l e r. Wien 1849. In Commission der L e c h n e r'schen Universitäts-Buchhandlung.

Es liegt uns das Liederbüchlein eines bewährten Sängers vor, den die politischen Wirren zu manchem schönen Gesange begeisterten. Wir begrüßen die meisten dieser Liederblüthen als liebgewordene Freunde, die wir bald hier bald dort schon einmal begegneten und die uns, eben, weil sie l i e b g e w o r d e n e Freunde sind, nicht aus der Erinnerung wichen. P r e c h t l e r s politische Ruhe ist mehr conservativ aber ruhig, besonnen, fertig. Seine Parole ist nicht B l u t — seine Parole ist der würdige, männliche Schmerz, der sich am Liebsten im Liede ergießt und ja nicht mit dem W e l t s c h m e r z e einer gewissen Sängersorte zu vergleichen ist, die es jedesmal in thränengetünchten Verslein der Welt sagt, wenn sie irgendwo — der Schuh drückt! — E i n e s ist's, das uns traurig berührt — P r e c h t l e r nennt G r i l l p a r z e r in seiner Widmung den l e t z t e n Dichter. So sehr wir G r i l l p a r z e r verehren, hoffen wir doch, daß auch n a c h i h m Deutschland noch begeisterte Sänger haben wird und E i n e r der Begeisterten ist eben Otto P r e c h t l e r. — Warum nennt der Dichter seine Lieder „Zeitstimmen aus dem Jahre 1848", da doch eine bedeutendere Anzahl der Gedichte dem Jahre 1849 angehören? — Doch das ist eine Kleinigkeit, die man bei so viel Schönem leicht übersieht. Hier eine Probe:

N a p o l e o n. (Seite 46)

Was soll in den weißen Haaren
Der schwere goldene Reif?
Die Weisheit zählt nicht nach Jahren,
Du bist für das Grab schon reif.

Die Adern von deinen Reichen
Durchrieselt verjüngtes Blut
Das deine scheint nur zu schleichen,
Du hast kaum zu leben Muth.

Die Ehrfurcht kommt uns zu theuer
Um die du zitternd wirbst;
Die Welt braucht Jugend und Feuer —
Ich t ö d t e dich, eh' du s t i r b s t!

Druck und Papier aus K l o p f und E u r i c h's Offizin sind gut. Bei der Firma L e c h n e r fiel mir bei, daß wir jetzt einen Ueberfluß an Universitäts-Buchhandlungen und — gar keine Universität in W i e n haben. Gewiß ein characteristisches Zeichen der Zeit!

M. A l b e r t.

Märzveilchen.

Von M o r i z A l b e r t.

U n d n o c h e i n S t r ä u ß c h e n!

Die Menschen sind im Grunde genommen Alle Blumen; nur ist zwischen dem bescheidenen Veilchen und dem stolzen Rittersporn ein gewaltiger Rang-Unterschied!

Vertrauen, süßes Wort, vom Himmel uns gesendet,
Es endet nicht das Glück, wenn nicht dies Edle endet;
O selig, wenn der Freund sich an die Freundin schließt,
O selig, wenn das Wort aus Herz und Seele fließt.

Der Gedanke erster Liebe gleicht dem Veilchen, daß noch keimend in der Erde ruht; der erste Liebesblick ist das junge grüne Veilchenblatt — das Wort: „L i e b e," wenn es zum ersten Male von unentweihten Lippen gesprochen ist, gleicht dem Veilchen in v o l l e r Blüthe und der erste Kuß der Liebe ist die Alles erwärmende Frühlingssonne, die dem Veilchen Fülle und Gedeihen bringt.

Freuden und Leiden, sie zieh'n schnell wechselnd im bunten Gewirre —
Aber ein f ü h l e n d e s Herz bleibt sich allüberall gleich.

Unterdrückte Thränen im Mädchenauge, die gekränkte Liebe schuf, sind herrliche Perlen; aber das Herz, das ein unschuldvolles Mädchen betrüben kann, ist eine Muschel, hart und undurchdringlich, die wahrlich etwas A n d e r e s, als Perlen im Innern trägt.

Es gibt wohl große Mächte, sie schützen treu und gut,
Sie schützen uns're Rechte, mit Waffe, Muth und Blut.
Doch e i n e Macht im Leben gibt s i c h e r Schutz und Trutz,
Sie mag uns h o l d umschweben — der L i e b e Himmelsschutz!

Auf der Erde kennen wir keine süßeren Träume, als die vom Himmel; deßhalb nennen wir unser Liebchen E n g e l, und deßhalb singe auch ich mein Liedchen

„A n E i n e:

Wenn der Senega-Indianer, der ein liebes Mädchen warb,
Seine Liebe, seine Hoffnung, seine letzte Wonne starb:
Trägt er auf das Grab ein Vöglein, das die kleinen Flügel schlägt,
Und im Liede seine Wehmuth und den Schmerz zum Himmel trägt.

Liebes Mädchen, Engelsmädchen, fern von Dir steh' ich allein,
Und die Berge, die uns scheiden, dünken G r ä b e r mir zu sein.
Ueber meine Hoffnungsgräber fliegt ein Vöglein hin von mir
Und es sagt Dir, treu Geliebte, daß mein Himmel nur bei Dir!

•

Schnellpressdruck von Josef S t ö c k h o l z e r v. H i r s c h f e l d. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Mittwoch den 28. März 1849. № 61. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Die gelben Rosen.

Novelle.

(Schluß).

„Lieber Onkel, ich weiß nur so viel, daß ich mir das Leben nehme, wenn sie nicht mein wird."

„Ach, warum nicht gar! Uebrigens ist die Möglichkeit, daß sie nicht dein wird, sehr groß; dein Vater ist viel reicher als der ihrige und er wird seinen Sohn zu einer solchen Verbindung nicht hergeben wollen."

„Dann weiß ich, was mir zu thun übrig bleibt."

„Zum Guck guck! Du wirst doch keine Dummheiten machen? Höre mich doch nur erst an."

„Sehr gern, lieber Onkel."

„Nun gut! Erstens: einmal kannst du nicht mit zwanzig Jahren heiraten."

„Warum nicht?"

„Weil ich es nicht will, weil diese Heirat ohne mich nicht zu Stande kommen kann."

„Oh, mein guter, süßer Onkel!"

„Wenn das Mädchen dich liebt, wenn sie dir verspricht, drei Jahre warten zu wollen." —

„Drei Jahre, bester Onkel?!"

„Nicht räsonnirt, oder ich sage vier Jahre! — Wenn sie dir verspricht, drei Jahre zu warten, gehst du zum Regiment."

„Ach, du lieber Himmel!"

„Aber nicht nach B . . . sondern in eine andere Garnison, wenige Meilen von hier, wo ich dir einen Platz verschaffen will, und von woher Du alle drei Monate zu Besuch kommen kannst, bis der glückliche Augenblick gekommen ist."

„Ganz gut; aber wie soll ich es erfahren, ob sie mich liebt?"

„Wie du es erfahren sollst? Alberne Frage! Du frägst sie."

„Ach, ich traue mich nicht."

„Wie du willst, folge deinem Vater und packe deine Sachen zusammen."

„Lieber Onkel, Sie wissen gar nicht, was das für ein Mädchen ist. Hundertmal wollte ich ihr schon sagen, daß ich sie liebe; ich machte mir meine Blödigkeit zum Vorwurfe, ich raffte meinen ganzen Vorrath an Dreistigkeit zusammen, ich lernte ganze Reden auswendig, ich schrieb Briefe über Briefe, doch, im selben Augenblicke, wo ich sprechen wollte, schnurte mir die Angst die Kehle zusammen: ihr Blick ist zwar sanft aber dabei so ernst, daß es mir vorkam, als könnte sie gar Niemanden lieben und da sprach ich schnell wieder von ganz gleichgültigen Gegenständen. — Mit den Briefen ging es mir ebenso; wenn ich sie abgeben wollte, fand ich sie so albern, daß ich glaubte, sie nicht in genug kleine Stücke zerreißen zu können."

„Doch jetzt mußt du endlich einen Entschluß fassen, lieber Junge! dein Vater hat dir nicht alles gesagt. Wenn er dich in's 35. Regiment einreihen ließ, so hat er dabei noch einen besondern Grund. Der Obrist ist sein alter Freund und hat eine Tochter, welche für dich bestimmt ist; es ist eine reiche und schöne Partie. Doch — du brauchst mir nicht erst zu sagen, daß so etwas gar nicht mehr in Betracht kömmt, wenn man bereits verliebt ist. Es ist eine große Dummheit, aber es thät mir leid, wenn ich nicht auch schon einmal in meinem Leben eine ähnliche begangen hätte: nur Stockphilister gehen solchen Dingen aus dem Wege. Ich weiß es, die Alten nennen das Illusionen, doch wer weiß, ob nicht gerade ihre Ansichten Illusionen sind. Das Augenglas, welches die Gegenstände verkleinert, zeigt ebensowenig richtig, wie jenes, welches sie vergrößert. Wenn sie dich liebt, mußt du ihr alles opfern; es ist albern, aber es gehört sich, und man muß es thun; aber du mußt erst erfahren, ob sie dich wirklich liebt und dazu bietet sich gerade jetzt die beste Gelegenheit. Man will sie verheiraten. — Du wirst blaß? — fasse dich, lieber Eduard, es ist doch nicht weniger wahr, daß Emma heiraten soll. Du bist reicher als sie, aber ihr Zukünftiger ist noch reicher als Du; zudem hat er einen schönen Posten im Staatsdienst, kurz er ist ein ganz fertiger Ehemann, während sie auf dich noch warten muß. Gehe also sofort zu Emma und sage ihr, daß Du sie liebst; Sie weiß es zwar schon, doch so etwas kann man schon zweimal sagen; frage sie, ob sie deine Gefühle erwiedert, — und das muß sie, zum Guckguck! denn du bist jung, hübsch und geistreich, — und bitte sie, daß sie dir schwöre, mindestens drei Jahre auf dich warten zu wollen. Sie mag mir das in einem Briefchen schreiben, das ich aufbewahren werde. Dann mache ich die Verlobung mit der Obristentochter rückgängig, bringe dich zu einem andern Regiment und in drei Jahren lasse ich Euch kopuliren, deinem Vater, dem Teufel — aller Welt zum Trotz!"

„Mir kömmt ein guter Gedanke, Onkel!"

„Nun?"

„Ich werde ihr schreiben."

„Wie Du willst."

Nachdem ich meinen Onkel verlassen, setzte ich mich zum Schreibtisch und begann meinen Brief zu verfassen. Das war indeß nicht das Schwierigste an der Sache, ich hatte wohl hundertmal an sie geschrieben: aber wie sollte ich ihr das Schreiben überreichen? Da indeß keine Zeit zu verlieren war, so faßte ich mich nach einigem Nachdenken, kaufte einen Strauß gelber Rosen und schob das Briefchen mitten in die Blumen.

Sehen Sie, es ist vielleicht kindisch, aber noch jetzt erinnere ich mich des Augenblickes ganz lebhaft.

In dem Briefchen bat ich sie, sie möchte mich lieben und drei Jahre auf mich warten; und für den Fall, als sie es zufrieden wäre, die eine von den gelben Rosen am Abend, wenn ich herkäme, vor die Brust stecken. Dann würde ich es wagen, sie anzusprechen, und mit ihr zu besprechen, was weiter zur Sicherung unseres Glückes zu thun sei.

„Ach! Sie steckten den Brief in den Strauß," bemerkte hier Frau von Bergenthal.

„Wohl, gnädige Frau."

„Weiter?!"

„Nun, an selbem Abend hatte Emma keine Rose vorgesteckt...

Ich wollte mir das Leben nehmen, aber mein Onkel brachte mich mit Gewalt nach P... Dort brachte er es mit Hülfe einiger jungen Offiziere soweit, mich zu zerstreuen, und mir zu beweisen, Emma habe ich mich nie geliebt.

Aber lieber Onkel, wandte ich ihm ein, sie schien immer so glücklich zu sein, wenn ich kam, und machte mir sogar Vorwürfe, wenn ich spät kam."

„Die Mädchen sehen Jedermanns Neigung gerne, aber es gibt gewisse Personen, die sie nicht lieben."

Nach einiger Zeit hatte ich das Mädchen so ziemlich vergessen, ich heirathete die Tochter des Obristen, welche ich nach achtjähriger Ehe verlor, und nun stehe ich allein in der Welt, denn mein Onkel ist längst heimgegangen. Kaum sollte man es glauben, aber noch denke ich zuweilen des Gegenstandes meiner ersten Liebe! Und was das Sonderbarste dabei ist, ich kann mir sie nur als siebzehnjähriges, junges Mädchen vorstellen, mit braunem Lockenhaar und schwarzen Sammtaugen, wie mein guter Oheim zu sagen pflegte, während sie gegenwärtig eine recht ehrwürdige, gute, alte Frau sein muß.

„Sie wissen wohl, was aus ihr geworden ist?"

„Nein!"

„Sie heißen also eigentlich nicht Blumenbach?"

„Nein, das ist der Name des Landgutes, das ich von meinem Onkel geerbt habe: ich heiße Edmund von Altheim."

„Ganz richtig!"

„Wie so, ganz richtig?"

„Nun, ich selbst will Ihnen sagen was aus Emma geworden ist?"

„Nicht möglich!"

„Ja wohl! Sie liebte sie!"

„Aber die gelbe Rose!"

„Sie hatte Ihr Briefchen nicht gefunden, weinte heiße Thränen über Ihre plötzliche Abreise und heirathete endlich auf Geheiß ihrer Eltern Hrn. v. Bergenthal."

„Herrn v. Bergenthal!"

„Ja, Herrn v. Bergenthal, dessen Wittwe ich bin."

„Wie, Sie — Sie selbst wären Emma Rosenfeld?"

„Ach ja! ebenso, wie Sie Edmund v. Altheim sind, oder vielmehr nicht sind."

„Mein Gott! wer hätte gedacht, daß wir uns eines Tages nicht wiedererkennen würden!"

„Nicht wahr? Und erst in unserm späten Alter zusammenkommen sollten, blos um miteinander Whist zu spielen."

„Aber der Strauß?"

„Hier ist er, ich habe ihn immer aufbewahret."

Und Frau von Bergenthal holte bei diesen Worten ein Kästchen von Ebenholz aus ihrem Schrank. Sie öffnete es und zog einen verwelkten Blumenstrauß hervor. Ihre Hand zitterte.

„Binden Sie es auf, binden Sie es auf!" rief Herr von Blumenbach.

Die alte Dame löste die Schlinge und fand das Briefchen, welches durch zwei und vierzig Jahre unberührt an selbem Orte gelegen war.

Die beiden Leute standen einander sprachlos gegenüber; ich wollte sie verlassen, als Herr v. Blumenbach aufstand.

Frau v. Bergenthal nahm ihn bei der Hand.

„Sie haben Recht!" sagte sie. Diese Anwandlung der Gefühle unserer Jugendjahre darf nicht in Gegenwart zweier alten Gesichter, wie die unsrigen vor sich gehen. Vermeiden wir diesem Gefühle, welches den Rest unseres Lebens verschlimmern kann, die lächerliche Seite. Kommen Sie erst in einigen Tagen wieder."

Seit dieser Zeit sind die alten Leute unzertrennlich; es verbindet sie ein Gefühl, welches wohl nirgends seines gleichen hat! Sie gehen mit einander alle die kleinen Einzelnheiten jener Liebe durch, welche unerklärt geblieben war; sie haben einander tausend Dinge zu erzählen; sie lieben sich in der Erinnerung; sie möchten sich gern trauen lassen, aber — sie trauen sich nicht, es zu thun!

Feuilleton.

Lukka und Pisa und die historische Luft.

Reminiscenzen aus Italien von W. Alexis.

In einem Buch über Italien, ich vergaß in welchem, liest man, daß der Reisende gewöhnlich beim Eintritt in die Städte zuerst eine für ihn sehr unangenehme Bekanntschaft mache, die der Fachini. — Die Fachini sind Lastträger, Kommissionäre; sie tragen und holen die Effekten von der Post, sie laden die Gepäckstücke vom Wagen. Dies thut weder, noch darf es der Kutscher oder der Hausknecht thun. Es ist eine eigene Gattung privilegirter Herumtreiber von Alters her; mit Wenigem zufriedengestellt vom Italiener, unverschämt in ihren Forderungen gegen den Fremden, ein ewiger Quell zum Zank und Verdruß. Sie gehören zu bestimmten Wirthshäusern, oder sie lauern an den Thoren. So oft ein bepackter Reisewagen einfährt, werfen sich Einer, Zwei, oft Fünf auf das angebundene Gepäck, klettern auf den Deckel, oder laufen mit dem Vetturin zankend, nebenher. Furchtsame denken, es seien Räuber, Beherztere wollen nicht diese unerbetene Begleitung, sie wollen ihre Freiheit; der Vetturin, der sehr höflich mit diesen Leuten conversirt, erklärt ihnen aber, daß sie diese Freiheit nicht hätten: das Gepäck der Reisenden gehört dem Fachino.

Man gewöhnt sich auf Reisen an das Ungewöhnlichste, daher auch an unverschämte Forderungen; für kleine Handlungen, wo der deutsche Hausknecht für die Kreuzer und Groschen dankt (und dabei in der Regel ein wohlhabender Mann wird, der mit seinen Ersparnissen eine eigene kleine Wirthschaften etablirt), ist der Fachino oft mit dem Gulden oder Thaler zufrieden, und — bleibt doch ein Bettler. Er arbeitet ein Mal mit den Schultern, um — desto öfter faullenzen zu können. Trotz aller Gewöhnungen wuchsen aber doch mit jedem Tage die Forderungen, und jeder Abend erzeugte einen neuen Streit. Die Fachini in Pisa hatten nichts gethan, als unsere Koffer und Reisesäcke vom Wagen abgeladen und sie im Flur des Wirthshauses niedergelegt. Für diese kleine Mühe forderten sie ungefähr das Doppelte von dem, was ein Kutscher für den Wagen genommen, der uns und unser Gepäck auf dem langen Wege von der Eisenbahn bis in das Hotel gefahren hatte. Dies schien uns zu unverschämt. Unser Reisemarschall weigerte sich daher entschieden und provocirte auf die Polizei, wenn der billige Vergleich nicht angenommen werde. Sie nahmen ihn nicht an. Statt dessen sammelten sich vor unserm Hotel eine ungewöhnliche Menschenmasse, und während unseres Pasto hörten wir Geschrei, Lärm, ohne zu ahnen, daß es uns diesmal anging. Unser gefälliger Wirth, der ganz unsere Partie genommen, hatte die Wüthenden abgehalten, um uns nicht in unserer Erholung zu stören, am Morgen konnte er uns indeß nicht verhehlen, daß wir die Ursache eines Tumultes gewesen, der nahe an eine Emeute gegrenzt. Die Fachini hatte ihre Amtsgenossen aufgerufen, diese die Müßigen auf der Straße. Mit italienischer Lebendigkeit hatte man ihnen das Unrecht vorgestellt, was an freien Pisanern begangen worden. Der Wirth galt ihnen als der eigentlich Schuldige. Er hätte uns aufgeredet, ihnen ihren Lohn vorzuenthalten, er, der die Fachini, die armen Leute, um ihren sauren(?) und kleinen Verdienst beneide, antworte, daß die „Excellenzen" bei Tische säßen, während sie mit ihren Familien hungerten. Dabei war es aber nicht geblieben: wir waren Deutsche, vielleicht Oesterreicher, vielleicht Emmissäre. Der Wirth hatte uns beherbergt, versteckt, geschützt, er stand mit uns im Bunde gegen das Volk von Pisa. Unter den Fachini waren Nationalgardisten, er hatte Partei genommen gegen die Nationalgarde, und im Interesse der Fremden. Er war ein Feind der Nationalgarde, ein heimlicher Begünstiger der Fremdherrschaft, ein Verräther und außerdem — ein wohlhabender Mann! Wer die Entzündbarkeit italienischer Gemüther kennt, wird es dem Wirth nicht verargen, wenn er sich mit den Tumultuanten abfand und eben so begreiflich, die Abfindungssumme auf unserer Rechnung setzte. Vielleicht hätte die Polizei auch sogar gegen uns entschieden, denn sie hatte vor einigen Wochen im demokratischen Geist der Zeit ein Statut für die Fachini erlassen, das merkwürdig genug war. Sie wurden als Korporation anerkannt, standen unter selbstgewählten Capo Fachini, ihren Altermännern, und hatten eine Taxe erhalten, angeblich zum Schutz der Reisenden gegen Uebervortheilungen und Unverschämtheiten, die aber aus Unkenntniß so entworfen war, daß unser Wirth meinte, er handle gescheidter, sein einträgliches Geschäft aufzugeben und Fachino zu werden, vorausgesetzt, daß er Beruf fühle zum Faullenzen. Die Politik hatte auch ihre Hand dabei im Spiele. Die Lastträger und Kahnführer im benachbarten Livorno sind bekanntlich dort die Seele der Volksemeuten, wie auch das gegenwärtige (Guerrazzi) Ministerium in Florenz durch sie eigentlich zur Macht gekommen ist; sie üben auf den Handel, die Schifffahrt eine terroristische Tyrannei, die so arg ist, daß sogar die Dampf-

schifffahrt dadurch Schaden leidet, indem sie unverhältnißmäßige Preise für das Ausschiffen der Waaren und Personen setzen. Die schwache Regierung und noch schwächere Polizei mußte ihnen gewähren, um ärgeren Unfug zu beschwichtigen, und der Orden des heiligen Facchino, der dadurch im nahen Pisa entstanden ist, dankt vermuthlich der polnischen Wirthschaft in Livorno sein Dasein.

Vergessen sind diese Unannehmlichkeiten, wenn man das heilige Pisa betritt, ich meine den ganz abgesondert von der Stadt, wenn gleich noch innerhalb ihrer Mauern liegenden Theil, wo die Kathedrale, das Campo Santo, der schiefe Thurm und das Battisterium stehen, kolossale Hieroglyphen einer untergegangenen Zeit. Hier, auf einen Blick treten uns die Wunder des Mittelalters und seiner Lust an großartigem, buntem Spiele zauberhaft entgegen. Wie paßt das hier zur neuen Stadt? Wie kam es, daß man sie, wenn nicht dicht neben einander gereiht auf einem freien an die Stadtmauern gelehnten Platz erbaute, gleichsam auf einem großen Präsentirteller, damit der Fremde sie sehen könne, ohne einen Fuß in die Stadt zu setzen? Lag es in der Absicht der Erbauer, mit dem übrigen Hause zugleich eine Putzstube zu erbauen, wo er dem Fremden seinen Reichthum, seine Pietät, seinen Kunstsinn, seine gereiften Schätze entgegenhalten könne? Was eine Zierde geworden wäre für viele Städte, was vertheilt in ihre Theile jeden reich ausgeschmückt hätte, was jede andere Stadt des Mittelalters in ihr Centrum gelegt, auf den Marktplatz, den Ring, das schob Pisa hinaus auf einen wüsten Platz an das äußerste Stadtende! War ihm das Heilige, Große, Schöne zu gut, zu erhaben für die bürgerliche Kaufmannsstadt? War es der architektonische Sinn, daß man solche Bauwerke nicht verbauen dürfe? Der Fremde dankt es freilich den Pisanern; nirgend gewähren die großen Kunstwerke der mittelalterlichen Baumeister so freie Anschauungen.

Wer unternimmt's in wenigen Zeilen den hier aufgehäuften Kunstreichthum nur zu nennen, wer möchte das so oft Beschriebene in Reise-Reminiscenzen wieder lesen! Könnte man nicht Tage, Wochen lang allein in den Arkaden des Campo Santo, ohne zu ermüden, verweilen, in diesem Kirchhofe, diesem Ahnensaale, Museum, wie man will; in seinen verwitterten Fresken, von Giotto an, die heilige Geschichte des Mittelalters studirend; für die profane Geschichte des Mittelalters studirend; für die profane Geschichte desselben ist in unseren zerstörten Raubburgen gesorgt. Die klarste Dezembersonne schien durch das reinste Aetherblau auf den Hof, ein helles Sammetgrün über heiliger Erde. Mit ihren Händen gruben die Pisaner Kreuzfahrer sie aus Palästina's Boden und trugen sie in ihren Schiffen nach der Vaterstadt. Welcher Spötter, wenn er in diesen stillen Räumen wandelt — die Stille, die im Campo Santo herrscht, scheint auch eine Erbschaft der Vorzeit — möchte über den frommen Wahn der Väter lächeln! Hier gewiß nicht, schon nicht bei Sonnenschein, aber man muß im Mondenlicht hier umgehen, sagte der Custode, wenn der blasse Strahl durch die Steinblumen der gothischen Spitzfenster in den Kreuzgang fällt, wunderbare, wandelnde Bilder auf den ausgetretenen Marmorboden werfend!

Dem Mittelalter, seiner vollsten, reichsten Blüthezeit gehört diese Gedächtnißhalle großer Todten an; aber sie hat gastlich aufgenommen auch die Vorzeit, die Neuzeit, hier die Sarkophage der Römer, etruskische Reliquien, dort Büsten, Grabsteine aus der Zopfzeit. Da weint im Marmor eine wunderschöne Frau, ganze Figur, über dem Grabe ihres Gatten. Der Künstler, dachte ich, hat dieses schöne Monument mehr zu Ehren der Frau als des Mannes gefertigt. Sie ist so schön, daß man sich in sie verlieben kann. Der Führer lächelt. Meint sein Lächeln, daß man es ja noch versuchen könne? — Die schöne Frau, die so ihren Gatten ehrte, daß sie sich, ihre Schönheit auf seinem Grabmal verewigte, lebte noch gestern, sie lebt vielleicht noch heute. Hörte ich recht, so nannte er sie Gräfin Metanga.

Unter dem großartig bunten Spiel in Bauwerken, woran das Mittelalter seine besondere Lust hatte, nehmen die Battisterien der italienischen Städte einen besondern Platz ein. Das von Pisa ist prachtvoll, herrlich von Außen, eine mächtige Kuppelhalle im Innern, eine Tonleiter, daß der Gesang der menschlichen Stimme drinnen schon wie vollere, reinere Töne einer andern Welt klingt. Und welches Glashaus von Kostbarkeiten spielerischer Kunst in Elfenbeinarbeit! Alles zur Ehre Gottes und des Vaterlandes, von den Säulen an, welche die erobernden Kaufleute und Kreuzfahrer in Aegypten und Griechenland zum Schmuck ihres Kaufhauses dem Heidenthum geraubt, bis zu den Schnitzwerken der großen Pisaner Meister Nicolaus, Johannes und wie ihre Namen sind. Ein volles Museum vaterländischer Kunst, das nur noch reicher, großartiger im Dom Dir entgegenglänzt. Gegen diesen Aufwand eigenthümlicher Pracht und Eleganz muß selbst die Kathedrale von Lucca zurücktreten. Dem Gothischen sich nähernd in der Grundform, hat der Dom doch nichts von dem düster ernsten Charakter, es ist vielmehr ein goldstrahlender Empfangsaal der göttlichen Majestät. Wie reinlich, wie sauber Alles erhalten. Wie viel reiche Leute mußten in Pisa gewesen sein! „Unsre Nobili sind's noch heut," sagte der junge Custode mit einem hämischen Gesicht; „sie sind nur geizig und geben nichts heraus." Aber die Dotationen sind groß, unantastbar bis jetzt, da läßt sich die Kirche in ihrem alten Glanz erhalten, wenn auch keine Andrea del Sarto und Bronzini und Pierino mehr ihre Meisterwerke dafür malen. Die Canonici sind sämmtlich vom Pisaner Adel, „da haben sie ihre besondere Gallerie," setzte er mit etwas demokratischer Miene hinzu; aber wie sich besinnend, daß er als Pisaner vor dem Fremden die Ehre der Stadt zu wahren habe, erklärte er, sie wären sämmtlich wohl instruirt und zugleich Professoren an der Universität.

Warum der schiefe Thurm schief ist, darüber kann Niemand zweifeln, der ihn mit Augen sieht, und sich erinnert, daß er weder in Italien noch in der Welt überhaupt ein Unikum ist. Zu den Grillen der Zeit und jener Architektur, von der wir sprechen, gehörte auch die, was gerade sein soll, schief zu bauen; der Uebermuth einer Ueberkraft. Die Pisaner fangen an, ihrer größten Merkwürdigkeit sich zu schämen. Er würde schön und merkwürdig sein, auch wenn er gerade wäre, sagte mir Jemand. Ersteres gebe ich zu; ein etwas, und gerade nicht den geringsten Theil seiner populären Berühmtheit im Auslande hätte aber Pisa eingebüßt, wenn er kerzengerad wie Giotto's Campanile in die Luft schöße. Der Custode, wieder ein anderer, aber wieder ein Mann der giovine Italia, glaubte sich sogar, als wir oben waren, gegen uns entschuldigen zu müssen: der Thurm wäre gerade gedacht gewesen, aber ein deutscher Meister, der ihn ausführen müssen, hätte ihm im Baue schief gedrückt. Versäume es Niemand, durch seine schlanken Galerieen auf seine Spitze zu steigen. Wenn auch nicht um der Unterhaltung unseres Cicerone's wegen, der zwar zum jungen Italien gehörte, aber zur Nüance des allerjüngsten; er versicherte uns, ihm sei es ganz gleichgiltig, ob die Mauern von Pisa dick oder dünn wären, einem Feinde widerstehen könnten oder nicht; ihm sei es auch gleichgiltig, ob der Papst, oder Karl Albert, oder der Großherzog Leopold regiere, und wenn ganz Italien ihn zwingen wolle, die Fremden zu hassen, so hasse er sie doch nicht, ob es nun Russen, Engländer oder Deutsche wären, denn er lebe von den Fremden, und wer ihm die meisten Paoli gebe, um Wein und Fleisch zu haben, der sei ihm der liebste!

Und doch auch in ihm ein Funken Patriotismus. Der große grüne Rasenteppich, auf welchem die vier Marmorschlösser stehen, wimmelt von Ungeziefer, die, den Geruch der Fremden witternd, aus allen Winkeln auftauchen und wie Heuschrecken ihn umflattern. Nie sah ich widerwärtigere, zudringlichere Bettlergestalten. Man mag noch so mildthätig sein, das Heer verfolgt uns grollend, mit Krücken, Lumpen hageren Armen, mit gräßlichem Geschrei und Drehungen, selbst mit ihren Knochenhänden an unsere Kleider sich nestelnd. Die Custoden der Marmorhäuser erschienen uns wie Cherubim, wenn auch nicht mit flammendem Schwerte, doch mit ihrem großen Schlüsselbunde die Verfolger zurückscheuchend und uns im Heiligthum ein Asyl verschaffend: „die sind nicht aus Pisa, auch nicht aus Toskana, sagte stolz der Cicerone, sie kommen aus Modena (dem Lande alles Schlechten) und werden morgen ausgewiesen. Darum sind sie heut so heißhungerig." Wahrscheinlich eine Ausrede, die der Mann jeden Tag für jeden Fremden bereit hat.

Das Universitätsgebäude scheidet als Grenze den Platz der heiligen Erinnerungen von der übrigen Stadt. Wir sahen nur wenig Studenten; es war nicht Zeit zum Studiren in Italien; aber wir lernten zufällig ihren Geschmack kennen. Durch enge Gäßchen uns einen näheren Weg nach dem Arno suchend, kamen wir am Duft einer Garküche vorüber. Trattoria della Riforma stand auf einem Fahnenschilde mit großen Buchstaben; im Innern ein Attest des Senates, daß diese Speiseanstalt von ihm geprüft, und durch gesunde Kost, Reinlichkeit und billige Preise den akademischen Bürgern zu empfehlen sei. Und wir mußten es bestätigen. Die Kunstschätze der Vorzeit sehen, erfüllt die Seele, aber nicht den Magen. Die Beefsteaks, Maccaroni, der Broccoli und ein schwerer rother unvermischter Landwein, der an Feuer und Süße schon dem Aleatico sich näherte, gab uns Stärkung und die Versicherung, daß die Pisaner Studenten durch eine bessere Kost Leib und Seele zusammenhalten könnten, als es leider in der Regel den deutschen Studenten in ihren Kneipen vergönnt ist. Die Trattorie der Reform! Alle Café's und Restaurationen haben seit der Reform ihre Schilder ändern müssen. Die Herkules, die Kaiser und Könige, ja selbst die vier Nationen haben weichen müssen den Schildern: der Reform, der Revolution, des vereinigten Italiens, des jungen Italiens, der Hoffnung Italiens, der Regeneration! Eine Restauration, die nicht die Reform zum Aushängschilde wählte, hätte der Senat der Studenten von Pisa nimmermehr empfehlen dürfen. Am Arno liegen die glänzenden Kaffeehäuser und Hotels, zum Theil in den Stammschlössern des alten Pisaner Adels. Ihre ehrwürdigen Wappenschilder schützen sie indeß auch nicht vor den neuen revolutionären Namen.

Wenn man die Kameelhecke in dem Wildpark von Pisa ausnimmt, hatte man mit den vier Marmorschlössern und dem Lungarno Alles Merkwürdige gesehen. Seit der Eisenbahn gehört auch Livorno zu den Raritäten in Pisa. In einer Stunde ist man hinübergerutscht in diese mächtige Hafen- und Handelsstadt, diesen Schwamm der Pisas Mark eingesogen, und außerdem allen Schmutz der Welt. Liberal war Livorno seit langer Zeit, diesen Ruhm muß man ihm lassen, aber es war die Liberalität einer Kaufmannsstadt, deren Bürger durch den Vortheil aus allen Ländern und Welttheilen hier zusammen gelockt eine friedliche Flibustier-Republik gegründet haben. Eine Freiheit ohne Bodensatz von wahrer Nationalität, Grundsätzen, ohne den Erbstolz alter Handlungshäuser, wie Genua, Venedig, wie es in Pisa war. Sie spekuliren für den Tag, nicht für ihre Nachkommen. Die Demokratie ward zur Ochlokratie. Nach unserer Zeit warf sich an der Spitze des Pöbels der Novellist und Schenkenheld Guerrazzi zum Koen auf. Der geschickte und freisinnige Minister, Professor Marchese Ridolfi, überwand die Revolution durch männlich

energisches Auftreten, Guerrazzi ward als Gefangener nach Elba gebracht. Jetzt hat die Pöbelherrschaft gesiegt, Ricasoli mit allen edlen Freunden der Freiheit ist verjagt und Guerrazzi an der Spitze des Staates von Toskana.

Die Freiheit, die aus Livorno für Italien hervorgehen soll, macht es nicht frei und glücklich. Man muß Livorno gesehen haben, aber wenn man es ein Paar Stunden durchwandert, hat man genug von dieser geräuschvollen, kothigen, flachen Handelsstadt, auf die Anschwemmungen des Meeres, in seiner Sumpfluft erbaut. Danach sehen die Gesichter aus. Ein Gedränge, ein Rennen hin und her, nach dem Vortheil. Hüte sich der Fremde vor den Kaufläden; es ist ein Freihafen, man glaubt billig zu kaufen, aber der livorneser Handelsmann hat von den Amerikanern gelernt. Man hüte sich vor den bereitwilligen Kommissionären, mit denen es nirgend gut ist, Kaufläden ihrer Empfehlung aufzusuchen. Hier aber sind sie zugleich im Dienst der Polizei und geben als Spione an der Zollgrenze die Käufe an, die man etwa verheimlichen wollte. Handelt man ehrlich, wie Fremde in der Regel zur Verwunderung der Einheimischen thun, so kann man gewärtig sein, im Zollamt ein Decem, ohne es zu wissen, an die Kommissionären zu bezahlen.

Des Geräusches, des betäubenden Lärmens müde, warfen wir uns in ein Boot und ruderten nach einem der englischen Kriegsschiffe, die hier, der kommenden Dinge gewärtig, ankerten. Nie hat mich die Meeresluft mehr erquickt, nie das Gesicht der freien Mariner of old England mehr erfreut, als nach der Luft und den Menschengesichtern von Livorno. Es war ein herrlicher Abend, als wir in die lichterhellte Stadt zurückruderten, wir aber froh, sogleich nach der Eisenbahn rollen zu können, um noch am Abend wieder historische Luft in Pisa zu athmen,

D. R.

Wiener Signale.

Vorgestern wurde im Josefstädter Theater „Genofeva," das bekannte Drama des Dr. Raupach zum ersten Male aufgeführt. Frl. Weißbach, welche die Genovefa spielte, gab wie immer eine gute durchdachte Künstlerleistung. Herr Mittell als Golo verräth ein achtenswerthes Talent. Eben so lobenswerth erkennen wir Hrn. Decker und Hrn. Nelke an. Die Damen Arbesser und B. Müller vollendeten durch ihr gelungenes Spiel das Ensemble. — Wir hätten übrigens den guten Leistungen von Seite des Publikums überhaupt mehr Beifall gewünscht.

Mehre Stimmen der Journalistik, sowohl hier in Wien, als in den Provinzen, haben sich über das neue Preßgesetz dahin ausgesprochen, daß mehre Punkte zu hart oder gar ungerecht sind, indem durch die Cautionen jetzt die Journalistik ein Monopol des Geldes und nicht der Gesinnung und des Talentes werden dürfte. — Und wie hart drückt dieses Gesetz jetzt jene Journale, welche schon von früher her bestanden und wozu die Cautionen nur mit großer Mühe von der ehemaligen obersten Polizei-Hofstelle zu erlangen waren? Ja, was soll der Redakteur dieses Blattes sagen, der vor 2 Jahren erst für die „Wiener Zeitschrift" mit Vorwissen und Concessionsertheilung der k. k. Hofstelle seinem Vorgänger die hohe Summe von 8000 fl. CM. als Ablösung zahlen mußte? Wir glauben mit Recht annehmen zu können, daß unser hohes Ministerium mehre Punkte dieses Gesetzes noch nachträglich mildern und berichtigen werde, wenn es beachtenswerthe und unpartheiische Männer vom journalistischem Fache zu Rathe ziehen will.

B.

Aus sicherer Quelle erfahren wir soeben, daß Bauernfeld's „Ein neuer Mensch" nur darum im Hofburgtheater nicht zur Aufführung gelangen konnte, da bisher mehre von den in diesem Stücke mitwirkenden Mitgliedern dieser Bühne an das Hoflager nach Olmütz berufen waren.

Das 30. u. 31. Armee Bulletin bringt uns Siegesnachrichten von der italienischen Armee in kurzen, aber gewichtigen Worten. Radetzky dürfte bald nach einem solchen siegreichen und schnellen Fortschreiten in Turin einrücken.

Mehrere kleine österreichische deutschkatholische Gemeinden sollen eine Petition zirkuliren lassen, um die Anerkennung ihrer neuen Religion im gesetzlichen Wege zu erstreben. —

Die Sicherheitswache soll bedeutend vermehrt werden. Von der neuen Organisirung einer Gensd'armerie nach französischen Mustern verlautet nichts. —

Dem ehemaligen Bürgermeister Wien's, Herrn Czapka Ritter von Winnstetten wird seine Pension wieder in vollem Maße zugewiesen, da sich keine der gegen ihn angebrachten Anklagen bestätiget hat. —

Nächstens soll in Wien eine großartige Lesehalle in's Leben gerufen werden. —

Das unangenehmste Wetter hat nun die Wiener schon seit mehren Tagen geplagt. Der in Massen gefallene Schnee, der sich nach und nach auflöste, machte die schlechten Wege durch Schmutz und Koth ganz ungangbar.

Die Wiener sollen in diesem Frühjahre das Glück einer Reiterei genießen.

Ein Theil der Franconischen Gesellschaft aus Paris soll gesonnen sein, in Deutschland und Oesterreich Gastvorstellungen zu geben, und direkte vor Allen mit ihrer Kunst nach Wien zu reisen.

Die Rundreise, die Se. Majestät der Kaiser in die Provinzen des Reiches antritt, soll nun nächstens beginnen. Zuerst will er Wien auf einige Tage besuchen.

Herr Smolka, der ehemalige Präsident des Reichstages, weilt noch immer in unseren Mauern. — Auch Herr Schuselka befindet sich hier.

Aus der Zeit.

Die Organisirung der mobilen Frei-Bataillone in Ungarn geht rasch vorwärts Es bestehen bereits 6 Bataillone Infanterie und mehrere Abtheilungen aus Kavallerie. Alle bilden einen Theil der muthigsten Kämpfer in der österreichischen Armee.

Fiume. Die unter der Flagge der römischen Republik segelnden Schiffe dürfen nur dann in unserem Hafen sich aufhalten, wenn sie diese Flagge einziehen. Auch darf kein römischer Unterthan bis auf weiteren Befehl ohne Bewilligung und schriftliche Erlaubniß des Polizeiamtes von seinem Schiffe sich entfernen und in die Stadt begeben. Die Ursache dieser letzteren Maßregel liegt in dem Umstande, daß letzlich vier bis fünf römische Schiffleute mit Ernani-Hüten und dreifarbigen Federn angethan, zum Theile mit Messern bewaffnet, jedenfalls in keiner guten Absicht in die Stadt gekommen, bei ihrer Betretung durch die Wache aber bis auf Einen, der festgenommen wurde, entflohen sind.

Zu Potsdam ist in mehren Exemplaren ein sogenannter Himmelsbrief ausgestreut gefunden, auch soll derselbe durch einen wohlgekleideten Mann vertheilt worden sein. Es ist das non plus ultra mystischen und pietistischen Unsinns, wie schon nachstehende Stellen darin beweisen: „Ich befehle Euch, sowohl Jung als Alt, daß Ihr fleißig in die Kirche geht und Euere Sünden bekennt;" ferner: „Wer an diesen Brief nicht glaubt, der wird die ewige Seligkeit nicht erlangen, wer ihn aber bei sich trägt und Anderen zum Lesen oder Abschreiben gibt, er mag Sünden haben, wie Sterne am Himmel oder Sandkörner am Meere, so sollen sie ihm vergeben werden" u. s. w. Auch soll dieser Brief hieb- und schußfest machen und gegen alle Krankheiten helfen 2c., und mehr des Unsinns.

Verona, 18. März. Der Heldenmarschall eröffnet seine Operationen auf Turin mit dem ersten, zweiten und dritten, dann dem Reservecorps (G. d. C. Graf Wratislaw, F.Z.M. Freih. d'Aspre, F.M.L. Freih. Appel und Wocher); das vierte Armeecorps (F.M.L. Graf Thun) wird Parma und Modena besetzt halten und im Lombardisch-Venecianischen die Reservearmee F.M.L. Freih. v. Haynau commandiren. Alle feste Plätze und bedeutenderen Städte werden mit entsprechenden Garnisonen, so z.B. Verona mit 5 Bataillonen versehen.

Die piemontesische Hauptmacht ist bei Alessandria concentrirt.

Ueber New-York lesen wir in einer Correspondenz von daher: „Außer den zahllosen betrügerischen Mäklern und den nicht weniger habgierigen Wirthshaus-Eigenthümern, welche, wenn sie die armen Ankömmlinge ausgesogen haben, sie verstoßen und ihrem Schicksale Preis geben, fallen diese einer unbarmherzigen Policei in die Hände. Bei einer am 23. vorgenommenen Untersuchungen der Gefängnisse von Seiten des Großrichters ergab sich, daß von 746 Eingesperrten 743 ungesetzlich festgehalten waren. Richter Edmands setzte sofort davon den Stadtrath in Kenntniß und erklärte, daß er dieselben am 24. in Freiheit setzen wolle. Bei eben dieser Untersuchung wurden 11 Männer und 11 Weiber in einem unterirdischen Loche, theils auf faulem Stroh, theils auf dem nackten Boden liegend, gefunden. In unserer Stadt, wo eine große Menge mittelloser Menschen aufgehäuft sind, ist es nichts Seltenes, daß in verborgenen Winkeln oder bei Sonnenaufgang auf der Straße selbst die Leichname verhungerter unbekannter Menschen gefunden werden. Dieser Leichen bemächtigen sich dann die chirurgischen Anatomieen, um sie zu zerlegen. Aber noch mehr: Die abgelös'ten Glieder dieser Leichname und die zerschnittenen Leiber werden nicht immer, wie dies doch eine Pflicht der Pietät gebietet, der Erde überliefert, nein, man wirft sie auf die Straße, gefräßigen Säuen, Hunden und Katzen zur Nahrung."

Belgien. Die Stadt Brüssel bietet diesen Winter einen glänzenderen Anblick dar, als jemals. Bedeutende Familien von beiden Grenzen Belgiens, welche die Gewohnheit hatten, den Winter in Paris zuzubringen, haben ihr Quartier in der belgischen Hauptstadt aufgeschlagen. Der russische Adel, dem der Czaar nicht erlaubt, in revolutionäre Länder zu reisen, findet sich ebenfalls daselbst ein; eben so viele angesehene Familien aus Deutschland, die den Wirren in ihrem Vaterlande entflohen sind. Daß die nomadischen Engländer, die sich überall da einfinden, wo sich die große Welt aufhält, nicht fehlen, versteht sich von selbst. Es ist in der ganzen Stadt fast keine Wohnung mehr zu bekommen, und alle Gasthöfe sind überfüllt.

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Donnerstag den 29. März 1849. **№ 62.** **Vier und dreißigster Jahrgang**

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: **Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.**

Der Teufel in der Kirche zu Udine.

Italienische Volkssage von D. Th. Weiß.

Es war der sehnlichste Wunsch meines Innern, der schönste, seligste Traum meiner Jugend, einmal das gepriesene Vaterland des unsterblichen Meistersängers des „Orlando Furioso," das herrliche Feenland Italien zu sehen; und wer schildert meine Wonne, die ich empfand, als ich den ersten Schritt hinzu gethan hatte; ich war überschwenglich glücklich, ich war in Udine. Der Reisende, der seinen Weg über Illyrien in den östlichen Theil des gelobten Landes, des entzückenden Weltgartens Italien nimmt, gelangt, nachdem er die Gränze Trient's überschritten und die kleine Strecke von kaum einigen Stunden dieser herrlichen Fluren zurückgelegt hat, nach Udine, das erste bisher gesehene beträchtliche Städtchen Italiens, mit Recht die Pforte des bezaubernden Eldorado genannt; und wahrlich! jeder, dem die göttlichberedte Sprache der Natur nicht völlig fremd geblieben, in dem auch nur ein kleines Fünkchen Gefühl für ihre tausendfachen erhabenen Schönheiten glimmt, kann schon am Eingange dieses Eden Reize auffinden, die dem kältern, prosaischern Alltagsmenschen verborgen oder gleichgültig bleiben.

Mit meinem Notizbüchlein in der Hand, verließ ich des Morgens um 10 Uhr, nachdem ich die erste Nacht in den Marken Italien's, trefflich unter den süßesten Träumen in einem 3 Ellen breiten, italienischen Bette geschlafen hatte, den Gasthof, und begab mich, von einem redseligen wälschen Cicerone begleitet, auf den Weg, um die Sehenswürdigkeiten Udine's zu beschauen.

Nach einigen mehr und minder großen Merkwürdigkeiten dieser Stadt, ward ich in die herrliche, am Abhange des Festungberges alterthümlich prangende Kirche „la Madonna della grazia" genannt, geführt, welche seit 5 Jahrhunderten den mannigfachen Trübseligkeiten und Mißgeschicken mit ehrfurchtgebietendem Ansehen Widerstand geleistet, und manch eigenthümliches antikes Denkmal aus jenen schweren Jahren der Vorzeit aufzuweisen hat.

Mit jener heiligen Scheu, mit welcher man jedes Alterthum, vorzüglich eine Kirche anblickt, hatte ich den riesigen Bau und die originelle Architektur dieses Gotteshauses bewundert, und hatte, nachdem ich die 12 oder 15 ... langen und breiten Treppen überschritten, den schweren Doppelvorhang in der großen Kirchenthüre gelüftet, als ein Gegenstand, der mir vor allen andern zuerst in's Auge fiel, mich seiner Sonderbarkeit halber, nicht wenig in Erstaunen setzte. —

Auf der linken Seite vor der Thüre war die, mehrere Klafter hohe Wand mit einer dunkelblauen Farbe bestrichen, worauf sodann in schreiendem Colorit eine Menge wilder reißender Thiere in den wunderlichsten, fantastischen Manieren, aus dem Reiche der Mythologie, mit Flügeln, langen flammenden Schwänzen, kupfernen Schnäbeln, feuersprühenden Augen gemalt waren, die allesammt mit wilder Wuth auf ein in ihrer Mitte hängendes, aus einem schwärzlichen Metalle gegossenes, Bild loszustürzen im Begriffe waren, um es mit heißer Gier in Stücke zu reißen. Nichts destoweniger jedoch trotzte dieses Bild mit kaltem, hier wirklich eisernem Ruhe der ohnmächtigen Wuth jener Thiere, indem es so regungslos schon beiDurch nahe 3 Jahrhunderte in derselben Postur hängen soll.

Eben aber dieses Bild zog vorzüglich meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Es war wahrlich die in vollkommener Lebensgröße aus Erz gegossene Figur eines leibhaftigen — Teufels. Das Gesicht auf die abscheulichste, grauenvollste Weise verzerrt und entstellt, eine runde, oben zugespitzte Mütze auf dem Kopfe, aus dem 2 Hörner hervorragten, ein Paar kleiner, gleich denen eines wilden Katers glänzender Augen, eine lange wie ein Papageischnabel gekrümmte Nase, ein kurzer Schweif endlich und ein colossaler Pferdefuß vollendeten das wohlgetroffene Portrait des schwarzen Höllenfürsten.

Dieser Anblick überraschte mich wahrhaftig, und ich konnte nicht umhin, meine Verwunderung über das Sonderbare zu äußern, wie denn das Bild eines Mephistofeles in die geweihten Hallen einer Kirche käme, in die heilige Stätte, wo doch nur Engel wohnen?

„Ja wohl wunderbar" erwiederte mit Weihe mein Cicerone, „aber nicht ohne Ursache," fügte er geheimnißvoll hinzu; „denn gewiß sehr schön und eben so merkwürdig ist die Geschichte von diesem „Mensch-Teufel."

„Wie? ist diese Geschichte etwa ein Geheimniß, das ich nicht wissen darf?" fragte ich neugierig, als ich sah, daß dieser, für einen italienischen Cicerone gewiß merkwürdig, einige Augenblicke schwieg."

„Patienza!" meinte dieser, „meinerseits müßte Ihnen dieß wohl ein Geheimniß bleiben, indem ich es Ihnen nicht nacherzählen kann, jedoch können Sie diese ganze Historie in der alten Kirchenkronik beim Küster lesen."

Ich ließ mir dieß nicht zweimal heißen, erhielt vom gutmüthigen Kirchendiener ein großes, von Motten zerfressenes greisaltes Buch, aus schon schwärzlichem Pergamente; dieser bezeichnete mir die Seite und ich fand folgendes artige Geschichtchen, das ich, aufrichtig gestanden, nur mit einiger Noth zu entziffern vermochte.

Im Jahre des Heiles 1609 lebte in unserer gottgesegneten, in Christo geheiligten Stadt Udine, ein biederer, wackerer und rechtschaffener Mann, genannt Giacomo Benedetto, ein reicher und gelehrter Professor in der scuola parrachiale, einer damals bestandenen geistlichen Lehranstalt. Dieser hatte ein einziges Töchterlein Namens Marietta. So wie der Vater, liebten auch alle Nachbarn und Freunde des braven Professors, die gute Marietta; denn sie war vom gütigen Vater im Himmel nicht nur mit einem lieblich reizenden, engelhaft schönen Gesichte und einer einnehmenden und Gott gefälligen Gestalt, sondern auch mit einem guten und wohlthätigen Herzen, mit einem reinen und frommen Gemüthe gesegnet. Alle Arme und Hilfsbedürftige aus dem quartiere del Sarto, dem damals so genannten Stadtviertel, in welchem sie wohnte, kannten Marietta, und häuften unaufhörlich reiche Segenswünsche auf ihr frommes Haupt; denn nicht ein einzigesmal ging sie bei denselben vorüber, ohne ihnen, wenn auch nur einen Reccetto (eine damals gangbare geringe Münze) von ihrem Taschengelde in den Hut zu werfen; auch konnte niemand von denselben sagen, daß er jemals leer von ihrer Thüre gegangen sei, ohne daß sie ihm, wenn auch ihre spärliche Baarschaft gerade alle war, nicht wenigstens etwas um seinen Hunger zu stillen, reichte. Dieser herrlichen und schönen Eigenschaften des Herzens wegen, wurde sie von den Meisten die sie kannten, schlichtweg „la benedetta," (die Gesegnete) ge-

nannt. Ihr Vater, ein alter herzlichguter Mann, liebte somit Marietta, sein einziges Kind, mit dem innigsten und wärmsten Gefühle eines Vaters, um so mehr, als sie das getreue Bild seiner vielgeliebten, seit mehreren Jahren hingeschiedenen Gattin war, und war glücklich, wenn er sie nur anblickte. Unter dem Segen des Himmels und den Segnungen der Menschen war Marietta zur blühenden, 17 jährigen, holden Jungfrau herangewachsen, und mit einemmale fingen gewisse Besorgnisse an, das biedere Herz des guten Vaters zu beunruhigen.

„Ich werde täglich älter," sagte dieser oft, wenn er allein war, zu sich selbst; „es dürfte wohl nicht mehr so lange währen, daß es dem lieben Vater da oben gefiele, mich abzurufen aus diesem Leben, und mich mit meinem treuen Weibe, der zärtlichen Mutter Marietta's, im Himmel zu vereinen, dann stehet dieses geliebte unschuldsvolle Kind allein und verlassen da, wie müßte ihre gute Mutter im Grabe mir grollen, wenn ich sie, ihre geliebte Tochter, hilflos, fremd und ohne Leiter zurückließe auf Gottes weitem Erdboden!! Nein, dem muß so bald als möglich abgeholfen werden," fügte er in ängstlichem Tone hinzu, durch diesen peinlichen Gedanken aufgeschreckt, „ich muß ernstlich bemüht sein, sie auf gute und erhabene Weise zu versorgen; ihr einen redlichen und aufrichtigen Freund, einen Gatten zu suchen."

Und wirklich, eher als es der liebende Vater selbst vermuthete, war sein innigstes Wünschen in Erfüllung gegangen.

Im wohllöblichen Magistrate unserer lieben Stadt, arbeitete ein junger und braver Mann mit Namen Antonio Bianchetti, welcher erst vor 3 Jahren als pratico ajutante (Gehilfe, Praktikant) daselbst aufgenommen ward, und durch Fleiß, Kenntnisse, Talent und Rechtschaffenheit in dieser kurzen Zeit sich bis zum ersten attuario offiziale emporschwang.

Der junge geist- und talentvolle Bianchetti versprach also viel Gutes und berechtigte zu den besten Hoffnungen. — Dieser kam recht fleißig in das Haus des braven Professors, und gewann in kurzer Zeit die schöne Marietta aufrichtig und herzlich lieb. Nach und nach vermehrte er seine Besuche bei demselben, und da auch Marietta dem schmucken Amtmann in Bälde gut und zugethan wurde, und der Vater dieß mit Freuden bemerkte, war er gar bald ein willkommener, herzlich geliebter Hausfreund, und nach einiger Zeit auch — der Verlobte der schönen Marietta.

Jeder, der die Beiden kannte, hatte eine aufrichtige Freude beim Anblicke dieses niedlichen, eben so liebenswürdigen als gutmüthigen Paares. „Wie vom Himmel gepaart," rief jeder, der sie sah, „für einander geschaffen und bestimmt; Marietta, das wohlerzogene, liebe und edelherzige Kind, verdient gewiß ein glänzendes und glückliches Loos und wird es ohne Zweifel an der Seite Antonio's finden; denn auch er ist ein wahrhaft herzensguter Junge, voll Liebe und Hingebung für Marietta, so wie voll Eifer, Fleiß und Redlichkeit für sein Amt. Jammerschade nur," fügten viele noch hinzu, „daß er ein wenig grimmig, jähe und aufbrausend ist, welches ihn öfter ungerecht macht und zu Fehlern verleitet;" jedoch, meinten sie sodann, „er wird dieß gewiß, ist er einmal an der Seite seiner guten und sanften Marietta, sehr bald verlernen."

So dachten und sprachen Nachbarn und Bekannte von diesen beiden jungen Leuten, welche Vermuthungen leider, wie dies gewöhnlich bei Stadtgesprächen der Fall ist, nicht völlig festen Grund hatten, weil im Allgemeinen die Außenwelt zumeist nur aus oberflächlichen, nur selten kräftigen Gründen urtheilt, und ihre Argumente größtentheils nur aus seichten Quellen schöpft, oder wenigstens zu schöpfen pflegt.

Wegen des aufbrausenden und jähen Charakters Antonio's hatte die sanftmüthige Marietta in der That schon manche trübe Stunde seit ihrer Verlobung verlebt; denn vorzüglich besaß Antonio das gottverhaßte Laster der Eifersucht und des Mißtrauens.

Wenn bei einer öffentlichen Feierlichkeit oder Unterhaltung, in einem gesellschaftlichen Zirkel oder Spiele sich irgend ein anderer junger Mann, oft auch nur die geringste und unschuldigste Höflichkeitsbezeugung oder Galanterie gegen Marietta erlaubte, konnte der allzurasche und feurige Antonio in so heftigen Zorn gerathen, daß er nicht selten für die Gesellschaft die abscheulichsten Zwistigkeiten und Störungen, und für Marietta die peinlichsten Unannehmlichkeiten und ernstesten Verdrießlichkeiten erzeugte, worüber dieses arme Kind, welches den wilden, im Grunde aber dennoch sie herzlich liebenden Antonio mit unbegränzter Zärtlichkeit liebte, oft ganze Nächte hindurch bitterlich weinte. Später hatte wohl immer Antonio seine Leidenschaftlichkeit bitter bereuet, seine heißgeliebte Marietta weinend und aufrichtig um Verzeihung gebeten, war jedoch bei nächster Gelegenheit wieder mit demselben Ungestüm in den alten Fehler verfallen." —

Ein anderer Umstand hatte dieses verderbliche Feuer im Herzen Antonio's, die verheerende Glut seiner Eifersucht auf schreckliche Weise noch mehr angefacht. —

Im Hause des Professors lebte als Adoptivbruder Marietta's, ein junger Vetter, ein Neffe ihres Vaters, welcher, schon im 10. Jahre elternlos und verlassen, von seinem edelherzigen Oheim an Kindes Statt angenommen, mit Marietta erzogen wurde und den Unterricht sowohl als alles Uebrige in gleichem, wenn nicht öfter noch als Knabe in höherem Maße als seine Ziehschwester genoß. Angelo, dieß war der Name dieses brüderlichen Jugendfreundes, war ein Jahr junger als Marietta, und ward von seinem Oheim, welcher ein außerordentliches Maler- und Bildnertalent im zarten Knaben gewahrte, für jene große Kunst bestimmt, welche schon einen so weltberühmten unsterblichen Heros dieses Namens besitze, und schon damals in Italien so mächtige Jünger und Gönner zählte.

Angelo war ein herrlicher, fleißiger und für seine Kunst schwärmerisch eingenommenen Jüngling, welcher seine gegen ihn wie gegen jedermann gütige Schwester unschuldvoll und brüderlich liebte, und bei dieser Liebe durchaus nichts anderes dachte, als sich über die glückliche Zukunft dieser seiner geliebten Schwester, welcher sie nach seiner Meinung an der Seite des wackern Antonio mit Zuversicht entgegensehen könne, recht herzinniglich zu freuen.

Und auch Marietta theilte die Herzlichkeit Angelo's, dem Sie mit reiner schwesterlicher Offenheit zugethan war.

Mit andern Augen jedoch sah der leidenschaftliche Antonio. Dieser hatte der herzlichen Zuneigung dieser beiden kindlich unschuldigen Gemüther thörichter Weise unlautere Ursachen und Vermuthungen untergeschoben, hatte sich über die kleinsten und unbedeutendsten Vorfallenheiten, die der tückische Zufall, gleichsam um den Eifersüchtigen zu stacheln, herbeizuführen pflegt, oft stundenlang gequält; mittelst des trügerischen Vergrößerungsglases, welches die boshafte Leidenschaft dem Eifersüchtigen aufsetzt, hatte seine erhitzte Fantasie die alltäglichsten Geringfügigkeiten zu den gräßlichsten, folterndsten Gebilden der Untreue, zu den marterndsten Furien der Falschheit und des Verrathes ausgemalt; und so ward Antonio, ohne daß der arme Angelo das Geringste vermuthete, sein geschworner tödtlicher Feind.

Oft hatte Antonio hierüber dem geängstigten, liebenden Mädchen die bittersten Vorwürfe gemacht, so daß der Armen die heißesten Thränen über die holden Wangen perlten, dennoch aber hatte sie aus inniger Liebe zu Antonio, weder zu ihrem Vater, noch gegen ihren Bruder ein Sterbenswörtchen hievon geäußert.

Mittlerweile war die geräuschvolle, bewegte Zeit des Carnevals herangerückt.

Wer von meinen geschätzten Lesern schon einmal Gelegenheit hatte, sich einen Begriff von dem unbeschreiblichen Tumulte und Wirrwarr eines italienischen C a r n e v a l s zu verschaffen, aus heutiger Zeit, wo doch tausendfache Sorgen und Lasten den Menschen quälen und einen großen Theil seines Frohsinns trüben, der wird wohl auch bei noch so schwacher Einbildungskraft sich eine kleine folgerechte Vorstellung machen können von einem Fasching aus jener schönen greisen Zeit, die wir mit dem gerechten Prädikate: das glückliche goldne Zeitalter bezeichnen; aus jenen biedern Tagen, wo die beiden, wie Weinfraß nagenden Pestübel „L u x u s und M o d e" genannt, mit ihren alles um sich her verzehrenden unheilbringenden Folgen, in den gesellschaftlichen Kreisen noch nicht so verheerend eingerissen waren, aus jenen seligen Zeiten, wo ein Kleid 3 Geschlechtern erst als Festputz, und noch 3 spätern als Arbeitskleid dienen mußten, bevor es weggelegt, und ein zweites angeschafft wurde; wofür aber zum Ersatze jene wackern Zeitgenossen das innerliche zarte Kleidchen „H e r z und G e m ü t h" rein von allen Flecken, schadlos von allen Rissen der jetzt modernen Zeitübel erhielten, und frei von schweren niederdrückenden Sorgen und Kümmernissen ihre 70—80 Jahre glücklich verleb-



WIENERMODEN.

Toilette von F. Bohlinger Kohlmkt №1150. 6.

Wiener Zeitschrift ... März [illegible]

ten, und wenn ja ein Mißgeschick drohend heranzog, dieses kräftig und muthvoll ertrugen und es überdauerten, nicht aber wie die, den Seifenblasen ähnlichen, Geschöpfe der Heutzeit, jeder geringsten Widerwärtigkeit erlagen.

Es war also, um zu unserer Geschichte zurückzukehren, um die sturmbewegte Zeit des Carnevals.

Damals in jener süßen Jahresepoche hatte man sich mit Herz und Seele sorglos und unbekümmert dem Frohsinn und der Freude in die Arme geworfen. Fast in jedem Hause hörte man Musik, Tanz und Jubel, in den Straßen wimmelte es von großen und kleinen Menschen aller Klassen, auf deren Gesichtern die heiterste Freude strahlte, und die mit ausgelassener Fröhlichkeit den umherschwärmenden possierlichsten, auffallendsten und sonderbarsten Masken aller Art, unter geräuschvollen schäkernden und neckenden Acclamationen nachliefen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Soldatenbilder. *)

Von Eduard Breier.

I.

Es war zur Zeit, als wir noch die grauen Röcke, die engen weißen Hosen und die hohen Stiefel trugen.

Ja, die engen weißen Hosen, wenn sie so stramm und straff an die schöngeformten Schenkel angegossen waren, traun, das Ding stand so übel nicht; nimmt man noch hinzu hübsch hohe, ausgeschnittene Glanzstiefel, einen knappen Rock, einen feinen Extrahut mit einem langen buschigen Wackler **) und dann ein blutjunges, hübsches Gesicht, alle Wetter! das war ein schöner Anblick, der manches Mädchenherz in Bewegung setzen konnte.

Ja, die engen weißen Hosen kleideten so übel nicht, aber nicht Jeder war dazu gewachsen, der Himmel hat auch X-Füße und Säbelbeine geschaffen und da mußte denn das liebe Kommißfleisch ***) herhalten, Brust, Schenkel und Waden wurden ausgestopft, und mancher Artillerist hat mehr Watte und Baumwolle an sich als sonst Etwas.

Wenn jene Adjustirung noch jetzt im Gebrauche wäre, so müßte bei der Erkenntniß, daß die Baumwolle explodirt, eine ganz neue Gattung von Kommißfleisch erfunden werden, sonst dürfte Mancher mit seinem Extra-Rock nicht das Laboratorium betreten, ohne nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, sich und die ganze Hütte in die Luft zu sprengen.

Ich erinnere mich eines Kameraden, es war ein herzensguter Junge, aber ein Spindelbein sonder Gleichen und ein Courmacher erster Klasse. So oft dieser seine Extra-Montur anzog, bedurfte er folgender Einlegstücke: Zwei Stück Kommißfleisch zur Vergrößerung der Waden, zwei Stück zum Ausfüllen innerhalb der Beine in der Gegend des Knies, eine eigene verfertigte Kommißfleischhose, von der Form wie die Schwimmhosen gemacht werden, und endlich zur Ausfüllung des Oberleibes einen ganzen Brustfleck.

Denkt man sich nun über diese Auswattirung die eng gespannten Hosen, den engen Rock u. s. w., und erwägt man, daß der so Herausgeputzte im heißesten Sommer, so oft es nur der Dienst erlaubte, seinem Mädchen zu Liebe meist Stunden weit gehen mußte, so kann man sich leicht vorstellen, wie viel dieser arme Mann geschwitzt haben mag.

Was mich anbelangt, so war ich von jeher ein Feind alles dessen, was meine Bequemlichkeit beeinträchtigte, daher auch ein Feind der weißen Hosen; ich weiß mich zu entsinnen, daß ich einen ganzen Sommer hindurch außer Dienst nicht aus der Kaserne ging, lediglich um das Anziehen der engen weißen Hosen zu vermeiden.

Zur Zeit der weißen Hosen geschah es also im Sommer sehr oft, daß wir uns unadjustirt, das heißt, in der bequemen Haustracht, in Ueberzugshosen, Rock und Mütze, aus der Kaserne stahlen um baden zu gehen.

Die Schildwachen an den Thoren hatten zwar den Befehl, Niemanden hinauspassiren zu lassen, der nicht vollkommen adjustirt war, allein da wir alle in sehr gutem Einvernehmen mit einander lebten, so ließ uns der Wachtposten meistens abfahren ****) und wir kamen dann zur Zeit des Zapfenstreiches, wenn es etwas dunkler war, wieder unangefochten herein.

Solcher Weise geschah es, daß oft zehn oder zwanzig „durchrutschten", ****) sich draußen am Strome zusammenfanden und in Gesellschaft badeten.

An einem Nachmittage war eine solche Parthie verabredet.

Bekannte und Freunde der verschiedenen Kompagnien gaben sich das Wort, sich draußen zu treffen, und der Befehl war kaum vorüber, so begannen die Badelustigen auch schon durch die verschiedenen Thore abzufahren.

Ihre Zahl war dießmal sehr groß; es machten sich beinahe vierzig Unadjustirte außerhalb der Kaserne befinden.

Ich weiß nicht wie es kam, daß ich gerade an diesem Nachmittage in der Kaserne blieb, ich, der doch gewöhnlich, um mich artilleristisch auszudrücken, kein Zwirnmacher *) war, und dergleichen Excursionen immer gern mitmachte.

Ich befand mich auf meinem Zimmer, als ich, plötzlich durch ein Geräusch aufmerksam geworden, mich hinaus auf den Gang begab.

Mehrere Kameraden rannten hin und her, stürzten mit Hast bald in die eine bald in die andere Stube und ich gerieth im ersten Augenblicke auf den Gedanken, daß es eine Visitirung der Feuerreserve gelte; allein ich täuschte mich.

Einer meiner Freunde kam auf mich zugerannt.

Das ist eine fatale Geschichte! rief er mir schon aus der Ferne zu.

Was ist denn vorgefallen? fragte ich erstaunt.

Wie, du weißt noch nichts?

Keine Silbe. —

Es ist in der Dienstkanzlei verrathen, daß sich so viele unadjustirte Kameraden außerhalb der Kaserne befinden. —

Ich sah den Hiobsboten mit großen Augen an; er fuhr fort: Man wird daher Abends zu jedem Kasernthore einen Unterofficier stellen, um jedem Unadjustirten beim Hereinpassiren aufzuhalten und zu arretiren.

Das ist freilich eine sehr fatale Geschichte! Was ist da zu thun?

Ich habe bereits in jeder Kompagnie Einige avisirt. —

Was soll das nützen?

Vielleicht ist es möglich für Mehrere die Montur hinaus zu schmuggeln.

Der Gedanke ist nicht schlecht, aber das Nothwendigste, glaube ich, wäre, die Bedrohten von der Gefahr in Kenntniß zu setzen. —

Auch das ist bereits geschehen; Einige, die eben ausgehen wollten, haben diesen Auftrag übernommen.

Während wir so sprachen, trat aus einer der nächsten Stuben eine Frau, rang jammernd die Hände und rief: Ach Gott, ach Gott! mein Mann, mein Mann! ischt das ein Unglück — ein Unglück!

Die Klagende war das Weib eines alten Kameraden. Dieser hatte sich vor mehreren Jahren in Mainz auf langem Kommando befunden, hatte dort die Schwäbin kennen gelernt, und sie, da er die Erlaubniß erhielt, geheirathet.

Weisch ich iementire? fragte sie, ischt mein Mann nicht drauße, beim Bade — mein Gott! wenn sie ihn erwischa, bekommt er Hausarrescht. —

Nun, das sollte Ihnen nicht unlieb sein, denn wenn er Kasernenarrest hat, so ist er gezwungen, bei Ihnen hübsch zu Hause zu bleiben. —

Ach, dasch wär wohl gut, aber er hat draußa ein Geschäftle, und durch den Hausarrescht müßte er es fahra lassa. —

Das ist freilich etwas Anderes! entgegnete ich. —

Mei Gott, was soll ich thua, rathe Sie, rathe Sie. —

Wissen Sie was, liebe Frau Anna, ich will Ihnen einen Rath geben. Packen Sie die Montur ihres Mannes in eine Butte, nehmen sie die Monturen noch einiger Kameraden dazu, und tragen sie selbe hinaus auf den Badeplatz. Ich werde Sie begleiten.

Die Schwäbin willigte in ihrer Herzensangst ein, in wenigen Minuten stacken fünf Hüte, fünf Säbel und fünf weiße Hosen in der Butte, das Soldatenweib passirte mit derselben unaufgehalten das Kasernthor.

Bald darauf folgte ich ihr nach.

(Fortsetzung folgt).

*) (Probe aus dem illust. komischen Volkskalender „Der Schalksnarr." Wien 1849, bei Stöckholzer von Hirschfeld.)

**) Federbusch.

***) Soldatenausdruck über Auswattirungsstücke.

****) Durchrutschen, heimlich fortgehen.

*) Zwirn machen, Angst haben.

Wiener-Signale.

Vorgestern kamen neue Siegesnachrichten aus Italien. Die sardinische Armee wurde bei Novarra in einer blutigen Schlacht gänzlich geschlagen. Karl Albert abdicirte zu Gunsten seines Sohnes, und die Piemonteser trafen schleunigst die nöthigen Maßregeln, um einen Waffenstillstand zu erbitten. —

Aus Ungarn fehlen sichere detaillirte Nachrichten. Man spricht viel von der Berufung eines legitimen ungarischen Landtages nach Preßburg. Wir können diesem Gerüchte keinen besonderen Glauben schenken.

Im Carltheater werden mehrere interessante Volksschauspiele und Spektakel vorbereitet. Auch das Schauspiel edlerer Art soll tüchtig vertreten werden. —

Herr Ministerialrath Czörnig gibt ein neues halboffizielles Organ für „Gewerbe, Handel und Kommunikationsmittel" heraus. — Die zweite Zeitschrift also in Wien, die rein gewerblichen- und Handelsinteressen gewidmet sein soll! — Das

Das Glacis soll an einige Privatunternehmer, welche eine Aktiengesellschaft bilden wollen, theilweise verkauft, und zu Bauplätzen für Häuser benützt werden. —

Die Restauration vor dem Karolinenthor und der Volks- und Paradiesgarten mit ihren Erfrischungslokalitäten sollen Genossen erhalten. Vor dem Franzensthore, ebenso vor dem Schottenthore sollen neue Restaurationen errichtet werden. —

Vier und zwanzig Bezirkshauptmannschaften werden die ersten politischen Staatsbehörden Niederösterreichs bilden. Die zweite politische Behörde besteht in zwei Kreisregierungen, und die dritte politische Behörde bildet die Stadthalterei.

„Liesli" das neue Drama Gutzkow's, welches die Auswanderungsmanier nach ihrer tragischen Bedeutung auffaßt, soll nächstens im Nationaltheater zur Aufführung kommen.

Nächst dem Nationalgardegesetz, was nächstens erscheint, kommt ein Gesetz über das Staatsbürgerrecht und ein Geschwornengesetz. —

Es sollen neue Mitglieder für die k. k. Akademie der Wissenschaften, für Fächer, welche bisher nicht vertreten waren, gewählt werden. –

Von Dr. Schmidl steht eine ausführliche Geografie des österreichischen Kaiserstaates in Aussicht. Es soll das vollständigste und genaueste Werk werden, welches wir bis jetzt in diesem Fache besitzen. —

Es kommen so oft in jüngster Zeit Unglücksfälle, durch Vitriol herbeigeführt, vor, daß wir nicht oft genug einen vorsichtigen Gebrauch flüssiger Substanzen, die man nicht genau kennt, anempfehlen können. —

Die Telegraphie wird in Oesterreich rasch auf den höchsten Standpunkt der Vollkommenheit gedeihen Mit außerordentlicher Thätigkeit wird an der Errichtung und Verbesserung der Telegrafen gearbeitet, und unser Telegrafennetz dürfte bald an Umfang und Zweckmäßigkeit dem französischen wenig nachstehen. —

Provinz-Signale.

Linz. So eben läuft folgende schauderhafte Nachricht aus Engelhartszell ein.

Das neue bairische Dampfschiff „Donauwörth" aus der Maschinenwerkstätte von Maff, trat am 26. März seine Bergfahrt von Linz nach Regensburg an. Als dasselbe die Station Engelhartszell verließ, sprang der Kessel, es erfolgte eine furchtbare Explosion und das Schiff sammt Passagieren und Ladung schwamm in tausend Trümmern auf der Donau. Sechs bis sieben Personen sind todt, viele verwundet, einen Schiffsjungen schleuderte der entfesselte Dampf auf eine 2 Stock hohe Terasse ans Land, die Verwüstung des Bootes soll grauenhaft sein. Ob eine unverzeihliche Nachlässigkeit von Seite des Maschinisten oder Kapitäns daran Schuld ist, oder ob der Fehler in der schlechten Construktion des Kessels lag, ist bis jetzt noch nicht constatirt. Ueberhaupt fehlen noch die weiteren Details über diese traurige Begebenheit.

Von der Drave, 18. März. Wiener Blätter brachten uns die Nachricht, daß die Festung Peterwardein von den kaiserlichen Truppen erstürmt worden sei. Wir, die mit dem Belagerungskorps in der innigsten Verbindung stehen, müssen über diese Nachricht lächeln, und haben einen neuen Beitrag, wie viel Unwahres durch die Presse veröffentlicht werden mag, was man wegen der Ferne als heilige Wahrheit hinzunehmen pflegt. Peterwardein kann nicht ein Mal erstürmt werden, es sei denn, man wollte 20 oder 30,000 Mann hinschlachten lassen. Wer Militär ist und die Festung kennt, wird uns beipflichten. Wenn sich die Festung ergiebt, so kann sie nur durch Hunger bezwungen werden. Leider trüben sich unsere Hoffnungen, die uns durch die Parlamentäre anfangs gemacht wurden, über die baldige Uebergabe immer mehr, und die eben von dort geflüchteten Offiziere eröffnen uns keine erfreuliche Aussicht, da namentlich die gemeine Mannschaft von Don Miguel und die Honvéds terroristisch auftreten. Die Operationstruppen an der Festung sind gering, und werden heute oder morgen durch die Brigade Polffy verstärkt werden. Selbst dann kann man sie nicht ansehenlich nennen. Major Wallon, vom Generalstab, gegen Peterwardein bestimmt, ist heute von Mailand angekommen. Derselbe brachte die Nachricht, daß FML. Haynau Venedig mit aller Energie anzugreifen beabsichtige, und daß das Korps dazu vortrefflich gerüstet sei.

Meyerbeer und sein „Profet."

Mayerbeer's neueste Oper: „der Profet," welche schon vor Jahren wiederholt angekündigt war, soll endlich doch in Paris zur Aufführung kommen, und zwar wäre dies einer geistreichen List zu verdanken, welche der „Siecle" in seinem Feuilleton mittheilt. Nestor Roqueplan, einer der Direktoren der Pariser Oper, kam eines Tages gerade von einer Probe der obgenannten Oper; er dachte darüber nach, wie es möglich wäre, die bekanntlich ängstliche Zauderhaftigkeit Mayerbeers zu besiegen, und trällerte dabei unwillkürlich eine Arie aus dieser Oper. Plötzlich fühlt er sich heftig am Arme ergriffen, er dreht sich um und Mayerbeer steht blaß und bestürzt vor ihm und ruft mit bebender Stimme fast außer sich, ihm zu: „Großer Gott, was thun Sie?" — „Ich? nichts . . . ich dachte eben nach . . ." — „Sie täuschen mein Gehör nicht, ich hörte Sie ja singen." — „Singen? Sie sind sehr gütig. Ich trällerte nur ganz einfach eine Arie aus Ihrer Oper." — „Wollen Sie mich also tödten?" — „Zum Teufel! das ist freilich für meine Stimme durchaus nicht schmeichelhaft!" — „Im Gegentheil, Sie singen diese Arie mit einer Reinheit, die mich zur Verzweiflung bringt. Denken Sie denn gar nicht an die traurigen Folgen einer solchen Unbesonnenheit, hier öffentlich am Boulevard, in Mitten einer solchen Menschenmenge, die Sie hört, diese Arie zu singen? Kann sich ein Anderer dieselbe nicht eben so gut merken wie Sie? Muß dies nicht vor der Zeit meiner Musik allen Reiz benehmen?" — „Das ist wahr, Sie haben vollkommen recht. Ich habe unverzeihlich unklug gehandelt, aber es soll mir nicht mehr geschehen, ich verspreche es Ihnen, denn ich bin ja bei der Sache eben so betheiligt wie Sie." — „Gut, nur nehmen Sie sich ferner in Acht, ich beschwöre Sie darum." — „Ich will ganz stumm sein."

Meyerbeer, durch dies Versprechen besänftigt, entfernte sich.

„Bei Gott!" sprach Roqueplan hierauf für sich, „das war eine glückliche Begegnung, und siehe da; das Mittel, das ich suchte, ist gefunden."

Tags darauf folgten Meyerbeer, als er aus der Probe ging, mehre Choristen, die mit ziemlich lauter Stimme die zwei Hauptarien des „Profeten" sangen. Der Kompositeur stürzte verzweifelnd auf sie zu, beschwor sie, das nicht zu thun und eilte dann, seine Klagen bei der Direktion vorzubringen. Aber ungeachtet seiner Beschwerden und Bitten mußte er dieselbe Scene alle Tage sich wiederholen sehen. Die Sänger und Choristen, als ob es ihnen zur Aufgabe gemacht worden wäre, sangen täglich so oft sie die Probe verließen, auf der Straße die vorzüglichsten Arien der Oper.

„Es ist traurig!" antwortete Roqueplan auf alle Klagen des Kompositeurs. „Es ist untröstlich für Sie, ich sehe es ein; aber was läßt sich dagegen thun? Ich kann es den Leuten zwar untersagen, beim Herausgehen aus dem Theater zu singen, aber wer kann sie überwachen, wenn sie sich einmal entfernt haben? wer kann es dann hindern, daß sie Arien aus dieser Oper singen, die sie schon so lange eingeübt haben. Ich sehe es wohl so gut ein wie Sie, daß von diesem Umstande alles für den Erfolg der Oper abhängt; mein Glück kann eben so gut darunter leiden als Ihr Ruhm. Es ist erklärlich, daß, wenn die schönsten Arien dieser Oper so oft und öffentlich gesungen werden, bei der ersten Vorstellung sich Leute finden dürften, die sich sagen müßten: Aber diese Arie kenne ich ja schon, sie ist nicht neu! Woher hat denn Meyerbeer dieselbe entlehnt? Das ist sicher eine Reminiscenz." — „Das heißt, ich wäre dann entehrt!" — „Wer kann selbst dafür stehen, daß nicht ein oder der andere musikalische Schmuggler eine der Arien als gute Prise sich selbst zueignet!" — „Gott, Sie erschrecken mich! Es müssen Mittel geschafft werden, solche unglückselige Folgen zu verhüten." — „Es gibt nur eins, und das ist, die Vorstellung sobald als möglich zu geben." — „Das ist aber nicht minder von Nachtheil für mich." — „Ganz nach Ihrem Gutdünken. Werden Sie aber dadurch mehr gewinnen, wenn Sie eines Morgens eine Arie Ihrer noch nicht veröffentlichten Oper von Wirthshausmusikanten spielen hören müßten?" — „O Schonung! Erbarmen! Das gäbe mir den Todesstoß!"

Dies hatte Meyerbeer plötzlich entschieden. Sein ängstliches Zaudern überwindend, dringt er jetzt mit Ungeduld auf die Beschleunigung der Proben und damit sein Eifer nicht wieder erkalte, suchen ihn die Choristen noch immer von Zeit zu Zeit durch das Singen von Arien aus dieser Oper warm zu halten. Trotz der jetzt ungünstigen Saison dürften die Pariser noch vor Ablauf des Frühlings den „Profeten" zur Aufführung kommen sehen.

Modebild Nr. 6.

(Toilette von F. Behlinger am Kohlmarkt Nr. 1030.)

Sinnstörende Druckfehler.

In Nummer 60 der Wiener Zeitschrift, bei Besprechung von O. Prechtlers Gedichten soll es heißen Seite 248 links 8. Zeile v. u. „politische Richtung" nicht: „Ruhe." — In den „Märzveilchen" auf selber Seite rechts beginnt das Gedicht „an Eine" mit den Worten: „Wenn dem Seneca-Indianer" nicht „der." — In der gestrigen Nummer, in den „Wiener Signalen" Zeile 28 von unten muß es heißen: „Concessionen" statt: „Cautionen."

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Freitag den 30. März 1849. | № 63. | Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Der Teufel in der Kirche zu Udine.

Italienische Volkssage von D. Th. Weiß.

(Schluß).

Um dieselbe Zeit war Angelo mit der ersten bedeutendern Arbeit in seiner schönen Kunst emsig beschäftiget; mit unermüdetem Eifer und seltenem Kunstfleiße arbeitete er an einem großen Kirchenbilde „il Rodentore“, für seine geliebte Vaterstadt, welches am nächsten Ostersonntage in der hiesigen „chiesa della Madonna“ feierlich eingeweiht und aufgestellt werden sollte. Zu diesem Behufe arbeitete er während dieser rummelvollen tumultuosen Zeit, wo er durch verschiedene Unterhaltungsvorbereitungen aus dem Hause seines Pflegevaters vertrieben wurde, seit einigen Tagen in der Sacristei dieser Kirche, wo er durch die daselbst herrschende feierliche Stille und Heiligkeit begeistert, sich ungestört seiner Phantasie hingeben konnte.

Es war am 17. Febr. des Jahres 1609 am Samstage vor dem letzten Faschings-Sonntage, auf welchen die Vermählung der liebenswürdigen Marietta mit dem aufbrausenden und leidenschaftlichen Antonio bestimmt war. —

Seit einigen Tagen ging das fromme sanftmüthige Mädchen trüben, düstern Gemüthes; ernsten, nachdenkenden Blickes einher; öfters wenn sie allein war, waren ängstliche, furchtsame Gefühle in ihrem Innern aufgestiegen; da gedachte sie des raschen, jähen Charakters ihres Antonio, den sie so innig liebte, und sie erbebte zuweilen, von einer geheimen unerklärlichen Bangigkeit befallen, für ihre und ihres theuren Geliebten Zukunft, worauf sie dann, nachdem ein schwerer Seufzer ihrer schönen jungfräulichen Brust sich entwand, mit thränenden Augen ein stilles inbrünstiges Gebet zum gütigen Himmel sandte.

An diesem Vormittage hatte die holde, gottesfürchtige Marietta mit andächtiger Weise alle bekannten Hilfsbedürftigen und Armen ihres Stadtviertels zu sich auf ihr Stübchen gerufen, jedem derselben mit sanfter Herzigkeit eine kleine bescheidene Gabe verabreicht, und ihnen ans Herz gelegt für ihr und für das Wohl ihres lieben Bräutigams, mit dem sie morgen vor dem heiligen Altare vermählt werden solle, ein frommes herzliches Gebet zum Himmel senden zu wollen.

Unter dieser christlichen Beschäftigung war es indeß 9 Uhr geworden, und in feierlichen Klängen ertönten die dumpfen Laute der riesigen Glocken aus dem hohen Thurme der heiligen chiesa della Madonna vom gegenüberliegenden Hügel herüber. Es ward zur 4. heiligen Vormittagsmesse geläutet, wozu gewöhnlich nur Wenige, die entweder durch Alter oder Kränklichkeit am frühen Aufstehen gehindert, die frühern Messen versäumten, oder auch solche sich einfanden, die in ungestörter Andacht sich ganz den heiligen Ergießungen ihres Gemüthes widmen wollten. Marietta hatte aus beiden Ursachen zugleich diese Stunde gewählt. Von den feierlichen Glockentönen also gemahnt, griff das fromme Kind hastig nach einem warmen Ueberttuche, und nachdem sie der alten Giovanna, der treuen langjährigen Haushälterinn einige Worte gesagt hatte, huschte sie flüchtig aus dem Gemache und verschwand. —

Kaum eine Viertelstunde nachdem Marietta weggegangen war, kam Antonio. Spähend blickte er im Zimmer umher, und war überrascht, daß er, außergewöhnlich so frühe, Marietta nicht zu Hause fand. Die gutmüthige Giovanna, mit Antonio's Raschheit und Eifersucht wohl bekannt, kam diesem, in zwar etwas erschrockenem unsicherm Tone, zuvor und sagte:

„Sie suchen das liebe Kind, Ihre Marietta? sie muß sogleich hier sein, sie ist,“ fügte sie stotternd hinzu, denn der frommen Alten wollte die Unwahrheit nicht recht über die Lippen, „nur einen kleinen Einkauf zu besorgen ausgegangen.“

Mag nun sein, daß sein natürliches Mißtrauen, oder auch die Erschrockenheit der alten Dienerinn den Verdacht im Herzen des argwöhnischen Antonio noch reger machte; er sah unruhigen, bittern Blickes der erschrockenen Giovanna, welche ein Unheil ahnte und zitterte, stier in's Gesicht und sagte in festem, seine Aufregung mühevoll bekämpfenden Tone zu ihr:

„Etwas einzukaufen ist sie also abwesend? wirklich?“

„Proprio, Signor Antonio!“ (wirklich Herr Anton!) entgegnete im Dialecte, zitternden Tones die Alte, „wo sollte sie sonst sein?“

„Wo?“ wiederholte mit höhnischlächelndem Accente und schlecht verhehltem verbissenem Aerger, „sie könnte ja eben sowohl als einzukaufen, auch in die Kirche gegangen sein!“

„Nun, wenn Ihr's also wißt,“ erwiederte Giovanna, die seinen Aerger dießmal nicht bemerkte, „müßt Ihr sie doch wahrscheinlich gesehen haben, und warum fraget Ihr mich erst? ich wollte es, fügte sie, ohne von diesen Worten etwas Arges zu ahnen, hinzu, vorhin läugnen, weil das liebe Kind, um ungestört zu sein, mir's zu sagen verboten.“

Nach diesen Worten ging Giovanna wieder an ihre Arbeit in die Küche; währenddem Antonio, gleichsam als ob die Wuth ihn erstickte, schwieg; jedoch war er kaum einige Minuten allein, da brach seine wilde Leidenschaft mit doppelter Kraft aus:

„Ja wohl,“ sagte er zähneknirschend zu sich selbst, „sie wollte ungestört sein! O! die Elende!“ rief er zornsprühend, und stürzte, ohne daß die alte Giovanna es gewahrte, aus dem Hause.

Wie rasend eilte er in den ersten Augenblicken durch die Straßen ohne seiner selbst bewußt zu sein, als er plötzlich sinnend vor einer Tröbelerbude stehen blieb.

„Ja,“ rief er ergrimmt, indem er die Hand in seiner Rocktasche krampfhaft ballte; „ja, Gewißheit will ich, mit eigenen Augen will ich sehen, aber ohne gesehen zu werden; will nicht das Ballspiel eines buhlerischen Weibes werden, das ihre Schmach unter dem Mantel der Freundschaft und Verwandtschaft zu verdecken glaubt!“ und im selben Augenblicke war er bei jener Tröblerbude verschwunden.

In der chiesa della Madonna war unterdeß die Messe bereits beendet; von den wenigen Andächtigen, die sich hier eingefunden, waren die Meisten schon wieder heimgekehrt; feierliche Stille herrschte in den ernsten heiligen Räumen der Kirche, welche nur dann und wann vom Rauschen des geistlichen Ornates, des am Hochaltare im weihevollen Gottesdienste

begriffenen frommen Priesters, und von den leisen Tritten des in der Sacristei ordnenden Küsters unterbrochen wurde. Da ließ sich mit einem Male ein leises, kaum hörbares Knarren an der nach der Straßenhalle führenden Sacristei-Thüre vernehmen; mit einer fast unmerklichen Bewegung ging diese auf, und mit behutsamen, geräuschlosen Schritten, auf den Zehenspitzen eintretend, ließ sich eine gar sonderbare, grauenvolle Gestalt erblicken. —

Von der Fußsohle bis zum Scheitel in rabenschwarzes, haariges Gewand gehüllt, mit einem schaudererregenden, verzerrten, schwärzlich-grauen Gesichte, welches eine lange gleich einem Enterhacken gekrümmte Nase, und zwei kleine wie Feuerfunken glitzernde Aeuglein noch furchtbarer machten, eine schwarze festanliegende schuppenförmige Ritterkappe auf dem Kopfe auf dessen Seite nach außen und unten ein halbkreisförmiges Horn heraustragte, dieß war ungefähr das Aussehen jenes geheimnißvoll eingetretenen Wesens, das vollkommen dem pferdefüßigen Höllenfürsten, dem leibhaftigen Gottseibeiuns, wie ein Ei dem andern ähnlich sah. —

Mit vorsichtigen aber festen und stieren Blicken hatte diese Teufelsgestalt in der Sacristei sich bedächtig und sorgfältig umgesehen, schien aber überrascht, dessen was sie suchte, nicht ansichtig zu werden.

Ohne vom Küster, der gerade in einem Seiten-Requisiten-Kämmerchen sich befand, bemerkt zu werden, schlich die Gestalt durch die Sacristei, in das Innere der Kirche, schritt vor dem Hochaltare vorbei, stieg, aber alles mit der größten Vorsicht, über die Treppen des Allerheiligen hinab, wo sie mit durchdringenden, argwöhnischen Blicken sich nach allen Seiten umsah. Sie war jedoch schon unweit der großen Hauptthüre, und hatte noch immer nichts von dem was sie zu suchen schien, gefunden. Hierüber entrüstet ballte sie mit erstickter Wuth die Faust und mit fest über einander geklemmten Zähnen sagte sie mit dumpfer Stimme zu sich selbst:

„Ich kam zu spät und habe sie versäumt!“ und mit diesen Worten wollte die Gestalt, in welcher ohne Zweifel jeder der geschätzten Leser unseren Antonio erkannt hat, zur Thüre hinauseilen, als ein leises trauliches Flüstern an sein Ohr drang: von neuem stieg ihm das Blut in den Kopf; vorsichtig, gleichsam mit dem Ohre suchend, ging er dem Tone nach, bis er vor einer 2 Stufen hohen kleinen Seitenkapelle „Santa Maria“ genannt, stehen blieb, und in derselben — wer schildert die rasende Wuth, wer malt die zügellose, wahnsinnige Leidenschaft, die in diesem Momente ihn befiel — seine Marietta in den Armen eines Mannes erblickte, in welchem seine verlibte, verrätherische Einbildungskraft, den ihm verhaßten Angelo erkannte.

Schneller als der Blitz hatte er im Wahnsinne nach dem unter seinem Kleide verborgenen scharfgeschliffenen Messer gegriffen, und gleich einem blutdürstigen, heißhungerigen Panther war er in die Kapelle gestürzt, und in einem „Nu“ stack die blanke lange Klinge bis zum Schafte in der Brust jenes Mannes, dessen unglückliches Haupt schon nach einigen Augenblicken regungslos zu Boden fiel. Mit gleicher Hast riß er das bluttriefende Messer aus der klaffenden Brustwunde, indem er die bejammernswerthe Marietta durchbohren wollte, als er das schneeige greise Antlitz seines unglücklichen Opfers erst recht anblickte und in demselben den ehrwürdigen alten Priester erkannte, welcher der durch heißes inbrünstiges Flehen erschöpften und ohnmächtig umgesunkenen Marietta zu Hilfe geeilt war, und nun von der Hand ihres Bräutigams getödtet wurde.

Beim schrecklichen Anblick dieses fürchterlichen Blutstromes und durch Erinnerung an seine gräßliche Täuschung, war der Rausch seiner unglückseligen Leidenschaft verflogen und sein Bewußtsein wieder erwacht; verzweiflungsvoll schlug er die Hände über seinen Kopf zusammen, und stand einige Augenblicke betäubt da; jedoch plötzlich besann er sich, daß er von keiner sterblichen Seele gesehen wurde, er that also entschlossen einen raschen Sprung über die beiden Treppen und wollte entfliehen; er hatte aber kaum noch einige Schritte vorwärts gethan, als unter einem schrecklich krachenden Blitzstrahl, der die ganze Kirche wie in ein Lichtmeer versetzte, eine scheußliche, zähnfletschende Dämonsgestalt ihm den Ausgang verwehrte und unter einem höllischen Gelächter mit donnernder Stimme ihm die Worte zurief:

„Ha, ha, ha! feiger Mörder, fliehen willst Du? glaubst Du meinen Klauen zu entgehen? Alberner Knabe! in Deinem thörichten Aberwitze hast Du meine Hülle geborgt, Dich in die Maske eines Teufels gesteckt, nun sollst Du sie aber auch ewiglich tragen müssen, damit dein Aeußeres auch deinem Innern gleiche! Der Eifersüchtige ist nicht viel weniger als ein Teufel, und Deine Brüder, die Menschen werden von dir lernen, daß derjenige, den ich, der Teufel, bei einem Haar erfasse, auch bald mit Haut und Haaren ganz der Meinige ist, und daß, wer den Furien der Leidenschaft, unter denen die Eifersucht die allerschrecklichste und verderblichste ist, nur mit einem einzigen Schritte zu nahe kommt, gar bald mit drückenden, eisernen Ketten umklammert, für immer unrettbar verloren ist! Bleibe also für immer, wozu Du selber Dich gemacht!“

Von dieser fürchterlichen Donnerstimme geweckt, hatte die unglückliche Marietta sich wieder erholt. Mit Entsetzen gewahrte sie neben sich den in seinem Blute schwimmenden entseelten Körper des würdigen Seelenhirten. Vor Schrecken außer sich eilte sie aus der Kapelle, aber wie vom Schlage gerührt blieb sie plötzlich stehen, und that einen erschütternden Schrei, daß die heiligen Räume darob erdröhnten, als sie nehmlich ein nächst der Mauer regungslos stehendes, wie aus Erz hingegossenes Wesen in der Maske eines Dämons, mit dem bluttriefenden Messer in der einen, und einer scheußlichen Larve in der andern Hand erblickte, und in demselben ihren vielgeliebten Antonio erkannte.

Marietta und der durch diesen Lärm herbeigeeilte Küster waren dem unglücklichen Antonio nahe getreten, und wollten, jene unter lautem Weinen, dieser mit Zittern und Schrecken, die Erklärung dieses Vorfalls von ihm erfahren; dieser jedoch stand leb- und regungslos wie eine Marmorstatue da, Ohren und Augen standen ihm weit offen, diese glotzten ohne auch nur zu zucken, starr auf einen Punkt hin; dennoch aber sah und hörte er nichts von allem dem was um ihn her vorging. Die schrecklichste Strafe des Himmels hatte ihn getroffen; der Fluch jenes fürchterlichen Dämons war in Erfüllung gegangen, das Blut war aus seinen Adern gewichen, das Fleisch seines jugendlichen Körpers ward zu einer eigenthümlichen Metall- oder Steinmasse erhärtet, der Bann des Teufels war auf ihn gefallen, er wurde im wahrsten Wortsinne versteinert. —

Bis auf den heutigen Tage stehet noch diese durch Gottes heiliges Wort in ewige furchtbare Strafe gebannte Teufelsgestalt in der besagten Kirche „la Madonna della Grazia;“ und jedesmal, wenn ein getreues Brautpaar in dieser Kirche den heiligen Gottessegen der Trauung erhält, soll man immer Thränen fließen sehen aus den steinigten Augenhöhlen dieses unglücklichen Bräutigams.

Hier, ohne mehr der unglücklichen Marietta und ihres späteren Schicksales zu erwähnen, schließt die erwähnte Kirchenchronik, aus welcher wir unsern geschätzten Lesern und Leserinnen diese kleine warnende Allegorie über die schrecklichen Folgen der Eifersucht, hier mitzutheilen uns bemüht haben.

Feuilleton.

Soldatenbilder.

Von Eduard Breier.

(Fortsetzung).

Als wir am Strome auf dem Badeplatze anlangten, herrschte dort die größte Verwirrung.

Die Hiobspost war schon hinausgelangt, man berathschlagte eben, was zu thun sei, um nur diesmal ohne Strafe durchzukommen.

Diese wäre auch in der That hübsch strenge ausgefallen, das Vergehen war ein zweifaches, denn erstens hatten sie sich unadjustirt aus der Kaserne begeben, und zweitens ohne Aufsicht gebadet, außerdem wären auch noch die Schildwachen zur Verantwortung gezogen worden, und der Schuldigen hätte eine noch schwerere Strafe gewartet. Dieser letztere Umstand beunruhigte uns auch am meisten, denn wie erwähnt, herrschte unter uns eine Kameradschaftsliebe, wie sie bei andern Regimentern selten anzutreffen war.

Als der alte Fritze seine Anna mit der Butte kommen sah, jubelte er auf und rief: Hollah! meine Alte ist da, die bringt gewiß meine Montur. —

Viele der Anderen sahen ihn mit neidischen Blicken an.

Ich avisirte die vier Anderen, deren Montur ebenfalls in der Butte stak, und diese fielen nun mit Entzücken über dieselbe her.

Warum hast du nicht auch meine Montur mitgebracht? jammerte Einer.

Und meine! rief ein Anderer.

Und die meine! ein Dritter.

Ihr seht ja, daß die Butte nicht mehr fassen konnte.

Die Anderen standen betrübt da.

Was ist nun anzufangen? begann der Eine.

Wenn nur Einer von Allen erwischt wird, so muß er die Uebrigen verrathen.

Das ist gewiß!

Wie sollen wir aber in die Kaserne kommen?

Ich mache kurzen Prozeß, rief ein junger Kadet, ich nehme mir einen geschlossenen Fiaker, und fahre so in die Kaserne.

Das kann auch ich thun.

Auch ich — auch ich! riefen zehn Andere.

Halt, Kameraden! das geht nicht; ohne aufzufallen können höchsten drei oder vier Fiaker in die Kaserne fahren; nehmen wir nun an, daß sich in jedem Fiaker zwei verbergen können, denn drinn sitzen bleiben dürft Ihr auf keinen Fall, so wäre die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß acht von Euch unbemerkt hinein kommen.

Also gut, es bleibt dabei.

Vier Paare gesellten sich augenblicklich zusammen, es wurde beschlossen, daß jedes Paar einen Fiaker miethen und beim Passiren des Kasernthors sich im Wagen derart zusammenkauern solle, daß sie von unten nicht bemerkt werden könnten. Um ja jeden Verdacht zu entfernen, sollten die Fenster der Kutsche herabgelassen bleiben, der Fiaker sehr langsam fahren, unter dem Thore anhalten und den aufgestellten Unteroffizier um die Wohnung irgend eines bekannten Offiziers fragen. Jeder Fiaker passirt ein anderes Thor, und der Nachfolgende immer eine Viertelstunde später als der Vorhergehende.

Was ist nun mit den Andern zu thun? fragte der Kadet. Hat Jemand von Euch außer der Kaserne Bekannte?

Ich — ich! — ich riefen Viele zugleich.

Könnt ihr Euch dort Civilkleider verschaffen?

Freilich!

Ich habe meinen Bruder —

Bei meinen Eltern liegen noch meine Urlaubskleider —

Ich habe einen Freund u. s. w.

Also gut; diejenigen, welche außen Civil-Kleider haben, passiren als Civilisten die Kaserne. Vertheilt euch, damit nicht Mehrere zu gleicher Zeit bei einem und demselben Thore hineingehen. Einige nehmen Augengläser, andere falsche Bärte, kurz, jeder sucht sich, ohne aufzufallen, unkenntlich zu machen.

Halt, Kameraden! jetzt kommt mir ein guter Gedanke.

Laß hören.

Ich kenne einen Hausherrn, dessen Garten an die Zwingermauer unserer Kaserne stößt, ich gehe zu ihm, erzähle ihm den ganzen Vorfall, und er wird mir erlauben, aus seinem Garten in den Kasernzwinger zu übersetzen.

Gut, du kannst noch Mehrere mitnehmen.

Meinethalben!

Augenblicklich war auch ein Häuflein beisammen, welches sich auf diesem Wege in die Kaserne zu retten gedachte.

Nun blieben noch Einige übrig.

Die Noth macht erfinderisch!

Ich, rief Einer, gehe zum Bäckermeister, welcher unserem Kompagnieweibe das Brot liefert, und er muß mir die Garderobe seines Lehrjungen geben, damit ich als Bäckerjunge mit mehlbestaubtem Angesicht in die Kaserne komme.

Bravo! riefen wir lachend aus, das ist ein köstlicher Einfall.

Wie meine Leser sehen, hatte sich die Angst verloren und die Sache bekam einen komischen Anstrich.

Und ich, rief ein Anderer, thue das Gleiche beim Wurstmacher, welcher ihr die Würste liefert.

Auch gut.

In diesem Augenblicke wurden wir durch einen heftigen Streit in unserer Berathung gestört.

Dieser wurde von dem alten Fritze und seiner Anna geführet.

Der Ehemann hatte sich nämlich auf die Erde niedergelassen, um die enge Hose anzuziehen. Als er damit zu Stande gekommen war, sagte er: Liebe Anna, jetzt gib mir meine Stiefel her.

Wasch für Stiefel? fragte die Schwäbin.

Diejenigen, die du mir mitgebracht hast.

Ich hab' keine Stiefel gebracht, du hast ja Stiefel angehabt.

Fritze sah sie mit einem fürchterlichen Blicke an.

Der Unglückliche, um ganz bequem zu sein, hatte in der Kaserne unter des Ueberzugspantalons ein Paar ganz niedere Schnürschuhe angezogen.

Anna, du hast mir wirklich keine hohen Stiefel mitgebracht? rief er, vom Boden aufspringend.

Ne, liebes Fritze.

Wirklich nicht —

Ich hab' geglaubt, du hättest die hohe Stiefle an.

Du bist eine dumme Gans.

Und du bischt e Esel.

Du unterstehst dich —

Fritze! ich sag's dir, rühr' mi nit an.

Fritze, die engen Hosen auf dem Leibe, bloßfüßig, hielt in jeder Hand einen Schnürschuh, um mit demselben seine Gattin zu attakiren.

Wir mußten ihn zurückhalten.

Laßt mich, daß ich sie morde! rief der Jähzornige, jetzt nützt mir die ganze Montur nichts, ich kann doch nicht zu den engen Hosen die Schnürschuhe anziehen, da sähe ich ja aus wie ein Fuhrweser in der Stallmontur.

Ein allgemeines Gelächter unterbrach den alten Fritze.

Wir gaben uns Mühe, ihn zu besänftigen, aber er rief: Anna, ich sag' dir's: wenn ich Hausarrest bekomme, so bring ich dich um.

O weh, i arme Frau, warum hab' ich ein Soldaten gheirathet; ischt das e Unglück, ischt das a Unglück!

Wir suchten auch sie zu beruhigen, aber Fritze rief: Laßt sie in Ruh' und sagt mir lieber, wie ich in die Kaserne komme.

Dein Weib soll dich zur Strafe in der Butte hineintragen! rief eine Stimme.

Allgemeines Gelächter.

Kameraden, sagte ich, der Gedanke ist nicht zu verwerfen. Fritze ist klein und schmächtig, er hat in der Butte Platz genug, dagegen kann ein Anderer, der mit ihm von gleicher Statur ist und gerade hohe Stiefel hat, die für Fritze mitgebrachte Montur anziehen, auf diese Weise ist dann wieder Zweien geholfen.

Aber, rief Frau Anna mit kläglicher Stimme, i kann doch mein Mann nit so weit traga.

Das ist nicht nothwendig, entgegnete ich; Ihr Mann geht mit Ihnen in die Vorstadt und steigt erst unweit der Kaserne in die Butte, Sie decken ihn mit einem Tuche zu, und expediren ihn in den Hafen.

Dabei bleibt es! riefen die Andern, und Einer setzte hinzu: Nun schnell, Fritze, steig' zur Probe in die Butte, wir wollen sehen, wie sich das Ding machen wird.

Da sich der Alte ein wenig weigerte, so wurde er von Mehreren unter schallendem Gelächter gefaßt, in die Butte geboben und siehe da! als er sich ein wenig zusammen kauerte, stand nur der halbe Kopf hervor, der mit einem Tuche leicht überdeckt werden konnte.

Der Jubel über den alten Fritze ward so allgemein, daß selbst er mitlachen mußte, und am Ende ausrief: Na, in Himmels Namen! ich lasse mir alles gefallen, wenn ich nur in die Kaserne komme.

Da nun nur noch Einige der Unadjustirten zu expediren übrig waren, so wurden sie jenem Häuflein zugetheilt, welches sein Glück aus dem Nachbargarten über die Zwingermauer versuchen sollte, und somit war der Plan zur Einwanderung vollkommen entworfen.

Nun Kameraden, begann ich, laßt uns den Rückweg antreten; vertheilt euch jedoch nach verschiedenen Richtungen; seid vorsichtig, damit ihr jetzt nicht gesehen und vor Allem, daß ihr Abends nicht ertappt werdet.

Ins Himmels Namen! rief der kleine Kadet in pathetischem Tone, und deklamirte:

Die Trommeln hallen dumpf zusammen,
Es wirbelt schon der Zapfenstreich,
Drum sachte durch der Posten Flammen
Auf leisen Socken sputet euch!
O öffne dich, Kasernenklause
Die Unadjustirten geh'n nach Hause!

Allgemeines Gelächter.

Man trennt sich.

(Schluß folgt.)

Konzerte.

Am 27. März d. J. gab der Pianist Vincenz Adler um die Mittagsstunde ein Konzert im Bösendorfer'schen Salon. Er spielte eine Caprice über Motive der Oper Martha, ein Stück für die linke Hand allein; und eine Caprice über die Gi-

fana; alle drei Nummern von eigener Composition, dann das Finale aus Hummels Fis-Moll-Sonate.

Als ich diesen angehenden Virtuosen vor ein Paar Jahren zum ersten Male im Schweighofer'schen Salon hörte, überraschte mich die ungewöhnliche Bravour und das Feuer seines Spiels, so wie sein Anschlag und seine Vortragsweise schon damals eine gute Schule und vorzügliche Anlage verrieth; doch störte noch die Undeutlichkeit des Spiels in manchen schwierigen Formen. Seither hat der junge Künstler große Fortschritte gemacht, er überwindet mit Leichtigkeit die größten Schwierigkeiten, sein Anschlag ist vorzüglich, namentlich wurden die höheren Töne des vortrefflichen Instruments, das er spielte, unter seinen Händen zu einem wahren Glockenspiele, er weiß zarte Stellen mit Geschmack ohne sentimentale Uebertreibung zum Herzen zu bringen, und wo es Kraft und Feuer gilt, ist er in seinem Elemente. Sowohl in der Martha- als in der Gitana-Caprice, wußte er den beliebten Motiven durch pikante Umbildungen in den verschiedensten Formen mehrere überraschende Wirkungen abzugewinnen. Sein angenehmes edles Aeußere trägt das Seinige bei, den Eindruck seines Spiels zu erhöhen. Auch spendete ihm die sehr gewählte Zuhörerschaft warmen, lebhaften Beifall. Leider hatte das schlechte Wetter den Zuspruch verkümmert. Unter den Neben-Nummern ragte ein von Heindl mit gewöhnlicher Meisterschaft vorgetragenes Flöten-Solo hervor. Frl. Mathilde Hellwig sang zwei Lieder, darunter das herrliche „Trokene Blumen," von Schubert, und erhielt Beifall.

H—l.

Wien.

K. K. priv. Carl-Theater.

Vorgestern zum „ersten Male:" „Die Waldmänner" Posse mit Gesang in zwei Aufzügen, nach Emanuel Schikaneder's Oper, frei bearbeitet von Friedrich Hopp. —

Wir sind genügsam geworden. Wir können auch wieder Hopp'sche Kapitalspäße ansehen, und selbst dabei lachen. — In diesem Stücke, in welchem glücklicherweise keine einzige Zeitanspielung sich befindet, als ein kleiner Ausfall auf die Ligourianer, ist den Schauspielern ein außerordentlich reiches Feld zur Improvisur ihrer Laune gegeben. Wie diese Gelegenheit Herr Carl insbesondere, und die Herren Scholz und Nestroy benützt haben, kann sich jeder Leser selber denken. — Die Hopp'sche Spaßmuse bewegt sich übrigens ein der harmlosesten unschädlichsten Naivität und theilweise im impertinentesten Unsinn und bringt im Plane gute Situationen, welche von den Schauspielern gehörig ausgebeutet wurden. Das Endurtheil Vieler über vorliegendes Stück ist eben nicht besonders aufmunternd und belebend, und Einige sagten geradezu heraus, daß es eine Albernheit ist! — Zum Glück waren diese Beurtheiler Diejenigen, die am meisten gelacht haben. Mehr als eine leichte oberflächliche Unterhaltung war auch der Zweck des Herrn „Hoppius" nicht, der den ganzen Schwank auf die Bühne führte. —

Die Kritik will über diesen ganzen Jux schweigen!

C. Rose.

Wiener Signale.

Frau Brüning, schon so lange bei Karl's Bühne beschäftigt, und mit zehnjährigen Kontrakt noch engagirt, verläßt das Karltheater und geht nach Dresden.

Aus Ungarn hören wir wenig Neues. Die Ungarn hatten im Plane, der bedrohten Festung Komorn zu Hilfe zu eilen. Dieser Plan scheint übrigens nach der Stellung unserer Truppen ganz unmöglich zu sein; die ungarischen Insurgentenführer waren auch viel zu klug, um solchen tollkühnen Ideen nachzuhängen, und ziehen sich lieber an der Theiß fort.

Debinsky soll von den Ungarn abgesetzt sein, weil er zu strenge Mannszucht hielt.

Dieser Tage ging in Wien ein sehr gesuchtes maliciöses Bonmot herum. Feldzeugmeister Puchner soll nämlich dem Insurgentenchef Bem freien Abzug gestellt und selbst einen Bürgen für die Sicherung dieses Abzuges zugestanden haben. Als Bem von diesem Antrage gehört, soll er den Kopf geschüttelt und gesagt haben: „Nein! — Ich will Siebenbürgen!"

Um die Arena in Hernals bewerben sich sehr viele Unternehmer. Der Ertrag derselben soll im vorigen Jahre sehr bedeutend gewesen sein.

Der bekannte Dr. Taufenau ist bei der französischen Zeitschrift: Tribune du peuple" in Paris als stabiler Mitarbeiter engagirt.

Herr Marsano, Platzoberst von Mailand, und als geistvoller Dichter bekannt, ist vorgestern hier angekommen.

Die nächste Zeit wird sehr interessante Neuigkeiten im Hof- und National-Theater bringen. Vor Allem nennen wir Bauernfelds Stück und Hebbel's „Herodes."

Vorgestern wurde ein Requiem für das Andenken des Kriegsministers Latour abgehalten, wobei die bedeutendsten Kunstnotabilitäten mitwirkten.

Ein Scharfschützenkorps wird von Wienern für die Kriegsdauer errichtet. —

Es sollen in der Nähe Wiens zwei großartige ärarische Stückbohreien und Waffenfabriken erbaut werden. Auch die Pulvervorräthe sollen dorthin verlegt werden. —

Es hat sich im Publikum das Gerücht verbreitet, daß die demnächst zu reorganisirende Nationalgarde eine neue Uniform erhalten soll, welche für den Mann wenigstens 300 Gulden kosten soll. An diesem Gerüchte ist kein wahres Wort! — Wir möchten es eben auch nicht zweckmäßig finden, eine Veränderung der Uniform, die mit soviel Kosten verbunden ist, eintreten zu lassen. —

Aus der Zeit.

In Oggersheim bei Mannheim ist man vor Kurzem auf die Spur von vielen nahen und fern begangenen Verbrechen gekommen. Bei einem Wirthe dieses Dorfes sollen Gerippe und verstümmelte Leichname gefunden worden sein; das Haus ist mit doppelten Mauern versehen und hinter den Wänden sind die gestohlenen Sachen, blutige Kleider ꝛc. Eine Räuberbande, die seit Jahren ihr Unwesen getrieben und die sich verzweigt bis nach Frankreich und Holland, soll in jenem Wirthshause ihre Beute deponirt haben, die von da aus nach Holland zum Absatz befördert wurde. Durch eine List der Polizei ist Alles entdeckt worden. Das Dienstmädchen des Wirthshauses ward verhaftet und ihr dann weiß gemacht, der Wirth habe ausgesagt, sie habe gestohlen, darauf hat sie Alles, was sie nur wußte und seit Jahren gesehen und gehört hatte, umständlich erzählt.

In den Inseraten der „Allgemeinen Zeitung" wird ein neues Journal: „Der Minnesänger." Unterhaltungsblatt für den deutschen Adel", angekündigt!

Die Republik Venedig hat, um Geld zu bekommen, das weltberühmte Gemälde Titian's, die Assumption, an einen Engländer verschachert.

Leipzig. Unser in jeder Beziehung so sehr gesegnetes Deutschland soll jetzt über 70,000 Schriftsteller haben. Vom Jahre 1814 — 1826 sind in Deutschland 50,303 Bücher erschienen, in Frankreich um 16,525 weniger. Vom Jahre 1827 bis 1846 zählte man in Deutschland 65,000, in Frankreich nur 57,000 neue Bücher. Im verflossenen Jahre sind in Folge der barrikadenbauenden Zeitverhältnisse blos 3000 Bücher im Buchhandel erschienen.

Konversations-Saal.

Bei dem Vorrücken der verbündeten Heere in Deutschland erließ Blücher, der Feldherr der Verbündeten, eine Proklamation zunächst an die Sachsen, „seine deutschen Brüder, mit welchen er gemeinschaftlich für Vaterland und Freiheit kämpfte." In dieser Proklamation nun wird Preßfreiheit verheißen und deren Unterdrückung als ein Hauptgrund der jetzt vom Volke verlangten Erhebung gegen die Napoleon'sche Sklaverei und den Rheinbund erklärt. Mit dem Einrücken in Sachsen wird sogleich auch die Verheißung verwirklicht. In der That wurde fast überall, wohin sich die Herrschaft der verbündeten Armee erstreckte, Wort und Schrift frei. Dem Herausgeber des so höchst liberalen Rheinischen Merkurs, den auch Blücher für einen mächtigen Alliirten der Verbündeten Heere erklärte, sagte er noch später zu Ende des Jahres 1815 nach dem zweiten Pariser Frieden: Schreiben Sie nur immer zu, gegen wen es auch sei; ich nehme Alles auf mich. Wenn's nur wahr ist, so mögen Sie Alles drucken lassen.

(Varnhagen biogr. Denkmale.)

Schnellpreßdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.

Wiener Zeitschrift.

Tagsblatt für die gebildete Lesewelt.

Samstag den 31. März 1849. № 64. Vier und dreißigster Jahrgang

Eigenthümer und verantwortlicher Redakteur: J. August Bachmann.

Motto: Für Recht, Wahrheit und Fortschritt.

Schlußwort an die Leser.

Mit dem heutigen Tage schließt sich eine Phase in den Geschicken der „Wiener-Zeitschrift" ab, und sie tritt in eine neue Aera ihrer langjährigen, von der Achtung des gebildeten Publikums begleiteten Bahn. Einige erläuternde Worte mögen dießfalls hier am Platze sein!

Der Name „Wiener-Zeitschrift" erscheint als ein, allen Localblättern gemeinsamer, insbesondere unzulänglich gegenüber von der außerordentlich vermehrten Concurrenz; alle, hier erscheinenden Journale sind „Wiener-Zeitschriften" und der Fall war nicht selten, daß Abonnenten, welche ihr Vertrauen uns zugewendet hatten, durch irgend einen Zusatz in der Adressirung fehl gingen und an andere Mitbewerber gelangten. Unter den damaligen Verhältnissen ist dieser Umstand kein geringfügiger!

Vom wesentlichsten Einfluße mußten für uns die neugestalteten literarischen Errungenschaften (oder vielleicht: „Verlorenschaften") sein! Die Politik ist für den Journalisten sehr — kostspielig geworden und da leider die gebieterische Anforderung der Lesewelt vorzugsweise auf Besprechung der Zeitfragen gerichtet ist, so muß der Tagsschriftsteller entweder durch einige californische Actien gedeckt sein, um den Bedürfnißen des Momentes gerecht werden zu können, oder er muß den Preis eines Wirkens von Jahrzehnden fallen lassen und seine Zeitschrift — das Kind seiner Schmerzen, Opfer und Entbehrungen — dem Untergang anheimgeben.

Der Redacteur dieser Blätter könnte hierüber eine Geschichte erzählen; allein er weiß, daß dem gemeinsamen Heile Jeder sein kleines Special-Interesse zum Opfer bringen muß und will nicht murren gegen Verfügungen, die ihn härter berühren als vielleicht irgend einen seiner Collegen. Er schlägt im Gedränge der Chancen, die ihm übrig bleiben, einen Mittelweg ein, indem er die „Wiener-Zeitschrift" auf ein anderes Feld hinüberspielt, wo selbe den Wünschen der Lesewelt dennoch gerecht zu werden hoffen darf.

Vom morgigen Tage an wird unsere Zeitschrift sich als ein satirisches Unternehmen mit Illustrationen gestalten, im Genre des Londoner „Punch" ohne jedoch zu dessen Ungeheuerlichkeiten herabzusinken. Wir wollen, was bisher im Wege des Ernstes und der Gediegenheit angestrebt wurde, jetzt mittelst der Ironie, der Persiflage zu erreichen suchen; wir wollen die Geißel schwingen über alle Ungerechtigkeit, Lüge und Irrung; wir wollen allen sittlichen und socialen Zuständen einen Spiegel vorhalten, worin sie sich und ihre Gebrechen erkennen sollen; wir wollen den Uebermuth, die Halbheit, die Verdorbenheit der verschiedenen Klassen beleuchten und züchtigen; wir wollen zugleich die „Wühler" und die „Heuler" in ihren Uebergriffen entlarven; wir wollen dem Gesetz ein warmer Vertheidiger, nichts desto weniger aber den allenfälligen Reactions-Gelüsten ein unerbittlicher Widersacher sein; unsere Devise sei: „Patriotismus, gleichgerecht für Hohe wie für Niedere!" Kein „Ultra" — weder in dieser noch in jener Tendenz! — Auf solche Weise hoffen wir der Pietät für den altbegründeten Ruf der „Wiener-Zeitschrift" Rechnung zu tragen und doch zugleich der Moment in entsprechender Weise zu genügen. Die „Wiener-Zeitschrift" stirbt nicht mit dem heutigen Tage! will's Gott, wird sie als Phönix aus ihrer Asche emporsteigen und einen neuen Flug beginnen, der der Literatur und dem Leben nicht weniger gedeihlich sein soll.

Möge uns dabei das Vertrauen und die Theilnahme des Publikums zur Seite stehen, welchem wir für das bisherige Wohlwollen wärmstens danken und ihm die Versicherung biethen, daß unsere Zukunft dahin streben werde, der Vergangenheit keine Unehre zu machen!

Zum Schluße sei uns die Bemerkung gestattet, daß wir für Adoptirung des Titels „Punch" bereits die Concession in Händen hatten, ehe Hr. Saphir denselben seinem „Humoristen" beigesellte, daß wir somit dieser geschätzten Zeitschrift durchaus nicht in den Weg zu treten beabsichtigten!

Kalifornisches.

Die letzten Nachrichten über Kalifornien werden denen schwerlich behagen, welche sich bereits zur Abreise anschicken möchten, um an der Geld-Ernte Theil zu nehmen. Die Uebertreibungen, in welchen bekanntlich die Nord-Amerikaner Meister sind, werden allmählich auf das richtige Maaß und auf die Wahrscheinlichkeit zurückgeführt. Bis Anfangs Februar betrug der Werth des kalifornischen Goldes, welches in den Vereinigten Staaten eingeführt worden war, erst etwa 80,000 Thaler. Von achtzehn Pfund schweren Klumpen gediegenen Goldes ist keine Rede mehr; sie sind eben ein „Humbug." Gewiß ist und bleibt aber, daß es in Kalifornien eine große Strecke Landes giebt, welche sehr reich an Gold und Quecksilber ist. Gewiß bleibt ferner, daß eine große Anzahl von Gesellschaften aus den Vereinigten Staaten sich theils zur Abreise in das neue Land rüsten, theils schon zur See oder zu Lande dorthin abgegangen sind. Aber diese Gesellschaften wollen nicht etwa Gold graben, sondern sich in den feuchtbaren Theilen des Landes ansiedeln, um Ackerbau und Handel zu treiben. Sie werden ohne Zweifel weit glücklicher und reicher werden, als die Goldgräber.

Was in's Innere geht, wird zum großen Theil aus jenem abenteuernden Gesindel bestehen, das man mit Freuden abziehen sieht. Die Vereinigten Staaten sind so glücklich, daß sie im eigenen Lande Abzugskanäle für das raubende stehlende und mordende Proletariat finden, für die Spieler und Pferdediebe, die Taugenichtse der großen Städte, die an Ehre und Habe bankbrüchig gewordenen Leute. Früher strömten die Menschen dieses Schlages nach Texas. Wenn der Sheriff einen Missethäter suchte, namentlich im Westen, so fand er nicht selten ein G. T. T. mit Kreide an die Thür geschrieben, d. h. Gone to Texas, nach Texas gegangen, dem Sammelplatze aller dieser Abenteurer, welche sich dort zu Tausenden einfanden. Wir müssen übrigens gestehen, daß sie in Galveston und Austin, in Matamoros, am San Jacinto und überhaupt dort im Lande zum großen Theile sich in fleißige und nützliche Bürger umgewandelt haben.

So wird es auch in Kalifornien sein. Jede Ansiedlung in einem neuen Lande erheischt unermüdlichen Fleiß und angestrengte Ausdauer, da-

zu fordert schon die lange und beschwerliche Reise auf. Sie ist eine gute Vorschule für die in Aussicht stehenden Entbehrungen. Mag man sie zu Lande oder zur See unternehmen, im günstigen Falle dauert sie doch immer ein halbes Jahr. Es ist gleichviel, welchen Landweg man nimmt, man wird immer wochenlang ein Stück amerikanischer Wüste durchwandeln müssen, welche an Schoner, Dürftigkeit und Schrecken hinter der afrikanischen nicht im mindesten zurücksteht.

Wir empfehlen Allen, welche die Geographie dieser Gegenden, die bisher meist nur von Pelzjägern und sehr wenigen wissenschaftlichen Reisenden durchstreift worden ist, näher interessirt, die Karte von Kiepert: Mexiko, Texas und Kalifornien, ein Werk, das der deutschen Wissenschaft und Kunst zur Ehre gereicht. Auf ihr sind die Straßenzüge der Pelzhändler und Trappers sehr deutlich bezeichnet. Mag man nun auf der Wanderung von Independence in Missouri aus, oder überhaupt von den Vereinigten Staaten her nach Oregon oder Kalifornien ziehen, immer starrt da und dort dem Reisenden die Schneekette der Felsengebirge und die große Wüste entgegen. Vom Bighornflusse und vom nördlichen Arme des Platteflusses (dem Nebraska) führt der Weg durch den gerühmten Südpaß, eine Einsattelung des Felsengebirges. Zieht der Wanderer den Weg am südlichen Arme des Platteflusses aufwärts vor, so stößt die Route, welche am Longs Pic vorbei läuft, im Lande der Arraphans-Indianer mit der nördlichen Straße zusammen. Eben so unwirthbar ist die Gegend, wenn man den Arkansas hinauf, bis zu dem Quellbezirke dieses Flusses hinandringt. Zwischen der Küste des stillen Weltmeeres und der Sierra Nevada liegt das fruchtbare, schöne Kalifornien, das Ziel der Abenteurer; zwischen der Sierra Nevada und der gewaltigen Kette der Felsengebirge, welche vom 27sten bis zum 40sten Breitengrade, unter dem 90sten Grade westlicher Lage, fast in gerader Richtung von Nord nach Süd läuft, finden wir die „große Sandfläche mit salzhaltigem Boden fast ohne Vegetation.“ Im Norden, unter dem 42sten Grade, dehnt sich der große Salzsee aus, durch den südlichen Theil der Wüste strömen der westliche Colorado und der Gila; manche Theile hat noch nie eines Europäers Auge gesehen. Und wo das Land Pflanzenwuchs nicht verschmäht, da hausen verrätherische Indianerhorden, welche im ewigem Kriege mit den Weißen leben, weil diese ihnen die Jagd schmälern.

Der Amerikaner Edwin Bryant (der geistvolle newyorker Dichter, der die deutsche Literatur kennt und hochschätzt, mit dem wir einst am Rhein genußreiche Stunden verlebten, und den jetzt das Schicksal zum Bürgermeister von San Francisco gemacht hat) hat die Landreise in seinem Reisetagebuche ausführlich geschildert. Wo Reisende ausruhen, da häufen sie Steine auf, wenn sie deren finden, und stecken als Wahrzeichen gebleichte Büffelschädel auf, und schreiben darauf die Nachrichten und Weisungen, welche später kommenden Wanderern von Nutzen sein können. Manchmal befestigen sie ein geglättetes Bret an etwa entbehrliche Zeltstangen, die als Wegweiser dienen und Inschriften haben, welche die Richtung angeben. Wer nicht genau und Jahre lang mit der Einödr vertraut, darf sich nicht hineinwagen; daher reisen die Amerikaner immer nur in großen Karvanen. Alle aber kommen im armseligen Zustande am Ziele an, weil es fast unmöglich ist, für die nöthige Menge Maulthiere und Pferde, die allmählig verzehrt werden, je mehr das Gepäck sich vermindert, das nöthige Futter mitzuführen.

Wir haben in diesen Tagen Auszüge aus einem amerikanischen Werke gelesen, das wunderbar reich ist an anziehenden Berichten und Episoden. Es schildert den Zug einer Anzahl amerikanischer Pelzjäger, welche vom Platteflusse aus nach Kalifornien zogen, um in der Mission San Fernando Pferde zu rauben, und sich bei den Klostergeistlichen gütlich zu thun. Nachdem sie das Land der Yutas-Indianer durchstreift, gelangen sie endlich an den Rand der oben geschilderten Wüste. Das öde Land wird von Flüssen durchzogen, aber diese strömen nicht ins Meer, der durstige Boden saugt sie auf, oder sie fallen den Salzseen zu. In diesen „großen Becken“ kann kein Mensch wohnen oder leben, in dieser grauenvollen Wüstenei erfreut keine grüne Oase den Blick des Wanderers. Hin und wieder hat sich ein Jäger dorthin verirrt, aber nie fand er einen Biber oder überhaupt ein Pelzthier. Der Boden ist spärlich mit einem Grase bedeckt, das Maulthiere und Pferde nicht fressen mögen, und alles ist ekelerregend und schmeckt brantig. Da, wo am Abhange der Gebirge, am Ufer der Flüsse Bäume wachsen und Weidegründe sich ausdehnen, stießen die Pelzjäger auf Indianer, und die Pi-Yutas. Weiter nach Westen trafen sie auf einige Stämme, welche selbst bei den übrigen Rothhäuten in tiefster Verachtung stehen. Die armseligen Horden, welche in dem traurigen, dürftigen Lande, das ihre Heimat ist, von der Wiege bis zur Bahre der Hunger quält, überfallen die Reisenden, um Maulthier- und Pferdefleisch zu erbetteln oder zu erzwingen. Man nennt sie die Yamparicas oder Wurzelnsucher. Ursprünglich stammen sie von der edlen und einst großen Nation der Apatsches, welche zu beiden Seiten der Sierra Madre bis zum Wendekreise des Krebses in verschiedenen Stämmen wohnten. Die Yamparicas sind nicht tapfer wie die Yutas oder Comantschen, sondern feig und hinterlistig; sie schießen ihre Pfeile nur aus Verstecken ab, und greifen nicht anders an, als wenn sie dem Gegner sechs- und achtfach überlegen sind. Kommen Pelzjäger in ihr Land, so lauern sie den von diesen ausgestellten Schildwachen auf und fallen im Dunkel der Nacht über sie her, wie Tigerkatzen, ziehen den Gemordeten die Kopfhaut ab (den Skalp) und rauben die Pferde.

Die oben angedeuteten Pelzjäger, zehn an der Zahl, litten in diesem Lande der Yamparicas furchtbaren Mangel. Zum Glück begegneten ihnen Indianer, welche von einem Raubzuge aus Kalifornien zurückkehrten, und eine Menge Pferde bei sich hatten. Noth kennt kein Gebot. Die Jäger griffen an, schossen etliche Rothhäute nieder, und erbeuteten frische wohlgenährte Pferde. Aus Freude schlachteten sie eins der ihrigen und hielten ein treffliches Mittagsmahl. Von da an wurde Tag um Tag ein Pferd geschlachtet, nachher vier und zwanzig Stunden gefastet. Der Mangel war auf den höchsten Grad gestiegen, als die Trapper wieder auf eine Indianerhorde trafen, die aber nichts bei sich hatte, das der Mühe verlohnte. Also wurde ein friedlicher Verkehr mit ihnen eröffnet. Sie wollten einige Elenhäute vertauschen. Auf die Frage, ob sie Fleisch bei sich hätten, antworteten sie zuerst ausweichend, gestanden aber nachher ein, sie hätten etwas frisches Wildpret, von dem sie aber nichts ablassen wollten. Endlich zog einer von ihnen aus einer Decke etwas Fleisch hervor; es sei, sagte er, von einem Bären. Das Stück war klein, aber man handelte es ihm ab. Es war faserig, hart, weißlich und schmeckte nicht wie Bärenfleisch, das die Jäger sehr wohl kannten. Endlich rief einer: Bei Gott, das ist ja Menschenfleisch! — Es war ein Jäger, der einst in der Noth von einer Leiche gegessen hatte. Der Mann heißt Walker und ist unter den Trappern wohlbekannt. Die Indianer flohen.

Das ist eine Episode aus einem Zuge nach Kalifornien, wo manche Goldsammler bis jetzt auch nicht eine Westentasche voll Goldstaub gefunden haben sollen.

Feuilleton.

Soldatenbilder.

Von Eduard Breier.

(Schluß).

Die Zapfenstreichzeit war da.

Die Soldaten strömten schaarenweise in die Kaserne.

Die bestimmten Unterofficiere harrten an dem Thore.

Es muß noch erwähnt werden, daß ihre Aufstellung von Seite der Dienstkanzlei geheim angeordnet worden war, und daß man im Bewußtsein dessen, auch keine Ahnung einer Schelmerei von Seite der Bedrohten hatte.

Meine Leser, welche die Geschichte des Feldzuges von 1809 kennen, werden wissen, daß Napoleon sich nicht wenig darauf zu gute that, in der Nacht vor der Wagramer Schlacht bei 75,000 Mann aus der Lobau auf das Marchfeld übersetzt zu haben, ein eben so großes Meisterstück war auch das Einschmuggeln von so viel Unadjustirten in die Kaserne. So wie dort die Kommandanten Alles aufboten, um den Plan ihres Feldherren gelingen zu machen, so that auch hier jeder Einzelne sein Möglichstes, um mit heiler Haut durchzukommen.

Als der Zapfenstreich vorbei war, wurden die Thore gesperrt; die Unterofficiere des Dienstes erstatteten den Abendrapport.

Sämmtliche Mannschaft war zu Hause, kein einziger Unadjustirter hatte die Thore passirt.

Es gränzte an's Unglaubliche.

Eine allgemeine Nacht-Visitation fand statt, das Ergebniß war dasselbe.

Daß später über diesen Vorfall noch viel gesprochen und gelacht wurde, läßt sich leicht denken: am meisten aber wurde der alte Fritze hergenommen, welchem seitdem der Spitzname „Buttenfritz“ geblieben war.

Die wahrhaft wohlthätige Einführung der bequemen Pantalons brachte den Mißbrauch des unadjustirten Ausgehens nach und nach ab, und jene große Expedition pflanzt sich fast nur noch als Sage unter unsern Nachkommen fort.

II.

Ich seh' ihn noch vor mir.

Er ist schon längst eingegangen in jene Welt, wo man keine Bomben und keine Granaten wirft, wo man kein Blei und keine Kanonen gießt, wo man nicht exerzirt und manövrirt; wozu auch dieß Alles? dort drüben herrscht ja ein ewiger Friede!

Ja, er ist schon längst hinüber geschlummert, aber sein Bild steht noch lebhaft vor meinen Blicken: ich seh' sie noch vor mir, die kleine hagere Gestalt, mit den braunen, eingefallenen Wangen, den blassen, trockenen Lippen, den grauen Augen mit dem matten, schläfrigen Blick, ich seh' ihn noch, wie er einherschleicht in vorwärts geneigter Haltung, die Hände auf dem Rücken, angethan mit dem langen Rock, an den Stiefeln kleine Sporen und auf dem Kopf die kasernberühmte müllergraue Tuchmütze mit dem breiten Schirm, so steht er lebhaft vor mir, der Ehrenmann!

Wer diesen Mann zum erstenmale sah, hätte es nie und nimmer geglaubt, daß in diesem siechen, morschen Körper ein so eisenfester Wille stecke daß diese kleine, schwache Hand die Zügel eines Regiments mit solcher Kraft und Energie zu leiten im Stande wäre. In dem jetzigen Augenblicke, da ich mich im Geiste mit ihm beschäftige, gestehe ich offen, daß die Jahre, welche ich unter seinem Kommando verlebte, zu den schönsten meines Militärlebens gehören.

Er war unser Obrist.

Wer ihn genau kannte, mußte gestehen, daß er keine gewöhnliche Soldatennatur war, er rangirte sich nicht zu jenen Charakteren, die auf dem Exercierplatze mit Reitpeitsche und Sturmband den Helden spielen, er war kein affektirter Bramarbas, sein ganzes Wesen war einfach und schlicht; in der Jugend ein Lebemann, hatte

er von damals eine unbesiegbare Laune, einen sarkastischen Humor mit ins Alter genommen, und wußte sich durch denselben eben so beliebt, als gefürchtet zu machen. Das Gefühl, welches alle seine Untergebenen, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, für ihn hegten, läßt sich am besten mit dem Worte Ehrfurcht bezeichnen.

Er kannte den Geist seiner Soldaten und wußte sie demgemäß zu behandeln, er verstand es, eingewurzelte Mißbräuche abzuschaffen, ohne Aufsehen zu erregen, seine Strenge trat stets zur rechten Zeit ein, und seine Gerechtigkeitsliebe wird uns Allen unvergeßlich bleiben.

Kurz vor einem Avancement kam eine vornehme Dame zu ihm, um für ihren Sohn eine Unteroffiziersstelle zu erbetteln. Der Obrist, welcher alle seine Leute genau kannte, erwiderte mit außerordentlicher Freundlichkeit: Ich weiß von Ihrem Sohne, er hat erst vor einem Jahre den niederen Kurs, und zwar auch diesen nicht mit dem besten Erfolge absolviert, bei dem nächsten Avancement wird er auch noch nicht sein, bei dem dritten zweifle ich auch noch, daß er dabei sein werde, beim vierten könnte es vielleicht möglich sein, vorausgesetzt, daß wir keinen Besseren und Verdienteren finden, beim fünften, nun meinethalben, dann wollen wir sehen, ob er an die Tour gekommen sein wird.

Das war ein Aufschub von beiläufig fünf oder sechs Jahren!!

Die Dame mußte sich natürlich unverrichteter Sache entfernen.

Auf diese Weise zogen oft die einflußreichsten Personen ab, denn sein Entschluß, war er einmal gefaßt, blieb unerschüttert: da halfen keine Bitten, keine Vorstellungen, keine Einwendungen, es blieb bei seinem Willen, und er sagte auf gut österreichisch: „Dös is mir ganz ouerlaa!" *)

Mehrere kleine Züge aus dem Wirken dieses Ehrenmannes werden ihn besser charakterisiren als es jede noch so lange Darstellung zu thun vermöchte.

Zur Zeit, als wir noch die engen, weißen Hosen trugen, beschlossen wir, beim Obristen die Bitte vorzubringen, er möge uns gestatten, zu den Spaziergängen außer der Stadt die bequemen Ueberzugshosen zu tragen.

Zwei Kameraden erschienen also im Namen der Uebrigen beim Stabsrapport.

Der Obrist hörte ihre Bitte ruhig an, besann sich eine Weile, und antwortete: Ich hab' nichts dagegen, ihr könnt in den Kommißhosen ausgehen, aber ihr müßt sie unter die weißen Hosen anziehen!

Die Anderen lächelten, er aber fuhr ernst fort: Schämt euch, wollt ihr wie Maurer herumgehen?

Die letzten Worte brachten bei ihrem Bekanntwerden auf Alle eine solche Wirkung hervor, daß Keiner, wenn auch die Erlaubniß erschienen wäre, in Ueberzugshosen die Kaserne verlassen hätte.

So wußte er Scherz und Ernst zu paaren, und auf den Ehrgeiz seiner Soldaten zu wirken.

An einem Sonntage Nachmittag kam ein Mädchen in die Kaserne.

Der Obrist, welcher die Gewohnheit hatte, nach der Befehlszeit ganz bequem durch die Gänge zu spazieren, begegnete ihr.

Das Benehmen des Mädchens verrieth, daß es Jemand suche.

Der Obrist fragte sie, was sie hier wolle?

Ich suche den Herrn — — —

Hier nannte sie den Namen des Soldaten.

Kommen Sie mit mir, sagte der Obrist, ich werde Ihnen zeigen, wo er liegt.

Das Mädchen, ohne ihn zu kennen, folgte.

Der Gesuchte befand sich am anderen Ende der Kaserne, der Obrist legte, ein Liedchen summend, den Weg zurück, das Mädchen immer an seiner Seite.

Endlich kam man an eine Thüre, der Obrist öffnete sie und sagte: Ist der Herr — — — zu Hause?

Der Gesuchte war mit einem Satze vom Bette.

Der Obrist kehrte sich zum Mädchen und sagte trocken: Gehn's nur hinein, er wart' schon auf Ihnen! darauf entfernte er sich.

Ein verheiratheter Kompagnieschneider hatte sehr viele Kinder, und es verging kein Jahr, wo nicht noch ein neues dazu gekommen wäre. Als der betreffende Hauptmann wieder mit einer solchen Meldung beim Stabsrapport erschien, sagte der Obrist: Herr Hauptmann, sagen Sie Ihrem Kompagnieschneider, er möge einmal aufhören, die Kaserne zu bevölkern, sonst werde ich ihn —

Was weiter folgt, können sich meine Leser leicht vorstellen.

Von diesem Augenblicke an wurde jener Kompagnieschneider der „Kasernbevölkerer" genannt.

Der Vater eines Unteroffiziers erschien beim Obristen und bat, er möge seinem Sohne, dem er beim Civile eine Anstellung verschafft habe, beim Fortkommen vom Militär nicht hinderlich sein.

Der Alte erwiederte dem Vornehmen trocken: Nicht im mindesten, ich werde ihm noch dazu behilflich sein, denn Ihr Sohn ist ein großer Lump und es sind viele Brave da, welche diese Stelle schon lang verdienen. Solche Unteroffiziere wie Ihr Sohn ist, schütte ich alle Tage zehn aus dem Aermel heraus.

Ein Hauptmann von geringer Abkunft und sehr aristokratischen Gesinnungen machte einst den Vorschlag, daß nur Adelige und Offizierssöhne zu Chargen befördert werden sollen.

Der Obrist antwortete mißbilligend: Wenn man das früher eingeführt hätte, Herr Hauptmann, so wären Sie auch nicht das geworden, was Sie jetzt sind.

Um den ganzen Werth dieser Worte zu ermessen, müssen wir erwähnen, daß der Obrist selbst ein Adeliger war.

Zum Schluße noch einen kleinen Scherz.

Das Rauchen ist, wie bekannt, in der Artillerie verboten.

Die Soldaten suchen daher in der Kaserne entlegene Orte auf, um dort im Verborgenen ihr Pfeifchen zu schmauchen.

In unserer Kaserne befand sich in den Kasematten ein kleiner kurzer Gang, in welchem drei Küchen mündeten, und der daher der Küchengang genannt wurde.

Hier fanden wir uns nun meistens nach dem Essen zusammen, um zu rauchen, zu plaudern und Zeitungen zu lesen.

Hier wurden allgemeine Conversationen gehalten, hier wurde politisirt und skandalisirt.

An einem Nachmittage war der Küchengang zahlreich besucht, und die niedrig gewölbte Halle dermaßen verfinstert, daß man kaum zwei Schritte weit sehen konnte.

Plötzlich stand der Obrist vor dem Küchengange.

Der Nächste hatte ihn kaum erblickt, als er eben so schnell seine Pfeife aus dem Munde riß und „Richt euch" nahm.

*) Dies ist mir ganz einerlei!

Das Zeichen pflanzte sich fort und Todesstille trat ein.

Ein Hausarrest stand in Aussicht, denn wir erwarteten nichts anderes, als daß der Alte den nächsten Unteroffizier herbeirufen und uns der Reihe nach aufschreiben lassen würde, was er schon öfters gethan hatte.

Diesmal kam es anders.

Er kommandirte blos „Marsch!" und wir mit ängstlichen Gesichtern, die Pfeifen „Im Arm!" defilirten einzeln an ihm vorüber.

Als sich der Küchengang geleert hatte, ging der Obrist hinein, öffnete eine Küchenthüre nach der andern, ob sich Niemand verborgen habe.

In der letzten Küche, es war die Kasern-Waschküche, traf er einen Einzelnen, der zitternd am Heerde stand.

Der Arme hatte sich bei der Nachricht von der Anwesenheit des Obristen hieher geflüchtet.

Was machen Sie da? fragte der Alte.

Der Getroffene war nämlich ein Kadet, daher die Anrede mit Sie.

Herr Obrist, stotterte der Zitternde, ich wollte hier nur ein Fußbad nehmen.

Die Ausrede war nicht schlecht, aber der Alte sagte sarkastisch: Ich werde Ihnen ein Eisen-Fußbad geben, das wird Ihnen besser anschlagen.

Damit verließ er die Küche.

Wir Andern kamen diesmal mit der Angst davon, der Kadet wurde sechs Stunden kurz geschlossen.

Für diesmal genug.

Ich werde auf diesen Ehrenmann noch öfter zu sprechen kommen, vor der Hand mögen diese kleinen Skizzen auch bei den Lesern, die ihn nicht gekannt haben, einen vortheilhaften Eindruck bewirken, damit sie ihre Achtung dem Andenken eines längst Geschiedenen schenken, den ich Ihnen im Bilde so getreu als möglich vorzuführen gesonnen bin.

Wiener=Signale.

Eine Extrabeilage zum Abendblatt der Wienerzeitung brachte vorgestern große Siegesnachrichten aus Italien.

Der bekannte Professor Stefan Endlicher ist nach einem kurzen Krankenlager gestorben. Die Botanik verliert durch seinen Tod Einen ihrer besten Vorkämpfer. Er hat auch eine chinesische Grammatik veröffentlicht. Im glorreichen März vorigen Jahres war er mit Professor Hye bei mehren Petitionen betheiliget.

Die neuesten Gerüchte aus Siebenbürgen lauten, daß Bem in Siebenbürgen total geschlagen sei.

Herr Rieger wird eine Broschüre schreiben, in welcher er die Verfassung und den vom Reichstage vorgelegten Konstitutionsentwurf einer vergleichenden Kritik unterwerfen will.

Das Militär exercirt in imposanten Massen jetzt auf dem Glacis. Unwillkürlich erinnert man sich an dieselbe Zeit im vergangenen Jahre, wo die Nationalgarde und akademische Legion auf denselben Plätzen ihre Exercitien hielt.

Gagern soll Ministerpräsident in Preußen geworden sein. Wahrscheinlich ein Puff.

Die Landesverfassung für Böhmen soll bereits vollendet sein. — Wir hören von höchstbesteuerten Deputirten der Städte und des Landes.

Das Gerücht, daß die Franzosen in Savoyen eingerückt sind, entbehrt jeder Wahrheit. Das Kabinet des Napoleon beharrt vielmehr fest auf seinem neuen Grundsatze der Nichtintervention

Die reichen Israeliten beabsichtigen eine reiche Stiftung zum Andenken an ihre Emanzipation in Oesterreich zu gründen.

Neueste Literatur.

Geschichte der Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Drei Bände. Leipzig, Weber, 1848.

Es ist wohl außer Zweifel gestellt, daß der Umschwung unserer Zeit auf die künstlerischen Verhältnisse einen nichts weniger als günstigen Einfluß übe. Ueberall hören wir von der Stagnation des Kunstbetriebes, in vielen Hauptstädten werden Sammlungen, Lotterien u. dgl. zu Gunsten bedrängter Künstler unternommen und die Theater stehen leer oder beschränken sich in einer Weise, welche das Gebiet ihrer Wirksamkeit immer enger, immer materieller absteckt. Vor der Hand ist es die Oper welche von Privat-Entréepreisen fallen gelassen wird; das Weitere wird folgen und wir sehen es im Geiste kommen, daß das Theater vielleicht sich auf Dilettanten-Ergötzlichkeit zurückziehen wird, wo alle Kunsttendenzen in der Eitelkeit, Spiellust und gedankenlosen Schaugier Einzelner untergehn. Wir wünschen vom Herzen, daß wir zu schwarz gesehen haben möchten, obwohl gerade dies Extrem wieder zur Reaktion, d. h. in diesem Falle: zur Begründung würdigerer Zustände führen müßte; allein wenn es zu solchem Aeußersten nicht kommen soll, so muß eben die dramatische Kunst auf andere Füße gestellt werden als sie ihr jetzt zur Grundlage dienen: sie muß einerseits wissenschaftlich verfaßt, andererseits aber auch praktischer werden, indem sie das innere und äußere Leben durch pragmatische Darstellung der Verhältnisse mit denselben vermittelt. Dichter und Schauspieler müssen zusammen wirken, um die Reflexe des thatsächlichen Lebens auf den Bretern, „die die Welt bedeuten," gleichsam Fleisch werden zu machen, und nur wenn ihnen dies gelingt, können sie darauf rechnen, daß ihre Erfolge Dauer haben werden wie alle, denen die Inkarnation einer Idee als Basis dient.

Ein vortrefflicher Anfang zu diesem rühmlichen Werke ist das vorliegende Buch, dessen Verfasser sich als Darsteller und dramatischer Autor auf der Höhe seiner Aufgabe zeigt. Man lese nur die Einleitung, und man wird erkennen, daß der Mann, welcher sie schrieb, mehr wollte als eben ein Buch machen, daß er mit Begeisterung für das Unsterbliche glüht, daß er aber über dem prunkenden Golde die Schlacken nicht verkennt, aus denen es gewonnen werden mußte: er schreitet durch die ganze Geschichte seiner Kunst hin, Schärfe der Anschauung, Erforschung der Motive, Freude über dem Gelingen, Schmerz ob des Fehlgehens, aber stets inniges Eindringen in das Wesen und in die Würde der künstlerischen Aufgabe bezeichnen seine Schilderung; man sieht, daß der Autor ein Künstler ist, kein Gaukler und daß er zu seiner Erhebung seinen ganzen Stand emporbringen möchte — eine edle, dankenswerthe, unvergängliche Leistung!

Es gebricht uns am Raume, die Wichtigkeit der Schrift im Detail zu beleuchten; wir folgen daher ihrem Entwicklungsgange nur in allgemeinen Umrissen; und

zwar bringt der 1. Band die „Geschichte der mittelalterlichen Schauspielkunst," von deren Ursprunge, der Mysterien, Bauernspiele u. s. w.; im 2. Bande finden wir: die regelmäßige Schauspielkunst unter der Prinzipal-Herrschaft: die Neuberin, Koch, Eckermann, Eckhoff, Schröder u. A.; im 3. Band endlich ist „das Nationaltheater" entwickelt, und den verschiedenen Schulen, wie sie nach und nach die Bühne zu ihrem dermaligen Standpunkte gefördert haben.

Unser Verfasser hat das ganze reiche Material mit Glück und Geschick bewältigt; er hat nicht nur die historische Begründung aus den besten Quellen erhoben, sondern er hat ihr auch durch Beispiele und Thatsachen praktische Erhärtung verschafft, so zwar, daß vom didactischen wie vom pragmatischen Standpunkte seine Arbeit nur mit unbedingtem Lobe anerkannt werden kann; es bleibt vielleicht nur das Eine zu wünschen übrig, daß der Autor auch — neben dem historisch-artistischen das legislative Element berücksichtigt und die Stellung der Bühne gegenüber von den Staatsverwaltungen entwickelt hätte: eine Geschichte der Theater-Censur z. B. wäre gewiß von Nutzen gewesen. Immerhin aber verkümmert diese Lücken nicht den Werth des Buches, welches wir — vollberuhigt — als das beste in diesem Fache bezeichnen. — Die Auflage ist auserlesen schön. **C.**

Bauernfeld's „Flüchtige Gedanken über das deutsche Theater. Mit besonderer Rücksicht auf das Hofburgtheater in Wien." Wien, 1849. Verlag von Ignaz Klang.

Es ist jedenfalls erfreulich, daß sich einer unserer freisinnigsten, geistreichsten und zugleich bescheidensten Schriftsteller mit aller Wärme an der Frage über Theater-Reformen betheiligt, einer Frage von hoher Wichtigkeit, denn wo kann man mehr auf Geschmacksrichtung der Menge, die sinnlich angeregt werden will, hinwirken, als eben von der Bühne herab. Daß Bauernfeld seinen Beruf verstanden, zeigen uns die größtentheils vortrefflichen Bühnenspiele aus dessen geachteter Feder, und daß er in einer vormärzlichen Zeit in Wien mit Geschick gegen Zopf und Bureaukratie gekämpft, wird immer in den Annalen der Wiener-Bühnen anerkannt werden müssen. Also mit einem solchen Manne verkehren wir über die heiligsten Interessen der Kunstinstitute — jeder Künstler, jeder Kunstfreund wird Bauernfeld einen ebenbürtigen Kämpfer für die gute Sache nennen müssen. Fragliche Broschüre, bei der wir nur bedauern, daß sie in so gedrängter Kürze ihr Raisonnement bringt, zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste behandelt: „das deutsche Theater" überhaupt und würzt manchen wahren, naturwüchsigen Ausspruch mit dem attischen Salze des dem Herrn Verfasser in so hohem Grade eigenen, freisinnigen Humors. Indem Bauernfeld die Verdienste der so oft angefochtenen Franzosen anerkennt, von denen man immer sagte, sie hätten die deutsche Bühne mit ihren Produkten überschwemmt, gibt er geistvoll und triftig den Grund dieser Ueberschwemmung an, der lediglich in der Unfruchtbarkeit des vaterländischen dramatischen Bodens lag. Er betrachtet Raupach als den Gründer einer neuen deutschen Bühnenschule, aus der später ein Gutzkow, Laube, Halm hervorgingen, die sich aber von den vielgesehenen überrheinischen Mustern nicht ganz emanzipiren wollten oder konnten. Dort wo er von den Theaterdirektoren und Intendanten spricht, wird er ein Bischen unangenehm, „Diese Herrn" heißt es (Seite 11) — gleichen sich überall, mit wenigen Ausnahmen. Der Eine denkt mehr an die Kasse, der Andere an die hübschen Schauspielerinnen; die Kunst ist ihr letzter Gedanke, oder vielmehr sie denken ihrer gar nicht." — Er wagt es auch, an das Fortbestehen aller Hofbühnen in Deutschland zu zweifeln und bemerkt eben so sarkastisch als treffend (S. 12): „Die künftigen Civillisten, welche bedeutende Beschränkungen erleiden dürften, werden schwerlich ausreichen, um eben so viele Hoftheater als Regenten bestehen zu lassen." Bauernfeld schließt diese Abtheilung mit dem Gedanken, die trefflichsten dramatischen Künstler beiderlei Geschlechts und jeder Art dramatischer Kunst mögen sich bei ihren alljährlichen Gastrollen-Kunstfahrten vereinigen, um so auch den kleineren Haupt- und Provinzialstädten einen vollen Kunstgenuß zu schaffen. Wahrlich, es ist auch unsere Ansicht, daß ein großer Künstler, wenn er auf kleineren Bühnen allein gastirt, dem Publikum und der engagirten Gesellschaft keinen großen Dienst erweist. Das Publikum sieht seine liebgewordenen Mitglieder bei derlei Gelegenheiten allzusehr in den Schatten gestellt und der Schauspieler, der den darauffolgenden Abend die Rolle des hohen Gastes wieder übernehmen muß, hat nun einen schlüpfrigeren Standpunkt, als auf brechender Eisdecke. Ob aber bessere Künstler das Vorurtheil, das an den Namen „reisende Schauspieler-Gesellschaften" klebt, so bald bekämpfen werden, zweifeln wir! — Die zweite Abtheilung handelt über „die Theater in Wien," oder so eigentlich nur über das Hofburgtheater. Was Bauernfeld nebenbei über Vorstadtbühnen sagt, ist eben nur so nebenbei gesagt und es ließe sich, unseres Erachtens doch gar viel sagen. Aber der bescheidene Autor dachte an Apelles, der da sagt: „Sutor ne ultra crepidam" und theilte uns mit desto größerer Gewissenhaftigkeit nur eigene Erfahrungen über eben genannte Bühne mit. Und gerade einer hingeworfenen Ansicht über Nebenbühnen können wir nicht beistimmen, daß jede Vorstadtbühne ihr eigenes, abgeschlossenes Feld haben solle. Dadurch ginge unserer unmaßgeblichen Ansicht nach, der Zweck eines Varieté-Theaters verloren — und mehr als jedes andere Publikum lechzt das der Vorstädte nach immerwährendem Wechsel. Hier will man nur Gutes — aber die Concurrenz bringt zuweilen Vortreffliches auf derlei Bühnen und so geschah erst unlängst, daß wir „das Urbild des Tartüffe" und den „Rechnungsrath und seine Töchter" in der Vorstadt genügender dargestellt sahen, als an der Hof- und Nationalbühne — der Erfolg der vielen Opern nicht zu gedenken, wie sie in früheren Jahren unter Stöger und Pokorny und unter der Direktion des Hof-Operntheaters gegeben wurden. Ganz einverstanden müssen wir hingegen mit den dieser Bemerkung unmittelbar vorausgeschickten Worten sein (S. 18): „Meiner Ansicht nach sollten sämmtliche Theater, (auch die der Provinzen) unter das Ministerium des Innern oder des Unterrichtes gestellt werden, in dessen Interesse es läge, die Concessionen nur an gebildete und kunstverständige, zugleich praktisch-erfahrene Männer zu verleihen, welche einem Hauptzwecke des Staates, dem der Volksbildung, nicht geradezu entgegenarbeiten, ohne doch ihrem eigenen Säckel besonders dabei zu rathen." — Es freut uns, daß Bauernfeld, wohl partheilos, doch nicht schonungslos über das Hoftheater schreibt, dem er einmal doch angehört und dem er einmal doch viel verdankt. Wir haben erfahren, daß nicht alle engagirten oder wenigstens engagirt gewesenen Bühnendichter so viel Zartsinn besaßen! Ferner ist es eine liebenswürdige Pietät für dahingeschiedene Dichtergrößen, welche der Verfasser wohl nicht zum ersten Male, aber kräftig und mit wenigen, vielsagenden Worten (S. 23) ausspricht: „Das Theater sollte überhaupt die Geburts- oder Sterbetage seiner großen Meister durch die vollendete Darstellung eines ihrer Werke feiern — das gäbe zugleich eine lebendige Literär-Geschichte für das Publikum. Wie oft ward dieser Gedanke schon angeregt. Aber der Schlendrian will nichts davon wissen." — Unseres Wissens hat doch schon manchmal die echte Kunstbegeisterung über den Schlendrian gesiegt und wir lesen von Zeit zu Zeit Etwas von einer Göthe-, Schiller-, Lessing, Mozart- oder Beethoven-Feier; diese außerordentlichen Ausnahmsfälle sind zwar nur Fettaugen in der lauteren und oft zu sehr versalzenen deutschen Theatersuppe! Ein Anfang wäre aber doch hier und dort mit Erfolg gemacht. Wo Bauernfeld über Repertoir spricht, gedenkt er auch des alten, halbvergessenen Kotzebue'schen Lustspiels: „Die deutschen Kleinstädter" und sagt treffend: (S. 25). „Mit dem letztern hat der Verfasser einen Wurf für alle Zeiten gethan — denn immer wird es deutsche Kleinstädter geben, selbst wenn das einige Deutschland schließlich zu Stande kommt, und man braucht den Dialog des Original-Lustspiels nur etwa von Jahrzehnt zu Jahrzehnt geistreich aufzufrischen und umzuschreiben, um ein neues oder neu scheinendes Lustspiel für die Zeitgenossen zu gewinnen." — Eine Wehmuth beschlich uns bei der Erzählung von Schreyvogels energischem Wirken und seinem schmählichen Lohn und wir finden die Worte (S. 27): damals mußte man zähneknirschend schweigen — jetzt mag es gerade herausgesagt werden, daß die elendeste Kabale einen der wackersten Männer getödtet hat" — noch viel zu schonend im Munde der Nemesis! — Höchst humoristisch, aber zugleich sarkastisch schildert Bauernfeld die inneren Räume des Hof-Burgtheaters. Wir wollen ein Stückchen über Vertheilung der Sitzplätze (S. 29) zum Besten geben: „In den Logen saß der hohe Adel — ich weiß nicht, wie viele Ahnen der nachweisen mußte — und ausnahmsweise ein Paar überreiche Banquiers. Angesehene Familien buhlten Jahrelang um die Gunst, eine Viertel- oder Achtel-Loge zu bekommen und da mußte ihre „gute Gesinnung" außer allem Zweifel sein. Gewöhnliche Sterbliche, auch wenn sie schweres Geld bieten konnten, haben niemals erfahren, wie das Innere einer Loge in dem traurigen und finsteren Musentempel aussieht. Die Sperrsitze im Parterre waren von Hofräthen und Diplomaten in Beschlag genommen, die meist gratis darauf saßen." Er eifert mit Geist, Witz und Schärfe gegen das sogenannte „privilegirte" Publikum und gegen die Unzukömmlichkeiten des Hoftheater-Baues und schließt diese Debatte mit den nur zu wahren Worten (S. 31). Die neue Zeit verlangt ein neues Theater, verlangt ein neues Publikum und zum Theile neue Schauspieler. — Ueber Letztere läßt er sich im Ganzen nicht undankbar vernehmen, sagt aber ganz witzig von Einzelnen, — „gute Leute und schlechte Musikanten" — was uns nebenbei an das Orchester und seine nicht immer himmlische Musik erinnert, wie er auch treffend weiter unten bemerkt: „Man kann nicht lauter bedeutende Schauspieler gewinnen, ich weiß wohl! aber doch erträgliche — vor Allem Bildungsfähige." Ferner greift der Herr Verfasser noch das bis ans Lächerliche grenzende bureaukratische Pensions-System scharf an, nach welchem Frauen, wie Herrn als Beamte figuriren und Erstere lange noch ihren Gehalt beziehen, wenn sie auch längst mit jener bekannten Schauspielerin vor dem Spiegel sich selbst gestehen müssen. Gewesen gewesen!" — Mit allem Eifer bespricht im Ganzen Bauernfeld die Interessen des Instituts, das er ohne Frage heben half und würde lieber den Titel „Hoftheater," als je den Charakter: „Nationalbühne" vermissen — unseres Erachtens ist auch Letzteres der Kunst und dem Volke nothwendiger als der erste Titel, der über kurz oder lang doch nichts anders als ein Titel ohne Mittel sein würde; denn wenn von den Höfen Ersparnisse eingeleitet werden müssen, so meint der Verfasser, würde höchst wahrscheinlich bei den Hoftheatern begonnen werden. — Bauernfeld macht höchst bescheiden das Ministerium auf Devrient's Reformschrift: „Das Nationaltheater des neuen Deutschlands" aufmerksam — wir glauben auch Bauernfelds Reformschrift sei zu studieren, zu beherzigen und schließen mit den eindringlichen, warmen und ehrlichen Worten unseres einzigen deutschen Lustspieldichters (S. 29): „das neue Oesterreich braucht ein **Volkstheater** im besten, im edelsten Sinne des Wortes."

Moriz Albert.

Einladung zur Pränumeration

auf die

Grazer Zeitung

für das Jahr 1849.

Beinahe im Mittelpunkte Oesterreichs gelegen, ist unsere Zeitung berufen, ein Organ dieses Gesammtstaates zu sein. Wir erhalten aus allen Theilen der Monarchie und Deutschlands schnelle Correspondenzen. Die Redaktion selbst hat sich über jedes Partei-Getriebe gestellt, und verfolgt in ihrem Streben das Ziel einer auf Recht, Wahrheit und Sitte sich stützenden Freiheit, die allen Völkerschaften des großen Länder-Complexes ihre Nationalrechte möglichst gewährleisten soll. — Einen entschiedenen, aber besonnenen Fortschritt zu fördern, liegt in der Aufgabe, welche sich unsere Zeitung zunächst festgesetzt hat und kräftig zu verwirklichen strebt. Die Grazer Zeitung erscheint **täglich** und wird mit Post auch täglich an die Orte außer Graz versendet; derselben wird, wie bisher, das Provinzial-Amts- und Intelligenzblatt und dreimal die Woche das belletristische Blatt „der Volksfreund" beigegeben. Die äußerst billig gestellten

Pränumerations-Preise

für die täglich in Groß-Folio-Format erscheinende Grazer Zeitung sind:

a) im Orte Graz: ganzjährig 16 fl., halbjährig 8 fl. und vierteljährig 4 fl. C.M.

b) bei allen Postämtern mit **täglicher** Zusendung unter Couvert ganzjährig 20 „ „

halbjährig 10 „ „

vierteljährig 5 „ „

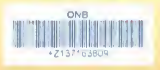
Jene verehrten Abnehmer, welche die Zeitung mit der Post zugesendet wünschen, belieben die Pränumeration bei den Postämtern möglichst **bald** einzuleiten, damit die Zusendung derselben mit 1. April 1849 pünktlich erfolgen könne.

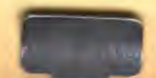
Graz, im Monat März 1849.

Der Verlag: **Andreas Leykam's Erben.**

Die Redaktion: **Schulheim. Firbas.**

Schnellpressdruck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld. Papier aus der Imster Fabrik.


ONB


Digitized by Google

